Per. 6h 40
Blätter
(1865

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 1. Sonntag, 1. Januar 1865.

Bayerische Staatsbibliothek München

Prost Neujahr!

Neujahrsgruß.

So wie ein Baum die Früchte niederstreift,
Wenn durch die Zweige kalte Nebel wallen,
So sahen wir vom Wunderbaum der Zeit
Als reife Frucht ein Jahr herniederfallen.
Zwölf Schläge tönten laut hinaus und weit,
Und weckten Ernst und Wehmuth in uns Allen;
Ja, Ernst und Wehmuth, denn an Noth und Schmerz
War reich das Jahr für manches Menschenherz!

Doch töne ihm kein Wort des Hasses nach,
Es war ja auch so reich, so reich an Schätzen!
Der Ew'ge lenkt, wie durch die Flur den Bach,
So auch die Zeit nach ewigen Gesetzen!
Hier ruft sie Freude in den Herzen wach,
Dort weckt sie Angst und Sorge und Entsetzen;
Doch jeden Schmerz und Mißklang löst sie
Dereinst in Glück und reine Harmonie!

Jetzt mit dem Jahr ins Meer der Ewigkeit
Laßt alle trüben Bilder uns versenken!
Es trägt in sich den Balsam ja die Zeit,
Um jedem Kummer Linderung zu schenken.
Nicht rückwärts — nein, nur auf die Zukunft heut'
Voll süßer Hoffnung, laßt den Blick uns lenken!
Es treibet — da die Frucht gefallen kaum —
Neu eine Blüthe schon am Lebensbaum.

Sie möge sich im milden Sonnenschein
Zum Glück der ganzen Menschheit reich entfalten,
Sie möge mild ein Friedensbote sein
Für Alle, die in Leidenschaft sich spalten,
Daß nicht des Hasses wilde Gluthen — nein!
Daß Lieb' und Treu' in allen Herzen walten,
Daß segensreich der Eintracht schönes Band
Sich schlinge durch das weite Vaterland!

Und was dem weiten Vaterlande gilt,
Das sei mehr noch diesem engen Kreise,
Ja, Jedlichen von euch geleite mild
Die Freude auf des Lebens Pilgerreise.
Nicht wird der Wünsche jeder nicht erfüllt —
Statt manche Hoffnung dir — so trag' es weise,
Und gibt dir keine Freuden das Geschick,
Dann schaffe selber Freude dir und Glück!

Dann baue träumend dir ein lustig Haus;
Im Traume auch ist Wahrheit ja und Leben!
Und schmücke es mit duft'gen Blüthen aus,
Wie nicht die Welt sie bieten kann und geben!
Und weicht der Grundstein deines duft'gen Bau's —
Und siehst du auch manch' süßes Bild entschweben —
Von Neuem stets laß deinen Bau ersteh'n! —
Ja, träume nur, auch solch ein Traum ist schön!

Dies sei für euch mein Gruß zum neuen Jahr,
Dies sei der Wunsch, den ich euch Allen biete!
Zu dem, was euer jetzt an Freuden war,
Geselle sich noch manche neue Blüthe!
Rein sei der Himmel über euch und klar!
Rein sei, wie er, der Himmel im Gemüthe!
Ein neues Jahr schloß seine Pforten auf:
Glückauf! Glückauf zum neuen Pilgerlauf!

Wilhelm und Louise.

I.

„Du siehst so traurig aus, Wilhelm? kommst so langsam daher? Ist es wieder nichts?"

„Nein, Louise, es ist wieder nichts! Ich bin wieder übergangen worden, bin wieder geblieben, was ich war: der alte Fahnenjunker!" Louise seufzte tief auf und lehnte ihr schönes Köpfchen traurig an den Stamm der großen Linde, neben welcher sie stand. Sie war, getrieben von Ungeduld und Sehn-

ſucht, ihrem Geliebten, dem Fahnenjunker Wilhelm v. Bellna, bis auf die Promenade entgegengegangen. Sie wußte, daß er, wenn er von dem Exerzirplatze zurückkehrte, den Weg durch die Parkanlage nehmen würde, und hier, an der Ecke der einſamen, menſchenleeren Allee, hatte ſie, hinter der großen Linde ſich verbergend, ihn erwartet.

„Biſt wieder übergangen worden?“ ſeufzte ſie traurig. „Und weßhalb? Mit welchem Recht darf man Dich zurückſetzen?“

„Ich bin der Sohn eines Mannes, dem der König ein grauſames Unrecht angethan und deſſen Namen deßhalb Niemand vor ihm auszuſprechen wagt; ich habe daher keine Fürſprache bei Hofe und ich bin arm. Iſt das nicht Grund genug, um mich zu übergehen, um den Fahnenjunker niemals zum Offizier avanciren zu laſſen? Ich habe nicht einmal die Mittel, um meine Offizierscquipage bezahlen zu können. Es war alſo unrecht und thöricht, daß ich überhaupt darauf hoffte. O, der Fluch der Armuth laſtet auf mir! Ich kann ihm nicht entrinnen, er wird mich in den Tod treiben!“

„Ja, es iſt wahr,“ ſeufzte Louiſe, „wir ſind unglücklich, ſehr unglücklich, und wir haben es nicht verſchuldet, wir haben Beide wirklich nur den Fluch der Armuth zu tragen. Er hat Deine Familie, wie die meine, von unſerer früheſten Jugend an verfolgt. Unſere Väter waren Beide entlaſſene Offiziere, Beide vom König in Ungnade entlaſſen und Niemand nahm ſich daher ihrer an, Niemand verſchaffte ihnen eine Stelle, die ſie verſorgen konnte. Kümmerlich lebten wir, wie Ihr, von dem geringen Vermögen, das unſere Mütter als Heirathsgut eingebracht hatten, und Noth und Entbehrungen war unſer Loos von Jugend auf. Das einzige Glück, das wir kennen gelernt, war die Freundſchaft unſerer beiden Familien. Unſere Väter liebten ſich, weil ſie daſſelbe Schickſal gehabt und deßhalb ermeſſen konnten, was Jeder von ihnen litt und trug; unſere Mütter waren Schweſtern und liebten ſich als Freundinnen, welche die gleiche Noth des Lebens miteinander ertrugen, und wir Kinder theilten unſere Freuden, unſere Spiele und unſer Stück Brod miteinander. Ach, Wilhelm, gedenke unſerer ſchönen Kinderzeit und ſage nicht, daß wir immer nur unglücklich geweſen; ſage nicht, daß wir dem Fluch der Armuth verfallen ſind, daß nicht auch wir ſchöne und reiche Stunden genoſſen haben. Arm ſind nur Diejenigen, welche Niemand haben, den ſie lieben und der ſie liebt. Und ich frage Dich, Wilhelm, gehörſt Du alſo wohl zu den Armen? Lieben wir uns nicht? Iſt nicht die Liebe mit uns aufgewachſen, hat ſie nicht unſer ganzes Leben mit hellem Sonnenglanz verſchönert? Als ich meine Eltern verlor, was hat mich da getröſtet und erhoben? Die Liebe zu Dir! Wer hat mich da in ſeine Arme ſanft genommen und geſagt: „Du biſt keine Waiſe, keine Vereinſamte, Du wirſt immer einen Arm neben Dir haben, der bereit iſt, Dich zu ſchützen, ein Herz, das Dich liebt! Du haſt das geſagt, mein Geliebter, Du haſt mit Deiner lieben Hand meine Thränen getrocknet und mich ſo muthig und ſtark gemacht, daß ich nicht verzagt bin, ſelbſt wenn das Gnadenbrod, das die alte Tante mir gibt, oft recht hart und bitter iſt. Und nun, mein Freund, nun willſt Du verzagen und muthlos werden? Du, der mir ſo oft Muth zugeſprochen, mich ſo oft auf die Zukunft vertröſtet hat?“

„Ich war ein leichtſinniger Thor, als ich das that,“ ſagte er düſter. „Ich hoffte auf die Zukunft, hoffte, daß ich endlich zum Lieutenant avanciren müßte. Aber es war ja Alles thöricht und kindiſch. Was hülfe es mir, wenn ich Lieutenant wäre? Ich wäre ja dennoch nicht im Stande, Dir eine Heimath zu geben, Dir eine Häuslichkeit zu bereiten, Dich zu erretten aus der Hölle, in der Du an der Seite Deiner alten Tante lebſt. O Louiſe, ich that Unrecht, Dir jemals zu ſagen, daß ich Dich liebe, denn ich werde Dich niemals heirathen können und deßhalb, Louiſe,“ fuhr er düſter und mit ſtockender Stimme fort, „gebe ich Dir Dein Wort zurück. Vergiß mich, denke nicht mehr an mich, gib mich auf als einen Unglücklichen, dem das Schickſal es nicht geſtatten will, Dich glücklich zu machen, und — wenn ein Anderer, ein Glücklicherer Dir ſeine Hand bietet, ſo nimm ſie an und denke — denke, daß ich mein Herzblut darum geben würde, wenn ich an ſeiner Stelle ſein könnte.“ Er hatte nicht den Muth ſie anzuſehen, während er ſo ſprach, aber unter den geſenkten Augenlidern rannen zwei Thränen langſam über ſeine Wangen nieder.

Sie legte ſanft ihre Hand auf ſeinen Arm und ſchaute aus ihren großen, blauen Augen mit tiefem, innigem Liebesblick zu ihm auf: „Sieh' mich an, Wilhelm,“ ſagte ſie leiſe, „ſieh' mich an und dann wiederhole es, dann ſage es noch ein Mal, daß ich mich an einen Anderen verheirathen ſoll.“

Wilhelm hob langſam die Augenlider empor und blickte in ihr liebliches, treues Angeſicht, das mit einem ſchmerzlich ſüßen Lächeln ihm zugewandt war. Lange ſchaute er ſie an, es arbeitete und zuckte in ſeinen Zügen, der Athem ging knechend aus ſeiner Bruſt hervor, ein furchtbarer Schmerz tobte in ſeinem Innern — aber er überwand ihn, er zwang ſeine

Züge, wieder ruhig zu werden, seine Stimme, nicht mehr zu zittern.

„Der Rathsherr Bernhardi wirbt um Dich," sagte er. „Er ist ein ehrenhafter, guter und geachteter Mann, er ist wohlhabend genug, um Dir eine bequeme Häuslichkeit bieten zu können, und Du wirst durch ihn jedenfalls erlöst werden von der Demüthigung, das Gnadenbrod Deiner geizigen Tante essen zu müssen. Nimm also seine Hand an, heirathe ihn, denn ich — ich habe Dir entsagt, und Gott weiß, mit welchen Todesschmerzen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine moderne Tragödie.

Der „Nordd. Allg. Ztg." wird durch einen Privatbrief folgender furchtbare Vorfall mitgetheilt, der sich in San Joan do Rei, in der brasilianischen Provinz Minhas Geraës zugetragen haben soll und welcher sehr an den unfreiwilligen Vatermord des Oedip erinnert.

Vor einigen Jahren bebauten Antonio Magelhaëns und seine Frau Margerida eine kleine Fazenda in der Nähe von Pilas de Taipa, am Parchiba-Fluß. Ihr einziger Sohn, Melchior, ein junger, vortrefflicher Mensch von achtzehn Jahren, half ihnen bei der Arbeit, die kleine Familie lebte glücklich und einig. Eine entsetzliche Prophezeihung zerstörte dies Glück. Melchior beging die Schwäche, eine alte Mulattin, welche sich mit Wahrsagen abgab, um seine Zukunft zu befragen, und die noch größere Schwäche, an ihre Prophezeihung zu glauben. „Sie werden Ihren Vater und Ihre Mutter tödten!" hatte die alte Frau ihm gesagt. Melchior betete seine Eltern an. Von diesem Augenblick an hatte er nur noch die eine Idee, weit fort über den Ocean zu gehen, um sie nie wieder zu sehen und um jeden Preis das Verbrechen zu vermeiden, an das er nur mit Schaudern denken konnte. Ohne Wissen seiner Eltern schiffte er sich ein, wurde Matrose, Arbeitsmann, Kaufmann; in keiner Unternehmung hatte er Glück, und wie durch eine unwiderstehliche Gewalt nach Brasilien zurückgezogen, kehrte er nach 6jähriger Abwesenheit dorthin zurück, aber er ließ sich in einer entfernten Provinz nieder, zu Passagem, bei San Joan do Rei, in der Provinz Minhas Geraës. Er veränderte seinen Namen und wurde Feiros, d. h. Aufseher der Feldarbeiter in einer Fazenda. Seine Thätigkeit, seine Intelligenz, seine Kenntniß des Landbaues zog bald die Aufmerksamkeit auf ihn. Der Besitzer der Fazenda war Witwer und hatte eine Tochter, welche für Melchior eine starke Zuneigung faßte; der junge Mann liebte sie auch und wurde ihr Gatte. Zwei Jahre lang ging Alles gut, die Ehe war glücklich. Melchior hatte seine Eltern nicht vergessen, aber er zitterte schon bei dem Gedanken, sie wiederzusehen, und bewahrte deßhalb sorgfältig sein Geheimniß. Dieser Gedanke und eine Eifersucht, zu der seine Frau ihm durchaus keinen Grund gab, verliehen ihm einen etwas düsteren Charakter, aber er blieb doch stets ein tüchtiger Mann und ein guter Gatte. Unterdeß führte der Zufall den alten Magelhaëns und seine Frau, welche schon viele vergebliche Nachforschungen angestellt hatten, auf die Spur des verlorenen Sohnes. Ein Neger, der ihm ehemals angehört hatte, kam durch Verkauf nach der Provinz Minhas Geraës, wo er zufällig Melchior wieder traf. Er sprach von seiner Entdeckung mit einem Kaufmann, der von dem Verschwinden des Melchior Magelhaëns gehört hatte, und so kam die Nachricht auch zu den Eltern. Der verlorene Sohn war wieder gefunden. Die greisen Eltern machten sich auf den Weg und kamen nach Passagem, ohne Jemand davon zu benachrichtigen. Sie hatten sich nach Allem genau erkundigt und hofften ihren Sohn zu überraschen; derselbe war aber nicht zu Hause, er war einige Meilen weit fortgegangen, um Vieh zu verkaufen. Antonio und Margerida gaben sich ihrer Schwiegertochter zu erkennen und erzählten ihr von ihrem Schmerze und ihrer Verzweiflung beim Verschwinden des Sohnes. Die junge Frau nahm sie mit herzlichster Gastlichkeit auf, und da sie müde waren, bot sie ihnen ihr eigenes Bett an, bis ein passendes Zimmer zu ihrer Aufnahme hergerichtet wäre. Da Melchior am Abend zurückkommen sollte, ging sie ihm entgegen, um ihn zu benachrichtigen und um die Erste zu sein, welche ihm eine, wie sie meinte, so glückliche Nachricht mittheilte. Melchior kam sehr vergnügt zurück; er hatte ein vortheilhaftes Geschäft gemacht. Um schneller heimzukommen, nahm er einen näheren Weg und durcheilte die Strecke im Galopp. Während seine Frau ihn auf der großen Straße suchte, traf er schon zu Hause ein. Er tritt ein; die Nacht war plötzlich gekommen, wie das in jenen tropischen Gegenden geschieht, wo es keine Dämmerung gibt. Er wendet sich nach der Schlafstube und hört das regelmäßige Geräusch des Athmens. Er glaubt, daß seine Frau sich niedergelegt habe und schlafe. Er streckt die Hand aus und entdeckt zwei Menschen in dem Bett. Er fühlt einen Bart, einen Männerkopf; eine Frau ruht an seiner Seite. Kein Zweifel mehr, er ist verrathen. Der Unglückliche ergreift sein Messer und tödtet Beide.

Kaum hatte er seine Rache befriedigt, als er die Stimme seiner Frau hörte. Da sie ihren Gatten nicht getroffen, war die junge Fazendera zurückgekommen. Sie zündet eine Lampe an, sie sieht ihren Mann unbeweglich, bleich, mit verwirrten Blicken; sie sieht das Leinen blutig. Die Vorhersagung war erfüllt: Melchior hatte seinen Vater und seine Mutter ermordet! Mit einem Blicke hatte er Alles begriffen. Aber die Gemüthsbewegung war zu groß, als daß sein Geist sie hätte ertragen können. Er ist wahnsinnig geworden.

Mannigfaltiges.

Die Schotten sind dem Trunke sehr ergeben, deßhalb ist das Bemühen von Menschenfreunden seither dahin gerichtet, Mäßigkeitsvereine unter denselben zu gründen. Auch die Religion hat sich hineingemischt, und möchte es von Interesse sein, die Rede kennen zu lernen, welche vor einiger Zeit ein Pfarrer vor seiner Gemeinde hielt. „Meine Brüder," sagte er, „Euere Ausschweifungen werden nach und nach unerträglich. Gewöhnt Euch doch an die Mäßigkeit in allen Dingen und hütet Euch vor starken Getränken. Wenn Ihr aufsteht, dürft Ihr ein Gläschen Branntwein zu Euch nehmen, um den Magen zu kräftigen, ein anderes vor dem Frühstück und allenfalls eins nachher; aber befaßt Euch nicht mit beständigem Trinken. Wenn Ihr Morgens ausgeht, nun, so könnt Ihr ein Gläschen wegen des Nebels nehmen, vielleicht eins vor dem Mittagessen, was nicht zu verdammen wäre; aber laßt Euch nur nicht fortwährend mit der Flasche in den Händen blicken. Niemand wird etwas einzuwenden haben, wenn Ihr ein Gläschen beim Dessert trinkt und ein anderes beim Aufheben der Tafel, um auf die Gesundheit Eurer Freunde anzustoßen. Dies Alles ist vernünftig gehandelt, selbst wenn Ihr, um Euch Nachmittags zur Arbeit frisch zu erhalten, Euch mit noch einem bis zwei Gläschen laben sollt. Aber scheußlich ist es, sich mit solchem Getränke übermäßig anzufüllen. Ist das Tagewerk vollbracht, dann darf man, um sich wieder zu stärken, ein Gläschen und nach dem Abendessen wieder eins nehmen. Ein weiteres nach dem Thee ist auch nicht zu viel. Endlich, da man eine längere Angewohnheit nicht so schnell ablegen kann, will ich, wenn Ihr nicht anders wollt, zugeben, daß Ihr noch ein Gläschen vor dem Schlafengehen und in der Nacht beim Aufwachen allenfalls eins oder zwei, um wieder einschlafen zu können, genießet; aber, meine lieben Freunde, dabei laßt's bewenden, sonst werdet Ihr die Grenzen der Mäßigkeit überschreiten."

Bei einem Zahnarzte in Wien trat eine schöne Dame mit Thränen im Auge ein: „Ich bitte um Ihre Hilfe, ich bin in Verzweiflung. Mein Gemahl leidet seit Wochen an furchtbarem Zahnweh und ich fürchte, sein Geist leidet unter dem wüthenden Schmerze." — „Dann lassen Sie den Zahn ausreißen, meine Gnädigste!" — „Aber er will nicht, um keinen Preis; das ist's eben; es gibt nur ein Mittel, ihm zu helfen und das liegt in Ihrer Hand. Morgen Mittag werde ich ihn unter einem Vorwande hierher führen; Sie lassen ihn durch Ihre Leute festhalten und — mag er sich wehren, wie er will, den Zahn ausreißen; es ist der vierte in der oberen Reihe! Wollen Sie?" — „Gern, gnädige Frau, es bleibt dabei!" — Zur verabredeten Stunde andern Tages sieht der Arzt die schöne Dame mit einem jungen Herrn ins Haus treten, sie kommen ins Vorzimmer, ins zweite Zimmer, die Dame nimmt dem Herrn ein Kästchen ab und nun stürzen drei Männer auf den Herrn los, drücken ihn auf einen Stuhl, und wie er auch jammert, schreit, flucht — die Operation geht vor sich. „Der Zahn ist 'raus," wüthend springt der Mann auf: „Wo ist die Dame? Wo sind meine Juwelen? Ich mache Sie verantwortlich!" Die Dame war fort, der kostbare Schmuck — mehrere tausend Gulden werth — mit ihr. Sie war im Juwelierladen gewesen, hatte den kostbaren Schmuck ausgesucht und gebeten, daß ein Buchhalter sie in ihr Haus begleite, um das Geld in Empfang zu nehmen; im Vorsaal hatte sie ihm den Schmuck abgenommen und er war überfallen worden u. s. w. —

Räthsel.

Die erste ist der zweiten Leib
Vielfach im Reich der Pflanzen,
Doch ist sie auch als Mann und Weib
Die Wurzel von dem Ganzen;
Dem Ganzen ist nicht stets zu trau'n,
Denn schuldlos sind nicht alle Frau'n.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 2. Dienstag, 3. Januar 1865.

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

„Ich aber, mein Geliebter," sagte sie mit einem wundervollen Lächeln, „ich habe Dir nicht entsagt, das heißt, nicht meiner Liebe zu Dir entsagt. Ich werde niemals eines anderen Mannes Frau werden, denn ich liebe Dich, es wäre also ein Meineid, wenn ich einem Anderen Treue geloben wollte, da ich sie Dir doch immer bewahren würde. Sage also nicht, daß ich mich an den Rathsherrn Bernhardi verheirathen soll, denn eben weil er ein guter und ehrenhafter Mann ist, darf ich ihn nicht betrügen. Sage auch nicht, daß Du mir mein Wort der Liebe und Treue zurückgibst. Ich nehme es nicht an, denn ich habe es freiwillig gegeben, es bleibt bei Dir, so lange wir leben. Wir können uns zwar nicht heirathen, aber ist das ein Grund, um uns nicht zu lieben? Ist das ein Grund, um die Treue zu brechen, die wir einander gelobt haben? Wir müssen Geduld haben, zu warten, und in Liebe und Treue ausharren bis an's Ende!"

„Und es wird doch Alles vergeblich sein," murmelte er, „wir werden uns niemals heirathen können!"

„Nicht hier auf Erden, Wilhelm, aber dort oben! Dort werden wir einander angehören, dort wird uns Nichts mehr trennen, dort werden wir eins sein in Liebe. Und darum, mein Vielgeliebter, darum laß uns freudig sein in Hoffnung und Liebe. Ich kann hier auf Erden nicht Deine Frau werden, nun, so bleibe ich Deine Braut, Deine treue liebende Braut!"

„Und verurtheilst Dich damit zu ewiger Knechtschaft, zu ewiger Abhängigkeit!"

„Nein, mein Freund! Ich habe meinen Entschluß gefaßt und der heutige Tag hat mir die Entscheidung gebracht über meine Zukunft. Ich wollte sie abhängig machen von Deiner Beförderung, ich hatte mir geschworen, daß, wenn Du endlich zum Offizier avancirtest, ich das als ein Zeichen ansehen wolle, daß Gott uns gestatten werde, noch auf Erden glücklich zu sein und uns anzugehören. Du bist nicht avancirt, und nun ist mein Entschluß gefaßt, ich gehe in ein Kloster."

Er antwortete nicht, nur ein Schluchzen quoll wie ein Todesächzen aus seiner Brust hervor, und indem er ihren Kopf zwischen seine beiden Hände nahm, preßte er einen langen, glühenden Kuß auf ihr blondes Haar.

„Es gibt in Breslau fromme Klöster, in welchen man Gott dient, indem man der Menschheit dient," fuhr Louise fort, und ihr schönes Antlitz strahlte von frommer Begeisterung. „Ich will zu den Elisabethinerinnen gehen und Krankenpflegerin werden, um mein Herz gesund zu machen und Dir liebesstark und treu zu erhalten."

„Du eine Nonne?" stöhnte er, „Du schönes, jugendfrisches Mädchen, Du lebendig begraben?"

„Nein, Wilhelm, ich werde dort gerettet sein vor allem Schmerz und aller Demüthigung. Ich werde keinen Schmerz mehr zu erdulden haben, ich werde immer an Dich denken, immer für Dich beten können, ich werde immer die Braut sein, die freudig ihrer Hochzeit entgegen hofft. Und Du, mein Geliebter, Du wirst zuweilen an mich schreiben und — ein Mal im Jahre wirst Du mich besuchen. Die Elisabethinerinnen sind nicht ganz abgetrennt von der Außenwelt; sie dürfen mit ihren Freunden verkehren, dürfen sie im Sprechzimmer empfangen."

„Du brichst mir das Herz, ach! Du brichst mir das Herz," klagte Wilhelm leise. „Ich fühle, daß ich es nicht ertragen kann und dennoch darf ich Dich nicht zurückhalten, Du wirst wenigstens dort eine Zuflucht finden gegen die Noth des Lebens, eine Zuflucht, welche der alle, arme Fahnenjunker Dir niemals gewähren kann. Werde also Nonne, Louise, pflege die Kranken und bete, ach! bete für Deinen unglücklichen Freund, Deinen armen Wilhelm."

„Beten werde ich immer für Dich, ob ich Nonne werde oder nicht,“ sagte sie innig, „lieben werde ich Dich immer, gleichviel, ob ich in der kleinen Kammer bin, die mir die Tante eingeräumt hat, oder in der Zelle des Klosters. Aber wer kann wissen, ob sich mir diese Zuflucht auch eröffnen kann, ob sich die Klosterpforten mir eröffnen werden? Gewiß kann nur Glück und Gunst, wer in den Adelsstolz nehmen Aufnahme finden und Nonne werden will, muß einen Brautschatz mitbringen, muß eine bestimmte und nicht unbedeutende Summe an das Kloster zahlen, und Du weißt wohl, ich bin ganz arm und mittellos.“

„Woher willst Du also den Brautschatz nehmen, welchen Du dem Kloster mitbringen mußt? Wer soll ihn Dir geben?“

„Der König soll ihn mir geben!“ rief sie.

„Der König?“ fragte er staunend. „Du glaubst also, daß der König Friedrich der Zweite, er, der nie vergißt, nie verzeiht, daß er Dir der Tochter Deines Vaters, eine Gnade erzeigen wird, und wär's auch nur die Gnade, daß Du in ein Kloster gehen könntest? Er soll Dir einen Brautschatz geben?“

„Ja, er soll es thun. Ich will ihn darum mahnen, wie sehr er meinen Vater geliebt und beleidigt hat. Ich, Gott wird mir Worte geben, sein Herz zu rühren.“

„Aber wie willst Du zu ihm gelangen, Louise? Es ist eine weite Reise von hier nach Potsdam, zwei Tagereisen.“

„Ich werde nicht zum Könige gehen, sondern der König wird zu mir kommen,“ sagte sie, das heißt, er wird auf seiner Reise nach Breslau hierher kommen. Der Rathsherr Bernhardi brachte uns heute die Nachricht: Der Kurier, welcher nach Breslau geht, um dort alle melden, daß der König kommt, hat dem hiesigen Magistrat zugleich angezeigt, daß der König hier in Ziegnitz sein Nachtquartier nehmen und daß er heute Abend hier eintreffen wird. Ich werde also morgen früh auf das Schloß gehen, ich werde so lange bitten und flehen, bis ich vorgelassen werde. Der Gedanke an Dich wird mir dazu Muth und Kraft geben, und wenn ich es erreiche, wenn ich vor dem König stehe und zu ihm spreche, so werde ich mir immer innerlich wiederholen: ich will Nonne werden, damit mein geliebter Wilhelm sich nicht um meine Zukunft ängstigt. Ich will Nonne werden, damit er weiß, daß seine Braut eine Zuflucht hat gegen alle Stürme des Lebens, eine Zuflucht, wo sie ungestört an ihn denken und von seinem Andenken beglückt, nur Gut und ihrer Liebe leben kann. Sieht Du, und das wird meinen Worten Kraft und Begeisterung geben, und ich werde so sprechen, daß der König, so verhärtet und kalt sein Herz auch immer sein mag, doch gerührt werden und mir bewilligen muß, was ich erflehe.“

„Und Du wirst alsdann Nonne werden und ich werde einsam und allein hier in Ziegnitz zurückbleiben, werde bald zum Gespött und Gelächter der ganzen Garnison werden, denn mein Haar wird ergrauen vor Gram um Dich, ich werde ein alter, Mann sein bei jungen Jahren, und ein alter Fahnenjunker mit grauen Haaren, das ist wohl ein Gegenstand zum Lachen und zum Spott. Ich werde Niemand haben, der mich liebt, Niemand, der mich tröstet und der mir freundlich ins Auge schaut. Aber nein, ich will nicht klagen! Ich will, gleich Dir, mein Geschick ruhig ertragen und auf den Tod hoffen, der mich erlösen soll. Und wer weiß, vielleicht kann der gute Gott geben, daß es wieder einmal zum Kriege kommt, der König wird doch nicht immer genug haben an seinen Lorbeeren des siebenjährigen Krieges. Ach, Louise, wenn ich mir denke, daß es zum Kriege käme, dann stünde mein Herz vor Freude, denn ich wüßte, daß ich dann den Fluch von mir lösen könnte, der mich niederdrückt, daß ich Heldenthaten, Muth und durch Tapferkeit und Bravour den Fehler meiner Armuth wieder gut machen würde. Aber dies Alles sind Träume, ungereimte Träume, thörichte, vergebliche Träume. Wir werden keinen Krieg haben, ihr werdet ich mich auszeichnen können, und Du, Du willst Nonne werden, das wäre daher ja doch Alles vergeblich, es hülfe mir dann ja nichts, wenn ich auch Offizier würde und Beute machte.“

Sie legte mit einem innigen Liebesblick ihre Hand auf seine Schulter. „Es würe nicht vergeblich, Wilhelm,“ flüsterte sie leise, „denn die Elisabethinerinnen sind nicht gebunden für ihr ganzes Leben. Geht der König von Preußen sich Schlesien erobert hat, ist die strenge Ordensregel aufgehoben und der König hat es beim Papst durch seinen Gesandten durchgesetzt, daß in allen Klöstern in Preußen es den Nonnen sollwohl wie den Mönchen gestattet ist, zwei Jahre nach ihrem Eintritt und immer wieder nach zwei Jahren auszutreten und in die Welt zurückzukehren. Siehst Du, Wilhelm, gerade deßhalb will ich zu ihr, zu den Elisabethinerinnen gehen und dort Nonne werden. Denn in mir flüstert immer noch die Hoffnung, daß es doch noch vielleicht eine möglich sein könnte, daß wir einander schon auf Erden angehören und ein glückliches Paar werden. Darum will ich mich Dir bewahren und darum will die Nonne immer noch hoffen auf das Leben und auf Dich. Und was Deine Hoffnung auf den Krieg

anbelangt, ſo mag auch dieſe vielleicht in Erfüllung gehen, noch ehe Du es denkſt. Der Rathsherr Bernhardi hat, wie Du weißt, einen Bruder, der in Berlin im Kabinet des Königs angeſtellt iſt, und der hat ihm geſchrieben, daß vielleicht bald wieder ein Krieg ausbrechen kann. Der Kurfürſt von Bayern iſt geſtorben, und man ſagt, daß die Kaiſerin von Oeſterreich, die Marie Thereſia, Bayern als Erbſchaft für ſich in Anſpruch nehmen will und daß der neue Kurfürſt von Bayern ihr ſein Land gegen andere Ländereien abtreten will. Das würde aber unſer König niemals zugeben und leiden, und wenn die Oeſterreicher in Bayern einrückten, ſo läßt auch der König von Preußen ſeine Truppen einrücken, und dann kommt's zum Krieg, und dann kann doch noch Alles wahr werden, was Du hoffeſt."

(Fortſetzung folgt.)

Die Geſchichte der Stecknadel.

Im wiſſenſchaftlichen Verein in Berlin hielt Generallieutenant v. Prittwitz über den obigen, anſcheinend unbedeutenden Gegenſtand vom Standpunkt der Induſtrie und Volkswirthſchaft aus einen intereſſanten Vortrag. Rücklickend auf das Alterthum, bemerkte er, daß vor der Erfindung der Nadeln Dornen, Fiſchgräten, zugeſpitzte Knochen die Stelle derſelben erſetzen mußten. Doch haben ſchon die Babylonier Nadeln gekannt, auch nur Nähnadeln, gekannt, da bei ihnen geflickte Kleider vorkommen. Fabriken dieſer nützlichen Gegenſtände findet man in Nürnberg ums Jahr 1370, in Augsburg 1406. 1543 bekümmerte ſich Heinrich der Achte von England genau um die Nadelverfertigung, indem er befahl, daß auf doppelte Köpfe, gegalattet und feine Spitzen zu achten ſei. Die jetzigen Stecknadeln beſtehen aus Meſſingdraht, der mit Zinn überzogen iſt, und ihre Herſtellung bildet einen beſonders intereſſanten Zweig der Induſtrie. Bei aller Fabrikation ſind zwei Faktoren nöthig, Material und Arbeit. Erſteres liefert die Natur als Rohſtoff, dieſe, es hat der kunſtfertige Menſch und macht ſie ſich unterthan. Meſſing und Zinn ſind die Metalle, deren es zur Anfertigung einer Stecknadel bedarf; erſteres beſteht aus Kupfer und Zink, wovon wiederum das Kupfer nach Angabe der Geologen etwa neun Millionen Jahre vor dem Daſein der erſten Menſchen in der Steinkohlenformation, Zink ein paar Millionen Jahre ſpäter ſich vorfand. Jahrtauſende vergingen, ehe, wie die Bibel erzählt, Tubalkain, deſſen Name an Vulkan erinnert, zuerſt Erz bearbeitete. Kupfermiſchungen, Erz, Bronce kannte man früher als Eiſen, das die Aegypter 1400 Jahre v. Chr. gehabt haben ſollen. Hundert Jahre vor Chriſtus waren in Gallien und Germanien eiſerne Schwerter noch ſelten. In Sammlungen von Alterthümern finden ſich daher auch broncene Nadeln, die einfach gearbeitet ſind, während die jetzigen mannigfacher chemiſcher und mechaniſcher Operationen bedürfen.

Denn nicht gering ſind die Anforderungen, die man an eine Stecknadel ſtellt. Der Kopf ſoll rund und glatt ſein, die Nadel ſelber ſteif, die Spitze ohne Unebenheiten, d. h. ein jeder der drei Theile, aus denen ſie beſteht, ganz ſeinem Zweck entſprechend. Die Fabrikation zerfällt nun in folgende Operationen: 1) Anfertigung der Drahtſtifte, 2) der Köpfe, 3) Befeſtigung derſelben auf den Stift, 4) Vollendung der Nadel. Ein Zieheiſen gibt dem Drahte die nöthige Dicke und Steifigkeit und macht in einer Stunde 3600 Fuß Draht fertig. Dieſer wird zweihundertfach zuſammengelegt und geſchnitten und auf einem durch den Fuß des Arbeiters bewegten Schleifſteine geſpitzt, wobei 30,000 bis 50,000 in einer Stunde fertig werden. Dieſe Arbeit iſt der Geſundheit ſchädlich; das Kupfer dringt ſo in den Organismus des Schleifers ein, daß ſeine Haare grün werden und er frühe dahinſiecht. Zu den Köpfen der Nadeln wird ein feinerer Draht genommen, der ſpiralförmig geſponnen iſt; er wird vermittelſt einer Scheere zerſchnitten und in einer Stunde werden 40,000 Köpfe fertig, von denen jeder zwei Windungen hat. Auf einem kleinen Ambos mit halbrunder Ausböhlung werden die Köpfe vermittelſt eines Stempels auf den Draht geſetzt und hier vollenden ſich in einer Stunde 1000 bis 1500 Nadeln. Doch weil der Lohn gerade dieſer Arbeit ein ſo niedriger iſt und die kleinen Köpfe zarter Hände bedürfen, ſo wird ſie meiſt von Knaben gemacht. Man ſehe aber dieſe armen Kinder, wie ſie bei dem mechaniſchen Geſchäfte geiſtig und körperlich verkommen. — Die letzte Operation iſt die des Weißſiedens, wobei die Nadel, mit Zinn überzogen wird, und endlich ſtecken Kinder und Frauen ſie auf Papier (Briefe), wobei ſie einen Schuß über den Daumen ziehen, um ſich nicht allzu oft zu ſtechen. Ein Klammerwerk weiſt jeder Nadel ihren Platz an und in einer Minute werden 60 eingeſteckt. In die Hände des Krämers übergegangen, verkaufen ſich die Stecknadeln à Loth 1 Sgr. 9 das Loth zu 550 Stück gerechnet, das Stück zu 2½ Pfennig. Betrachtet man die viele Arbeitskräfte thätig waren, die Nadeln zu befeſtigen, ſo erkennt man aus dieſem Beiſpiel, wie aus ſo

manchen anderen, daß der Tauschverkehr das feste Band der menschlichen Gesellschaft ist. Alle Erzeugnisse fremder Hände werden zuletzt eingetauscht für Geld, doch diese Erzeugnisse sind der mannigfachsten Art. Sie hervorzubringen bedient sich der Mensch animalischer und elementarer Kräfte, die ihm helfen müssen; wo die Arbeit zu mechanisch und geisttödtend für den denkenden Menschen ist, da erfindet er helfende Maschinen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine altgallische Stadt.) In der nächsten Umgebung von Autun haben Ausgrabungen stattgefunden, welche interessante Resultate ergeben haben. Man ist auf die Reste einer altgallischen Stadt gekommen, das Bibracte zu Cäsar's Zeiten, in späteren römischen Zeiten das Augustodunum, dessen Platz jetzt zum Theil von der Stadt Autun eingenommen wird. Man hat die Fundamente der alten Citadelle gefunden, sowie die von etwa siebenzig Häusern, runden und viereckigen gallischen Häusern, gallo-römische Gebäude mit ihren Feuerstellen, Haufen von Dachziegeln, Töpferarbeiten, Amphoren, Kohlen, Nägel, Mauerwerk von Luftziegeln ist zu Tage gekommen, und eben so Gußmauerwerk, steinerne Thüren, geplattete Fußböden, wobei Platten von drei Fuß Länge vorkommen, Backöfen und Reste von Baumaterialien aller Art. Auch die Grundmauern eines halbkreisförmigen Theaters haben sich gefunden, dessen Durchmesser mehr als fünfzig Meter mißt.

Dr. Kaiser und Professor Mayer erzählten sich Scenen aus ihrem Studentenleben, wo sie beide arme Teufel waren. Der Doktor sagte, er habe einmal ein so kleines Zimmer gehabt, daß er darin keinen Schritt gehen konnte. — „O, das ist noch Nichts," sagte der Professor, „das meine war so klein, daß nicht einmal meine Uhr darin gehen konnte, weßhalb ich sie verkaufen mußte."

Der Marburger Professor Busch bemerkte, daß man ihn in seinen alltäglichen Kleidern über die Achseln ansah. Er nahm daher seine Feiertagskleider und ging damit auf die Straße. Jetzt zog Jedermann den Hut vor ihm. Als er wieder in sein Zimmer kam, warf er die Kleider von sich, trat sie mit Füßen und rief aus: „Verdammter Rock, bist du denn der Professor Busch oder bin ich es?"

Vor einigen Tagen ist in Berlin gegen zwei Männer, welche sich im Eisenbahncoupe in Gegenwart fremder Damen gemeiner Redensarten bedient hatten, vom Gericht das Urtheil gefällt worden: sie wurden jeder zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt und zwar nach §. 150 des Strafgesetzbuches wegen öffentlicher Verletzung der Schamhaftigkeit.

Ein Herr deklamirte in einer Gesellschaft Schiller's „Würde der Frauen". — „Dieser Schiller muß nicht verheirathet gewesen sein, sonst würde er gewußt haben, daß wir Frauen weniger flechten und weben, sondern mehr nähen, stricken, stopfen, kochen und waschen!" äußerte eine anwesende Hausfrau.

Gemeinnütziges.

(Kartoffeln im Winter zu versenden, ohne daß sie erfrieren.) Man taucht die Säcke, in welchen die Kartoffeln versendet werden sollen, in kaltes Wasser, füllt dann die Kartoffeln ein und begießt oben außen die Säcke wieder mit Wasser. Auf diese Weise verpackt, halten die Kartoffeln den stärksten Frost aus. Der Grund ist ein natürlicher, denn durch die Nässe werden die Zwischenräume des Gewebes der Säcke ausgefüllt und das außen sich bildende Eis verhindert das Eindringen der Kälte, oder vielmehr das Entziehen der Wärme, die in den Kartoffeln enthalten ist.

(Chinesische Vermehrungsweise der Pflanzen.) Die tief an der Erde hervorkommenden Zweige werden ihrer ganzen Länge nach nicht sehr tief in die Erde eingelegt, mit Haken befestigt und die Erde wieder darüber gefüllt. Bei gegenüber stehenden Augen schlagen meist beide aus und bewurzeln sich, so daß man dieselben leicht trennen kann. Legt man die Zweige gleich im Frühjahr ein, so kann man im Laufe des Jahres die frischen Triebe dann gleich trennen, und geschieht dies mit einiger Vorsicht, so werden sie dadurch nicht im Geringsten im Wachsthum gehindert.

Auflösung des Räthsels in № 1:
Stammbaum.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Freitag, 6. Januar 1865.

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

„O, Gott gebe, daß es wahr wird," rief Wilhelm mit strahlendem Angesicht. „Gott gebe, daß ich Dich mir erkämpfen kann, Dich, meine theuere Braut, Dich, das einzige Glück meines ganzen Lebens! Nun gehe immerhin und werde Nonne, ich will's ertragen, denn ich will denken, daß, ehe zwei Jahre vergangen sind, es mir gelungen sein wird, auf dem Schlachtfelde bis zum Hauptmann zu avanciren und reiche Beute zu machen. Dann komme ich, meine Louise, und hole Dich aus dem Kloster, und die fromme Nonne verwandelt sich dann in die Frau Hauptmann v. Bellna."

„Noch aber hat die arme Louise von Hohendorf sich nicht einmal in die fromme Nonne verwandelt, und Du denkst schon daran, sie aus dem Kloster zu erlösen. Die Hauptsache ist aber jetzt erst, daß ich hinein komme, und darum muß ich den König sprechen, darum muß ich morgen früh Alles in Bewegung setzen, um zu ihm zu gelangen und ihn um seine Unterstützung und sein Fürwort zu bitten. Ach, es ist ja nicht Glück und Reichthum, was ich von ihm erflehen will, sondern nur eine Stätte des Friedens und der Zurückgezogenheit, nur die Möglichkeit, eine Nonne zu werden! Aber Du, Wilhelm, auch Du solltest es versuchen, den König zu sprechen, ihn selbst um Deine Beförderung zu bitten. Er ist es Dir wohl schuldig, daß er Dir vergilt, was er Deinem Vater Böses gethan, daß er wieder gut macht, was er verschuldet hat. Versuche es, mein Geliebter, fordere von dem König Gerechtigkeit. Du sagtest vorher, Du würdest, wenn Du das Geld dazu hättest, nach Potsdam zum König gehen, nun wohlan, der König kommt hierher! Gehe also zu ihm, klage ihm Dein Leid, und gewiß —"

„Nein," unterbrach er sie fast unwillig, „nein, ich darf und kann das nicht thun. Ich sagte das vorhin in der Aufregung des Schmerzes, in der ersten Verzweiflung über mein abermaliges Mißgeschick. Aber in der Wirklichkeit konnte ich mich doch niemals entschließen, als Bittsteller, als Einer, der um Gnade und Unterstützung fleht, vor den König hinzutreten. Ein Mann darf nicht thun, was einer Frau erlaubt ist. Du darfst, ohne Deine Ehre zu kränken, den König um seine Unterstützung bitten, ich kann es nicht. Nur durch mich und mein Verdienst will ich das Unglück bezwingen und mir eine Stellung erringen, oder ich bleibe, was ich bin, der alte Fahnenjunker."

„Hast Recht, mein Geliebter," rief sie, ihn innig umschlingend. „Dir ziemt es, stolz zu sein auch im Unglück und Dich nicht demüthigen zu lassen von der Armuth! Mir ziemt es, demüthig zu sein und mich zu unterwerfen. Und so in Demuth und Stille will ich zum König gehen und versuchen, sein Herz zu rühren und —"

„Aber Du versprichst mir, Louise," unterbrach er sie, „daß Du meiner nicht erwähnst, daß Du nicht versuchen willst, auch für mich sein Herz zu erweichen; daß Du vor ihm nicht einmal meinen Namen nennen willst?"

„Ich verspreche es Dir, mein stolzer Geliebter."

„Nun wohlan denn, meine Louise, so gehe denn zum König und bitte ihn um die Gnade, Nonne werden zu dürfen. Ich werde indeß zum Gott der Schlachten beten, daß er uns den Krieg sende, damit ich die Nonne erlösen kann und damit der alte Fahnenjunker sich in den jungen Hauptmann verwandele."

II.

„Marquis," sagte der König, indem er mit einem tiefen Seufzer die Flöte bei Seite legte, „Sie sehen, es geht nicht mehr. Der Wind pfeift durch meine Zahnlücken wie durch ein altes Wrack, anstatt des

empfindungsvollen Adagio's von Quanz, das ich spielen wollte, ist nichts heraus gekommen als das Pfeifen und Zischen des Alters, das mich daran gemahnen will, daß ein alter Mann kein Flötenspieler sein kann."

„Ew. Majestät sind aber kein alter Mann, sondern ein ewig jugendfrischer Sohn des Mars und der Musen," rief Marquis d'Argens begeistert.

„Comment, mon ami, auch Sie wollen sich dazu hergeben, den Hofmann zu machen und mir zu schmeicheln?" fragte der König achselzuckend. „Sagen Sie mir doch, wie nennt mich mein Volk und meine Armee, mich, den Sohn des Mars und der Musen? Eh bien, spielen Sie nicht den Unwissenden, sagen Sie's frei heraus. Wie heiße ich im Munde des Volkes und der Soldaten?"

„Der alte Fritz," seufzte der Marquis.

„Nun denn, Sie wissen ja, vox populi, vox dei," sagte der König lächelnd. „Der alte Fritz hätte sich von der Stimme seines Volkes belehren lassen sollen, daß für ihn die Zeit der Harmonien und der Musen vorbei ist, daß, wenn er sich auf die Reise begibt, um seine Armeekorps zu inspiziren, er nicht mehr das Recht hat, die geliebte Freundin und Vertraute seiner Jugend, die Flöte mit auf die Reise zu nehmen. Und was liegt auch daran? Sie, mein lieber Marquis, sind jetzt meine Flöte, und wenn Sie auch ein viel zu stolzer und eigensinniger Kavalier sind, um mit sich spielen zu lassen und aus dem Ton zu blasen, der mir gefällt, so ersetzen Sie mir doch die Freundin, denn ich habe Vertrauen zu Ihnen und klage Ihnen oft genug mein Leid!"

„Ew. Majestät wissen wohl, daß ich Sie liebe," rief der Marquis mit Thränen in den Augen. „Ja, Ew. Majestät wissen, daß ich aus reinster, treuester Liebe zu Ihnen freudig das höchste Opfer gebracht habe und meiner geliebten Heimath, der schönen, sonnigen Provence entsagt habe, um in der Nähe Eurer Majestät zu bleiben. Ihre Augen sind meine Sonne und in Sanssouci ist meine Heimath."

„Sanssouci," sagte der König kopfschüttelnd. „Der Name paßt auch nicht mehr, hat sich auch überlebt, wie ich selber. Ich bin auch dort nicht mehr ohne Sorgen, und das Haus, das ich für mich und meine Freunde gebaut, ist jetzt nur noch wie ein Mausoleum der Erinnerungen. Wir Beide sind die letzten der Freunde, welche einst in Sanssouci so schöne Tage verlebt, wir sind die letzten Trümmer der Vergangenheit. Ach, Marquis, Sie sehen es wohl, ich bin ein langweiliger, alter Mann geworden. Sie werden wenig Vergnügen davon haben, daß Sie mich auf meiner Reise begleiteten. Mein froher Sinn und meine muntere Laune sind mit den geliebten Freunden, an denen mein Geist hing, begraben, und das Ende meines Lebens ist schmerzvoll und traurig. Indessen, was liegt an mir und an meinem Leben! Nur daran liegt viel, daß ich, so lange ich lebe, meine Pflicht thue!"

„Ew. Majestät thun mehr als das," rief der Marquis eifrig. „Sie haben Ihrem Volke in den Kriegsjahren die ewige Glorie des Ruhmes errungen, Sie haben Preußen groß und mächtig gemacht nach Außen hin, und Sie benutzen jetzt die Friedensjahre, um es wohlhabend und glücklich im Innern zu machen. Sie sind nicht blos der Kriegsheld, sondern auch der Wohlthäter Ihres Volkes, ein König, den seine Unterthanen zugleich fürchten und verehren, lieben und segnen wie einen Vater!"

„Ja wohl, so lange ich ihnen auf sichtliche und merkliche Weise Wohlthaten erzeige," sagte der König; „wenn ich ihnen Steuern und Abgaben erlasse, Gnaden erzeige und Geschenke mache, dann liebt mich das Volk, aber wenn ich Forderungen stelle, Opfer verlange, dann schelten Sie mich einen Tyrannen. Ich beklage mich nicht darüber, aber glauben Sie mir, Marquis, das Loos, das mich traf, König zu sein, ist nicht das angenehmste und beste. Die meisten Menschen lassen sich durch das Aeußerliche dieser Würde blenden, allein bedenken Sie einmal, was habe ich von meinem ganzen Leben? Muß ich nicht mehr arbeiten, als irgend einer von meinen Unterthanen? Muß ich nicht alle meine Handlungen so einrichten, daß ich ihnen stets zu Diensten stehe und das allgemeine Beste zu erhalten suche? Und bleibt mir mehr übrig als das, was Viele unter ihnen mit weit größerer Bequemlichkeit genießen können? Und was ich auch thue, es ist doch immer noch nicht hinlänglich, um meine Unterthanen so zufrieden und glücklich zu machen, als ich wünsche. Unter sich selbst verderben sie oft mehr, als ich Gutes stiften kann, und die widrigen Folgen, welche daraus entstehen, werden dann mir zugeschrieben. Ach, glauben Sie mir nur, Marquis, könnte ich alle Menschen glücklich machen, so würde ich alle meine Wünsche erreicht haben. Aber wie viele Hindernisse stellen sich mir immer entgegen und ich muß zufrieden sein, wenn ich nur hie und da etwas Gutes erreichen kann, wo das Böse das Uebergewicht zu haben scheint. Und so will ich denn jetzt auch an mein Tagewerk gehen und die Leute empfangen, die mir hier etwa Klagen und Wünsche vorzutragen haben. Vergebung, Marquis, daß ich Sie mit einer üblen Laune belästigt habe. Die Flöte ist daran schuld, oder vielmehr das hohe Alter, das mir auf dem Nacken hockt. Aber ich verspreche

Ihnen, Marquis, mich zu beſſern! Wenn ich jetzt Audienzen ertheilt und die Garniſon inſpizirt habe, ſo ſtehe ich ganz zu Dienſten, und wir wollen zuſammen einige Kapitel aus meinem Lieblingsſchriftſteller, den Lucian, leſen, bis dahin adieu, mon cher Marquis! Ruhen Sie aus von den Strapatzen der Reiſe und haben Sie als echter Weltweiſer Mitleid mit dem armen Philoſophen von Sansſouci."

Er winkte dem Marquis d'Argens mit der Hand einen freundlichen Abſchiedsgruß zu und die ſilberne Handklingel vom Tiſche nehmend, ſchellte er haſtig.

(Fortſetzung folgt.)

Die Geſchichte der Stecknadel.

(Schluß.)

Wo bei der Anfertigung von Drahtſtiften der Nagelſchmied verdummte, wirkt jetzt für ihn die Maſchine mit weit größerer Schnelligkeit. Die ganze Fabrikation der Stecknadeln durch mechaniſche Kräfte in vollkommener Güte darzuſtellen, iſt jedoch bisher noch nicht gelungen. Man machte die Nadeln aus Eiſendraht, goß die Köpfe an oder bildete ſie durch Aufſtauchen, doch der Draht roſtete und die Köpfe blieben rauh. Auf der Londoner Induſtrie-Ausſtellung des Jahres 1854 waren viele Stecknadelmaſchinen, doch genügten ſie ſo wenig, wie die für Nähnadeln, bei denen das Einſchlagen der Oehre allein durch zarte Kinderhände zu machen iſt. Woher kommt es nun aber, daß bei einer ſo komplizirten Fabrikation der Preis der Nadeln ein ſo geringer iſt? Der Grundbeſitzer, der Bergwerksunternehmer, der Fabrikant, der Kaufmann und Spediteur, der Krämer endlich — Alle wollen ſie entſchädigt ſein für ihr Kapital, für die Zinſen deſſelben, und noch einen Profit beziehen. Um dieſe Frage zu beantworten, gehe man auf den Werth des Rohſtoffes zurück, wenngleich der Ausdruck Rohſtoff ein unbeſtimmter iſt. Das Rohkupfer kauft man das Pfund für 9 Sgr. und die Nadeln für das Vierfache. Und dieſer Preis iſt überall derſelbe; denn natürlich bezieht ein Jeder ſeine Waare aus der billigſten Werkſtatt, mit der dann die Konkurrenten gleichen Schritt halten müſſen. So bildet ſich, was man Marktpreis, mittleren Preis nennt. Die Konkurrenz iſt allezeit bemüht, den Wünſchen der Menſchen zuvorzukommen, ihnen das Billigſte und Beſte zu bieten, auch ohne daß eine Beſtellung oder Nachfrage dazu aufforderte. Hierbei bedarf es keines Schutzes der Behörden, der nur ſchädlich wirken kann, wie in einer Stadt, wo der Bürgermeiſter (oder die Frau Bürgermeiſterin) den Preis der Milch beſtimmen wollte, am nächſten Morgen kein Tropfen davon zu bekommen war, weil ein Jeder neue Abſatzquellen ſuchte und fand. Der Händler fordert von dem Käufer einen Erſatz für Auslagen und Mühen, dieſer iſt nicht denkbar ohne Geld, ohne Silber und Gold, dem das Gepräge ſeinen beſtimmten Werth verleiht, und für Geld geht nach ſo vielfachen Operationen die Stecknadel in die Hände Derer über, die ſie benutzen. Es iſt die elegante Dame, die ſie zum Putze braucht, der Kommis, der Etiquettes damit an Waaren befeſtigt, der Gymnaſiaſt, der Schmetterlinge damit aufſpießt, der Tapezirer, der Gardinen aufſteckt, der Feldherr, der ſeine Schlachtlinien damit bezeichnet. Auch modeln ſich die Stecknadeln je nach dem Bedürfniß. Sie nehmen ſchwarze Araneefarbe an, zieren ſich mit Glasknöpfen, verwandeln ſich endlich in die koſtbare Brosche. Wer weiß zu ſagen, ob damit der Luxus ſteigt, wer kann den Unterſchied zwiſchen Aufwand, Sparſamkeit und Geiz ermeſſen? Wer allen Luxus verbannen will, macht uns zu Eskimos. Der Verbrauch der Stecknadeln, deren jährlich unzählige verloren gehen, iſt kaum annähernd zu beſtimmen. In Köln liefert eine Fabrik täglich eine Million, Neuß und Aachen 3000 Zentner im Jahre, in England werden pr. Maſchine in einer Fabrik 1000 Millionen jährlich verfertigt. Wo bleiben ſie? Man findet bisweilen welche im Straßenkoth, doch verhältnißmäßig nur ſelten; ſie verroſten und gehen in den Dünger über, der neue nutzbare Stoffe hervorruft. Man verbraucht eine Flaſche Wein bei einem Frühſtück, eine Stecknadel mag bei aller Vorſicht ein Jahr halten, eine Broche vererbt ſich vielleicht auf Kindeskinder. Die Aufgabe der Volkswirthſchaft iſt es, im großen Haushalte der Menſchen auch dem Kleinſten ſeinen Werth zu geben.

Mannigfaltiges.

Ueber die Preiſe der Lebensmittel ſtellt der „Arbeitgeber" folgende Betrachtungen an: Es iſt eine alte Erfahrung, daß die Preiſe der Waaren nicht ſo raſch ſinken, als es den Ernten entſpricht. Beſonders auffällig iſt dies gegenwärtig, wo das Getreide ꝛc. um $^1/_3$—$^1/_2$ billiger iſt, als früher. Der „Mähr. Korr." macht darüber folgende beachtenswerthe Bemerkung: „Wenn die Ernte recht gut ausfällt, ſo ſagen wir: „Es war ein geſegnetes Jahr,"

aber leider genießt das große Publikum von diesem Segen blutwenig, es kann höchstens erwarten, daß die Preise der Lebensmittel im „gesegneten Jahr" nicht noch höher steigen; tritt dagegen eine nur halbwegs ungünstige Ernte ein, so werden die Marktpreise rücksichtslos hinaufgeschraubt." Die vorigjährige Ernte fiel gewiß ungemein reichlich aus, allein nur Diejenigen, welche meßenweise an Feldfrüchten einkaufen, verspüren im Marktpreise den Reichthum der Bodenproduktion. Weder das Brod, noch das Fleisch sind billiger geworden, und wer endlich darauf angewiesen ist, im Gasthause für die Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse zu sorgen, der spürt von dem diesjährigen Segen des Himmels schon gar nichts. Niemand befindet sich aber bei der vorigjährigen Ernte so wohl, wie unsere lieben, guten Bräumeister. Als vor einigen Jahren der Metzen Gerste den Preis von mehr als 6 Gulden erreichte und der Ztr. Hopfen 200 fl. und darüber kostete, da erhob sich ein Wehgeschrei im Reiche der Malzkönige und der edle Gerstensaft wurde hinauftarirt. Heuer kostet der Metzen Gerste durchschnittlich 1 fl. 40 kr. und der Ztr. Hopfen 80 fl., die Hauptingredienzien des Bieres sind also in diesem Jahre beinahe um das drei- und fünffache wohlfeiler, als damals, während das junge Bier aus unseren Bräuhäusern noch immer zu den alten Preisen verführt wird.

Zur gesunden und angenehmen Erwärmung von Geschäfts-, Expeditions-, Schul- und Wohnungslokalitäten, insbesondere auch für größere Räume in Anstalten und Fabriken wird der Patent-Heizofen von Theodor Boigt u. Comp. in Chemnitz bestens empfohlen. Ein Hauptvorzug dieses Ofens besteht darin, daß die Wärmeentwicklung eine sehr schnelle ist und daß derselbe fortwährend die kältere Luft von dem Fußboden des Zimmers aufsaugt und in seine Kanäle zieht, um sie daselbst zu erwärmen und zur Vertheilung in Räume zu bringen. Diese Zirkulation dauert fort, bis jedes Luftatom, das sich in dem betreffenden Raume befindet, einmal durch die Kanäle hindurchgegangen und erwärmt worden ist, während inzwischen die zuerst erwärmte Luft wieder niedergegangen und von Neuem nach den Kanälen hingezogen worden ist. Je länger nun das Feuer unterhalten wird, um so öfter zirkulirt die Luft durch den Ofen und mit jeder Zirkulation erhöht sich die Wärme im Raume. Ein anderer wesentlicher Vortheil ist der, daß hier die strahlende Wärme nur in ganz geringem Grade zur Wirkung kommt, wodurch der Uebelstand vermieden wird, daß in der Nähe des Ofens eine oft bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Hitze herrscht, ein Uebelstand, der namentlich in Schulen und Bureau's im höchsten Grade empfunden wird. Bei allen diesen Vorzügen ist die Verbrennung des Materials eine möglichst vollständige und die Rußerzeugung so außerordentlich gering, daß die Reinigung des Ofens in einem Jahre kaum mehr als einmal nöthig ist. Daneben gestattet der Ofen die Benützung von Holz, Steinkohlen, Coaks und Torf und gewährt im Verhältniß zum Nutheffekt eine ganz bedeutende Ersparniß. Der Preis desselben ist 25 Thaler, für größere Lokalitäten und ohne die gewöhnliche Ausstattung 35 Thlr.

Der „Temps" setzt auseinander, wie man in Paris die brillanten Opernmaskenbälle, zu denen die ganze Welt bewundernd und verlangend aufblickt, in Zug bringt. Es ist nur das gemiethete Volk der Claqueurs, das auf den ersten Bällen Leben und Bewegung, häufig in der widerlichsten Form, in das Publikum bringt. Die Unternehmer lassen etwa 300 bis 400 Individuen, je in Brigaden von 20 bis 30 Köpfen beiderlei Geschlechts vertheilt, aus verschiedenen strategisch ausgewählten Weinhäusern nach dem Ball-Lokal aufbrechen. Sie sind so abenteuerlich schmutzig maskirt wie nur möglich, und müssen in den Straßen einen Höllenlärm anstellen, damit die lieben Pariser sich einbilden, es seien **fils de famille** erster Sorte, welche nach genossenem Champagner sich nunmehr dem Ballvergnügen widmen. Jeder dieser armen Schlucker erhält zur Aufmunterung einen Litre Wein, das Kostüm **ad hoc** und vierzig Sous. Dafür muß er die lange Nacht hindurch sich selbst und namentlich das Publikum ganz kannibalisch amüsiren. Wer sich lau zeigt, muß das Geld ganz oder theilweise wieder herausgeben, und kann im Wiederbetretungsfall von dem ihn überwachenden Rottenführer an die Luft gesetzt werden.

Charade.

Die Erste drückt;
Die Zweite trügt;
Das Ganze schreibt, —
Wer schuldig bleibt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 1. Sonntag, 8. Januar 1865.

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

„Viele Leute im Vorzimmer?“ fragte der König den eintretenden Kammerhusaren.

„Nein, Majestät, halten zu Gnaden, es sind nur drei Personen da.“

Der König durchschritt rasch das Zimmer und dicht vor den Kammerhusaren hintretend, die beiden Arme auf den Krückstock gelehnt, heftete er seine großen flammenden Augen mit einem forschenden Ausdruck auf das Antlitz des Dieners.

„Hör' Er einmal, Deesen,“ fragte der König mit strengem Tone, „wie kommt es, daß nur drei Menschen im Vorzimmer sind?“

„Majestät halten zu Gnaden, das weiß ich nicht,“ war die ruhige Antwort des Kammerhusaren.

„Er hat sich doch nicht etwa unterstanden, die Leute abzuweisen?“ fragte der König drohend. „Er hat das schon früher einmal auf einer Reise gethan und den Leuten, welche mich sprechen wollten, gesagt, ich sei zu angegriffen von der Reise, um Audienzen zu ertheilen. Wenn ich erfahre, daß Er sich das nochmals unterstanden, so lasse ich Ihn Spießruthen laufen. Ich bin dazu da, daß ich die Klagen und Beschwerden meiner Unterthanen anhöre und ihnen wo möglich Hilfe bringe. Sage Er mir also die Wahrheit: hat Er Leute abgewiesen?“

„Nein, Majestät, so wahr mir Gott helfe, ich habe Niemand abgewiesen. Ew. Majestät haben mir damals befohlen, daß ich Jedermann, der zur Audienz kommt, vorlassen soll, und ich würde es nimmermehr wagen, den Befehlen Ew. Majestät ungehorsam zu sein.“

Der König heftete noch immer seine strahlenden Adleraugen auf das Antlitz Deesen's und ein freundliches Lächeln flog jetzt über seine Züge.

„Ich glaube Dir, mein Sohn,“ sagte er dann mit seiner weichen, gütigen Stimme. „Ich sehe, daß Du die Wahrheit sprichst. Und nun sage mir: was sind das für Leute, die da im Vorzimmer sind? Nenne sie mir der Reihenfolge nach, wie sie gekommen sind.“

„Zuerst, Majestät, ist der Kastellan des Schlosses von Breslau gekommen, zum Zweiten ein junger Herr hier aus der Stadt und zum Dritten eine hübsche, junge Mamsell, auch aus der Stadt Liegnitz.“

„Nun, daß sie jung und hübsch ist, braucht Er mir nicht zu erzählen,“ sagte der König streng. „Das geht mich und Ihn nichts an. Jetzt gehe Er und lasse Er die Leute nach der Reihenfolge, wie sie gekommen sind, eintreten. Zuerst also den Kastellan von Breslau.“

„Nun, Melchior,“ rief der König dann dem Eintretenden entgegen; „was führt Ihn hierher und warum kommt Er mir bis Liegnitz entgegen?“

„Majestät,“ rief der Angeredete mit wichtiger Miene, „ich komme in königlichen Dienstsachen.“

„Das heißt,“ rief der König lachend, „Er hat sich irgend einen Vorwand erdacht, um mir Diäten und Kosten anschreiben zu können. Na, lasse Er einmal hören: was sind es für königliche Dienstsachen, die Ihn hergeführt?“

„Majestät, es sind sämmtliche königliche Prinzen und Prinzessinnen nebst zwei fremden Fürsten in Breslau zur großen Revue angesagt, und der königliche Befehl lautet, daß sämmtliche Herrschaften im königlichen Schlosse wohnen sollen. Ich mußte also herkommen und unterthänigst anfragen, ob Ew. Majestät einige von Ew. Maj. Wohnzimmern hergeben wollen? Sodann, welche von den Zimmern Ew. Majestät für sich behalten wollen und in welcher Art die Prinzen und Prinzessinnen untergebracht werden sollen?“

„Na, das ist wahr,“ sagte der König, „Er hat sich einen ziemlich schicklichen Vorwand ersonnen, um einige Diäten herauszupressen. Es ist allerdings

richtig, das Schloß in Breslau iſt etwas klein und es wird ſchwierig ſein, ſo viele Herrſchaften unterzubringen. Da muß ich allerdings einige von meinen Zimmern hergeben und das macht auch nichts, denn ich gebrauche nicht viel Platz, ich habe genug an einem Schlafzimmer, einem Wohnzimmer und einem Feſtſaal; alle anderen Zimmer können anderweitig benutzt werden."

„Wollen Ew. Majeſtät die Gnade haben, zu beſtimmen, wer mit Ew. Majeſtät in Einem Stockwerk wohnen ſoll?"

„Vor allen Dingen der Herr Marquis d'Argens. Er ſoll zwei ſchöne und bequeme Zimmer ganz in meiner Nähe haben; dann — aber hat Er nicht den Plan vom Schloß mit ſich gebracht?"

„Zu Befehl, Majeſtät, hier iſt der Plan; jedes Zimmer darauf iſt mit ſeinem Namen bezeichnet, nach der Farbe der Tapeten und Möbel, und hier habe ich noch ein zweites Exemplar für mich, wenn Ew. Majeſtät die Gnade haben wollen, zu erlauben, daß ich mir in allerhöchſt Ihrer Gegenwart Ihre Befehle aufzeichne."

„Thue Er das!" ſagte der König, indem er mit prüfendem Auge auf den überreichten Plan hinſchaute. „Ich will noch heute meinen eigenen Quartiermeiſter machen und die Zimmer vertheilen. Nehme Er alſo Seinen Bleiſtift und ſchreibe Er! Er kann doch ſchreiben?"

„Zu Befehl, Majeſtät, ſo viel zum königlichen Dienſt nöthig iſt, kann ich ſchreiben."

„Na, dann ſchreibe Er!"

Und der König beſtimmte raſch und ohne Zaudern für die Prinzen und Prinzeſſinnen, ſowie für die fremden fürſtlichen Gäſte die Zimmer, welche ſie im königlichen Schloſſe zu Breslau bewohnen ſollten.

„Na," ſagte er dann aufathmend, „ſo haben wir alſo die Herrſchaften alle noch ziemlich gut verſorgt. Jetzt zeige Er einmal her, damit ich nachſehe, ob Er auch Alles aufgeſchrieben und kein Verſehen gemacht hat."

Der König ſtreckte die Hand aus, um das Papier in Empfang zu nehmen, aber der Kaſtellan reichte es ihm nicht dar, ſondern hielt es zögernd und mit ſichtbarer Aengſtlichkeit zurück.

„Was bedeutet das? Warum gibt Er mir nicht das Papier?" fragte der König.

„Majeſtät, ich weiß nicht," ſtotterte der Kaſtellan, „ich glaube nicht, daß Ew. Majeſtät meine Handſchrift leſen können."

„Gebe Er nur her und ziere Er ſich nicht," rief der König ungeduldig.

Der Kaſtellan murmelte einige unverſtändliche Worte und reichte dem König ſeufzend das Blatt dar. Friedrich heftete ſeine Augen auf daſſelbe und ſchaute dann verwundert auf das hochrothe, verlegene Geſicht des Kaſtellans hin.

„Hör' Er 'mal, was ſoll das bedeuten?" fragte er ſtreng. „Da ſind ja lauter Striche und Zeichen und kein einziges Wort da geſchrieben; Er ſagte mir ja doch, daß Er ſchreiben könne."

„Ew. Majeſtät halten zu Gnaden, ich erwiederte auf Allerhöchſtes Befragen nur, daß ich ſo viel ſchreiben könnte, als zum königlichen Dienſt nothwendig ſei und das iſt die Wahrheit, denn für mich ſind dieſe Striche und Zeichen eine ſehr leſerliche Handſchrift und ich verſtehe ganz genau, was ich da auf Befehl Eurer Majeſtät geſchrieben habe."

„Na, das wollen wir einmal ſehen! Erkläre Er mir alſo Seine Handſchrift einmal! Da, was bedeutet dieſes kurioſe Ding hier mit den drei Zacken und der kleinen Kugel?"

„Das iſt eine Königskrone, und ich habe ſie in den drei Zimmern gemacht, welche Ew. Majeſtät bewohnen wollen."

„Gut, ich laſſe das gelten. Aber hier dicht neben der Königskrone Nummer Drei, das iſt ſo ein Ding, das ſieht aus wie ein Zopf!"

„Ew. Majeſtät haben ganz richtig geleſen und erkennen meine Handſchrift ganz deutlich. Dieſer Zopf in den zwei Zimmern bedeutet, daß der Herr Marquis d'Argens dieſelben bewohnen ſoll."

„Sehr ſchmeichelhaft für den Herrn Marquis," lachte der König. „Aber nun weiter! Da ſehe ich eine Menge Nullen von verſchiedener Größe, hier in einigen Zimmern ſogar doppelte Nullen und hier wieder Striche von verſchiedener Länge. Nun erkläre Er mir das! Was bedeuten denn alle dieſe Zeichen?"

„Majeſtät, die Striche hier bedeuten die Prinzeſſinnen. Jede Prinzeſſin hat ihren Strich, und je größer und vornehmer ſie iſt, deſto größer iſt der Strich, den ſie hat. Sehen Ew. Majeſtät da dieſen Strich, es iſt der längſte von allen, das bedeutet, daß dieſe drei Zimmer von Ihrer königlichen Hoheit, der Prinzeſſin von Preußen, bewohnt werden ſollen. Sie iſt die größte und vornehmſte der Damen, folglich hat ſie den größten Strich."

„Gut," ſagte Friedrich lächelnd, „ich werde mir das merken. Jede Prinzeſſin hat einen Strich. Und nun die Nullen? Was bedeuten die Nullen von verſchiedener Größe?"

„Halten zu Gnaden, Majeſtät, die Nullen das ſind die Prinzen," erwiederte der Kaſtellan.

Das Feuerauge des Königs richtete ſich mit einem flammenden Blitz auf das Angeſicht des Kaſtellans. „So," ſagte er, „die Nullen ſind die Prinzen?"

„Ja,“ fuhr der Mann ganz arglos fort, „die Nullen ſind die Prinzen, und je größer der Prinz, deſto größer iſt auch die Null. Da zum Beiſpiel dieſe größte Null, das iſt der Prinz von Preußen, die etwas kleinere Null hier im zweiten Redewort, das iſt der Prinz Heinrich und hier dieſe kleine Null in dritter Rede iſt Prinz Ferdinand.“

„Und dieſe doppelten Nullen hier, wer ſind die?“

„Ew. Majeſtät, das ſind die fremden Fürſten!“

„So, die fremden Fürſten ſind doppelte Nullen?“ fragte der König, dem es kaum gelingen wollte, ſeine Ernſthaftigkeit zu bewahren. „Die größte Null alſo iſt der Prinz von Preußen und die kleinſte Null Prinz Ferdinand?“

„So iſt es,“ erwiederte der Kaſtellan gelaſſen. „Ew. Majeſtät ſehen wohl, daß ich mir Alles genau und richtig notirt habe.“

(Fortſetzung folgt)

Eliſabeth.

Skizze aus einem Reiſetagebuch.

Wir hatten die Nacht in Bern zugebracht, in jener ehrbaren, ernſten Stadt mit ihren biederen Bewohnern, die man gern als Stammverwandte, als Deutſche begrüßen möchte, wenn man nur mit dem beſten Willen aus ihrer ſeltſamen, weichen und zerfloſſenen Sprache einen wirklich germaniſchen Kern herauszufinden vermöchte. So aber hört man oft zehn Minuten dem zu, was der Berner „deutſch ſprechen“ nennt, und am Schluſſe dieſer Zeit addirt man noch all' dieſe verſchwommenen ſchiefen Silben in ſeinem Kopf zuſammen und iſt doch noch lange nicht überzeugt, daß man wirklich „deutſch“ gehört hat.

Im Gaſthof zur Krone war es lebhaft wie immer, denn es iſt das Hotel, in dem der Engländer zu logiren pflegt, und wenn dieſer auch als Individuum keine große Unruhe um ſich her verbreitet, ſo geſchieht dies durch die Maſſe; denn in der Schweiz iſt die Zahl der reiſenden Engländer genau ſo groß, als die Zahl aller übrigen Reiſenden zuſammen; wenn man Ruſſen, Deutſche und Schweden zu einander rechnet, ſo halten ſie an Zahl erſt den Briten die Waage.

Im Hofraume des Krone-Hotels befinden ſich hübſch eingerichtete Balkone und Terraſſen; ſie ſind mit Oleander- und Myrthenbäumen zu künſtlichen Lauben umgeſtaltet, die wiederum mit Tiſchen und Seſſeln zu behaglichen Plätzchen gruppirt ſind, in denen man Dejeuners einnehmen oder die Zeit des Harrens auf den Poſtwagen zu verträumen pflegt.

Ich war im Fall dieſes Harrens, und alſo auch in dem des Träumens; nachdem letzteres die Zeit eines ziemlich langen unbehaglichen Wartens nicht genugſam ausfüllte, fing ich an, die anderen Lauben mit ihren Inſaſſen zu durchmuſtern.

In der Laube zur Rechten ſaß eine blaſſe Engländerin, beinahe eine Matrone, ich ſage beinahe, weil ich nicht recht zu erkennen vermochte, ob Alter oder Krankheit dies ſchöne Geſicht mit ſo tödtlicher Bläſſe überdecken konnte. Die über der Stirn geſcheitelten Haare waren an den Schläfen in ſchweren Flechten zuſammengeneſtelt; aber die Flechten waren völlig grau und bildeten darum kein paſſendes Enſemble zu den großen dunklen Augen, deren Liderfranze noch die nachtſchwarze Farbe bewahrt hatte. Der Mund der Lady war farblos und an den Winkeln eingedrückt; jene unverkennbare Präge, die der Schmerz gibt. Die Matrone war in tiefer Trauer; die ſchwarze Kreppmütze mit breiter Schneppe, die tief über die Stirn hing, bezeichnete dieſe Trauer als die härteſte, — als Wittwentrauer.

Die Dame ſaß allein; neben ihrem Seſſel ſtand eine Art zierlicher Krückſtock, mit einem Griff von geſchnittener Koralle; man war nicht recht im Klaren, ob dieſer Stab eine Spielerei, ein Modeartikel (denn die Mode heiligt oft ſeltſam Dinge) oder eine Stütze für einen gebrechlichen Körper ſein ſollte.

Indem ich mich noch mit dem intereſſanten Bild meiner Nachbarin beſchäftigte, trat zu dieſer eine zweite Geſtalt, die unbedingt ebenſo feſſelnd, wenn auch in anderer Weiſe, erſchien. Es war ein jugendlich weibliches Weſen von etwa 22 Jahren, vielleicht auch einige Jahre älter, man erkannte es nicht genau, denn es gibt Geſichter, die bei aller Friſche, bei allem Zauber der Jugend, den Ausdruck von Unbefangenheit und Sorgloſigkeit entbehren, den man bei dieſem bevorzugten Lebensalter beanſprucht.

So war es hier; die Begleiterin der Lady war ein zartes Geſchöpf von einer Schönheit, mit einem Kolorit, wie es mir faſt nie ſo blendend ſchön erſchienen war; es war roſig und friſch wie bei einem 16jährigen Mädchen. Aber der Ausdruck dieſes Geſichtes widerſprach jedem Anſpruch auf Jugend, er war mehr als denkend und ernſt, ebenſo wie die ſchönen blauen Augen trübſinnig und müde unter der feingezeichneten Stirn hervorſahen.

Dem einfachen Anzuge nach ſchien die jüngere Freunde nur Dienerin der Lady zu ſein, aber dem wohlwollenden Blick der älteren Dame nach mochte ſie doch einen höheren Platz einnehmen.

Die jüngere nahm eine Handarbeit und ſetzte ſich nieder; ſie war ſo tief in Gedanken verſunken, daß ſie bei der leiſen Anrede der Lady heftig zuſammenſchrack.

Ich war im Fall dieſes Harrens, und alſo auch in dem des Träumens; nachdem letzteres die Zeit eines ziemlich langen unbehaglichen Wartens nicht genugſam ausfüllte, fing ich an, die anderen Lauben mit ihren Inſaſſen zu durchmuſtern.

In der Laube zur Rechten ſaß eine blaſſe Engländerin, beinahe eine Matrone, ich ſage beinahe, weil ich nicht recht zu erkennen vermochte, ob Alter oder Krankheit dies ſchöne Geſicht mit ſo tödtlicher Bläſſe überdecken konnte. Die über der Stirn geſcheitelten Haare waren an den Schläfen in ſchweren Flechten zuſammengeneſtelt; aber die Flechten waren völlig grau und bildeten darum kein paſſendes Enſemble zu den großen dunklen Augen, deren Liderfranze noch die nachtſchwarze Farbe bewahrt hatte. Der Mund der Lady war farblos und an den Winkeln eingedrückt; jene unverkennbare Präge, die der Schmerz gibt. Die Matrone war in tiefer Trauer; die ſchwarze Kreppmütze mit breiter Schneppe, die tief über die Stirn hing, bezeichnete dieſe Trauer als die härteſte, — als Wittwentrauer.

Die Dame ſaß allein; neben ihrem Seſſel ſtand eine Art zierlicher Krückſtock, mit einem Griff von geſchnittener Koralle; man war nicht recht im Klaren, ob dieſer Stab eine Spielerei, ein Modeartikel (denn die Mode heiligt oft ſeltſam Dinge) oder eine Stütze für einen gebrechlichen Körper ſein ſollte.

Indem ich mich noch mit dem intereſſanten Bild meiner Nachbarin beſchäftigte, trat zu dieſer eine zweite Geſtalt, die unbedingt ebenſo feſſelnd, wenn auch in anderer Weiſe, erſchien. Es war ein jugendlich weibliches Weſen von etwa 22 Jahren, vielleicht auch einige Jahre älter, man erkannte es nicht genau, denn es gibt Geſichter, die bei aller Friſche, bei allem Zauber der Jugend, den Ausdruck von Unbefangenheit und Sorgloſigkeit entbehren, den man bei dieſem bevorzugten Lebensalter beanſprucht.

So war es hier; die Begleiterin der Lady war ein zartes Geſchöpf von einer Schönheit, mit einem Kolorit, wie es mir faſt nie ſo blendend ſchön erſchienen war; es war roſig und friſch wie bei einem 16jährigen Mädchen. Aber der Ausdruck dieſes Geſichtes widerſprach jedem Anſpruch auf Jugend, er war mehr als denkend und ernſt, ebenſo wie die ſchönen blauen Augen trübſinnig und müde unter der feingezeichneten Stirn hervorſahen.

Dem einfachen Anzuge nach ſchien die jüngere Freunde nur Dienerin der Lady zu ſein, aber dem wohlwollenden Blick der älteren Dame nach mochte ſie doch einen höheren Platz einnehmen.

Die jüngere nahm eine Handarbeit und ſetzte ſich nieder; ſie war ſo tief in Gedanken verſunken, daß ſie bei der leiſen Anrede der Lady heftig zuſammenſchrack.

Ich saß so nahe, daß ich die Unterhaltung verstehen konnte, die mehr des weichen, melodischen Organs der älteren Dame als des Inhalts wegen fesselnd für mich zu werden versprach.

„Arme Effie," sagte die Lady, „ich sehe es Deinen Augen an, daß Du die Nacht wieder schlaflos verbracht hast; ich begreife Deine unendliche Sehnsucht nach der Heimath; wir sind nur noch eine Tagreise davon entfernt, und ich beklage bitter meine erhöhten Gichtschmerzen, um derentwillen man mir hier eine Rast von drei Tagen aufzwingt, die Dich so lange noch von der ersehnten Heimath trennt."

„Ach Mylady, sehen Sie meine Augen nicht an, damit Sie nicht die Schlaflosigkeit meiner Nächte daran studiren; es ist nicht Sehnsucht allein, die mir den Schlaf verscheucht, denn Eure Herrlichkeit wissen, daß dieser Sehnsucht nur halb Befriedigung werden wird. Die Heimath gibt mir nur zum Theil ein Glück, und in der Heimath finde ich auch mein altes Schicksal wieder. So lange ich noch in weiter Ferne war, glaubte ich das Schicksal wieder über mich nehmen zu können, nur um des Glückes willen, das mir ja dort auch lebt; jetzt, je näher ich der Heimath komme, je unmöglicher scheint es mir, die Bürde wieder aufzunehmen, selbst um jenes Glückes willen. Ich werde zagender, je mehr ich meinen Bergen nahe, und trotz meiner Unruhe und Qual möchte ich die drei Tage segnen, die mir noch Frist geben, mich zu sammeln."

„Meine liebe Effie, ich verstehe Dich," fuhr die Matrone beinahe zärtlich fort, „es bangt mir vor dem Einfluß der erschütternden Aufregung, die Dich erfaßt hat, sobald wir den Schweizerboden betraten. Wenn Du Dir Heil davon versprichst, rasch diesen Zustand der Spannung zu enden, so reise mir voraus; schon heute Abend kannst Du am Genfersee sein, und das ist ja beinahe schon Deine Heimath."

Die schöne Effie schlug ihre großen ernsten Augen auf, und während sie den Schimmer einer Thräne zu verbergen suchte, sagte sie mit gedämpfter Stimme: „Thun Sie mir den Vorschlag nicht, Mylady, ich darf ihn nicht eingehen; die drei Tage werden meinem aufgeregten Gemüth mehr Ruhe geben, ach — und ich wünschte — Mylady könnten mich auch für diese drei Tage nicht entbehren."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Petroleum-Lampengläser.) Die „Hess. Vbl." schreiben: Unsere geschätzten Leserinnen, welchen das häufige Zerspringen der neuen Glascylinder bei den jetzt allgemein beliebten Petroleumlampen gewiß schon aufgefallen ist, erlaubt man sich auf ein sehr einfaches Mittel gegen diesen Uebelstand aufmerksam zu machen, welches darin besteht, daß man den Cylinder vor dem Gebrauch in der Art kocht, daß er in einen mit kaltem Wasser angefüllten Topf gesteckt und das Wasser bis zum Sieden erhitzt wird. Das Glas erhält dadurch eine solche Festigkeit, daß es die stärkste Flamme des Lichtes vertragen kann, ohne zu platzen. — Dagegen will Hr. Franz Kamberger in Mainz Proben von unzerbrechlichen Lampengläsern aus Amerika erhalten haben, die er jedem Interessenten mit der größten Bereitwilligkeit zur Besichtigung vorlegt. Dieselben bestehen aus einer elastischen, mit allen sonstigen Eigenschaften des Glases ausgestatteten Masse.

Das Kabel des atlantischen Telegraphs, welches in dem Londoner Etablissement der Herren Elliot in Arbeit ist, wird 2300 englische Meilen lang sein. Den Kondukter bilden sieben Kupferdrähte, 16,000 Meilen; acht Isolirungsüberzüge, 18,400 Meilen; darüber zehn Jute-Stränge 53,000 Meilen; zehn Eisendrähte 23,000 Meilen, deren jeder mit fünf Strängen getheerten Hanfes umwunden ist, welche letzteren zusammen 135,000 Meilen lang sind. Die zur Vollendung des Kabels anzuwendenden Materialien werden somit in Allem die ungeheuere Längenausdehnung von 215,500 Meilen haben.

(Der Letzte vom 4. Regiment.) Der „Weiße Adler" theilt über den Letzten vom 4. Regiment Folgendes mit: „Unter den in Königgrätz internirten Polen befindet sich ein Greis — der Letzte der letzten Zehn vom 4. Regiment. Er kämpfte in der Schlacht bei Ostrolenka als Unteroffizier, diente dann bei der französischen Fremdenlegion in Algier und nahm nach seiner Rückkehr ins Vaterland trotz seines hohen Alters thätigen Antheil an den Strapazen und Kämpfen des letzten polnischen Aufstandes. Die österreichischen Behörden in Königgrätz verwehren dem Veteranen, ohne militärische Eskorte auszugehen."

Auflösung der Charade in № 3:
Schuldschein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Dienstag, 10. Januar **1865.**

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

„Ja, ich sehe es," rief der König laut lachend. „Er schreibt eine recht leserliche und deutliche Handschrift, aber einen Rath will ich Ihm doch geben! Hüte Er Sich wohl, Seine Handschrift auch Anderen zu erklären und vor allen Dingen lasse Er den Prinzen von Preußen und den Prinzen Ferdinand Seine Handschrift da auf dem Plan nicht lesen. Sie möchten Seine Nullen vielleicht doch nicht richtig verstehen. Na, und jetzt mache Er, daß Er wieder nach Breslau kommt und verwechsele Er ja nichts an Seiner Handschrift... Adieu!"

Der König blickte dem Kastellan mit einem heiteren Lächeln nach. „Ich glaube," sagte er zu sich selber, „ich glaube, daß, wenn man dem Kammergericht diese Handschrift des Kastellans zur Prüfung hergäbe, so würde man ihn des Hochverraths anklagen und eine langjährige Zuchthausstrafe würde ihn zur Belohnung für seine Nullen und Striche treffen. Armer Mensch, und er war doch so unschuldig und naiv bei seinen hochverrätherischen Aeußerungen! Aber so mag es wohl manchem verurtheilten Hochverräther gehen; er sagt nur seine einfache Herzensmeinung, und sie wird zur Beleidigung, weil sie, ohne treffen zu wollen, verwundet hat. Wenn die Fürsten hoch genug ständen über den menschlichen Schwächen, so würden die Pfeile, welche die Bosheit und die Dummheit auf sie abschießen, sie nicht treffen, so aber — Na," unterbrach er sich selber, als da eben auf der Schwelle der Thür ein junger Mann erschien und sich tief und demuthsvoll verneigte, „na, wie heißt Er? Und was will Er?"

„Ew. Majestät," stotterte der Angeredete mit einer zweiten tiefen Verbeugung, „ich heiße Schnabel, bin aus hiesiger Stadt gebürtig und lebe von meinen Renten."

„So? Er lebt von Seinen Renten?" fragte der König; „hat sich niemals nützlich gemacht? hat niemals dem Staat gedient? sich keine nützlichen Kenntnisse erworben? kein Amt bekleidet?"

„Majestät, ich bin von jeher an Unabhängigkeit gewöhnt gewesen und da ich hoffen durfte, daß die Zinsen meines Vermögens zu einem anständigen Leben ausreichen würden, so habe ich niemals daran gedacht, mich viel mit Studien zu quälen, oder gar mich um ein Amt bewerben zu wollen."

„Wo hat Er Sein Vermögen her?" fragte der König unwirsch.

„Ich habe es von meinen Eltern geerbt, Majestät."

„Also Sein einziges Verdienst ist, daß Er der Sohn eines wohlhabenden Vaters ist? Und warum kommt nun Er zu mir? Was will Er?"

„Majestät, ich habe Unglück gehabt. Ich hatte den größten Theil meines Vermögens einem hiesigen angesehenen Banquierhause zur Verwaltung übergeben; das Haus hat vor vier Wochen fallirt und drei Viertel meines Vermögens sind mir verloren gegangen."

„Das geschieht, wenn man sein Geld müßig liegen läßt, statt es zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden; wenn man selber auf der Lotterbank liegt, statt ein nützlicher Bürger des Staates zu sein. Und was denkt Er jetzt? Soll ich Ihm vielleicht Seine verlorenen Kapitalien ersetzen?"

„Majestät, ich hätte die Gelegenheit, durch eine reiche Heirath meinen Verlust auszugleichen. Der hiesige Besitzer der Scharfrichterei ist ein sehr reicher Mann und hat nur eine einzige Tochter. Es ist ein junges, hübsches Mädchen, das ich von Herzen liebe."

„Natürlich, da sie Geld genug hat, um Seinen Schaden zu decken," unterbrach ihn der König. „Und der Vater will sie Ihm geben?"

„Er will sie mir geben, Majestät, aber unter Einer Bedingung."

„Er soll Sein Nachfolger im Amt werden, nicht wahr? soll Sich nützlich machen und den Verbrechern die Köpfe abschlagen?"

„Nein, Majeſtät. Der Vater iſt durch ſeinen Reichthum hochmüthig und ehrgeizig geworden. Er verlangt durchaus, daß ſein Schwiegerſohn einen Charakter habe, damit ſeine Tochter nicht blos Madame genannt werde."

„So, und wenn der Schwiegerſohn einen Titel hat, dann hat er Charakter? Na, und Er iſt nun alſo gekommen, um Sich von mir einen Charakter ertheilen zu laſſen?"

„Ach, wenn Ew. Majeſtät dieſe Gnade haben wollten, ſo wäre dadurch mein Lebensglück für immer geſichert."

„So? Na, welchen Charakter ſoll ich Ihm denn geben, damit Er die Tochter des reichen Scharfrichters heirathen kann?"

„Majeſtät, der Mann verlangt durchaus, daß ſein Schwiegerſohn den Titel Geheimrath habe!"

„Geheimrath?" fragte der König, und ein zorniger Blitz ſeiner Augen traf das Antlitz des Supplikanten. „Er iſt alſo hergekommen, um ſich von mir den Geheimrathstitel zu erbitten?"

„Ja, Majeſtät, und ich würde Ew. Majeſtät ewig dankbar ſein, wenn —"

„Alſo Geheimrath," unterbrach ihn der König. „Kennt Er aber auch die Pflichten eines Geheimrathes? Ich will Ihn damit bekannt machen. Sie beſtehen in unverbrüchlicher Verſchwiegenheit. Ein Geheimrath muß Alles geheim halten, muß Alles verſchweigen können. Glaubt Er, ſolche ſchwere Pflicht treulich erfüllen zu können?"

„Ja, Majeſtät, ich werde dieſe Pflicht erfüllen können."

„Gut," rief der König. „So gebe ich Ihm hiermit einen Charakter und ernenne Ihn zum Geheimrath. Aber, wenn Er ſich unterſteht, es einem Menſchen auf der Welt zu verrathen, ſo hat Er Seine Amtspflicht verletzt und ich laſſe Ihn nach Spandau auf die Feſtung ſchicken. Jetzt geh' Er!"

„Elendes Narrenvolk," brummte der König, als der Supplikant gebeugten Hauptes nach der Thür hinſchlich, „elendes Narrenvolk, das ſolche Lappalien hoch ſchätzt und Werth darauf legt und ſich einbildet, einen Charakter zu haben, wenn es einen Titel hat."

Eben öffnete ſich wieder die Thür und auf der Schwelle derſelben erſchien Louiſe mit hochgeröthetem Angeſicht, mit niedergeſchlagenen Augen, ſchön und lieblich anzuſchauen in ihrer mädchenhaften Verwirrung.

Der König ging ihr lebhaft einige Schritte entgegen und betrachtete das bebende, ſprachloſe, junge Mädchen mit theilnahmsvollen Blicken.

„Sie hat mir eine Bittſchrift zu übergeben, mein Kind?" fragte er.

„Nein, Majeſtät," ſtammelte ſie verlegen. „Ich wollte ſelbſt verſuchen, Ew. Majeſtät meine Bitte vorzutragen."

„Nun, ſo thue Sie es, mein Kind, und faſſe Sie Muth," ſagte der König huldvoll. „Fürchte Sie Sich nicht vor mir, ſondern denke Sie nur, daß der König auch nur ein Menſch iſt, wie andere Menſchen. Sage Sie mir alſo zuerſt, wie heißt Sie?"

„Louiſe von Hohendorf," flüſterte ſie bebend.

„Von Hohendorf," wiederholte der König. „Was iſt Ihr Vater?"

„Sire, meine beiden Eltern ſind todt, ich bin eine Waiſe, die von der nicht gern gegebenen Gnade einer Tante lebt."

„Alſo — was war Ihr Vater?"

„Sire, er war Offizier."

„In meinen Dienſten?"

„Ja, Majeſtät, Offizier in der Armee Eurer Majeſtät. O, er liebte ſeinen König, er liebte ihn auch dann noch, als —"

„Nun," fragte der König, „warum ſtockt Sie? Spreche Sie doch weiter."

„Sire, ich weiß nicht, ob ich es wagen darf. Ob der Name meines Vaters Ew. Majeſtät nicht erzürnt."

„Der Name Ihres Vaters? Wiederhole Sie mir denſelben noch ein Mal, ich habe ihn nicht genau gehört."

„Sire, mein Vater war der Lieutenant von Hohendorf," ſagte Louiſe, indem ſie ihr geſenktes Haupt langſam erhob und den König mit einem unendlich flehenden und wehmüthigen Blicke zugleich anſchaute.

„Lieutenant von Hohendorf!" rief der König. „Der Name kommt mir bekannt vor. Ich glaube ihn ſchon früher gehört zu haben. Ach, jetzt entſinne ich mich! Ihr Vater hat den letzten Krieg mitgemacht, nicht wahr?"

„Ja, Sire, und er war ein tapferer Offizier, über den ſich Niemand zu beklagen hatte."

„Aber Er hatte ſich zu beklagen, und zwar über ſeinen König zu beklagen. Nicht wahr, das wollte Sie ſagen? Nicht wahr, Ihr Vater nahm ſeinen Abſchied?"

„Sire, er mußte den Abſchied nehmen."

„Mußte! Erzähle Sie mir einmal, weßhalb er den Abſchied nehmen mußte. Nun, ſpreche Sie, mein Kind! Sage Sie mir die Wahrheit und fürchte Sie nicht, mich zu erzürnen. Ich bin vielleicht nicht ſo ſchlimm, als mich Ihr Vater Ihr geſchildert hat."

„Sire, er hat immer nur von Ew. Majeſtät mit der höchſten Bewunderung und Liebe geſprochen."

„Na, erzähle Sie! Aber zuerst wollen wir uns setzen! Da, nehme Sie Platz auf dem Tabouret mir gegenüber und jetzt spreche Sie. Weßhalb nahm Ihr Vater seinen Abschied?“

Und indem er so fragte, lehnte der König, der sich auf einem Fauteuil niedergelassen, seine beiden Hände auf seinen Krückenstock und schaute aus seinen großen blauen Augen mit sanften Blicken auf das junge Mädchen hin, das schüchtern und erröthend auf dem Rand des Tabourets ihm gegenüber saß.

(Fortsetzung folgt.)

Elisabeth.

(Fortsetzung.)

Die Lady lächelte freundlich bei diesen Worten, in denen das sichtbare Bestreben ihrer Begleiterin lag, sie durch ein Pflichtgefühl zu einer Bestimmung zu stählen, gegen die das Herz eiferte, aber für die der Verstand sprach.

Die Matrone ging auf diesen Wunsch willig ein; sie sagte: „allerdings bist Du mir gerade jetzt unentbehrlich, ich würde Dich in diesen drei Tagen sehr vermissen.“

Effie athmete auf, der schwere Entschluß war ihr erleichtert worden; sie blieb, obgleich man ihr ansah, daß jeder Pulsschlag für das Gehen zuckte.

Die Unterhaltung war englisch geführt worden, sie verstummte jetzt; die Lady studirte eine Zeitung.

In diesem Augenblick trat der Wirth ein und sagte in deutscher Sprache zu mir: „Die Diligence wird in einer halben Stunde abfahren, darf ich Ihre Effekten einstweilen besorgen lassen?“

Mein Koffer stand neben mir; der Wirth rief den Hausknecht, und während er ihm den kleineren Karton zuschleuderte, sagte er: „Die deutsche Dame mit ihrer Begleiterin hat Nummer 1 und 2 in dem Coupe der Diligence nach Vevey am Genfersee!“

Der Hausknecht nickte, nahm die Packete und entfernte sich.

Ich sah, wie bei Nennung der Stadt Vevey Effie aufschrack; sie sah mich mit einem Gemisch von Interesse und Unruhe an, dann stand sie verlegen auf, setzte sich wieder unschlüssig nieder und trat endlich, nachdem ich sie ermuthigend angesehen hatte, an mich heran. Ich war erstaunt, daß sie mich im reinsten Deutsch anredete.

„Um Vergebung, mein Fräulein, Sie reisen an den Genfersee?“

„In einer halben Stunde, Mademoiselle.“

„Sie werden heute noch Vevey erreichen?“

„So hoffe ich, meine Liebe, und da ich eben durch Zufall aus Ihrem Gespräch mit Mylady entnahm, daß dort Ihre Heimath ist, zu der Sie sich hinsehnen, so biete ich mich gern an, Grüße, einen Brief, oder was Sie sonst wünschen könnten, dorthin zu besorgen.“

Ich war unbedingt mit meinem Anerbieten Effie's Wünschen zuvorgekommen, denn sie rief lebhaft: „O wie Sie gütig sind!“ um so mehr mußte es mich befremden, daß sich zu den Zeichen einer sichtbaren Freude bei ihr eine tödtliche Blässe, eine Unruhe, eine quälende Unentschlossenheit gesellte. Sie zog aus einer Brieftasche ein Blatt Papier, schrieb mit Bleifeder einige Worte darauf, überlas sie dann noch einmal, und — konnte sich nicht entschließen, sie mir zu geben; sie knitterte den Papierstreifen seufzend mit ihren Fingern wieder zusammen.

„Sie scheinen kein rechtes Vertrauen zu dem Boten zu haben, Mademoiselle,“ sagte ich lächelnd.

Sie erglühte und stammelte: „Vergebung, ich fürchte doch, Sie zu belästigen, gnädiges Fräulein; der Ort, wohin dieser Brief gehen soll, ist nicht Vevey selbst, er ist etwa drei Meilen weiter, oben im Gebirg, der Brief wird Ihnen Last machen.“

„Ich denke mir, daß ich in Vevey einen zuverlässigen Boten finden könnte, der ihn auf die Berge trägt; wenn also dies Ihre einzige Sorge war, so geben Sie sie auf; aber bitten muß ich Sie, sich mit Ihrem Entschluß zu beeilen, meine Zeit ist mir hier nur sehr karg zugemessen.“

Effie suchte sich nochmals zu sammeln; sie überflog den kleinen Zettel, glättete ihn wieder und wollte ihn eben mit einer Oblate schließen; da las ich nochmals jene unbegreifliche Angst und Bekümmerniß in ihren Mienen, eine schwere Thräne rollte langsam über ihre Wange, sie zerknitterte den Brief vollkommen und sagte fast unhörbar: „Es geht nicht! Vergebung, wenn mein Beginnen das eines Kindes scheint; einen Augenblick sehnte ich mich darnach, Ihren gütigen Vorschlag anzunehmen, aber jetzt ist es mir wieder klar geworden, daß ich zu den Meinen überraschend hinkommen muß. Es gibt Verhältnisse, die den Erwartenden keine Vorfreude gestatten, die meinen sind also; — darum ist es besser, wenn man durch mich keinen Augenblick in der Spannung des Erwartens gehalten wird. Nochmals — vergeben Sie mir, daß ich Ihr Erbieten ablehne.“

Ich muß gestehen, daß ich über diese Wendung seltsam befremdet war; um indeß verletzt oder empfindlich zu sein, fand ich in mir durchaus keine Aufforderung, als ich Effie so demüthig zitternd und gequält vor mir stehen sah.

Ich erwiederte deßhalb, während ich mich erhob: „Sorgen Sie nicht um das, was ein kalter Beobachter jetzt vielleicht denken könnte; glauben Sie mir, daß, so unbekannt mir auch Ihre Gründe sind, die Sie daſſelbe zurückweisen lassen, was Sie vor wenigen Augenblicken ersehnten, ich dennoch glaube, volle Achtung vor diesen Gründen haben zu dürfen.“

Effie drückte sich rasch und führte meine Hand an ihre Lippen.

Die Lady hatte mit sichtbarem Interesse zu uns hingesehen; ob sie unsere deutsche Unterhaltung verstand, war mir zweifelhaft, fast muß ich es aber glauben, da sie bei meinem Entfernen mit einer, bei einer Engländerin seltenen Höflichkeit meinem Gruß zuvorkam.

Es war die höchste Zeit, daß ich die Diligence aufsuchte; wenige Augenblicke Zögerung, so war sie versäumt, und ich erreichte am heutigen Tage den schönen Genfersee ebenso wenig, als die trauernde Effie.

Wir mußten mit dem Wagen nochmals am Hotel vorüber; Effie stand in der Thür und grüßte lebhaft zu mir hin; sie sah etwas ruhiger aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die 65er Jahre der früheren Jahrhunderte.

Vom Jahre 1165 wird uns ein harter Winter und eine Seuche, vom Jahre 1265 ein Erdbeben (den 25. März) und eine Sonnenfinsterniß (den 20. Mai) berichtet. Der Winter des Jahres 1365 war sehr kalt und lang, drei Monate war der Rhein fest zugefroren und von Fußgängern und Reitern zu passiren, Kälte und Hunger tödteten viele Menschen, noch mehr die darauf folgende Seuche. Das Jahr 1465 dagegen war sehr fruchtbar, Alles gedieh auf's Beste, schon im Mai hatten die Trauben überall abgeblüht, so daß es an Gefäßen zum Aufbewahren fehlte und man für ein neues eimeriges Faß einen Eimer Wein gab; der Eimer kostete 1 fl. 2—20 kr., der Scheffel Dinkel 15 kr. Das Jahr 1565 zeichnete sich durch seine große und anhaltende Kälte aus, vom 7. Dezember 1564 bis zum 10. Februar 1565 fiel 23 Mal Schnee und keiner schmolz, diese gewaltigen Schneemassen hinderten und unterbrachen den Verkehr und führten eine solche Kälte herbei, daß in Süddeutschland alle Flüsse überfroren, als dann endlich im April Thauwetter eintrat, gab es verheerende Ueberschwemmungen. Doch ließ die seit zwei Jahren herrschende Seuche im Winter nach. Die Reben, durch die Kälte stark beschädigt, gaben wenig und sauren Wein, von dem der Eimer 7—8 fl. kostete, der Scheffel Dinkel aber 1 fl. 52 kr., da es noch ziemlich Frucht gab. Von der Beschaffenheit des Jahres 1665 ist uns wenig bekannt. Der Januar war sehr kalt, und es gab zwar viel, aber einen mittelmäßigen Wein. Der Eimer kostete 8—10 fl. Im Jahre 1765 herrschte den ganzen Februar empfindliche Kälte, am kältesten war es um Fastnacht. Am 12., 13. und 14. April schadeten kalte Nächte und Nordwinde dem Frühobst und den Reben sehr, während der Traubenblüthe regnete es häufig, eine Menge Trauben fiel ab, es gab daher nur wenig und mittelmäßigen Wein, von dem der Eimer 20—28 fl. kostete. Die Ernte dagegen fiel sehr ergiebig aus.

Mannigfaltiges.

(Guter Grund.) Die vor einigen Tagen aus dem Gefangenhause am Prager Hradschin entsprungene Anna Melcher, welche wieder in die Strafanstalt zurückgebracht wurde, soll als Grund ihrer Entweichung angegeben haben, sie habe sich blos von der Treue ihres Geliebten überzeugen wollen. Da derselbe aber, wie sie nun gesehen, bereits eine Andere geheirathet hätte, wäre für sie kein weiterer Grund mehr vorhanden gewesen, die Freiheit zu suchen. Und deßhalb wäre sie auch freiwillig zurückgekommen.

(Besondere Verschwiegenheit.) Der Kapitän eines Kauffahrteischiffes, der verbotene Waaren an Bord hatte und dieselben ans Land zu bringen wünschte, sagte zu einem Zoll-Offizier: „Wenn ich auf jedes Ihrer Augen ein Goldstück legte, würden Sie es dann sehen können?“ — „Nein,“ antwortete dieser, „und wenn Sie noch eins auf meine Zunge legen, kann ich auch nicht sprechen.“

Charade.

Die ersten Zwei — ein Futteral;
Daß letzte Beiden nässen, ist bekannt,
Das Ganze ist ein Mineral
Und auch mit Abschiedsthräne nah' verwandt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 6. Freitag, 13. Januar 1865.

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

„Sire, es war in dem letzten Jahre des Krieges, die Armee lagerte in Sachsen; der König hatte sein Hauptquartier in einem Dorfe genommen und der Intendant wollte, daß auch mein Vater mit seiner Kompagnie in dem Dorfe Quartier bekam. Er wollte, ermüdet von langen Strapazen, sich eben in seiner Hütte auf das Strohlager niederlegen, obwohl es am hellen Mittag war, als er plötzlich von einer zu ihm hereinstürzenden Bäuerin um Hilfe und Beistand angefleht ward, weil die Soldaten seiner Kompagnie plünderten und eben beschäftigt waren, ihr Haus auszuräumen. Mein Vater, ohne sich zu besinnen, ohne nur einmal seinen Offizershut aufzusetzen, eilte sofort mit der Frau von dannen und stürzte mit in das Haus, um zu versuchen, seine Soldaten zur Vernunft zurückzuführen und sie durch Zureden zu bewegen, von dem Frevel abzustehen. Denn der König hatte gerade damals bei strenger Strafe das Plündern verboten, und mein Vater wollte daher seine Soldaten gern von der angedrohten Strafe retten. Aber der König hatte doch schon vernommen, was geschehen, und während mein Vater drinnen in dem Bauernhause mit den Soldaten verhandelte, war der König selber herbeigekommen, voll Zorn über den Ungehorsam und den Frevel seiner Soldaten. Gerade, wie er mit seinen Adjutanten vor dem Bauernhause angelangt war, in welchem die Soldaten so laut brüllten und tobten, daß man es draußen sehr gut hören konnte, trat mein Vater aus demselben eilig heraus; es war ihm allein unmöglich gewesen, die wüthenden Soldaten zu beschwichtigen und er wollte sich deßhalb noch einige Offiziere zur Hilfe herbeiholen. Der König aber hielt ihn selber für einen der Plünderer, und in seiner Zorneswuth hob er den Krückenstock empor und schlug meinen Vater."

Sie hielt inne, hochathmend, mit Thränen in den Augen. Der König hielt noch immer seine großen blauen Augen fest auf sie gerichtet.

„Und was that der Lieutenant von Hohendorf?" fragte der König nach einer Pause.

„Sire, er sagte dem König, daß er in bester Absicht hieher gekommen, daß er Offizier sei und daß es ihn tief schmerze, zum Lohn für seinen Diensteifer geschlagen zu werden."

„Und der König?"

„Der König erwiederte, er habe keinen Offizier geschlagen. Aber die Adjutanten hatten es doch gesehen und sie erzählten es anderen Offizieren, und schon nach einigen Tagen erklärten sämmtliche Offiziere seiner Kompagnie meinem unglücklichen Vater, der bis dahin seinen Gram still in sich verschlossen gehalten, daß sie nicht länger mit ihm dienen könnten. Sie sagten, sie bedauerten ihn wegen seines Unfalls, aber die Offiersehre verbiete es ihnen, mit einem Offizier zu dienen, der Schläge bekommen habe. Mein armer Vater, der ganz ohne Vermögen und dazu verheirathet war, wandte sich nun in seiner Verzweiflung an seinen Obristen und fragte ihn um Rath. Der Obrist rieth ihm, er solle sein Abschiedsgesuch einreichen, aber dabei die Gründe anführen, weßhalb er sich gezwungen sehe, zu quittiren, denn sicher würde ihn der König alsdann entschädigen. Aber der König that es nicht, er schrieb an den Rand des Abschiedsgesuches weiter nichts als die Worte: „Ich habe keinen Offizier geschlagen. Will Er Seinen Abschied haben, so kann Er ihn bekommen." Mein Vater war also entlassen, ohne Entschädigung entlassen, ging er einer Zukunft voll Entbehrung, Demüthigung und Noth entgegen. Das kleine Vermögen meiner Mutter war Alles, was unsere Familie zum Lebensunterhalt besaß. Als meine Eltern starben, war es aufgezehrt, und ich, das einzige Kind meines unglücklichen Vaters, mußte froh sein, bei seiner Schwester ein Unterkommen zu

finden, das indeſſen ungern gegeben und ungern angenommen ward."

„Und in Ihrem Herzen hat Sie dem Könige oft genug Vorwürfe gemacht, nicht wahr?" fragte der König. „Sie hat gedacht, der König müſſe wieder gut machen, was er verſchuldet hätte? Aber ſehe Sie, mein Kind, der König durfte nicht anders handeln, als er that. Die Offiziersehre verbot es ihm. Er hätte das ganze Offizierskorps entehrt, wenn er zugegeben, daß er einen Offizier geſchlagen hätte, er durfte deßhalb auch nachher Ihrem Vater keinen Erſatz und keine Entſchädigung geben, denn damit würde er zugeſtanden haben, daß der König Etwas wieder gut zu machen, daß er den Offizier wirklich geſchlagen habe. So mußte Ihr armer Vater ein Opfer der Offiziersehre werden; es war für ihn ein Unglück, das ich leider nicht verhüten konnte, obwohl, ich will Ihr das zugeſtehen, obwohl ich es verſchuldet hatte. Aber ſehe Sie, mein Kind, ich ſagt's Ihr ſchon vorher, der König iſt auch nur ein Menſch, wie andere Menſchen, und Irren und Fehlen iſt der Menſchheit Erbtheil! Aber weil ich gefehlt habe an dem Vater, will ich es an der Tochter wieder gut machen. Sie iſt zu mir gekommen, um Etwas zu erbitten. Thue Sie das und ich verſpreche Ihr, daß ich Ihre Bitte erfüllen will, wenn's in meiner Macht ſteht."

„Sire," ſagte Louiſe mit weicher, zitternder Stimme, „Sire, ich bitte nur um die Gnade, daß mir Ew. Majeſtät eine Stelle im Eliſabethinerinnen-Kloſter zu Breslau zuwenden wollen."

„Was?" rief der König. „Sie will in ein Kloſter gehen? will Nonne werden?"

„Sire, ich will mich zu Gott flüchten aus dieſer ſchlechten und traurigen Welt."

Der König war aufgeſtanden und ging jetzt, die Hände auf dem Rücken gefaltet, einige Male im Zimmer auf und ab. Dann blieb er dicht vor Louiſen ſtehen und ſah ihr mit ſeinen flammenden Blicken ſo lange und feſt ins Geſicht, bis ihre Wange ſich mit tiefer Purpurgluth übergoſſen.

„Mit dem Geſicht will Sie Nonne werden?" fragte der König lachend. „Nein, mein Kind, Sie ſchickt Sich nicht zu einer Nonne. Sie muß einen Mann nehmen!"

„Sire, ich bin arm, ich habe keinen Brautſchatz," flüſterte Louiſe.

„Na, na, dafür werde ich ſorgen," ſagte der König, „und einen Mann werden wir ſchon finden."

„Nein, nein," rief ſie ängſtlich, „ich danke Ew. Majeſtät, ich will nicht heirathen, ich will Nonne werden. Ich bitte Ew. Majeſtät nur um die einzige Gnade, verwenden Sie Sich für mich in Breslau bei dem Herrn Erzbiſchof, damit ich in das Kloſter eintreten kann."

„Sie bleibt alſo dabei?" fragte der König. „Geſtehe Sie mir die Wahrheit. Denke Sie, ich ſei Ihr Vormund und ich bin es auch, denn die Töchter meiner Offiziere ſind meine Mündel, wenn ihre Väter geſtorben ſind. Spreche Sie alſo. Liebt Sie Jemanden?"

„Ja, Sire, ich liebe," ſtammelte Louiſe. „Aber wir können einander nie angehören, denn wir Beide ſind arm und darum —"

„Darum will Sie Nonne werden! Unſinn! Sage Sie mir, wie heißt Ihr Liebſter und was iſt er?"

„Sire," ſagte Louiſe mit hervorſtürzenden Thränen, „ich darf Ihnen ſeinen Namen nicht nennen, ich habe ihm geſchworen, daß ich es nicht thun will. Er iſt ein Ehrenmann und er will nicht von der Gnade erbetteln, was ihm das Glück verſagt hat."

„Seltſam," ſagte der König. „Wenn ich Ihr aber nun befehle, mir den Namen zu ſagen?"

„Sire, ſo muß ich ungehorſam ſein, denn ich habe geſchworen, ihn nicht zu ſagen."

„Na, ſo halte Sie Wort," rief der König ärgerlich. „Aber Nonne laſſe ich Sie doch nicht werden. Da! Es wird geblaſen! Ich muß auf den Exerzirplatz, um die Garniſon zu inſpiziren. Aber hör' Sie, mein Kind, komme Sie in einer Stunde wieder hierher. Dann wollen wir ſehen, was ich für Sie thun kann. Frage Sie während der Zeit einmal Ihren Liebſten, ob er Sie von Ihrem Schwur entbinden und erlauben will, daß Sie mir ſeinen Namen ſagt. In einer Stunde alſo. Adieu bis dahin!"

Louiſe verneigte ſich tief und wandte ſich langſam der Ausgangsthür zu, aber nahe bei derſelben blieb ſie ſtehen und kehrte zögernd und mit geſenkten Blicken zu dem König zurück.

„Sire," flüſterte ſie leiſe, „den Namen darf ich Ihnen nicht ſagen und von dem Schwur kann er mich in der nächſten Stunde nicht erlöſen, denn gerade in dieſer Stunde kann ich ihn nicht ſehen."

„Warum nicht?"

„Er iſt im Dienſt," flüſterte ſie kaum hörbar.

„Er iſt alſo Militär?"

Sie nickte, und ein Lächeln flog über ihr Angeſicht hin. „Sire," ſagte ſie, „ich möchte Ihnen noch Etwas ſagen, wenn Sie mich nicht verrathen wollen."

„Ich verſpreche es, nicht zu thun," ſagte der König gutmüthig.

„Nun denn," flüſterte ſie athemlos, „wenn Ew. Majeſtät die Garniſon inſpiziren, ſo betrachten Sie doch ein wenig genau Ihre Fahnenjunker."

„Alle?“

„Ja, aber beſonders —“

„Nun, beſonders?“

„Beſonders den alten Fahnenjunker,“ liſpelte ſie; dann flog ſie wie ein geſcheuchtes Reh durch das Zimmer und ſtürzte hinaus.

(Fortſetzung folgt.)

Eliſabeth.

(Fortſetzung.)

Da lag er nun vor mir, der tiefblaue poetiſche See, den zu ſehen ſo lange ein unerreichbarer Wunſch für mich geweſen war. So ſchön, wie der Genferſee wirklich iſt, malt ihn auch die lebhafteſte Phantaſie nicht im Voraus; denn ehe man ihn geſehen, begreift man nicht, daß einzelne Fleckchen der Erde ſo bevorzugt, ſo zum verzärtelten Liebling der Natur werden konnten.

Der Genferſee iſt eine weite tiefblaue Kryſtallebene, ſo klar und ſchimmernd, als ob er der Spiegel eines ewig heiteren Himmels ſei. Dicht am Ufer rahmen blühende Weinberge und Blumenparterre den See ein; zierliche Villen, zerſtreute Dörfchen und kleine Gehölze unterbrechen in maleriſchen Gruppen die Weinberge und lehnen ſich in der Höhe an die gewaltigen Ketten der Alpen an. Die Gebirge, die den Norden des See's begrenzen, erſcheinen im Vergleich zu den gigantiſchen Formen der Walliſer und Savoyer Alpen, die gegenüber die Schweiz von Italien ſcheiden, nicht ſo maſſenhaft, geklüftet und unzugänglich als dieſe. Mit Ausnahme einiger vorragenden kahlen Felſenſpitzen — dem **Dent du Jamun**, und dem **Dent du Nez** — ſind hier die Berge überall angebaut; ſie ſind mit grünen Wieſenmatten, Laubwaldungen und Sennhütten überſtreut, und bieten auch ſchwachen Kräften die Möglichkeit eines Erſteigens durch Saumthiere und Pferde dar.

Nicht ſo erſcheinen die ſchwarzen Gebirgsmaſſen gegenüber am Genferſee, an deren Fuße die Simplonſtraße hinführt. Wie es eben die Beleuchtung gibt, glaubt man jenſeits oft nur ſchroffe dunkle Granitmaſſen zu ſehen, deren Spitzen in ewigem Schnee liegen. Steigt aber die Sonne höher und zeichnet Licht und Schatten markirter aus, dann treten hellere Waldungen in ſcharfen Konturen gegen die dunkeln Nadelgehölze vor, und weite Raſenflächen wechſeln mit den grauen Felſenmaſſen ab. Man erkennt, daß die Berge in Schichten übereinander ſtehen und daß die Schneeſpitzen nicht den vorderen Bergen angehören, ſondern aus unberechenbarer Ferne mit ihren greiſen Häuptern herüberſtarren. Legt dann die ſcheidende Sonne ihre goldenen Strahlen über die dunkeln Gebirgszüge hin, und ſchimmert der Schnee des **Dent du Midi** unter dem roſigen Schleier, während im Weſten die bläulichen Ketten des fernen Jura ſich hinziehen und der ſinkenden Sonne zur Ruheſtätte werden, ſtimmern dabei ſchon einzelne frühe Sterne und eine blaſſe Silhoutte des Mondes am Himmel und im Spiegel des See's, ſo frage, o Wanderer, dein Herz, ob es dir vom Paradies ein ſchöneres Bild entwerfen kann, als du es an jenem Zauberſee findeſt?

Wie leicht iſt man an ſolchen Orten heimiſch; wie ſchwer finden Sorge, Heimweh und Unmuth da eine Stätte, wo jedes Umſichblicken einen Genuß, einen ſtets neuen Reiz gewährt. Ja, ſtets neuen, denn jede wechſelnde Beleuchtung zeichnet die Landſchaft dort mit neuer Schönheit.

Halbe Tage kann man am weiten Horizont dem Bilden der Wolken mit den Augen folgen, ohne zu ermüden. Vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang bringt jede Stunde eine neue Färbung, ein neues Licht über die Landſchaft; und hat man dieſe ganze Zeit nur mit Schauen und in jenem **dolce far niente** hingebracht, zu dem man unbedingt hingeriſſen wird, ſo bedarf es am Abend immer noch der Ueberwindung, um in ſein Haus zurückzukehren, vor Allem, wenn der volle Mondſchein dem See einen neuen geheimnißvollen Reiz verleiht, den viele ſeiner Beſucher jeder anderen Tagesbeleuchtung vorziehen.

Ich hörte einmal einen etwa fünfzehnjährigen Knaben, der einen halben Tag träumend und ſchauend am Ufer gelegen hatte und dem ſein Erzieher über ſeine Trägheit Vorwürfe machte, lächelnd erwiedern: „**Ah monsieur, quelle jolie manière de travailler est celle, de perdre ici non temps.**“ Der Knabe hat recht; mögen die Hände auch feiern, müßig iſt der Beſchauer hier doch nicht. —

Ich nahm meine Wohnung eine Stunde von Bevey entfernt in einem Landhauſe, das halb als Hotel, halb als Penſionshaus galt und eine beſonders günſtige Lage hatte, da es ſo dicht an den See gebaut war, daß der unterſte Balkon des Hauſes über dem Waſſer hing und die Fluth bis an die Gartenmauer ging.

Ich ſaß am erſten Abend allein im Garten des Hotels, da ich noch keine Gelegenheit geſucht hatte, mit den übrigen Perſonen, die ihren Sommeraufenthalt hier genommen hatten, bekannt zu werden. Dieſe ſaßen in einzelnen Gruppen zerſtreut im Garten; hier eine Partie Damen, arbeitend in einer Lorbeer-

laude, dort eine englische Familie, schachspielend vor einem Rosenbosquet, dann einige Herren in lebhafter französischer Konversation, bei der man deutlich unterschied, daß diejenigen, die sie führten, durchaus keine Franzosen waren, sondern nur ein grammatikalisches Schulfranzösisch jetzt in Anwendung brachten.

Einige junge Mädchen in der Damengruppe hatten eine unverkennbare Neugierde, zu erfahren, welcher Nation ich, der neue Ankömmling in dem Pensionshotel, angehöre, und als jetzt die Herren sich zu ihnen gesellten, ging die Debatte von Neuem an.

Eine kleine hübsche Brünette sagte ziemlich laut: „**L'étrangère est Allemande, je suis sûre**“, worauf ein älterer Herr erwiederte: **Je pense, quelle est Allemande.**“

Ehe die Redenden über ihre Vermuthungen ins Klare kamen, rief die Tischglocke uns, wie es in diesem Pensionsleben Sitte ist, zum gemeinschaftlichen Abendbrod, das stets in englischem Thee besteht und ausgezeichnet gut zubereitet zu sein pflegt.

Ich fand meinen Platz neben der kleinen Brünette, die mir mit vieler Höflichkeit die Utensilien des Thees reichte, wofür ich mit einem herzlichen: „Ich danke sehr“ sie aus der Spannung riß, welcher Nation ich eigentlich zugehöre.

Und als ich mich nun als Deutsche ausgewiesen hatte, fand es sich, daß die kleine Brünette mit Vater, Mutter und Schwester, ebensowohl wie zwei von den Herren, Deutsche waren, während die drei übrigen Familien sich als eine russische, eine englische und eine französische auswiesen.

Die erste Bekanntschaft war nun bereits eingeleitet und da die Hauptunterhaltung des Abends sich um eine Bergpartie handelte, die ein Theil der Pension am folgenden Tag unternehmen wollte, so machte man mir aus Höflichkeit den Vorschlag, an jener Partie Theil zu nehmen.

Ich sagte zu; wir trennten uns befriedigt von der leichten Art, mit der man in solchen Pensionen die Schwierigkeiten des ersten Bekanntwerdens überwindet.

Um fünf Uhr des andern Morgens klopfte Adele v. D., die kleine Brünette, schon an meine Thür und bat mich, aufzustehen, da die Maulthiere in einer halben Stunde kommen würden. Ich war bald bereit und nach kurzer Frist saßen wir im Sattel der Saumthiere.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die astronomische Zeit.) Im Wiener Akademiegebäude hielt **Dr.** Sonndorfer jüngst einen Vortrag über die „astronomische Zeit“, in welchem er vorerst den Begriff des Stern- und Sonnentages und die endliche Feststellung des mittleren Tages zur Erlangung einer meßbaren Zeiteinheit, erläuterte. Die Abtheilung des Tages in Stunden und Minuten führte den Vortragenden auf die Sonnenuhren, als deren Erfinder er den Chaldäer Perosus nannte. Ausgrabungen, die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der Gegend von Castel Nuovo gemacht wurden, förderten antike Sonnenuhren zu Tage, die sich von den jetzt üblichen dadurch unterscheiden, daß bei ihnen der Schatten auf eine sphärische Fläche auffällt, und daß dort der natürliche Tag in zwölf gleiche Theile getheilt wird, so daß die Stunden im Winter kürzer, im Sommer länger erscheinen. Die Araber waren die Ersten, die horizontale Sonnenuhren anwendeten, und die Aegypter die Ersten, die das Sonnenjahr in ihre Zeitrechnung einführten, wie denn überhaupt dieses Volk schon in ältester Zeit verläßliche astronomische Beobachtungen (Konstellationen) angestellt hat.

Aus Paris wird der „Kreuzztg.“ geschrieben: „In der Gesellschaft ist von der neuesten Modethorheit der Weiber die Rede, die jetzt in Ohrgehängen nichts mehr tragen wollen, als Steigbügel, Offizier-Epaulettes und Goldmünzen, natürlich Alles **en miniature**, aber doch noch groß genug, um sehr schlecht auszusehen. Einige sagen, der Ohrenschmuck der Damen deute auf den Verehrer; der Steigbügel bedeute ein Mitglied des Jockeyclubs, die Epaulette einen Militär, das Goldstück einen Börsenmann. Das ist aber leere Vermuthung; denn ich habe Frauen gesehen, welche Steigbügel, Epaulettes und Goldstücke zugleich am Ohr hängen hatten. Zwar will ich nicht in Abrede stellen, daß diese Damen mehr als einen Verehrer haben können; aber sie pflegen es dann doch nicht durch ein Schellengeläute der Art öffentlich kund zu thun.“

Auflösung der Charade in № 5:

Scheidewasser.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 7. Sonntag, 15. Januar 1865.

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

III.

Die Garnison von Liegnitz hatte soeben den Vorbeimarsch vor dem König beendet, Friedrich wandte sich mit einem freundlichen Kopfnicken an den General von Herbig, der ihm die Truppen vorgeführt hatte und jetzt zu ihm heranritt.

„Er hat Seine Sache sehr gut gemacht, General, und ich bin sehr zufrieden mit der Haltung Seiner Truppen," sagte der König freundlich. „Seine Leute sehen sehr stattlich aus, sie sind exakt und sie haben außerdem eine sehr zufriedene Miene, was immer beweist, daß ihre Offiziere verständig und human sind und ihre Soldaten nicht als empfindungslose Maschinen, sondern als Menschen behandeln. Fahr' Er so fort, lieber Herbig, und Er wird Sich immer meiner Gewogenheit zu erfreuen haben."

Der König ließ wieder seine Augen über die lange Linie der aufgestellten Truppen hinschweifen und dann heftete er sie auf die Fahnenjunker, die dort neben den beiden Fahnen standen.

„Hübsche junge Leute," sagte der König leise mit dem Kopfe nickend, „werden einst stattliche Offiziere abgeben. Wie alt ist der jüngste von ihnen?"

„Achtzehn Jahre, Majestät."

„Und der älteste?"

„Der älteste, Majestät, ist leider schon 26 Jahre alt."

„Was? Ein Fahnenjunker von 26 Jahren!" rief der König. „Wie ist das möglich? Wie ist das zugegangen? Der Mensch hat sich also schlecht aufgeführt, denn sonst müßte er ja schon längst Lieutenant sein. Was hat er gethan? Sage Er mir die Wahrheit, General!"

„Majestät, die Wahrheit ist, daß der Fahnenjunker zu arm ist, um Offizier zu werden. Er kann die Equipage nicht bestreiten."

„Und das ist sein einziges Vergehen? Er hat sich keiner Dienstfehler schuldig gemacht?"

„Nein, Majestät, er ist vielmehr ein sehr solider, unterrichteter und gebildeter junger Mann, der allen seinen Kameraden als gutes Beispiel dienen könnte."

„Aber, er ist ein Bürgerlicher, nicht wahr?"

„Halten zu Gnaden, Majestät, er ist vom reinsten, ältesten Adel."

„Und solch' einen Menschen läßt Er sein Lebelang Fahnenjunker bleiben, blos weil er den Fehler hat, arm zu sein? Warum hat Er sich nicht an mich gewandt? Da ich nur ein Mensch bin, kann ich Fehler des Charakters nicht bessern, aber solche Fehler der Börse zu bessern, das liegt in meiner Hand, dazu bin ich König! Er gibt mir also Sein Wort darauf, daß der alte Fahnenjunker es verdient, ein junger Lieutenant zu werden?"

„Ja, Majestät, ich gebe mein Wort darauf."

„Gut, sende Er den Fahnenjunker also in einer Viertelstunde zu mir. Ich will selber mit ihm sprechen und sage Er ihm vorher nichts von Dem, was ich eben mit Ihm geredet habe. Hört Er?"

„Ew. Majestät, zu Befehl!"

„Na, jetzt lasse Er Seine Truppen abschwenken. Adieu. Heute Mittag erwarte ich Ihn zur Tafel!"

Und indem Friedrich dem General freundlich zunickte, wandte er sein Pferd um und gab damit der glänzenden Suite, welche ehrfurchtsvoll in einiger Entfernung gehalten, das Zeichen, ihm zu folgen. Aber schon nach einigen Schritten hielt er sein Pferd an und wandte sich wieder zurück.

„General von Herbig, komme Er noch einmal zu mir her!"

Der General sprengte zu dem König heran und erwartete in ehrfurchtsvoller Haltung seine weiteren Befehle.

„Eins habe ich noch vergessen, General," sagte Friedrich. „Wie heißt denn der alte Fahnenjunker? Er hat mir seinen Namen ja nicht gesagt?"

Der General nahm eine verlegene Miene an. „Sire,“ ſagte er, „ich möchte Ew. Majeſtät um eine Gnade bitten. Ew. Majeſtät waren vorher mit der Führung der Truppen zufrieden, ich beſchwöre Ew. Majeſtät, wollen Sie mir dafür die Gnade gewähren, den Namen des alten Fahnenjunkers verſchweigen zu dürfen, bis Ew. Majeſtät ihn ſelbſt geſehen und geſprochen haben.“

„Ah, der Menſch führt alſo einen Namen, den ich nicht gern höre?“ fragte Friedrich, indem ſeine großen blauen Augen ſich wie zwei blitzende Dolchſpitzen auf das Antlitz des Generals hefteten.

Dieſer antwortete nicht, ſondern ſenkte verwirrt und eingeſchüchtert die Blicke nieder.

„Verſtehe, es iſt ſo!“ ſagte der König. „Er ſagte mir aber doch, der Menſch ſei von altem, reinem Adel?“

„Ja, Majeſtät, ſo iſt es auch. Sein Vater hatte nur das Unglück, die Gnade Eurer Majeſtät zu verwirken.“

„War er Offizier?“

„Zu Befehl, Majeſtät.“

„Ward er beſtraft, infam kaſſirt, als er, wie Er ſagt, meine Gnade verwirkt hatte?“

„Nein, Majeſtät, er nahm ſeinen Abſchied, das war Alles.“

„Nun, dann hat er alſo jedenfalls kein Verbrechen begangen, das auf der Ehre und dem Namen der Familie haftet,“ ſagte der König aufathmend, als ſei er von einer Sorge befreit. „Ich kann mich alſo für den Sohn intereſſiren, wenn auch der Vater meine Gnade verwirkt hat. Iſt das auch Seine Meinung?“

„Ja, Majeſtät, das iſt meine Meinung. Ich würde ſchon längſt gewagt haben, den alten Fahnenjunker Ew. Maj. Gnade und väterlichen Güte zu empfehlen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, daß —“

„Daß ich es machen würde, wie der liebe Gott, von dem geſagt wird, daß er die Sünden der Väter rächt bis ins dritte und vierte Glied,“ unterbrach ihn der König. „Ich bin aber nur ein Menſch und es ſteht mir daher nicht zu, ſolche göttliche Rache zu nehmen, ſondern es iſt meine Pflicht, zu vergeſſen und zu vergeben, und an dem Sohn nicht zu ſtrafen, was der Vater verſchuldet hat. Na, ſende Er mir alſo Seinen alten Fahnenjunker!“

Und der König wandte ſein Pferd wieder um, ritt langſam und gedankenvoll nach dem Schloſſe hin und kehrte in ſein Wohnzimmer zurück, ohne ein Wort weiter an die Herren ſeiner Suite zu richten.

„**Vraiment**, ich bin ordentlich neugierig auf den alten Fahnenjunker,“ ſagte der König lächelnd zu ſich ſelber. „Es iſt ſeltſam, wie die Vergangenheit immer ihren Schatten in die Gegenwart hineinwirft und uns gemahnt an Dinge, die wir längſt als abgethan und beſeitigt vergeſſen halten.“

Eben öffnete ſich die Thür und der Kammerhuſar trat ein: „Sire,“ meldete er, „Sire, Ew. Majeſtät zu Befehl meldet ſich der alte Fahnenjunker zur Audienz.“

„Soll eintreten!“ befahl Friedrich lebhaft, und er erhob ſich von dem Fauteuil und that einige raſche Schritte nach der Thür hin, auf deren Schwelle jetzt die ſchlanke Geſtalt des Geliebten von Louiſe von Hohendorf erſchien.

Der König ging bis ganz dicht zu ihm heran, und während der Fahnenjunker unbeweglich mit hochgehobenem Kopfe in ſteifer, militäriſcher Haltung neben der Thür ſtand, ließ der König ſeine blitzenden Augen prüfend über ſeine ganze Geſtalt hinſchweifen, muſterte zuerſt ſeinen Anzug und ſchaute dann empor in das bleiche, energiſche und edle Angeſicht des jungen Mannes, deſſen große, dunkle Augen mit einem Ausdruck von Trotz und Entſchloſſenheit gerade aus ſchauten und ſich nicht vor den Adlerblicken des Königs zu Boden ſenkten.

„Wie alt iſt Er?“ fragte der König nach einer Pauſe.

„Majeſtät, 26 Jahre,“ erwiederte Wilhelm von Bellna ruhig.

„26 Jahre,“ wiederholte der König. „Weiß Er, daß es keine Ehre iſt, in ſolchem Alter noch nicht avancirt zu ſein?“

„Zu Befehl, Majeſtät, ich weiß es.“

„So, Er weiß das, wie geht es aber zu, daß Er noch nicht weiter gekommen iſt? Ich habe in meiner ganzen Armee keinen Fahnenjunker von Seinem Alter. Was hat Er verſchuldet, daß man Ihn ſo zurückgeſtellt hat?“

Eine dunkle Röthe ſchoß über das Antlitz des jungen Mannes hin und ſeine Augen blitzten höher auf.

„Majeſtät,“ rief er lebhaft, „ich habe nichts verſchuldet. Ich kann meine Augen frei zu Gott und zu Eurer Majeſtät erheben, denn ich bin mir keiner Schuld bewußt.“

„Er ſpricht ziemlich kühn,“ ſagte Friedrich ernſt, „und doch kann ich Ihm nicht glauben. Denn da Er von altem Adel iſt, ſo würde Er unter allen Umſtänden ſchon avancirt ſein müſſen. Ich bleibe alſo dabei, Er muß etwas verſchuldet haben, weßhalb Er noch Fahnenjunker iſt. Steige Er hinab in Sein Gewiſſen und ſchaue Er ſich darin um, und dann ſage Er mir, was es iſt und was Er verſchuldet hat. Ich fordere die Wahrheit von Ihm!“

„Nun wohl denn, Ew. Majeſtät, ich bin bereit, die Wahrheit zu ſagen,“ rief der junge Mann

energisch. „Ja, ich habe Etwas verschuldet, — ich bin arm, das ist meine Schuld und die Ursache meiner Zurücksetzung. Ich bin arm und der General weiß es, daß ich die Equipage nicht bezahlen könnte, selbst wenn ich zum Offizier avancirte. Ich bin arm, das ist mein Unglück und mein Verbrechen."

(Fortsetzung folgt.)

Die europäischen Fürstenhäuser im Jahre 1864.

Im verflossenen Jahre haben in den europäischen Regentenfamilien, soviel bekannt, folgende Veränderungen stattgefunden: Verstorben sind 21 Mitglieder derselben und zwar 8 männlichen Geschlechts: die Könige von Bayern und Würtemberg, Erzherzog Ludwig von Oesterreich (Großoheim des Kaisers), die Prinzen Wilhelm und Friedrich von Anhalt (Brüder des Herzogs), Prinz Eduard von Liechtenstein (Oheim des Fürsten), Herzog della Grazia, früher Marquis Lucchesi-Palli (Gemahl der Herzogin von Berri), und ein 2 Jahre alter Sohn des Herzogs von Montpensier; dagegen 13 weiblichen Geschlechts: vier verheirathete, die Gemahlinnen des Fürsten von Monaco (geb. Merode), des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich (geb. Bayern), des Prinzen Luitpold von Bayern (geb. Toskana) und des Landgrafen Wilhelm von Hessen (geb. Dänemark); drei verwittwete, Markgräfin Elisabeth von Baden (geb. Würtemberg), Herzogin Luise von Parma (geb. Frankreich) und Gräfin Henriette Therese von Nassau, Wittwe des Königs Wilhelm I. der Niederlande (geb. d'Oultremont), und sechs unverheirathete, Elisabeth von Hessen-Homburg (41 Jahre alt), Julie von Hohenzollern-Hechingen (72 Jahre alt), Anna von Sachsen-Weimar (36 Jahre alt), Gräfin Marie Josephine von Würtemberg (20 Jahre alt), Gräfin Friederike von Lippe-Weißenfeld ($1^2/_3$ Jahre alt) und Eleonore von Oesterreich (nur 20 Tage alt). Kardinäle starben vier: von Geissel, Erzbischof von Köln; Bedini, Erzbischof von Viterbo; Lucciardi, Bischof von Sinigaglia und Savelli. Geboren wurden 19 und zwar 9 männlichen Geschlechts: Söhne der Kronprinzen von Großbritannien und Preußen, der Erbprinzen von Anhalt und Hohenzollern-Sigmaringen, des Großfürsten Nikolaus von Rußland, des Prinzen Napoleon, des Infanten Sebastian von Spanien, der Grafen Wilhelm von Würtemberg und Adalbert von Waldeck; 10 weiblichen Geschlechts: Töchter der Königin von Spanien, des Herzogs von Nassau, des Prinzen Moritz von Sachsen-Altenburg, des Kronprinzen von Belgien, des Erzherzogs Karl Ferdinand von Oesterreich (bereits wieder verstorben), der Prinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt, Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, Wilhelm von Schaumburg-Lippe, Heinrich XV. und Heinrich LXXIV. Reuß (jüngere Linie). Vermählungen haben wahrscheinlich nicht weniger als 10 stattgefunden. Vermählt haben sich nämlich 1) Prinz August von Schweden, Bruder des Königs, mit Prinzessin Therese von Sachsen-Altenburg; 2) Erzherzog Joseph von Oesterreich, Vetter des Kaisers, mit Prinzessin Clotilde von Sachsen-Koburg-Gotha; 3) Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin mit Prinzessin Anna von Hessen-Darmstadt, Nichte des Großherzogs; 4) Graf von Paris, Sohn des Herzogs von Orleans, mit seiner Cousine Marie Isabelle von Montpensier; 5) Graf von Eu, Sohn des Herzogs von Nemours, mit der Kronprinzessin von Brasilien; 6) Prinzessin Anna von Liechtenstein mit Fürst Georg von Lobkowitz; 7) Prinzessin Aloysia von Liechtenstein mit Graf Heinrich von Fünfkirchen; 8) Prinz Albrecht von Waldeck mit Miß Dora Gage, Tochter eines englischen Geistlichen; 9) Prinz Friedrich von Holstein-Sonderburg-Augustenburg (genannt Prinz von Noer) mit der Amerikanerin Frl. Lee; 10) Gräfin ... von Lippe-Biesterfeld mit Erbprinz Otto von Salm-Horstmar. Außerdem haben sich verlobt 1) Herzog Karl Theodor von Bayern mit Prinzessin Sophie von Sachsen; 2) Großfürst-Thronfolger Nikolaus von Rußland mit Prinzessin Dagmar von Dänemark; 3) Herzog Philipp von Würtemberg mit Erzherzogin Marie Therese von Oesterreich; 4) Herzog August von Sachsen-Koburg-Gotha mit Prinzessin Leopoldine von Brasilien (die Vermählung sollte noch im Dezember in Rio-de-Janeiro stattfinden). Unter den sämmtlichen 44 Souveränen (mit Einschluß der Kaiser von Brasilien und Mexiko und des Fürsten von Monaco, aber ohne die 4 vertriebenen italienischen Fürsten und den leider noch immer nicht zum faktischen Besitz gelangten Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein) sind 2 weiblichen Geschlechts, die Königinnen von Großbritannien und Spanien; von den übrigen sind 5 Kaiser, 12 Könige, 1 Großsultan, 1 Papst, 1 Churfürst, 6 Großherzoge, 6 Herzoge, 9 Fürsten und 1 Landgraf. Der älteste und zugleich der einzige, welcher das achtzigste Lebensjahr überschritten hat, ist diesmal der Landgraf von Hessen-Homburg, $81^2/_3$ Jahre alt. Von den übrigen sind fünf über 70 Jahre alt, nämlich der König der Belgier, der Papst, die Fürsten von

Schwarzburg-Rudolstadt und Reuß jüngerer Linie, der Herzog von Anhalt; fünf sind 60—70 Jahre, drei 50—60 Jahre, fünfzehn 40—50 Jahre, zehn 30—40 Jahre, zwei 20—30 Jahre, endlich drei noch nicht 20 Jahre alt: der König von Bayern, der neue König von Griechenland und der noch unter Vormundschaft stehende Fürst Reuß älterer Linie. Das durchschnittliche Alter der Souveräne ist etwa 47½ Jahre, doch haben 15 Souveräne dasselbe bereits überschritten. Am längsten regiert der Herzog von Sachsen-Meiningen und nächst ihm der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, resp. seit 61 und 57⅔ Jahren (mit Einrechnung der Jahre der Minderjährigkeit). Von den übrigen regiert einer seit 40—50 Jahren, vier seit 30—40 Jahren, fünf seit 20—30 Jahren, 17 seit 10—20 Jahren; alle andern, 15 an der Zahl, sind erst im letztverflossenen Jahrzehnt und 3 darunter erst im verflossenen Jahre zur Regierung gekommen: der Kaiser von Mexiko und die Könige von Bayern und Würtemberg. Die durchschnittliche Regierungszeit jedes Souveräns beträgt fast 16½ Jahre, mithin war jeder beim Antritt seiner Regierung im Durchschnitt 31 Jahre alt. Unverheirathet und noch nicht verheirathet gewesen sind 7 Souveräne: außer dem Papst die Könige von Bayern und Griechenland, der Herzog von Braunschweig, die Fürsten von Liechtenstein und Reuß-Greiz und der Landgraf von Hessen-Homburg. Von den übrigen sind 6 verwittwet: die Königin von Großbritannien, die Könige von Sardinien (Italien) und Belgien, der Großherzog von Hessen (Darmstadt), der Herzog von Anhalt und der Fürst von Monaco; der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen ist von seiner Gemahlin geschieden; 2 leben in morganatischer Ehe und 1 in Polygamie. Regelmäßig vermählt sind außer der Königin von Spanien 26 christliche Souveräne. Von den Gemahlinnen derselben sind die ältesten die Fürstin von Reuß (jüngere Linie), die Königin von Sachsen und die Herzogin von Sachsen-Meiningen, sämmtlich über 60 Jahre alt; die jüngste ist die Königin von Portugal, erst 17¼ Jahre alt. 25 Souveräne haben Söhne zu muthmaßlichen Nachfolgern, 1 (der Kaiser von Brasilien) eine Tochter, 9 dagegen (einschließlich der Könige von Bayern, Schweden und Griechenland) Brüder, 5 (einschließlich des Großsultans) andere Seitenverwandte, wozu noch 3 Souveräne kommen, nach deren Tode die Regierung auf eine andere bereits regierende Linie übergehen würde, sowie der Papst, dessen Nachfolger bekanntlich erst nach seinem Tode gewählt wird, und der Kaiser von Mexiko. Von den 39 Erbprinzen und präsumtiven Nachfolgern (deren durchschnittliches Alter 23¾ Jahre beträgt) sind die ältesten die von Churhessen und Schwarzburg-Rudolstadt, resp. über 77 und 66 Jahre alt; der jüngste ist der Kronprinz von Portugal, erst 1¼ Jahre alt. Verheirathet sind darunter (abgesehen von dem türkischen Thronerben und der Kronprinzessin von Brasilien) 13, verwittwet 1; Kinder haben 11. Von den Gemahlinnen der Erbprinzen ist die älteste die des Prinzen Albert von Schwarzburg-Rudolstadt, über 60 Jahre alt, die jüngste die Prinzessin von Wales, 20 Jahre alt.

Mannigfaltiges.

Bekanntlich geben die Raubvögel die Knochen und Federn oder Haare der verzehrten Thiere in eiförmigen Klumpen (Gewölle genannt) wieder von sich. Professor Troschel in Bonn hat kürzlich 80 Gewölle von Schleiereulen, welche im Poppelsdorfer Schlosse hausen, untersucht und darin folgende Schädel von Thieren gefunden: 1 Maulwurf, 3 Wasserspitzmäuse, 95 Waldspitzmäuse, 14 Waldmäuse, 10 Hausmäuse, 2 Wasserratten, 28 Erdmäuse, 77 Feldmäuse und einige Vögel. Es erhellet hieraus, daß die Eulen ungemein viel schädliche Thiere vertilgen.

Eine bejahrte, ziemlich eitle Dame, die sich malen ließ, fragte ihren Maler so lange, ob sie recht sitze, daß er ihr endlich ganz verdrossen zur Antwort gab: „Nein, gnädige Frau, Sie sind verrückt.“

Palindrom.

Grün bin ich, ich kann's nicht leugnen,
(Mit Schönheit praag' ich nicht!)
Doch mancher Bauer kann's nicht leiden,
Daß ich so grün, er bleichet mich!
Und kehrst du mich um, dann:
Ein Häuschen, darin man dich bettet,
Wenn du dich nicht an das Leben gekettet,
Doch groß genug auch für den „größten“ Mann!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 8. Dienstag, 17. Januar 1865.

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

„Na, das ist ein Verbrechen, das Ihm verziehen wird, und ein Unglück, das sich ausgleichen läßt. Warum wandte Er Sich nicht an mich und klagte mir Sein sogenanntes Unglück?"

„Sire, weil —"

„Nun, weil?" wiederholte Friedrich, als Wilhelm zögerte und schwieg. „Nun, weil? Rede Er frei heraus! Ich gebe Ihm die Erlaubniß dazu. Ich fordere es von Ihm. Er ist in diesem Augenblicke nicht der Fahnenjunker, der vor Seinem Kriegsherrn steht, sondern ein junger Mann, der vor Seinem König steht und Seinem König die Wahrheit schuldig ist, wie Er sie Gott schuldig ist. Rede Er also, warum hat Er Sich nicht an mich gewandt? Er weiß doch, daß ich der Vater meiner Soldaten bin. Also, zeige Er Sich als ein gehorsamer Sohn und rede Er. Warum hat Er mir nicht Seine Armuth offenbart und mir Sein Unglück geklagt?"

„Sire, Sie befehlen es, daß ich die Wahrheit sage?"

„Ich befehle es!"

„Sire, ich habe mich nicht an Ew. Majestät gewandt, ich habe meinem König, obwohl ich ihn verehre und anbete, obwohl er als das glänzendste Gestirn des ganzen Jahrhunderts mir vorleuchtet, ich habe ihm dennoch mein Unglück nicht klagen und ihn um Beistand anflehen mögen, weil ich, — nun ja, weil ich der Sohn meines Vaters bin!"

„Der Sohn Seines Vaters! Er sagt das so tragisch, daß man denken sollte, Sein Vater wäre ein Verbrecher gewesen. Ist es so?"

„Nein, Majestät, mein Vater war ein Ehrenmann, ein tapferer Offizier, den Ew. Majestät würdigten, ihm mit eigenen Händen den Orden **pour le mérite** als Lohn seiner Tapferkeit zu geben."

„Da begreife ich nicht, was es Ihm schadet, der Sohn Seines Vaters zu sein. Wie heißt Er? Sage Er mir Seinen Namen!"

„Sire, mein Vater war der Offizier v. Bellna," sagte Wilhelm mit lauter, feierlicher Stimme.

„Von Bellna," wiederholte der König. „Von Bellna. Warte Er! Ich will 'mal nachdenken, was ich von ihm weiß!"

Und der König, die Hände auf den Rücken gelegt, ging langsam einige Male im Gemache auf und ab. Dann blieb er vor dem Fahnenjunker stehen, der wieder seine steife Militärpositur angenommen hatte.

„Sein Vater stand bei den Husaren vom Regiment Ziethen?" fragte er rasch.

„Ja, Majestät."

„Dann hat Er wohl gethan, sich nicht an mich zu wenden, denn es haftet ein Makel auf dem Namen Seines Vaters."

„Nein, Majestät."

„Ja, sage ich Ihm! Sein Vater war ein tapferer Haudegen, aber er hatte kein Ehrgefühl und darum konnte ich ihn nicht brauchen."

„Sire, mein Vater war ein Ehrenmann und —"

„Was!" rief der König drohend und mit blitzenden Augen. „Er unterfteht Sich, mir zu widersprechen?"

„Sire, es handelt sich um meinen Vater!"

„Da hat Er Recht. Es ziemt einem Sohn, die Ehre seines Vaters zu vertheidigen. Aber es thut mir leid, Ihm sagen zu müssen, daß es vergeblich ist! Hör' Er, ich habe die Beweise davon! Ich hatte die tapfere Waffenthat Seines Vaters gesehen und mich darüber gefreut. Ich wollte ihn belohnen, ich schickte ihm den Orden **pour le mérite**. Aber — es thut mir leid, es Ihm sagen zu müssen, Sein Vater war ein habsüchtiger Geizhals, und ein Geizhals hat kein Gefühl für Ehre. Ich ließ Seinem Vater den Orden **pour le mérite** zustellen, aber er, — ich schäme mich, es zu sagen,

— er, als man ihm sagte, daß er reglementsmäßig an den Adjutantensekretär zehn Dukaten zu bezahlen hätte, wies den Orden zurück, um das Geld nicht zu bezahlen. Hat Er das gewußt, Herr Fahnenjunker von Bellna?“

„Sire, ich habe es gewußt, und dennoch sage und wiederhole ich, mein Vater war ein Ehrenmann!“

„Hör' Er weiter! Man machte mir sofort Anzeige davon und ich ließ mir Seinen Vater in mein Zelt kommen. Auf meinem Tisch lag der Orden **pour le mérite** und daneben eine Rolle mit hundert Dukaten. Ich zeigte Beides Seinem Vater und sagte zu ihm: Wähle Er Sich selber den Lohn für Seine Tapferkeit! Und weiß Er, was Sein Vater that? Er nahm die hundert Stück Dukaten. Hat Er das auch gewußt, Herr Fahnenjunker v. Bellna?“

„Sire, ich habe es gewußt, und ich wiederhole es: mein Vater war ein Ehrenmann.“

„Was, Er wagt das noch zu behaupten? Er meint also auch, daß das miserable Geld ein besserer Ehrenlohn ist, als der Orden, mit dem der König vor aller Welt die Brust des Tapferen schmückt und ihn begeistert als einen Auserwählten? Er denkt also auch wie Sein Vater, daß hundert Dukaten in der Börse mehr werth sind, als ein Band im Knopfloch? Wenn Er so denkt, dann hat Er Recht zu sagen, daß es ein Unglück ist, der Sohn Seines Vaters zu sein, und ich sage zu Ihm, was ich damals zu Seinem Vater sagte: Er hat keine Ehr' im Leib!“

„Und Ew. Majestät würden dadurch an mir ein so grausames Unrecht begehen, wie Sie es damals an meinem Vater gethan haben.“

„Mensch, was wagt Er?“ rief der König.

„Sire, ich wage, die Ehre eines Mannes zu vertheidigen, der sich nicht selbst vertheidigen kann, da er vor Gottes Thron steht. Dieser Mann war mein Vater, Sire! mein Vater, den ich verehrt habe, wie man einen Heiligen liebt, mein Vater, welcher ein Märtyrer der Ehre war.“

„Er wird am Ende noch beweisen wollen, daß es eine große Heldenthat, ein Akt der Ehre von Seinem Vater war, den Orden auszuschlagen und das Geld zu nehmen?“

„Ich werde das Eurer Majestät beweisen.“

„Was? Ist Er von Sinnen? Weiß Er, daß ich Ihn für Sein obstinates Betragen auf die Festung schicken werde?“

„Ich weiß das, Majestät, und ich werde das als Soldat von meinem Kriegsherrn mit Demuth annehmen und mich bedanken für gnädige Strafe. Aber vorher werde ich freimüthig zu meinem König reden, der zu mir gesagt hat, daß er der Vater seiner Soldaten ist. Er wird es mir also gestatten, vor ihm die Ehre eines seiner Soldaten zu vertheidigen. Mögen mich Ew. Majestät nachher als einen Rebellen auf die Festung schicken, wenn ich nur den Trost mit mir nehme, Ew. Majestät bewiesen zu haben, daß mein Vater nicht blos ein tapferer Haudegen, sondern ein Ehrenmann war.“

„Hör' Er! Wenn Er mir das beweisen kann, so will ich Ihm Sein subordinationswidriges Betragen verzeihen. Wenn Er mir den Beweis schuldig bleibt, marschirt Er auf die Festung und bleibt sein Lebelang Fahnenjunker. Jetzt spreche Er! Rechtfertige Er Seinen Vater, wenn Er kann!“

„Sire, vor acht Tagen hätte ich es noch nicht gekonnt! Heute kann ich es und ich danke Gott aus der Fülle meiner Seele dafür!“

„Er weiß also auch erst seit acht Tagen, daß Sein Vater ein Ehrenmann war?“

„Nein, Sire, ich wußte es, so lange ich lebe. Man hatte nur nöthig, meinen Vater anzusehen, um zu wissen, daß er ein edler Mann war, und der Glaube daran lebte in mir, als ich ein Kind war, wuchs mit mir als Knabe, ward zur tiefsten, ehrfurchtsvollen Ueberzeugung, als mir mein Vater am Tage meiner Konfirmation das Unglück seiner Vergangenheit offenbarte, als ich ihm auf das Abendmahl, das er an jenem Tage gemeinschaftlich mit mir nahm, feierlich schwören mußte, sein Geheimniß zu bewahren, bis ein anderer Mann, den das Geheimniß mit betraf, gestorben sei.“

„Und dieser andere Mann?“

„Sire, er ist vor acht Tagen gestorben, ich habe ihn vorgestern zur letzten Ruhestätte begleitet und mit der Hand voll Erde, die ich auf seinen Sarg streute, habe ich ihm die Vergebung meines Vaters in sein Grab gegeben und habe ich — der alte Fahnenjunker, ihm auch verziehen.“

„Wer war dieser Mann?“

„Sire, es war mein Großvater, der Vater meiner Mutter! Und jetzt, wenn Ew. Majestät erlauben, erzähle ich Ihnen, weßhalb mein Vater das elende Geld lieber nahm, als den Orden, der Jahrelang das Ziel seines Ehrgeizes und seiner Tapferkeit gewesen.“

„Erzähle Er, denn — jetzt wünsche ich schon, daß Er Seinen Vater rechtfertigen könne. Also — rede Er!“

„Sire, es war am Abend vor der Schlacht von Leuthen. Mein Vater war allein in seinem Zelt. Er hatte an meine Mutter geschrieben, ihr seine Liebesgrüße gesandt und auf den Fall, daß er am anderen Tage in der Schlacht bliebe, von ihr Abschied genommen, ihr empfohlen, seinen Sohn so

zu erziehen, daß er dereinst seinem König ein treuer Soldat sein könnte. Eben hatte er den Brief, der zugleich sein Testament war, denn mein Vater hatte über Nichts zu testiren, als über seine Liebe, zusammengefaltet, als sein Schwiegervater, der Vater meiner Mutter, bleich und mit verstörten Mienen in sein Zelt eintrat."

(Fortsetzung folgt.)

Elisabeth.

(Fortsetzung.)

Die Cavalcade bestand aus neun Personen, voran ritt die Generalin v. D. mit ihrer älteren Tochter Marie und ihre Kavaliere waren ein Geheimrath aus Norddeutschland mit seinem Neffen, einem jungen Professor. Der Geheimrath war Archäolog und fand an der Generalin eine dankbare Zuhörerin bei seinen Berichten über die Ausgrabungen von Pompeji; sein Neffe und Marie v. D. unterhielten sich ebenso eifrig, doch ich hatte Grund zu der Vermuthung, daß sie nicht von Schutt und Gräbern sprachen. Dann folgte eine Baronin aus Livland, deren Kavalier General v. D. war, und den Zug schlossen Adele v. D., der Bruder der Baronin und ich.

Der Morgen war so schön, die Beleuchtung der Berge, der Duft der Moose und das leise Murmeln des See's so unwiderstehlich einladend zu Träumen und Kopfhängen, daß ich mich weder in Adelens kindisches Geplauder, noch in die Fragmente von Pompeji, die der Morgenwind zuweilen, als eine Art Flüstern, zu uns sandte, zu finden vermochte.

Wir verließen bald die Ebene; eine kurze Zeit stieg der Pfad schmal und stemig zwischen den Weinbergen auf und schon nach einer Stunde erreichten wir die Schattenwege naher Waldungen.

Wir schienen schon in täuschender Höhe über dem See zu sein, denn die Segel der Barken und Boote, auf denen die Morgensonne lag, blitzten nur wie schmale silberne Fäden über der tiefblauen Fläsche, und selbst der geräumige Dampfer, der eben durch die Wellen schnitt, hatte für das Auge nur die Größe eines schwarzen Vogels, der die Schwingen von dem Wasser bespülen läßt.

Je höher wir aber kamen, desto endloser dehnten sich die Berge vor uns aus; schon hatten wir drei Stunden geritten, und noch war keine der Sennhütten erreicht; und doch war es hauptsächlich ein Anlaß dieser Bergpartie, eine solche Hütte in Augenschein zu nehmen.

So war denn, trotz des frühen Aufbruchs der Gesellschaft, die Sonne beinahe gerade über unserm Scheitel, als wir die Glöckchen der ersten Heerde klingen hörten. Der vordere Berg, an dem wir heraufgekommen waren und der sich hier an eine zweite Bergschicht anlehnte, bildete mit seiner breiten Kuppe eine glatte, thalartige Fläche, die von den höheren Bergen wieder fest eingerahmt war, und beschützt und friedlich mit seiner grünen Wiesendecke einer Reihe von Sennhütten zum Boden diente. Diese kleinen hölzernen Hütten, etwa vierzehn an der Zahl, standen in zwei geraden Linien auf der Rasenfläche; ein Gießbach, der aus der Felswand zur Linken hervorsprang, hatte sich inmitten dieser kleinen Häuserreihe ein schmales Bett gewühlt und zog sich glatt, als wie eine silbergeschuppte Schlange, durch das Grün.

Da, wo der Gießbach herabgestürzt kam, trug der kahle Felsen eine Tannenkrone, die mehr nordwärts in einer dichten Nadelwaldung endete. Zur Rechten waren die höheren Berge noch nicht belaubt, und ein breiter Einschnitt in dem Gebirge ließ fern in der Tiefe einen Azurstreif des Meers erkennen. Außer diesen hölzernen Hütten sah man noch ein etwas größeres Haus, freilich noch immer bescheiden genug. Ein kleiner Gemüsegarten mit einem einzigen Levkoyenbett und einem Strauch Nachtviolen faßte das Häuschen ein, das sich als die Wohnung des Senners auswies.

Wir waren abgestiegen und die Gesellschaft zerstreute sich, um die kleinen Hüttchen, den Gegenstand der Neugierde, in Augenschein zu nehmen.

Ich ging allein auf das größere Haus zu, weil dort ein geschwätziger Röhrenbrunnen allzu verheißend für meine durstigen Lippen geplaudert hatte.

An dem Brunnen stand eine alte Frau, ein wahres Modell von einer Schweizerin; das Gesicht so bieder, die Augen so treu, der Körper so gestählt in Arbeit und erquickender Alpenluft. Die Frau konnte sechzig Jahre alt sein, und hielt sich noch gerade, wie eine Tanne; auch in der Mittagsgluth feierten die Hände nicht; sie wusch in dem klaren Steinbecken des Röhrenbrunnens Gemüse aus und ließ die Wasserperlen durch ein Holzsieb tropfen.

„Wollt Ihr mir einen Trunk Wasser geben, liebe Frau?" redete ich sie an.

„Gern," erwiederte sie und hielt in ihrer Arbeit inne, um einen kleinen Holzbecher auszuspülen und mit Wasser zu füllen.

Während ich trank, heftete die Alte ihre Blicke lange auf mich, ohne Neugierde, doch mit einem sichtlichen Interesse, bis sie fragte: „Seid Ihr keine Schweizerin, Dame?"

„Nein, gute Frau, ich komme weit her aus Deutschland."

„Nur aus Deutschland? Das mag so weit nicht sein."

Ich lächelte. „Seid Ihr vielleicht so viel gereist, gute Frau, daß Euch Deutschland so nah erscheint?"

Sie schüttelte den Kopf. „Einmal in meiner Jugend war ich drüben in Genf, einmal in Lausanne, später nur drunten im Thal bei Vevey, doch seit sechzehn Jahren kam ich nicht aus den Bergen, aber" — sie zögerte — „ich habe — ich kenne ein junges Weib — eine Tochter, die ist so fern gereist, daß Deutschland ihr wohl nahe vorkommen würde."

Ich wollte weiter fragen, denn ich hörte die Alte mit ihrer klaren Stimme gern sprechen, und der Blick ihres Auges that mir unbegreiflich wohl, aber ehe ich zu neuen Fragen kommen konnte, kam Baron H. (der Liefländer) zu uns und labte sich gleich mir an dem Röhrenbrunnen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Belehrung des Publikums zum Schutz gegen den Gebrauch bleihaltiger, emaillirter, gußeiserner Kochgeschirre. Das würtembergische Medizinal-Kollegium macht bekannt, daß in verschiedenen Städten des Landes, namentlich Stuttgart, Cannstatt und Heilbronn, unter dem Namen Gesundheitsgeschirr gußeiserne emaillirte Kochgeschirre in den Handel gebracht wurden, von denen verschiedene Sorten mit einem Email versehen sind, welches an saure Speisen so viel Blei abgibt, so daß dadurch der Gesundheit Schaden zugefügt werden kann. Es erscheint daher räthlich, solches Geschirr vor seiner Verwendung durch das folgende, von Jedermann leicht auszuführende Verfahren, welches sich auch für die Prüfung des gewöhnlichen thönernen Geschirres sehr eignet, zu untersuchen. Man füllt das Gefäß mit heißem, möglichst farblosem Essig oder der in den Apotheken vorräthigen verdünnten Essigsäure, welche mit einem Drittel Wasser verdünnt ist, läßt es in der Wärme etwa eine Stunde stehen, gießt dann die Flüssigkeit in ein farbloses, durchsichtiges Glasgefäß und bringt in dasselbe einige Tropfen einer klaren Schwefelleberlösung, die in den Apotheken zu haben ist. Kein Blei wurde gelöst, wenn sich die Flüssigkeit nur weislich trübt; wenig Blei, wenn sie sich bräunlich färbt. Tritt jedoch eine braunschwarze Färbung und kurz darauf die Ausscheidung einer zu Boden sinkenden, braunschwarzen Substanz ein, so ist dies ein Zeichen, daß Blei in größerer, die Gesundheit bedrohender Menge aufgelöst worden ist. Kaufleute, welche emaillirtes gußeisernes Kochgeschirr in den Handel bringen, werden darauf aufmerksam gemacht, daß es ihre Pflicht ist, sich über die Unschädlichkeit des betreffenden Emails zu vergewissern.

Mannigfaltiges.

Melbourne. Neulich hat man wieder ein Riesenei des neuseeländischen Vogels Moa gefunden. Es ist von schmutzigweißer Farbe, 10 Zoll lang und 5 Zoll dick. Ein Arbeiter fand es bei einer Ausgrabung wenige Fuß unter der Erde, und zwar in den Händen des Skeletts eines Maori, der in sitzender Stellung begraben war, die beiden Hände, das Ei haltend, gegen den Kopf erhoben. Der Moa hat demnach ohne Zweifel der jetzigen geologischen Periode angehört. Wandernde Goldgräber wollen ihn übrigens sogar noch lebend gesehen haben und haben eine Beschreibung von ihm gegeben.

Vor Kurzem ward in New-York die größte in der Welt existirende Kanone probirt. Sie ist $20^1/_2$ Fuß lang, am Schwanzende $4^3/_4$ Fuß dick, ihr Kaliber ist 20 Zoll und das Gewicht ihrer Geschosse 1060 Pfund. Zur Ladung wurden 100 Pfund Pulver verwendet. Das Gesammtgewicht des Rohrs ist über 116,000 Pfund. Die Bewegung dieses Ungeheuers erfolgt mittelst eines halbrunden Schienengeleises, und ist durch sinnreiche mechanische Vorrichtungen so vereinfacht, daß acht Mann zur Bedienung des Geschützes hinreichen.

Korkhüte werden nach einem neuen amerikanischen Patent angefertigt, indem die dünn geschnittenen Korkschichten mit Oel präparirt werden; alsdann werden sie auf Zeug geklebt und daraus der Hut gebildet.

Auflösung des Palindroms in № 7:

Gras — Sarg.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 9. Freitag, 20. Januar **1865.**

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

„Was war der Schwiegervater?“ fragte der König.

„Sire, er war Zahlmeister des Regiments, bei dem mein Vater stand, und in drei Tagen war der Monat zu Ende, und es sollte allgemeine Kassenrevision stattfinden.“

„Und die Kasse Seines Großvaters war nicht in Ordnung?“

„Sire, er gestand es meinem Vater in zerknirschter Verzweiflung. Er hatte gespielt, hatte verloren, was er besaß, dann auf Ehrenwort weiter gespielt, in der Hoffnung, zu gewinnen, und hatte immer mehr verloren. In 24 Stunden, so hatte er es mit seinem Ehrenwort gelobt, wollte er die Schuld abtragen; — nach 24 Stunden griff er in die Kasse des Regiments und ward zum ehrlosen Diebe, um sein Ehrenwort zu halten. Das war geschehen im Anfang des Monats. Seitdem hatte er immer gehofft auf irgend einen glücklichen Zufall, auf irgend eine Kriegsbeute, die ihm zufallen sollte, aber — seine Hoffnung war vergeblich gewesen. Jetzt ging der Monat zu Ende, und er mußte auf Deckung seiner Schuld denken, wenn er nicht seines Verbrechens überführt und als Dieb infam kassirt werden sollte.“

„Und nun offenbarte er sich Seinem Vater? Wußte er denn nicht, daß derselbe kein Vermögen besaß?“

„Er wußte das wohl und er kam zu meinem Vater, nicht um von ihm Beistand zu erbitten, sondern er kam zu ihm, wie ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, der in der letzten Beichte sein Gewissen erleichtert, seine Schuld bekennt und Diejenigen, an denen er sich versündigt hat, um Vergebung fleht. Er fiel vor meinem Vater auf die Kniee und beschwor ihn mit Thränen, ihm die Schmach zu verzeihen, die er auf seinen Namen bringen würde. Er sagte ihm, daß er entschlossen sei, morgen in der Schlacht den Tod zu suchen, sei's nicht durch eine fremde Kugel, so durch seine eigene. Aber mein Vater war nicht blos ein tapferer Soldat, sondern auch ein frommer Christ, und als solcher verzieh er dem reuigen Verbrecher, aber verlangte von ihm, daß er nicht Hand an sich selber lege, daß er es Gott überlasse, ob er ihn von seinem Leben befreien wolle, und daß er, wenn er morgen in der Schlacht nicht fiele, dennoch nicht sich selber den Tod gebe.“

„Und der Mann versprach es Seinem Vater?“ fragte der König.

„Er versprach es ihm, Sire. Sie blieben die ganze Nacht beisammen, mein Großvater in Reue und Zerknirschung, mein Vater voll innerer Verzweiflung, die er indessen dem Vater seines geliebten Weibes zu verbergen suchte. Am anderen Tage fand die Schlacht statt. Beide Männer, mein Vater, wie mein Großvater, stürzten sich ins wildeste Schlachtgewühl, denn was sie da suchten, das war nicht das Leben, sondern der Tod. Sie wollten sich keine Lorbeeren erwerben, sondern nur ein Stückchen Leichentuch, um damit ihre Schande zu bedecken. Aber der Tod wollte nichts von ihnen wissen. Beide kamen mit dem Leben davon, Beide hatten glänzende Beweise ihrer Tapferkeit gegeben. Mein Großvater trug den Beweis davon durch sein ganzes Leben mit sich fort. Beim Stürmen einer feindlichen Batterie ward er zusammengehauen und bedeckt mit Wunden vom Schlachtfelde getragen. Mein Vater blieb, wie Ew. Majestät wissen, unverletzt. Nur seine Seele war verwundet und sein Herz blutete um die Schmach, die ihm bevorstand. Da sandten am Tage nach der Schlacht Ew. Majestät ihm den Orden. Mein Vater besaß die zehn Dukaten nicht, die er für den Orden bezahlen sollte. Er sandte ihn also zurück. Nun ließen Ew. Majestät ihn in

Ihr Zelt rufen. Ew. Majeſtät boten ihm mit flammenden Augen den Orden oder das Geld.“

„Ah, ich fange an zu begreifen,“ murmelte der König leiſe vor ſich hin.

„Sire, als mein Vater mir am Tage meiner Konfirmation dieſe Scene erzählte, ward er blaß und zitterte, als wär's ihm eben geſchehen, und Thränen entſtürzten ſeinen Augen, als er mir ſagte, was er in jenem Moment gelitten. Da lag der Orden, das Ziel ſeiner heißeſten Sehnſucht; und daneben lag das Geld. Der Orden wäre ſein Ruhm geweſen, das Geld war die Ehre ſeiner Familie. Er dachte an ſein geliebtes Weib, an ſeinen Sohn und an die Schmach, die, mit ihm zugleich, Beide treffen würde. Er nahm das Geld. Er ſah den Blick, den Ew. Majeſtät auf ihn ſchleuderten, er hörte die Worte, mit denen Ew. Majeſtät ihn zerſchmetterten, er ging beloſtet mit der Verachtung ſeines geliebten Heldenkönigs von dannen, aber — er hatte die Ehre ſeiner Familie gerettet. Er ſtürzte zu ſeinem Schwiegervater hin, er flüſterte ihm zu, daß er die Summe beſäße, welche ihn retten könnte, er forderte von ihm den Schlüſſel zur Kaſſe und eine Stunde ſpäter lagen die hundert Dukaten, mit denen mein Vater ſich ſeine Tapferkeit hatte bezahlen laſſen, in der Kaſſe, und neben ihr lag mein Vater auf ſeinen Knieen und dankte Gott mit Thränen, daß es ihm gelungen, die Ehre ſeiner Familie zu erretten und ſeinen Namen vor Schande zu bewahren.“

Bleich, mit Thränen in den Augen, mit bebender Stimme hatte Wilhelm zuletzt geſprochen, und über das Antlitz des Königs, der unverwandt zu ihm hingeſchaut, war zuletzt ein wunderbarer Ausdruck halb von Freude, halb von Rührung hingeflogen.

Eine Pauſe trat ein. Dann erhob ſich der König aus ſeinem Fauteuil und ſchritt langſam und feierlich zu dem Fahnenjunker hin.

„Hör' Er, Herr Lieutenant Wilhelm v. Bellna,“ ſagte der König laut, „ich habe Ihm Etwas zu ſagen: Sein Vater war ein Ehrenmann!“

Der junge Mann ſtieß einen Freudenſchrei aus und auf ſeine Kniee niederſtürzend, heftete er ſeine Lippen auf die dargereichte Hand des Königs.

„Sire, ich danke Ihnen,“ rief er glühend, „ich weiß, daß der verklärte Geiſt meines Vaters jetzt bei uns iſt und ſich dieſes Momentes freut.“

„Ich wollt', er wäre ſelber bei uns, und ich könnt's ihm ſelber ſagen, was ich von ihm denke, und könnt's ihm ſelber lohnen. Aber, — ſelig ſind die Todten und man ſoll Diejenigen nicht beklagen, die aus dieſem Jammerthal hinweggegangen ſind. Sein Vater war ein Ehrenmann und ich danke ſchön, daß Er mir's bewieſen, denn es iſt tröſtlich und thut mir wohl, wenn ich unter ſo vieler Erbärmlichkeit auch zuweilen einem edlen Menſchen begegne. Erzähle Er mir noch raſch: Was ward aus Seinem Großvater?“

„Er war in der Schlacht zum Invaliden geworden. Ew. Majeſtät gaben ihm ſeinen Abſchied mit Beförderung, er bezog ſeinen vollen Gehalt als Penſion und ſpäter erhielt er eine einträgliche Poſtmeiſterſtelle in Liegnitz.“

„Und Sein Vater?“

„Ew. Majeſtät hatten ihm Ihre Gnade entzogen und ſprachen ſeit jenem Tage niemals wieder mit ihm. Die Geſchichte von dem verſchmähten Orden war unter ſeinen Kameraden bekannt worden und er mußte manchen Spott und manche beißende Stichelrede ertragen. Das ſchmerzte ihn und nach beendetem Kriege nahm er ſeinen Abſchied. Ew. Majeſtät beförderten ihn nicht, aber wegen ſeiner ausgezeichneten Tapferkeit ließen Sie ihm ſeinen Offizierſsgehalt. Wir lebten ſtill und eingezogen in einer kleinen Stadt in Schleſien. Wir waren glücklich, nur den Einen Kummer hatte meine Mutter, daß ihr Mann und ihr Vater niemals mehr mit einander verkehrten und niemals mehr zuſammenkamen. Den Grund davon wußte ſie nicht und hat ihn niemals erfahren; mein Vater hatte ihr nur geſagt, daß ſie ſich im Kriege tödtlich entzweit und daß er ein Gelübde gethan, niemals wieder mit ihrem Vater zu ſprechen. Und ſo blieb es bis zum Tode meines Vaters. Dann zog meine Mutter hierher nach Liegnitz zu meinem Großvater. Aber das Glück, das ſie bei ihm zu finden hoffte, war nur von kurzer Dauer. Mein Großvater hatte ſich wieder dem Spiel ergeben, er verkaufte ſeine Stelle, verlor das Kaufgeld und war bald ein armer, ruinirter Mann, der ſich dem Trunk ergab, um ſeinen Gewiſſensbiſſen auszuweichen. Meine Mutter ſtarb lange Jahre vor ihm, aus Gram am gebrochenen Herzen. Sie iſt ſelig, denn ſie iſt bei meinem Vater.“

(Schluß folgt.)

Eliſabeth.

(Fortſetzung.)

Baron H. ſprach deutſch zu mir.

„Iſt der Herr auch aus Deutſchland?“ fragte die Schweizerin.

Der Baron ſah ſie wohlwollend an. „Nein, ich komme noch weiter her, ich bin aus Rußland.“

Sobald die Alte das Wort „Rußland“ hörte, feierte ſie in ihrer Arbeit, mir ſchien es, als ob

ihre Hände zuckten; ihre Augen spannten sich weit und fragend auf, ihre Stimme klang jetzt noch trockener als vorhin: „Aus Rußland? So? Nun ja, das ist es gerade, es freut mich, daß Ihr aus dem Kaukasus seid.“

„Nicht aus dem Kaukasus, meine gute Frau, ich bin aus dem Norden, aus Petersburg; das ist viele hundert Meilen entfernt vom Kaukasus, obgleich beides zu einem Lande gehört.“

Die Frau lächelte ungläubig; sie konnte heute mit ihren Rechnungen über Fern und nah durchaus nicht zu Stande kommen; sie schwieg einen Augenblick und wir sahen, wie ihre graue Wimper plötzlich eine Thräne zerdrückte, dann sagte sie, jedoch wieder ohne Beben der Stimme: „Habt Ihr Freunde im Kaukasus, Herr?“

„O ja.“

„Werdet Ihr wohl einmal hinkommen?“

„Vielleicht.“

„So?“ — sie schwieg wieder beklommen, nach einigen Augenblicken fuhr sie mit Anstrengung fort: „Ich kann es Euch schon sagen, ich habe ein Kind im Kaukasus, d. h. nicht ganz mein Kind, aber so beinahe; ich habe für das Kind eine Nachricht, eine“ — wieder fiel eine Thräne — „nun eine schwere Nachricht; da wäre es mir lieber, wenn die ihr ein gutherziger Mensch mittheilte, als so ein Brief, den unsereins so schlecht abzufassen versteht.“

Die Alte mit ihren unschuldigen Ansichten rührte uns wahrhaft; Baron H. war Willens, einige Monate in der Schweiz zu bleiben, dann aber direkt nach Petersburg zurückzukehren. Jemals in den Kaukasus zu kommen, fiel ihm wahrscheinlich in seinem ganzen Leben nicht ein, darum reute ihn jetzt das „Vielleicht“, das er eben so unbefangen gesagt hatte, denn er schien eben jener gutherzige Mensch zu sein, der der Alten gern den Dienst gethan hätte; er sagte mir daher: „Ich habe bei der Gesandtschaft dort einen Freund, dem es niemals zu viel Mühe macht, wenn es gilt, irgendwie gefällig zu sein, vielleicht, daß sich durch ihn der Wunsch der Frau erfüllen ließe.“

Dann wandte er sich wieder an sie und versuchte ihr diese Ansicht begreiflich zu machen. Sie hörte begierig zu und meinte am Schluß: es sei zwar jedes Christen Pflicht, gefällig gegen seine Mitmenschen zu sein, aber von so einem vornehmen Herrn sei es doch recht anerkennenswerth. Sie fand es nun eben so natürlich, uns zum Begreifen der Wichtigkeit jenes Auftrages die Geschichte dieses fernen Kindes mitzutheilen.

Diese lautete aber also: Ihr wißt vielleicht noch nicht, daß man von uns Bergbewohnern sagt: wir könnten nur in die Ferne ziehen, wenn wir ein Stück von unserem Herzen hier auf den grünen Bergen zurückgelassen haben. Und daher kommt es denn, daß, wo wir auch hinkommen, wir nur ein halbes Herz mitbringen, das immer nach der zurückgebliebenen Hälfte schlägt und erst wieder still wird, wenn es zurück darf oder wenn es ganz aufhört, zu klopfen. Das ist Heimweh, und Niemand soll es so gut kennen, wie die Schweizer. Das mag so sein, ich aber kenne es nicht, weil ich nie fern war und nie fern sein wollte. — Ich hatte einen einzigen Sohn und oftmals, wenn ich den Buben ansah, mußte ich denken: bist du denn kein rechter Schweizer? denn Ihr müßt wissen, daß des Knaben Sinn nach der Ferne stand. Ihr seht da drüben die Spalte am Berg, wenn man hinabschaut, kann man fern ein Stückchen vom See erkennen; da starrte der Junge oft hinab und sagte: Wie mag's wohl drüben weit hinter den Bergen, in Frankreich aussehen? Dann sagte ich: Drüben ist's kahl und glatt, keine Berge, wo man dem lieben Gott so nahe ist, wie hier, auch soll viel Bosheit drüben sein. Charles aber lachte und meinte: die Bosheit stecke nicht in Frankreich allein, was nun wohl auch sein kann.

Charles wurde groß und die Nachbarn meinten, er sei sehr schön; ich verstehe das nicht so ganz, denn eine Mutter findet ihren Sohn immer schön und er war mein einziger; Sennen zu werden hatte er keine Lust; ihm gefiel es besser unten im Thal, wo die vielen Fremden sind, wo die Karrossen fahren und die Pferde springen, wo man Musik hört und zum Tanze geht.

Weil es nun eben nicht anders war, so kaufte ihm sein Vater eine kleine Wirthschaft im Thal, mit einem Weinberg und Gärtchen daran, dicht am Thor von Vevey; Charles jubelte und war im Anfang fleißig, wenn es aber Sonntag war, so kleidete er sich wie ein vornehmer Städter, trug die weißen spitzen Zacken, die man „Vatermörder“ nennt, und meist auch einen runden Hut, und zwar nicht von Wachstuch, sondern von schwarzem Kastor. Mir gefiel das schon nicht, aber Charles war fröhlich, und das war er bei uns auf den Bergen nicht gewesen.

Da traf es sich, daß nach Vevey eine deutsche Gräfin kam, die hatte in ihrer Begleitung ein junges Kammermädchen von achtzehn Jahren. Ob Charles schön war, weiß ich nicht, weil ich seine Mutter bin, aber ach, diese Elisabeth hättet Ihr sehen sollen! denn daß sie so schön wie ein Maitag war, das sah ich wohl. Sie war aus guter Familie, von einem Beamten aus Baden die Tochter, und hatte eine Erziehung gehabt wie ein vornehmes Fräulein.

Wenn Elisabeth ihre schlanke Gestalt bewegte, so sah ich mit Lust zu, und wenn sie ihre blauen Augen aufschlug, so dachte ich: das Blau ist doch noch reiner, als der See unten, und Ihr wißt doch, daß die Farbe vom See weit gerühmt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Pariser Feuilletonist der „Köln. Ztg." erzählt: Zu den Winterfreuden gehören auch die Tafelfreuden, denen man sich jetzt um so mehr hingibt, als die Auswahl an kulinarischen Leckereien in dieser Saison überaus reich ist und Paris sich einer seltenen Gesundheit erfreut. Noch niemals hat sich die Hauptstadt Frankreichs — in sanitätischer Beziehung — so wohl befunden. Ein guter Appetit ist gewiß eine vortreffliche Sache und eine leichte Verdauung ein großes Glück. Nur darf man sich dieses Glückes nicht überheben. Man könnte sonst seinen Uebermuth so theuer bezahlen, wie jener junge Engländer, der in diesem Augenblicke es schwer bereut, seinem gußeisernen Magen allzu viel zugemuthet zu haben. Dieser Sohn Albions — dessen Name, beiläufig gesagt, in der englischen Aristokratie einen guten Klang hat — rühmte sich so oft seiner Verdauungsfähigkeit, daß seine Freunde auf den Gedanken kamen, dieselbe auf die Probe zu stellen. Sie schlugen ihm die Wette vor, mit ihm ein Diner einzunehmen; aber während sie dasselbe nach der Weise aller vernünftigen Menschenkinder mit der Suppe beginnen und mit dem Kaffee beschließen würden, sollte er umgekehrt dasselbe mit dem Kaffee beginnen und mit der Suppe beschließen. Wenn er siegreich von der Tafel aufstände, so würden sie die Zeche und hundert Pfund Sterling dem glorreichen Sieger zahlen, wenn er aber unterläge, so würde er ihnen die genannte Summe zu zahlen und die Rechnung des Restaurants zu berichtigen haben. Nachdem man sich über das Menu und über die Qualität und Quantität der Weine verständigt hatte, setzte man sich bei einem Restaurant des Palais Royal zu Tische. Es waren außer dem Helden dieser gastronomischen Epopöe noch fünf hoffnungsvolle Jünglinge, zwei Franzosen, zwei Russen und ein Amerikaner, also zusammen ein halbes Dutzend. Das Gefecht begann. Der Engländer schlürfte eine Tasse Kaffee mit einem Glase Cognac ein, zog sich dann ein Stück Chesterkäse und einen riesigen Apfel zu Gemüthe, worauf er ein Glas Gefrorenes zu sich nahm und dann zum Salat schritt. Dieser Uebergang vom Eis zum Hufflattich erfüllt seine Tafelgenossen mit stiller Hoffnung, die indessen schnell vereitelt wurde. Der Engländer zerstückelte mit wenig Witz und viel Behagen ein halbes Feldhuhn, verschlang es mit einer bewunderungswürdigen Geschwindigkeit und ertrank es in einer Fluth Chateau Lafitte. Bei der fünften Schüssel — das Diner bestand aus deren neun — begegneten sich die fünf Zecher mit dem sechsten; aber während jene den Berg hinabstiegen, stieg ihn dieser munter hinan und näherte sich immer mehr der Krebssuppe, ohne irgend eine Erschlaffung zu verrathen. Als ihm die Krebssuppe vorgesetzt wurde, merkten die fünf an dem Zögern, mit welchem der junge Brite den Löffel in die röthliche Fluth tauchte und nach den Krebsschwänzen fischte, eine Abnahme der Kräfte, die sie mit neuer Zuversicht belebte. Indessen war er auch dieser Schwierigkeit endlich Meister. Nun kamen zwei Dutzend Ostender Austern. Der Jüngling ungütierte sich mit dem ganzen Stolze Englands und besiegte das erste Dutzend; aber bei dem zweiten Dutzend waren seine Kräfte erschöpft. Er entfärbte sich, ließ die dreizehnte Auster, nach der er mit ungeheurer Anstrengung gegriffen, wieder auf den Teller, sich selbst aber vom Stuhle fallen und mußte in einem nicht zu beschreibenden Zustande nach seinem Hotel in der Rue Neuve St. Augustin gebracht werden. Der junge Mann ist Bräutigam; es heißt aber, daß die Braut, die von seinem kühnen und mißlungenen Versuche in Kenntniß gesetzt worden, auf das Glück verzichtet habe, ihm am Traualtare die Hand zu reichen.

Ein Maurer klagte einem Bekannten, daß er vor Kurzem vom Gerüst gefallen sei. — „Haste Dir denn Schaden gedhan?" fragte dieser. — „Freilich an'n Kopp," versetzte der Maurer. — „Na," lautete des Bekannten Tröstung, „sei froh, det et keenen edleren Theel jetroffen hat."

Charade.

Die Erste such' im Waffensaal,
Zerbrechlich ist die Zweite.
Erhalten wirst ein Mineral,
Fügst du zusammen Beide.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 10. Sonntag, 22. Januar 1865.

Wilhelm und Louise.

(Schluß.)

„Und Er hat keine anderen Verwandten? keine Geschwister?“ fragte der König weiter.

„Nein, Sire, ich habe keine Geschwister.“

„Aber andere Verwandte?“

„Nur eine — Cousine.“

„Ah, eine Cousine! Nun, lassen wir die Cousine! Er soll Sich selber eine Familie gründen. Er ist Lieutenant und ich, ich zahle Seine Equipage. Außerdem werde ich für Ihn den Freiwerber machen. Ich kenne hier in der Gegend ein Mädchen von altadeligem Hause und von großem Vermögen. Ihr Vater ist todt, sie ist daher mein Mündel. Ich geb' sie Ihm mit sammt ihrem Vermögen. In acht Tagen soll die Hochzeit sein. Na, Er schweigt? Warum dankt Er mir nicht?“

„Majestät, ich kann mich nicht bedanken für eine Gnade, die ich nicht annehmen kann.“

„Was? Er kann die Gnade nicht annehmen? Er wird doch nicht wagen, die reiche Parthie auszuschlagen, die ich Ihm biete?“

„Sire, Ew. Majestät haben über mein Leben zu befehlen, aber nicht über mein Herz. Ich würde niemals ein Mädchen heirathen, das ich nicht liebe und die mich nicht liebt.“

„Romaniden! Von der Liebe wird man nicht satt!“

„Aber vom Geld auch nicht, Majestät, das wissen wir vom König Midas her, der vor Hunger beinahe sterben mußte, weil Alles, was er berührte, sich in Gold verwandelte.“

„Das gehört in die Mythologie, und an die glaubt Niemand mehr, mein gelehrter Herr Lieutenant. Lasse Er den Unsinn von Seiner Liebe. Das sind die Schwärmereien der Jugend. Aber man bleibt nicht immer jung und nach zehn Jahren wird Er mir sehr dankbar sein, daß ich Ihm eine reiche Parthie zugewandt habe. Es bleibt dabei. Er heirathet das reiche Mädchen, das ich Ihm zuführen werde.“

„Majestät, ich bitte um Gnade. Ich kann sie nicht heirathen.“

„Warum kann Er nicht? Liebt Er vielleicht eine Andere?“

„Ja, Majestät, ja, — ich liebe eine Andere und werde nie aufhören, sie zu lieben, denn sie hat mein Herz und mein Wort.“

„Ist sie reich, diese Andere?“

„Sie ist arm, wie ich selbst.“

„Also eine von den dummen Liebesaffären, die Ihr Lieutenants so oft macht. Es kann nichts daraus werden, sage ich Ihm. Er heirathet das Mädchen, das ich Ihm bestimmt habe. Still, nicht gemuckst!“

Und indem der König so sprach, schellte er heftig.

„Ist die junge Dame da, welche ich herbestellt habe?“ fragte er den eintretenden Kammerhusaren.

„Zu Befehl, Majestät, sie wartet im Vorzimmer.“

„In fünf Minuten soll sie hier eintreten. Jetzt geh' Er! Es ist das junge Mädchen, mein Mündel, die Er heirathen soll,“ sagte der König, sich wieder an den jungen Mann wendend.

„Majestät, ich kann sie aber nicht heirathen denn —“

„Denn Er ist ein eigensinniger Mensch, den man erst zur Räson bringen muß und das werde ich thun. Da, gehe Er da in mein Kabinet und warte Er, bis ich Ihn rufe, um Ihn Seiner Braut vorzustellen.“

„Majestät, aber —“

„Achtung!“ kommandirte der König. „Links um! Kehrt! Marsch!“

Und Wilhelm, nicht im Stande, dem königlichen Kommando ungehorsam zu sein, schwenkte links um und marschirte von dannen nach der bezeichneten Thür hin.

Dieſelbe hatte ſich kaum hinter ihm geſchloſſen, als die Thür da drüben ſich aufthat und Louiſe von Hohendorf in derſelben erſchien.

Der König nickte ihr zu und winkte ſie mit einem freundlichen Lächeln näher zu ſich heran.

„Na, mein hübſches Kind," fragte er, „iſt Sie immer noch entſchloſſen, Nonne zu werden?"

„Ja, Majeſtät, immer noch."

„Auch wenn ich Ihr ſage, daß ich Ihr einen hübſchen, tapferen Offizier ausgeſucht habe, den Sie heirathen ſoll?"

„Sire, ich bitte nur um die Gnade, in ein Kloſter gehen zu können!"

„Unſinn! Ich mache bei Ihr den Freiwerber für einen jungen Lieutenant, der Sie geſehen hat und Sie liebt. Sie wird doch nicht Nein ſagen?"

„Ja, Majeſtät."

„Sie ſagt alſo Ja?"

„Nein, Majeſtät, ich ſage Nein. Ich kann den jungen Lieutenant nicht heirathen."

„Weil Sie den alten Fahnenjunker liebt, nicht wahr?"

„Ja, Majeſtät, weil ich den alten Fahnenjunker liebe. Und jetzt bitte ich Ew. Majeſtät erſt recht: Laſſen Sie mich in ein Kloſter gehen."

„Und jetzt werde ich es erſt recht nicht leiden. Da, trete Sie einmal da in die Fenſterniſche und mache Sie die Vorhänge zu. Ich befehle Ihr, zeige Sie einmal, daß es auch Frauenzimmer gibt, die nicht immer wie die Gänſe ſchnattern müſſen, wenn es auch kein Kapitol zu retten gibt. Schweige Sie, bis der Vorhang ſich aufthut. Sie wird meinen jungen Lieutenant heirathen, das ſage ich Ihr, und ich gebe Ihr eine Ausſteuer von 10,000 Thalern. Jetzt gehe Sie!"

Louiſe ſchlich traurig nach der Fenſterniſche hin, und als der Vorhang ſich hinter ihr geſchloſſen hatte, rief der König mit lauter Stimme: „Nun trete Er wieder ein, Herr Lieutenant."

Die Thür that ſich auf und Wilhelm marſchirte in militäriſcher Haltung wieder in das Gemach und auf den Wink des Königs bis dicht zu ihm heran.

„Er hat ſich's überlegt, nicht wahr?" fragte der König. „Er ſieht ein, daß ein Lieutenant kein armes Mädchen heirathen kann?"

„Ja, Majeſtät, ich ſehe das ein und darum bitte ich Ew. Majeſtät um die Gnade, unverheirathet bleiben zu dürfen."

„Geht nicht an, die Braut iſt da und ich habe Ihm ſchon geſagt, daß ich ſie für Ihn beſtimmt habe, Er wird ſchon zufrieden ſein, denn es iſt ein hübſches Mädchen."

„Sire, und wäre ſie ſchön wie eine Göttin, ſo würde ich ſie doch nicht heirathen können."

„Na, na, wir wollen einmal ſehen, ob Er den Muth hat, das der Braut, die ich Ihm beſtimmt habe, ins Geſicht zu ſagen. Marſchir' Er einmal nach dem Vorhang hin. Eins, zwei, drei! Und jetzt, trete Sie heraus, mein Kind!"

Der Vorhang öffnete ſich und Louiſe trat mit freudeſtrahlendem Angeſicht hervor.

Der junge Lieutenant ſtieß einen Schrei aus und ganz die Gegenwart des Königs vergeſſend, ſtürzte er zu ihr hin und ſchloß ſie in ſeine Arme.

„Louiſe, meine geliebte Louiſe!"

„Mein Wilhelm, mein geliebter Wilhelm!"

Und ſie hielten ſich umſchlungen in ſeliger Luſt und ſchauten einander an mit einem glücklichen Lächeln.

„Na," ſagte der König ihnen zunickend, „habe ich's nun recht gemacht? Oder will Sie noch Nonne werden, Fräulein Louiſe von Hohendorf? Liebt Sie immer noch Ihren alten Fahnenjunker, oder nimmt Sie meinen jungen Lieutenant?

„Und Er, Herr Lieutenant? Nimmt Er das Mädchen an, das ich Ihm beſtimmt habe und das eine Mitgift von 10,000 Thalern hat, oder zieht Er ihr das arme Mädchen, das Er liebt, immer noch vor?"

„Sire, Ew. Majeſtät haben mir dies Mädchen beſtimmt, ich gehorche Ew. Majeſtät und nehme ſogar die Mitgift, obwohl ich meine Louiſe mit ihren 10,000 Thalern nicht inniger liebe, als ich ſie geliebt habe, da ſie arm war!"

„Und ich, Majeſtät," rief Louiſe, „ich nehme den jungen Lieutenant an, den mir Ew. Majeſtät beſtimmt haben, obwohl ich ihn nicht mehr liebe als jungen Lieutenant, denn als den alten Fahnenjunker."

„Nun, dies Mal alſo habe ich meine Sache doch gut gemacht," ſagte der König, ihnen freundlich zunickend. „Es thut wohl, gute Menſchen glücklich zu machen, denn es gibt auf Erden ſo wenig gute Menſchen und ſo wenig Glück. Bleibt Ihr das Erſte und laßt mich für das Andere ſorgen. Aber ein König iſt ja auch nur ein Menſch und wenn er ſeine Unterthanen glücklich machen ſoll, muß Gott ſeinen Segen doch dazu geben. Na, Jungfer Louiſe, jetzt rühre Sie Sich! Richte Sie Alles zur Hochzeit her! In 14 Tagen komme ich zurück aus Breslau. Dann iſt hier Hochzeit und ich ſelbſt führe Sie zum Traualtar. Glaubt Sie wohl, mein Kind, daß ich meine Ehrenſchuld an Ihren Vater dann abgetragen habe?"

„Oh, Sire, er wird Sie ſegnen dort oben, wie er es ſchon hier gethan hat."

„Alſo in 14 Tagen iſt Hochzeit," ſagte der König. „Aber wer weiß, in 4 Wochen iſt vielleicht ſchon

Krieg. Wir werden dann ſehen, Herr Lieutenant, ob Er nicht auf dem Schlachtfelde die Hauptmannsepauletten findet, — vielleicht auch den Orden, der Seinem Vater zugedacht war. Ich gebe ihn dem Sohn mit Freuden, ſobald er ihn verdient. Aber verdienen muß Er ihn, denn bedenk' Er wohl: es iſt der Orden **pour le mérite.**"

Eliſabeth.

(Fortſetzung.)

Das kleine Haus von Charles ſtand nahe dem großen Hotel, wo die deutſche Gräfin wohnte; da ſah Charles die hübſche Eliſabeth oft und verliebte ſich in ſie, was ganz natürlich war. Eliſabeth aber beſann ſich ein wenig, ob ſie Charles Frau werden wollte; nicht, als ob ſie ihn nicht geliebt hätte, o nein! aber die deutſche Gräfin war viel krank, Eliſabeth war ihr Dank ſchuldig und mochte ſie nicht verlaſſen. Aber die Gräfin wußte um die Liebe und wollte nicht, daß Eliſabeth ſie um ihretwillen aufgeben ſollte; darum gab ſie ihr eine hübſche kleine Ausſtattung und nahm ein anderes Kammermädchen. Die Beiden heiratheten ſich nun, o! das war im Anfang eine Herrlichkeit! Eliſabeth war eben ſo arbeitſam, wie ſie ſchön war, und die Wirthſchaft hätte gut ſein müſſen, wenn Charles beſſer geblieben wäre. Der aber fabelte immer noch von den Herrlichkeiten drüben über den Bergen, und als er nach einem Jahr einen hübſchen kleinen Sohn hatte, da ſagte er immer: Der kleine Burſche ſoll einmal in die Welt gehen und nicht ſo armſelig an der Scholle hängen, wie ſein Vater. Ihr könnt Euch denken, wie betrübt die arme junge Frau war, die um des Mannes willen ihre Heimath nie wieder ſah und doch zufrieden geweſen wäre, wenn nur ihr Mann es geworden wäre.

Es nützt wahrlich nichts, wenn man ſein eigen Kind anklagt, auch dauert es lange, bis man es thut, aber wir hätten doch auch taub und blind ſein müſſen, wenn wir Eliſabeths Thränen nicht geſehen, oder wenn wir nicht gleich begriffen hätten, warum ſie weinte.

Da kam nun einmal — Gott ſei es geklagt! — ein reicher Herr aus Paris hierher, ſo ein Marquis; dem ging in Vevey der Kammerdiener mit einer Kaſſette durch, und den Marquis ärgerte weniger der Diebſtahl, als die Flucht, denn der Kammerdiener war ein gewandter Burſche, der ihn gut zu bedienen verſtand. Der Marquis ſieht Charles, hört von ſeinen Liebhabereien, daß er die Welt ſehen will, und machte ihm den Vorſchlag, er ſolle ihn bis nach Paris begleiten und ſo lange ſein Kammerdiener werden, bis er einen neuen gefunden habe. Der Herr Marquis mit ſeinen gottloſen Pariſer Anſichten fand den Vorſchlag gar nicht unpaſſend für einen Ehemann. Was halfen nun Eliſabeths Bitten und unſere Reden? Der Junge lachte darüber, meinte: leichter könne man die Welt drüben am Jura nicht zu ſehen bekommen; in drei Monaten ſei er wieder da, es ſei nur eine hübſche Reiſe u. ſ. w.

Die junge Frau war ſtark und klagte nicht. Drei Monate gingen hin und noch drei dazu. Wahrſcheinlich wollte der Herr Marquis keinen anderen Kammerdiener finden, denn Charles war ſehr gewandt, und der Herr hielt etwas auf ſchmucke Leute in ſeiner Umgebung. Eliſabeth hat ſich nie wieder beklagt, aber ſie war plötzlich gar nicht mehr jung, obgleich ſie noch keine 20 Jahre alt war. Sie lachte nicht mehr mit dem Knaben, aber ſie pflegte ihn Tag und Nacht und arbeitete unaufhörlich, um ihn zu ernähren. Die Wirthſchaft aber zu halten war für die junge Frau ſehr ſchwer, denn ſie war noch immer ſo ſchön, daß die Fremden oft aus Neugierde kamen, um **la belle Allemande** — ſo hieß ſie in der Stadt — zu ſehen. Da gab es denn Manche, die da glaubten, eine ſo ſchöne, vernachläſſigte Frau werde ſich auch wohl mit einer anderen Liebe zu tröſten ſuchen; aber, o wie wurden die betrogen!

Nun war ein Jahr vorüber; Eliſabeth ſchrieb noch immer nach Paris und ſagte denn auch einmal in ſo einem Brief: „Charles, wenn Du um Deines Kindes und um meinetwillen nicht zurückkommen willſt, ſo thue es doch um Deines Gutes willen; die Wirthſchaft geht zu Grund, ich kann ſie nicht aufrecht halten, weil ich nicht Kraft genug habe, denn ich bin ſchon ſeit Monaten krank." Dem war ſo, ſie war ſehr blaß und huſtete viel. Nun ging wieder ein Monat hin; da kam eines Abends mit dem Genfer Dampfboot ein Herr an mit ſchwarzem Frack und gebrannten Locken, — und das war Charles. Er that zwar ein wenig herzlich mit ſeinem Weib und liebkoſte Eliſabeth, und als ſie davon ſprach, daß nun die Wirthſchaft bald wieder blühen würde, da meinte er: es ſei doch ein armſeliges Loos, in ſeinem dunklen Neſt — ſo nannte er ſein Haus — verkümmern zu müſſen. Und wirthſchaften that er nicht viel; er ging viel ſpazieren, beſuchte als Gaſt andere Hotels, las Zeitungen und Romanbücher und trug fortwährend gebrannte Locken und eine Buſennadel mit Steinen; auch hatte er weiße Handſchuhe an den Fingern, die ſo fein und gepflegt,

wie bei einem Stadtherrn geworden waren. O, wie viele Nächte habe ich damals durchseufzt! denn wenn die sanfte Elisabeth auch noch immer sein Wort redete, so wußte doch Jedermann, wie hart er gegen sie war. Manchmal konnte ich gar nicht begreifen, daß er mein Charles war; ach, Paris muß ein wahres Sodom sein.

Nach drei Monaten war er heimlich wieder abgereist. Er wird wohl nach Paris gegangen sein, aber wir haben es niemals recht erfahren. Da sahen auch Elisabeths Augen nicht mehr so blau aus, wie der See da unten; sie wurden von den salzigen Thränen trüb und blaß.

Mit der Wirthschaft nun braucht sich das arme Weib nicht mehr zu quälen, denn das Häuschen mußte verkauft werden, um die vielen Schulden zu bezahlen, die Charles in drei Monaten gemacht hatte.

Weib und Kind waren nun heimathlos. Man rieth der Frau, sich scheiden zu lassen, und ein vermöglicher Kaufmann hätte sie gern geheirathet und auch für das Kind geforgt; aber Elisabeth ließ sich nicht scheiden und vergaß Charles nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die moderne Dienstmagd.

Gu'n Dag, Madam! ich hör', Sie winschte
Auf's Ziel n' freindlich Mädche; nun
Ich bin bereit zu Ihrem Dienschte,
Nur mögt ich wisse, was zu thun.

Mein liebes Kind, wie thun Sie heißen,
Wo sind Sie her? Sie wissen schon,
Wenn Sie sich brav und gut erweisen,
Geb ich gern einen guten Lohn.

Kathinka Spitz thu' ich mich nennen,
Ich bin von . . . . . zu Haus,
Mei'n Mutter, die thät' immer schennen,
D'rum lief ich aus dem Dorf e' raus.

Zuerst, Madam, möcht' ich wohl fragen:
Sinn auch noch kleine Kinner da!
Mit Windelwesche mich zu plagen
Deß geht nit, — deß is for die Fraa.

Zum Putze un' zum Wasserschleppe
Hab' ich keen Lust, deß kann ich nich,
Da rauf den zweiten Stock, die Treppe
Is for n' Putzfraa — nit vor mich.

For Holz und Kohle beizuschaffen,
For schweri Arbeit iwerhaupt,
Deß g'hert 'm Haustnecht, wann's soll klappen,
Denn domit bin ich nit vertraut.

Mei' Ausgang muß ich Sonntags haben
Un' in der Woch' so oft ich will,
Un' Abends will ich mich erladen
An meinem Schatz in a'ler Still.

Wann ich Besuch kriech vun Verwandten,
Vun Freind und Freindin, die ich hab,
Treten Sie dann wohl für die Bekannten
Ihr Fremdenzimmer nit stets ab.

Wenn Sie mich gut und zart behandlen
Un' auch der Herr recht freindlich thut,
Dann bleib ich gern und thu' nicht wandern,
Ich bin von ganzem Herzen gut.

Sie dürfen's so genau nit nemme,
Wann ich was brauch' aus Ihrer Kich
For mein' Bekannte, oder Fremme,
S' is nor for die, und nit for mich.

An Neujahr un' an beide Messe
Da ist gebreichlich überall,
Man darf die Mädle nit vergesse
Mit Trinkgeld, ohne Maas und Zahl.

Wenn ich mich so bei Ihnen plage,
Dann dert ich ganz gewiß ja schon
Auch fünfundzwanzig Gulde frage
Für einen vierteljähr'gen Lohn.

Un' guti Koscht un' Wein zum trinke,
Vun Zeit zu Zeit auch ein neu Kleid;
Man darf mir dann nur freindlich winke,
Ich bin für Herr und Frau bereit.

Un' — — — — — — —
Halt ein mein Kind, Du hast vergessen,
Was Du denn eigentlich willst essen,
Denn Dein famoser Bauernmagen
Ist fein, — und kann doch viel vertragen.

Ich käm' dann in Verlegenheit
Und müßt' auch noch zu jeder Zeit
Zu Deinem Dienst ein Mädchen halten,
Das wär' zu viel für meinen Alten.

Auflösung der Charade in № 9:
Spiesglas.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 11. Dienstag, 24. Januar **1865.**

Die Versuchung.

Der Banquier Müller in C. ging unruhig in seinem Arbeitskabinet hin und her, als sein Hausarzt Dr. Stein bei ihm eintrat.

„Guten Tag, lieber Müller, wie geht es? Zeige Deine Zunge, Deinen Puls! — Dir fehlt nichts, Adieu!“

„Gemach, lieber Karl, ich habe mit Dir zu reden, doch nicht wegen meiner!“

„Etwa wegen Deiner Frau?“

„Leider!“

„Du seufzest? Doch ich sah sie ja erst gestern im Theater, frisch und strahlend wie immer! — Also nochmals, Adieu!“

„Karl, im Namen unserer Freundschaft, nur zwei vernünftige Worte, meine Frau beunruhigt mich sehr!“

„O man kennt das, sie ist Dir zu schön, ich begreife; doch ich kann Dir nicht helfen. — Es geht Dir wie Allen; in den ersten Jahren seid Ihr stolz auf die Reize Eurer Frauen, bald aber liebt Ihr in dem Weibe nur noch Euere Gattin, nicht mehr die Schöne, Ihr werdet ängstlich, das, was Euch vorher entzückte, wird nun eine Last. Eine schöne Frau ist dann nur noch ein beschwerlicher Luxus, ein glänzender Aushängeschild, dessen verlockende Seite nach der Straße hingekehrt ist und dessen Rückseite Euch bleibt. Ergib Dich darin und halte mich nicht auf!“

„Wenn ich Dir aber sage, daß meine Frau seit einigen Monaten leidend ist!“

„Schon seit Monaten? Erkläre Dich bestimmter.“

„Das physische Wohlbefinden meiner Frau läßt allerdings nichts zu wünschen übrig; ich rede von ihrem moralischen Zustande. Sie, die ich vor Zeiten das liebenswürdigste Weib, die beste Mutter nennen durfte, mein Stolz und meine Freude, ist seit einiger Zeit wie umgewandelt. Ich kenne sie nicht mehr, alle ihre guten Eigenschaften haben den widerwärtigsten Eigenschaften Platz gemacht.“

„Teufel, das ist ernsthaft und führt mich gerade auf mein Feld. Also eine neue Verkörperung des bösen Geistes in Frauengestalt, da muß ich freilich näher zuhören. — Du weißt, ich verdanke eben den psychologischen Kuren meinen Ruf, und Dein Fall berührt also mein Fach nicht minder als meine Freundschaft für Dich. Wer die Unzulänglichkeit unseres materiellen Wissens, trotz aller Fortschritte der Wissenschaft, so tief fühlt wie ich, und dabei noch Gewissen genug hat, um seinen Mitmenschen nicht als bloßes Objekt für seine Experimente anzusehen, der wird unwillkürlich auch in der Medizin auf das geistige Gebiet hinübergezogen. Ich nenne mich vor Allem gerne einen Seelenarzt und habe stets mit Vorliebe die Leiden in ihrer Entstehung beobachtet, welche nur ihre Quelle in gesellschaftlichen Uebelständen zu haben scheinen. Das Gift, das diese absetzen, läßt sich zwar nicht immer entfernen, aber man kann ihm oft noch zeitig die Einwirkung auf die empfängliche Stelle verschließen und wo es nicht mehr gelingt zu heilen, kann ich wenigstens trösten. — Mich trifft dann nie ein Vorwurf, wenn ich auch keinen Dank ernte.“

„Ich weiß, Du bist ein braves Gemüth und so rar Du Dich oft lange Zeit machst, so habe ich doch die unbegrenzteste Zuversicht in Deine Kenntnisse und Deine Freundschaft. Ich werde wohl beide brauchen, denn ich bin recht unglücklich.“

„Geh', Du siehst wohl zu schwarz, doch gib mir vor Allem die Krankheitsgeschichte.“

„Das ist nicht ganz leicht. Die Veränderung, welche mit dem Charakter meiner Frau vor Kurzem vorging, zeigte sich bis jetzt nur dem aufmerksamsten Auge und doch schreitet sie für dieses unaufhaltsam vorwärts. Eines Tages, ohne alle sichtbare Veranlassung, hat meine sonst so sanfte Julie plötzlich

die Miene eines gehorsamen, aber gereizten Opfers angenommen. Die Weltdame, deren feiner Geschmack jede Uebertreibung verabscheute, sprach plötzlich in der Weise der Unterdrückten, ließ gewisse herbe, verzweifelte Worte fallen, wie sie der „Gefangene von Chillon“ nicht düsterer auf die Wände seiner Zelle hätte eingraben können. Mit Schrecken bemerkte ich, wie ihre sonst nüchterne Sprache sich zeitweise in einen unbestimmten poetischen Dunst hüllt. Ein andermal hat ihr Gespräch, früher so naiv, ja fast kindlich, plötzlich etwas Zweideutiges, sie stellt Fragen, deren Neugierde an's Unschickliche grenzt, und dabei schaukelt ihr Ausdruck fortwährend zwischen der weltschmerzlichen Phrase eines Byron und dem platten Jargon unserer Köchin. Doch damit noch nicht genug; meine Julie sieht jetzt nicht nur ihren Mann für ihren Tyrannen und sich für eine unverstandene schöne Seele an, sie behandelt auch ihre Kinder wie eine Last. Sie spricht nicht mehr von ihnen, sie kümmert sich nicht um sie. So hat sie mir denn eines Tages die eheliche Dornenkrone tief in die Stirne gedrückt, plötzlich, ohne allen Anlaß meinerseits! Begreifst Du das?“

„Vielleicht!“

„Doch stille, da kömmt sie selbst, beobachte. Ich werde Dir zuweilen Winke geben!“

Der Doktor eilte schnell zu Müller's Sekretär und that, als schreibe er dort etwas nieder.

Julie, welche nun in der Thüre erschien, war eine stolze Schönheit in den Dreißigen, auf deren Stirne zwar ein leiser Zug von Melancholie lagerte, die jedoch im Uebrigen nichts von körperlichen oder geistigen Leiden verspüren ließ. Ihre Toilette und besonders der Hut, den sie bereits aufgesetzt hatte, verriethen ihre Absicht, auswärts Besuch zu machen. Sie hatte offenbar erwartet, ihren Mann allein zu finden, denn sie rief beim Eintreten ziemlich überrascht: „Wie, Du hast Besuch?“

„So eigentlich nicht,“ entgegnete der Doktor mit einer Verbeugung, „ich hatte nur schnell eine Notiz zu machen und bat deßhalb Ihren Gemahl für einen Augenblick um Schreibzeug. Sie erlauben doch, daß ich fortfahre?“

„Gerne; aber, Doktor, Sie machen sich ja so selten, daß Sie mir fast wie eine Traumgestalt vorkommen.“

„Entschuldigen Sie das mit meinem Beruf, verehrte Frau, ich lebe vor Allem für die Unglücklichen.“

„Für die Unglücklichen!“ versetzte Julie bitter. „Freilich, wir — haben Geld, da müssen wir zurückstehen!“

Müller hustete und auch dem Doktor schien etwas die Kehle zu reizen, doch überließ er, zu seinem Schreibtisch zurückkehrend, die beiden Ehegatten ihrem tête à tête, indem er nur erwiederte: „Allerdings habe ich bei einem alten Philosophen gelesen, daß Reichthum nicht glücklich mache, aber bei Ihnen ist das etwas Anderes. Entschuldigen Sie, wenn ich fortschreibe.“

Müller fragte nun, auf den Hut und die Handschuhe seiner Frau deutend: „Willst Du so frühe ausgehen?“

„Möglich,“ sagte Julie; „doch vorher sage, bist Du, neben anderen liebenswürdigen Eigenschaften, neuerdings auch somnambul geworden?“

„Wie so, um des Himmels willen?!“

„Warum, um des Himmels willen“, bist Du denn die ganze Nacht mit einem wahren Elephantenschritte in Deinem Zimmer spazieren gegangen? Man glaubte eine Reitbahn über sich.“

„Ich ging ein wenig im Zimmer auf und ab, weil ich nicht schlafen konnte.“

„Sind drei Stunden „wenig“, und hältst Du es für recht, mich im Schlafe zu stören, weil Du denselben nicht finden konntest? — Doch das ist ja Dein „Recht“, und nach einer mehr als zehnjährigen Ehe braucht es keine Rücksichten mehr!“

In diesem Augenblick trällerte der Doktor — wohl in der Zerstreutheit — ein Liedchen und Julie fügte darum in steigender Entrüstung bei: „Es scheint, Dein Freund legt sich ebenfalls keinen Zwang auf.“

Müller mochte denken, sein Freund habe genug gehört, und hoffte abzulenken, indem er bemerkte: „Julie, ich glaube, Du hast anspannen lassen.“

Allein diese unschuldige Bemerkung bekräftigte seine Frau nur in ihrem Ideengang, der nun einmal auf die eheliche Tyrannei hinlief.

„Also auch das weißt Du schon, es entgeht Dir offenbar nichts mehr. Gut, da nichts Deiner „wohlwollenden“ Aufsicht verborgen bleibt, so bekenne ich, daß angespannt ist. Wenn Du es jedoch verlangst, so bleibe ich zu Hause, Du bist hier der Gebieter, sprich ein Wort und ich lege meinen Hut ab.“

„Gott bewahre, Du thust wohl daran, auszugehen, wenn Dir das Vergnügen macht.“

„Vergnügen macht! Wahrlich, nach Deiner Rede sollte man meinen, ich vergnüge mich mit einem Nichts, mit Ausgängen, Einkäufen. Nein, wenn ich ausgehe, so geschieht es aus einem triftigen Grunde. Ich weiß zwar sehr wohl, daß Ihr Männer Euch allein nur ernste Geschäfte zuschreibt, nichtsdestoweniger erlaube ich mir doch auch welche zu haben. Vorausgesetzt, daß Du mir nicht „befiehlst“, keine zu haben.“

„Ich habe durchaus nichts dagegen.“

„Wirklich, das iſt wunderbar, denn Du haſt ſo bizarre Launen!“

„Ich?“

„Sollte ich ſie am Ende gar ſelbſt haben?“

„Du gewiß nicht, aber es ſcheint mir zuweilen, als fühlteſt Du Dich etwas unbefriedigt.“

„Unbefriedigt ich, trefflich! Hören Sie ihn, Doktor, verſichern Sie doch meinem Gemahl, daß ich die glückichſte Frau auf der Welt ſein müſſe.“

(Fortſetzung folgt.)

Eliſabeth.

(Fortſetzung.)

Eliſabeth ſchrieb nach Paris, dahin, wo früher die Briefe hingegangen waren; es kam keine Antwort; da ſchrieb ſie ſelbſt an den Marquis, doch ſie hörte nichts wieder.

Sie kam nun herauf zu uns in die Berge, aber eigentlich war ſie zu fein und vornehm für uns, ſo gut und demüthig ſie ſich auch hielt. Das arme Weib verſuchte nun, auch Sennerin zu werden, aber das brachte ſie doch mit aller Geduld nicht zu Stande, denn ihre Körperkräfte reichten nicht hin, und wer auf den Alpen arbeiten will, muß es von früh auf ſo gewohnt ſein. Dabei aber war ſie zu ſtolz, den Enkel von uns ernähren zu laſſen, und mühte ſich Tag und Nacht um das liebe Brod.

Nun wohnte während einer ganzen Winterszeit unten in dem Landhaus bei Clarens eine vornehme Familie, die faſt immer auf Reiſen war und wegen des warmen Klimas einen Winter hier blieb. Die Dame ſah Eliſabeth zuweilen vorübergehen und ihr ſchönes trauriges Geſicht fiel ihr auf, da fragte ſie denn in der Nachbarſchaft nach ihr und erfuhr die ganze Unglücksgeſchichte und dabei ſehr viel zum Lob der jungen Frau. Als nun der Frühling kam und die Familie weiter reiſen wollte, da kam die Dame ſelbſt herauf auf die Berge und fragte Eliſabeth, ob ſie, wie einſt bei der Gräfin, als Kammermädchen in ihre Dienſte treten und mit ihr auf Reiſen gehen wolle? In zwei Jahren kämen ſie wieder nach der Schweiz, bis dahin ſeien ihre Verhältniſſe beſſer geworden. Die Dame meinte mit dem beſſer werden, Charles ſei dann wohl ſchon reuig zurückgekommen.

Das war aber erſt ein harter Kampf für Eliſabeth; zwei Jahre ſollte ſie ſich von dem kleinen Aimé trennen und zu all' ihrer vielen Herzensſehnſucht auch noch die nach dem Kinde hinzunehmen. Aber die Dame hatte ihr einen hohen Gehalt zugeſagt, ſo hoch, daß, wenn ſie ihn erſparte, ſie ſpäter den Knaben ſo konnte erziehen laſſen, wie ſie es gewohnt war und wie ſie ſelbſt erzogen war. Dabei war ſie arm und verſtand die Arbeit auf den Bergen nicht.

Da quälte ſie ſich nun noch lange mit Gedanken, was wohl eine größere Pflicht für ſie ſei, um des Kindes willen in die Fremde zu gehen, oder um des Kindes willen da zu bleiben. Aber die Armuth quälte ſie ſo ſehr, und zwei Jahre waren ja ſo lange Zeit nicht!

Sie ſagte der Dame zu. In den drei letzten Nächten, ehe ſie ging, konnte ich aus meinem Bette ſehen, daß ſie nicht ſchlafen gegangen war, ſondern vor dem ſchlummernden Kleinen betend auf den Knieen lag und ihm immer leiſe die Händchen und die Füßchen küßte. Aber als ſie nun wirklich ging, da waren ihre Augen ſo trocken, daß es zum Erbarmen war, und die Ränder ſo heiß und roth, als ob ſie die Augen verſengen wollten. Und dann ſchied ſie. Die Familie reiſte nach dem Kaukaſus.

Eliſabeth ſchrieb Briefe, wie ein Prediger ſo ſchön; ſie ſchrieb, daß ihre Dame ſehr gut ſei und wie eine Mutter gegen ſie handle; auch meinte ſie, ſie habe ſchon viel Geld zurückgelegt. Das glaube ich ſchon, denn ſie hat gewiß keinen Centime für ſich ausgegeben. Mich aber quälte es, daß jedes Mal, wenn in dem Briefe der Name Aimé vorkam, eine Silbe bläſſer geworden war durch eine Thräne, die darauf gefallen; ach, das arme Weib hat ſich zu maßlos nach dem Kinde geſehnt! Fünfzehn Monate iſt ſie nun fern.

Hier hielt die Alte erſchöpft inne; ſie hatte unſere Theilnahme mit ihrer ſchlichten rührenden Erzählung ſo ſehr erregt, daß wir Beide erwartungsvoll an ihren Lippen hingen, um das Ende der traurigen Erzählung und den Auftrag zu vernehmen.

Die Alte ſchwieg aber jetzt ſo lange, daß Baron H. ſie endlich fragte: „Sagt mir nun Eure Botſchaft, gute Frau, iſt nun Charles vielleicht reuig zurückgekehrt?“

Sie ſah ihn groß und erſtaunt an, ſchüttelte den greiſen Kopf und entgegnete vorwurfsvoll: „Wäre das eine ſchwere Nachricht? Sagte ich Euch nicht, ich brauche ein menſchenfreundliches Herz, um ſie ihr mitzutheilen? Habt nur Geduld, die Geſchichte iſt gleich aus.“

Fünfzehn Monate ſind alſo herum, im nächſten März wären die zwei Jahre vorüber geweſen, und das arme Weib hätte ihr Kind wieder an ihr gequältes Herz drücken können, und darnach jammerte

sie Tag und Nacht. „Wollt Ihr nun wissen, wo jetzt der kleine Aimé ist?“

Wir nickten schweigend, von bangen Ahnungen belastet.

Die Alte streckte die Hand aus und wies nach dem schmalen Bach hin, an dem ein wildes Rosengesträuch sichtbar war.

„Dort schläft der kleine Aimé,“ fuhr sie bebend fort, „dort an dem weißen Rosenstrauch schläft er für immer. Begreift Ihr nun den Auftrag? Elisabeth hat umsonst gearbeitet, ihr Kind ist todt und sie weiß es noch nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Neujahrstag in Paris.) In Deutschland werden am Neujahrstage nur Trinkgelder ausgetheilt, in Paris aber, wo nur in wenigen Familien Weihnachten nach deutscher Weise gefeiert wird, ist der Familienvater genöthigt, das Christkindchen zu spielen. Aber nicht allein die Kinder, die Gemahlinnen, die Portiers, die Concierges, die Dienstboten, die Nähmädchen und Waschweiber, die Tambours der Nationalgarde ꝛc. — nur die Nachtwächter nicht, denn in Paris gibt es keine — halten die Hand auf, sondern auch die vornehmen Damen, und wer das Glück hatte, während des Jahres bei ihnen zu diniren, hat am Neujahrstage das Unglück, seine Diners doppelt und dreifach in Zuckerwerk zurückzubezahlen. Der Luxus, der damit getrieben wird, ist ungeheuer; oft kosten die Kistchen, in denen sich das Zuckerzeug befindet, Tausende von Franken, sind mit Diamanten und anderen Edelsteinen geschmückt; die Spitzen dürfen ebenfalls nicht daran fehlen, und manche Dame legt sich später den Schmuck ihrer vielen erbeuteten Schachteln selbst an; freilich müssen dann letztere etwas alt geworden sein, und die Diamanten und Spitzen schmücken dann eigentlich immer die nämliche Sache. Daß unter diesen Umständen alle Magazine überfüllt sind, ist natürlich. Jeder seufzt, aber kauft, und gibt sich unsägliche Mühe, etwas Kostbares und Originelles aufzufinden; denn die Pariser feinen Damen haben die Gewohnheit, die Geschenke, die man ihnen zu Füßen legt, auszustellen, sich mit dem, so zu sagen, ihnen größtentheils mit so vielem Ach und Weh dargebrachten Tribut zu umgeben und die Tributpflichtigen dadurch zu ganz außerordentlichen Thaten anzuspornen. Die Boulevards und Hauptstraßen sind wie alle Jahre mit zwei Reihen hölzerner Buden geschmückt, worin alle möglichen Dinge zum Verkaufe ausgestellt sind. Dort kaufen natürlich nicht die feinen Leute, sondern die mittleren und unteren Klassen. Die Boulevards bieten natürlich an diesen Tagen ein höchst bewegtes, gewiß seltsames Bild. Auf der einen Seite des Trottoirs die prächtigen Läden mit ihren eleganten Käufern, auf der anderen Seite die Bretterbuden mit den ihre Waaren anpreisenden Händlern, hinter denselben die glänzendsten Equipagen, und überall eine dichte Menge, wo alle Stände und alle Trachten vertreten sind. Dazwischen Bettler und Straßenmusiker, kurz, es ist der deutsche Jahrmarkt neben den durch ihre Pracht und Eleganz berühmten Pariser Kaufläden.

(Herzliche Redensarten.) Ein eifriger Reiter sagt: daß ihm das Herz im Leibe lache, wenn er ein schönes Pferd sieht; ein Hassender, daß sich das Herz umwende, wenn er seinen Feind erblickt; ein Mitleidiger, daß ihm das Herz breche; ein Furchtsamer, daß es ihm beklemmt sei; ein Neidischer, daß es ihm blute, wenn es Diesem oder Jenem wohl geht; ein Vergnügter, daß es ihm groß werde; ein Schüchterner, daß es ihm zapple; ein Zorniger, daß es ihm bebe; ein Erschrockener, daß es ihm wäre, als würde ihm das Herz abgestoßen; ein Banger, als ob es ihm niedersänke; ein Fröhlicher, als ob es ihm hüpfe; ein Trauriger, als ob es ihm zerspringen wollte; ein Zärtlicher, als ob es ihm schmelze. Von einem Unempfindlichen sagt man, daß sein Herz hart sei; von Einem, der nicht leicht traurig wird, daß er kein Herz habe; von Einem, der leicht traurig wird, daß er ein großes Herz besitze; von einem Liebenden, daß er sein Herz verschenkt habe. — Alle Menschen sprechen von ihrem Herzen und die wenigsten haben eins.

Räthsel.

Wer Alles hat, der hat mich nicht,
Dem bin ich unbekannt;
Ich male in dem schönsten Licht
Und blick' ins fernste Land.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 12. Freitag, 27. Januar 1865.

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

Der Doktor, welchem daran liegen mochte, vorerst das Duett noch nicht zum Trio erweitert zu sehen, drehte sich nur leicht um und sagte ironisch: „Ich betrachte Sie im Gegentheil als die unglücklichste Frau unseres Jahrhunderts; doch — erlauben Sie; daß ich mein Schreiben endige."

Julie warf ihm einen Blick der Verachtung zu und sprach dann diese sententiösen Worte: „Ihr Männer glaubt nicht an den Schmerz, wenn Ihr ihn nicht „auf den blutenden Lippen einer klaffenden Wunde" lest. Für Euch gibt es keine wirkliche Qual, als etwa — der Hunger."

Der Doktor zuckte die Achseln, Müller aber eilte, das Gespräch auf den letzten der jenem angedeuteten besorglichen Punkte zu bringen. Er ließ deßhalb zunächst die Bemerkung fallen, es sei wohl schon lange, daß die Erziehung seiner Knaben den Mutterhänden entzogen sei. Und als dieselbe unbeachtet liegen blieb, fragte er wie zufällig: „Kommen heute nicht unsere Kinder aus der Pension? Sie haben acht Tage Ferien."

Doch Julie dachte offenbar beharrlich an etwas Anderes, denn sie äußerte auch jetzt nur obenhin, der Bediente werde die Kinder in der Pension schon abholen, und dann machte sie sich zum Weggehen bereit. Auf der Schwelle kehrte sie nochmals um, als habe sie etwas Wichtiges vergessen, sie wandte sich aber nur an den Doktor mit der Frage: „Apropos, waren Sie es, der mich vorgestern im Theater so herausfordernd lorgnettirte?"

„Verzeihung, gnädige Frau!"

„Es schien mir sogar, als hätte Ihnen endlich Frau v. A. einen kleinen Schlag mit ihrem Fächer auf die Lorgnette gegeben. Wenn sie es that, um Sie davon abzubringen, so war das sehr indiskret. Doch, darnach frage ich eigentlich nicht; wie gefiel Ihnen B. als Edgardo?"

„Ausgezeichnet. Sie lieben wohl sehr die Musik?"

„Besonders die italienische, und am liebsten höre ich sie in einem glänzenden Saale, inmitten von Licht, Blumen und prächtigen Toiletten. Ich empfinde in diesem Zusammenwirken einen berauschenden Zauber, der mich die Wunder des Hadschisch begreifen läßt. Es ist mir dann, als erzittere mein Innerstes und als verflüchtige sich Alles in dieser gehobenen Atmosphäre zu einer Art Traumleben. Alles regt und bewegt sich dann vor meinen trunkenen Augen, sogar die weißen Karyatiden der Decke und die halbnackten Musen der Vorsecne. Sie scheinen mir in dem Taumel um mich von ihren Plätzen herabzusteigen, die einen lassen plötzlich ihre Tuniken sinken, die anderen machen bacchische Bewegungen — —"

„Ja, der Saal ist sehr hübsch," fiel der Doktor trocken ein, „die Farbe ist gut und die Eintheilung zu loben."

„Sie sind ein sonderbarer Schwärmer, Adieu," sagte Julie und ging mit Befriedigung ab, als hätte sie eine höchst geistreiche Bemerkung gemacht.

Müller ließ sich mit einem tiefen Seufzer in seinen Lehnstuhl fallen und der Doktor stellte sich vor den Armen hin, indem er ihn theilnehmend anblickte.

„Was sagst Du zu dem Allem?" begann nach einer Pause der Banquier. „Du weißt, was meine Frau war und siehst sie nun. Bald frivol, bald bissig, bald weinerlich, bald emphatisch. Du hast alle Stadien ihrer Gemüthsbewegungen mit durchlaufen, was ist das Ergebniß Deiner Diagnose?"

„Es steht bereits bei mir fest, bis auf's „Und"."

„Gott Lob, dann bin ich, dann sind wir gerettet, ich und meine Kinder!"

„Noch nicht, Freund. Die Kenntniß des Uebels ist noch nicht dessen Heilung und der Krankheit Deiner Frau ist nicht leicht beizukommen. Sie ist in den Zustand verfallen, den ich in meiner Sprache nennen möchte: die Krisis der tugendhaften Frauen."

„Was verſtehſt Du darunter?“

„Eine moraliſche Krankheit, welche gerade die bravſten Frauen oft auf der Schwelle der Reife befällt und die ſchon Manche im Angeſicht des Hafens ſcheitern machte. Nach meiner Beobachtung, Freund, füllt das Leben der meiſten Frauen das Haſchen nach den Früchten von Eva's Baume aus. — Die Mutter des Menſchengeſchlechts genoß die erſte und ſchönſte Frucht, ihre Töchter verſchlingen die ſpäteren, wie ſie ſie finden, reif oder grün, und der Reiz nach der verbotenen Frucht iſt ſo groß, daß ſelbſt die beſten Frauen nicht ſterben wollen, ohne wenigſtens ein einziges Mal davon gekoſtet, ein wenig hinein gebiſſen zu haben.“

„Du wagſt doch nicht zu denken, daß Julie —?“

„Ich denke, daß Julie eine Frau, eine tugendhafte Frau iſt, aber eine Frau von Welt und welcher Welt! — Einer Welt, in der jedes Vergnügen eine Verſuchung iſt, jede müßige Stunde eine Gefahr, jedes Feſt mehr Mittel als Zweck. — Sage ſelbſt, geht man auf den Ball um das, was man laut ſagt, oder um das, was man ſich ins Ohr flüſtert. — Deine Frau gehört einer Geſellſchaft an, in der allerdings die Tugend geehrt, in welcher aber zugleich das Laſter vergöttert unter tauſend glänzenden Namen, unter tauſend heuchleriſchen Formen, mit tauſend gefälligen Umſchreibungen gefeiert wird. — Selbſt das Talent der Künſtler beſtrebt ſich unabläſſig, der alten Schlange neuen Glanz, neuen Reiz zu verleihen; wo Du hinblickſt, auf die Theater, in die Bildergallerieen, in die Muſeen, überall derſelbe Sinnenreiz, Weihrauch für denſelben, doch ungenannten Gott. — Und wie willſt Du nun, daß eine geiſtreiche Frau nicht den Wunſch empfinde, in den Kultus eingeweiht zu werden, der ſich in dieſe magiſchen Wolken hüllt, das Geheimniß zu ſchauen, welches ihr alle dieſe Blumen verbergen? Zwiſchen die kühle Achtung geſtellt, welche dieſe Welt der Tugend bewilligt, und zwiſchen die Bewunderung, die Begeiſterung, den Rauſch, die den unbekannten Gegenſtand dieſes öffentlichen Kultus umgeben, — welche Frau in ſolcher Lage wird nicht eines Tages in ſich einen bitteren Zweifel und eine ungeheure Neugierde erwachen fühlen?“

„Halt ein, Du erſchreckſt mich!“

„Wahrhaftig, die Welt iſt empörend inkonſequent, indem ſie als Pedant die Tugend beſiehlt und gleichzeitig das Laſter mit den verlockendſten Tönen ausposaunt! — Hört man dort das Laſter zudem jemals bei ſeinem wahren Namen nennen, im Gegentheil, es lebt völlig inkognito unter den ſchönen Titeln: Liebe, Freude, Ideal, Herz, Gemüth! Das beſticht; es gibt Leute, deren letztes Mittel bei einer Dame der Vorwurf iſt, ſie habe kein Herz. Schändlicher Wortmißbrauch! Die Arme will ihren Mann nicht entehren, ihre Kinder nicht beſchimpfen, um einem Fremden eine Stunde voll Sinnenrauſch zu ſchenken, und dieſer wagt ihr zu ſagen, ſie habe kein Herz! — Und ſie, antwortet ſie vielleicht darauf mit einem vernichtenden Gelächter? Bewahre, ſie erröthet, ſie wird verwirrt, faſt überzeugt, beſiegt, denn „Du haſt kein Herz“ heißt ſo viel als „Du biſt keiner idealen Neigung fähig und wirſt auch nie Begeiſterung hervorrufen, Alles, was man liebt und bekatſcht, bleibt Dir fremd. Du gehörſt an den Kochtopf und Dir muß die kühle Zärtlichkeit des Ehemannes in Schlafrock und Nachtmütze genügen, herzloſes Weib!“

„Alſo Du glaubſt, daß Jemand meiner Frau den Hof macht?“

„Noch nicht, aber höre weiter. Die bravſte Frau, wenn ſie nicht blind und taub iſt, wird ſich alſo kaum in dieſer Welt bewegen können, ohne ein Erſtaunen, das eines Tages zum Schwindel wird. — So lange ſie nun noch Raum vor ſich ſieht, hält ſie ſich wohl bei den Gedanken nicht auf, welche die Zweideutigkeit der Welt in ihr erweckt, ſie unterdrückt ſie und darin beſteht ihre Tugend. Sobald ſie ſich aber dem Ende der Jugend deutlich nähert, erwachen wieder alle jene unterdrückten Zweifel, alle zurückgedrängten Fragen in ihr mit deſto größerem Ungeſtüm. Einmal wenigſtens, in der letzten Stunde, möchte ſie den Vorhang lüften, der ſich morgen vielleicht für immer vor ihr ſenkt. Kopf und Herz verwirren ſich, ſie weiß eigentlich nicht beſtimmt, was ſie verlangt; ſie verlangt eben den unausgeſprochenen Sinn deſſen zu erfahren, was um ſie vorgeht, was unſichtbar den Anſtoß zu allen Zerſtreuungen, Feſten, zu jeder Emotion der Geſellſchaft gab, in der ſie bis dahin gelebt hat. Das iſt die Krankheit Deiner Frau, die ſich deutlich in den vorhin beobachteten Symptomen ausſpricht.“

„Und Du hältſt ſie für gefährlich?“

„Sehr, denn das iſt das letzte Spiel, welches der Teufel gegen die Tugend verſucht, und er greift es mit hölliſchem Eifer an.“

„Aber was ſoll der Mann dabei thun?“

„Zuſehen und nicht wetten!“

„Eine ſchöne Aufgabe!“

„Allerdings, Freund, allein ich habe gerade in dieſer Beziehung höchſt bedenkliche Erfahrungen gemacht. Diejenigen, welche ihrem Unglück vorbeugen wollten, beſchleunigten es nur, und Die, welche die drohende Gefahr gänzlich ignorirten, waren darum nicht beſſer daran; ſie ſparten ſich höchſtens die fruchtloſen Anſtrengungen der Anderen.“

„Wie wäre es, wenn ich meine Mutter veranlaßte, Julie allmälig im Gespräch vernünftige Ansichten über diese Dinge beizubringen?“

„Wird wenig helfen; sie geht vor Ihresgleichen und besonders vor einer Schwiegermutter nicht aus sich heraus.“

„Du bist erbaulich, aber komm' endlich hervor mit Deinem Heilmittel, denn bis jetzt drehst Du mir nur Dein Secirmesser im Herzen herum!“

„Es gibt nur eine Kur, und die liegt in dem Uebel selbst. Man muß die Kranke die Erfahrung an sich machen lassen, daß hinter dem exaltirten Schwindel der sogenannten poetischen Leidenschaften nur ein plumpes, schmutziges Ideal steckt.“

„Aber nach einer solchen Erfahrung ist ja Alles vorbei! Ich sehe immer mehr ein, daß meine Julie dem ersten besten Laffen preisgegeben ist, der die Situation begreift.“

(Fortsetzung folgt.)

Elisabeth.

(Fortsetzung.)

Ich hatte nicht Kraft genug, einen Ausbruch des Entsetzens zu unterdrücken.

Die Alte freute sich an der Theilnahme; sie nickte mir vertrauensvoll zu und fuhr leise fort: „Wir haben den zarten Aimé wie einen kleinen Prinzen gehütet; sein Großvater und ich haben lange Nächte an seinem Bettchen gesessen und ihn bewacht; wir haben unsere Arbeit versäumt und unseren letzten Centime für ihn hingegeben; wir haben auf den Knieen gelegen und dem Himmel vorgewimmert, er möge dem geprüften Weib das Kind lassen und unser Leben dafür hinnehmen. Aber Gott wollte gerade den Kleinen, der hier schon wie ein Engleln anzuschauen war, und darum blieben wir beiden Alten am Leben, und am achten Tag nach dem bösen Fieber lag der bleiche kleine Aimé wie eine weiße Wachspuppe in dem Leinentuch, und seine blauen Augen waren für immer zu. — Begreift Ihr nun, Herr, was es für eine Botschaft ist, und daß ich ein theilnehmendes Herz dazu brauche? Denn wer kann mir nun sagen, daß Elisabeth bei Verstand bleiben wird, wenn sie in solch' einem unbeholfenen Brief von mir den Tod ihres Kindes erfährt.“

Ich erinnere mich nicht leicht, einen ähnlichen erschütternden Eindruck empfangen zu haben, als jetzt bei dem Berichte der redlichen Alten, die mit der Gewissenhaftigkeit ihres biederen Volkes selbst den Sohn nicht schonte, um der Tugend ihrer Schwiegertochter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Diese Rücksicht, diese Schonung, mit der sie das arme Weib behandelt haben wollte, mit deren Herzen ihr Sohn ein solch' frevelhaftes Spiel getrieben hatte, machte auf meinen Begleiter einen ähnlichen Eindruck, als auf mich; er zeichnete sich Elisabeths Adresse und die jener Familie genau auf; der Ort, an dem sie lebte, war derselbe, an dem die Gesandtschaft war, überhaupt vermutheten wir nicht mit Unrecht (wie wir später erfuhren), daß jene Familie aus politischen Rücksichten, oder vielmehr aus Interesse an politischen Entwicklungen jenen entfernten Theil Rußlands als Reiseziel gewählt hatte und deßhalb in dem Hauptort, in der Nähe der Gesandtschaft lebte.

Baron H. war entschlossen, die Geschichte Elisabeths aufzuzeichnen, um seinen Freund dahin zu gewinnen, daß er selbst (der Freund) auf die schonendste Weise der armen Mutter die Mittheilung machen sollte.

Dies Alles versprachen wir der Alten, die sichtbar beruhigt wurde.

Baron H. wollte sich noch weiter unterrichten, und nachdem er über die Art und Dauer von Aimé's Krankheit völlig klar war, fragte er weiter: „Weiß Euer Sohn von dem Tode seines Kindes?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, ach nein, wir wissen ja nicht, wo er ist und haben nichts wieder von ihm gehört. Wüßte ich seinen Aufenthalt, so wollte ich schon an ihn schreiben, denn bei ihm brauche ich nicht so zaghaft mit den unbeholfenen Buchstaben zu sein, er braucht nicht geschont zu werden. O, ich wollte ihm noch einmal in das Gewissen reden! Ich weiß auch, daß er erschüttert sein würde, denn früher war er nicht böse, nur das unglückselige Paris, das Sodom, hat ihm den Sinn verwirrt, der immer leicht, aber nicht boshaft war. O, wenn er das Kind hätte sterben sehen, da wäre er besser geworden, denn der blasse Aimé war solch ein rührendes Bild, daß die Leute aus dem Thal heraufkamen, um ihn zu sehen, und Alle waren feierlich und weinten.“

Wir hörten der Alten noch lange zu, und als wir schieden, versprachen Baron H., seine Schwester und ich, noch einmal herauf auf die Berge zu kommen.

Wir ritten spät zurück und hatten einen köstlichen Abendhimmel und einen herrlichen Sonnenuntergang. Am Morgen war ich mit ganzer Seele von meiner paradiesischen Umgebung gefesselt worden, jetzt am Abend war der Geist weit fort, im fernen Kaukasus, bei dem armen Weib, bei der verwaisten Mutter.

Am dritten Tage ließ mich Baron H. seinen Brief nach dem Kaufakus lesen; die Ausarbeitung der Lebensgeschichte Elisabeths war ein wahres kleines Meisterwerk geworden; ein Muster von Stylistik, und was mehr war, ein Muster klarer, wohlwollender Auffassung eines ungewöhnlichen Geschicks, das den, der es las, sicherlich mit jeder Mühe aussöhnte, die ihm möglicherweise durch den Auftrag werden konnte.

Der Brief lag zum Siegeln bereit, was am Abend geschehen sollte, weil vor jener Zeit keine Post nach Norden ging.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Familiendrama im Parquet.) Bei dem zweiten Auftreten des Fräuleins Titjens in Hamburg, wo die berühmte Sängerin jetzt gastirt, hatte ein bekanntes Ehepaar, welches seit drei Monaten im Scheidungsprozesse begriffen war, Parquetplätze gekauft. Der Zufall wollte, daß diese sich nebeneinander befanden. Bereits hatte die Frau mit ihrem 9jährigen Töchterchen ihre Stelle eingenommen, als der Mann eintrat und sich seiner Nummer gemäß neben Letztere niedersetzte. Das junge Mädchen, ganz erstaunt und erfreut über ihre Nachbarschaft, konnte sich nicht enthalten, der Mutter zuzurufen: „Ach sieh', Papa ist auch da!" Die Mutter wurde roth und schwieg; der Vater schwieg ebenfalls. Das liebe Kind faßte bald die Hand des Vaters und küßte sie herzlich, bald ergriff es die Hand der Mutter und bedeckte sie mit Küssen. Während der ersten Akte überlegten beide Zürnenden, wie sie wohl das Theater ohne Aufsehen verlassen könnten, da Jedes einzeln fortzugehen beabsichtigte. Mehrere Male hatte das in ihrer Zärtlichkeit unermüdliche Mädchen versucht, die Hände der Eltern zusammen zu bringen, aber stets war ihr dies wegen der Hartnäckigkeit Beider fehlgeschlagen. Endlich während des Zwischenaktes in Mitte der Oper faßt der Mann einen Entschluß, steht auf und will hinweg. Er wirft einen Blick auf seine Angehörigen — über der Mutter Wangen rollen Thränen herab und auch das blühende Kind weint still in das Taschentuch — der Vater hat ihr einen Thaler zu einer Puppe in die Hand gedrückt — seine Rührung überwältigt ihn — er kann nicht fortgehen. Er bleibt noch einen Akt, er bleibt bis zum Ende der Vorstellung — das anmuthige Mädchen lächelt ihm zu, auch das Gesicht der Gattin glänzt in Freude — er folgt ihnen vor das Dammthor, auf den Weg zu ihrer Wohnung hin. Hier im traulichen Dunkel spricht er die Gattin an, sie nimmt ihn mit Freuden auf, und die glückselige Tochter wirft sich den Eltern unter Lachen und Weinen um den Hals. Andern Tages erhielten die Advokaten beider Parteien den Auftrag, die Scheidungsklage zurückzunehmen. An einem folgenden Abende, bei der Wiederholung der „Hugenotten", gewahrte man das versöhnte Ehepaar mit dem Kinde auf denselben Parquetplätzen.

(Eine Lichtseite der Krinoline.) Alles Gute hat seine Schattenseite, alles Ueble seine Lichtseite. Letzteres gilt auch von den Krinolinen. An vier Engländerinnen, die vor einigen Tagen in Brüssel auf einem Teiche Schlittschuh liefen, bewährte sich dies. Sie hielten sich alle Vier bei den Händen gefaßt und glitten so pfeilschnell über die Eisfläche dahin; plötzlich kamen sie an eine aufgehauene Stelle, die nur von einer leichten Eiskruste überzogen war und brachen alle Vier durch. Zum Glück leisteten hier die glockenförmigen Krinolinen ihren Dienst, sie verhinderten das sogleiche Untersinken ihrer Trägerinnen, so daß rasch Hilfe herbeieilen und die Damen aus ihrer gefährlichen Lage retten konnte.

Ein Mann, der sich gern vermählen wollte, konnte mit seiner Wahl durchaus nicht zu Stande kommen und hatte schon mehrere Parthieen, die man ihm vorschlug, ausgeschlagen. Ein Freund machte ihm darüber Vorwürfe, daß er unter so vielen Blumen nicht eine fände, die ihm genüge. — „O mein Freund," erwiederte er pathetisch, „nicht eine Blume suche ich, deren Duft mich berauscht, die aber am nächsten Morgen gewelkt ist; nein, nur ein harmloses Kraut, das immer grün mich vor dem Sonnenbrande schützt." „Ja," fiel ihm ein Witzling ins Wort, „Sie suchen „Tausendguldenkraut", das macht jetzt alle jungen Männer zu Botanikern."

Auflösung des Räthsels in № 11:

Hoffnung.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 13. Sonntag, 29. Januar 1865.

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

„Doch gäbe es vielleicht noch einen Weg, dem zuvor zu kommen; freilich," fügte der Doktor hinzu, „setzte er viel Vertrauen in die Freundschaft voraus. Wenn Du einen Freund fändest, dem Du sagen könntest: „Führe Julie bis an den blumigen Rand des Abgrundes, lasse sie seine gräßliche Tiefe ermessen, aber halte sie zurück, bevor sie der Schwindel hinabreißt. Lasse sie kurz vor dem Ziele die verborgenen Schrecken, die Schmach und Qual des scheinbar so einladenden Weges recht empfinden, damit sie dann freudig zu mir zurückkehrte. — So könnte Julie gerettet werden, doch ich gestehe Dir, ich für meinen Theil wüßte Niemand, der der Aufgabe gewachsen wäre, und wagte sie noch weniger zu stellen!"

Müller erkannte verzweifelnd an, daß dies die einzige Aussicht sei, von seinen Sorgen zu kommen, allein er suchte vergeblich unter der Zahl seiner nächsten Bekannten und Verwandten den schicklichen Vertrauensmann. Man war bis zu einem Neffen des unglücklichen Ehemanns gelangt und fand auch diesen nicht turnierfähig, als plötzlich Müller mit Ungestüm die Hand des Doktors ergriff und ausrief: „Ich hab's, der Vater des Gedankens soll ihn auch in die Welt einführen. Du, lieber Doktor, bist allein der Biedermann, der unerfindliche Freund, dem ich meine Ehre anvertrauen darf."

„Du scherzest," entgegnete der Doktor, „bin ich zum Liebhaber geschaffen?"

„Ich bitte Dich, zwinge Dich dazu."

„Gestehe nur, Deine unerwartete Eingebung hängt stark mit Deinem Glauben an meine Ungeschicklichkeit zusammen, Du hoffst billigen Kaufs davon zu kommen. Aber bedenke, eine radikale Kur setzt stets auch eine wirkliche Gefahr voraus!"

„Leider wahr, und ich erschrecke auch schon vor meinem Entschluß. Man flüstert genug von Deinen Eroberungen, aber ich bin eben **in extremis**, ich wage es auf jede Gefahr mit Dir."

„Wie aber, wenn es mir nicht gelänge, Julien, trotz aller Dornen, die ich ihr in den Weg streue, im richtigen Moment zum Stehen zu bringen? Wenn sie nun durchaus durch Dick und Dünn an's Ende wollte!"

„Dann gönnte ich Dir noch lieber als Anderen die Begleitung."

„Mir schon recht; doch zum Schlusse noch ein Wort, was Dich wohl von Deinem Verlangen abbringen wird: ich liebe seit lange Deine Frau!"

„Falsche Ausrede, Du hast höchstens etwas Freundschaft für sie."

„Wenn ich Dir aber sage, daß ich sie liebe!"

„Dann lügst Du!"

„Göttlicher Mensch, man liebt seine Frau, warnt ihn vor sich selbst, und er antwortet darauf mit Grobheiten! Also hast Du nie geahnt, daß die Schönheit, die Grazie, das feurige Auge Deiner Gemahlin längst alle meine Sinne entzündeten, hast Du nicht begriffen, daß ich deßhalb meine Besuche so sehr beschränkte? Nun denn, so wisse es jetzt! — Lebe wohl, wenn wir sämmtlich alt geworden sind, dann komme ich wieder und wir lachen dereinst der Sorgen dieser Stunde."

Der Doktor näherte sich der Thüre, Müller aber hielt ihn zurück. Der Arme hatte alle Fassung verloren, er wußte nicht mehr, wo aus oder ein, bald bestürmte er den Freund, sich seinem Verlangen zu fügen, bald glaubte er wieder an dessen Liebe und brach in Verwünschungen gegen sich und Alle aus. Dr. Stein war ein eleganter Mann von 38 Jahren, mit interessantem Kopf, der allerdings gefährlich werden konnte; denn wenn wir ihm bis jetzt auch stark die Neigung zum Theoretisiren und Doziren angemerkt haben, so wußte er dieselbe bei Damen doch sehr wohl zu beherrschen. Er war dort vollkommen ein Mediziner aus Mephisto's Schule und

hat dem manchen ſtillen Triumph verdankt, auf den er im Herzen eitler war, als er zugeben wollte. Daß er wirklich eine Neigung zu Julien damals ſchon empfand, wie er ausſprach, müſſen wir bezweifeln; wäre es, ſo würde er nicht geblieben ſein und jedenfalls nicht den Entſchluß gefaßt haben, den ihm das klägliche Gebahren des Banquiers endlich abzwang.

Nachdem freilich Müller zu dem heroiſchen Entſchluß gekommen war, die Kur ſeiner Frau um jeden Preis zu wagen, konnten Beide auch ihr Gewiſſen bald durch einen Pakt beſchwichtigen, der Jedem vor Allem eidlich ewiges Schweigen über ihr Einverſtändniß auferlegte, ſodann dem Ehemann ſowohl bei ſeiner Vertheidigung, wie dem Doktor bei dem Angriff den Ausſchluß aller harten Mittel gebot und nur die „ehrlichen Waffen“ der Gewandtheit und Ueberredung zuließ, und endlich drittens dem Doktor die Verpflichtung zuerkannte, den Banquier ſo zeitig zu benachrichtigen, wenn er die Kataſtrophe unzweifelhaft nahe glaube, daß derſelbe mindeſtens noch eine Stunde zur Abwendung der Gefahr für ſich haben werde. Auch in dieſem deſperaten Falle ſollten übrigens alle gewaltſamen Mittel ausgeſchloſſen ſein.

Ein gegenſeitiger Handſchlag beſiegelte den Vertrag, bevor ſich die Freunde trennten. Müller geſtand jedoch ſpäter, daß damals ihm die Hand des Doktors etwa dieſelbe angenehme Empfindung gemacht habe, wie die Berührung einer Schlange oder Kröte. Doch er biß die Zähne zuſammen und bat nur, die Operation bald zu beginnen, denn lange ertrage er die Situation nicht, ohne toll zu werden. Der Doktor verſprach noch an demſelben Tage ſeine Troncheen zu eröffnen, und verabſchiedete ſich auf kurze Zeit, um ſeinen Geſchäften nachzugehen und dabei ſeine Lage ruhiger zu überdenken.

Während Müller's kurzer Abweſenheit traf Dr. Stein die nöthigen Vorkehrungen, um zur Noth für einige Tage die Stadt verlaſſen zu können, und überlegte dabei emſig den Angriffsplan gegen Julie und das Terrain, auf welchem er ihn entwickeln wollte. Spezielleres fiel ihm darüber jedoch nicht ein, es kam Alles darauf an, wie und wo er mit Julien zuerſt allein zuſammentraf; nur das ſagte er ſich beſtimmt, daß die Scene wo möglich auf's Land verlegt werden müſſe und daß dazu etwas, was einer Entführung ähnlich ſehe, die beſte Einleitung ſei. Es hatte der Frühling begonnen und in ſeinen Reizen hoffte Stein vielfach erwünſchte Anläſſe zur Zuſpitzung oder Veränderung ſeiner Angriffslinien zu finden. Müller hatte ein hübſches Landhaus einige Stunden von der Stadt nächſt einer Eiſenbahnſtation am Beginn einer reizenden Gebirgsgegend; dorthin mußte Julie ſo bald als möglich dirigirt werden.

So weit hatten ſich die Ideen des Doktors entwickelt, als er ins Haus des Banquiers zurückkehrte. — Weder dieſer — den er erwarten zu müſſen vorgab —, noch Julie waren jedoch zu Hauſe. Letztere erſchien übrigens bald und begrüßte Stein mit der Frage, wo er ihren Mann gelaſſen habe.

„Ich habe ihn in die friſche Luft geſchickt.“

„Wohin?“

„In die Luft.“

„Nun, dort mag er bleiben. Ich bin froh, Sie einen Augenblick allein zu ſprechen, ſetzen Sie ſich. — Was halten Sie von meinem Manne, iſt er krank, und wenn nicht, was geht mit ihm vor?“

„Ihr Mann, ich habe nichts bemerkt, was iſt denn mit ihm?“

„Das frage ich Sie eben! Begreifen Sie einen Menſchen, der die halbe Nacht im Zimmer herumläuft?“

„Er hat ſo ſeine Eigenheiten. Warum z. B. will er durchaus Ihr Landhaus in X. verkaufen?“

„Wie, hat er dieſe Abſicht bei Ihnen geäußert?“

„Nein, doch unter uns, iſt er nicht vielleicht etwas eiferſüchtig auf irgend einen ſeiner dortigen Nachbarn?“

„Müller eiferſüchtig! Da kennen Sie ihn nicht. Mein liebes Landhaus wird er übrigens keinenfalls verkaufen, denn ich habe gerade die Abſicht, dort den Sommer zuzubringen.“

„Vielleicht beeilt er ſich eben deßhalb, das Gut im Frühling ſchon los zu werden. Er muß einen ſehr triftigen Grund haben, Sie nicht dort auf dem Lande ſehen zu wollen, da ihn ſelbſt die Rückſicht für Ihre Geſundheit nicht abhält.“

„Alſo Sie haben ihm geſagt, meine Geſundheit fordere einen Landaufenthalt, und darnach gerade betreibt er den Gutsverkauf?“

„Durchaus nicht!“

„Sie wiſſen nicht zu lügen, Doktor.“

„Es muß dort irgendwo ein gefährlicher Nachbar verſteckt ſein, geſtehen Sie nur.“

„Keineswegs, auch glaube ich nicht an die Eiferſucht meines Mannes, er kannte ſie kaum vor zehn Jahren. — Uebrigens, zu was ſich Gedanken machen? Ein Mann, der Nachts im Hauſe wandelt, iſt zu Allem fähig; ich gehe gleich morgen hinaus auf's Land und will doch ſehen, ob er mich mit ſammt dem Hauſe verkaufen wird.“

„Sie wollen ohne ſeine Erlaubniß auf's Land?“

„Gewiß!“

Der Doktor entgegnete mit einer unbeſchreiblichen Miene, indem er nach ſeinem Hut griff: „Schöne

Frau, Sie erſchrecken mich und ich empfehle mich deßhalb lieber ſchleunigſt. Ihre Energie iſt gereizt, und wenn ich mir einen kleinen Zweifel an deren Nachhaltigkeit zu erlauben wagte, reisten Sie gar wohl auf der Stelle."

„Jetzt nicht, aber morgen, verloſſen Sie ſich darauf."

„Gewiß, Madame, ich bin davon überzeugt, alſo Adieu und glückliche Reiſe." — Stein ging nach der Thüre, an derſelben warf er noch die Frage hin: „Soll ich Ihnen vielleicht im Vorbeigehen Pferde auf der Poſt beſtellen?"

(Fortſetzung folgt.)

Eliſabeth.

(Fortſetzung.)

Am Nachmittag ſaß ich allein mit einer Handarbeit auf der Terraſſe. Beinahe alle Bewohner des Hotels waren über den See nach Meillerie gefahren, um die Stelle kennen zu lernen, die Rouſſeau in ſeiner **Nouvelle Heloise** ſo meiſterhaft zu zeichnen verſtand. Ich hatte mich der Partie nicht angeſchloſſen, eigentlich nur aus einer gewiſſen phyſiſchen Trägheit, die bei der herrſchenden Gewitterſchwüle ziemlich entſchuldigt war und die es mir unendlich wünſchenswerth machte, einmal einige Stunden allein auf der meiſt ſo geräuſchvollen Terraſſe zuzubringen, die meiner Anſicht nach eine ſo vollendete Ausſicht gewährte, daß ſelbſt Rouſſeau mit ſeiner feurigen Beſchreibung mich nicht zu überzeugen vermochte, daß ich in Meillerie ähnlich gefeſſelt werden könnte, als es hier geſchah.

Dieſe Terraſſen an den Landhäuſern des Genferſee's ſind eine Art breiter Balkone, die meiſtens in der erſten und zweiten Etage an der ganzen Front des Hauſes hinführen und bei einem Hauſe mittlerer Größe geräumig genug ſind, um etwa acht Gruppen, beſtehend aus einem Tiſch mit vier bis ſechs Stühlen, faſſen zu können, wonach ſchon eine ziemlich große Geſellſchaft dort Raum findet. Fronte des Hauſes iſt ſtets diejenige Seite, die nach dem See führt, obgleich ſich hier auch der Garten anſchließt; die Rückwand des Hauſes geht nach der Landſtraße, wo auch das Eingangsthor angebracht iſt.

So war es hier auch; die Rückſeite des Hauſes lag hart an der Landſtraße, und zwar an der großen Straße nach Italien. Daher kam es, daß hier ein fortwährendes Rollen von Equipagen aller Art einen lebhaften Verkehr brachte, der zu gewiſſen Tageszeiten ſo lärmend wurde, daß man zuweilen genöthigt ward, ganz wider ſeinen Willen die Ruhe ſeines Zimmers aufzuſuchen.

Dieſe Tageszeit iſt hauptſächlich die hohe Mittagsſtunde; und den Staub und die Unruhe ſeit drei Tagen kennend, wollte ich mich eben auf mein Zimmer zurückziehen, als ich beim Uebergehen über den Vorridor eine Equipage an dem Hotel halten ſah. Dies war ſo wenig ungewohnt, daß ich nur einen halben Blick hinwandte, der indeſſen an den Fremden haften blieb, denn ich erkannte die engliſche Matrone aus Bern und ihre Reiſebegleiterin: die hübſche Effie.

Unſer Erkennen war gegenſeitig; die Lady brachte ihre gichtkranken Füße mit vielen Schmerzen, aber ohne Klage aus den weichen Polſtern des Wagens herab auf den Boden. Effie führte ſie mit ungemeiner Sorgfalt, und als Beide an mir vorüberſchritten, ſagte die Lady zu mir: „Ich erkenne es als ein freundliches Omen an, daß Sie, mein Fräulein, mich zuerſt beim Eintritt in ein Haus begrüßen, das mir auf einige Zeit zur Heimath werden ſoll."

Ein ſolcher Gruß von einer Engländerin, der im Allgemeinen die Form ſo viel gilt, ſtellte uns beide Hausbewohner ſehr raſch in eine Art rückſichtsvollen Verhältniſſes zu einander.

Effie trat jetzt nur als Dienerin auf, und zwar als ſolche, die an jedem Blick der Herrin mit demüthiger Erwartung hängt. Mylady ſchien dies aber durchaus nicht zu beanſpruchen, denn ſie forderte nicht den geringſten Dienſt ohne Bitte und nahm keinen ohne Dank an.

Es fiel mir auf, daß Effie mit Ausnahme einer Verbeugung mir kein weiteres Zeichen des Erkennens gab. Sie trat, als ich mit ihrer Lady ſprach, zur Seite und hatte nur Aufmerkſamkeiten für dieſe.

Als ich aber allein in meinem Zimmer war, etwa nach einer halben Stunde, klopfte es an die Thür. Effie trat ein und näherte ſich mit großer Schüchternheit.

Ich redete ſie ſogleich lebhaft an: „Es freut mich ungemein, Mademoiſelle, daß die Krankheit Mylady's Sie nicht noch länger in Bern feſtgehalten hat; nun ſind Sie ja in Ihrer Heimath."

Ihr ſchönes Kolorit wechſelte raſch, ihre Wangen wurden bleich, aber ihre Stimme war klar und vertrauensvoll, als ſie erwiederte: „Ja, ich bin meiner Heimath jetzt ſehr nahe, ich werde ſie heute noch erreichen; Mylady, die die Güte ſelbſt iſt, bleibt allein mit ihren Dienern hier zurück und läßt mich hinauf auf meine Berge."

„Waren Sie lange abweſend?"

„Beinahe 15 Monate, mein Fräulein."

„Meiſtens in England?“

„Nein, in England war ich nie; als wir damals hier abreiſten, lebte Mylord noch, der wünſchte noch länger auf dem Kontinent zu bleiben, Reiſen war ſeine Leidenſchaft: wir gingen damals ſehr weit — nach dem Kaukaſus.“

Heiliger Gott! kann es denn ſein? Kann meine quälende Ahnung Gewißheit werden? Ich zog Effie auf das Sopha, aber kein Wort kam über meine Lippen, die zitternd kaum einen Aufſchrei tödtlichen Schreckens unterdrücken konnten.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine Indianer-Deputation kam einſt nach Pennſylvanien, um mit dem Gouverneur zu unterhandeln, und wurde von den Behörden in Philadelphia zum Eſſen eingeladen. Während der Mahlzeit wurden die Augen eines jungen Häuptlings durch ein Gefäß mit Senf angezogen, worin ein Löffel zum Gebrauch ſtack. Durch den gewürzreichen Geruch in Verſuchung geführt, zog er es ſanft zu ſich heran und hatte bald einen bis zum Rand gefüllten Löffel in ſeinen Mund geſteckt. Obgleich er augenblicklich ſeinen Mißgriff merkte, ſo hatte er dennoch die Geiſtesſtärke, es hinunter zu ſchlucken, obgleich es die Thränen aus ſeinen Augen preßte. Ein Häuptling gegenüber, welcher die Folgen beobachtet hatte, aber nicht die Urſache kannte, frug ihn: „Weßhalb er weine?“ Er erwiederte, daß er an ſeinen Vater denke, der in der Schlacht getödtet worden ſei. Bald nachher machte der Frager, durch Neugierde angetrieben, denſelben Verſuch mit demſelben Reſultat und wurde nun ſeinerſeits von dem jüngeren Sachem gefragt: Warum er denn weine? „Weil Du nicht mit Deinem Vater getödtet worden biſt!“ war die grimmige und raſche Erwiederung.

Der Profeſſor H. gab ſeinen Freunden ein Gaſtmahl. Beim Eintreten in die Salons ſagte er zu ſeinen Gäſten: „Meine Herren, ich bin ein alter Mann, und wenn ich auch nicht abergläubiſch bin, ſo iſt es mir doch Ihretwegen peinlich, 13 Perſonen an der Tafel zu ſehen; weggehen darf Niemand; welchen Vorſchlag machen Sie?“ Einer der Gäſte rieth, ſofort einen Dienſtmann anzunehmen. Der Vorſchlag wurde acceptirt und durch einen der Kellner ein Dienſtmann gerufen und für denſelben ein Couvert hingelegt. Nach Beendigung der Tafel wurde der Dienſtmann befragt, was man ihm ſchuldig ſei. Derſelbe erwiederte ſofort: „Meine Herren, ich habe acht Gänge gemacht (ſo viel enthielt das Diner), und für den Gang 2½ Sgr. wird Ihnen wohl nicht zu viel ſein.“ Dieſe originelle Antwort erregte eine ſo große Heiterkeit, daß die Geſellſchaft beſchloß, nicht 2½ Sgr., ſondern 5 Sgr. für den Gang zu bezahlen.

Mädchen-Andacht.

Sie kommen in Paaren
Mit lächelndem Mündchen
Mitten durch's Kirchlein,
Liebliche Kindchen.

Trippelnde Füßchen,
Seidne Gewänder,
Wogende Federn,
Fliegende Bänder.

Bekritteln die Hüte,
Bekritteln die Spitzen,
Laſſen die Aeuglein
Ins Antlitz Euch blitzen.

Flüſtern, ſtatt auf die
Predigt zu hören.
Weßhalb ſie kommen?
Schwer zu erklären.

Während die Köpfchen
Geh'n in die Runde,
Singen ſie Pſalmen
Mit roſigem Munde.

Daß ſie andächtig,
Glauben wir gern;
Andachtsvoll an die,
Nicht an den Herrn.

Räthſel.

Die erſte ſind vor Gott und der Bauer und der König;
Die letzten zwei hat Gold ſehr viel und Stroh ſehr wenig.
Gar viel Gefahr und Noth und Leid wird dir erſpart,
Wenn Kopf und Herz und Fuß das Ganze ſtets bewahrt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geſchichte, Poeſie und Unterhaltung.

№ 14. Dienstag, 31. Januar **1865.**

Die Verſuchung.

(Fortſetzung.)

Das zündete, Julie ſprang auf, riß an der Schelle und ſagte dem Doktor, der ſich höchſt erſtaunt ſtellte: „Sie ſind unleidlich, Sie haben eine kleinliche Idee von mir.“ — Dem eintretenden Kammermädchen befahl ſie ſodann, augenblicklich Pferde zu beſtellen und den Kutſcher den Reiſewagen richten zu laſſen, dann fragte ſie triumphirend: „Nun, ſind Sie jetzt zufrieden?“

„Außerordentlich und mit Grund. Sie können Ihr Revolutiönchen mir mit dem größten Schein und ohne alle Gefahr vorſpielen. Auf der erſten Station kehren Sie um und ſind wieder zu Hauſe, bevor Ihr Gemahl nur nach Ihnen gefragt hat. Sie haben dann wenigſtens den Schein einer heroiſchen That für ſich und das kann Ihnen vollkommen genügen; nicht Jeder hat ein ſo ſcharfes Ahnungsvermögen wie ich!“

„Sie ſind ein Spötter und glauben ſelbſt nicht, was Sie ſagen.“

„Ich glaube es ſo feſt, daß ich einen Vorſchlag daran knüpfe. Vor zwei bis drei Stunden habe ich keine dringende Viſite zu machen; in der Zwiſchenzeit wäre eine Spazierfahrt mit Ihnen ins Freie ein herrlicher Genuß, erlauben Sie, daß ich Sie begleite?“

„Herrlich, ich nehme Sie alſo mit auf's Gut.“

„Vorausgeſetzt, daß Sie wirklich hinkommen.“

„Still, Sie verdienen keine Antwort mehr. Hier nehmen Sie ein Buch, bis ich das Nöthigſte eingepackt habe. Sie ſind heute wirklich allerliebſt!“

Damit eilte Julie aus dem Zimmer und der Doktor lachte ſtill in ſich hinein; er hatte Alles erreicht, was er wollte, und war ohne merkliche Anſtrengung in die Bahn ſeiner Intriguen hineingeglitten. Das Nächſte gab ſich nun von ſelbſt, er brauchte nur in dem begonnenen Tone fortzufahren, um ſicher zu ſein, daß Julie ihn nicht losließ, bis ſie das Gut erreicht hätten. Von dort konnte er ſich jeden Augenblick mit der Bahn entfernen, falls ihm ſeine Rolle läſtig wurde.

Nach einer kurzen Pauſe erſchien Julie reiſefertig und bald ſaßen Beide in dem bequemen Reiſewagen, der ſofort die Landſtraße nach X. einſchlug. Man hatte etwa zwei Meilen zurückzulegen, während die Eiſenbahn eine andere weitere Richtung einſchlug, doch kam das Geſpräch erſt vor Ankunft an der erſten Poſtſtation etwas in Gang. Stein verhielt ſich dabei immer noch ſehr paſſiv, ſo daß ſich Julie zuletzt laut über ſeine Nachläſſigkeit und Trivialität in der Unterhaltung beklagte. Endlich hielt man vor dem Poſthaus, Stein ſah auf die Uhr und ſagte, in einer Stunde könne man jetzt ganz bequem wieder in der Stadt ſein und er ſei ſeiner Fraudin für zwei ſchöne Stunden ſehr verbunden.

Dieſe jedoch erklärte: „Sie wiederholen heute immer daſſelbe Lied wie eine Spieluhr, aber Sie haben ſich verrechnet. Vorwärts, Kutſcher, nach X.“

„Wirklich,“ rief der Doktor, „das iſt Viel, ich hätte es nicht geglaubt! Nun ſchönen Dank und glückliche Reiſe!“

Der Doktor ſprach's und ſtand ſchon mit einem Fuße auf dem Wagentritt, Julie ließ ihn aber nicht hinaus, ſondern ſagte ironiſch: „Bemühen Sie ſich nicht weiter und halten Sie mich nicht für ein Kind. Sie ſollen und wollen gar nicht fort; meinen Sie, ich ſähe nicht ſeit einer Stunde, daß Sie vor Begierde brennen, bei mir zu bleiben? Warum, weiß ich nicht, aber daß es ſo iſt, ſagen mir meine geſunden Augen. Alſo bleiben Sie nur ſtill ſitzen, Sie machen ohnehin keine vortheilhafte Figur in Ihrer jetzigen Poſition. — Vorwärts, Kutſcher, und im Galopp!“

„Gut denn,“ ſeufzte Stein, „vielleicht erkennen Sie mir das Verdienſt zu, den Zorn Ihres Mannes

von Ihrem Haupte auf mich ablenken zu wollen. Ich wünschte bei Ihnen zu bleiben, um bei ihm für den Anstifter des Staatsstreiches zu gelten, dessen ganz unschuldiger Begünstiger ich eigentlich nur war. Glauben Sie mir das?"

„Nein!"

„Sie machen meine Situation vor Ihnen unhaltbar, schöne Frau; ich muß entweder zum Wagen hinausspringen oder Ihnen mein Benehmen erklären."

„Mir ist Beides gleich, wie Sie wollen!"

„So sei es. Allerdings suchte ich seit Beginn unserer Fahrt Alles auf, um mich von Ihnen festhalten zu lassen. Das Gefühl berauschte mich, auf diesen weichen Kissen neben Ihnen sitzen zu dürfen und im Verlauf unserer Reise vielleicht einen Blick in die zarte Welt zu thun, die sich in den geringsten Bewegungen einer schönen Frau verräth. Ein tête à tête mit der Schönheit und dem gewissen unbekannten Etwas, welches sie ausströmt, war längst der sehnlichste Wunsch meines armen Gehirns, und Sie verzeihen mir vielleicht, wenn ich gewagt habe, dasselbe, als es mir der Zufall heute bot, wie Sie bemerkten, zu verlängern."

„Also Ihre Zunge hat sich endlich gelöst. Nur, scheint mir, nicht mit Glück; ich könnte mich über Ihre Redensart beklagen, doch ziehe ich vor, sie zu überhören. Gestatten Sie mir, nun anzufangen zu träumen, nachdem Sie hoffentlich ausgeträumt haben."

Julie nahm bei diesen Worten ihren Hut ab und ließ ihren Kopf in die Wagenecke sinken, sie sah mit den geschlossenen Augen und dem freier fallenden Haare nur schöner aus und der Doktor fragte sehr **contre coeur**: „Darf ich auch schlafen?"

„Nein," erwiederte Julie, ohne die Augen zu öffnen, „das dürfen Sie nicht, sonst könnten die Begegnenden Sie für meinen Gatten halten; halten Sie sich aber zu ruhig."

So ging es einige Minuten schweigend weiter, plötzlich aber richtete sich Julie auf und sagte: „Wir sind doch rechte Kinder; warum zanken wir uns eigentlich den ganzen Weg?"

„Gestehen Sie, gnädige Frau, daß Sie bereuen, mich bis hierher geführt zu haben und verbessern Sie sich, indem Sie mich aussteigen lassen. Ich hatte nun einmal das Unglück, Ihnen zu mißfallen, und ich fürchte, ein längeres Beisammensein verschlimmert dies nur. Entlassen Sie mich, bevor ich Ihnen ganz unleidlich werde; ich möchte Sie lieber sofort verlassen, als diese schmerzliche Erfahrung machen."

„Nun, endlich reden Sie doch einmal ernsthaft und so will ich Sie denn auch nicht mehr quälen. Sie irren sich, ich habe eine sehr gute Meinung von Ihnen und wünsche ernstlich, Sie zum Freunde zu haben. Ich war schon längst darauf aus, und wenn Sie es nicht bemerkten, so zeigt mir das eben nur wieder, daß Ihr Männer die Frauen nicht beachtet, von welchen Ihr nur Freundschaft hoffen könnt. Ihr wollt mehr oder weniger, wie es eben fällt. Uebrigens bin ich nicht ganz uneigennützig mit meiner Freundschaft für Sie. Sehen Sie zum Wagenfenster hinaus, während ich Ihnen das erkläre."

„Gut so!"

„Nun, ich habe mir immer vorgenommen, auf meine alten Tage einen Arzt zum Freunde zu nehmen, denn für diese Zeit behalte ich mir nur noch eine Leidenschaft vor, die Neugierde, und diese kann nur ein solcher ganz befriedigen. Wenn Sie einmal ganz mein Vertrauen gewonnen haben werden, so sollen Sie staunen, wie viel ich Sie zu fragen habe. Es gibt tausend Sachen, die mich beschäftigen, die ich aber nicht kenne und durchaus wissen will."

„Welche wären dies zum Beispiel?"

„Das erfahren Sie noch nicht so bald, doch verschiedweise sollen Sie mir einstweilen einige Kleinigkeiten erklären. Zum Beispiele, warum hat man mir wohl niemals eine Liebeserklärung gemacht?"

„Sind Sie dessen gewiß?"

„Natürlich, ich frage auch nur: warum?"

„Liebeserklärungen haben keine bestimmte Form, das, was sie hervorbringt, liegt nicht sowohl im Munde, der sie ausspricht, als vielmehr im Ohr, das sie aufnimmt. Es sind Ihnen sicherlich hundertmal Redeblumen zu Füßen gelegt worden, die nur nicht zu „Liebesblumen" wurden, weil Sie dieselben nicht aufgoben."

„Und wenn ich sie einfach nicht verstanden hätte, wenn ich schwer von Begriff wäre oder in solchen Dingen die verzweifelste Klarheit verlangte. Wenn ich nun jede Anspielung, die nicht hinter sich die Brücke abbricht und mir den Mann vollständig überliefert, für eine Feigheit hielte, die mir gegenüber nur die Achtung verletzt. Was sagen Sie dazu, Doktor?"

„Nicht viel, gnädige Frau, und vielleicht ließe ich auch das am besten ungesagt."

„Es ist also wohl eine Grobheit?"

„Möglich!"

„Sprechen Sie dieselbe immerhin aus."

„Nun denn, in meiner unbeschützten Jugend hörte ich einst eine meiner Tanten dieselbe Theorie der Erklärungen vortragen, und ich beeilte mich, sofort zu ihren Füßen — wie Sie sich auszudrücken beliebt — die Brücke abzubrechen. Zum Lohn dafür wurde mir die Thüre gewiesen —."

„Ich errathe Sie vollkommen, mein Herr,“ sagte Julie gereizt; „Ihre bekorgte Eitelkeit hat Sie hurtig statt einer zweideutigen Galanterie eine noch verletzendere Ironie sagen lassen. Ich suche einen Freund, einen Vertrauten, und finde einen Mann, nur einen Mann!“

(Fortsetzung folgt.)

Elisabeth.

(Fortsetzung.)

Effie fuhr fort: „Wir wollten zwei Jahre im Kaukasus bleiben, als aber Mylord todt war und Mylady auf der weiten Welt Niemand mehr hatte, für den sie all' ihre Wünsche aufopfern konnte (denn das war sie gewohnt zu thun), da wollte sie um meines — Heimweh's willen zurück nach der Schweiz reisen; darum kehrten wir um so viel früher heim.“

Nein, es konnte kein Zweifel mehr sein; Elisabeth und Effie waren eine Person. Die Namen stimmten ja ohnedieß, denn in England kürzt man an einigen Orten den Namen Elisabeth also ab. Und dieß arme Weib hatte um der Sehnsucht willen nach ihrem Kinde die Bürde der Erinnerung an Ort und Stelle, wo sie so viel geduldet hätte, wieder über sich nehmen wollen, und was fand sie nun? Die Bürden alle, und ausstatt der erfüllten Sehnsucht ein kleines, stilles, von Rosen umschattetes Grab, das ihr ganzes Glück in seinen Tiefen geborgen hielt.

Effie sah mich erstaunt an; wie? konnte ich mich denn zu keinem Worte der Entgegnung sammeln? nein, die Laute erstarben mir in der Brust.

Und doch war vielleicht noch eine Täuschung möglich; ich raffte mich auf. „Ihrer Sprache nach,“ sagte ich, „sind Sie keine Schweizerin, Mademoi — Madame?“

„Nein, ich bin eine Deutsche, aus Karlsruhe gebürtig, aber ich war hier verheirathet, ich — bin es noch,“ fügte sie stammelnd hinzu.

„Und Ihr Heimathshaus ist auf den Bergen? auf Clion vielleicht?“

„Auf den Bergen, ja! aber nicht auf Clion, sondern auf Prai d'Avant.“

In Prai d'Avant waren wir vor drei Tagen gewesen und in Prai d'Avant stand das kleine Grab, an dem die alte Großmutter geweint hatte!

Es blieb kein Zweifel mehr.

Sollte ich ihr jetzt die Nachricht geben, von der die Alte wollte, daß sie ihr schonend und mit einem menschenfreundlichen Herzen mitgetheilt werden sollte? Oder sollte ich ihr die drei Stunden Hoffnung noch lassen? Warum auch nicht? Dort oben hatte sie die Mutter ihres Mannes, die Großmutter und Pflegerin des todten Kindes, an deren Brust sie sich ausweinen konnte; hier aber hatte sie Niemanden, denn ich stand ihrem Herzen fremder, als sie dem meinen.

Der Diener der Lady trat jetzt ein und sagte zu Elisabeth: „Das Maulthier ist angeschirrt, um Sie nach Prai d'Avant zu bringen, Madame; der Weg ist weit: Mylady läßt fragen, ob sie meine Begleitung annehmen würden?“

Elisabeth erhob sich schnell; nochmals spielte der rasche Farbenwechsel über ihr schönes Antlitz: „Ich danke, James, ich bedarf keiner Begleitung, mir ist hier Weg und Steg genau bekannt; ich gehe allein.“

James entfernte sich. Abermals lagen die entsetzlichen Worte auf meinen Lippen.

Sie drückte sich schnell zu mir hin, küßte meine Hand und sagte mit Hast: „Nochmals Vergebung, mein Fräulein, daß ich Ihnen in Bern so wunderlich erscheinen mußte. Es ist so am besten, daß ich überraschend in das Heimathhaus komme, denn so wenig ich weiß, wen ich dort finde, ebensowenig weiß ich, ob ich dort willkommen bin. Nur ein Wesen lebt oben, das mich jauchzend begrüßen wird, und das ist mein — einziges Kind!“

Ich schloß sie in meine Arme; was sie von mir denken mochte, als sie meine Augen schwer von Thränen sah, weiß ich nicht.

Nach wenigen Augenblicken war ich allein. Elisabeth bestieg das Saumthier als geübte Reiterin; die Lady stand am Fenster und nickte ihr grüßend zu; ich war von den Jalousieen des meinigen verborgen und folgte ihr mit den Augen.

Sie nahm den Weg nach Prai d'Avant; zuerst die schmalen Steinpfade der Weinberge, dann die kühlen Wege in den Schatten der Nußwäldchen. Und in diesem Schatten entschwand sie meinen Augen, um dem Dunkel ihres Lebens entgegen zu gehen.

Noch am Abend schloß Baron H. mit einem Seufzer den Brief nach dem Kaukasus in ein Portefeuille ein, und zwar nicht in ein solches, dessen Inhalt befördert zu werden bereit lag, sondern in eins, das nur für seinen eigenen Gebrauch Reisestizzen und Tagebuchblätter enthielt. Dort wird der Brief ruhen bleiben.

Am andern Morgen machte ich Lady Julia R. einen Besuch; ich fand sie von Gichtschmerzen stark geplagt, aber ruhig und sichtlich erfreut, mich zu sehen. Trotz ihres Reichthums, ihrer Stellung und ihrer seltenen Liebenswürdigkeit schien die Lady durch

Beweise der Liebe und Aufmerksamkeit nicht verwöhnt zu sein, denn sie nahm das kleinste Zeichen von Rücksicht und Sorgfalt mit freundlicher Dankbarkeit auf. Wenn sie von Effie sprach, so erhob sie deren Sorgfalt für sie so hoch, wie es etwa eine zärtliche Mutter thun würde, die mit dem guten Herzen ihres Kindes prunken möchte. Ob sie erst durch den Tod des Lords so verwaist an Beweisen der Liebe geworden war, oder ob sie es durch ihn ihr ganzes Leben lang geblieben war, habe ich nicht erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Zu einem Photographen trat kürzlich ein junger Herr ein, um sich aufnehmen zu lassen. Da er sich zu diesem Zweck gewählter gekleidet hatte und seine Zeit etwas gemessen war, hatte er aus Uebereilung seine Uhr vergessen und mußte deßhalb den Photographen für die betreffende Aufnahmezeit um dessen eigene Uhrkette bitten, was ihm auch zuvorkommendst gewährt wurde. Um zu sehen, ob die Aufnahme gelungen sei, ging der Künstler sogleich ins dunkle Kabinet, war aber bei seiner Rückkehr sehr erstaunt, den jungen Herrn, sammt der zu seiner provisorischen Dekoration geliehenen Kette, verschwunden zu sehen.

Bei einem Mahle warf der Kurfürst von Sachsen ein Goldstück in Professor Taubmann's Becher und sagte: „Das gehört Ihm, wenn Er auf der Stelle einen spaßhaften Vers darüber macht.“ Taubmann besann sich nicht lange, trank den Becher aus und begann, das Goldstück herausnehmend:

„Zwei Götter können sich im Becher nicht vertragen,
Geh', Plutus, in den Sack, du, Bacchus, in den Magen.“

Ein Bewohner des Zürcher Zuchthauses hat sich einen anderthalb Zoll langen Drahtstift in den Schädel geschlagen und sieben Monate darin herumgetragen, bis es endlich durch Zufall entdeckt wurde. Auch das Ausziehen des Stiftes hat dem Manne nichts geschadet. Der wäre also, wenn nicht kugel-, doch nagelfest!

Auflösung des Räthsels in №. 13:
Gleichgewicht.

Zweibrücken.

Mittwoch den 1. Februar 1865

Vocal- & Instrumental-Concert

im

Stadthaus-Saale,

gegeben von

Joseph Hess

mit seinen Söhnen und unter gefälliger Mitwirkung hiesiger musikalischen Kräfte.

PROGRAMM.

I. Abtheilung.

1) **Ouverture** zu der Oper „Das unterbrochene Opferfest“ von P. Winter.
2) **La Melancolie Pastorale**, für die Violine von Fr. Prume, vorgetragen von **Rudolph Heß**.
3) **Liebesfreiheit**, Männerchor von Heinrich Marschner.
4) **Gesangs-Scene** für die Violine von L. Spohr, vorgetragen von **Moriz Heß**.

II. Abtheilung.

5) **Trio** für Pianoforte, Violine und Viola von W. A. Mozart.
   a. Andante,
   b. Minuetto,
   c. Rondo,
   gespielt von **Moriz, Rudolph** und **Leopold Heß**.
6) **Abendlied**, Männerchor von C. Kreutzer.
7) **Andante** und **Rondo** für die Violine aus dem 7. Concert von Rode, vorgetragen von **Rudolph Heß**.
8) **Ballade** und **Polonaise** für die Violine von H. Vieuxtemps, vorgetragen von **Moriz Heß**.

Anfang 7 Uhr.

Billets à 30 kr. und für Familien zu 3 Personen à 1 fl. 12, sind in der Wohnung des Concertgebers bei Wittwe Klensch in der Karlsstraße, sowie bei Herrn Buchbinder Römer zu haben.

☛ An der Kasse à Person 36 kr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 15. Freitag, 3. Februar 1865.

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

„Offenheit gegen Offenheit, ja, gnädige Frau, ich war auf meiner Hut," entgegnete der Doktor. „Ich dachte allerdings, Sie wollten eine Erklärung von mir, jedoch nicht um sie anzunehmen, sondern um die Aufregung zu kosten und hernach das Werkzeug, welches diese Ihnen verschaffen sollte, wegzuwerfen. Vor Jahren wäre ich sicher in die verführerische Falle gegangen, die Sie mir stellten, mit meinen 38 Jahren aber sieht man sich gehörig um. Ich zog es weislich vor, der von Ihnen vorgeschlagenen Rolle als Freund und Vertrauter treu zu bleiben, und es scheint fast, als wenn eben diese Konsequenz mir Ihren Zorn zuzöge. Gott sei Dank, sie trägt mir daneben jedenfalls Ihre Achtung ein."

„Gewisser ist, daß wir soeben in meine Thorfahrt einbiegen und daß Sie meine Thüre wie diejenige Ihrer Tante ansehen sollen. Es wird Sie nichts abhalten, den nächsten Bahnzug nach der Stadt zu benutzen!"

„Immerhin, ich werde deßhalb doch Ihre Achtung mitnehmen."

Beide sahen schweigend vor sich hin, als man in den Hof des Landguts einfuhr. Da gewahrte Julie einen Menschen auf der Hausschwelle und rief unwillkürlich: „Wer ist das?"

„Ihr Mann, der die Eisenbahn der Post vorzieht!"

„Dann bleiben Sie!"

Vielleicht hätte die Lust am Abenteuerlichen jetzt noch bei Stein einer ruhigeren Einsicht Platz gemacht, wenn ihm nicht Müller mit einer ironischen Zuversicht, die plötzlich wieder in laute Zweifel gegen seine Freundschaft umschlug, entgegengetreten wäre. Der Banquier hatte nun einmal das Unglück, weder gegen seine Gemahlin, noch gegen seinen Freund jemals den Ton des Augenblicks finden zu können. Als er seiner Julie aus dem Wagen half, sagte diese im bittenden Tone: „Nimmst Du meinen Eigenwillen übel, so sage es, ich kehre augenblicklich um."

Er aber erklärte, indem er den Doktor grüßte, er sei im Gegentheil „entzückt", Beide hier zu sehen. Das war zu unnatürlich, als daß es nicht hätte verletzen und sogleich Stoff zu Redensarten geben müssen, deren Tragweite Niemand mehr berechnen konnte.

„Entzückt bist Du? Höchst sonderbar, warum gerade entzückt?"

„Du willst mich doch nicht glauben machen, daß Du mir mit Deinem Herkommen einen Streich gespielt hast? Ich bin entzückt, weil Du eine angenehme Zerstreuung gefunden hast und mehr noch, daß es dem Einfluß meiner Frau gelang, den gesuchtesten Arzt der Stadt einen Augenblick seinen Patienten zu entführen."

„Ich weiß eigentlich nicht, wer von uns entführt worden ist. Was meinen Sie, Doktor?"

„Ich versichere, daß Sie mich entführt haben, denn im anderen Falle hätte ich Sie nicht Ihrem Manne gebracht."

„Wäre ich Müller, so würde ich Ihnen nicht weiter trauen, als ich sähe."

„Auf alle Fälle ist Stein ein geschickter Arzt, denn seit Jahr und Tag sah ich Deinen Teint nicht so animirt als eben jetzt."

„Ich habe unterwegs geschlafen, davon steigt das Blut in den Kopf. Auf Wiedersehen."

Mit dieser Nothlüge, welche sie mit Stein in gewisser Weise solidarisch verband, eilte Julie ins Haus, Müller aber rieb sich vergnügt die Hände, faßte den Doktor unter den Arm und zog ihn in den Garten.

„Also sie ist unterwegs eingeschlafen, Du glücklicher Rival, das war nicht höflich von ihr, aber mich freut's natürlich."

„Dich schläfert mon ein, Bester!“

„Ich begreife, daß Du ärgerlich bist, doch sie hat nun einmal geschlafen!“

„Wenn Du durchaus willst, so soll es gelten.“

„Wie so? Ohne Umschweife, hat sie geschlafen oder nicht?“

„Keine Schmähe!“

„Soll ich daraus schließen, daß es zwischen Euch zu einer Liebeserklärung kam?“

„Mit Worten nicht, doch handelte es sich unausgesprochen sehr darum. Ich bemerke Dir übrigens, daß meine Stellung ohnehin schon sehr delikat ist, und daß ich sie aufgeben muß, wenn Du mich über jede Bewegung inquiriren willst.“

„Wahr, nur glaube ich wenigstens, fragen zu dürfen, ob Du Dich von der Richtigkeit unserer Vermuthungen hinsichtlich Juliens überzeugt hast?“

„Durchaus!“

„Und weiter, ob Julien, deren Krankheit also eigentlich darin besteht, einen Liebhaber suchen zu müssen, die Reise die Ansicht beigebracht haben kann, sie habe das Gesuchte gefunden?“

„Ich habe mein Möglichstes gethan, um sie das merken zu lassen!“

„Dann muß ich wohl auch annehmen, daß Du den Artikel 3 überschritten hast?“

„Nein, allein ich schlage Dir vor, ihn aufzuheben, denn er ist unsinnig.“

„Es scheint, daß Du die Kur nur noch als eine Gelegenheit ansiehst, Dich geltend zu machen; ich erinnere Dich also ernstlich daran, daß sie übernommen wurde, um mir meine Frau wiederzugeben, nicht sie zu verführen!“

„Ach, davon ist gar keine Rede, allein die Entwicklung kann sich unvorhergesehen beschleunigen, die Krisis kann eintreten, wenn Du gerade abwesend bist! Wenn Du mir nicht mehr traust, so kann ich ja gehen. Wann kömmt der nächste Zug vorbei?“

„Nein, bleibe, nur beschwöre mir nochmals den Artikel 3, ich kann sonst nicht ruhig sein.“

„Hier meine Hand!“

Man läutete zu Tische und beide Freunde gingen dahin Arm in Arm. Während der Tafel benachrichtigte Müller seine Gemahlin, daß er Stein auf mehrere Tage eingeladen und bereits ein Zimmer für denselben angewiesen, auch nach dessen Effekten in die Stadt geschickt habe. Er selbst kehre dahin zurück, hoffe aber täglich zu Tische und bis zum Morgenzug bei ihnen sein zu können. Julie erröthete tief und schwieg.

Am anderen Tage machte Julie in Abwesenheit ihres Mannes, wie ganz natürlich, dem Gaste die Honneurs des Hauses, sie führte ihn im Garten herum, zeigte ihm ihre Lieblingsplätze und ließ sich von ihm auf einen längeren Spaziergang nach einer Bergruine geleiten, die im Hintergrund des Thales, an dessen Ausgang der Garten in einen freien parkartig angelegten Fußsteig überging, hervorragte. Der Morgen war schön, das junge Laub erglänzte von tausend Thautropfen, die Julie scherzend auf Stein's Haupt herabregnen ließ, wenn dieser im Gehen botanisirte und sie einen überhängenden Zweig mit ihrem Sonnenschirm erreichen konnte.

Er, der nun ihre Neigung zum Kosten der Erkenntnißfrucht im Allgemeinen kannte, bemerkte nicht, daß er für Julie selbst eine Studie in dieser Richtung war. Es war ihr oft von seinen intimen Erfolgen erzählt worden, und sie hätte nun gerne au fond untersucht, was ihn denn so „unwiderstehlich“ mache. Allerdings eine bedenkliche Studie, zumal wenn daneben vergleichende Anatomie mit den Schwächen ihres Mannes getrieben wurde, doch glaubte sie sich dieser Phantasie ungestraft hingeben zu können, weil sie sich ihrer Tugend unendlich sicher glaubte und einen eigenen Reiz spürte, den Vorsichtigen, der ihre erste Schlinge vermieden, doch noch zu ihren Füßen zu sehen, um dann — für alle seine früheren Erfolge bestraft zu werden. Der Ideengang der beiden Leutchen begegnete sich darin sonderbar, daß Jedes sich für unerschütterlich hielt, während es überall sonst an sittliche Kräfte nicht glaubte. Jedes wollte versuchen und sah nicht, daß es selbst stark versucht wurde. — Vorläufig übrigens blieb Stein der Stärkere, er brauchte sich nur führen zu lassen, den Impulsen, die Julie gab, nachzufolgen, und er war sicher, in ihrer Vertraulichkeit vorzurücken. — Wenn Julie an die ewige Einförmigkeit ihres Mannes dachte, der trotz öfterer Anspielungen ihrerseits gewisse philisterhafte Angewohnheiten nimmer ablegen konnte, der seinen ganzen (nicht geringen) Verstand in seinen Geschäftskombinationen aufzubrauchen schien und sein Aeußerstes gethan zu haben glaubte, wenn er überhaupt bemerkte, daß sie verstimmt, unbefriedigt sei, — dann freilich mußte Karl Stein's Werthschätzung rasch hoch steigen. — Er war kein Mensch mit angenommenen Gewohnheiten, sein Reden und Thun war stets dem Moment angepaßt und deßhalb gefällig. Er that zwar dabei keinen Schritt ohne Berechnung, allein das Ziel dieser selbst war ja immer, angenehm zu sein. Wenn er sich im Uebrigen nicht leicht fassen ließ, so hatte er wenigstens bei diesem Landaufenthalt die Gefälligkeit gegen sie, sich beobachten, mit sich spielen zu lassen. — Wie gesagt, der Doktor beschränkte sich zunächst darauf, Julie aukommen zu lassen, ihren Fragen und Neckereien auf halbem Wege entgegen

zu gehen, dann aber verschwand er plötzlich durch einen unvorhergesehenen Ausbug vor ihr, um an einem anderen Ende wieder aufzutauchen. Er wollte Julien sicher machen und zugleich ihre Neugierde und Siegeslust immer mehr reizen, sie sollte das Spiel in ihrem Sinne nur gewinnen, indem sie Alles auf eine Karte setzte und — damit endlich es in seinem Sinne verlieren. Stein spielte mit Julien, als sei er der Teufel, der (wie er zu Müller gesagt hatte) gegen ihre Seele den letzten Trumpf eingesetzt habe, sie sollte sich endlich gefangen geben und nur, wenn es Stein großmüthig erlaubte, von ihrem „Partner" Müller vor „groß Schlemm" bewahrt werden. — Dem Doktor kam dabei sein ausgezeichnetes Plaudertalent zu Hilfe, denn er wußte mit seinen Geschichten ebensowohl gewünschte Aeußerungen bei Julien zu provoziren, als solchen, die sie von ihm hören wollte, aalglatt auszuweichen.

(Fortsetzung folgt.)

Elisabeth.

(Fortsetzung.)

Der Zweck meines Besuches war hauptsächlich der, die Lady mit Effie's Geschick bekannt zu machen; ich that es so schonend als nur möglich, aber die Lady mochte Sympathieen für Elisabeths Schicksal haben, und sie brachte ihm jetzt ein reiches Thränenopfer, zu mir aber sagte sie: „Die Prüfung ist hart, unsäglich hart für das arme junge Weib, das sich aus Sehnsucht nach dem Kinde fast aufgerieben hat, so daß ich mir oft bittere Vorwürfe machte, ihr den Vorschlag, meine Begleiterin zu werden, gethan zu haben. Hätte ich ihr vielleicht nicht die Aussicht gestellt, durch ein ziemlich hohes Salair die Zukunft ihres Kindes bessern zu können, so hätte doch wohl ihre Geduld gesiegt, und sie wäre selbst als Sennerin, als Bäuerin zu einem mäßigen Erwerb gelangt. Aber ich meinte es gut mit ihr; ich sah damals Monate lang das schöne traurige Wesen an den Fenstern der Villa, die ich früher bewohnte, vorübergehen, und als ich ihre Lebensgeschichte erfuhr, war es ebensowohl der Wunsch, sie in meiner Nähe zu haben, als der Glaube, durch Entfernung von hier wohlthuend auf ihr Gemüth einzuwirken, der mich ihr jenen Vorschlag machen ließ. Ich sah gar bald, daß ich nur in Ersterem gewann, mich aber beim Zweiten verrechnet hatte. Ich hatte ihre Liebe zu dem Kinde zu gering angeschlagen, und darum ließ ich später — wo mir keines Anderen Wunsch mehr Verpflichtungen auflegte — Effie's Sehnsucht gelten, um mich so viel früher nach der Schweiz zurückzuführen. Es war meine Absicht, hier längere Zeit zu bleiben, denn mir gilt es gleich wo ich wohne, da ich weder Kinder noch Verwandte habe. Es würde mir selbst recht gewesen sein, wenn Effie den Knaben zu sich genommen hätte und doch bei mir geblieben wäre, denn sie hat mich verwöhnt, ich kann sie nur schwer entbehren, und wenn wir uns trennen, so verliere ich mit meiner Hilflosigkeit am meisten. Gott hat es anders gefügt, der Knabe ist todt; Effie kehrt vielleicht zu mir zurück und ich will es als eine heilige Pflicht erkennen, ihr Leben zu erheitern, wie ich nur immer vermag."

So sprach Lady Julia, während ihre großen sammtschwarzen Augen noch feucht waren und die gichtkranken, geschwollenen, aber noch immer feinen Hände gefaltet in ihrem Schooß lagen. Gewiß, ich täuschte mich nicht; die Lady empfand mehr als Mitleid; sie empfand auf Erlebniß gestütztes Verständniß für die Art von Elisabeth's Geschick. Wir überlegten lange, was etwa geschehen könne, um auf die Trauer der jungen Frau einzuwirken; Lady Julia meinte: „Die ersten Tage müssen wir ruhig vorübergehen lassen; in den stillen einsamen Bergen oben, ja selbst bei dem Grabe des Kindes wird ihr am wohlsten, d. h. am erträglichsten sein. Einem solchen Schmerz dürfen nicht sogleich Worte des Trostes entgegentreten, denn in der ersten Heftigkeit und Gewalt des Schmerzes werden sie mißverstanden. Ist aber die erste erschütternde Qual vorüber, dann sehnt man sich nach tröstendem Zuspruch, und schon in einigen Tagen wird es Effie dankbar empfinden, wenn wir sie mit unserer Theilnahme aufzurichten suchen."

Ich mußte der Lady beistimmen, denn ich hatte schon oft Gelegenheit gehabt, die Richtigkeit der aufgestellten Ansicht zu erproben.

Am dritten Tag aber ward unser Wunsch, etwas von Effie zu erfahren, unwiderstehlich, und nach einigem Ueberlegen ritt ich am Nachmittag in Begleitung von James, der der Reitknecht des verstorbenen Lords gewesen war, hinauf nach Prai d'Avant.

Wieder stand Lady Julia am Fenster und winkte mir grüßend ein Lebewohl zu.

Das war dieselbe zauberisch schöne Gegend, an der ich vor kaum sechs Tagen jedes Blatt glaubte bewundern zu müssen, derselbe tiefblaue See, dieselben goldenen Flammen auf den Schneespitzen der Berge, dieselbe balsamische Luft in den Wäldern! Und doch spannen sich mir heute die Minuten un-

behaglich lange aus; das Saumthier ging mir so schleppend, daß ich es unaufhörlich durch Wort und Gertenschlag zu rascherem Gehen antrieb, so daß James auf seinem schwerfälligen Gebirgspferd sich kaum rasch genug durch die engen, mit Haselstauden verwachsenen Pfade bewegen konnte.

Nach etwas mehr als drei Stunden hielten wir auf der Wiese, die die Kuppe des vordern Berges — des Avant deckt, auf der die Sennhütten standen.

Ich ging allein auf das Haus der Alten zu; Niemand kam mir entgegen, natürlich, es war ja die Zeit der Arbeit, und die Heerden waren heute höher im Gebirg. Auch am Röhrenbrunnen sah ich Niemand. Ich trat in das Haus, ich ging durch Flur und Küche, ohne Jemanden zu sehen, dann trat ich in die Stube des ersten Stockwerks ein.

Die Alte saß hier am offenen Fenster und kernte türkisches Korn in einen Blechsieb; sie sah mich mit ihren klaren Augen freundlich, aber nicht verwundert an, schob mir einen Rohrstuhl dicht neben den ihren und sagte: „Es freut mich, fremde Dame, daß Ihr Wort haltet; ich wollte Euch schon einen Boten schicken und sagen lassen, der gütige Herr brauche sich mit dem Briefe nicht mehr zu mühen. Elisabeth weiß, daß sie kein Kind mehr hat."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(So rächt sich eine beleidigte Gattin.) Ein Ehescheidungsprozeß, der soeben in Lyon verhandelt wird, bietet folgende pikante Episode: Der Gatte, ein wahrer Herkules, führt Klage, daß er von seiner Frau geprügelt worden sei. Die Thatsache ist wahr, aber man muß gestehen, daß Madame nur eine Schuld abgetragen hat. Herr X. ist nämlich etwas lebhaften Temperaments. Er schlägt oft, sicher und stark, und genießt hiefür in der ganzen Nachbarschaft ein gewisses Renommée. Seine Gattin hatte unter seinen Mißhandlungen viel zu leiden, und beschloß, sich zu rächen. Der Frau Wille ist Gottes Wille. Eines Abends kam Herr X. von einer anstrengenden Jagdpartie ganz erschöpft nach Hause. Er war müde und hungrig. Nachdem er ein sehr kopiöses Mahl zu sich genommen und es auch an starker Befeuchtung nicht fehlen ließ, war er mit einem Satze vom Tisch ins Bette, wo er sofort den Schlaf des Gerechten schlief. Allein die Rache brütende Gattin schlummerte nicht. Sie bewaffnete sich mit einer Packnadel, und ohne ihren Gatten zu wecken, verwandelte sie die Bettlücher in einen sehr soliden und engen Sack, in den der Schläfer fest eingenäht war, so daß er sich nicht rühren konnte. Nachdem sie sich so zur Herrin der Situation gemacht, ergriff sie einen Besenstiel und begann nun nach Leibeskräften auf ihren Ehegatten loszuschlagen. Der holde Schläfer erwachte unter diesen Liebkosungen, schrie, als ob er am Spieße stecke, allein er konnte sich nicht rühren und die zärtliche Gattin hatte Sorge getragen, daß kein Dienstbote in der Nähe war. Sie setzte ihre Handarbeit so lange fort, bis sie nicht mehr konnte, dann apostrophirte sie den Delinquenten mit folgenden Worten: „Mein theuerer Gemahl! Bevor wir uns trennen, wollte ich Ihnen einen Theil dessen zurückerstatten, was Sie mir so verschwenderisch zu Theil werden ließen. Leider kann ich dies nicht ganz thun und bleibe Ihre Schuldnerin und gehorsamste Dienerin. Leben Sie recht wohl, ich ziehe mich zurück zu meinen Eltern." Sprach's und verschwand. Am andern Morgen fand man Herrn X. eingenäht in seiner Bettdecke und jämmerlich zerbläut. Er schäumte vor Wuth und sobald er seine Gliedmaßen nur einigermaßen bewegen konnte, rannte er zur Polizei, um die Anzeige zu machen. Seine Frau antwortete auf Stempelpapier mit ihrer Leidensgeschichte.

(Erfreut der Geruch mehr des Menschen Herz als der Geschmack?) Diese Frage wurde in einem englischen Club zur Lösung wichtiger Lebensfragen aufgeworfen. Nachdem Viel hin und her geredet, erhob sich ein Anwesender, welcher für die Vorzüge des Geschmackes stritt, und verlangte ein Glas heißen Punsches. Er trank es mit vielem Wohlbehagen aus, schickte das leere Glas an ein für die Oberherrschaft des Geruches streitendes Mitglied und donnerte: „Nun Herr, riecht daran!" — Der Erfolg war entschieden — die Versammlung stimmte zu Gunsten des Geschmackes.

Räthsel.

Die Erste öffnet und erhebt,
Die Zweite trennet und beschützet;
Der, welcher mit dem Ganzen lebt,
Berechne wohl, was er besitzet.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 16. Sonntag, 5. Februar **1865.**

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

Stein's Ton war außerdem ein glückliches Gemisch von ritterlicher Galanterie und dazwischen liegenden Impertinenzen, welche der gewöhnlichen Zurückhaltung nur mehr Relief gaben. Seine deutliche Absicht, zu gefallen, versöhnte mit der unerbittlichen Bestimmtheit seines Urtheils in allem Sonstigen und neben sehr hohen Ansichten zeigte er zeitweise eine Naivetät des Fragens, die Vertrauen erweckte und mit Nothwendigkeit an Wahrheit glauben machte, wenn der Doktor einmal seine Zurückhaltung brach und sich zu einem Bekenntniß herbeiließ. Das war es, was Stein's Glück bei den Frauen so oft veranlaßt, seinen Ruf der Unwiderstehlichkeit begründet hatte!

In diesem gegenseitigen Anziehen und Abstoßen vergnügten also sich Beide scheinbar ganz harmlos bis zur Ankunft Müller's; am Abend jedoch, als im Salon musizirt wurde, war Julie schon bei den stärkeren Zugmitteln angelangt, um ihren „Löwen" die Mähne schütteln zu lassen. Er durfte ihre Hand lange in der seinigen halten, um einen kostbaren Ring zu betrachten, den sie trug, und als ihr lang herabhängendes Armband ihr beim Klavierspiel lästig fiel, war er berufen, es von dem herrlichen Arm unter dem Feuer ihrer Blicke zu lösen. Doch er blieb kühl und verzweifelt respektvoll; wie verdrießlich, da man sich doch bei allen diesen Herablassungen der besten Absicht und — seiner eigenen Unerschütterlichkeit gewiß war!

Müller mochte von letzterer nicht ebenso begeistert sein, denn andern Tags beim Frühstück beklagte sich seine Frau wieder über sein rastloses Nachtwandeln. Armer Müller, solltest du ebenfalls deine Festigkeit überschätzt haben — im Zusehen!

Julie und Karl brachten heute die Stunden, welche ihnen Müller's Abwesenheit frei ließ, in einer Hainbuchenlaube des Gartens zu, sie mit Handarbeit, er mit Fertigung einer kleinen Skizze für ihr Album. Dabei kam das Gespräch auf Stein's Laufbahn als Arzt, wobei er die verschiedenen Wechsel von Glück und Enttäuschung schilderte, die ihn endlich auf den Gipfel seines jetzigen Rufes gebracht hatten. Das Gespräch wurde animirt und Stein entwickelte so großartige Ansichten über seinen Beruf und die ihm in der Stadt gestellte Aufgabe als Mann der Wissenschaft sowohl, wie als Helfer der leidenden Menschheit, daß Julie endlich erstaunt fragte: „Aber wie fanden Sie bei solchem Streben noch Zeit zu Erfolgen, wie sie manche Damen Ihnen vorwerfen sollen?"

„Und für die Sie dieselben an mir rächen wollten!" entgegnete der Doktor mit einem bitteren Lächeln.

„Lassen wir das, da es nicht gelungen ist."

„Im Gegentheil, es muß davon gesprochen werden, denn wenn gesagt werden darf, daß Sie einmal in Ihrem Leben unverdient hart waren, so soll man auch zugleich wissen, daß Sie dies gutzumachen verstanden."

Julie fragte sehr verlegen, was er damit meine, und nun spielte Stein dieselbe Rolle, welche er bereits vor Müller angedeutet hatte. Er erzählte, daß ihn der Kampf gegen die in seinem Busen erwachenden Gefühle seit Jahren aus ihrer Nähe verbannt hätte und berief sich dabei auf Details, die ihr frappant genug sein konnten. Endlich, nachdem er noch zu verstehen gegeben, daß nach solchen Voraussetzungen nicht viel dazu gehöre, seine tugendhaften Vorsätze mit einiger Aufmunterung zu Falle zu bringen, wurde er so überzeugend, daß Julie — ihn in der längst beabsichtigten Weise abführte? Keineswegs, sie beschränkte sich nur darauf, ihm zuzurufen: „Bedenken Sie, daß Sie Müller's Freund sind!" und nun wurde Stein, mit erleichtertem Herzen, völlig melodramatisch. Er hatte die erste Umwallung hinter sich, Julie bemitleidete ihn, sie sollte ihn aber auch noch bewundern.

„O ich weiß es, ich weiß es nur zu gut!“ rief er, indem er eine Thräne zurückzuhalten ſuchte. — Es ließ ihn nicht mehr bei Julien, er ſprang auf und im Forteilen ſank die koſtbare, ſo mühſam zerdrückte Thräne auf das Albumblatt zwiſchen Veilchen und Vergißmeinnicht mitten hinein. — Sie iſt dort geſunden und gewürdigt worden, Julie konnte ein Herz, das ſelbſt ſich ſo ſtreng verurtheilte, nicht laut kränken. Sie wollte ihn am Abend nur in zarteſter Weiſe an die Pflicht erinnern, nach dieſem Geſtändniß das Haus zu verlaſſen, aber — Müller ließ ſie gerade heute keinen Moment allein.

Der dritte Tag ihres Zuſammenſeins brach an, Julie hatte ihre Lage die Nacht hindurch überdacht und war immer nachſichtiger geſtimmt geworden. Sie glaubte nun ſchon, ein würdiges Kompromiß geſchloſſen zu haben, indem ſie den Doktor unvertrieben ließ und ihn nur bei der erſten Begegnung aufforderte, der Freund ihres Mannes zu bleiben, während er der ihrige werde. Sie that ſo, Stein hatte ihre Hand darauf mit ſo viel Dankbarkeit ergriffen und ſich den größten Theil des Tages ſo dezent und ruhig benommen, daß ſie ſich zu ihrem Entſchluß freudig Glück wünſchte und alle Gefahr nun für beſeitigt hielt. — Aber kurz vor Tiſch begegneten ſie ſich wieder an dem einſamen Platze, wo ſie ihm am Morgen die Hand gereicht, und nun?! — Sie wußte ſelbſt nicht mehr, wie es gekommen, was er vorher geſprochen, genug, als er forteilte, brannten ſeine Lippen auf ihrem bis dahin unentweihten Scheitel. Sie brannten noch am Abend, als ihr Mann den üblichen Kuß vor Schlafengehen auf ihre Stirne drückte, und gleichzeitig durchrieſelte ſie ein kalter Abſchau vor ſeiner Umarmung. Sie hatte ſich noch nichts vorzuwerfen als eine ungehörige Nachgiebigkeit, Zerſtreutheit; wie machten es nur die Frauen, die ihre Männer zu täuſchen gewohnt waren —?

Es iſt wahrlich nur der erſte Schritt, der Ueberwindung koſtet, denn ſelbſt die arme Julie, welche bereits mit dem Glück der Liebe auch lebhaft deren Schmerzen empfand, konnte ſich nicht mehr zurückhalten. Stein ſchien ſie zu fliehen, in jedem unbewachten Augenblick aber, wo er an ihr vorüber ſtreifte, rang er ihr eine neue Konzeſſion ab. Heute Nacht ſollte er ſich unter ihrem Fenſter den Strauß holen, den ſie den Tag über getragen hatte. Sie gab ihn, obgleich ſie ſchon Stunden der tödtlichen Angſt mit ſich durchgekämpft und überall Argusaugen auf ſich gerichtet geſehen hatte. Die unbedeutendſten Anläſſe brachte ſie mit der unreinen Flamme in ihrem Buſen in Zuſammenhang, in jedem Wort, ſelbſt ihrer Bedienung, fand ſie Anſpielungen. Sie war maßlos unglücklich, innerlich vernichtet, und doch konnte ſie ſich das Glück ſeines Anblicks nicht mehr verſagen. Sie wußte, es koſte ſie nur ein Wort und der edle Mann befreite ſie von allen Sorgen, indem er ſich entfernte. Er wußte nicht, was ſie litt, ſonſt wäre er unaufgefordert gegangen.

Die Spuren ſeiner Fußtritte auf dem Blumenbeet unter ihrem Fenſter waren bemerkt worden, ſie hatte mit Mühe den Gärtner beſchwichtigt, der darin einen Einbruchsverſuch verrufener Gauner der Nachbarſchaft erkannt haben wollte. Ihr Geliebter aber hatte ihr offenbar wichtige Eröffnungen zu machen, denn er hatte ſie um ſieben Uhr um ein Rendezvous gebeten in dem Zimmer, das ſie als Mädchen innegehabt. Sie hatte zugeſagt, denn ihr Mann kam heute erſt mit dem Abendzug aus der Stadt, und ſie war ſich bewußt, nichts Böſes zu wollen, wenigſtens nicht mehr, als in allem Bisherigen ſchon liegen konnte. Sie hoffte noch immer, im entſcheidenden Augenblick ihre Feſtigkeit wieder zu finden.

Eine Stunde vor ſieben Uhr finden wir den Doktor geſenkten Hauptes im Garten eine dunkle Allee auf- und abſchreiten. Er war ſich ſeiner früher nur fingirten Liebe bewußt geworden und deßhalb in höchſter Seelenangſt, ſein Erfolg erſchreckte ihn, die Kriſe nahte heran, ohne daß Müller zur Hand war, und in der zwölften Stunde fiel nun auch dem Doktor die moraliſche Verantwortung ihres Spiels, das ſie leichtſinnig Kur genannt hatten, ſchwer auf die Seele. Wie ſollte er ohne fremde Intervention die Sache zu Ende bringen, wenn er den Freund nicht verrathen wollte und — war er denn ſelbſt noch der ruhige Verſucher, um hierin vor ſich ſelbſt ſicher zu ſein? — Das trieb ihn hin und her, ſein Gewiſſen redete lauter als ſeine Leidenſchaft, aber er fand kein Auskunftsmittel. Selbſt ſchleunige Flucht war jetzt kein ſolches mehr, nachdem Julie auf's Aeußerſte gebracht ſchien. — Da legte ſich plötzlich eine Hand auf ſeine Schulter; es war Müller, der durch ein Gartenthürchen vom Felde hereinkam. Sein Ton hatte etwas ſchmerzlich Bewegtes, als er begann: „Freund, betrügſt Du mich?“

„Nein!“

„Aber Du biſt halb dazu entſchloſſen?“

„Leider wahr; als Du kamſt, fühlte ich mich in fürchterlicher Verſuchung.“

„Du liebſt alſo Julien jetzt wirklich bis zu dem Grade, daß Dein hoher Geiſt einen Augenblick mit der Ehre und der beſchworenen Treue unterhandeln konnte?“

(Fortſetzung folgt)

Eliſabeth.

(Fortſetzung.)

Mir ſtockte der Athem in der Bruſt, ich entgegnete mit Haſt: „Es iſt mir bekannt, daß Eure Schwiegertochter hier iſt und jetzt Alles weiß, o, ſagt mir, ich bitte Euch, wie nahm ſie die Nachricht auf?“

Die Alte richtete ihr klares Auge auf mich. „Wie ſie es aufnahm? Ihr kennt ſie nicht genau, ſonſt würdet Ihr vielleicht nicht ſo fragen. Nun ſeht, es gibt manche Herzen, und wenn ſie auch dem ſchwächſten Weib angehören, die werden ſo ſtark durch die vielen Schmerzen, daß ſie zuletzt nur noch zucken, wenn wieder ein neuer Gram darauf fällt. Eliſabeth's Herz mag wohl dazu gehören, denn ſie hat die zwei erſten Tage gar nicht geweint, und hat vom erſten Augenblick an beten können. Ihr habt vielleicht noch nie etwa Trauriges erfahren, Dame, und darum wißt Ihr auch nicht, daß das ſehr viel iſt, ſogleich beten zu können, wenn man das Herz noch nicht einmal um eine Thräne hat leichter weinen können. Nun ſeht, ſo that Eliſabeth.“

„Hat ſie denn am dritten Tage weinen können, gute Mutter?“

„Ja, ſehr viel, und wißt Ihr, wie das zuging? Nun ſeht, ich hatte den lieben Gott gebeten, er möge aus Erbarmen irgend etwas ſchicken, damit ihre armen trockenen Augen feucht würden; und Gott, der ſie gerade mit Abſicht neun Monate früher aus dem weiten Rußland hierhergeführt hatte, hat das natürlich nicht umſonſt gethan, denn wißt Ihr, was er geſchickt hat, um ſie weinen zu machen?“

„Nein, gute Frau, nein!“

„Er ſchickte Charles; geſtern Abend kam mein Sohn an.“

Ich ſtieß einen Schrei aus.

„Ja, ſo iſt es,“ fuhr ſie ruhig fort, „der verlorne Sohn iſt wieder da und anders, als er ging, das glaubt mir nur; ich ſage Euch, ich kenne Charles und weiß, daß ſeine Thränen um Aimé auf ſein Herz fallen und dort brennen. Er iſt erſt ſechsundzwanzig Jahre alt, und ſein Leben dauert wohl noch lange genug, um es noch einmal neuig wieder von vorne anzufangen; das ſage ich, ſeine Mutter — denn ich kenne ihn beſſer, als ſelbſt Eliſabeth, und darum glaube ich auch ſeinen Worten mehr, als ſie es thut. Ihr müßt nicht denken, daß ich blind für ihn bin; ich habe Euch neulich gezeigt, daß ich's nicht bin, ich weiß auch, daß es mit der Reue leichter geſagt, als es gethan iſt, und doch gebe ich Euch meine Hand hier — Charles iſt anders geworden.“

„Und Eliſabeth, was ſagt ſie? Wie nimmt ſie die Rückkehr ihres Mannes auf?“

„Sie hat ihn nur einmal erſt geſehen und gerade da hat ſie zuerſt weinen können; aber ſie traut ihm nicht — natürlich! ſie hat zu viel von ihm gelitten, mehr als ich, denn er hat ihr ihre ganze Jugend vergiftet. Ich redete nicht zu, denn was Gott zuſammenfügen will, geſchieht doch, und Charles mag erſt beweiſen, was er iſt.“

„Kann ich Eliſabeth nicht einmal ſprechen, liebe Frau? Ich habe Aufträge von Lady Julia N.“

„So? das ſcheint eine vortreffliche Dame zu ſein, ich wollte ihr ſchon einen Boten hinabſchicken, denn Eliſabeth will, daß ſie den Tod des Knaben erfahren ſoll; aber es iſt gut, Ihr könnt die Botſchaft mit hinabnehmen.“

„Wo iſt denn Eliſabeth?“

„Geht nur hinüber an den Bach, da findet Ihr ſie dann ſchon, Ihr wißt, an dem kleinen Roſengebüſch.“

Ich ging langſam hinab an den Bach; um ſie nicht zu erſchrecken, ſuchte ich mich von der Seite durch das Haſelgeſträuch zu nähern.

Auf der kleinen grünen Moosbank neben Aimé's Grab ſaß eine ſchwarze Geſtalt; es war Eliſabeth. Sie ſaß ganz ſtill, ohne Thräne, ohne Beſchäftigung, bleich und mit aufgeſtützem Kopf. In ihrem Schooß hielt ſie zwei Kränze von Alpenblumen und wilden Roſen, ein dritter lag auf dem Rand des Hügels; ihre Augen blickten müde in die leere Luft. Die Gebüſche verbargen mich ſorglich genug, um den Eindruck des ſchönen traurigen Bildes in mich aufzunehmen, ohne geſehen zu werden. Nach einigen Augenblicken wollte ich hervortreten, da ſah ich ſie nicht mehr allein und blieb verborgen.

Vor Eliſabeth ſtand ein junger Mann; hoch, ſchlank, mit geiſtreichen Zügen und ſchwarzen brennenden Augen. Sein Anzug war das Nationalkleid der Gegend, doch erſchien er nachläſſig; ſein ſchwarzes Haar war unordentlich, ſeine Wange blaß und eingefallen. Er ſtand einen Augenblick mit gekreuzten Armen ſtill vor der jungen Frau. Sie zuckte leiſe zuſammen.

„Eliſabeth, willſt Du mich heute nicht einmal anſehen?“ fragte er dumpf.

Sie ſenkte den Kopf.

Er fuhr fort: „Du haſt es den ganzen Tag verweigert, mich zu ſehen, ich habe Dir gehorcht; aber jetzt geht die Sonne bald unter, ich bin heute noch nicht an Aimé's Grab geweſen, weil Du hier warſt und mich nicht ſehen wollteſt. Warum darf ich nicht hierher kommen? ich habe es nöthiger als Du, an dem Grabe des Kindes zu beten.“

Sie hob ihre Augen zu ihm auf, sah ihn klagend an und rückte dann auf ihrem Moosbänkchen zur Seite.

Er setzte sich aber nicht neben sie.

Es gab eine lange Pause. Charles stand mit gefalteten Händen und blickte starr auf Elisabeth; diese hatte ihren Kopf wieder gesenkt, und ich sah Thränen in ihren Schooß rollen.

Endlich sagte er bebend: „Ist es nicht gräßlich, daß Eltern am Grabe ihres einzigen Kindes stehen und ihre Thränen nicht vereinigen können?"

Ihr ganzer Körper zuckte vor Schmerz zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der elektrische Draht in der Bibel.) Nach der Erfindung des elektrischen Telegraphen saßen einmal 4 jüdische Gelehrte der alten Schule in Wien gesellig beisammen mit der Frage beschäftigt: Wie sich dieser nagelneue Sealer der Lüfte mit der Bibelstelle Prediger 1, 9: „Es entsteht nichts Neues unter der Sonne" vereinigen lasse? Da trat ein berühmter jüdischer Literat, angeblich Hr. Dr. Letteris, hinzu und beruhigte diese strenggläubigen Herren mit den Worten: Allerdings, sprach er, findet sich der elektrische Telegraph schon in der heiligen Schrift angezeigt, und zwar in Psalm 19, V. 4 und 5, wo es heißt: „Kein Ausspruch, keine Worte, ohne hörbaren Laut, und dennoch dehnt sich ihre Schnur über die ganze Erde, dringt ihr Vortrag so weit als die bewohnte Welt."

Johnsohn aß einst bei der berühmten Schauspielerin Miß Macauley zu Mittag. Das Gespräch fiel auf die völlig gleichen Rechte der Menschen. Die Wirthin sprach darüber mit dem Enthusiasmus einer Republikanerin. Johnsohn antwortete darauf nur ganz kurz und abgebrochen, in der Hoffnung, daß das Gespräch auf einen andern Gegenstand kommen würde. Doch vergebens, Miß Macauley vertiefte sich immer mehr in diese Materie. Nun fing Johnsohn an, so geschwind als möglich zu essen, winkte darauf seinem Bedienten, stand auf und bot ihm seinen Platz an. — „Mein Gott! was fällt Ihnen ein?" fragte Miß Macauley. — „Nichts, Miß!" versetzte Johnsohn, „ich wollte nur das System der Gleichheit der Menschen praktisch ausüben."

Geldausleiher nennt man Gläubiger, und nicht ohne Grund, weil ihnen auf das Wiederbekommen ein sehr starker Glaube von Nöthen ist.

Der Schnitter und die Blumen.

(Aus dem Englischen.)

Es ist ein Schnitter, sein Name ist Tod,
Der schreitet durch's Feld und mähet
Die bärtigen Halme. Blau und roth,
Manch Blümlein dazwischen stehet.

„Soll ich sie lassen?" — der Schnitter spricht,
„Viel gibt es der reifen Aehren;
„Doch sind sie so hold, so duftig nicht: —
Die Blumen mir lieber wären."

Er küßte die zarten Kelche und ließ
D'rauf rieseln zwei Thränen linde.
„'s ist ja für den Herrn im Paradies,
„Daß ich an die Garben sie binde.

„Mein Herr verlangt nach den Blumen; sie sind
„Ihm liebliche Boten der Erde,
„Darauf er einstens gewandelt als Kind
„Und so gerne mit Kindern verkehrte.

„Es ist das Gefilde der Seligkeit,
„Wohin ich sie jetzt verpflanze,
„Dort schmücken die Heil'gen damit ihr Kleid,
„Es tragen sie Engel im Kranze."

Da gab die Mutter weinend dahin
Die liebsten Blumen im Garten;
Sie wußte ja — sie waren für Ihn,
Der ihrer treu würde warten.

Nicht grausam — nicht zürnend der Bote kam,
Er deutete lächelnd nach Oben:
„Du findest wieder, die heute ich nahm,
„Im ewigen Lichte da droben!" —

Auflösung des Räthsels in № 15:

Aufwand.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 17. Dienstag, 7. Februar 1865.

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

Der Doktor schwieg zerknirscht und jener fuhr wehmüthig fort: „Siehe, Karl, wir haben Beide gefehlt, das ist nun die Strafe; wir sind in Gefahr, Alle unglücklich zu werden, und ich am meisten. Ich bin auch der Schuldigste, warum habe ich in das frivole Spiel gewilligt und mir nicht selbst vertraut! Was hilft es mir, daß ich noch zeitig zwischen Dich und sie treten kann, nachdem ich mich nun überzeugt habe, daß sich das Herz meines Weibes von mir so rasch abwenden konnte. Julie liebt Dich so rasend, so rücksichtslos, daß sie sich selbst vor mir nicht beherrschen konnte. Wenn auch äußerlich unser Verhältniß keinen Schaden leidet, innerlich ist es gesprengt und — ganz eigentlich durch meine Bemühungen. Du warst dabei das bereitwillige Werkzeug, ich aber der Wahnsinnige, der es in Thätigkeit setzte!“

„Gott gab Dir diese Rede ein, Müller, denn wärest Du mir drohend genaht, so hätte mich die Begierde fortgerissen. Ich erwartete so Etwas, ich rechnete vielleicht darauf und — war nahe daran, die erste Schlechtigkeit in meinem Leben zu begehen. Doch Du hast mich beschämt, mich soll der Schmerz nun in gleicher Weise läutern wie Dich! Ich halte Dir mein Wort und werde mich selbst dafür zu strafen wissen, daß ich mich überschätzt habe. Ich habe das herrlichste Weib versuchen wollen und konnte mich selbst nicht beherrschen, darum werde ich mich auf ewig aus ihrer Nähe verbannen, sobald ich nur sicher bin, daß sie wenigstens nicht unser abscheuliches Komplott gegen ihre Ruhe entdecken wird. — Das wäre das Fürchterlichste und würde Julien Dir für immer entfremden, genug, daß sie jetzt schon glauben wird, meiner nicht ohne einen ewig nagenden Vorwurf gedenken zu können! Die Arme, wir haben ihre schwache Seite künstlich aufgeregt, ich habe eine frivole Lust darin gefunden, sie zu verwirren, zu betäuben, und glaubte mich im besten Recht, weil ich Dich zum Mitschuldigen hatte. Wir haben es leider weit genug gebracht. Hier lies, — von Deiner Geistesgegenwart muß es abhängen, ob Deine Unglücksweissagung auch auf Juliens Haupt unaufhaltsam hereinbricht.“

„Gib das Blatt, was enthält es?“

„Die Ausführung unseres Artikels 3.“

Eine halbe Stunde darnach erschien Stein bei Julien in dem Zimmer, das bezeichnet war. Seine Miene war für einen glücklichen Liebhaber jedoch so niedergeschlagen, daß sie ihn bewegt ansah und flüsterte: „Man sagt, das Auge der Geliebten sei die Quelle, aus der Euch Freude und Schmerz fließe; wenn es lächle, so strahle auch Euer Blick in Wonne. Nun, ich lächle; ich bin glücklich und Du? Was hast Du?“

„Julie, täusche Dich nicht, Du bist nicht glücklich und wirst es vielleicht nie mehr werden. Blicke um Dich, erinnere Dich der jungfräulichen Gefühle, welche diese Räume früher zu Deinem Heiligthume machten und frage Dich, ob Du nach dieser Stunde hier noch die Augen aufschlagen kannst. Mich hat dieser Ort zur Erkenntniß dessen gebracht, was ich an Dir gesündigt habe, und ich fühle mich Deiner Verzeihung so unwürdig, wie der Gnade des Himmels. Lebe wohl!“

„Wie, was höre ich, liebst Du mich nicht mehr?“

„O wäre es das; doch ich denke nicht mehr an mich, ich fürchte nur noch für Dich!“

„Und wenn ich Dich mehr liebte, als ich Schande und Tod fürchte, wie dann?“

Stein riß sie außer sich an sein Herz: „Engel der Schönheit, was machst Du aus mir! — Doch halt, Du stürzest Dich blindlings in den Abgrund,

weil Du keine Rückkehr mehr möglich hältst. Dein Muth ist der einer Verzweifelten. Täusche Dich nicht, Du kannst noch Deinen Seelenfrieden retten, nur ich will unlergehen. Laß mich fliehen!"

„Unglücklicher, so muß ich denn Alles sagen: „Ich kenne nichts mehr im Leben als Dich und Deine Liebe!"

„Nun denn, so sei uns Gott gnädig!" rief der Doktor, indem er zu ihren Füßen sank. —

Da hört man plötzlich Fußtritte im Vorzimmer, Julie haucht vernichtet: „Es sind die Schritte meines —, die Schritte Müller's!" Stein will nach der Thüre, Julie aber hält ihn zurück, damit er dem beleidigten Gatten nicht in die Hände falle. — „Hier hinein in dieses Kabinet," flüstert sie, „die zweite Thüre führt in den Salon! — Wie, sie ist verschlossen? Dann bleibe im Kabinet!"

Kaum hatte sie Zeit, ihren Anzug vor dem Spiegel zu ordnen, so trat Müller ein.

„Du bist allein?" begann Müller, „ich glaubte, Stein sei bei Dir!"

„Hier? wo denkst Du hin!"

„Warum nicht? Erlaube, daß ich mich etwas ausruhe."

„Du kommst früher wieder, als Du vorhattest."

„Ja, ich traf die Leute nicht an, die ich suchte, und ging dann sogar noch ein Stück zu Fuß am Flusse hin. Der Mond scheint prächtig."

„Willst Du Dichter werden?"

„Nein, aber man träumt in jedem Lebensalter; träumst Du nicht auch zuweilen?"

„Jedenfalls nicht laut!"

„Ganz recht; dazu müßten wir intimer sein."

„Du redest komisch!"

„Mehr wahr als komisch!"

„Nun laß sehen, was dachtest Du im Mondschein?"

„Und Du in Deiner Sephaecke?"

„Jedenfalls nicht dasselbe."

„Wer weiß?"

„Also laß sehen, was dachtest Du, als Du am Flusse hingingst?"

„Ich sammelte einige Erinnerungen, die ich etwa vor zehn Jahren dort gehört hatte."

„Vor unserer Heirath?"

„Nur zwei Tage vorher; es ist sonderbar, wie lebhaft sich mir diese Gedanken heute wieder aufdrängten. Ich erwartete damals dort den Moment, wo ich Dir und Deiner Mutter den Morgengruß darbringen könnte. Ich liebte Dich mit solcher Schwärmerei, daß mir auch Deine ganze Familie bewundernswürdig vorkam. Vielleicht hat nie ein Mensch sich ein so hoffnungsreiches und rührendes Bild von der Ehe gemacht wie ich. — Obgleich ich manche Genüsse des Lebens kennen gelernt hatte, so verglich ich doch keinen mit dem Glück, Dich mein zu nennen, Dein Herz bald ganz ohne Zeugen an dem meinen schlagen zu hören. Ich liebte Dich unaussprechlich."

Julie machte eine unwillkürliche Bewegung und Müller fuhr fort: „Noch jetzt bewegt mich diese Erinnerung mächtig, aber ich frage mich, wie geschah es, daß doch Manches so anders kam, daß überhaupt heute das eheliche Glück so wenig gilt in der Welt der poetischen Liebe! — Die bloße öftere Berührung mit den Details des Lebens kann nicht das Phänomen allein erklären, ich glaube eher, daß der Umstand daran die Schuld trägt, daß die meisten Eheleute sehr verbrauchte Herzen in die Ehe mitbringen, in so magerer Erde gedeiht keine edle Frucht, wächst aber zu oft der Verrath. — An Verrath denke ich nun zwar bei uns nicht, aber ich fürchte, Du bist nicht glücklich."

Julie stotterte mit einem verzweifelten Blick auf das Kabinet: „Ich weiß wirklich nicht, wo Du hinaus willst!"

„Ich versuche laut zu träumen, und wenn es Dich nicht zu sehr langweilt, so fahre ich fort: „Ich wollte Dich glücklich machen, Julie, und da ich es war, so glaubte ich dies auch leicht zu erreichen. So sind die Menschen und ich war jung. Uebrigens hatte ich mir einen schönen Plan für unser Glück ausgedacht. Ich hatte die Wahrnehmung gemacht, daß gerade die durchtriebensten Herzensräuber als letztes Mittel stets die Sentimentalität und die Gefühlsschwelgerei angewendet hatten, die „das Zusammenfließen zweier Seelen" in gewisse Aussicht zu stellen schienen; ich hatte außerdem bemerkt, daß die Freundschaft Jugendgespielen bis ins hohe Alter verband, daß sie denselben jeden Augenblick des Zusammenseins kostbar machte, während ich oft deutlich genug sah, daß Eheleute meist sehr froh waren, wenn sie ein Dritter von ihren **tête à tête** befreite. Ich erklärte mir das endlich so, daß die letzteren zwar verbunden, aber nicht wie jene, auch einerlei Sinnes seien, und ich beschloß deßhalb, daß wir Beide uns gegenseitig so liebe, so zugängliche Vertraute werden sollten, daß Keines fortan irgend sonstwo ein traulicheres Verständniß suchen solle. Gelingt mir dies, so dachte ich, dann kommt heran mit Eurer falschen Poesie, Eurem heuchlerischen Gefühl, meine Julie wird etwas Besseres kennen, sie wird ganz mein sein und bleiben wollen!"

(Schluß folgt.)

Elisabeth.

(Fortsetzung.)

Charles fuhr mit weicherer Stimme fort: „Ich danke Dir, Elisabeth, daß Du auf das, was ich sagte, mit keinem Vorwurf antwortest; ich weiß, daß ich nicht verdiene, meine Klage mit Deinen frommen Thränen vereinigen zu können, ich weiß, daß ich kaum das Recht habe, hier zu beten, ich weiß, daß mir nach Verdienst geschieht, wenn ich von meinem Knaben nichts mehr besitze, als das Grab. Du glaubst nicht mehr an meine Besserung, an meine völlige Bekehrung; Du weißt nicht, daß ich in zahllosen Stunden meines Lebens nach Dir und dem Kinde gejammert und Euch als meine Schutzgeister gerufen habe! Du weißt nicht, daß ich nur aus Scham zögerte, wiederzukommen, obgleich ich schon in den ersten Monaten meiner Flucht erkannte, daß ich ein strafbares sündiges Leben für einen beglückenden Besitz eingetauscht hatte. Ich zerstreute mich längst nicht mehr aus Behagen am Vergnügen, ich that es, um mein Gewissen zu betäuben; aber es ruhte und rastete doch nicht, es scheuchte den Schlaf von meinem Lager und die Jugendkraft von meinen Schritten. Und einstmals in solch' schlafloser Nacht trat die friedliche Hütte meiner Eltern vor meine Seele, und Dein süßes Bild und des Knaben heiteres Lachen. Da war es mir, als ob mein geängstigtes Herz wieder ruhiger klopfe, und am Morgen hatte ich den Muth, das wüste Paris zu verlassen und an Deine Vergebung zu glauben. So kam ich her. In der Hütte begrüßte mich Niemand; mein Kind lachte mir nicht heiter entgegen, Du kannst mir nicht verzeihen. Das Bild jener Nacht hat mich grausam betrogen!"

Die Stimme des jungen Mannes verstummte in zitternden Lauten.

Elisabeth sah wieder auf und sagte mit leiser sanfter Stimme: „Du täuschest Dich, Charles; des Kindes Tod hat Dich erschüttert und weich gemacht, die Zeit ändert das, — an mir aber ändert sie nichts; sie macht mich nicht anders, ich bin zu einfach für Dich, die Hütte ist zu klein, der Erwerb zu karg."

„Und die Liebe dahin und das Herz verschlossen für mich, füge das nur hinzu, Elisabeth," fuhr er dumpf fort; „es ist nicht anders und kann nicht anders sein, Dein Vertrauen ist todt und kehrt nicht wieder, sage, daß es so ist; Thor, der ich war, hoffen zu können, daß Du wieder lieben könntest, wo Du nicht mehr vertraust!"

Ich sah ihn an, den jungen schönen Mann, wie ihm schwere Thränen über die Wangen rollten und seine Hände in einander gefaltet lagen; ich sah tief ergriffen die kräftige Gestalt beben, und doch mußte ich Elisabeth segnen, daß sie nicht schon jetzt die Hand zur Versöhnung reichte.

Nach einer Weile fuhr Charles fort: „Lebte der Knabe noch, so würdest Du mir vielleicht um seinetwillen vergeben haben, sei es auch nur aus Mitleid mit ihm, damit er später den Vater nicht hätte zu verachten brauchen. Nun er todt ist, habe ich keinen Fürsprecher mehr und muß verzweifeln."

„Du hast doch manchen Fürsprecher, Charles!" sagte sie kaum hörbar und preßte die Hand auf das Herz, denn dies war der Fürsprecher, — „aber ich bin nicht mehr wie früher, ich bin müde geworden vom Leben, und habe den Muth nicht mehr, das zu glauben, was Du jetzt aus Mitleid zu mir und aus Schmerz über den Knaben zu fühlen wähnst. Die Zeit der Spannung und Erregung geht vorüber, das alltägliche Leben — vielleicht die Armuth — kehrt zurück, Du kannst Beides nicht vertragen."

„O, wolltest Du mich nur prüfen, wolltest Du nur den Versuch wagen, um mich prüfen zu wollen!" rief er leidenschaftlich. „Diese unglückliche Sucht, die Fremde zu sehen, die mir aus den Kinderjahren noch anklebte, wo ich in kindischen Träumen dort an der Bergspalte lag und mir Feenmährchen von dem Lande jenseits der Berge schuf, hat mich elend gemacht! Als ich Dich kennen lernte, waren jene kindischen Träume noch nicht zerstört, ich hatte die Falschheit ihrer Lockungen noch nicht erkannt, denn ich war damals noch ein halber Knabe, unentwickelt und noch lange nicht reif, ein Mann zu sein. Da führte das Schicksal den Marquis hierher. Ich folgte ihm mit dem festen Willen, in drei Monaten zurückzukehren, aber ich hatte das Unglück, ihn gut zu bedienen und ihm zu gefallen. Er brachte Opfer, um einen Kammerdiener nach seinen Ansprüchen zu haben. Er füllte meine Taschen mit Geld und wies mir die Plätze an, wo man in Paris Vergnügen findet; er füllte meinen Kopf mit Eitelkeit und suchte mich zu überzeugen, daß mein früheres Leben eine armselige, kleinliche Existenz gewesen sei. Ich erkannte, daß seine Worte Lügen waren, ich erkannte es an der Sehnsucht nach Dir, an der Unruhe, die mich oft beim lockendsten Vergnügen in Paris erfaßte. Da kamen Deine Briefe; ich wollte zurück, der Marquis aber entbehrte mich ungern und machte mir die glänzendsten Versprechungen, wenn ich nicht zurückkehre. Nun war ich wieder bei Dir, Du machtest mir nicht einen Vorwurf, aber Du sahest vergrämt und blaß aus; ich glaube, ich hätte damals lieber Vorwürfe gehört, denn eben weil ich innerlich so zerrissen und schuldbewußt war,

quälte mich Deine Güte und die Achtung, die ich vor Dir haben mußte, mehr, als sie mir wohlthat oder mich aufrichtete. Die Arbeit ging mir nicht mehr von Händen, daran war nur meine Ungeduld schuld, aber ich glaubte, ich könnte mich nie wieder hineingewöhnen, und gab feig die Anstrengung schon nach den ersten Versuchen wieder auf. Da kam ein eigenhändiger Brief des Marquis, der mir die Stelle nochmals anbot. Das reizte meine Eitelkeit, denn ich wußte, daß der vornehme Mann keine Anhänglichkeit an mich hatte, sondern daß ihm nur zufällig mein Aeußeres und meine Haltung gefiel. Das wußte ich wohl und doch ging ich.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Wieder über eine Mode wird aus Paris berichtet: „Nächst der allgemein verbreiteten rothen Haarfarbe erscheint auch die jetzt herrschende Frisur der Damen äußerst befremdlich; man nennt nämlich die neue Art, sich die Haare zu machen: **mal peigné!** (Schlecht gekämmt!) Dieser treffende Ausdruck bezeichnet einen chaotischen Haarwirrwarr, aus welchem eine einzelne Locke über die Stirn bis auf die Nase herabquillt; je tiefer die Locke herabhängt, desto mehr „chic“ hat die Frisur, die übrigens durch ein großes Hauptpacket zusammengehalten wird, das in Form einer 8 am Hinterkopf befestigt ist. Die Hüte, die diesen Haarbau verdecken sollen, werden von Tag zu Tag kleiner, so daß man sie kaum noch mit Hauben vergleichen kann; diese Diminutivhüte werden mit ungeheuern Nadeln an den Köpfen festgesteckt.“

Man schreibt aus Australien: Bei den letzten Parlamentswahlen in der Kolonie Viktoria haben die Frauen zum erstenmale von ihrem Stimmrechte Gebrauch gemacht. Dem neuen Wahlgesetze zufolge ist nämlich jede Frau, die Gemeindesteuer zahlt, stimmberechtigt, und da in jeder Frau ein Stück aristokratischen Gefühls im besseren Sinne des Wortes steckt, gaben sie ihre Stimmen nur anständigen, gebildeten Leuten, und da ferner Frauen in gewissen Dingen mehr Courage als Männer haben, verschmähten sie allesammt die geheime Abstimmung und trugen ihre Wahlzettel offen zur Urne. Zu bemerken ist hiezu, daß, da verheirathete Frauen keine Gemeindesteuer zahlen, nur Jungfrauen oder Wittwen stimmberechtigt sind.

(Theueres Spielzeug.) Schweizer Blätter berichten: Letzter Tage hatte der Weinhändler M. in B. seine Briefstasche auf dem Mittagstisch liegen lassen, während er ein Schläfchen machte. Unterdessen gerieth sein vierjähriges Töchterchen hinter die Briefstasche und bemächtigte sich des Inhalts derselben, worunter auch verschiedene Banknoten im Werth von 1000—1200 Fr. sich befanden. Die schönen Bildchen gefielen der Kleinen, und als sie weiter nichts mehr damit anzufangen wußte, wurde ein Theil davon zerrissen und mit Hilfe eines Nachbarkindes zum Kochen in der zum Christkind erhaltenen Kindsküche verwendet. Wie erschrack Herr M., als er sich, noch die Augen reibend, von dem Treiben des Kindes unterrichtete. Von den umherliegenden Fetzen waren bei der Bank nur noch 400 Fr. zu erheben.

Als Kaiser Maximilian **II.** um Benutzung des österreichischen Archivs gebeten wurde, um die Herkunft des Hauses Oesterreich von uralten Zeiten her an's Licht zu bringen, antwortete er dem Bittsteller: „Wir wollen Euch dieses Dienstes und dieser Mühe gern erlassen und überheben, denn es steht zu besorgen, Ihr möchtet mit Eurem gar zu vielen Nachgrübeln endlich auf irgend einen Schuster oder Schneider kommen, so etwa vor Alters ein Anfänger unseres Hauses gewesen.“

Ein Mensch wurde eingebracht, auf dessen Gestalt ein soeben eingelangter Steckbrief ganz paßte. Als er beim Verhör läugnete, ließ ihn der Richter auf die Bank legen und ihm einige Streiche herabmessen. Er lachte dabei ganz verstohlen und sagte: „Nun, Die werden eine Galle haben, wenn sie erfahren, daß sie umsonst geprügelt haben und daß ich Der nicht sei, für den sie mich halten.“

Räthsel.

Der ersten harten Dienst, Geschöpf der Barbarei,
Tilgt edlere Kultur und lindert die Beschwerden;
Zum letzten Paare wird hienieden wer er sei,
Das ist das Loos der Menschen auf der Erden;
Drum wendet fromm mit eignem Glanze
Zum Himmel festlich sich das Ganze!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 18. Freitag, 10. Februar 1865.

Die Versuchung.

(Schluß.)

„Das dachtest Du?“ fragte Julie gerührt.

„Ja und ich dachte noch weiter. Ich sah uns nicht immer im Glanze der ersten Jugend, ich gedachte auch der Zeit, wo die junge Liebe einer ernsteren Neigung Platz macht, wo sie sich den grauen Haaren anpaßt. Aber auch diese Zeit sah ich in einem lieblichen Bilde, wenn ich bedachte, daß liebe Kinder unsere Blicke von unseren vergangenen Freuden auf die Hoffnungen hinführen würden, die uns für die Zukunft derselben beschäftigen. Ich hoffte, in solcher Umgebung würde auch unser Alter ein glückliches sein und wir würden mit ruhigem Genuß auf den stets gemeinsam zurückgelegten Weg zurückblicken können. Ich hatte Alles überlegt, nur hatte ich das Wahrscheinlichste übersehen, das nun leider eingetreten ist.“

„Wie das?“

„Daß ich nämlich bei aller meiner Liebe zu Dir, doch unwillkürlich Dir wie alle Ehemänner erscheinen würde.“

„Ich bin überrascht und verwirrt; Du hast recht, wir hätten uns besser kennen lernen sollen. Doch wem gibst Du die Schuld daran, Dir oder mir?“

„Uns Beiden, mir, weil ich nicht ausharrte, Dir, weil Du in dem Gatten nur den Herrn sahst.“

„Leider wahr; doch sollte es schon zu spät sein?“ fragte Julie mit niedergeschlagenem Blick.

„Wozu zu spät!“ entgegnete Müller mit besorgtem Blick.

„Ich habe mich falsch ausgedrückt,“ berichtigte Julie. „Ich meine, es müßte dem Manne immer gelingen können, seine Frau zu sich zu bringen, sie zu retten.“

„Das frage ich Dich eben!“

„Wie viele Frauen hätten niemals an eine Untreue gedacht, wenn ihr Mann sie nach Deiner Art geliebt hätte. Aber Ihr verletzt uns in unserem Stolz, Ihr findet zu selten der Mühe werth zu bemerken, daß man uns den Hof macht, und thut nichts, um den Schatz zu wahren, den Euch Gott anvertraut hat.“

„Du bedenkst nicht, Julie, daß es unmöglich ist, den zahmen Eifersüchtigen zu spielen; wir müssen uns auf Eure Ehre verlassen, und wen seine eigene Würde, die langjährige innige Verbindung, der Schwur zum Himmel und die unschuldigen Augen seiner Kinder nicht beschützen, den müssen auch wir aufgeben. Sollen wir unsere Frauen hinter Schloß und Riegel bewahren, ausspioniren lassen. Das würde uns nur erniedrigen und Euch zum Verrath reizen!“

„Ich wünschte den Männern allen nur etwas von Deiner Billigkeit, dann wären sie auch nachsichtiger.“

„Nachsicht darf kein Mann mit Fehlern dieser Art haben.“

„Wenigstens Du hättest sie gewiß, davon bin ich überzeugt.“

„Du irrst, ich weniger als sonst wer. Ich verzeihte sie nicht nur nicht, ich rächte mich auch nach Kräften.“

„Unmöglich, und wie?“

„Du lachst mich sicherlich aus! Bevor ich mich entfernte, setzte ich eine Ehre darein —“

„Du wolltest Dich entfernen!“

„Ja, wie Du sogleich sehen wirst! Vorher aber bemühte ich mich, — vermißt zu werden. Das wäre mein Stolz. Bevor ich die Schuldige verstieße, würde ich ihr das Gemüth enthüllen, das sie zertreten hat, ich würde meinen Nebenbuhler mit seinen eigenen Waffen bekämpfen und vielleicht — besiegen!“

„Und dann?“

„Dann,“ sagte Müller und schien zu lauschen. Julie erfaßte plötzlich ein tödtliches Grausen; sie hörte Pferdegetrappel und das Geräusch eines Wagens

im Hofe. „Was ſoll das?“ fragte ſie mit verlöſchender Stimme.

„Ich vergaß Dir zu ſagen, Jean holte Poſtpferde, als ich zu Dir heraufging. Der Doktor iſt zu einem vornehmen Kranken in der Nachbarſchaft gerufen worden und fährt eben weg.“

Julie ſah ihren Mann angſtvoll an und jedes ſeiner Worte fiel ihr wie glühende Lava auf's Herz, als er fortfuhr:

„Alſo „und dann“, dann hielte ich meiner Frau ihren Frevel vor, — doch halt, nein, ich ſagte ihr nichts und überließe ſie ihrem Gewiſſen, ich reiſte ab.“

„Das thäteſt Du?!“

„Ja, ich ginge, um ihr die Mühe der Flucht zu ſparen. Unſere Kinder nähme ich mit.“

„O Gott!“ ſtöhnte Julie, die ſich kaum noch aufrecht hielt. Müller aber ſteigerte plötzlich ſeinen Ton und ſprach in tiefſter Bewegung: „Ja, ihre Kinder nähme ich ihr, ich wartete nicht, bis ſie das Geſetz verdammte, ich ließe es zu keinem Prozeß kommen. Weit fort zöge ich mit den Kindern und verſuchte, ob ich dieſelben ihre Mutter vergeſſen lernen könnte. Bis zu meinem Tod wäre mein einziges Streben, den Schandfleck ihrer Geburt von ihren Stirnen zu wiſchen.“

Julie hatte alle Beſinnung verloren, ſie ſah ihren Mann wie eine Irrſinnige an. Dieſer erhob ſich wieder ruhig und ſchickte ſich zum Gehen an.

„Du wagſt nicht, mich fortzuſchicken und doch biſt Du übermüdet. Gute Nacht!“

Er ging. Julie verbarg ihr Geſicht in den Händen und weinte. Plötzlich ſprang ſie nach der Thüre des Kabinets und verriegelte ſie. In demſelben Augenblick hörte man den Wagen wegfahren und Julie ſtürzte wie vom Blitz getroffen auf die Kniee. „Er iſt ohne Mitleid, wie er ſagte!“ Im höchſten Schmerz wüthete ſie gegen ſich ſelbſt; ein lebhaftes Pochen im Kabinet ſchreckt ſie auf. Sie ruft: „Nein, nur jetzt nicht, unmöglich!“

Doch ihr antwortet nicht Stein, ſondern eine helle Kinderſtimme ruft: „Mache auf, Mutter, ich bin's und Julius!“

Julie erhebt die Hände zum Himmel und betet inbrünſtig: „Gottes Güte iſt unerſchöpflich!“ Dann öffnet ſie den Kindern, die ſie voll Inbrunſt an's Herz drückt.

Die Kinder halten ihr einen großen Strauß hin und jubeln: „Morgen iſt Dein Geburtstag, Mama; nicht wahr, wir haben Dich ſchön überraſcht, Papa hat dies ausgedacht!“

„Ja,“ ſprach Müller, der unbemerkt hinter den Kindern wieder eingetreten war. „Doch der Spaß iſt mißglückt, liebe Julie, da er Dich erſchreckt hat. Nun, ich habe für uns und die Kinder zuſammen ſerviren laſſen, im Kreiſe unſerer Lieben wirſt Du Dich ſchon wieder erholen!“

Julie ſank ihm geheilt an den Hals und flüſterte voll tiefer Beſchämung: „Du biſt nachſichtig, wie der liebe Gott dort oben!“

Eliſabeth.

(Schluß.)

„Das alte Leben begann wieder und noch belebter als früher. Ich mußte mit ihm reiſen, er ließ mich künſtlich reiten, fahren und fremde Sprachen erlernen, füllte meine Börſe wieder und ließ mich ohne Rüge Nächte durchſchwärmen und Tage vergeuden. Die Rüge aber hörte ich doch in einſamen Stunden; ſie ſprach ſo laut in meiner Seele, daß ich ſie betäuben mußte, um immer wieder genießen zu können; aber ſo elend war ich noch nicht und ſo ſehr hatte der Himmel mich noch nicht verlaſſen, daß der innere Mahner müde geworden und verſtummt wäre. Heiliger Gott, Eliſabeth! wie oft habe ich nach Dir und dem Knaben und den greiſen Eltern gerufen, wie oft meine Feigheit verwünſcht, die mir verbot, reuevoll zu Euch zurückzukehren. Das iſt eben die Schmach der Sünde, daß ſie zu feig macht im Beſtreben nach Beſſerung! Da kam jene Nacht, von der ich Dir ſchon erzählte; und nun bin ich hier — Eliſabeth, mein geliebtes Weib, und flehe am Grabe unſeres Kindes, kannſt Du mir nicht vergeben? nicht jetzt, aber dann, wenn Du geprüft haben wirſt, ob ich Deine Vergebung verdiene?“

Charles war vor ihr niedergeſunken und hatte den Saum ihres Kleides mit ſeinen Händen erfaßt; ſeine Stimme klang ziſchend, qualvoll beengt, ſeine Züge waren verzerrt.

Und Eliſabeth?

Sie legte die rechte Hand auf ſein Haupt und ſagte einfach: „Nicht ich habe das Recht, Dich jener Prüfung zu unterwerfen, lege ſie Dir um Deiner ſelbſt willen auf. Verſuche, ob Dir die Möglichkeit nahe tritt, hier wieder glücklich werden zu können. Wenn einige Monate vorüber ſind, dann wirſt Du wiſſen, ob es geſchehen kann; und wenn Du es dann noch glaubſt, dann wird es Niemand treuer mit Dir glauben, als ich ſelbſt. Und wo ich vertraue, liebe ich auch, und wo ich liebe, vergebe ich Alles und weiß nicht mehr, daß ich jemals etwas zu vergeben brauchte. Nicht an

Aimé allein hattest Du einen Fürsprecher, Du hast ihn immer besessen, Charles, — Du besitzest ihn noch — — an meinem Herzen."

Er preßte ihre Hände an seine Lippen und überströmte sie mit Thränen; Elisabeth aber stand auf und fuhr fort: „Wir wollen nun Beide hoffen und geduldig sein; noch einen Tag wünsche ich im Gebirg zu bleiben, dann gehe ich zu Lady Julia zurück; wir brauchen uns nicht während der ganzen Prüfungszeit absichtlich zu vermeiden, aber ein Sehen muß selten, sehr selten sein, damit die Aufregungen uns nicht über die Wahrheit unserer Empfindungen und unseres Erringens täuschen."

Sie legte den einen Kranz von wilden Rosen und Alpenblumen in seine Hände, nahm den anderen für sich und ging langsam dem Häuschen der Alten zu.

Charles blieb allein, seine Züge waren klarer, seine Augen ruhiger geworden; er nahm jetzt Elisabeths Moosbank ein, küßte den Kranz und verbarg ihn dann an der Brust. Endlich blickte er auf; die Sonne war tief gesunken und vergoldete den schmalen Streif des See's, der durch die Bergspalte in der Ferne sichtbar war, zur goldenen Scheibe. Dort lag Frankreich. Er blickte ruhig hin und sagte leise: „Es wird noch Alles glücklich enden, denn meine Heimath habe ich jetzt für immer gefunden — sie ist ihr Herz!"

Nach einer halben Stunde suchte ich Elisabeth in dem Haus auf; ich gab ihr den Brief der Lady, dann aber entfernte ich mich rasch, um die Heiligkeit ihrer Stimmung nicht zu stören.

Am späten Abend noch brachte ich ihrer Beschützerin die Nachrichten von der neuen Phase, in die Elisabeths Leben getreten war, und Lady Julia sann wieder darüber nach, wie sie ihre milde Hand segnend über ihren Liebling ausbreiten könne.

Vier Monate sind seit jenen Tagen vorüber; es ist Herbst, ich rüste mich zur Heimkehr nach Deutschland. Ich muß von vielen Lieblingsplätzchen Abschied nehmen. Dazu gehört vor allen ein hübsches Pachtgütchen im Thal, eine halbe Meile von Schloß Chillon entfernt.

Das weiße Haus im Epheunetz, mit seinen hohen Nußbäumen vor der Thür, der Weinberg mit seinen glänzenden gefüllten Trauben, das Gärtchen mit seinen Lauben und Asterbeeten haben mir's angethan.

Heute Abend gehe ich hin.

Ein junger Mann kommt mir aus dem Weinberg entgegen; er ist schön, mit strahlenden Augen und hat von der Arbeit geröthete Wangen. Er hält einen Korb voll Trauben in der Hand und scheint entzückt, sie mir anbieten zu können. Wir setzten uns zusammen unter den schattigen Nußbaum.

„Nun, Charles, wie geht es mit der Arbeit?" fragte ich.

„Wie kann es anders als gut gehen, wenn man von Engeln geschützt und von Hoffnung geführt wird. Elisabeth ist der Engel und die Lady stützt mich durch Hoffnung, denn sie würde mir niemals dies Gütchen — dies köstliche Gütchen — geschenkt haben, wenn sie nicht wüßte, daß ich es doch noch mit Elisabeth zusammen haben würde."

Ich fand seine Logik unantastbar.

„Und Ihr seid glücklich hier, Charles?"

„Ich bin es schon durch die Thätigkeit, durch die Freude, daß ich, die Arbeit meiner Hände gedeihen sehe, aber ich werde es bis zur Glückseligkeit sein, wenn Elisabeth einst zu mir sagt:

„Es ist nun genug der Prüfung, Du hast mich nun — zwar nicht verdient, denn das geschieht nie — aber Du hast doch wenigstens bewiesen, daß Du Dich bei Deiner Hoffnung auf Bekehrung nicht getäuscht hast."

„Ihr seid so aufrichtig, Charles, daß ich Euch auch etwas berichten will; ich hörte heute durch Zufall ein Gespräch von Lady Julia und Elisabeth. Wenn Ihr mich nicht verrathet, so mögt Ihr es hören; es lautete:

„Liebe Effie, Du weißt, daß England schon lange aufgehört hat, eine Heimath für mich zu sein: die Luft in der Schweiz thut mir wohl, ich gedachte den Winter hier im Hotel zu bleiben, dann besuchst Du mich zuweilen? — Mylady sind die Güte selbst und nun, da mir keine Trennung mehr von Eurer Herrlichkeit bevorsteht, so —"

Sie stockte. Lady Julia ergänzte:

„So enden wir bald Charles' Einsamkeit, das ist nicht mehr als billig, denn bei der nahen Weinlese bedarf er einer umsichtigen Frau, da der Segen in diesem Jahre so sehr groß ist; wann beginnt denn die Weinlese, kleine Effie? — Ich glaube in vier Tagen, Mylady. — Und Du bist entschlossen, zu gehen? — Von ganzem Herzen. — Und hast Vertrauen? — Von ganzer Seele, mehr als je. — Darauf sprach Lady Julia einen Segen; Charles, das ist meine Neuigkeit. —"

Mannigfaltiges.

Paris. Die „Revue française" erzählt folgende Anekdote von Gounod. Schon als Kind und mehr noch als Knabe zeigte Gounod entschiedene Neigung zur Musik und zwar in solchem Grade, daß seine

Eltern, welche meinten, durch Musik könne ihr Sohn doch nie sein Brod verdienen, darüber geradezu unruhig wurden. Sie sprachen hierüber mit dem Direktor der Schule, Herrn Poirson, der sie aber beruhigte. „Er, Musiker?“ sagte er, „niemals; er wird einmal Professor werden; er hat entschiedene Anlage zum Lateinischen und Griechischen.“ — Und Herr Poirson ließ den kleinen Karl zu sich rufen. „Nun,“ sagte er, „man hat Dich schon wieder dabei überrascht, daß Du schönes weißes Papier mit Deinen Noten verdorben hast!“ — „Ja, ich will Musiker werden.“ — „Du? dummes Zeug; das ist kein Stand. Und wir wollen doch einmal sehen, was Du machen kannst? Da hast Du Papier und eine Feder, nun komponire 'mal eine neue Musik zu der Arie Josephs: „Ein Knabe war ich noch an Jahren.“ Es wird was Schönes werden!“ setzte Herr Poison lachend hinzu. Es war dies gerade während der Freistunde und ehe die Klasse wieder beginnen sollte, kam Gounod mit einem ganz schwarz beschriebenen Bogen zurück. — „Schon fertig?“ fragte der Direktor; „nun singe mir einmal Dein Lied vor.“ Gounod setzte sich an das Piano und sang. Dem armen Poirson liefen die Thränen über das Gesicht; er stand auf, umarmte den Knaben zu wiederholten Malen und sagte: „Wahrhaftig, sie mögen sagen, was sie wollen, mach Du in Gottes Namen Musik so viel Du willst.“ — Und später, als Gounod, welcher den ersten großen Preis von Rom erhalten hatte, sein erstes Werk in Saint-Eustache aufführen ließ, fand er bei seiner Rückkehr ein Billet von der Hand seines alten Direktors: „Bravo, theurer Mann, den ich als Kind gekannt habe.“ — Herr Poirson hatte, ohne daß er Jemand etwas davon gesagt, hinter einem Pfeiler versteckt, die Musik seines früheren „kleinen Karl“ mit angehört und bewundert.

Für die Krinoline hat — so schreibt man der „Köln. Ztg.“ aus Paris — die letzte Stunde geschlagen. Die aristokratische Damenwelt ist im Begriff, sie in die Acht und Aberacht zu erklären. Zwei vornehme Damen, die Gräfin Walewska und die Marquise Gallifet, haben bereits dieser in Reifen geschlagenen Lüge entsagt, und die anderen Damen aus der hohen Aristokratie sind entschlossen, dem schönen Beispiele zu folgen und der Männerwelt mehr Raum zu gönnen, als dies seit einer Reihe von Jahren geschehen.

Latour Maubourg verlor bei Leipzig ein Bein. Nachdem er die Amputation mit großer Kaltblütigkeit ertragen hatte, sagte er zu einem seiner Diener, welcher in einer Ecke des Zimmers weinte: „Spare deine Thränen, du Heuchler! Ich weiß, daß du innerlich froh bist, denn du brauchst jetzt nur einen Stiefel zu wichsen.“

(Beleidigter Künstlerstolz.) Ein Münchener Lederfabrikant, der meist Weißgerber beschäftigt, engagirte vor kurzem einige Rothgerber. Eine Anzahl Weißgerber (etwa 20) hielten es unter ihrer Würde, mit diesen zu arbeiten und verließen das Geschäft.

Gemeinnütziges.

Ein neues Zeichen, das Alter der Pferde zu bestimmen, besteht nach Montfort's „Kosmos“ in einer Falte oder Runzel, welche nach dem achten Jahre am obern Rande des untern Augenlides sichtbar wird. Mit jedem weitern Jahre setzt sich dort eine neue Falte an, und da gerade von hier ab die Bestimmung des Alters der Pferde schwierig wird, und die Zeichen, die sonst den Anhaltspunkt geben, oft betrüglich zugerichtet werden, so verdient diese Angabe die besondere Beachtung der Pferdehalter.

(Verschiedenes Kochen von Kartoffeln.) Man bringt das Wasser, worin man die Kartoffeln kochen will, erst zum Kochen, gieße es dann kochend über dieselben und stelle sie somit sofort auf das Feuer. Sobald die Kartoffeln nun gar sind, gieße man das Wasser von denselben ab, decke sie zu und lasse sie noch etwas auf dem Feuer stehen. Die Kartoffeln werden wohlschmeckender, als wenn sie mit kaltem Wasser auf das Feuer gestellt werden.

Prof. Fleischer in Hohenheim hat berechnet, daß ein Maulwurf jährlich 11,000 Engerlinge, Würmer und Schnecken braucht, um zu leben, daß sonach zehn Maulwürfe ziemlich diejenige Quantität Engerlinge verzehren, die im Stande ist, einen Morgen Wiesenland gründlich zu verderben.

Auflösung des Räthsels in № 17:
Frohnleichnam.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 19. Sonntag, 12. Februar 1865.

Stille Treue.

Eines Abends, als wir traulich unsern Thee beim Pfarrer und seiner lieben, noch besser als hübschen, Frau tranken, die schon seit vier Jahren jeden Frühling einen Monat in die Stadt kamen und hier in London bei unserer freundlichen und wackern Hauswirthin, Frau Fenton, ihre Wohnung nahmen, kam zufällig das Gespräch auf ein ihnen befreundetes junges Ehepaar — sie eine schöne, aber so etwas eigenwillig aussehende, Erscheinung — das den Tag vorher bei ihnen zu Tisch gewesen war. „Ah!“ sagte der geistliche Herr und nahm dabei seiner Frau Hand recht zärtlich in seine, „da gäbe es 'was zu erzählen. Thu's, Liebe.“ „Das könnt' ich nur Dir,“ sagte sie stockend; „Niemanden sonst.“ „So erzähl' mir's, Herz,“ sagte er, „und Frau Fenton und der Major (das bin ich, einer von Frau Fenton's Miethherren) werden beim Zuhören nicht schlechter fahren.“ Sie erzählte also, die ganze Zeit über ihre Hand in seiner:

Das erstemal, da ich Dich wieder sah, nach den vielen langen Jahren, die seit unserer Kinderzeit über uns hingegangen waren, stand ich mit gespanntem Blick nach Dir oben auf dem Hügel, von wo aus ich den steilen schattigen Heckengang, den Du nach unserm Weiler aus der Ebene unter mir herauf kamst, am weitesten hinabsehen konnte. Den ganzen Tag hatte es mir angelegen, daß, wenn Du anlangtest, unsere Berge, die Dir kaum noch gedenken mußten, ja in ihrer vollen Pracht Dir sich zeigten! und nun neigte sich die Sonne, die im Untergehen uns nur noch die kahlen grauen Umrisse der Felsen zurücklassen würde. — Doch vom erglühenden Himmel fielen goldene Sonnenstreifen, mit dunkleren Strahlen zur Unterlage, die die Berghänge schräg ab strömten und jedes gerundete Hügelchen, jedes weiche Thalgrübchen mit einer Herrlichkeit durchgossen, daß selbst die purpurnen und violetten Farbentöne der knospenden Heidelbeeren in ihrer Fülle weithin nach der Hochfläche, wo die Kuppen sich verschmolzen, vom scheidenden Licht hinauf glühten und brannten. Eben da klang ein lautschallender Ruf des Willkomms, wie Erntefestjauchzen, durch die stille Luft hallend herauf, und meine beschattenden Augen anstrengend, um das erste Erblicken nicht zu versäumen, sah ich Dich inmitten einer Schaar unserer stämmigen sonngebrannten Dörfler schreitend, noch mit der schmächtigen zart aussehenden Gestalt und dem blassen, ernsten, angenehmen Gesicht und der insichgekehrten Art, die Du hattest, als wir miteinander Knabe und Mädchen waren.

Unser kleiner Weiler hatte sich allmälig, ohne sonderlichen Plan oder Zweck, auf einer der niedern Stufen unserer Gebirgsgruppe zusammengethan, geschieden von den nächsten Dorfschaften durch einen Strich Land, über den nur durch abschüssige, steinige, tiefausgefahrene und im Winter fast unzugängliche, von wilden Hecken überhangene Hohlwege zu gelangen war. Im Sommer, wenn die schwachen Töne der Glocken unseres Pfarrdorfs von der ruhigen Luft uns zugetragen wurden, pflegte ein kleiner Zug von uns, die Mädchen und Kinder auf zottigen Bergpferdchen, die Heckenwege hinunter zum Sonntagsgottesdienst sich zu winden; im Winter aber dachte Keines an die Wallfahrt, außer etwa einige der jungen Burschen, die Liebchen im Dorf hatten, die sie in der Kirche zu treffen hofften. Herr Vernon, der Oberpfarrer, zugleich als Archidiakonus an Würde und Wichtigkeit fast ein Bischof, nahm sich die „heidnische Finsterniß“ seines Bergbezirks sehr zu Herzen; und er und mein Vater, der Besitzer des großen Guts hier oben, was den Bewohnern unsers Weilers Arbeit gab, bauten endlich das Kirchlein aus rothen Backsteinen, ohne Thurm und kleiner als unsere große Scheuer, das auf der Spitze der

Bergstufe steht und die weite Ebene überschaut, die sich zu unsern Füßen fern hin zum Himmelsrand streckt.

Es hätte vielleicht schwer gehalten, einen Unterpfarrer zu finden, der droben in Ratlinghope hätte leben mögen, mit keinem andern geselligen Verkehr, als der sich durch einen langen Gang in die volkreiche Ebene unter uns erlangen ließ; ich erfuhr aber späterhin, die Kirche, so weit mein Vater dabei sich betheiligt hatte, sei für Dich gebaut worden. Du trateſt eben in den geistlichen Stand und dachteſt gern noch an das große alte, halbhölzerne Haus, wo Du einige Monate Deiner Kindheit zugebracht hatteſt; als wir Dir also schrieben, Du würdeſt in unser Haus zu wohnen kommen — Deine Studirstube die blaue Wohnstube, die in das grüne geschirmte Thälchen hinabsah, wo die jungen Lämmer gepfercht waren, antworteteſt Du uns, Du würdeſt mit Freuden das Amt übernehmen und mit uns wieder auf der lieben freien heidekrautduftenden Berghöh' leben, wo Du in Deiner frühen Kindheit Gesundung und Kräftigung eingesogen habeſt.

Du warſt ernſt und geiſtesfleißig, und eine ſo durchaus einfache Natur, daß die Abgeſchiedenheit und die urzeitlichen Sitten unſeres Weilers Dir ihn zum wahren Eden machten. Du hatteſt unſere alten Beſuchplätze niemals vergeſſen, und wir beſuchten ſie wieder miteinander, denn gleich im erſten Augenblick unſerer Begrüßung warſt Du in Deine Gewohnheit verfallen, Dich auf mich zu verlaſſen und meine Geſellſchaft zu verlangen, wie damals, wo Du ein zarter ſechsjähriger Knabe warſt und ich ein ſtarkes, geſundes, um drei Jahre älteres, Gebirgsmädchen.

Nur gegen mich vermochteſt Du Deine Gedanken frei auszuſprechen, denn Fremden gegenüber verſiegelte Dir die angeborne Scheu die Lippen; und Fremde waren Dir Alle, die ſelbſt, die Du lebenslang gekannt hatteſt, wenn ſie nicht das Mitfühlen beſaßen, was Dein Geiſt bedurfte, ehe er ſeine Schätze erſchloß. Droben auf der Höhe, wann der ſtäte Mittag ſo unwandelbar ſchien wie die ewigen Felſen um uns, oder wann die zitternde Dämmerung mit ſchweigenden Schatten über die verſchwimmenden Vorhügel ſich ſtahl, ſaßen Du und ich beiſammen, derweil ich den rückhaltloſen Ergießungen Deiner Gedanken und Phantaſieen lauſchte, faſt zu jünglingshaften noch zuweilen, denn Du warſt noch jung; doch in meinem Herzen lebte ſtets wachſend eine Zärtlichkeit und ein Sorgen für Dich, die keinen Flecken finden, keine Ermüdung fühlen konnten. Du achteteſt, Deiner Art nach, oft nicht auf die Stunden, ich aber machte es mir zur Pflicht, ihren Flug für Dich zu überwachen und darauf zu ſehen, daß die Betalocke, die einzige Glocke, die unter einem kleinen Vordach am Kirchlein hing, zu rechter Zeit geläutet wurde; denn Herr Vernon hielt, in Anbetracht unſeres heidniſchen Zuſtandes, darauf, daß der Abendgottesdienſt dreimal die Woche gehalten wurde; und da unſere Haushaltung den übrigen im Weiler ein Muſter aufſtellen ſollte, es aber mit meines Vaters Abendpfeife ſich nicht vertrug und meiner Mutter läſtig geweſen wäre, ihre Nachmittagshaube mit ihrem Kirchenhut zu vertauſchen, mit Dir — gedenkt Dir's noch? — die paar hundert Schritte auf dem Hügel oben hin nach dem Kirchlein zu wandeln.

Ich wollte eben ſagen, daß ſie die glücklichſte Zeit meines Lebens geweſen; doch jedes wahre Leben iſt ja Gewinn; und was von Leiden uns trifft, ſind ja nur die erſten ſchweren Grundveſten, die tief in unergründliches Dunkel eingeſenkt werden, damit auf ihnen ein ungemeſſenes Zufriedenſein ſich aufbauen laſſe. Du erinnerſt Dich noch des erſten Begräbniſſes, das Du zu halten hateſt und wie Du da mich dringend bateſt, Dir an der Seite zu ſtehen, weil Du noch nie vorher die Trauerworte zu ſprechen gehabt hatteſt. Es war nur die Beſtattung eines Kindchens, und das Gräblein, wenn die Schollen über es gehäuft wurden, kaum größer als ein Maulwurfshügel auf der Wieſe; doch wollte die Stimme Dir verſagen und Deine Hände zitterten, als Du dieſes erſte Saatkörnlein in jenen unſeren Gottesacker ſäteſt. Der Herbſtabend dunkelte ſchon tief, als wir noch ſchweigend an dem namenloſen verſenkten Särglein ſtanden, lange nachdem die Mutter und ihre Begleiterin, die's zu ſeinem einſamen Grab gebracht, ſich heimwärts gewendet hatten. Flügelklatſchen ganz nahe an uns machte uns aufſchauen, und von den Tannen oben uns flogen vier Krähen heim am nachtdunklen Himmel hin zu ihren Neſtern in der Ebene unten. Du weißt, wie von ſeher der Vögelflug mich mit abergläubiſchen Ahnungen erfüllte und eben jetzt fühlte ich, wie das ſchwere Flattern ihrer ſchwarzen Schwingen in unſeren Häupten, als ſie die Luft zu ihrem Aufbruch ſchlugen, mit plötzlichem Beben mich durchſchauerte.

„Was fehlt Dir, Johanna?“ frugſt Du.

„Mir fehlt nichts, Herr Scott,“ gab ich zur Antwort.

„Heiß' mich Robert,“ verſetzteſt Du und legteſt Deine Hand auf meinen Arm und faßſt mir gerade in die Augen, denn wir waren von gleicher Höhe und ſtanden auf gleichem Boden. „Ich höre Dich nicht gern mich anders als Robert nennen. Haſt

Du vergessen, wie wir zusammen zu spielen pflegten? Erinnerst Du Dich, wie ich in den Schafteich fiel, als wir allein im Thälchen waren, und Du keine Zeit mit fruchtlosem Geschrei verlorst, sondern flugs hinein wateteſt und mich aus dem Waſſer Dir nachzogſt? Du trugſt mich in Deinen ſtarken Armen heim, wiewohl der Pfad am Abhang hinging und Du alle paar Minuten ausruhen mußteſt, während ich ganz ruhig zu Dir ins roſige Geſicht aufblickte. Dein Geſicht iſt nicht roſig, jetzt, Johanna?"

(Fortſetzung folgt.)

Papſt Pius der Neunte.

Ehe wir zur Schilderung der Perſönlichkeit Pius IX. und deſſen Lebensgewohnheiten ſchreiten, wollen wir uns zuerſt deſſen Wohnung ein wenig näher betrachten.

Die Päpſte bewohnen bekanntlich in Rom den ungeheuren Palaſt, der unter dem Namen „Vatican" allbekannt iſt. Die weiten Säle deſſelben ſind durchgängig mit rothen Tapeten ausgeſtattet und außer dem päpſtlichen Throne gibt es dort keine anderen Seſſel mehr, ſondern nur Stühle. — Nach einer langen Reihe von Zimmern, in welchen ſich die Wachen, Diener und Hausprälaten aufhalten, gelangt man erſt in die Gemächer Seiner Heiligkeit. Dieſe Zimmer ſind klein und einfacher als die anderen. Das erſte iſt das Arbeitskabinet, worin der Papſt den Tag über zahlreiche Audienzen ertheilt. Sein Platz iſt auf einem Seſſel von vergoldetem Holze, mit rothem Sammt überzogen, an einem großen, mit einer rothſeidenen Decke behangenen Tiſche; über dem Seſſel iſt ein Baldachin aus gleichem Stoffe und gleicher Farbe wie der Tiſchteppich; außerdem befinden ſich in dem Zimmer noch die Tabourets für die Kardinäle und Fürſten und einige einfache Holzſeſſel. An dieſes Kabinet ſchließt ſich ein anderes, ganz ähnliches, an, nur iſt in dieſem ein Bett mit rothen Vorhängen aufgeſtellt. Aus dieſem, dem Schlafzimmer des Papſtes, gelangt man in das Speisezimmer. Der heilige Vater ſpeist ſtets allein an einem mit rothſeidenem Teppich bedeckten Tiſche. Den Schluß der Privatzimmer bildet die Bibliothek.

Das iſt die Wohnung Seiner Heiligkeit und Alles, was er von dem ungeheuren Palaſte für ſich benutzt.

Der Papſt iſt immer weiß gekleidet, auf dem Kopfe trägt er ein Käppchen von weißer Seide, der breite Gürtel iſt von weißer Seide und ſchweren Goldquaſten geziert. Die Schuhe, welche man, alten Traditionen gemäß, immer noch „Pantoffeln" nennt, ſind von rother Seide; vorn auf die Spitze iſt ein goldenes Kreuz geſtickt. Dieſes wird geküßt, alſo nicht eigentlich der „Pantoffel". — Sobald der Papſt ſeine Privatzimmer verläßt, legt er einen Chorrock von Spitzen, einen rothen, mit weißem Pelz garnirten Kragen und eine reich mit Gold geſtickte Stola an. Den Kopf bedeckt er mit einem großen Hute von rother Seide, der an beiden Seiten etwas aufgeſchlagen und mit einer goldenen Quaſte verziert iſt.

In dieſem Anzuge durchfährt er die Straßen Rom's, denn die Etikette geſtattet ihm nicht, anders als zu Wagen in der Stadt zu erſcheinen. Vor den Mauern Rom's darf der Papſt zu Fuß gehen, und dieſes Privilegium benutzt denn auch Seine Heiligkeit, um häufige Fußpromenaden zu machen.

Das Leben des Papſtes verfließt in folgender Weiſe:

Pius IX. ſteht ziemlich frühe auf. Nachdem er ſich angekleidet hat, frühſtückt er. Das Frühſtück iſt ſehr einfach, es beſteht nur aus einer Taſſe ſchwarzen Kaffee's, die das gebräuchliche Morgenmahl aller Römer iſt. Dann geht der Papſt an die Arbeit; gewöhnlich bis 10 Uhr widmet er in Gemeinſchaft mit ſeinem erſten Miniſter die Zeit den Staatsgeſchäften. Dann beginnen die Audienzen. Der Papſt bleibt bei denſelben ſitzend auf ſeinem Seſſel, die ihm Nahenden verharren knieend oder ſtehend. Nur Kardinäle und Fürſten genießen das Vorrecht, auf den obenerwähnten Tabourets ſich niederzulaſſen. Zu dieſen Audienzen können nur Männer Zutritt finden. Frauen werden ein oder zwei Mal in einem großen Saale empfangen. Die Morgenaudienzen dauern gewöhnlich länger als vier Stunden. Nach ihrer Beendigung gegen 2 oder 3 Uhr begibt ſich Pius in den Speiſeſalon und nimmt ein ſehr einfaches Mahl ein. Hierauf betet er knieend einige Gebete aus ſeinem Brevier und macht dann eine Spazierfahrt. Mit Anbruch der Dämmerung kehrt er in den Vatican zurück. Dann beginnen die Audienzen abermals. Schriften zum Unterzeichnen werden ihm vorgelegt, Vorſchläge zur Prüfung gemacht und ſeiner Entſcheidung die Beſchlüſſe der verſchiedenen Behörden unterbreitet. Dieſe Audienzen währen gewöhnlich bis 10 oder 11 Uhr Abends. Dann genießt der heilige Vater zur Erfriſchung einige Früchte oder etwas Gemüſe, beendet ſein Brevier und geht alsdann zur Ruhe.

So verfließen — mit ſeltenen Ausnahmen — alle Tage des Papſtes, von denen einer vom anderen auch in Nichts verſchieden iſt.

In den Augen eines Weltlichgesinnten wird das Leben Pius des Neunten wahrlich kein beneidenswerthes sein, und es dürfte das bekannte Lied: „Der Papst lebt herrlich in der Welt“ in sehr bescheidene Grenzen zurückzuführen sein.

Mannigfaltiges.

(Das Alter der ägyptischen Pyramiden.) Mahmud Bey, der Astronom des Vizekönigs von Aegypten, hat vor Kurzem eine merkwürdige Arbeit über das Alter der Pyramiden und ihre Beziehung zu dem Sterne Sirius herausgegeben. — Von dem verstorbenen Vizekönig beauftragt, die genaue Orientation dieser gewaltigen Denkmäler zu untersuchen, studirte er sorgfältig die Konstruktion derselben. Er fand für die große Pyramide 231 Meter Länge der quadratischen Basis und $146^4/_{10}$ Meter Höhe. Hieraus ergab sich, daß die Seitenflächen einen Winkel von 51 Grad 45 Min. mit dem Horizonte bilden. Bei den sechs Pyramiden zu Memphis ergab sich nahezu derselbe Neigungswinkel, der im Mittel $52^1/_2$ Grad beträgt. Dieser unveränderliche Neigungswinkel, in Verbindung mit dem Umstande, daß die Pyramiden und die übrigen Grabmonumente alle genau nach den vier Hauptweltgegenden orientirt sind, deuten darauf hin, daß irgend eine Beziehung zwischen denselben und dem Sternenhimmel stattfinden müsse. Mahmud Bey findet nun, daß der Stern Sirius, wenn er durch den Meridian von Gizeh geht, seine Strahlen fast senkrecht auf die südliche Seitenfläche der Pyramiden sendet. Der ägyptische Astronom berechnete daher die in Folge der Präzession eintretende scheinbare Veränderung der Position dieses Sternes für einige Jahrhunderte, und gelangte zu dem Resultate, daß 3300 Jahre vor Christus die Strahlen des Sirius bei seiner Kulumination genau auf die südliche Seite der Pyramiden senkrecht fielen. Aber nach den Prinzipien der Astrologie ist die einwirkende Kraft eines Gestirns am größten, wenn die Strahlen senkrecht auf einen Gegenstand fallen. Macht man also — bemerkt Mahmud Bey — die Voraussetzung, daß die Pyramiden etwa 3000 Jahre vor der Jetztzeit gebaut wurden, so erscheint es offenbar, daß man den Seitenflächen derselben absichtlich eine Neigung von 52 Graden gegen den Horizont gegeben hat, damit sie von dem schönsten Sterne des Himmels, der dem Gotte Sothis geweiht war, senkrecht bestrahlt werden sollten. Die Pyramiden aber sind Grabdenkmäler und stehen unter dem Schutze des Sothis (**Toth, Arubis**). Das Datum 3300 Jahre vor Christus stimmt auffallender Weise mit der Berechnung von Bunsen überein, nach welcher Cheops im 34sten Jahrhundert vor Christus regiert hat.

(Ein weiblicher Ehemann.) Wie der „Courrier du centre“ schreibt, ist kürzlich im Spital zu Limoges ein gewisser Jean Guimbard gestorben, welchen die ganze Stadt während seines langen Lebens für einen Mann gehalten hatte, während sich nach seinem Tode das Gegentheil auswies. Nur zwei Personen gab es, welche das Geheimniß jedenfalls schon weit früher gekannt halten, nämlich — die beiden Gattinnen der Verstorbenen. Guimbard hatte sich nämlich bereits im Jahr 1813 verheirathet und nach dem Tode seiner Frau zum zweitenmal 1842 mit einer Wittwe. Das Merkwürdigste ist, daß man zu beiden Ehen niemals etwas von häuslichem Krieg hörte und das Geheimniß so lange bewahrt blieb.

(Mißverständniß.) Ein fremder Herr fragte unlängst einen Schauspieldirektor, mit dem er zufällig in einem Gasthofe logirte: „Wie stark ist wohl Ihre Gesellschaft?“ — „Nicht sonderlich!“ antwortete jener, „der stärkste ist der erste Held, ein Hufschmied von Profession, die übrigen aber sind lauter Schneidergesellen.“

Gemeinnütziges.

Ein **Dr. Decaisne** in Antwerpen will die Entdeckung gemacht haben, daß Mineralöl oder Petroleum auf der Stelle jenes Parasit-Insekt aus der Familie der Acarus, welches die Krätze erzeugt, zerstört und diese Hautkrankheit sofort heilt. Das Oel wird ohne Einreibung angewandt und soll der bloße Dunst desselben auch alle Kleider von dem Ansteckungsstoff reinigen.

Räthsel.

Wer vom Letzten viel gesammelt
Und der Ersten Rath befolgt,
Führt mit gut benutztem Ganzen
Manchen Vorsatz glücklich aus.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 20. Dienstag, 14. Februar **1865.**

Das Fräulein von Flörsheim.

(Historische Ballade von G. Deisinger.)

I.

Es wüthet die Pest im Schwabenland,
Verbreitete Schrecken und Noth;
Es trennte der Liebe geheiligtes Band
Vom Gatten die Gattin der Tod.
Der Jüngling, die Jungfrau, der Greis an dem Stab,
Das Kind in der Wiege, sie sanken ins Grab:
Verderben hat Allen gedroht.

Und Cuno, der Ritter von Hellenstein, war
Wie Cröfus in Allem beglückt;
Zwei Söhne, die ihm die Gattin gebar,
Aus denen sein Ebenbild blickt,
Er rühmlichst bekannt im Kampf und im Strauß,
Ein zärtlicher Gatte und Vater zu Haus,
Der niemals von Sorgen gedrückt.

Und Irmengard, seine Gemahlin versüßt
Mit zärtlicher Liebe die Freud',
Im fröhlichen Treiben der Söhne verfließt
Gleich tanzenden Horen die Zeit.
Doch launisches Walten führt's irdisch Geschick,
Es fordert die Spende oft schrecklich zurück,
Ist für uns und gegen bereit.

Es klopfte des Schicksals gewaltige Faust
Am Thor seiner Felsenburg an,
Um die sonst vergeblich oft Stürme gebraust,
Die nie sich dem Feind' aufgethan.
Es schlich wie die Viper verderblich die Pest
Durch Wälle und Thore und Mauern so fest,
Schier trotzend dem Ewigkeitszahn.

Ein Jammern und Klagen vertreibt nur zu schnell
Den Frieden, der lang hier gewohnt,
Kein Freund mehr betritt die verderbliche Schwell',
Die gastlich hat Jeden belohnt.
Bald schien's, als vertrieb' eine finst're Gewalt
Die Menschen, von Wesen in Geistergestalt
Sei jetzt nur die Burg noch bewohnt.

Der Tod zog täglich mit Opfern hinaus
Von Knappen und Hauses Gesind.
Bald folgte die Gattin, die Mutter vom Haus,
Und Cuno, ihr jüngeres Kind.
Der Vater, dem brachen die Augen auch schon,
Rief Arthur, vom Schicksal verschont, seinen Sohn,
Und gab ihm den Segen geschwind.

Sanft drückte ihm dieser die Augen noch zu
Und schaufelt' ein Grab in die Erd',
Und legte den Leichnam zur ewigen Ruh',
Bestieg d'rauf ein stattliches Pferd,
Ritt weinend von dannen, wo Moder und Graus,
Das Leben verpestet, die Gaue hinaus,
Bis Schutz ihm der Himmel gewährt.

II.

Laue Lüfte, dunkler Schatten,
Sanfter Schlaf und süßer Traum
Lagern auf der Frühlings-Erde,
Sterne füll'n den Himmelsraum.

Kleine rosige Wölkchen wallen
Still am blauen Aether hin,
Schmetternd singen Nachtigallen
In des Waldes dunklem Grün.

Dort, wo bei dem Karlsthale
Willstein, Flörsheim's Schlößchen, steht,
Wo durch Sturz vom Moosalb-Falle
Jetzt ein Hammer-Wellrad geht,

Sitzt ein Schäfer, blonde Locken
Wallen um die Schultern dicht,
Gleich den Maienrosenflocken
Glüht sein mildes Angesicht.

Um ihn her liegt seine Heerde
Schafe, still und eingefried't,

Ruhend, bis die Nacht auf Erde
Vor dem Sonnenwagen flieht.

Wenn zu neuer Tagsbeſchwerde
Dieſer mahnt in Hain und Gau,
Führt er wieder ſeine Heerde
Auf den Schmelz der grünen Au.

Nach dem Sternenhimmel ſchauet
Thränenvoll ſein Augenpaar,
Denket an die Heimaths-Gauen,
Wo er froh und glücklich war.

„Ach, welch' Labyrinthen-Wege,“
Rief er, „führt das Weltgeſchick,
Heute über Felſenſtege,
Morgen auf die morſche Brück'!

„Den es heut' mit Pulo umſchwebet,
Morgen wie Tarantel küßt,
Daß der Menſch, ſo lang er lebet,
Nur ſein Sklav' und Würfel iſt.

„Glücklich ſind allein die Todten,
Sie berührt kein Wechſel mehr,
Huld und Rache des Despoten
Bleibt im Grab nur ſtumme Mähr.

„Könnt' ich mit den Wölkchen ziehen
Auf der ſternerhellten Bahn,
Hin zur lieben Heimath fliehen,
Wo die Thürme himmelan

„Sich erheben und verlaſſen
Schauet aus dem Eichenhain,
Von den hohen Felſenterraſſen,
Dort mein Bergſchloß Hellenſtein,

„Wo mir friedlich, frei und fröhlich,
Sorgenlos das Leben war,
Mit dem Vater, Bruder täglich
Und der wack'ren Knappenſchaar

„Noch turniert vor wenig Monden
Und den Preis mein Renner trug,
Theure Eltern liebend lohnten,
Treu ein Bruderherz mir ſchlug.

„Aber meine Sehnſuchtstriebe
Bleiben Wunſch, und das Geſchick
Führt mich in das Land der lieben
Heimath nie mehr froh zurück.

„Ach, warum ſtoh mich der Frieden,
Den der Tod den Meinen gab!
Ruht' ich, ſtatt hier Schaf' zu hüten,
Doch ſeßt dort im kühlen Grab!

„Fliehet, Grillen, Plagen, Sorgen!
Fluch dir, falſches Erdenglück!
Denn es bringt kein Hoffnungsmorgen
Meine Freude mehr zurück.“

Und er nahm, den Gram zu ſtören,
Der ihn zur Verzweiflung bringt,
Seine Flöte, ſpielt zu Chören,
Die's in Buſch und Zweigen ſingt.

Herrlich hallt das Echo wieder
Aus dem Thale, ſanft und rein,
Flöt' und Nachtigallen-Lieder
An den Mauern Willenſtein;

Wo ſchon lautlos ohne Harmen
Alles Fleiſch in Ruhe liegt,
Und in Morpheus Götterarmen
Sich der Geiſt in Träumen wiegt.

Nur zwei Augen hell und offen
Und ein Herz voll ſüßem Wahn
Malte Liebe, Glück und Hoffen
Droben auf dem Burgaltan.

Adel, Flörsheim's edle Tochter,
Lauſchte hier dem Flötenton
Und vernahm des Schäfers Klage,
Den verwaiſten Ritters-Sohn.

Mitleidsvoll und voll Empfinden
Süßer Liebe, Schmerz und Gram,
Wogt' und riß die zarte Binde
Zwiſchen Sehnſucht, Furcht und Scham.

In den ſeligſten Gefühlen
Sieg ſie nieder in das Thal,
Wo die Hirtenflöte tönet
Zum Geſang der Nachtigall.

Und ſie nahte, gleich der Grazie,
In dem leichten Nachtgewand,
Reichte huldvoll dem vertieften
Flötenſpieler ihre Hand;

Sprach: „Steh' auf, du edler Knabe,
Faß und zeige frohen Muth,
Alles, was ich bin und habe,
Theil' ich mit dir, Gut und Blut.

„Darfſt im Leben nicht verzagen,
Wenn des Schickſals Tücke droht.
Wer mit ihm den Kampf wird wagen,
Siegt durch Selbſtvertrau'n in Noth.

„Was es grollend dir genommen,
Friede, Muth und Lebensluſt,

Wird dir huldvoll wieder kommen
In die schwer beklomm'ne Brust.

„Reich' die Hand zum ew'gen Bunde,
Nimm sie! ich gehöre dein."
„Dir nur!" ging's von Mund zu Munde
Bei des Himmels Sternenschein.

„Schwör' ich Liebe, ew'ge Treue,
Als des Bundes höchsten Werth;
Gott im Himmel, gib die Weihe!
Zeuge sei die Lämmerheerd'!"

Und getröstet beim Entfernen
Stieg den Hügel sie hinan,
Als Aurora bleicht die Sterne
Und vom Schlosse kräht der Hahn.

Spielt bei hell'rer Abendstunde
Dort der Schäfer seine Flöt',
Wandelt sie im Thalesgrunde,
Bis die Sonne untergeht;

Steigt vergnügt in sel'ger Wonne
Dann zur Felsenburg hinan,
Kehrte wieder, wenn die Sonne
Wandelt' auf der Abendbahn.

So entflohen zweier Jahre
Treu' und Liebe ungestört,
Hoffend, daß an dem Altare
Bald ihr Mund den Bund beschwört.

(Schluß folgt.)

Stille Treue.

(Fortsetzung.)

Wie konnt' es auch, da mir Deine Worte mit so dumpfem, schweren Schmerz ins Herz drangen? Ich dünkte mir mit einem Male so viele, viele Jahre älter als Du! Zuweilen, letzter Zeit, hatte ich mich entdeckt, daß ich Dein und mein Alter nach dem Monat und nach dem Tag des Monats, ausrechnete und immer, mit einer leisen Beklemmung, fand, daß Du wirklich so viele Jahre jünger warst, als ich. Doch das Herz achtet wenig auf's Alter. Und nach dem stillen Leben, das ich in den Bergen geführt hatte, mit dem Einen regelmäßigen, fast unbemerkten und unberechneten, sommerlichen und winterlichen Wechselgang der Jahreszeiten, hätte ich beinahe ebenso gut ein Jährling sein mögen, der nur Einen Frühling gesehen und die Fröste nur Einer Weihnacht empfunden hat; wogegen Du mit Deinem großen gelehrten Wissen und dem schweren Denken, das Deine breite Stirne bereits gefurcht hatte, und der Last des Geistesfleißes, der Deine jungen Schultern gebeugt hatte, das volle Joch der Jahre getragen zu haben schienst, das sich mir nur mit so leichter Berührung aufgelegt hatte.

„Mir gedenkt's ganz gut, Robert," erwiederte ich: „ich that mir 'was darauf zu gut, mich um Dich annehmen zu dürfen. Jetzt mußt Du aber ins Haus gehen; der Nebel steigt auf und Du bist nicht überstark."

Ich sagte Das mit dem alten befugten Ton, und Du verließest mich, die noch allein an dem Grabe stehen blieb. Der Kirchhof streckte sich bis an den Rand des jähen Hügels vor, der weit hinaus die große Ebene überschaute. Sie war jetzt durch ein unter mir wallendes Dunstmeer verdeckt, auf das der Herbstmond, langsam hinter den östlichen Bergen aufsteigend, mit kalten bleichen Strahlen niederschien; denn die Ernte war überall eingethan und die schweren Oktobernebel sammelten sich in den Thälern und hingen in leichten Wolken um das vergelbende Buschholz in den Schluchten der Berge. Ich wandte mich, mit wehem Herzen, zu dem kleinen offenen Grab, das erste in dem neuen Friedhof, das noch des Küsters, zu seiner Deckung mit der Scholle für immer, wartete: das Kindesherz, das hier zur frühen Ruhe ausgeschlagen hat, hatte Selbstsucht nie befleckt, über die Kindeslippen, die vom ewigen Schweigen nun versiegelten, war nie ein Wort der Bitterkeit gekommen. So, sagte ich, mit einem Wehmuthsblick in das schmale kleine Grab, so soll es mit meiner Liebe sein; ich begrabe sie hier, so lange sie noch rein und selbstlos ist, wie eine Saat gesäet in Gottes Acker, und aus ihr soll eine volle Ernte der Glückseligkeit für Robert erspriessen und großen Friedens für mich.

Der herbstliche Nebel mochte schädlicher als gewöhnlich sein, denn ich erkrankte nach der Nacht zum ersten Male ernstlich, nicht blos mit bald gehobenen Leiden, sondern längere Zeit zwischen Leben und Tod schwebend. Unser Sommerleben zusammen wollte mir allmälig als etwas längst Vergangenes, fast in Vergessenheit Gehülltes, vorkommen. Meine Mutter lachte, als ich ihr graues Haar mit meinen schwachen Fingern strich und ihr sagte, ich fühlte mich älter als sie.

„Nein, nein," sagte sie, „wir müssen Dich jünger und hübscher haben, als je, Johanna. Wir müssen sehen, was wir für Dich thun können, ehe Du herunterkommst und Robert triffst. Der arme Robert! Wer hätte sich träumen lassen, daß er

tiefer betrübt und untröstlicher sein würde, als Deine Mutter selbst? Der arme Robert!"

Meine Mutter lächelte bedeutungsvoll und schaute mich scharf über ihre Brille weg an; ich sagte aber nichts, kehrte nur das Gesicht von ihrem forschenden Blick nach dem bereiften Fenster, wo der Winter seine zarten Blumenmuster auf die Gitterscheiben gezeichnet hatte.

„Johanna," fuhr sie fort und schloß meine Finger fest in ihre, „weißt Du nicht, daß wir Alle es wünschen, Robert's Vater und Deiner, und ich? Wir hatten's im Sinne, noch ehe er kam. Robert hat kein Vermögen, wir haben aber genug für Euch Beide, und ich liebe ihn wie einen eigenen Sohn. Du brauchst aus Deiner alten Heimath nie zu scheiden. Johanna, liebst Du Robert?"

„Ich bin aber älter als er," flüsterte ich.

„Ein erstaunlicher Unterschied," sagte sie und lachte wieder; „ich bin auch älter als der Vater; wer könnt's aber jetzt sagen? Und was liegt daran, wenn Robert Dich liebt?"

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

(Amor's Audienzsaal.) In einer Gesellschaft wurden Phantasiegemälde zur Aufgabe gestellt; eine der anwesenden Damen traf das Loos, ein Bild von Amor's Audienzsaal zu entwerfen. Die geistreiche Dame entledigte sich ihrer Aufgabe in zarter Lösung auf folgende humoristische Weise: „Ein niedlicher Salon von schwärmerischem Aussehen, dessen Wände mit interessanter Bläße tapezirt sind, empfängt den Eintretenden. Ein italienischer Kamin, mit brennenden Herzen geheizt, verbreitet eine liebesglühende Wärme. Statt der Fenster erblickt man ringsum in den Wänden eingemauerte Vergißmeinnicht-Augen, welche eine magisch-melancholische Helle verursachen. Auf der rechten Seite des Salons steht ein schwermüthiges Kanapee mit nußbraunen Seufzern gepolstert und mit Lilienbänten überzogen. 6 gemüthliche Sessel stehen schmachtend in dessen Nähe. Ein Bücherkasten von leidendem Aussehen mit eingelegten Perlenzähnen steht schlichtern, den **Code d'amour** enthaltend, zur Seite links. In der Mitte des Saales befindet sich ein tiefgebeugter Tisch, getragen von vier Alabaster-Armen mit einem Rosenwangen-Ueberzug. Eine Blumenuhr, deren Ziffer von Seidenhaaren, deren Zeiger von Rosenfingern sind, stöhnt alle Viertelstunden die abgelaufene Zeit, repetirt die Liebesschwüre und bleibt bei der ewigen Treue stehen. Wassergefäße, von Schwanenhälsen gehalten, ragen neckisch aus schamrothen Nischen hervor und verbreiten tausend aromatische Düfte. Eine in sich gekehrte Landkarte, zusammengesetzt von **Billets doux**, zeigt die Wege zu dem Herzen in allen Welttheilen. Elegische Lüfter, mit Purpur-Lippen garnirt, zieren, an Haarlocken-Seilen hängend, den liebesseligen Plafond, der von Köchern und Pfeilen strotzt. Schnäbelnde Täubchen garniren die Blumengesimse des Portals. Ein bekommenes Schreibzeug mit gerührter Tinte gefüllt, steht leidenschaftlich auf einem hingerissenen Sekretär. Die anmuthige Physiognomie des liebenswürdigen Fußbodens ist mit Liebesbriefen aller Art eingelegt. In einer Ecke des Salons führen sechs geistreiche Stufen von cararischem Liebreiz zu einem charaktervollen, konstitutionellen, farbhaltigen Throne, mit seelenbelauschenden Teppichen liberal überzogen. Und das ist der Sitz des großen Richters und des kleinen Gottes."

(Ob Postvorschuß Federvieh tödte?) Der Bürgermeister eines kleinen Dorfes im Fulda'schen berichtete an den öffentlichen Ankläger: „daß dem Ortsbürger N. N. am verwichenen Abend sämmtliche Hühner mit „Postvorschuß" vergiftet worden seien." Die Staatsbehörde, ihrer akademischen Vergangenheit eingedenk und sonach nicht unvertraut mit den oft bedenklichen Wirkungen dieser Spezies auf Koffer, Pakete und Briefe, kannte gleichwohl eine Anwendung wie vorliegend nicht und ließ daher den Berichterstatter persönlich fordern. Auf diesem Wege stellte sich denn heraus, daß der Mann allerdings nicht beabsichtigt hatte, die Toxikologie um eine neue Giftform zu bereichern, sondern in dem Versuche, ein Fremdwort auszudrücken, nicht ganz glücklich gewesen war. Er hatte „Phosphorus" schreiben wollen. „Aha!" sagte die Staatsbehörde.

(Ein kluger Vater.) Ein scharfsinniger alter Herr sagte einstens zu seiner Tochter: „Meine Liebe, heirathe ja nicht einen armen Mann; bedenke aber, daß der ärmste Mann derjenige ist, der Geld hat und weiter nichts."

Auflösung des Räthsels in № 19:
Mutterwitz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 21. Freitag, 17. Februar 1865.

Das Fräulein von Flörsheim.

(Schluß.)

III.

Die Kreuz, die Quere und hoch zu Roß
Zieh'n Ritter daher nach Flörsheim's Schloß,
In Küraß und Helme, Schild und Lanze,
Als ging's zum blutigen Schwerter-Tanze.
Bald füllte sich droben der Vorhof vom Schloß,
Daß zittert der Boden vom Hufschlag der Roß'.

Der heutige Tag zählt zwanzig Jahr',
Daß Flörsheim's Gattin die Tochter gebar.
Verherrlichen will der Vater dies Feste
Nach Brauch mit Preisturnieren der Gäste.
Drum ließ er einladen in pfälzische Gau'n
Viel' Ritter und Junker, Jungfräulein und Frau'n.

Erst machte der Becher mit Wein die Rund',
Glückwünsche erschollen aus jedem Mund,
Die Frau'n gaben Adel zum Tagesgedenken
Zwei goldene Haarreif, den Falk zu Geschenken.
Die Ritter gelobten, zur Würde und Ehr'
Für sie heut' zu brechen die Lanze, den Speer.

D'rauf kündigt ein Herold den Preiskampf an.
Schnell schwang zu Roß sich der Rittersmann
Und tummelt umher auf der Felsenkrone,
Und freundliche Winke vom hohen Balkone
Erheitern und steigern zum Kampfe den Muth,
Als ging' es zum Streite für's heiligste Gut.

Dann zog man zur Rennbahn mit blanker Wehr,
Es schwirrte die Lanze, wild brauste der Speer,
Das Schmettern der Hiebe auf Panzer und Schild
Ereifert die Kämpfer, drein schallet so wild
Der Rosse Gewiehr, daß gellend erwacht
Das Echo im Thale mit spottender Jagd.

Bald waren entwaffnet viel' Kämpfer im Kreis,
Hildebrand von Dalberg gewann den Preis:
Zwei goldene Sporen, eine werthvolle Lanz',
Den silbernen Helm mit Lorbeerlaub-Kranz
Ueberreichte Adele mit freudigem Blick
Und wünscht beim Gebrauch ihm viel Ehre und Glück.

Jetzt kehrte man wieder zum Rittersaal,
Hier winkte den Gästen der Wein im Pokal,
Die Pauken, Trompeten und Hörnerklänge
Erschollen abwechselnd und Minnen-Gesänge;
Da wurde der Freude kein Ende gemacht,
Bis dreimal gewechselt hat Tag und Nacht.

Dann zogen die Gäste der Heimath zu;
Dem Preisträger aber schwand Frieden und Ruh'.
Er hatte Adele durch freundliches Minnen
Als Lebensgefährtin gehofft zu gewinnen;
Vergeblich jedoch war sein vieles Bemüh'n,
Und Dalberg mußt' traurig von dannen zieh'n.

IV.

Der Ritter Graf Dietrich von Diemerstein
Fand sich auch beim Turnierkampf ein,
Und als er Fräulein Adele sah,
Schien ihm der Himmel auf Erden nah'.

Der Schmerz der Liebe, der ewige Sklav',
Droht 's Herz zu sprengen dem jungen Graf,
Er bat und beschwor die schöne Maid
Um erwiedernde Liebe; da ward ihm Bescheid:

„Spart Bitten und Schwüre, Gott hat es gelenkt,
Schon hab' ich die Hand einem Jüngling geschenkt,
Und was ich gelobet hab', heilig und hehr,
Das löset auf Erden kein Sterblicher mehr."

Da wandelt im Schein er als reuige Seel'
Zum Klausner ins Karlsthal zur Felsenhöhl',
Erforschte bei diesem mit opfernder Hand
Des Jünglings Aufenthalt, Namen und Stand.

Der sagt ihm: „Bald kommet der Tag und die Stund',
Da beschwören vor Gottes Altar sie den Bund,
Dann zieht er von hinnen, hüt' nimmer die Schaf,
Nach Schwaben zur Heimath, dort wohnt er als Graf."

Jetzt setzte sich Dietrich gleich auf sein Roß,
Nahm Abschied droben auf Flörsheim's Schloß,
Jagt stracks in den Wind, im Herzen nicht Ruh',
Der Schafesweide nach Aschbach zu.

Wo dorten die alte Eiche noch steht,
Worüber die Zeit manch' Jährlein geweht,
Singt heiteren Muthes ein Schäfer sein Lied,
Als hütend die Heerde zur Weide zieht.

Da sprengte heran auf schäumendem Pferd
Ein Ritter im Harnisch mit Lanze und Schwert,
Durchbohrte aus Rache, in Eifersucht,
Die Brust des Schäfers und nahm die Flucht.

Dies sah ein Jäger, der dorten gejagt,
Der gleich bei Flörsheim den Thäter verklagt:
„O Herr, Euer Schäfer liegt starr und bleich,
Gemord't von Graf Dietrich, ist er eine Leich'!"

„Ach, Vater!" seufzt Adele, „nur jetzt nicht gerast't,
Mit Eueren Knappen die Schwerter erfaßt,
Die Rosse gesattelt, reitet gleich dem Wind,
Damit Ihr bald seinen Mörder find't.

„Und stoßet ihn nieder, das sei sein Lohn,
Weil er hat gemordet des Grafen Sohn,
Dem Treu' ich geschworen auf ewige Zeit.
Ach lieber gleich sterben, als brechen den Eid!"

Da sprengte der Vater aus der Burg,
Ritt mit den Knappen die Gegend durch,
Sie forschten und suchten früh und spat,
Zu rächen am Mörder die Freevelthat.

Doch ob sie auch streiften bei Tag und Nacht,
Sie fanden ihn nicht, er war bewacht;
Verfolgt durch Reue, von Furcht und Gram,
Ein hären Gewand er im Kloster nahm.

V.

Zu Aschbach auf dem Hügel
Da hält ein Leichenzug,
Hier fließen viele Thränen
Dem, den zu Grab man trug.

Man senket die Gebeine
Ins frühe Grab hinein
Des schönen, jungen Schäfers,
Des Grafen von Hellenstein.

Von Wilstein Tag für Tage
Geht eine Jungfrau hin,
Weint auf das Grab viel' Thränen,
Bis Blümlein d'rauf erblüh'n

Sie pilgert jeden Morgen
Zu diesem Traurort,
Bis auf ihr Bitten der Vater
Bant eine Kapelle dort.

Er ließ in Steine hauen
Ein Schäflein, Schlyp' und Flöt',
Die Jeder kann noch schauen,
Wer dort vorübergeht.

Hier wacht sie Nacht' und Tage,
Schickt viele Jahre lang
Zum Himmel ihre Klage
Mit Beten und Gesang.

Und erst nach vielen Jahren
Ward ihr Gebet erhört:
Sie lag am Betaltare
Als Leiche still verklärt.

Da bracht' man sie zu Grabe
Und legte ihr Gebein
Zu ihrem theuren Schäfer,
Zum Graf von Hellenstein.

Es wurden wohl die Beiden
Im Himmel droben getraut,
In seligen Engelsfreuden,
Der Schäfer mit der Braut.

Sollt' ihr nach Aschbach kommen
An der Kapelle vorbei,
So flüstert's: Hier ruh'n die zwei Frommen,
Begraben in Liebe und Treu'.

Bemerkungen des Verfassers: Diese Kapelle, jetzt Ruine, ward die erste protestantische Kirche in der Pfalz. Franz von Sickingen, welcher mit einer Tochter des Ritters von Flörsheim verehelicht war, kam öfters mit dem prot. Ritter hier zusammen und Ulrich von Hutten soll hier zuweilen Gottesdienst gehalten haben. Ein Ritter Hans von Flörsheim beabsichtigte hier ein Dorf anzulegen, er ließ im Jahre 1520 selbst ein Gebäude mit 6 Wohnungen erbauen — jetzt der Aschbacherhof —, auch findet man jetzt noch Spuren, daß Häuser in diesem Thale standen. Johann Hübner, Rektor in Leipzig, beschreibt in seinem Lexikon 1729 ein Dorf alda, allein das Thal ist, um ein Dorf anzulegen, nicht geeignet und man baute lieber in Trippstadt, Steinbenz und Mölschbach an. Der Gottesdienst jedoch wurde für diese 3 Gemeinden durch einen Frühmeßner aus Kaiserslautern zu Aschbach in diesem Kirchlein gehalten. Im 30jährigen Kriege wurde sie zerstört, und da Trippstadt sich immer mehr vergrößerte, so bauten diese drei Gemeinden eine Kirche in Trippstadt, wo der Alter aus dem Kirchlein zu Aschbach sich befindet. Der Taufstein aber blieb stehen, bis in den 1820er Jahren ihn einer der Hofesitzer nahm und als Wassertrog verwendete. In den Jahren 1830 kam der Aschbacherhof, an welchem Mehrere Theil hatten, durch Kauf an einen Eigenthümer, und im Jahr 1842 oder 43 erbat sich der katholische Pfarrer von Trippstadt von dem Eigenthümer des Hofes,

wegen seiner schönen Bearbeitung und historischen Erinnerung, den Taufstein, welcher jetzt in der katholischen Kirche zu Trippstadt steht.

Stille Treue.

(Fortsetzung.)

Ich will keinen Tadel wider Dich erheben, aber viel in Deinem Benehmen trug dazu bei, den süßen Wahn zu nähren, der mir neue Gesundheit und Stärke brachte. Du nanntest meine Mutter „Mutter“. Du schicktest zärtliche Botschaften durch sie, welche in Ton und Blick durch ihr hocherfreutes Ausrichten nichts verloren. Du hieltest keinen Gang für zu weit, um Blumen für mich aus den Gärten in der Ebene unten zu bekommen. Als ich wohl genug war, um wieder in die unteren Zimmer zu kommen, empfingst Du mich mit entzückten Glückwünschen. Du machtest geltend, daß die blaue Stube, mit ihrer Lage gegen Mittag und mit ihrem festgefügten Getäfel, das wärmste Gemach im Hause sei, und gabst Dich nicht zufrieden, bis das große kattunene Sopha mit den weichen Kissen aus seiner Ecke gehoben und an's Kamin gestellt wurde, zum Daraufliegen für mich und Dir Zusehen, während Du unter Deinen Büchern geschäftig saßest; und wie oft im Tag hast Du den und jenen Satz laut gelesen oder einen Band zu mir hergebracht, damit ich mit Dir dieselbe Seite überlese, während Du geduldig warteteſt, da meine langsameren Augen und Denkkräfte länger brauchten, als die Deinen, den Sinn aufzunehmen. Selbst wenn Du fort in der Oberpfarre warst — denn während meinem Kranksein hattest Du angefangen, Deine Abende dort zuzubringen, wenn Dich nicht kirchliche Pflicht zurückhielt — saß ich in Deinem Arbeitszimmer mit Deinen Büchern um mich, worin Du Stellen für mich zum lesen aufgezeichnet hattest. Mit dem vollen Gesunden ging's aber nicht so schnell.

Ich lag eines Abends auf dem Sopha, in meiner Mutter weißes Umschlagtuch eingewickelt und eben in halbträumendes Schlummern übergehend, da hörte ich Dich, von einem Deiner Besuche in der Oberpfarre zurück, eintreten. Ich weiß selbst nicht, warum ich mich nicht ermunterte — ich müßte Dein Erscheinen denn nur für ein Stück Traum gehalten haben, — Du schrittest aber geräuschlos über den Boden und standest eine oder zwei Minuten neben mir und schautest — ich fühlte es — nieder auf mein verändertes Gesicht und meine geschlossenen Augen. Hätte ich geschlafen, so würde ich nimmer die leichte, schüchterne, zitternde Berührung Deiner Lippen auf meinen gespürt haben. Doch meine Augen öffneten sich mit einem Male und Du wichest zurück.

„Was ist, Robert?“ frug ich, denn wie durch inneren Trieb empfand ich, daß die Liebkosung nicht mir galt. „Warum hast Du mich geküßt, Robert?“

„Weiß ich doch selbst nicht, daß ich's früher nicht that,“ versetzteſt Du, „Du bist mir so wie eine Schwester. Ich habe sonst keine, Johanna, und meine Mutter starb, als ich noch sehr jung war.“

Du standest mir gegenüber in dem hellen Feuerschein mit einem Gesicht, so wechselnd und fliegend roth, wie eines Mädchens, und mit einer beglückten, jugendlichen, hochgehobenen Freudigkeit in ihm, die ganz verschieden von Deinem sonstigen ruhigen Aussehen war. Wie ich Dich ansah, legte sich mir der alte Schmerz wie eine vergessene Last von Neuem auf's Herz.

„Wie bin ich glücklich!“ sagteſt Du, indem Du nieder zu mir herüberkamst und neben mir knieteſt.

„Ist es etwas, das Du mir mittheilen kannst, lieber Robert?“ sagte ich, und legte meine Hand auf Deine Hand und wunderte mich auch da über die Weiße und Dünne meiner armen Finger. Die Thüre hinter Dir wurde geöffnet, doch Du hörteſt es nicht, und meine Mutter stand einen Augenblick unter ihr, lächelnd auf uns Beide herabsehend; ich ahnte schmerzlich ihr Mißverstehen.

Dann sprachst Du zu mir, schüchtern anfangs, aber allmälig immer zuversichtlicher, von Adelheid Vernon. Ich kannte sie wohl: ein liebliches anmuthiges Geschöpfchen, mit zierlich gefallsüchtigem Pensionsfräuleinwesen, das selbst in der Kirche sich nicht verläugnete, trotzdem ihre Tante mit den schwarzen Brauen und dem dunklen Gesicht neben ihr in des Oberpfarrers Stuhl saß. Während Du sprachst, beredt geworden im Drang der entzückten Empfindungen und Worte des Liebenden, schwebte das schöne junge Antlitz, mit seinem Lilienschimmer und Rosenhauch, lebendig vor mir; der Strom Deiner Lobpreisungen schien aber mein schmerzendes Herz wie eine gewaltig durchbrechende Fluth, die mit trostloser Verheerung wider mich anschlug, zu überschwellen.

Ich brauche Dich nicht an den Widerstand zu erinnern, den Deine Liebe fand. Herr Vernon war einer Heirath seiner ausſteuerlosen Nichte mit seinem armen Unterpfarrer von Rittingshope abgeneigt; seine Mißbilligung war aber nichts in Vergleich mit der maßlosen Wuth, mit der Frau Vernon, die für Adelheid andere Absichten hatte, der Verbindung sich entgegen zeigte. Der Oberpfarrer kam

zu uns ins Haus herauf und sagte uns — Du erinnerst Dich? — mit Thränen, die sich dem sonst so stolzen und schweigsamen Mann entrangen, daß er nichts Minderes fürchte, als eine Wiederkehr jener entsetzlichen Krankheit des Wahnsinns, die seit Jahren seine Gattin als Gefangene unter seinem eigenen Dache gehalten habe. In unserer eigenen Familie fand sich ein ebenso bitteres, aber nicht so offen hervortretendes Grollen, das sich Dir nur mittelbar und dunkel fühlbar machte. Ich erfuhr jetzt, wie lange schon voraus Dein Vater und der meinige ihren Plan auf unsere Heirath gemacht hatten. Deine arme thörichte Liebe schien Allen, nur nicht Dir und mir, eine übereilte Selbstsucht. Selbst ich meinte zuweilen, Adelheid's Liebe zu Dir entspringe aus reinem Widerspruchsgeist und kindischem, romanhaftem Sinn, die gerade aus dem gefundenen Widerstand ihre Nahrung zögen. Wie ich die Bahn Dir ebnete; wie ich, ohne durch die erfahrene Enttäuschung mich erkalten zu lassen, Dein Glück auf Deine Weise suchte, als wäre es meines auch gewesen; das weißt Du zum Theil. Wir setzten es also endlich durch....

Trotz all meines stillbekämpften Schmerzes that es wohl, Dich den Bau Deiner kleinen Pfarrwohnung überwachen zu sehen — das viereckige, rothe Backsteinhaus neben der Kirche mit den, mit blauem, würfelartig eingelegtem Ziegelwerk eingefaßten Thüren und Fenstern. Es war kein Steinwurf weit von unserem Hofe, und die blaue Stube sah nicht viel von Deiner Gegenwart, und auf den Büchern, die Du zu lesen gewohnt warst, sammelte sich der Staub. Ich sollte aber mit Dir Deinen Jubel theilen: so oft die großen Balken in Dein Dach gefügt, oder die Tragsteine in Deine Mauern eingemauert wurden, oder die blauen Ziegel um Deine Fenster gesetzt, mußte ich Dir zusehen und Deinen Befürchtungen zuhören, die neue Häuslichkeit möchte Adelheid's nicht würdig sein. Alle meine traurige Gedankenlast — denn Tag für Tag trateſt Du mein Herz wie mit Füßen — arbeitete ich an Deinem Hause weg, um das Nestlein in Adelheid Vernon's Augen ja zierlich und hübsch aussehen zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Aecht französisch.) In einem Salon erzählte Herr ...: „Als ich Minister war, hatte ich das Glück, mir die Freundschaft eines Herrn zu gewinnen, der eine starke Neigung für mich zu empfinden und ohne meine Gesellschaft nicht leben zu können schien. Er besuchte mich jeden Tag. Genau um Mittag, trat er täglich in mein Empfangszimmer, und wenn der Thürsteher den Grafen N. ankündigte, war es gerade, als würde eine Wanduhr zwölf schlagen. Das dauerte mehrere Jahre so fort und ich durfte mir einbilden, in diesem Herrn einen warmen und ergebenen Freund zu besitzen. Da ereignete sich ein Wechsel in der Politik und ich verließ das Ministerium. Als mein Freund, an dessen Unterhaltung ich mich gewöhnt hatte, in den ersten Tagen nach meinem Rücktritte sich nicht bei mir blicken ließ, glaubte ich, er sei vor Gram über meinen Sturz erkrankt. Doch es vergingen mehrere Monate, ohne daß ich den Grafen N. wieder zu sehen bekam. Eines Tages sprach ich ihn auf der Straße und er stürzte schon von ferne mit freudigen Ausrufen auf mich zu und überschüttete mich mit Freundschaftsbezeigungen. Ganz erstaunt, mich kalt und abweisend zu finden, fragte er, ob ich etwas gegen ihn hätte. Ich konnte nicht umhin, ihm sein Betragen gegen mich vorzuhalten und wie sonderbar ich es finden müsse, daß er mich jetzt ganz vergesse, während er früher täglich auf das Ministerium gekommen war. „Sie haben Unrecht, mir Untreue und Unbeständigkeit vorzuwerfen, ich gehe noch jetzt jeden Tag hin.“

Ein neuer Diogenes hat sich an der Straße von Lindau nach Wangen aufgethan. Seines Zeichens ein Küfer, guckte er allzu oft und tief in Faß und Glas, bis sein Häuslein vertrunken war. Da baute er sich mit eigener Hand ein neues, ein mächtiges Faß. Es ist oval, nahezu 30 Fuß hoch und 16 Fuß lang, mit eisernen Reifen gefaßt und von außen getheert; die beiden Böden des Fasses bilden die Vorder- und Hinterseite mit je drei Fensteröffnungen eine über der andern, um den drei Stockwerken Licht zuzuführen. Im ersten Stock wird geküfert, unter der Werkstatt schläft des Meisters Ehehälfte nebst Sohn (sie können zu Bett nicht gehen, sondern nur schlüpfen) im zweiten Stockwerk ist Küche, Empfangs-, Wohn-, Speise-, Garderobe- und Schlafzimmer des rothbenasten neuen Diogenes, der nicht selten illuminirt ist, aber nicht durch eine Laterne; endlich im dritten Stockwerk ist der Hausrath insgemein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 22. Sonntag, 19. Februar 1865.

Stille Treue.

(Fortsetzung.)

Deine Hochzeit sollte am Dienstag sein und am Montag ging ich mit Dir nach der Oberpfarre hinunter. Die Hauseinrichtung war Dir wohlbekannt geworden, nur der lange, niedere, südliche Flügel nicht mit seinen leeren, von Epheu überzogenen Mauern und mit seinen auf der andern Seite auf einen breiten seichten, von hundert Bergwässerchen gespeisten See hinausgehenden Fenstern. Dort waren Frau Vernon's Wohnräume, die für sie während ihrer langdauernden und anscheinend hoffnungslosen Krankheit gebaut worden waren, denn ihr Gatte hatte ihr versprochen, daß sie stets unter seinem Dach gepflegt bleiben solle. Sie besorgte sie allein, ließ selten einen Fuß sie betreten; und als wir an das Haus kamen, zog Herr Vernon mich bei Seite und bat mich flehentlich, den Versuch zu machen, wo möglich zu seiner Frau zu gelangen, die seit gestern sich eingeschlossen und selbst ihm den Zutritt verweigert habe. Ich schritt über den langen engen Gang, der jene Räume von dem übrigen Wohnhaus trennte, und klopfte leise an, und hörte nach einer minutenlangen Stille Frau Vernon's fragende Stimme: „Wer ist da?"

„Nur die Johanna Meadows," gab ich zur Antwort.

Ich war bei ihr groß in Gunst, und nach kurzem Zögern ging die Thür auf und Frau Vernon stand vor mir; ihre hohe kräftige Gestalt in einen Schlafrock gehüllt, der die sehnigen Arme bis zum Ellbogen bloß ließ, während die dicken Locken ihres schwarzen, eben leicht mit Grau gestreiften Haares aufgelöst um ihr dunkelsarbiges Gesicht fielen. Das Zimmer hinter ihr war überallhin mit unordentlich umherliegenden Dingen überstreut und das Kaminfeuer, an dem sie gesessen war, von Gluthasche halb erstickt, während das mit Staub überzogene Fenster keinen Blick in die Berglandschaft draußen durchließ. Sie kehrte zu ihrem Stuhl am Feuer zurück und maß mich mit einem finstern Drängen aus ihren gerötheten Lidern hervor. Das Zittern ihrer Glieder, so muskelstark sie waren, und das Glitzern ihres Gesichts sagten mir so sicher als der leise ekelerregende Geruch, der das Zimmer durchzog, daß sie Opium genommen hatte.

„Johanna," rief sie mit einem Ausbruch trunkener Thränen, den sie zu verbergen nicht versuchte, „komm' her und setze Dich neben mich. Mir ist so elend, Johanna! Deine Mutter war am Sonnabend hier und sagte mir, Du liebest Robert Scott und Jedes wünsche, daß er Dich heirathe. Adelheid, das arme gemalte Püppchen, ist keine Frau für ihn und wird ihn unglücklich machen; Du wirst auch elend sein, wie wir Alle.

Das Herz sank mir bei dem Gedanken an Dein Herzeleid. „Ich bin nicht elend," versetzte ich, indem ich mich an ihre Brust warf und ihr in die zornsprühenden Augen blickte; „Sie wissen nicht, wie stark und still wir werden, wenn wir das Glück Derer suchen, die wir lieben. Wir können nicht bestimmen, wer das Andere lieben soll, und es war Gottes Wille nicht, daß Robert mich wählte. Machen wir sie so glücklich, als wir vermögen."

Sie ließ mich sie zu ihrem Sitz geleiten und ihr von Dir und von Adelheid in einer Weise reden, die beruhigend auf sie wirkte, bis sie sich dazu verstand, sich mit meiner Hilfe anzukleiden und mit mir zu der im andern Theil des Hauses versammelten Gesellschaft zurückzukehren.

Es war aber Etwas in Adelheid's ganzem Benehmen, was Frau Vernon reizen mußte. Sie trieb allerlei närrisches Zeug mit uns, besonders aber mit ihrer verdüsterten Tante, um die sie sich mit einem Muthwillen, so recht zum Aergern, und gemischt mit einer gewissen unruhigen Zärtlichkeit,

zu thun machte, die sich in zahllosen Kindereien kundgaben, zugleich aber mit einer solchen Anmuth und Artigkeit, daß wir, mit Ausnahme der Frau Vernon, es nicht über's Herz bringen konnten, sie zu schmälen. Ich war froh, als die Zeit zum Fortgehen kam, wiewohl Du über den Rasenplan lange hinzögertest, jede Minute nach Adelheid zurückschauend, die unter der Säulenlaube stand — ihr weißes Gewand leuchtend in den Abendschatten und sie selber Kußbände Dir nachwerfend mit einem Lachen, das mit seinen wie Musik lieblichen Tönen verhallend uns nachklang.

Du schliefst die Nacht, wie wir oft schlafen, ohne Ahnung, daß die uns, wie nur das eigene Leben Theuren in großen Gefahren schweben. Du schliefst, ich aber blieb die ganze Nacht wach und rief Dich früh am Morgen mit der Nachricht, daß die Sonne über die Berge in den wolkenlosen Himmel herauf steige und Dein Hochzeittag angebrochen sei.

Wir waren zeitig in der Oberpfarre, doch hatten die Dorfeinwohner schon einen Blumenbogen um das Eingangsthor gezogen. Frau Vernon, ungewöhnlich reich und sorgfältig gekleidet, sah unserm Kommen unter der Säulenlaube entgegen und empfing uns Beide mit ernstem aber freundlichem Begrüßen. Das ganze Haus war in Bewegung von vielen eilenden Füßen und von schmetternden Thüren; obwohl Du aber voll Unruhe warteteſt und lauſchteſt, so kam doch Niemand zu uns nach der kleinen Stube, in der wir Drei beisammen saßen, bis die Thür langsam aufging — Du mit entzückter Ungeduld ihr Dich zuwendend! — und Herr Vernon eintrat und uns sagte, Adelheid sei nirgends zu finden.

„Bleibe ruhig," sagte Herr Vernon zu seiner Gattin, „allein Adelheid wird seit Tagesanbruch vermißt; sie war fort, als ihre Gespielinnen sie zu rufen gingen. Du erinnerst Dich, sie pflegte, wenn sehr aufgeregt, im Schlaf zu wandeln; und heute Morgen stand die Vorsaalthür offen und auf dem Weg nach Ratlinghope fand man ihren Hut. Die vielfache innere und äußere Unruhe von gestern muß die Urſache sein."

„Sie wollte zu mir!" sagteſt Du mit lebhaftem Lächeln und Erglühen, was aber erblich, als Du allmälig die Wirklichkeit von Adelheid's Verschwinden Dir vergegenwärtigteſt.

Die Hügel und Berge streckten sich Meilen weit hin, mit da und dort dachartig abfallenden Felsen, die über tiefen stillen, von Schatten schwarzen und mit Röhricht dicht umzogenen, kleinen Seen hereinhingen, auch enge Spalten gab's da, die tief hinab in das lebendige Gestein der Bergkette rissen und mit Gestrüpp überwachsen waren, wo zuweilen die Schäfer ihre Lämmer, unsichtbar oder unrettbar, kläglich blöken hörten, bis das Nothgeſtöhn vom Widerhall unbeachtet erstarb. „Kinder sind schon dort verloren gegangen," schrie Frau Vernon, verzweifelt die Hände ringend; und war Adelheid in der Dunkelheit fortgewandert, so mochte sie jetzt todt in den Tiefen der schwarzen Bergseen oder lebend eingekerkert in einer der Felsspalten liegen.

Ich wich jenen Tag nicht von Deiner Seite; wie aber Stunde um Stunde verstrich, sah ich Dein junges Antlitz mit fahlem, geisterhaften Wechsel sich überziehen, wie Dir das Herz mehr und mehr verzagen wollte. Frau Vernon hielt sich dicht an uns, obwohl wir bald jeden andern Sucher hinter uns ließen, und ihre wunderbare Kraft ermattete nicht, selbst als Deine starke Ausdauer sich erschöpfte. Ich kannte die Berge so gut, als die Hirten; und von einem schwarzen unbewegten Bergsee zum andern, gleich düſter und unheimlich, führte ich Dich, ohne zu reden; außer daß wir in jede Kluft, deren Tiefe unsere angestrengten Augen nicht zu erspähen vermochten, laut riefen, bis die schwarzen, fenchten Wände des Abgrundes den Namen Adelheid zurückmurmelten.

Für uns gab es keine Ermüdung, so lang das Tageslicht währte; meinten wir doch, die Sonne könne nicht niedergehen, bis wir sie gefunden hätten. Dann und wann verweilten wir uns auf der Spitze irgend eines Bergvorsprungs, die Hände an die Ohren haltend, um das fernste Flüstern der Zeichen gebenden Glocken zu erhaschen; den schwächsten Ton, der je, wenn überhaupt einen die Luft uns zutrug, ins Hochland vom Kirchenglockenthurm aus der Ebene fernab herauftrang.

Das Suchen wurde viele Tage fortgeſetzt; doch keine Spur fand sich von Adelheid, außer einem Spitzenhäubchen, das beschmutzt und thaunaß an einem der Bergseen lag, den wir Drei besucht hatten, ohne jedoch damals es zu entdecken. Frau Vernon trieb uns zum Forthoffen und kräftigen Aushalten an, lange nachdem jeder vernünftige Grund zum einen wie zum andern verschwunden war, verfiel aber dann selbst in eine Niedergeschlagenheit, welche nahezu eine Wiederholung ihrer früheren Krankheit drohte. Sie sammelte alle kleinen Besitzthümer Adelheid's und verbrachte unter ihnen jeden Tag viele Stunden in ihren eigenen Wohnräumen, war aber allezeit bereit, sie zu verlassen, wenn Du in Deinem herben Gram zur alten Heimath des verlorenen Mädchens gewandert kamſt und strebte dann, Dich mit einer geduldigen innigen Weichheit zu trösten, die an einem so harten und hochmüthigen Weib seltsam erschien. Du wollteſt Dich aber

nicht trösten lassen und alle Pflichten Deines Amts beiseitesetzend, schweifest Du unablässig in den Bergen umher, schleppest Dich da fast leblos in unser Haus zurück — denn Deines wolltest Du nie betreten — und fragst mich Abend um Abend, wie Sonnenuntergang und Dunkelheit um die Berge sich breiteten, ob denn kein Ort undurchforscht geblieben sei, als ob's möglich gewesen wäre, die hingegangene Todte zurückzurufen und sie noch lebend im öden Berggewirr zu finden!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bettler.

Bettler! wie unheimlich klingt das Wort. Krüppelhaft, frech oder gebrochen, so denken wir uns den Mann, kränklich, verkommen und schamlos, so denken wir uns das Weib, die Beide ihre Hand nach einer milden Gabe ausstrecken. Welche Kette schlingt sich aber zwischen Wiege und Bettlerstab jener Elenden? Ich kenne die Geschichte zweier Bettler, deren romantischer Schimmer fast den Verdacht erregen könnte, sie sei überrheinischen Ursprungs; sie spielt jedoch auf deutscher Erde und hat nur den Nachtheil, daß sie nicht erfunden ist.

Auf einer deutschen Universität feierte eine Studentenverbindung, eine „Couleur", wie der Burschenausdruck lautet, ihren 50jährigen Bestand. Die Feier des Tages, an der sich auch benachbarte Universitäten betheiligten, wurde durch den großartigen Commers, der Abends abgehalten wurde, glänzend beschlossen. Die fremden Studenten waren Gegenstand der aufmerksamsten Fürsorge, und einer unter ihnen, **Stud. med. Heinrich Trave**, der aus .... herübergekommen war, wurde besonders ausgezeichnet. Was war das für eine zarte, liebliche Erscheinung! Und wie gut paßte dieser kleine Kopf mit seinen wallenden, blonden und den schwärmerischen blauen Augen zu dem Burschennamen Heinrich's: „Vielliebchen!" Weniger genau paßte freilich der gewaltige Humpen, der vor ihm stand und der in kurzen Zwischenräumen immer wieder gefüllt werden mußte. Aber so gewinnend die Persönlichkeit und so glorios das Zechen dieses Studenten auch war, die öffentliche Aufmerksamkeit und die allgemeine Huldigung wäre ihm von diesem Kreise, in dem so viele hübsche Jungens und tüchtige Zecher saßen, gewiß nicht zu Theil geworden, wäre es nicht von ihm bekannt gewesen, daß seine Klinge so unwiderstehlich, wie seine Herzensgüte unerschöpflich war.

Wie es bei solchen Commersen zugeht, ist ja allbekannt. Die Fröhlichkeit war so laut und frisch, wie es für solche junge Herzen zuträglich ist — auf einmal flog's wie eine Wolke über die meisten dieser glatten Stirnen: ein junger Mann, ein Antinous an Kraft und Schönheit, war schallend in den Saal getreten und wurde von einigen Commilitonen lärmend mit dem Namen „Saul" begrüßt.

Es war das ein Kurländer, der die kameralistischen Studien soeben beendet hatte, Asmus Freiherr von Ennigen hieß und über bedeutende Mittel verfügte, die er mit vollen Händen ausstreute.

Den Uebernamen „Saul" erhielt er wegen der vielen „bösen Stunden", die über ihn kamen und in denen er durch seinen Spott, wie durch seine furchtbare Klinge ebenso gehaßt wie gefürchtet war.

Die „Couleur", deren Feier man eben beging, war von ihm seit lange zur Zielscheibe ausgesucht, und es gab in ihr nur wenige Glieder, die nicht die Spuren dieses seltsamen Hasses als tiefe Narben im Gesichte trugen.

Die verschiedenen Studentenverbindungen hatten sich schon vor Wochen das Ehrenwort gegeben, während des Festes jedem Streite auszuweichen und keine Ausforderung zu accepiren. „Saul" allein wollte sich einer solchen „lächerlichen" Anforderung nicht fügen und erklärte, dem Feste ganz fern zu bleiben. Das that er auch seit 24 Stunden; aber sei es, daß seine „böse Stunde" über ihn gekommen war, oder konnte er es so allein und verlassen nicht mehr aushalten, er erschien, wie wir eben gesehen, plötzlich im Saale, und es war gerade, als ob Lust und Fröhlichkeit in demselben Augenblicke den Saal verlassen hätten.

„Trete ich in ein Bethaus," höhnte der neu Angekommene, „oder in einen Kreis zechender Burschen? Und was für köstlich verwirrte Gesichter Ihr aufweist! Ist es doch gerade, als ob der biblische Saul höchstselbst in Euere Mitte getreten wäre mit wahnsinnigen Geberden und hocherhobenem Spieße! Und was seh' ich — dort sitzt ja der leibhaftige David, der blondlockige, singende und harfenschlagende Knabe."

Einer der beiden Vorsitzenden erhob sich jetzt rasch und flüsterte dem unwillkommenen Gaste einige Worte ins Ohr.

„Gut, gut," entgegnete dieser laut; „aber es litt mich zu Hause nicht mehr — und ich halte jede Wette, daß dieser blonde Junge da, dem Ihr thörichterweise einen so großen Pokal vorgesetzt habt, eine verkleidete Jungfrau ist, und die soll mir einen Becher kredenzen und nach guter deutscher Sitte zuerst davon nippen."

„Da bin ich schon lieber" — sagte „Vielliebchen" mit heiterem Lachen — „der singende und harfenschlagende Knabe, der dem wilden Könige die bösen Geister austreibt. Sonst aber," setzte er ernst hinzu, „heiße ich Heinrich Trave und nennt man mich „Vielliebchen".

Mit unverhohlenem Erstaunen betrachtete der Kurländer die schlanke Gestalt des berühmten Studenten, der sich bei den letzten Worten wie zu ihrer Bestätigung erhoben hatte — da rief etwas ärgerlich der zweite Vorsitzende vom unteren Ende der Tafel: „Nun kennt Ihr einander und kraft meines Amtes trage ich Euch, Asmus Enningen, auf, als Gast bei uns Platz zu nehmen und Theil zu nehmen an unserem Feste oder — den Saal zu verlassen."

„Paul Kronich," sagte Asmus nach einem minutenlangen Schweigen, „Paul Kronich, Ihr habt Euren Beruf vollständig verfehlt. Ihr werdet ein schlechter Anwalt sein und hättet doch als Prediger die komischsten Wirkungen erzielt, von Eurer notorischen Freundesliebe ganz abgesehen."

(Schluß folgt.)

* Gedankenspäne.

Von den wolkigen Höhen des Contrapunktes aus betrachtet, mag die hiesige Welt mit ihren Sitten und Gebräuchen äußerst pygmäenhaft erscheinen, aber wir glauben gelesen zu haben, daß die Bewohner des Olympos selbst, zu den Kindern des Staubes herabgestiegen, es nicht verschmähten, sich deren Sitten und Gebräuchen zu bequemen. Auch den anderen Unsterblichen, von Gluck bis zu Mendelssohn-Bartholdy herab, ist es nicht eingefallen, an dem armen Volke, das ihren Harmonieen lauschen durfte, durch Verhöhnung seiner guten Sitten sich zu rächen.

Nimmermehr sind wir berechtigt anzunehmen, daß Maëstro Mozart sich je so weit vergessen haben würde, das Publikum eine Viertelstunde warten zu lassen, dann in braunem Sack und grauen Unaussprechlichen vor dasselbe hinzutreten, auf der Bühne herumzuschlendern, in das Quartett hineinzuplaudern; eine Dame, die Hände statt in Handschuhen in den Hosentaschen, zum Klavier abzuholen; einer Sängerin, die der Ehre seiner Begleitung sich erfreute, mitten im Gesange Ruhe! zu gebieten, während des Gesanges tadelnde Bemerkungen hinzuwerfen; mit der Begleitung der eigenen Laune, nicht der Sängerin zu folgen, zu hämmern, als ob der Kasten zertrümmert werden sollte, die Sängerin stecken zu lassen und zu Thränen des Zorns und der Verzweiflung zu reizen.

Das ist Alles höchst trivial, und doch erinnern wir uns, einen Maëstro gesehen zu haben, der sich so weit vergaß!

Jene Unsterblichen verstanden sich offenbar besser auf den guten Ton!

Der neue Seneka.

Mannigfaltiges.

(Hilferuf für die Vögel.) In der „N. Hannov. Ztg." schreibt ein Vogelfreund: Wir erinnern an die Anlage von Freßplätzen für die Vögel. Dieser tiefe Schnee kostet Tausenden von nützlichen Insektenfressern das Leben. Gekochte Kartoffeln, Gemüse-Abfall, Heusamen vom Boden, Getreidereste — auf vom Schnee befreite Stellen gebracht, ziehen sofort die nützlichsten Freunde des Land- und Forstwirths in ganzen Schaaren heran. Möchten doch die Gutsbesitzer, Gemeindebeamten, Lehrer u. s. w. sich der bedrängten Geschöpfe annehmen, indem sie in ihren Kreisen auf Belebung der Theilnahme für die Vögel zu wirken suchen.

(Eine paradiesische Ehe.) Eine sehr verschwenderische Frau erwiederte auf die Vorwürfe ihres Mannes, der in Folge ihres Luxus bis über die Ohren steckte: „Was thut's, lieber Mann, schaffen wir uns doch hierdurch das Paradies auf Erden." „O ja," entgegnete der Gatte seufzend auf dieses Argument; „aber wenn es so fortgeht, werden wir auch bald wie Adam und Eva vor dem Sündenfall einherwandeln müssen."

Sylbenräthsel.

Meine erste hängt an Aermen,
Meine zweite an dem Fuß.
Die erste zu erwärmen
Das Ganze dienen muß.

K.....

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 23. Dienstag, 21. Februar **1865.**

Stille Treue.

(Fortsetzung.)

Mitten in all diesen leidigen Tagen befiel uns eine neue Trübsal. Noch vor dem Eintritt des neuen Jahres erkrankte meine Mutter an dem Uebel, an dem sie starb. Das, meine ich, weckte Dich zuerst aus der Vereinsamung Deiner Verzweiflung. Vermochtest Du auch nicht die freundlichen vertrauten Gesichter Deiner alten Gemeinde vor Dir zu sehen, so schien doch in der Sorge, die Du um die Kranke allmälig empfandest, ein kleiner Riß sich zu thun in das Gewölk dumpfer Hoffnungslosigkeit, das Dich umfing. Es war nur wenige Tage vor ihrem Tode und als Du ihr eben die Worte des Heils und der Aufrichtung vorgelesen hattest, wie sie recht schwach und oft vor Schwäche halb hinschlummernd lag, daß sie plötzlich sich ermunterte und Dich mit eifrig fragenden Augen ansah.

„Du wirst Johanna immer gern haben, Robert?“

„Immer. War sie mir doch wie die treueste Schwester.“

„Ah!“ seufzte meine Mutter, „Du weißt wenig, wie sie Dich geliebt hat. Nicht Ein Weib unter Tausenden hätte thun können, was unsere Johanna that. So, Knabe, so kannst Du auf Erden nimmer wieder geliebt werden.“

Daran hattest Du zuvor nie gedacht, und bleicher, als meiner Mutter, ward Dein Gesicht. Ich saß hinter den Umhängen, wo Du mich sehen konntest, sie mich aber nicht; und Du schautest unverwandt nach mir herüber, ohne Deinen Stand an ihrem Lager zu wechseln. Ich lächelte, Thränen in den Augen, aber keine thörichte Gluth auf den Wangen, denn vermochte es Dir irgendwie Trost zu geben, so fürchtete ich mich, weder noch schämte ich mich, daß Du es wußtest.

„Seit Deinem Hierherkommen,“ murmelte meine Mutter, „jeden Stein aus dem Weg Dir räumend und nur sich quälend, weil sie nicht jede Last und Unruhe Dir abnehmen konnte! Heiratheſt Du je, Robert, so wird sie nur für Dich leben und für Dein Weib und Deine Kinder. Du willſt ſtets ſorgen für ſie?“

„Ich heirathe nie ein anderes Weib,“ ſagteſt Du, und legteſt Deine Lippen auf meiner Mutter welke Hand.

Ich weiß, es gab Dir Troſt. In dem ſo plötzlich und geheimnißvoll Hereingebrochenen Deines Verluſtes war Dir, als ſei Dein ganzes Lebensglück geſcheitert und nichts nachgeblieben, als finſtere Oede. Von der Stunde an erglomm aber ein Licht, gar ſchwach und dämmerig und glanzlos — ein bloßes Leuchtwürmchen in der weiten Wüſte — das Deinen Pfad beſchien. Du begannſt zu Deinen alten Pflichten zurückzukehren, wiewohl's war, als ſtützteſt Du Dich auf mich und vertrauteſt meiner Führung. Von Liebe fiel zwiſchen uns kein Wort, genug, daß wir einander verſtanden.

Wir hätten ſo Jahr um Jahr ruhig fortgehen mögen, bis das Andenken an Adelheid verblichen wäre, hätte nicht Monate zuvor mein Vater, der jünger als meine Mutter geweſen und immer noch ein ſchöner Mann war, mir angekündigt, er ſtehe im Begriff, ſich wieder zu verheirathen. Die Kunde war Dir ſonſtwo zugekommen; denn am nämlichen Abend, als ich allein mit meinen unruhig bewegten Gedanken ſaß, rieſt Du mich in die blaue Stube und hießeſt mich meinen alten Platz in der Ecke des kattunenen Sopha's einnehmen, während Du neben mir knieteſt.

„Johanna,“ ſagteſt Du, ganz ſanft, „ich möchte Dir meine arme Häuslichkeit anbieten.“

„Nein, nein, Robert,“ rief ich und blickte Dir ins Geſicht, ſo fahl und ohne Lächeln, mit dunklen Ringen um die eingeſunkenen Augen, „Du biſt noch jung und wirſt ein anderes weibliches Weſen finden — eine liebe Schweſter ſoll ſie mir ſein — jünge-

und ſchöner und paſſender für Dich als ich. Du ſollſt Dich mir nicht opfern.“

„Aber, Johanna,“ machteſt Du geltend, und in Deinen Augen leuchtete es wie heller Morgenſchein, „ich kann Dich nicht entbehren. Du weißt, allein könnt' ich nicht in jenes Häuschen gehen, das leer ſteht an der Kirche; und nie vermöchte ich fortzugehen von Ratlinghope und Dich zurücklaſſen?! Ich habe kein Heim, als wo Du biſt; und ich liebe Dich mehr, als ich je wieder ein Weib zu lieben meinte.“

Mag ſein — Du erinnerſt Dich, was Du weiter ſagteſt; in meinem Herzen lebt noch heute jedes Wort....

Ich überdachte es in der ſtillen Nacht. Du warſt ohne Vermögen, ich aber, im Beſitz meines mütterlichen Erbes, konnte Dich mit Bequemlichkeiten umgeben; heimlich hatte ſich in meinem Urtheil mehr und mehr die Ueberzeugung feſtgeſtellt, daß Du nie werden würdeſt, was die Welt einen „Mann, der vorwärts kommt“, heißt. Die Zeit war gekommen, da wir entweder getrennt oder vereint werden mußten auf immer; und ſchiedeſt Du von mir, ſo konnte ich nie mehr zwiſchen Dir und irgend einem Kummer abwehrend, helfend, tröſtend ſtehen. Ich wurde alſo Dein Weib beinahe ein Jahr nach Deinem großen Verluſt und Jammer.

Jene erſte Wochen unſerer Ehe hatten mehr Sonnenſchein, als ich zu hoffen gewagt hatte. Du ſchienſt eine große Laſt abzuſchütteln, nun, da es unwiderruflich feſtſtand, daß unſer Beider Leben fortan ein gemeinſames ſein ſollte. Nicht die leiſeſte heimliche Furcht blieb in meinem Herzen, daß Du anders als glücklich ſeiſt.

Wir kamen von unſerer Hochzeitsreiſe einige Tage früher, als wir vorhatten, nach England zurück, denn nach vielen Umwegen erreichte mich ein Brief mit der Nachricht, daß Frau Vernon krank ſei und uns dringend bitte, unſere Rückkehr zu beeilen. Wir hielten uns alſo auf unſerem Heimweg in der Oberpfarre auf, wo ich Dich bald mit Herrn Vernon allein ließ, während man mich an den Anfang des zu Frau Vernon's Wohnung führenden langen Gangs geleitete. Die Frau Oberpfarrerin, ſagte flüſternd das Mädchen, leide mehr im Geiſt als körperlich, und ſie wage nicht, ihrem ſtrengen Befehl, keinen Schritt weiter ſich zu getrauen, ungehorſam zu ſein. Ich ging zu, denn ich kannte ihre Launen; wurde auch abermals eingelaſſen, als ſie mich, die ſich mit Deinem Namen nannte, ſagen hörte, die Johanna Scott bitte um Zutritt. In ihren dunklen Augen glühte nichts von neuem Wahnſinn; wohl aber faßte ſie meine Hände mit zitternder Haſt und hielt ſie immerfort feſt, während ſie mich über unſere Reiſe und wie Dein Betragen geweſen, ausfragte. Ob Du glücklich ſeiſt? Ob Du nie mehr um Adelheid Dich grämteſt? Ob Deine ganze Liebe mir gehöre? Ob in unſerer gegenſeitigen Zuneigung vollkommene ungemiſchte Befriedigung walte?

„Johanna,“ ſagte ſie, ihre Lippen dicht an meinem Ohr, obſchon ſie in lautem, ſchrillem Ton ſprach, „ich hatte geſchworen, Adelheid ſolle nie den Robert Scott heirathen. Zum Theil, um Deinetwillen, denn Deine Mutter ſagte, es koſte Dich das Leben. Zum Theil, weil's beſſer für ſie war, meinen reichen Neffen zu heirathen. Was war Adelheid, daß ich mein Leben, oder ſchlimmer, zehnmal ſchlimmer, wieder meine Vernunft, ihretwegen verlöre?! Ich that's zum Beſten... Ich dachte nie, wie's enden ſollte... Mir dünkte nur, wenn ich ſie vom einen Tag bis zum nächſten verbergen könne, ſo würde irgendwas geſchehen... Doch dauerte es lange, lange, eine entſetzlich lange Zeit, bis Robert kam, uns zu ſagen, er wolle Dich heirathen. Du verſtehſt, Johanna?“

„Nein, nein,“ rief ich.

„Es ſchien ſo leicht zu thun und am beſten für uns Alle. Ich trug ſie hierher in der Nacht, wie ein kleines Kind, das ſie ja iſt.... Ich bin nie hart mit ihr verfahren, niemals, Johanna..... Aber die Zeit ſchien ſo lang, ſo lang, und ſie war anfangs wild und liſtig.... Ich dachte nur an eine kleine Weile und nachher fürchtete ich mich... Sie will aber jetzt nicht herauskommen, trotzdem ich verſucht habe, ſie zu ermuntern.... Geh' Du hinein, Johanna, und mache ſie herauskommen!“

Frau Vernon zog mich nach Innen fort, zu der Thür eines kleinen Gemaches, das von oben bis unten ausgepolſtert war und keine Oeffnung außer in das Vorzimmer hatte. Es war eigens für ſie in den Zeiten ihrer gefährlichſten Anfälle hergerichtet worden und ſo ſorgfältig ausgedacht, daß kein Laut der Tobſüchtigen zu hören, nichts von ihrem Geſicht durch das auf den moorartigen breiten See hinausgehende Fenſter zu erblicken war. Hier denn lag Deine Adelheid ſchlafend, bleich und abgemagert, die goldenen Locken ohne ihren Schimmer und alles Roſenlicht ihrer Schönheit vergangen.

„Sie hat Laudanum genommen,“ ſagte Frau Vernon. „Ich gab's ihr anfangs, als ich längere Zeit weg ſein mußte, und jetzt verlangt ſie gierig darnach. Grauſam bin ich nie gegen ſie geweſen, Johanna. Sie bekam Alles, was ſie bedurfte.

Du weißt, wie ich herunter kam ins Bücherzimmer, wo Du und Herr Vernon ſaßen, und Dir und Herrn Vernon Alles ſagte. Du weißt, wie

Du, während Herr Vernen sein ergrautes Haupt in seine Hände niederbeugte, Deine Arme nach mir ausstrecktest und mit einem Schrei der herbsten Noth, als vermöcht' ich ein Heilmittel zu finden, ausriefst: „Hilf mir, Johanna!“

(Schluß folgt.)

Ein Bettler.

(Schluß.)

Dem Sturm, der jetzt ausbrechen wollte, kam „Vielliebchen“ rasch zuvor. Er hatte sich über die Tafel leicht hinübergeschwungen, und er und „Saul“ standen jetzt einander gegenüber.

„Meine Freunde,“ sprach jener die Versammlung an, „mir, dem Gaste, gebührt wohl der Vortritt; ja oder nein?“

„Gewiß, gewiß!“ erscholl's von allen Seiten.

„So wende ich mich zu Euch, Herr v. Enningen. Ihr seid den fremden Gästen dieser berühmten Universität hier im Saale just um Einen zu viel, entfernt Euch darum aus Höflichkeit. Wir reisen auch morgen noch nicht ab —“

„Nicht weiter,“ unterbrach ihn „Saul“. „Der Saal ist geräumig genug, die Beleuchtung genügt, und was heute gethan werden kann, verschiebe ich nicht auf morgen. Hieher herbei! und marsch. Deine schönen Augen, „Vielliebchen“.

Alle waren aufgesprungen und eine unendliche Verwirrung erfüllte den Saal. Drohende Rufe erschallten von allen Seiten und ein unwiderstehlicher Keil schob sich zwischen die beiden Hauptpersonen.

„Ruhig, meine Freunde!“ hörte man „Vielliebchen“ rufen; — „tretet zurück; Burschenrecht, Burschenrecht!“

Die Studenten fügten sich augenblicklich und jetzt trat Heinrich Trave auf den Kurländer zu, der mit über die Brust gekreuzten Armen mitten im allgemeinen Chaos ernst und finster dagestanden war, und richtete folgende Worte an ihn:

„Asmus v. Enningen! Ihr findet unter allen diesen Jünglingen hier keinen, den Ihr Freund nennen dürft, und dreierlei Ursachen kann ich Euch davon nennen: Adeliger Hochmuth ist's und Geldstolz und klopffechterischer Uebermuth. Ich kann Euch Euern Adel nicht streitig machen und Euern Reichthum nicht schmälern — aber Deinen tollen Uebermuth werde ich brechen, so wahr mir Gott helfe!“

Er hatte die letzten Worte mit erschütterndem Ernste gesprochen, und als er hierbei wie zum Schwure die rechte Hand halb erhoben hatte, schien seine Gestalt zu wachsen und seine Augen strahlten in einem furchtbaren Glanze.

Der Angeredete schien einmal wie zum Sprunge sich zu neigen, aber er hielt an sich und nur die Worte: „Die Hieber, die Hieber!“ entrangen sich seiner hochwogenden Brust.

Dem Kampfgesetze wurde Genüge geleistet; je zwei Zeugen standen mit entblößter Waffe hier und dort; die Kämpfer hatten ihre Röcke abgeworfen und jetzt kreuzten sich die geraden Klingen mit den Spitzen nach unten. Sie standen einander so nahe, daß ihr heißer Athem sich mischte; „Saul's“ energischer Kopf wie aus Erz gegossen, während aus den Zügen „Vielliebchens“ alles Weiche und Schwärmerische, das sonst in ihnen vorherrschte, wie durch Zauberei verschwunden schien.

Ein gellender, markerschütternder Schrei unterbrach plötzlich das unregelmäßig sich folgende Klirren und Klingen der Waffen; „Saul“ lag mit blutüberströmtem Gesicht ohnmächtig auf dem Rücken und zwei junge Aerzte leisteten kniend die erste Hilfe. Kaum eine Minute später trat ein Student hastig zu dem starr vor sich hinblickenden „Vielliebchen“ mit den Worten hin: „Mach' fort, Du hast ihn geblendet,“ und eine Stunde darauf war Heinrich Trave in Sicherheit.

Asmus von Enningen konnte nach einer Krankheit von vielen Monaten sein Lager wieder verlassen — aber sein Augenlicht hatte er verloren. Er trug diesen furchtbaren Verlust mit der Kraft einer männlichen Seele.

Plötzlich verschwand er und mit ihm ein armes Mädchen, mit dem er früher bekannt gewesen und das ihn während der Krankheit nicht verlassen hatte. Man erfuhr nachträglich, daß er durch die Treulosigkeit eines Verwandten um den Rest seines arg mitgenommenen Vermögens gekommen sei, und nach einigen Monaten war er vergessen.

Viele Jahre später sah man täglich mit einbrechender Dunkelheit an der Straßenecke einer großen Stadt, in einen ärmlichen Mantel gehüllt, einen Mann stehen, der, einen alten Hut in der Hand, den Vorübergehenden leise die Worte zurief: „Ich bin blind.“

So stand er eine Stunde da, worauf immer ein schöner Knabe an der Hand eines Mannes erschien und den Bettler abführte. In einer entfernten Vorstadt machten sie vor einem alten Hause Halt und verschwanden in der dunklen Flur.

Eines Abends jedoch war der Platz an der bekannten Straßenecke leer geblieben; der blinde Bettler war gegen seine Gewohnheit nicht erschienen und

auch seine zwei Begleiter wurden nicht gesehen. Aber in jenem alten Hause liegt der Bettler im Sterben; zu seinen Häupten steht ein hagerer Mann, dessen lange Locken vor der Zeit ergraut sind und in dessen überaus sanftem Gesichte ein großer Schmerz ausgedrückt ist; an der Seite des Lagers kniet ein Knabe, auf dessen lockigem Haupte die Hand des Sterbenden ruht. Dieser heißt Asmus v. Enningen, seinem Sohne hat er den Namen Heinrich gegeben.

„Mein armer Heinrich," spricht Asmus, „Du bist 13 Jahre alt und kein Kind mehr; Du kennst meine Geschichte — sobald Du vaterlos bist, gehst Du nach der Universitätsstadt ... und fragst nach Heinrich Trave mit dem einstigen Studentennamen „Vielliebchen"; er kann nicht verschollen sein. Sag' ihm, ich starb in Frieden mit aller Welt, ohne Adelstolz, ohne Reichthum und ohne Klopffechterhochmuth — sag' ihm, er möge Dir, meinem Sohne, die Liebe schenken, die er mir, Deinem Vater, nicht gewähren konnte. Hier die 50 Thaler werden die Reise möglich machen. Und Du, mein armer Freund, dessen Namen ich nicht erfahren sollte und der seit Jahren mein treuer Gefährte ist, wer bist Du?"

Der Mann, der zu Häupten Asmus' stand, kniet jetzt vor dem Bette und ruft mit erschütternder Stimme: „Hier bin ich, hier kniee ich vor Dir, dessen Leben ich zerstörte, Heinrich Trave."

„Vielliebchen, mein Segen über Dich" — waren die letzten Worte des Sterbenden.

Mannigfaltiges.

(Lohn der Unverschämtheit.) In einem kürzlich publizirten und bei dem Berliner Stadtgerichte verwahrlich niedergelegten Testament hat der Testator bestimmt, daß aus seinem Nachlaß 200 Thaler an den Vorstand eines hiesigen Vereins als Legat gezahlt werden sollen und daß der letztere verpflichtet sei, diese Summe zu gleichen Theilen an zehn „unverschämte und unbescholtene Vereinsmitglieder" zu vertheilen. Der betraute Vereinsvorstand ist dienächst von der Ansicht ausgegangen, daß der Ausdruck „unverschämt" auf einem Schreibfehler beruhe, daß der Testator vielmehr verschämte Mitglieder im Auge gehabt habe. Es haben sich indessen in der That einige Unverschämte gefunden, welche einer solchen Auslegung nicht nachgegeben, vielmehr auf der buchstäblichen Ausführung der letztwilligen Verordnung bestehen wollen, und dürfte der Fall daher einer richterlichen Entscheidung unterbreitet werden müssen.

(Ein Besuch zur Unzeit.) Man schreibt der „Berliner Montagszeitung": „Dr. Haller, Bürgermeister von Hamburg, sehr gescheit, sarkastisch, aber oft zerstreut und etwas nachlässig in seiner Bekleidung, sitzt neulich Morgens 12 Uhr in Schlafrock und Unterhosen an seinem Arbeitstisch. Der Bediente meldet einen fremden Offizier. Dr. Haller nickt und der Offizier tritt ein. Dr. H.: Was wünschen Sie? — Offizier: Ich komme, Ihnen meinen Besuch zu machen. — Dr. H.: Habe leider wenig Zeit, muß sogleich in die Sitzung! — Offizier: Entschuldigen Sie, mein Besuch soll kein offizieller sein; ich bleibe bis morgen in Hamburg und werde wieder kommen. Ich bin Prinz Friedrich Karl. — Dr. Haller in Schlafrock und Unterhosen erschöpfte sich in Entschuldigungen; der Prinz beschwichtigte ihn lächelnd."

Gemeinnütziges.

Zwei Sorten Kleister, für deren Veröffentlichung dem Buchbindermeister Kühle in Berlin von dem Vereine zur Beförderung des Gewerbfleißes 100 Thlr. gratifizirt worden sind, werden folgendermaßen bereitet: 1) Man nimmt 4 Loth Stärke, 6 Loth sehr fein gepulverte Kreide, 2 Loth guten Leim, 2 Loth venetianischen Terpentin, circa 1/6 Liter Kornbranntwein und ebensoviel Wasser, rührt mit einem Theile der beiden letzteren Flüssigkeiten die Stärke und Kreide zu einem Brei an, kocht mit dem anderen Theile den Leim, setzt während des Kochens das Terpentin zu und rührt, wenn Leim und Terpentin aufgelöst sind, dieselben mit dem Breie aus Stärke und Kreide zusammen. 2) 6 Loth Stärke werden mit Wasser zu einem mäßig starken Breie eingeweicht, dann 3 Loth Leim und 3 Loth Terpentin mit 3/8 Liter Wasser über gelindem Feuer ins Kochen gebracht und dann wie bei 1. weiter verfahren. In beiden Fällen erhält man 1 Pfund Kleister.

Auflösung des Sylbenräthsels in № 22:

Handschuh.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 24. Freitag, 24. Februar 1865.

Stille Treue.

(Schluß.)

Trauter! einen Augenblick schlug mein Herz Dir entgegen im bebenden Verlangen, in Deine ausgestreckten Arme zu stürzen und Dir die ganze Fülle meiner Liebe frei auszuschütten, die von meiner Zunge sich nie gelöst hatte, damit Du nicht dieser Liebe müde würdest; doch ich machte mich hart wider das Sehnen. In dem großen Spiegel an der Treppe erkannte ich kaum die Frau, mit dem todtenbleichen verzweifelnden Gesichte, die — hoch aufgerichtet und starren Ernstes — vorbeischoß, und die zwei Männer, die ihr mit gesenkten Häuptern und zögernden Tritten folgten. Du sprachst kein Wort, Keines von Euch, sondern schrittest durch das äußere Gemach mit seinem verblindeten Fenster und seinem beschmutzten Durcheinander, wo Frau Vernon in der hintersten Ecke kauernd saß, und betratest das Zimmer drinnen, wo Adelheid schlafend lag, aber mit stoßweisem Athmen wie am Aufwachen. Ich schleppte mich — denn ich war todtmatt — zum Fenster, das ich aufriß, und sah hinaus auf die purpurnen Höhen, purpurn von Heideglöckchen, wo wir ihr unbekanntes Grab gewähnt hatten. Dort hinauf, drüben, stand unser häuslicher Herd, der häusliche Herd, den wir für Adelheid errichtet und an den wir noch nie den Fuß gesetzt hatten; und meine schmerzenden Augen von dem leeren Bau abwendend, schaute ich wieder zurück auf Dich, der neben ihr stand, tiefsinniges und schauderndes Mitleid in Deinem sich herabbeugenden Antlitz.

War's die frische Luft von den Bergen oder ein geheimnißvoller Einfluß Deiner Gegenwart, der ihre schlafbefangenen Sinne durchdrang — wer kann's sagen? Doch während ich schaute, außer Stand, meine Augen von Euch Beiden zu verwenden, bebte ihr Mund und ihre langen Wimpern zitterten, halb sich öffnend und wieder schließend, wie zu matt, das Licht zu ertragen, bis Du ihre Hände sanft und schüchtern berührtest und „Adelheid!" hauchtest. Da erwachte sie völlig, mit einem scharfen, schrillen Schrei, als wärst Du endlich zu ihrer Befreiung gekommen, und in Deine Arme springend, hing sie sich fest an Dich, die kleinen Finger um Deine geklammert, als wollten sie nimmer loslassen, während Du Deine Wange auf ihre glanzlosen, aufgelösten Locken legtest und ich Dich „Mein Herzblatt!" murmeln hörte. Doch drüben war unser Heim, Deines und meines, Robert; und der Ring an meinem Finger — der einzige, den ich trug, denn er war mir so werth — war unser Trauring. . . .

Du wandtest Dich nach mir, Robert, mit dem vollen, langen, forschenden Blick, Aug' in Auge, Seele in Seele, den wir von einander zu ertragen vermochten. Adelheid war von den Todten wiedergekommen, uns größeren Kummer zu bringen, als ihr vermeintlicher Tod uns gebracht hatte. Wir sahen es Alles, Du und ich, während sie noch immer mit Schluchzen und kindischen Liebkosungen an Dir hing und ich abseits am Fenster stand. Ich wußte, wie viel Du ihr zu sagen hattest, dem kein anderes Ohr zuhören durfte. Ich wußte, was am weisesten und besten zu thun sei. Ich nahm Herrn Vernon's Arm und zog ihn aus dem Gemach fort und ließ Dich und Adelheid beisammen. . .

Ich weiß jetzt, daß es nicht lange dauerte, eh' Du zu mir kamst — kaum zehn Minuten — eine Zeit, so klein, wie man sie dem trübseligsten Bettler, der eine klägliche Geschichte zu erzählen hat, vergönnt. Doch die ganze Vergangenheit und die ganze gefürchtete Zukunft standen vor mir, und da schienen die Augenblicke ohne Ende in ihrer unvergänglichen Bitterkeit, bis Du in das Zimmer tratest, wo ich mich allein abgeschlossen hatte, und rasch zu mir, am Kamin, wo ich stand, herkommend, Dein Gesicht mit heftigem Schluchzen und Thränen an meiner Schulter bargst.

„Ich will fortgehen, Johanna," sagtest Du endlich, „allein, auf ein paar Tage, bis sie von hier fort ist. Du wirst Dich ihrer annehmen. Sie weiß Alles, jetzt."

„Alles will ich thun für Dich," gab ich zur Antwort, immer sparsam mit meinen Worten, wie ich's zu halten pflegte, damit meine Liebe Dich nicht ermüde.

Du ließest mich, wie's auch am besten für Dich war, allein, mit der Sorgenlast für jene verstörte und verworrene Haushaltung auf mir: Adelheid an Körper und Geist leidend; Frau Vernon in die Raserei ihrer alten Krankheit verfallen; die Geschichte weit und breit herumgetragen. Täglich fand ich meinen Trost und meine Stärke in dem Brief, der von Dir kam, worin Du Dein Herz mit edlem Freimuth offen mir darlegtest. So begann die schwere Aufgabe sich zu erleichtern, der wirre Knäuel sich zu entwirren. Herr Vernon schaffte eine Wärterin zur Obsorge für die Geisteskranke, und ich begleitete Adelheid nach dem entfernten Wohnsitz einiger Verwandten, wo wir eine baldigere Wiederherstellung ihrer Gesundheit hofften, verließ sie auch nicht, bis ich sie ihre muthwillige Mädchenart und ihr anmuthiges Gefallsuchtsspiel wieder aufnehmen sah. Endlich durfte ich heim gehen, — nach dem Heim, das Du und ich auf dem Felsenhügel gebaut, an dem wir unter unseren Augen gemeinsam seine Balken gelegt, sein Dach erhöht gesehen hatten. Doch ich war allein dort. Wäre Adelheid Dein junges, schönes Weib gewesen, so würdest Du Hand in Hand mit ihr die Schwelle überschritten haben, mit Worten des Willkomms an sie, wie sie aus ihrem Gedächtniß, wäre es wie meines gewesen, nimmer gewichen wären.

Die eifersüchtige Befürchtung war Deiner und meiner unwürdig, Trauter. Ich schritt die Stübchen auf und ab, wobei ich die Schmucksachen und zierlichen Dinge, die Du eifrig und verschwenderisch für Adelheid gekauft hattest, in die Hand nahm und immer wieder mit stechenderer Pein hinlegte. Wolltest Du meinen Tod, Robert? Sehnte sich Dein Herz schmerzlich, sie wieder heimzuführen? Ich ruhte endlich in Deiner kleinen Studirstube aus, wo Deine Bücher in zerstreutem Haufen vor den leeren Schäften lagen. Die Tage waren vergangen auf immer, da wir sie mit einander, dort drüben auf dem Hügel, in der ersten sorglosen Freiheit Deines Aufenthaltes bei uns, gelesen hatten. Ich setzte mich unter sie hin und bedeckte mein Gesicht mit den Händen und hörte und sah nichts —

Nichts, Du Lieber, Du Theurer, bis Deine Hand auf meinem Haupte ruhte und Deine Stimme in herzlichen, heiteren Tönen an mein hocherfreutes Ohr drang.

„Johanna," sagtest Du, „mein Herz, mein Weib! Wir sind endlich heimgekommen. Ich meinte, das Erste hier zu sein, immer aber bist Du's, die mich willkommen heißt. Vorüber ist die trübe Wirrung. Ich liebe Dich herrlicher, liebe Dich mehr, als je ich Adelheid liebte!"

Du hobst mein Haupt in die Höhe und machtest mich Dir ins Antlitz schauen: es war friedlich und frohlockend zugleich, wie eines Mannes, der da einen großen Kampf gekämpft und aus ihm mehr denn als Ueberwinder hervorgegangen ist. Du legtest Deine Lippen auf meine, mit Einem langen Kuß, der mir unendlich besser sagte, als Worte es vermocht hätten, daß nie mehr ein Schatten von Zweifel oder Mißtrauen an Deiner Liebe meinen Geist zu trüben brauche. So wie ich war, nahmst Du mich hinein in Dein innerstes Herz, es fest verschließend wider jedes Andenken, jedes Bild, das an mir treulos würde. Die tiefen Grundvesten waren nun gelegt, und jeder Sturm, der wider unser Vertrauen und unser Begnügtsein antobte, würde vergebens toben.

Lieber! wir haben mit Ruhe von der Vergangenheit reden gelernt, und Adelheid hat glücklich und freundlich mit ihrem Manne uns besucht.

Ein Deutsch-Amerikaner.

I.

Ueber dem weiten Flußgebiete des Mississippi, oberhalb der Einmündung des Red-River, im Gebiet Louisiana, lag ein feiner Nebel, der von der aufsteigenden Sonne allmälig verdünnt und aufgesogen, sich nordwestlich den Fluß hinaufzog und so am jenseitigen Ufer die ungeheuren Bäume eines Cypressenwaldes, und diesseits die Gruppen von Chinatulpen, Orange- und Citronenbäumen auf dem zwischen einer Pflanzung und dem Flusse liegenden Rasenplatze nur undeutlich hervortreten ließ. Immer glänzender aber wurde das breite Band des Flusses, der sich zwischen hohen Bäumen auf der einen und dem Hochlande auf der anderen Seite hinschlängelte; die schroffen Lehmwände des sich ans Ufer lehnenden Hochlandes waren mit Jasmin- und Rebengehänge bedeckt. Die Morgenlandschaft lag in ihrer bezaubernden Frische und Lieblichkeit, in all ihrer Ruhe und Einsamkeit da; hier und da waren prächtige reizende Villen hingestreut, die mit ihren flachen glänzenden

Dächern unter den hohen Anpflanzungen hervortauchten.

Aber allmälig regte sich auch geschäftiges Leben und bekundete, daß Menschenhände dieses Paradies sich zu nutze zu machen bemüht waren. Fischer lösten ihre Kähne von der Erdzunge, die sich hier gebildet hatte, und stachen mit einigen kräftigen Ruderschlägen mitten in den dahinschnellenden Strom; in den umliegenden Palmettofeldern, Welschkorn- und Baumwollenpflanzungen ließen sich Gruppen von Negern sehen, die an ihre Arbeit gingen; lachend und scherzend folgten ihnen die Frauen mit den kleinen Wollköpfen.

Ein Mädchen in elegantem Morgenanzuge war jetzt auf die Piazza der zunächst liegenden Villa herausgetreten; verwundert über die Schönheit des hier gebotenen Anblicks, der schon oft genossen, doch immer neu erschien, blieb die Gestalt sinnend stehen. Ihr etwas blasses Gesicht, das träumerische große blaue Auge und das weniger lebhafte als sanfte Mienenspiel ließen auf viel Gemüth und tiefe Empfindung schließen. Wäre der starke üppige Wuchs ein wenig ätherischer und zarter gewesen, man hätte die Gestalt in dieser Umgebung für eine schmachtende Else halten können.

Ihr Blick schien eben einen Ruhepunkt oder einen Gegenstand, der die Neugierde erregte, gefunden zu haben, als sich ein rundes volles Aermchen mit den lieblichsten Grübchen auf der Hand um ihren weißen Nacken legte und sich eine etwas kleinere Gestalt an ihre Seite schmiegte.

„Ah — Sissi*), bist Du schon wieder schwermüthig? — Sieh' doch, wie Alles so schön und reizend ist, wie die Sonne so freundlich glänzt und der blauefte reinfte Aether über diesem Gebiete liegt; und Du willst traurig sein, Auge und Herz all dieser goldenen Pracht verschließen? Du bist undankbar!" schmollte das reizende eben hinzugetretene braune Lockenköpfchen. Nach einer Pause setzte es hinzu: „Du verstimmst auch mich mit Deinen Grillen. Wenn ich einmal so recht von Herzen froh bin und mein Blick dann auf Deine trüben Mienen fällt, dann kommt mir meine Freude immer wie ein Unrecht gegen Dich vor und ich möchte mich mit Dir ausweinen, damit uns dann leichter zu Muthe wäre. Aber Du lachst nicht und weinst auch nicht! — Ist das die rechte Stimmung einer Braut? — ich bin noch so unerfahren, — wenn dies aber ist, so wünsche ich nimmer in den Brautstand zu treten. — Und was wird Mister Bob sagen, wenn er nun auf seiner Brautfahrt hier ankommt und ihm statt einer freudetrunkenen Braut ein grämliches Mädchen entgegen tritt!?"

Ein schmerzliches Lächeln und eine abwehrende Handbewegung waren die Antwort der Schwester, welche offenbar nicht weiter an diese Angelegenheit erinnert sein wollte. Aber der kleine muntere Quälgeist konnte es nicht ertragen, daß die Schwester traurig war, während ihm selbst ein knospenreicher Frühling im Herzen lachte. Mild und einschmeichelnd fuhr die Jüngere daher fort: „Aber Sissi, liebe Sissi, bin ich denn wirklich noch gar zu sehr Kind, daß Du mir Deinen Schmerz verbirgst? — Würde ich ihn denn nicht verstehen, um ihn mit Dir zu theilen? Darf ich nicht Deine Vertraute sein?"

Mit einem freundlichen Lächeln wandte sich jetzt Gabriele um, zog den kleinen Störenfried an sich, küßte ihn auf die Stirn und verwies ihm die Vorwürfe mit den Worten: „Habe ich Dir nicht schon oft gesagt, daß ich nur traurig scheine, wenn ich still und verschlossen bin? Ich überlasse mich so gern meinen Gedanken und Träumen! — Freilich, wenn ich an meine Zukunft denke... Aber lassen wir das jetzt; das verstehst Du noch nicht! — — Sieh', welch' seltsame Scene ich da eben entdeckt habe!"

Während dem hatte die Kleine mit den schalkhaft braunen Augen fragend und fast trotzig zu der Sprecherin aufgeblickt, als wollte sie beweisen, daß sie gar nicht so dumm sei, wenn sie auch einige Sommer weniger in die schöne Gotteswelt hinaus geschaut habe.

Bei den letzten Worten zog Gabriele dieselbe an das eiserne Geländer der marmornen Piazza. Hier streckte sie den weißen Arm unter dem Gewande hervor und bezeichnete der Kleinen, aufmerksam forschenden Schwester eine Stelle, die nur einige hundert Schritte vom Hause entfernt war.

„Siehst Du dort den Mann, Hedwig?" hob Gabriele an; „es muß ein Fremder sein."

„Es scheint so," entgegnete die Kleine.

„Wenn wir nur wüßten, was er vorhätte! Warum sitzt er so früh am Tage im Grase, bald hinüber in den Wald starrend, bald den Kopf über seine Kniee beugend; und dabei ist er so still und andächtig. — Komm, laß uns hinabgehen und ihn näher betrachten, indem wir thun, als machten wir einen Spaziergang! Ein Fremder in dieser einsamen Gegend, wo kein Ball, kein Theater, keine der vielen städtischen Vergnügungen Zerstreuung gewährt, ist immerhin schon ein interessanter Gegenstand!"

„Sissi, Sissi!" spöttelte die Kleine mit schalkhaftem Lächeln; „eben sagtest Du noch, daß Du

*) Sissi, wie Pa und Ma im Familienleben sehr gebräuchliche Abkürzungen für Sister (Schwester), Papa und Mama.

Dich allein mit Deinen Gedanken am wohlsten befändest und nun sehnst Du Dich doch nach einer Zerstreuung, und gar durch einen fremden Mann! — Ich glaube, so ein Gast könnte, wenn er's recht verstände, Deine Schwermuth von Grund aus heilen und die Pläne und Hoffnungen Mister Bob's zu Schanden machen."

„Ist es doch auch für jeden Vernünftigen hier allzu einförmig und langweilig," entgegnete Gabriele und suchte dabei das auf die Wangen getretene Roth zu verbergen. „Die Gesichter unserer Neger mit ihren abscheulichen Lippen und Nasen, und unsere Verwalter kenne ich nun genau genug, und ein junges Mädchen kann sich gewiß nicht sehr lange mit ihnen unterhalten."

(Fortsetzung folgt.)

* Hampelmann, Nante, Oelgrün

waren vor 4 Jahren an Fastnacht die Losung. Ein heiteres, mit vielem Geschick und trefflichen Witzen ausgestattetes echtes Karnevalstück unterhielt unsere Bewohner an zwei Abenden. Die Grundidee des Stückes war, daß Gott Zeus auf die vielen Anklagen der anderen Götter das Menschengeschlecht vernichten wollte, Prinz Karneval aber sich desselben annahm und versprach, 3 Menschen bringen zu wollen, die gewiß den Göttern gefallen würden. Der Verfasser führte nun den Hampelmann von Frankfurt, den Nante von Berlin und den Oelgrün von Zweibrücken plötzlich in die Türkei zusammen. Der Sultan ist krank, die drei kuriren ihn, jeder einzelne mit seinem Nationalgetränk: mit Apfelwein, Doppelkümmel und Wein, und aus Dankbarkeit ernennt sie der Sultan zu seinen Ministern. Am türkischen Hofe gab es eine kolossale Umwälzung. Das Weintrinken wurde eingeführt, ja sogar ergaben sich Einige dem edlen Kümmel. — Dadurch wurde Zeus wieder versöhnt.

Für die diesjährige Fastnacht wird nun von dem Cäcilienverein in Verbindung mit andern hiesigen Kräften eine Fortsetzung dieses Stückes gegeben werden, und zwar in der Art, daß die drei Minister auf das Zweibrücker Schützenfest kommen und in Zweibrücken einige Tage verweilen. Die Handlung spielt theils in der Schießhütte, theils auf Tivoli und ist das Ganze, so weit wir bis jetzt Gelegenheit hatten, dasselbe zu hören, als sehr gelungen zu bezeichnen. Auch die Musik, die meistens in den bei uns sehr bekannten Melodieen gehalten ist, ist dem Stücke würdig angepaßt und können wir im Voraus den Besuchern des Theaters einen recht genußreichen Abend versprechen.

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen die Engerlinge.) Folgendes Rezept zur Vertilgung der Engerlinge wurde uns zugesendet: „Nachdem im Februar oder März das Land tüchtig durchgegraben und gedüngt ist, bestreut man die Oberfläche mit Schwefelblüthe und vermischt diese demnächst mit der Erde vermittelst einer Hacke, darauf theilt man das Land in Beete und bepflanzt es. Im letzten Februar wurde dies Mittel zum erstenmal (von einem Gartenbesitzer in Frankreich) versucht und in Folge dessen blieben sämmtliche Pflanzen vom Engerling unberührt und zeigten überdies noch ein ganz besonders reiches Wachsthum, während Anpflanzungen in der Nähe, aber nicht geschwefelt, innerhalb 14 Tagen verschwunden waren, sobald die Engerlinge sich im April der Oberfläche näherten."

Beim Gebrauche der Petroleum-Lampen hört man häufig die Klage, daß die Gläser oft so schnell rußig werden. Diesem Uebelstand kann ganz leicht dadurch vorgebeugt werden, daß man die Blechkapsel, in der die Flamme brennt, täglich mit einer Bürste (Zahnbürste) reinigt, da der sich daran hängende Ruß die Oeffnung verstopft und dadurch den der Flamme nöthigen Luftzug verhindert.

Viersilbige Charade.

In Thälern, selten auf den Höh'n,
Kannst du die Ersten prangen seh'n.
Die Dritte ist beim Bier recht fein,
Nur sparsam sind'st du sie beim Wein.
Die Letzte nähret Mensch und Thier,
Auf Erstern findest du die Vier;
Dort wachsen sie als Blume,
Doch nicht von großem Ruhme.

Lmsb., im Februar 1865. J. E.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 25. Sonntag, 26. Februar 1865.

Ein böses Gewissen.

1. Kapitel.

Der Schnee war geschmolzen, lau wehte die Frühlingsluft über die Fluren, die Vögel sangen und zwitscherten, und die Primeln und Aurikeln blühten auf dem grünenden Rasen.

Eine laue, stille Frühlingsnacht lag über Wald und Feld gebreitet, an dem heiteren, gestirnten Himmel zog der Mond seine ruhige, silberhelle Bahn, er lächelte hinunter auf das Dörfchen, dessen Bewohner sich in süßen Träumen wiegten, auf den Wald, dessen Bäume die Hand des Frühlings mit dem ersten zarten Grün schmückte, auf die Fluren, über welche ein grüner, buntgestickter Teppich sich breitete.

Er lächelte auch in das bleiche, kalte Antlitz eines Mannes, der dort am Saume des Waldes lag, das gebrochene Auge stier gen Himmel gerichtet, gen Himmel, als wolle es die Rache Gottes herabrufen auf die Hand, welche diese Augen gebrochen, den Pulsschlag dieses Herzens gehemmt hatte.

Aber Mond und Sterne gingen ruhig ihre unermeßliche Bahnen, der Zephyr spielte in den grauen Locken des Todten, und im Walde klagte eine Nachtigall um ihr Lieb.

Was kümmerte sie die geballte Faust des Todten, welche auf der Brust des Mannes lag, unter der das rothe Blut hervorquoll, was der Schmerzensschrei, in welchem der Unglückliche seinen Geist ausgehaucht hatte!

Vom Thurme der nahen Dorfkirche schlug es Mitternacht, als ein Bauer des Weges zog, der aus der benachbarten Handelsstadt in jenes Dorf führte.

Er mochte in der Stadt gute Geschäfte gemacht haben, denn sein schwankender Gang verrieth deutlich, daß er dem Glase fleißig zugesprochen hatte.

Sein Weg führte ihn an der Leiche vorüber, er bemerkte sie nicht früher, bis er dicht vor ihr stand und sein Blick in das todte, entstellte Antlitz fiel.

Entsetzt trat er zurück, der Anblick, welcher sich so plötzlich ihm darbot, hatte ihn vollständig ernüchtert.

Aber weit entfernt, zu untersuchen, ob der Unglückliche bereits todt oder nur schwer verwundet war, nahm der Bauer, nachdem er sich mit unverkennbaren Zeichen der Angst nach allen Seiten umgesehen hatte, Reißaus, just, als lauere hinter jedem Busch, hinter jedem Baume ein Mörder, der plötzlich vorspringen könne, um ihm das Lebenslicht auszublasen.

Am ersten Häuschen des Dorfes hielt der Landmann endlich in seiner Flucht inne.

Er nahm die Mütze vom Kopfe, trocknete den Schweiß, der ihm in hellen Tropfen auf der Stirn perlte, ab und klopfte an die Thür jenes Häuschens so ungestüm, daß beim ersten Pochen schon der Bewohner desselben erschreckt im Schlafe auffuhr.

„Vater Schulz, Vater Schulz!“ rief der Landmann, ohne mit seinem Pochen inne zu halten; „macht offen! — Mörder! Mörder!“ —

„Na, was gibt's denn?“ erwiederte eine tiefe, barsche Stimme, „so macht doch nicht einen Lärm, als ob das ganze Dorf in Flammen stände!“

Der Landmann schaute hinauf zu dem Fenster, in welchem der Kopf eines alten Mannes, bekleidet mit einer baumwollenen Schlafmütze, sichtbar ward.

„Drüben auf dem Weg liegt Einer!“ rief er hastig hinauf, „lange kann er noch nicht erschlagen sein, denn das Blut floß noch aus der Wunde. Geht mit Eurem Sohne hin, ich wecke unterdeß den Bürgermeister.“

Der Alte brummte einige unverständliche Worte und schloß das Fenster, während der Landmann ins Dorf lief, um vor dem Hause des Bürgermeisters denselben Lärm zu schlagen.

„Ein Schneider kann doch nie ſeine Natur verläugnen!“ ſagte Schulz, als er das Fenſter geſchloſſen und ein Licht angezündet hatte.

„Ich bin überzeugt, der Menſch hat ſich nicht einmal die Mühe genommen, der Leiche ins Angeſicht zu ſchauen. — Geh', wecke Gottfried,“ fuhr er, ſich zu ſeiner Frau wendend, fort, „er ſoll mich begleiten, wir werden bald wiſſen, was an der Sache iſt.“

„Herr des Himmels, ein Menſch ermordet!“ jammerte die Frau, welche bei der erſten Nachricht aus dem Bette geſprungen war, „ſeit zwanzig Jahren iſt hier in der Nähe kein ähnliches Verbrechen verübt worden. Wie werden ſie nun wieder in der Stadt über unſer armes Dorf reden! Weißt Du noch, damals, als der Hauſirer im Walde erſchoſſen und beraubt worden war, wollten ſie's auch dem Dorfe zur Laſt legen, als es ſpäter ſich herausſtellte, daß —“

„Laß Dich nicht anfechten,“ fiel der Schulz der Redſeligen ins Wort.

„Die Leute mögen meinetwegen reden und ſchwatzen, was ſie wollen, ich kümmere mich um dergleichen nicht. Gehe nur und wecke Gottfried und ſorge dafür, daß wir ein geheiztes Zimmer, Thee und warme Tücher finden, wenn wir den Unglücklichen vielleicht hierherbringen.“

Die Alte, welche bereits auf dem Weg zur Thür war, blieb ſtehen und ſah mit einem Blick des Entſetzens ſich um.

„Konrad, Du wirſt mir doch keine Leiche ins Haus bringen!“

„Sei unbeſorgt, wenn der Mann eine Leiche iſt, mag der Bürgermeiſter ihn fortſchaffen, aber wenn er nur ſchwer verwundet iſt, dann bringe ich ihn hierher, ſo wahr ich Konrad Schulz heiße,“ entgegnete der Alte feſt.

„Und nun ſpute Dich, Du ſtehſt, ich bin bereits angekleidet, und noch immer ſtehſt Du da, wie Loth's Weib, als ſie zur Salzſäule ward.“

Kopfſchüttelnd verließ die Alte die Stube, und ſchon nach wenigen Minuten trat der Sohn des Ackerers, ein frommer, kräftiger Burſche, der ungefähr 26 Jahre zählen mochte, ein.

„Hole den Schubkarren und folge mir!“ verſetzte der Alte, indem er hinausſchritt.

„Auf den Bürgermeiſter können wir nicht warten, wenn's ein Menſchenleben gilt, er mag nachkommen.“

Schweigend ſchritten Vater und Sohn der Stelle zu, die der Schneider dem alten Manne bezeichnet hatte.

„Wie grell mit der Schönheit dieſer Nacht ein ſolcher Mord kontraſtirt!“ brach Gottfried endlich das Schweigen.

„Oben der klare, heitere Himmel, die leuchtenden Geſtirne und hier unten —“

Der Alte fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er Bilder verſcheuchen, welche ſeine Seele ängſtigten.

„Dieſe Nacht erinnert mich lebhaft an jene, in der mein guter Herr Abſchied nahm, um die weite Reiſe anzutreten,“ ſagte er leiſe, wie in Sinnen verloren.

„Wie heute, ſchien auch damals der Mond, wie heute, lächelte auch damals der heitere Frühlingshimmel hinunter auf die Fluren, wie heute, gingen auch damals zwei Männer auf dieſem Wege — doch wozu der Erinnerung! Er hat ja geſchrieben, daß er bald wiederkommen werde, der Himmel weiß, wie ſehr ich mich auf dieſes Wiederſehen freue! Was er wohl ſagen würde, wenn ich ihm den Sohn in die Arme führe, den er damals als ein kleines hilfloſes Kind mir zurückließ! Freilich, ſeit jenem Tage hat ſich Manches geändert, der Bruder iſt ein reicher, reicher Herr geworden und —“

„Vater, hier ſind wir an Ort und Stelle,“ unterbrach Gottfried das Selbſtgeſpräch des Alten, der, aus ſeinem Sinnen auffahrend, einen raſchen, prüfenden Blick auf das Antlitz der Leiche warf.

Ein Schrei, ein wilder, markerſchütternder Schrei entrang ſich ſeinen Lippen, gleich einem Verzweifelnden ſank er neben dem Todten auf die Kniee und riß die Hand von der Wunde, um ſich zu überzeugen, ob ſie tödtlich war.

Gottfried ſtand erſchüttert neben dem Vater, er ahnte, daß der Ermordete dieſem nicht fremd geweſen war.

„Er iſt todt,“ murmelte der Alte, indem er ſich erhob und das Antlitz mit den Händen bedeckte; „geſtorben in dem Augenblicke, in welchem er am Ziele ſeiner Wünſche ſtand. — Gott, Deine Wege ſind unerforſchlich und wunderbar, ich will nicht rechten mit Dir und mich ruhig in Deinen Willen ergeben!“

Das letzte Wort war ſeinen Lippen kaum entflohen, als der Bürgermeiſter in Begleitung des Amtsboten und eines Chirurgen auf dem Schauplatz der blutigen That erſchien.

Die Niedergeſchlagenheit, das verſtörte Weſen des Landmannes, der auf alle an ihn gerichteten Fragen keine oder unzuſammenhängende Antworten gab, erregten den Verdacht des Bürgermeiſters, der in ſeiner früheren Stellung als Aſſeſſor ſchon manchen Kriminalprozeß geführt hatte.

Er ließ den Alten ſtehen und begann die Erfüllung ſeiner Amtspflicht damit, daß er den Ort des Verbrechens einer genauen Unterſuchung unterwarf.

Auf dem festen trockenen Rasen war kein Eindruck einer Fußspur zu finden.

Ebensowenig ließ sich konstatiren, ob dem Morde ein Kampf vorhergegangen war, denn die Kleider des Todten waren weder zerrissen, noch in Unordnung.

Der Chirurgus gab nach Sondirung der Wunde das Gutachten ab, daß eine Kugel den Unglücklichen ins Herz getroffen und fast augenblicklich getödtet habe.

Neben der Leiche fand man ein Pistol und ein Messer, das erstere dicht neben der krampfhaft geballten Rechten, und hieraus glaubte der Bürgermeister auf die Vermuthung schließen zu können, daß der Todte sich selbst entleibt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Deutsch-Amerikaner.

(Fortsetzung.)

Hedwig sah mit einem langen fragenden Blicke ihre Schwester an, deren innerste Regungen sie jetzt erst zu begreifen anfing. — Ein Mädchen von 15—17 Jahren — so alt war Hedwig — wird mit einem Male reif, wie eine Kornähre über Nacht erblüht; eine einzige Lebenserfahrung, ein unbedeutendes Ereigniß, das alle Augen, nur nicht die eines scharfsinnigen Mädchens übersehen, deren feine Seelenfühlhörner noch ihre erste ursprüngliche Empfänglichkeit haben; eine einzige von der Gesellschaft hingeworfene Aeußerung, die an den Ohren Aller gleichgiltig verhallt, nur nicht an denen eines erblühenden Mädchens; — Alles dies kann eine kindliche Mädchenseele zur Reife bringen, wie der warme mittägige Lufthauch eine Rosenknospe. Die Nachwirkungen sind unberechenbar, und niemals ist es wünschenswerther, daß der Genius echter Weiblichkeit wachsam dem Mädchen zur Seite stehe, als an jenem Tage der Entwickelung.

Bei den letzten Aeußerungen Gabrielens hatte Hedwig begriffen, daß man unglücklich sein könne, blos weil man keinen würdigen Gegenstand seines Interesses und seiner Liebe finde! — Sie selbst fühlte zum ersten Mal ein eigenthümliches Herzensverlangen; ihr eigenes Leben kam ihr auch in der That so leer, nutzlos und einförmig vor.

Unter leisem Gespräch stiegen die Schwestern aus der Piazza die fünf Stufen von weißem geflecktem Marmor hinab und lustwandelten dann Arm in Arm durch das Gehege, welches eine Art Garten umfaßte, dem Flusse zu. Als sie dem Manne, der ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, ziemlich nahe gekommen waren, wurde die Kleine, als die unbefangenere und daher auch dreistere, von Gabrielen als Parlamentär vorausgeschickt, um das verdächtige Individuum zu sondiren und genügenden Falls wo möglich einzubringen.

Hedwig manövrirte sehr geschickt; hüpfend und springend, stehen bleibend und sich bückend, um eine Blume zu pflücken, war sie scheinbar ganz absichtslos dem Rücken des Mannes so nahe gekommen, daß sie in ihrem kindlichen Muthwillen einen Augenblick lang daran dachte, ihm eine Blume in den Schooß zu werfen. Aber da fiel ihr noch zur rechten Zeit ein, daß dies vielleicht unschicklich sei. Sie suchte daher den ganz in sich versunkenen Fremden auf eine andere Weise auf sich aufmerksam zu machen. Seine Ohren schienen aber taub, denn sie wollten nichts von dem Geräusch vernehmen, welches die kleinen Füßchen hinter ihm sich zu machen bemühten.

Ungeduldig über ein so ungalantes Benehmen, trat Hedwig nun mit einigen herzhaften Schritten gerade vor den Fremden hin, der nun nicht wohl umhin konnte, von dem kleinen Störenfried Notiz zu nehmen. Er that dies indeß auf eine so trockene, fast mürrische Weise, daß sich Hedwig gern wieder unbemerkt zurückgezogen hätte, wenn dies so ohne Weiteres möglich gewesen wäre.

Der Fremdling, ein junger kräftiger Mann, warf mit seinen großen hellen Augen einen durchdringenden Blick auf Hedwig; und nachdem er ihren freundlichen Morgengruß gleichgiltig erwiedert hatte, fuhr er fort, eine Baumgruppe in seine Mappe zu zeichnen, die vor ihm auf den Knieen ausgebreitet lag.

Dies und das darauf folgende Schweigen brachte die Kleine in nicht geringe Verlegenheit; sie sah sich ängstlich nach ihrer Schwester um und winkte sie zum Beistand herbei.

Während sich diese langsam näherte, ermannte sich Hedwig und fragte mit stockender Stimme: „Sie erlauben wohl, mein Herr, daß wir ein wenig hier verharren und zusehen? — Meine Schwester und ich interessiren uns sehr für das Zeichnen."

Ein zweiter, länger musternder Blick des jungen Mannes, verbunden mit einer leichten Verneigung zum Zeichen der Einwilligung, trieb der armen Kleinen eine glühende Röthe ins Gesicht; ihre Verlegenheit stach seltsam mit ihrer sonstigen Keckheit ab, die sich selbst in ihrer Kleidung, in dem kurzen blauseidenen Röckchen und rothen Stiefelchen ausdrückte. Wie eine Sünderin stand sie da und konnte in diesem Augenblicke ihrer Schwester zürnen, auf deren Anregung hin sie den verfänglichen Auftrag

angenommen hatte. Wie ein scheu gewordenes Reh hätte sie davon springen mögen, wenn sich nicht zu gleicher Zeit ein gewisser Trotz in ihr geregt hätte, der ihr zu bleiben gebot.

Indessen war auch dieser zweite Blick des jungen Mannes bei weitem nicht so theilnahmlos und kalt wie der erste, und seine nicht unfreundliche Gewährung ihrer Bitte ließ die arge Verlegenheit bald in das stolze Bewußtsein übergehen, das eine überwundene Gefahr oder ein besiegtes Hinderniß einflößt.

Mit triumphirender Miene, in der aber doch auch ein leiser Vorwurf zu liegen schien, sah sie die eben hinzutretende Gabriele an, nahm sie bei der Hand und sagte in schelmischem Tone: „Sissi, der Herr da thut unseren Bäumen die Ehre an, ihr Bild auf die Nachwelt zu bringen, und doch gleichen diesen Bäumen hunderttausend andere! — Siehe, wie gut sie getroffen sind!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Schriftsetzer der Du-Mont'schen Offizin in Köln (Herr Melchior Zons) feierte dieser Tage sein 50jähriges Gewerbs-Jubiläum. Dabei wurde das nachfolgende sinnige Gedicht vorgetragen:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Hat auch das Blei geschaffen,
Daß man's in Schrift und Lettern gieß',
Dem Geist zu Wehr und Waffen.
Daß unser Volk das freie Wort
Zu führen nicht vergesse,
Exprob' und üb' es fort und fort
Die Macht der freien Presse.

Drum auf, du Guttenberg-Armee
Mit deinen Bleisoldaten!
Bedarf die Welt doch mehr denn je
Heut' deiner Waffenthaten.
Das freie Wort, die freie Schrift
Bedarf der kleinen Lettern,
Die dicht geschlossen, Stift an Stift,
Feststeh'n in allen Wettern.

Imperial, Missal und so
Auch Canon, Doppelmittel,
Text, Tertia, Mittel, Cicero,
In druckgeschwärztem Kittel.

Auch Garmond, Borgis und Petit,
Und Nonpareil und Perle:
Ist das ein Corps! Wahrhaftig nie
Sah man so tapfre Kerle.

Doch auf die Führung kommt es an!
Das wissen wohl am besten
Die Rottenführer Mann für Mann,
Die Setzer an den Kästen.
Vom Winkelhaken stramm auf's Schiff,
Vom Schiff zum Schliestische!
Gibt Disziplin nicht Form und Schliff,
So gibt es Zwiebelfische.

Drum Achtung auf's Kommando jetzt;
Still g'standen! Rasch besonnen!
Links aufmarschirt! In Reih'n gesetzt!
Marsch, marsch! Formirt Kolonnen!
Metteur en pages, führ' du den Zug
Mit martial'scher Miene;
Dann kommt die ganze Form im Flug
Rechtzeitig zur Maschine.

Die freie Presse sorge drum,
Daß ihre Bleisoldaten
Im Kampfe niemals schief und krumm,
Aus Rand und Band gerathen.
Ein Jeder thue seine Pflicht
Und wirke treu zum Ganzen!
Dann kämpfen wir mit Zuversicht
Und nehmen auch die Schanzen.

In Berlin gesellte sich zu Arbeitern, welche am Haak'schen Markt mit Ausbesserung des Steinpflasters beschäftigt waren, ein junger anständig gekleideter Mann, der den Arbeitern begreiflich zu machen suchte, wie es unbillig sei, daß sie hier so schwere Arbeit verrichten müßten, während andere spazieren gingen. Von nun an müsse alle Bevorzugung aufhören, und die Müßiggänger müßten gezwungen werden, zu arbeiten. „Sie haben ganz Recht,“ erwiederte einer der Arbeiter, „und ich denke, wir wollen mit Ihnen den Anfang machen.“ Zwei Stunden hindurch mußte nun der Fremde im Schweiße seines Angesichts die schwere Raumne führen, bis man ihn zuletzt unter schallendem Gelächter entließ.

Auflösung der vierfilbigen Charade in № 24:

Wiesenschaumkraut.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 26. Dienstag, 28. Februar **1865.**

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Gleich einem elektrischen Schlage wirkten diese Worte auf den Ackerer.

Er warf den grauen Kopf in die Höhe und richtete den zürnenden Blick auf den Bürgermeister.

„Ein Selbstmörder war dieser hier nicht!“ sagte er ernst, fast feierlich.

„Sein ehrenfester Charakter, der jede unwürdige Handlung haßte, würde ihn stets, auch in Augenblicken der Verzweiflung, vor solchem Verbrechen bewahrt haben.“

„So kanntet Ihr den Mann?“ fragte der Bürgermeister, der sich immer hartnäckiger einzureden suchte, daß sein erster Verdacht begründet sei.

„Ich kannte ihn,“ fuhr Schulz mit ehrlichem Stolze fort, „laßt den Todten in Euer Haus bringen, dort will ich unter vier Augen Euch seinen Namen nennen.“

Der Bürgermeister übergab das Pistol dem Amtsboten und warf einen Blick auf das Messer.

Es war ein großes, sogenanntes Dolchmesser, dessen Klinge durch eine Feder gehalten wurde, auf der Hornschale befand sich ein silbernes Schildchen, in welches die Namen „Konrad Schulz“ eingravirt waren.

Ein Lächeln des Triumphs flog über die Lippen des Bürgermeisters.

„Kennt Ihr dieses Messer?“ fragte er, dem Ackerer das **corpus delicti** vorhaltend.

„Ich schenkte es dem Todten, als er die Heimath verließ,“ erwiederte Schulz unbefangen, „daß er es von drüben wieder mitbrachte, ist nur ein Beweis, wie sehr sein Herz an mir hing.“

Der Bürgermeister steckte das Messer schweigend in die Tasche und befahl dem Amtsboten, die Leiche auf den Schubkarren zu legen und ins Amthaus zu fahren.

„Laßt mich das besorgen,“ sagte Schulz, indem er seinem Sohne einen Wink gab, „er war mein lieber, guter Herr, meine Hände sollen ihm den letzten Dienst erweisen.“

Selbst diese Worte, in denen sich eine rührende Anhänglichkeit aussprach, vermochten nicht den Argwohn des Bürgermeisters zu entkräften.

„Du bleibst hier,“ flüsterte der Alte seinem Sohne zu, während er den Tragriemen über die Schulter warf, „der Bürgermeister hat nur oberflächlich den Ort untersucht, deßhalb forsche Du noch einmal nach, vielleicht entdeckst Du doch irgend ein Merkmal, welches uns auf die Spur des Mörders führen kann. Ich habe meine eigenen Gedanken, gebe der Himmel, daß ich mich in ihnen täusche.“

Der Bürgermeister hatte inzwischen den Boten beauftragt, aus der nächsten Stadt den Richter und den Arzt zu holen.

Nach Verlauf einer halben Stunde lag die Leiche in der Amtsstube des Bürgermeisters und Schulz saß im Kabinet des Letzteren diesem gegenüber.

„Wir sind jetzt allein, Schulz,“ hob der Bürgermeister an, „also nennt mir den Namen des Todten und theilt mir mit, was Ihr über seine Verhältnisse wißt.“

Schulz blickte düster vor sich hin.

„Er hieß Karl Krämer,“ erwiederte er nach einer kurzen Pause.

„Derselbe, welcher vor zwanzig Jahren nach Amerika auswanderte?“

„Derselbe!“

„Ein Bruder des reichen Rentners Jakob Krämer in der Stadt?“

„Ja!“

„Nun? Ihr wißt, was ihn bewog, zurückzukehren?“

„Ich weiß es; hört mich an. Karl und Jakob waren die beiden Söhne eines ziemlich vermögenden Kaufmanns, welcher auf sein Geschäft und die Mehrung

seines Vermögens größeren Werth legte, als auf die Erziehung seiner Kinder. So kam es denn, daß diese, sich selbst überlassen, ausarteten; Jakob trat in die Fußtapfen des Vaters und ward ein geiziger Knicker, ein habsüchtiger Filz, der die krummen Wege nicht schente, wenn er auf denselben sein Ziel erreichen konnte, während Karl rechtschaffen und brav blieb, aber daneben auch ein Verschwender wurde. Die beiden Kinder haben sich nie recht mit einander verstanden, namentlich aber war es Jakob, der stets die erste Veranlassung zu Hader und Zank gab. Ich diente damals als Knecht bei dem alten Herrn Krämer und meine Stimme galt stets etwas in dem Hause, obschon ich nicht viel älter war als die Söhne. Der alte Herr wußte, daß ich treu und fleißig war, daß ich gesunden Menschenverstand besaß und offen meine Meinung jedem sagte, der sie hören wollte, deßhalb hielt er große Stücke auf mich, und Karl, obschon ich ihn oft seines Leichtsinnes wegen schalt und ermahnte, ernster zu werden, vertraute mir ebenfalls. Ein Anderes war es mit Jakob, er mochte mich nicht leiden, ich war ihm ein Dorn im Auge und deßhalb mußte ich fort, nachdem der Alte das Zeitliche gesegnet hatte und die Söhne das Geschäft übernahmen.

„Der alte Herr hatte mich in seinem Testamente bedacht, Karl schenkte mir noch eine kleine Summe dazu und ich kaufte das Gut in unserem Dorfe, welches ich durch Fleiß und Sparsamkeit mit den Jahren um die Hälfte vergrößerte. — Karl besuchte mich oft, so oft, als seine Zeit es erlaubte; er wußte, daß ich das Verhältniß zwischen ihm und seinem Bruder kannte und er meiner Theilnahme gewiß sein konnte. Der Tod des alten Herrn hatte in dem Charakter und Wesen Jakob's nichts geändert, im Gegentheil wurde er nur noch habsüchtiger. Seine gewagten Spekulationen und die Art seiner Geschäftsführung behagten dem Bruder nicht, und Karl nahm kein Blatt vor den Mund, wenn es galt, gerechte Vorwürfe zu machen. So kam es, daß das Verhältniß zwischen den Beiden immer unangenehmer wurde, sie heiratheten und das Schicksal wollte, daß auch die Frauen sich schon in den ersten Stunden mit einander verfeindeten. Dazu übte Jakob, welcher die Kasse verwaltete, eine Vormundschaft über seinen Bruder aus, welche diesem unbequem sein mußte. Oft schon hatte Karl den Wunsch geäußert, die Gemeinschaft lösen zu können, aber Jakob, welcher das kaufmännische Talent seines Bruders nicht gern im Geschäft entbehren mochte, hielt sich an den Buchstaben des Kontrakts, erst als Karl immer dringender wurde, als er endlich drohte, das Geschäft zu untergraben, wenn seinem Verlangen nicht Folge geleistet werde, gab Jakob nach, unter der Bedingung, daß der Bruder sein Kapital dem Geschäft gegen genügende Sicherheit überlassen müsse.

„Mein Herr — ich nenne ihn so am liebsten — ging auf die Bedingung ein; sein Weib war zwei Jahre früher, nachdem sie einem Sohne das Leben geschenkt hatte, gestorben. Er war mit sich, mit Allem zerfallen und hoffte, drüben in Amerika den Frieden wiederzufinden. — Eines Abends, es war ein so schöner Maientag wie heute, trat mein lieber Herr in mein Haus und ersuchte mich, ihn in ein Zimmer zu führen, wo wir ungestört mit einander plaudern könnten, er habe mir Sachen von höchster Wichtigkeit anzuvertrauen. Ich wußte, was er wollte, er hatte es mir ja schon vor Wochen gesagt. Er stand jetzt reisefertig vor mir, am nächsten Morgen mußte er in D. sein, um von dort mit der Eisenbahn nach Hamburg zu fahren, wo er sich nach Amerika einschiffen wollte. Er kam, um von mir Abschied zu nehmen und mir sein Kind anzuvertrauen, an welchem seine ganze Seele hing. Das Bübchen war kaum zwei Jahre alt, mitnehmen konnte er es nicht, es würde dort in dem unsläten Leben, welches sein Vater führen mußte, untergegangen sein. — So lege ich sein Geschick vertrauensvoll in Deine Hand," sagte mein Herr, „Du wirst über ihn wachen, wirst dafür sorgen, daß er etwas Tüchtiges lernt, daß er brav und charakterfest wird."

„Wie sein Vater!" sagte ich, indem ich ihm die Hand bot.

„Nein, nein," fuhr er fort, „ich weiß wohl, was mir gefehlt hat, die Schule der Entsagung. Ich hatte es stets zu gut, deßhalb erhielt auch der Leichtsinn die Macht über mich, welche meinen Untergang herbeigeführt haben würde, wäre nicht mein Bruder so streng und schroff gegen mich aufgetreten."

„Er erklärte nun, es sei sein festes Wollen, daß sein Sohn diese Schule durchmachen solle. Laut Uebereinkunft mit seinem Bruder, habe er ein Kapital von 20,000 Thaler in dem Geschäft; dieses Kapital solle dem Bruder verbleiben, bis das Kind großjährig sei. Ich rieth ihm ab, er blieb aber fest."

„Die Pflegemutter, der ich das Kind übergab," sagte er, „kennt den Namen desselben nicht, ich habe ihr für ein Jahr die bedungene Kostsumme gezahlt, ist das Jahr abgelaufen, so übernimm Du die Erziehung. Du wirst von mir regelmäßig zu Anfang eines Jahres eine Summe erhalten, welche für die Beköstigung und Erziehung des Kindes hin-

reicht. Niemand, hörst Du, Niemand darf wissen, daß mein Sohn hier zurückgeblieben ist, am wenigsten mein Bruder, der sich durch seine Habgier verleiten lassen könnte, dem Kinde ein Leid zuzufügen, um das Kapital an sich behalten zu dürfen. Ist mein Sohn großjährig, so übergib ihm diesen notariellen Akt, er enthält die Anweisung auf mein Vermögen, welches mein Bruder sofort bei Vorzeigung dieses Papiers auszahlen muß. Bis zu diesem Zeitpunkt soll auch mein Sohn über seinen wahren Namen, wie über das Schicksal seines Vaters im Unklaren bleiben, ich überlasse es Dir, dafür Sorge zu tragen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Deutsch-Amerikaner.

(Fortsetzung.)

„Dafür müssen wir sehr dankbar sein," sagte Gabriele, und beide Mädchen beugten sich herab, um in das Heft des Malers zu sehen. War es nun aus reuiger Zuvorkommenheit, um den schönen Augen das Betrachten bequemer zu machen, oder nur, weil die Aufzeichnung eben beendet war: genug, der junge Mann erhob sich und reichte den Damen das Heft, in das er seine Studien gezeichnet hatte. Die Schwestern durchblätterten es flüchtig, wobei Gabrielens Augen hinlänglich Gelegenheit fanden, unbeobachtet hinter den Blättern hervor den jungen Mann zu mustern, der eben seinen Zeichenapparat wieder in Ordnung brachte.

Als die Mädchen das Heft mit verbindlichem Danke zurückgegeben hatten, zeigten sie sich in der darauffolgenden Unterhaltung so verlegen und beengt, daß sie sich nicht besser aus dieser Lage retten zu können glaubten, als wenn sie dem Fremden durch eine freundliche Einladung in das Haus ihrer Eltern, von denen er gut aufgenommen werden würde, Gelegenheit gäben, sie selbst näher kennen zu lernen und das Vorurtheil abzulegen, das er aus ihrem seltsamen, nicht ganz zu ihrem Vortheil sprechenden ersten Zusammentreffen gezogen haben möchte.

War es nicht ein günstiges Zeichen für den jungen Mann, daß es den Mädchen nicht gleichgiltig war, in welchem Lichte sie ihm erschienen?

In der That war auch Alexander ganz der Mann, ein beobachtendes Auge nicht ohne Interesse zu lassen, mochte es nun in bloßer Neugierde oder in einer besseren Regung seinen Grund haben. Wenn auch nicht von hoher, so doch von kräftiger männlicher Gestalt, verband er mit der bestimmten sicheren Haltung jene Natürlichkeit, die eben, weil sie nicht auf das Wohlgefallen Anderer spekulirt, es unmittelbar erregt. Sein Gesicht, sonnengebräunt, offen, mit lichten Augen, ließ aber nicht verkennen, daß hinter dieser Ruhe viel Leidenschaftlichkeit verborgen lag. Auf der breiten Stirn, die sich im Augenwinkel gewöhnlich in zwei düstere Falten legte, stand mit unverkennbaren Zügen geschrieben, daß in diesem Gehirn manch' geistiger Kampf gekämpft, manche Täuschung schmerzlich überwunden worden war. Die Züge um den Mund bestärkten diese Vermuthung. Um die vollen gutmüthigen Lippen zuckte mitunter ein spöttischer, ja sogar bitterer Zug. Das Gesicht des jungen Mannes zog an und stieß wieder ab, jedenfalls aber erregte es Neugierde oder Interesse.

Zwischen diesen beiden Bewegungen schwankte denn auch der Eindruck, den Alexander auf die Mädchen gemacht hatte.

Unter anmuthigem Geplauder führten sie ihn nach der Villa in den Speisesaal, wo eben die beiden Eltern nebst dem Verwalter beim Frühstück saßen.

„Ma, Ma! Pa, Pa!" wetteiferten die lieben Geschöpfchen im einschmeichelndsten Tone; „hier bringen wir Euch einen Gast, einen Maler, den wir zufällig auf unserem Gebiete getroffen haben, wie er eben unsere Bäume im Konterfei mit fortnehmen wollte; er trägt sie unterm Arm in seiner Mappe! — Nicht wahr, für diese Freiheit, die er sich genommen, nehmen wir uns die, ihn auf ein paar Tage in unsere Einsamkeit mit einzuschließen? — Dann kann er abkonterfeien, was er will."

Hedwig, die diese scherzhafte Vorstellung machte, hüpfte dabei auf den Pa zu, der eben mit dem Vertilgen eines kalten gebratenen Hirschziemers beschäftigt, kaum Zeit fand, seine Augen aufzuschlagen. Sie schmiegte sich liebkosend über die Lehne seines Sessels an seinen Hals und drängte ihn so zu einer freundlichen Erklärung.

Aber der Pa war, wie alle Amerikaner, ein viel zu praktischer Mann, um zu gleicher Zeit Zweierlei thun zu wollen. Was er that, that er allein und ordentlich. Wenn man essen will, kann man nicht reden und Verbeugungen machen. Er blieb daher ruhig sitzen, und indem er mit der einen Hand einen Bissen zum Munde führte, lud er mit der andern, in welcher er noch einen abzunagenden Knochen hielt, den Fremden zum Sitzen ein, indem er während des Kauens etwas murmelte, was der Fremde sich ebenso gut für ein „Sehr willkommen!" als auch für ein: „Hol' Sie der Teufel!" auslegen konnte.

Indeß war die Mutter schon aufgestanden, dem Fremden ein Besteck hinzulegen und einen Platz anzuweisen. Dieser setzte sich dann auch ohne alle

Feierlichkeit an den Tisch, langte nunter zu und ließ sich den Portwein trefflich schmecken.

Die Unterhaltung während der Mahlzeit war sehr einsilbig; erst als sich der Pa den von Fett glänzenden Mund abgewischt, in den Lehnsessel zurückgelegt und sich behaglich auf den Bauch geschlagen hatte, wurde sie lebhafter, wenigstens von seiner Seite.

Aber auch Alexander war sehr wortkarg; auf all die homerischen Fragen: wer er sei, woher er komme u. s. w., äußerte er sich kurz, daß er, von Geburt ein Deutscher, durch politische Verhältnisse genöthigt, das Vaterland verlassen habe und vor Kurzem von New-Orleans den Mississippi herauf gefahren sei, um landschaftliche Studien zu machen, da er gezwungen sei, die Kunst der Oelmalerei, die er früher schon als Dilettant geliebt habe, nun als Erwerbsquelle zu betreiben.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

(Anekdote über Rossini.) Eine kleine Anekdote, die dieser Tage über Rossini bekannt geworden, zeigt, daß der stille Schwan von Pesaro für Musik noch immer das lebhafteste Interesse an den Tag legt. Verflossene Woche sagte der Maestro zu Marmontel, Professor des Piano am Pariser Konservatorium: „Man behauptet, daß meine Kompositionen für Klavier gegen die Regeln des Fingersatzes verstoßen. Das ist leicht möglich, denn ich bin nur ein sehr mittelmäßiger Pianist. Es dürfte wohl nothwendig sein, mich zu meiner Ausbildung hierin bei dem Konservatorium einschreiben zu lassen." Der Professor nahm die Bemerkung für einen heiteren Einfall Rossini's und erzählte sie lachend weiter. Sein Erstaunen war natürlich um so größer, als bald darauf Rossini im Konservatorium erscheint, um eine Karte als freier Hörer für den Kursus des Professors Marmontel bittet und sie auch ausgefertigt erhält. In der That, ein bewunderungswürdiges Beispiel von Bescheidenheit und für Viele eine gute Lehre! Herr Auber, der Rossini die Karte überreichte, hatte die Bemerkung darauf geschrieben, daß man dem berühmten Zögling, wenn er auch den Kursus nicht ganz regelmäßig besuchen werde, ein wenig durch die Finger zu sehen gesonnen sei.

Zwei Spanier befanden sich am 13. Febr. auf dem Maskenballe im Pariser Opernhause und betrachteten mit großem Interesse eine Quadrille, an welcher vier excentrisch gekleidete Personen Theil nahmen. — Als der Tanz zu Ende war, sagte einer der Spanier zu dem ersten der Tänzer: „Sie scheinen sich außerordentlich zu amüsiren, mein Freund, ich wünschte, ich hätte das Rezept hiefür." Anstatt der Antwort drehte sich der angeredete Tänzer um und der Spanier sah, wie dem Auge des armen Mannes eine Thräne entquoll, welche eine Furche in dem mit Mehl bestreuten Gesichte hinterließ. „Aber was ist Ihnen?" fragte er nun mit wirklicher Theilnahme. „Was mit mir ist, mein Herr?" antwortete der Pierrot mit rauher Stimme, „ich habe heute morgen mein Kind begraben und jetzt muß ich lachen?" „Aber weßhalb?" — „Weßhalb? Weil meine Frau krank ist — weil wir kein Brod im Hause haben und weil ich für mein „Lustigscheinen" sechs Franken erhalte. — Das gibt Brod für drei Tage." Der Spanier antwortete nichts, aber er griff in seine Tasche und überzog deren Inhalt in die Tasche des armen Tänzers. Es waren zehn Louisd'ors in der Börse, welche er dem Unglücklichen gab; es war ein Vermögen, das heißt, es war Brod für mehr als zwei Monate.

Alte verblichene Schrift lesbar zu machen, überstreicht man die verblichene Schriftstelle sanft mittelst eines Pinsels mit einer Auflösung von 1 Th. Oxalsäure in 50 Th. destill. Wasser, so daß die Stelle nur feucht erscheint. Nachdem sie dann trocken geworden, überfährt man sie in ähnlicher Weise mit einer Lösung von 1 Th. Tanin in 25 Th. Wasser und 25 Th. Weingeist, jedoch mittelst eines andern Pinsels, und läßt wieder trocknen. Die Schriftzüge treten hierauf leserlich hervor.

(Eine kostbare Chatouille.) In einer Pariser Konditorei ist gegenwärtig eine kleine Chatouille ausgestellt, in welcher man nach dem Pariser Brauche am Neujahrstage Bonbons überreicht. Das Kästchen ist à la Watteau gemalt, mit Sammt, Spitzen und künstlichen Rosen garnirt und kostet nur die Bagatelle von 15,000 Franken.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 27. Freitag, 3. März **1865.**

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

„Wir sahen uns eine Weile schweigend einander ins Auge; ich wäre gern mit ihm gegangen, aber ich fühlte auch, daß ich den Wunsch nicht aussprechen durfte, daß ich zurückbleiben mußte, um das Kind einst in die Arme des Vaters zurückführen zu können. Ich versprach, Alles getreulich ausrichten zu wollen und begleitete meinen Herrn bis D., wo wir Abschied nahmen. Seit jenem Tage sah ich ihn nicht mehr wieder."

„Und Ihr wißt gewiß, daß er und der Todte ein und dieselbe Person sind?" fragte der Bürgermeister.

„Wenn auch sein Haar ergraut ist und die Sorgen tiefe Furchen in seine Stirne gegraben haben, seine Züge sind nicht verändert," erwiederte Schulz.

„Sucht in der Tasche des Todten nach, dort müßt Ihr ja seinen Paß finden."

„Seine Taschen sind leer," versetzte der Bürgermeister achselzuckend, „nur das Messer und das Pistol fanden wir —"

„Gott sei Dank!" seufzte der Alte auf, — „so sind's Raubmörder gewesen!"

Der Bürgermeister sah mit einem Gemisch von Erstaunen und Mißtrauen in das Antlitz des Landmannes.

„Weßhalb Gott sei Dank?" fragte er. „Habt Ihr vielleicht irgend einen Verdacht?"

„Nein, nein," fiel Schulz hastig in die Rede.

„Niemand außer mir wußte ja, daß er von drüben zurückkehrte, woher also sollte mein Verdacht kommen?"

„Außer Euch wußte das Niemand?" forschte der Bürgermeister, der in diesen arglos hingeworfenen Worten einen schlagenden Beweis für die Richtigkeit seines Verdachts zu finden glaubte.

„Euch also hatte der Ermordete das mitgetheilt?"

„Er schrieb mir vor drei Monaten, daß er jetzt bald, vielleicht in diesem Frühjahre zurückkehren werde, ich solle seinen Sohn noch nicht darauf vorbereiten, nicht früher, bis er wirklich hier sei."

„Und dieser Sohn? Wo ist er? Wie heißt er?"

„Das ist mein Geheimniß," entgegnete Schulz fest und stolz, „meine Lippen werden es bewahren, bis der Tag gekommen ist, an welchem ich es enthüllen darf."

Der Bürgermeister biß sich auf die Lippen, der Stolz des ehrlichen, treuen Landmannes erbitterte ihn.

„Aber Ihr habt doch noch das Dokument, welches Euer Herr Euch übergab?" hob er nach einer Pause wieder an.

„Es ist sicher aufgehoben," entgegnete Schulz ruhig, „wenn die Stunde kommt, werde ich es dem Betreffenden schon vorzeigen."

Der Eintritt des Untersuchungsrichters, der in Begleitung des Arztes und einiger Gendarmen kam, schnitt die weiteren Fragen des Bürgermeisters ab.

Der Letztere führte die Herren aus der Stadt in die Amtsstube, und der Kreisphysikus übernahm ohne Zögern die Obduktion der Leiche.

Sein Gutachten bestätigte in allen Theilen dasjenige, welches der Chirurg bereits abgegeben hatte, er erklärte zu Protokoll, daß der Ermordete kurz vor Mitternacht durch einen Pistolenschuß getödtet worden sei und ein Kampf vorher nicht stattgefunden haben könne, da der Mörder den Schuß aus einiger Entfernung abgefeuert habe.

Die Erklärung des Bürgermeisters blieb nicht bei der Thatsache allein stehen, sie ging weiter, als gerade nöthig war, und warf auf Schulz ein so zweideutiges Licht, daß auch in der Seele des Instruktionsrichters Verdacht geweckt werden mußte.

Der Bürgermeister berührte das verstörte Wesen des Ackerers, seine Verzweiflung bei der Leiche, wie den Stolz, der dieser Verzweiflung folgte, hob dann hervor, daß Schulz der Erste auf dem Schau-

platz des Verbrechens gewesen sei und man neben dem Todten ein Messer gefunden habe, welches auf dem Heft den Namen des Ackerers trug.

„Sie glauben daraus auf die Schuld dieses Mannes schließen zu dürfen?“ fragte der Richter.

Der Bürgermeister zuckte die Achseln.

„Jedenfalls sind diese Umstände auffallend genug, um einen Verdacht zu rechtfertigen. Nehmen Sie den Mann ins Verhör, vielleicht gelingt es Ihnen, Beweise für oder gegen ihn zu erhalten.“

Der Instruktionsrichter ließ zuvor den Schneider rufen, welcher die Leiche gefunden hatte.

Der Schneider, welcher seine Angst noch immer nicht ganz bewältigt hatte, ließ sich durch die ernsten Ermahnungen des Bürgermeisters zu sehr einschüchtern; mit dem Gerichtsverfahren gänzlich unbekannt, glaubte er, auf die Fragen des Richters nur solche Antworten geben zu müssen, wie dieser sie ihm fast in den Mund legte.

So lautete denn seine zu Protokoll gebrachte Aussage, daß Schulz gleich nach dem ersten Pochen schon am Fenster gestanden und hinausgerufen habe, er, der Schneider, solle doch nicht so sehr großen Lärm machen, das Dorf stehe ja nicht in Flammen, auch sei es ihm aufgefallen, daß der Ackerer sehr bleich ausgesehen und seine Stimme gezittert habe.

Der Instruktionsrichter ließ jetzt den Ackerer vorführen.

Schulz, der nicht im Entferntesten ahnte, welch drohende Wolken sich über seinem Haupte zusammenzogen, trat mit festen Schritten ein, er sah dem Richter ernst und ruhig ins Antlitz und beantwortete jede Frage so rasch und sicher, daß selbst der geübteste Kriminalist keinen Argwohn hätte schöpfen können.

Ein Anderes aber war es mit den Beiden, welchen der Ackerer gegenüberstand, sie hatten von vornherein Verdacht gefaßt und hielten um so zäher an demselben fest, je mehr das ruhige, sichere Benehmen des Mannes ihn zu entkräften drohte.

„Hatte Karl Krämer Freunde oder Bekannte hier, denen er vielleicht seine Rückkehr mittheilen konnte?“ fragte der Instruktionsrichter am Schlusse seines Verhörs.

„Nein,“ entgegnete Schulz, „so viel ich weiß, verkehrte er mit Niemanden.“

„Glaubt Ihr, daß er seinem Bruder die Anzeige gemacht habe?“

„Ihm am wenigsten; in all seinen Briefen, welche er mir von drüben geschrieben hat, erwähnt er seinen Bruder nur dann, wenn er sich in Vorwürfen und Klagen über ihn ergeht. An eine Aussöhnung der Beiden war nicht zu denken, sie haßten einander sehr.“

„So wußtet Ihr allein, daß er sich nach Europa eingeschifft hatte?“

„Einschiffen wollte,“ verbesserte Schulz.

„Der Tag seiner Abreise war noch nicht festgestellt, ich vermuthete aber gleich, daß er mich überraschen würde. Es war so seine Art.“

„Man hat bei dem Todten nichts gefunden, weder Geld noch Papiere; vermuthet Ihr, wo dieselben geblieben sind?“

Der Ackerer richtete sich plötzlich auf.

„Glauben Sie,“ erwiederte er, und der Ton seiner Stimme klang streng, fast heftig, „glauben Sie, wenn ich dies wüßte, würde ich dis jetzt geschwiegen haben?“

„Der Trotz klingt schlecht in Eurem Munde,“ versetzte der Richter erbittert, „antwortet auf meine Fragen kurz und bündig mit „Ja“ oder „Nein“, alle Nebenbemerkungen könnt Ihr sparen. Wie kam es, daß Ihr Euch so früh schon auf dem Schauplatz des Verbrechens befandet, noch ehe der Bürgermeister dort eintraf?“

„Ich denke, diese Frage kann jedes Kind beantworten,“ entgegnete Schulz; „erstens wohne ich dicht am Ausgange des Dorfes, zweitens wurde ich durch den Schneider zuerst geweckt.“

„Der Schneider behauptet, Ihr seiet schon beim ersten Pochen am Fenster erschienen, ist dem also?“

„Allerdings, er machte ja einen Lärm, daß man hätte glauben sollen, der jüngste Tag sei angebrochen.“

„Wo habt Ihr den Abend zugebracht?“

Der Ackerer sah überrascht dem Fragenden ins Auge. Eine Binde fiel ihm von den Augen, er sah jetzt, wohinaus der Instruktionsrichter wollte, er fühlte, daß auf ihm der Verdacht ruhte, daß man ihn für den Mörder hielt, und von diesem Augenblicke wich sein Muth, sein ehrlicher Stolz der Verzagtheit, welche ihn seine späteren Antworten mit ängstlicher Berechnung auf die Goldwage legen ließ und dadurch seine Lage nur noch verschlimmerte.

„Ich habe am Abend einen Gang durch meine Felder gemacht,“ entgegnete er nach einer Pause, „bin aber vor zehn Uhr nach Hause zurückgekehrt und früh zu Bett gegangen.“

„Begleitete Euer Sohn Euch, oder ging Ihr allein?“

„Ich war allein; Gottfried mußte zu Hause das Vieh tränken.“

„Und dieses Messer?“ fuhr der Instruktionsrichter fort, indem er es dem Ackerer vorhielt, „trugt Ihr es bei Euch?“

„Wie kommen Sie zu der Frage?“ fuhr Schulz zornig auf, den die Hartnäckigkeit, mit welcher der Richter an seinem Verdacht festhielt, erbitterte.

„Ich habe dieses Messer nie besessen, als ein Andenken gab ich es meinem Herrn vor zwanzig Jahren, als dieser Europa verließ.“

„Jedenfalls ein sehr sonderbares Geschenk!“ warf der Bürgermeister ein.

„Ein Dolchmesser! Es bleibt indeß zu untersuchen, ob daſſelbe vor zwanzig Jahren, oder später gekauft worden ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Deutsch-Amerikaner.

(Fortsetzung.)

„Ja, die Deutschen,“ begann der Pa, ein echter Yankee, mit wichtiger Miene, „sind sehr ungeschickt im Regieren und noch unglücklicher im Regiertwerden: da kann nichts Geschcidtes heraus kommen. Sie sind Schwärmer von dem besten Willen, aber ohne praktisches Geschick, ohne Energie, eine Neuerung dauernd zu gestalten.“

„Immer noch besser ein Schwärmer als ein prahlerischer Wortheld!“ sagte Alexander mit einem verächtlichen Blick auf Mister Shifty; dann stand er auf und stellte sich an das Fenster, um auf den froh bewegten Fluß hinüber zu schauen.

Der Familie war aus dieser kurzen Unterredung so viel klar geworden, daß das Gespräch über die Lage des Vaterlandes gerade die wundeste Stelle des Gastes getroffen habe; man nahm sich also des guten Einverständnisses wegen vor, dieses Thema künftig so viel wie möglich zu meiden. Mister Shifty kostete dies freilich viel Ueberwindung; denn welchem Yankee würde es nicht schwer werden, gegen einen Fremden seinen Nationalstolz zu unterdrücken? Außerdem ist es für einen Yankee keine leichte Aufgabe der Selbstüberwindung, einen Fremden so leichten Kaufes gehen zu lassen, ohne ihn so ausgefragt und ausgeforscht zu haben, daß wirklich ein deutsches gutmüthiges Phlegma dazu gehört, all die Fragen geduldig zu beantworten, die auch nicht das Kleinste übergehen. Oft hat der Yankee sein halb zu Tode gequältes Opfer schon fahren lassen, als er wieder umkehrt, weil er die Frage vergessen hat, wo jener heute übernachtet, zu Mittag gegessen hat und dergleichen Wichtiges mehr; er muß auch dieses wissen und sollte er seinem Opfer zehn Meilen nachsetzen.

Dieser Folter nun entgangen zu sein, hatte Alexander nur den bittenden Blicken zu verdanken, welche die Mädchen dem Pa zuwarfen, als sich das Gesicht des Fremden bei dieser neuen Art von kontinentaler polizeilicher Quälerei verfinsterte.

II.

Mehrere Wochen vergingen dem Gaste in der freundlichen Familie recht angenehm. Man mied ein= für allemal, seine Vergangenheit zu berühren, da der Gedanke daran ihn stets zu verstimmen schien; man ließ ihn ruhig gewähren. Das ihm angewiesene freundliche Zimmer verließ er gewöhnlich erst, wenn er zu Tische gerufen wurde. Dann unterhielt er sich aber mitunter recht lebhaft, indem er sich eine richtige Einsicht in die Verhältnisse des neuen Vaterlandes zu verschaffen suchte, wobei ihm der Pa gern behilflich war, da dieser sich stets geschmeichelt fühlte, die Vorzüge des Staates, dem er angehörte, hervorheben zu können. Da er dies nicht mehr, wie früher, auf Kosten Deutschlands that, so verletzte er auch nicht mehr den in diesem Punkte empfindlichen Stolz Alexander's, und hatte zum Danke dafür einen eifrigen Zuhörer an ihm.

Während der Nachmittage, wo der Pa und die Ma eifrig ihren Geschäften oblagen, und auch die Töchter sich den ihnen zusagenden Arbeiten im Hauswesen unterzogen, brachte Alexander gewöhnlich seine Zeit im Freien zu. Erst des Abends versammelte man sich wieder und beschloß den Tag vergnügt mit allerhand Spiel und Kurzweil.

Das stille Leben dieses freundlichen Familienkreises übte sichtbar einen beruhigenden und wohlthätigen Einfluß auf Alexander's Gemüthsstimmung aus. Die Behaglichkeit und Sicherheit der Existenz in diesem Hause verbreitete über Alles ein so heiteres Licht, daß kein Ort geeigneter sein konnte, ein verwundetes Herz zu heilen. Dazu kam noch, daß sich der Gast in kurzer Zeit das Vertrauen und das Wohlwollen der Hausgenossen in hohem Grade erworben hatte. Gegen den Pa und die Ma gefällig, wo er es sein konnte, hatte er auch bald, ohne je den süßlichen Anbeter zu spielen, die Herzen beider Töchter für sich gewonnen.

Gabriele, die ältere, freute sich, wenn er ihr eine Zeichnung gab, ein Buch oder ein Notenheft aus der weit entfernten Stadt besorgte, und Hedwig, wenn er sich bemühte, ihr ein neues schwieriges Stück auf dem Pianoforte einzuüben, oder wenn er ihre Kenntnisse in der Literatur oder in den Naturwissenschaften, so gut er konnte, vervollständigte.

Besonders betrachtete ihn letztere mit den Blicken der reinsten Theilnahme. Zwar war ihr seine finstere, oft düstere Laune zuwider; sie empfand dann eine gewisse Scheu vor ihm; aber das Kind konnte sich mit seinem instinktmäßigen Urtheil nicht überreden,

daß er ein böser Mensch. Vielmehr ahnte sie, daß er Vieles erduldet und gelitten habe.

Von innigstem Mitleid erfüllt, suchte sie ihm den Aufenthalt bei ihnen so angenehm wie möglich zu machen; mit der zartesten Aufmerksamkeit erriet sie seine leisesten Wünsche; täglich pflückte sie Blumen, die er zu lieben schien, und stellte sie, in einen schönen Strauß gebunden, in die Vase seines Zimmers; kurz, sie waltete wie ein gütiger Engel um ihn her und ließ sich nicht abschrecken und ermüden, wenn er so ganz und gar nicht die freundliche Hand gewahren wollte, die vorsorglich Alles um ihn her zu seiner Zufriedenheit gestaltete. Sie fühlte sich belohnt genug, wenn sie ihn dann einmal heiter sah, und war unbekümmert darum, ob dann auch ein Strahl seiner Freude auf sie fiel.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Direktor des großen Irrenhauses in London veröffentlicht einige Beobachtungen über seine Pfleglinge. Irrsinnige, welche im Affekt einen Mord begingen, erinnern sich dessen niemals, selbst nicht in lichten Augenblicken. Einer derselben hatte einstmals mit einer Holzart eine Frau erschlagen; von der Jury wurde er wegen offenbaren Wahnsinnes freigesprochen, sodann in der Anstalt untergebracht und nach einem Jahr als geheilt entlassen; das Licht der Vernunft war ihm nämlich nur allmälig zurückgekehrt. Als man ihn zuletzt von seiner Mordthat in Kenntniß setzte, verfiel er in ein ungeheucheltes Stammen; als sehr religiöser Mensch legte er sich selber Bußen und Kasteiungen auf, allein es war ihm rein unmöglich, sich von dem Vorfalle eine Vorstellung zu machen. Eine andere Beobachtung ist die, daß die Irren trotz ihrer Unempfindlichkeit für die eigenen Vergehen eine sehr große Reizbarkeit bei denen anderer Leute an den Tag legen. Zu Weihnachten führte in der Anstalt eine wandernde Schauspielertruppe „Hamlet“ auf; gerade diejenigen Irren, welche Mordthaten begangen, drückten den größten Schrecken und Abscheu bei den in diesem Drama vorkommenden Mordscenen aus, und der Empörteste unter den Empörten war ein Pflegling, der früher seinen Arzt erschlagen, ihm den Kopf abgeschnitten und denselben mit seinen Füßen im Sand herum gerollt hatte.

(So verschafft man sich Taschengeld.) Eine junge Engländerin wünschte mit Sehnsucht, Paris zu sehen. Da aber stellte sich ihr ein kleines Hinderniß entgegen, es fehlte ihr — Geld. Sie sann darüber nach, wie sich wohl solch ein Sümmchen auf eine feine Art zusammenbringen ließe, und siehe da, ihr Sinnen war nicht vergeblich. Sie machte in einer Londoner Zeitung bekannt, daß sie einen Gemahl suche, wobei die Bemerkung einfloß, daß sie soeben volljährig geworden, unumschränkte Erbin sei und ihr Vermögen mit dem Manne theilen wolle, den sie ihrer Neigung würdig erachten würde. Briefe, mit Einschluß eines Shilling, sollten an die Gemahlin eines gewissen Photographen in Ramsgate adressirt werden, welche sich der nöthigen Korrespondenz zu unterziehen das Versprechen gegeben. Dieser Vorschlag war zu verlockend, um hier nicht mit den Bewerber zu spielen. In Zeit von drei Wochen langten nicht weniger als 243 Zuschriften an, und da jeder Brief einen Shilling, ja, mancher noch weit mehr enthielt, so erhielt die junge Dame eine so reichliche Ernte, daß sie mit dem Ertrage nicht nur Paris sehen konnte, sondern es blieb auch noch ein Sümmchen zu einem schönen Winterhut und zu der so heiß ersehnten Krinoline übrig.

Sylbenräthsel.

Ich durchreise weite Lande,
Wand're über'n Ozean,
Bringe, was Paris an Tande
Und was Indien bieten kann.

Und hast du das Wort gefunden,
Hast du erst zur Hälfte mich;
Denn, um mich erst zu erkunden,
Braucht's die Zweite sicherlich.

Und die Zweite eilt durch Welten
In Millionen jeden Tag,
Kündet, was die Erst' soll gelten,
Schließet Händel, macht Vertrag.

Folgt die Erst' dem Ruf der Zweiten,
Kommt sie zugleich mit ihr dort an:
Beide müssen sich begleiten,
Daß das Ganze werden kann.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 28. Sonntag, 5. März 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Der Instruktionsrichter fühlte, daß er auf dem gewöhnlichen Wege dem Landmann nicht beikommen konnte.

„Wenn Euer Herr nicht zurückkehrte, wenn er starb oder überhaupt verscholl, so waret Ihr verpflichtet, dem Sohne desselben ein Dokument einzuhändigen, welches diesen in Besitz einer bedeutenden Summe setzt?“ hob er nach einer Pause wieder an. „Lautet dieses Dokument auf den Vorzeiger?“

„Ich weiß es nicht, es ist versiegelt, und mir wird es nie in den Sinn kommen, das Siegel zu erbrechen.“

„Aber Ihr vermuthet es?“

„Nein!“

„Auch gut. Gesetzt nun, Ihr verhelft dem jungen Manne, der Euch gewissermaßen als Pflegevater betrachten muß, zu seinem Vermögen, so erwerbt Ihr Euch dadurch ein Recht auf seine Dankbarkeit, nicht wahr?“

„Ich finde hiegegen nichts einzuwenden.“

„Schön; gehen wir weiter in unseren Kombinationen. Diese Dankbarkeit könnte sich auf die Duldung einer Vormundschaft erstrecken, welche Ihr nach wie vor über Euren Zögling ausübtet; unter dem Vorwande, er sei zu jung, um sein Vermögen zu verwalten, nähmtet Ihr die Summe an Euch und suchtet sie durch vortheilhafte Anlage, natürlich im Interesse Eures Mündels, zu vergrößern.“

„Auch das will ich nicht bestreiten, obschon ich dem Sohne meines Herrn keine Vorschriften in dieser Beziehung machen werde.“

„Das Alles fiel fort, wenn der Vater Eures Zöglings erschien und selbst das Vermögen in Empfang nahm?“

„Ich weiß nicht, weßhalb Sie diese Fragen stellen,“ entgegnete Schulz ungeduldig.

„Lassen Sie mich nach Hause gehen, in meinem Kopfe ist es so wüst und leer, daß ich auf Ihre Kreuz- und Querfragen gar keine Antwort zu finden weiß.“

Der Richter warf seinem Kollegen einen Blick des Triumphes zu.

„Wie viel sandte Euch Krämer jährlich zur Bestreitung der Bedürfnisse seines Sohnes?“ fuhr er fort.

„In den ersten Jahren 300 Thaler,“ entgegnete der Ackerer, „später, als der Knabe die Schule besuchte und seine Bedürfnisse zunahmen, erhielt ich 100, auch 150 Thaler mehr.“

„Und Ihr führtet über diese Summe Bücher?“

„Auf Heller und Pfennig.“

„Ihr erspartet von diesem Gelde nichts?“

„Doch, 200 Thaler.“

„Und wo liegt Ihr diese Ersparnisse?“

Der Ackerer zögerte einen Augenblick.

„Muß ich Ihnen auf diese Frage Antwort geben?“ versetzte er. „Ich denke, ich bin nur meinem Herrn gegenüber Rechenschaft schuldig —“

„Ihr müßt,“ unterbrach ihn der Richter, der jetzt den Faden gefunden zu haben glaubte, an welchem er den Verbrecher fassen konnte.

„Nun wohl, ich benutzte dieses Geld zum Ankaufen von Vieh,“ fuhr Schulz ruhig fort.

„Ich hatte die kleine Summe in die Sparkasse gebracht, mit dem festen Vorsatz, sie meinem Pflegesohn oder dessen Vater einzuhändigen, da raffte eine Seuche mir ein Pferd und zwei Kühe fort; um sie zu ersetzen, benutzte ich die 200 Thaler, welche ich meinem Herrn zurückzahlen wollte, sobald ich ihm Rechnung ablegte.“

„Und das Geld liegt zur Rückzahlung bereit?“

„Es fehlen noch 50 Thaler an der Summe.“

Der Instruktionsrichter erhob sich.

„Konrad Schulz, ich verhafte Euch im Namen des Gesetzes, als der Ermordung des Kaufherrn Karl Krämer verdächtig!“

Der Ackerer, der auf solche Wendung nicht gefaßt war, sah dem Richter eine Weile stier ins Antlitz, dann brach er in ein bitteres Lachen aus.

„Mich, mich wollen Sie verhaften?“ rief er. „Ich soll meinen Herrn gemordet haben?“

„Sehen Sie, das ist das Erwachen des bösen Gewissens,“ nahm der Bürgermeister, sich zu seinem Kollegen wendend, das Wort.

„Nun? Hatte ich Unrecht, daß ich Sie auf diesen Menschen aufmerksam machte?“

„Wenn Ihr wirklich unschuldig seid, so wird das Gericht dies schon ermitteln,“ versetzte der Instruktionsrichter. „Ich hoffe, Ihr folgt mir gutwillig, es sollte mir um Eure grauen Haare leid thun, wenn ich Euch Handschellen anlegen müßte.“

Der Alte richtete das Haupt stolz empor.

„Jeder Mensch kann irren,“ sagte er, „deßhalb zürne ich Ihnen nicht, daß Sie in übertriebenem Amtseifer mich für schuldig halten. Ihre letzten Worte aber waren unnöthig, ich weiß, daß ich dem Gesetze gehorchen muß.“

Die Gendarmen nahmen den Alten zwischen sich.

„Noch Eins,“ sagte er, indem er sich an der Thüre umwandte, „darf ich von meinem Weibe Abschied nehmen?“

Der Richter schüttelte verneinend den Kopf.

„So erlauben Sie mir wenigstens, daß ich meinem Sohne Lebewohl sage, er steht hier an der Thüre.“

„Er mag hereinkommen,“ entgegnete der Richter, „Ihr seid Arrestant und dürft nicht allein —“

„Schon gut,“ fiel der Ackerer ihm ins Wort.

„Gottfried, tritt ein!“

Der Jüngling ballte zornig die Fäuste, als er sah, in wessen Begleitung der Vater sich befand, ein Blick der Wuth traf den Bürgermeister, der der Familie Schulz nie besonders geneigt gewesen war.

„Du siehst, wie mißlich es in manchen Fällen ist, seinem Nächsten beizustehen,“ nahm der Alte das Wort, „doch sei deßhalb unbesorgt, meine Unschuld muß ja an's Licht kommen. Tröste und beruhige die Mutter und besorge das Gut, daß ich nicht Ursache finde, mit Dir unzufrieden zu sein, wenn ich zurückkehre. In allem Uebrigen laß den Dingen ihren Lauf, ich denke, mein ehrliches Gesicht und das Zeugniß, welches unser Dorf mir ausstellen muß, werden hinreichen, den Verdacht zu entkräften. Er, Du weißt, wen ich meine, darf nichts erfahren, hörst Du? Du wirst ihn, so lange ich im Gefängniß sitze, nicht besuchen, denn ich bin überzeugt, daß man jeden Deiner Schritte bewacht, und heute muß das Geheimniß strenger bewahrt werden, denn je. Niemand darf wissen, wie er heißt und wo er wohnt, das schärfe auch der Mutter ein, sage ihr, sein Glück, sein Leben hänge von unserer Verschwiegenheit ab.“

„Du glaubst? Vater?“ fiel der junge Mann ihm ins Wort.

„Ich glaube nichts,“ fuhr dieser rasch fort, „nichts, ich kann nur vermuthen. Seitdem ich in das todte, entstellte Antlitz meines guten Herrn geblickt habe, quält mich unaufhörlich ein Gedanke, den ich nicht von mir abschütteln kann. Und nun geh', befolge pünktlich meine Weisungen und warte geduldig ab, bis ich zurückkehre.“

Der Instruktionsrichter, der vergeblich in der Unterredung des Gefangenen mit seinem Sohne einen neuen Anhaltspunkt für seinen Verdacht suchte, winkte dem jungen Manne, sich zu entfernen, und die Gendarmen führten den Ackerer jetzt hinaus.

Eine dichte Menschenmenge hatte sich vor dem Bürgermeisteramt eingefunden, aber unter Allen, welche hier standen und ihre Gedanken über den Vorfall gegenseitig austauschten, befand sich keiner, der an der Unschuld des Alten zweifelte.

2. Kapitel.

Am Tage nach jener für den Ackerer Konrad Schulz so verhängnißvollen Nacht saß der Rentner Jakob Krämer in seinem mit allem Luxus und dem Geschmack eines Parvenus ausgestatteten Kabinet.

Weiche Teppiche bedeckten den Fußboden, schwere Vorhänge von dunkelrothem Damast dämpften das Tageslicht, kostbare Möbel von Palisanderholz, hohe Spiegel, chinesische Vasen, massive silberne Armleuchter, die herrlichsten Oelgemälde und die feinsten Porzellanfiguren schmückten dieses Zimmer, welches einst dem Kaufmann Krämer, dem Vater des Rentners, in einfacher Ausstattung ebenfalls als Schreibzimmer gedient hatte.

Der Rentner hatte nach dem Austritt seines Bruders das Geschäft mit ungeschwächten Kräften fortgeführt und vor ungefähr sechs Jahren sich von demselben zurückgezogen, um den Rest seines Lebens in Ruhe zu genießen und sich ganz der Erziehung seiner Tochter Mathilde, des einzigen Kindes, welches seine früh verblichene Gattin ihm hinterließ, zu widmen.

Mathilde zählte jetzt 19 Jahre, sie galt für eins der schönsten Mädchen in der Stadt und in der That konnte man nichts Lieblicheres sehen, als das fromme, seine Engelsantlitz mit den tiefblauen Augen, dem reichen, blonden Haar und der hohen, reinen Stirn.

Der schlanke Wuchs des Mädchens, ihr bescheidenes Auftreten, die Sanftmuth und Herzensgüte, welche in ihrem ganzen Wesen sich ausdrückten und

die tiefe Bildung ihres Geistes standen mit den reinen Engelszügen in harmonischem Einklang, sie verliehen der Erscheinung Mathilden's einen Zauber, der anziehen und fesseln mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Deutsch-Amerikaner.

(Fortsetzung.)

In diesen Tagen nun war viel von dem bevorstehenden Besuche eines Mister Bob die Rede, und Alexander hatte aus den hingeworfenen Andeutungen so viel entnommen, daß der Erwartete der Bewerber, wenn nicht schon erklärte Bräutigam Gabrielens sei. Diese Vermuthung sollte ihm auch durch einen seltsamen Zwischenfall bald zur Gewißheit werden, denn Alexander hatte zwar vor dem Eintreffen jenes Besuches abreisen wollen, war aber immer wieder durch die herzlichen Einladungen der Familie, noch zu bleiben, festgehalten worden.

Wie er gewöhnlich zu thun pflegte, wollte er sich eben an einem schönen Abende beim Untergange der Sonne an den Ufern des Flusses ergehen, als er, durch den Garten schreitend, Gabrielen in einer Jasminlaube sitzen sah, den Kopf schwermüthig auf den Arm gestützt, der auf dem Marmortische vor ihr ruhte. Sie schien in tiefes Sinnen versenkt. Während Alexander vorüber ging, blickte sie auf, und jener war nicht wenig betroffen, als er unter den langen Wimpern ihrer dunkeln Augen Thränen hervorperlen sah. Von einem eigenen Mitleid ergriffen, trat er näher und fragte mit weicher Stimme: „Was ist Ihnen, Miß Gabriele?"

Diese gab aber keine Antwort, brach vielmehr in lautes Schluchzen aus. Erst als Alexander mehr in sie drang, ihm den Grund ihrer Trauer mitzutheilen, da er, mit dem Leid sehr vertraut, ihr vielleicht rathen und helfen könne, blickte sie ihn lange mit forschenden und feuchten Augen an. Sie schien Vertrauen zu ihm zu fassen, da jetzt seine Augen allerdings mit mehr Theilnahme als gewöhnlich auf ihr ruhten. Seine Hand ergreifend, lispelte sie verschämt: „Morgen kommt Mister Bob!"

„Und wie kann Sie dies so beunruhigen?" fragte Alexander, der sich keinen Zusammenhang zwischen Mister Bob und Gabrielens Thränen denken konnte.

„Ah, wissen Sie noch nicht, daß..." hier stockte Gabriele und konnte nicht weiter sprechen.

„Nun, liebe Miß, so fassen Sie sich doch! Kann ich vielleicht Ihre Unruhe dadurch beseitigen, daß ich den vertrauten Vermittler zwischen Ihren Gefühlen und denen Mister Bob's spiele?"

Hätte Gabriele jetzt den leichten ironischen Zug bemerkt, der um Alexanders Lippen spielte, dann hätte sie gewiß mit weiteren Erklärungen zurückgehalten. Zum Glück hatte sie aber die Augen verschämt niedergeschlagen und antwortete ganz treuherzig: „Ach, wenn Sie dies wollten, Alexander! — Es ist mein Tod, wenn ich ihn heirathen muß!"

Alexander wurde etwas verblüfft, als er gerade das Gegentheil von dem hörte, was er sich gedacht hatte, denn er war immer der Meinung gewesen, Gabriele sei in Mister Bob verliebt und fürchte, dieser möchte ihre Gefühle nicht erwiedern. Alexander war selbst durch große Leiden so abgehärtet, durch schwere Schicksale so fest und entschlossen geworden, daß er sich kaum vorstellen konnte, wie ein Mädchen sich gegen ihre Neigung zu einer Heirath zwingen lassen könne. Er sah darin nur eine grenzenlose Charakterschwäche, die er verachtete. In gleichgiltigem Tone fragte er daher: „Und was meinen Sie, daß ich thun soll? Soll ich mich mit ihm schlagen?"

„Um Gottes Willen! das nicht — das nicht!" rief sie in leidenschaftlicher Angst, als sähe sie schon im Geiste eine blutige Scene zwischen den beiden Kämpfern.

„Und was denn sonst?" fragte Alexander weiter.

„Ich weiß es selbst nicht; ich bin ganz verwirrt."

„Verwirrt?" wiederholte Alexander in langgedehntem Tone und fuhr bei sich in Gedanken fort: „Soll ich sie etwa freien, um sie vor Mister Bob zu retten? Das wäre spaßhaft."

Gabriele schien weitere Erklärungen zu erwarten, denn sie blickte fragend zu ihm auf. Aber, o Wehe! — eben lagerte ein heiterer Spott auf Alexander's Gesichte.

Gabriele stand auf und rief unwillig und aufgebracht: „Sie herzloser, kalter Spötter!"

„Wie kann ich anders?" entgegnete er in etwas scharfem Tone. „Wenn Sie den Muth nicht haben, jene Erklärung ihren Eltern und dem Mister Bob selbst zu geben, wie soll ich dann den Muth haben, für Sie zu handeln? Warum betrüben Sie sich so sehr über Etwas, das Sie mit einem entschiedenen Nein verhindern können?"

In diesem Augenblicke trat auch Hedwig in die Jasminlaube. Sie hatte schon einige Zeit vor derselben gestanden und die kurze Unterhaltung jener Beiden zum Theil mit angehört.

(Fortsetzung folgt.)

* Theater.

Die vergangenen Dienstag im Cäcilienvereine zur Aufführung gekommene Karnevalsposse bot so viel des Witzigen, Komischen und Gelungenen, daß wir im Geiste aller Zuschauer zu handeln glauben, wenn wir die flüchtigen Bilder, die an diesem Abend an uns vorüberzogen, noch einmal uns kurz ins Gedächtniß zurückrufen und Denen, welche uns diesen schönen Abend verschafften, unsere Anerkennung und unsern Dank aussprechen.

Der Prolog, von einem Mitgliede des Männergesangvereines verfaßt und gesprochen, berührte in poetischer Form die Interessen und jüngsten Erlebnisse des Cäcilienvereines, des gemischten Chores, des Männergesangvereines, der Stadt und des Distriktes, und gab eine kurze Andeutung über das folgende Stück. An der Spitze und dem Schlusse des Prologs wurde das Sprüchlein: „Einen Witz in Ehren kann Niemand verwehren" dem gesammten Publikum auf's Schärfste eingeprägt, und wir glauben, daß das recht am Platze war. Daß alles eben Erwähnte in sehr gelungener und witziger Art durchgeführt war, dafür sprach am deutlichsten die höhere Heiterkeit, die so häufig den Sprecher unterbrach. —

Das Stück selbst, das 4 Stunden in Anspruch nahm und wohl auch nur den einen Vorwurf einer etwas zu großen Länge verdiente, zerfiel in einen musikalischen und einen nicht musikalischen Theil, und führte uns in 5 Akten zuerst einige Bilder aus dem Leben und Treiben am Hofe des Sultans vor Augen, sodann die 3 türkischen Minister auf Urlaub beim Zweibrücker Schützenfest, einen Commers, den die dortigen Studenten den Herren Ministern zu Ehren abhalten, die Verzweiflung des Sultans über das Ausbleiben seiner Minister, hauptsächlich aber über das Ausgehen des Vorrathes an geistigen Getränken, und endlich die Ankunft der Getreuen, die reich mit Wein beladen das Herz des Sultans schnell wieder auf den Damm bringen.

Diese verschiedenen Bilder waren mit Lokalwitzen und Anspielungen aller Art so reich ausgeschmückt und durchzogen, daß das Publikum, das recht wohl in alle einzelnen Vorkommnisse eingeweiht schien, sich sehr gut amüsiren mußte, um so mehr, als die Hauptrollen in so guten Händen waren, wie man es nur wünschen konnte.

Was den musikalischen Theil betrifft, so blieb der Komponist in keiner Weise hinter dem Verfasser zurück. Die Ouvertüre, welche die Melodie des Jägers aus der Pfalz zum Thema gewählt hatte, führte dieses ganz trefflich durch und gewann dadurch, daß das Thema aus dem Andante-Tempo gegen Schluß mit immer steigender Bewegung in ein rauschendes Presto überging, vollständig den Charakter einer Ouvertüre. An den verschiedensten Stellen des Stückes war durch Einlegung von Volks- und Studentenliedern sowohl im Solo als Chor dem Komponisten Gelegenheit geboten, das Seinige zu thun, und das hat er auch im reichsten Maße gethan. Die Lieder waren alle auf's Passendste instrumentirt, die meisten noch mit einem eigens daran gehängten höchst wirksamen Schluß versehen, wobei der Chor Gelegenheit hatte, sich zur Geltung zu bringen, und außerdem waren noch mehrere selbstständige Kompositionen eingeflochten, worunter wir das Solo mit Chor: „Wenn man beim Wein sitzt" als äußerst wirksam und sangreich, dann den Chor: „Das Trinkhorn her" als kräftig und frisch besonders hervorheben.

Die Durchführung des musikalischen Theiles war von Seiten der Solisten sehr tüchtig; die Chöre hätten etwas mehr Kraft, das Orchester etwas weniger, dafür etwas mehr Reinheit entfalten dürfen, womit aber Niemand ein Vorwurf gemacht werden soll, um so weniger, als, wie wir hörten, die Besetzung im Letzteren bei der Aufführung nicht ganz dieselbe wie in den ersten Proben war, und in den Stimmen aus verschiedenen Gründen so viel geändert und gestrichen war, daß nur volle Geistesgegenwart vor Umwerfen schützen konnte. Was den Chor betrifft, so merkte man sehr wohl, wie sorgfältig und genau Alles einstudirt war; da aber nicht alle Sänger auf der Bühne, sondern auch welche hinter den Coulissen sich befanden und bekannt ist, wie viel diese Ton verschlucken, zumal in einer Lokalität, die nicht auf Akustik berechnet ist, so wollen wir auch dem Chor keinen Vorwurf machen. Indem wir schließlich dem Verfasser und Komponisten und allen Mitwirkenden für die viele Zeit und große Mühe, die sie darauf verwandten, dem Publikum diesen schönen Abend zu verschaffen, den herzlichsten Dank sagen, sprechen wir unsere Freude darüber aus, daß Denen, welche am Besuche der ersten Aufführung verhindert waren, oder Nichtmitglieder des Vereines sind, durch Wiederholung des Stückes Gelegenheit geboten wird, sich von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was wir hier berichteten.

Auflösung des Sylbenräthsels in № 27:
Frachtbrief.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 29. Dienstag, 7. März 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Der Rentner war stolz auf sein Kind, stolzer als auf den Orden, mit welchem der Fürst die Brust des thätigen Kaufmanns geschmückt hatte; er träumte von einem Grafen oder Fürsten, welcher einst diese Perle heimführen würde.

Mathilde hing mit inniger Liebe an ihrem Vater; war er auch oft barsch, mürrisch und verschlossen, redete er auch oft, wenn er sich unbeobachtet glaubte, Worte in sich hin, welche sie, obgleich sie deren Sinn nicht verstand, ängstigten, sie ließ darum von ihrer Liebe zu ihm nicht ab.

Der Rentner kannte diese Liebe, er vertraute auf sie, sie war ihm Bürgschaft, daß Mathilde nie einem anderen Mann ihr Herz schenken werde, ohne zuvor den Vater um Rath gefragt zu haben.

Der Rentner war heute mißgelaunt, einem seinen Beobachter würde das Zittern seiner Hände in dem Augenblick, in welchem er das Weinglas ergriff, um es zum Munde zu führen, nicht entgangen sein.

Der alte Herr saß an seinem Schreibtische und las in alten, vergilbten Briefen, dazwischen leerte er Glas um Glas, bis die Krystallkaraffe geleert war und er endlich die Papiere mißmuthig zurückschob.

„Alter Plunder!“ murmelte er, indem er sich erhob. „Mir kann es nichts nützen, nicht einen einzigen Haltpunkt finde ich, an dem anknüpfend ich genaue Erkundigungen einziehen könnte!“

Er schob die seidenen Vorhänge zurück und trat an's Fenster. „Zwanzigtausend und sechzehntausend,“ fuhr er nach einer Weile fort, — „sechsunddreißigtausend Thaler — fürwahr keine Kleinigkeit!“

Der eintretende Diener unterbrach das Selbstgespräch seines Herrn.

„Was gibt's?“ fuhr der Letztere barsch auf, „habe ich nicht Befehl gegeben, daß ich ungestört sein will?“

„Verzeihen der gnädige Herr, aber draußen ist ein Herr, der sich nicht abweisen lassen will,“ entschuldigte der Diener sich, „er sagt, er habe einen weiten Weg gemacht, um mit Ihnen zu reden, und seine Zeit erlaube nicht, diesen Weg so oft zu wiederholen, bis es dem gnädigen Herrn gefalle, ihn vorzulassen.“

„Sein Name?“ fragte der Rentner.

„Bürgermeister Wetterau.“

„Wetterau? Der Name ist mir unbekannt, — — er mag eintreten.“

Der alte Herr warf rasch die Papiere, in welchen er kurz zuvor gelesen hatte, in eine Schieblade, verschloß diese sorgfältig und nahm ein Buch vom Büchertische, indem er sich den Anschein zu geben suchte, als sei er in die Lektüre desselben vertieft.

Als der Bürgermeister, dessen Bekanntschaft wir bereits im vorigen Kapitel gemacht haben, eintrat, warf er einen forschenden Blick auf das Antlitz des Rentners und nahm dann auf dem ihm angebotenen Sessel Platz.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?“ nahm Krämer im kalten Geschäftstone das Wort, „wie ich vermuthe, muß Ihr Anliegen ein sehr dringendes sein, da Sie meinen Wunsch, ungestört bleiben zu wollen, nicht berücksichtigen zu können glaubten. Sie wohnen wohl nicht hier in der Stadt?“

„In C.,“ erwiederte der Bürgermeister, den Namen des Ortes scharf betonend, „ich bin dort Bürgermeister.“

„So, so,“ fuhr der Rentner in dem Tone kalter Gleichgiltigkeit fort, „doch kommen wir zur Sache, womit kann ich Ihnen dienen?“

„Mein Herr, ich besitze ein einträgliches Amt, habe Aussicht, nach Ablauf meiner Amtsdauer wiedergewählt zu werden und kann daneben über ein kleines Vermögen verfügen,“ nahm der Bürgermeister das Wort, „ich schicke dies voraus, um nicht durch spätere Erörterungen die Augenblicke zu verlieren. Ich

hatte das Vergnügen, Ihre Tochter im vergangenen Winter bei Gelegenheit eines Casino-Balles kennen zu lernen, ihr Aeußeres, wie ihr Charakter, entsprechen ganz den Anforderungen, welche ich an meine zukünftige Hausfrau stelle, und deßhalb erlaube ich mir, um ihre Hand bei Ihnen anzuhalten. Sie sehen, ich fasse mich kurz; ich bin kein Freund von langem Gerede und hoffe, Sie werden mir ebenfalls eine kurze, offene Antwort geben."

Der Rentner war von seinem Sitze aufgesprungen. — Sprachlos vor Erstaunen stierte er den Kühnen an, der es gewagt hatte, um Mathilde zu werben, ohne dabei ein adeliges Wappen oder eine Million in die Wagschaale werfen zu können.

„Die sollen Sie haben," entgegnete er endlich, indem er sich zwang, seine Aufregung zu bemeistern, „eine kurze, offene Antwort soll Ihnen werden, so kurz und offen, wie Sie vielleicht noch nie eine erhalten haben."

Er zog die Schelle.

„Wer meine Tochter heirathen will, muß etwas Anderes aufweisen können, als den Titel eines Dorfbürgermeisters. Glauben Sie, ich habe gespart und gesammelt, um durch mein sauer erworbenes Vermögen einem Bürgermeister die Möglichkeit zu verschaffen, sich in den Ruhestand setzen zu können?"

„Begleite den Herrn hinaus," fuhr er, zu dem eintretenden Diener sich wendend, fort, „sollte er später noch einmal zurückkehren, so bin ich nicht zu Hause."

„Halt, wir sind noch nicht mit einander fertig," versetzte Wetterau lakonisch, der ruhig in seinem Sessel sitzen blieb, „schicken Sie Ihren Diener wieder fort, es könnten Sachen zur Sprache kommen, über welche Sie nur unter vier Augen mit mir zu verhandeln wünschten."

„Fassen Sie sich kurz, mein Herr," entgegnete Krämer. „Was könnten Sie mir mittheilen —"

„Nur eine Angelegenheit, welche in erster Reihe Sie, in zweiter Ihren Bruder, oder dessen Nachkommenschaft betrifft," fuhr der Bürgermeister, ihm in die Rede fallend, fort. „Sie werden jetzt errathen, daß ich mehr weiß, wie Sie anfangs vermutheten."

Der Rentner gab seinem Diener einen Wink und setzte sich wieder hin.

„Zur Sache also," versetzte er, „wir sind allein."

Der Bürgermeister erhob sich und verriegelte die Thüre. „Sie werden bereits wissen, daß Ihr Bruder in vergangener Nacht in der Nähe meines Dorfes ermordet gefunden wurde?" nahm er das Wort. „Des Mordes verdächtig, ist ein Mann verhaftet, dessen Name ebenfalls Ihnen nicht unbekannt ist."

„Mein Bruder ermordet?" rief der Rentner. „In der Nähe Ihres Dorfes? Ich versichere Sie, daß ich bis jetzt —"

„Ich weiß, Sie vermutheten ihn drüben in Amerika," fuhr Wetterau, ihm ins Wort fallend, fort, „hat er Ihnen nicht mitgetheilt, daß er zurückkommen würde?"

„Nein, keine Silbe. Ueberhaupt, seitdem er ausgewandert ist, habe ich nie mehr etwas von ihm gesehen, noch gehört."

„Desto besser für Sie, denn, unter uns gesagt, die Wahrscheinlichkeit, daß Sie in den Prozeß verwickelt werden, liegt sehr nahe."

Der Rentner entfärbte sich.

„Scherzen Sie nicht mit einem alten Manne," sagte er, „welcher Grund könnte vorhanden sein, mich in den Prozeß zu verwickeln?"

„Sie haßten Ihren Bruder in demselben Grade, in welchem er Sie fürchtete," entgegnete Wetterau, „in Ihren Händen ruht sein Vermögen, Sie sind habsüchtig und geizig, ich denke, diese Gründe genügen."

„Mein Herr!" fuhr Krämer auf, der sein Erstaunen nicht verhehlen konnte.

„Es wundert Sie, daß ich dies Alles weiß? Wenn ich Ihnen aber sage, daß Der, welcher des Mordes verdächtig verhaftet wurde, Konrad Schulz heißt, daß ich diesen Mann verhört und aus seinem Munde einen genauen Bericht über Ihr Verhältniß zu dem Ermordeten erhalten habe, so werden Sie —"

„Glauben Sie ihm nicht," unterbrach Krämer den Bürgermeister hastig, „er lügt jedes Wort, mit Schimpf und Schande mußte er mein Geschäft verlassen, wer weiß, ob er nicht all seine Aussagen nur in der Absicht gemacht hat, die Schuld von sich abzuwälzen und mich zu verdächtigen?"

„Ich lasse diesen Punkt vorläufig unberührt," fuhr Wetterau fort, „in der Hauptsache handelt es sich doch um das Vermögen Ihres Bruders, welches in Ihrem Besitz ist. Finden wir nicht schlagendere Beweise gegen Schulz als die, welche augenblicklich vorliegen, so dürfte kaum zu bezweifeln sein, daß der Verhaftete freigesprochen wird. Alsdann wird er nicht nur den Sohn Ihres Bruders Ihnen vorstellen, sondern auch ein Dokument vorzeigen, welches Sie verpflichtet, jenes Vermögen sofort auszuzahlen."

„Der Sohn meines Bruders befindet sich in Europa?" fragte der Rentner rasch, der die innere Aufregung kaum mehr verbergen konnte.

„Ich fühle mich nicht verpflichtet, Ihnen hierauf zu antworten; nur dann, wenn Sie mir die Hand Ihrer Tochter zusagen und es also in meinem Interesse liegt, gemeinschaftliche Sache zu machen, werde ich näher auf diesen Punkt eingehen."

Der Rentner hatte ſich erhoben. Er ging eine Weile ſchweigend in dem Kabinet auf und ab und blieb endlich vor dem Bürgermeiſter ſtehen, der den alten Herrn unverwandt beobachtete.

(Fortſetzung folgt)

Ein Deutſch-Amerikaner.

(Fortſetzung.)

„Warum will Miß Gabriele lieber ſterben, als in eine Verbindung mit Miſter Bob willigen?“ wandte ſich Alexander an Hedwig.

„Ach! er ſchnupft und trinkt Whisky! und das kann Siſſi nicht ertragen,“ ſagte das Kind in einem ſo naiven Tone, daß die Situation dadurch ganz komiſch wurde und Alexander beinahe laut aufgelacht hätte.

„Laß ihn, Siſſi!“ hob jetzt Gabriele an, die ſelbſt durch Alexander's Spott viel gefaßter geworden zu ſein ſchien. „Er hat kein Herz, er iſt unſeres Vertrauens nicht würdig, denn er mißbraucht es zur Unterhaltung ſeines gemüthloſen Witzes.“

Mit dieſen Worten ergriff ſie die Hand der Schweſter und wollte ſie mit ſich fortziehen. Hedwig aber hatte noch keine Luſt, ſich zu entfernen. Sie ſchien ſich erſt Gewißheit verſchaffen zu wollen über den wahren Charakter Alexander's, der von ihrer Schweſter einer ihr ſelbſt unglaublichen Härte und Kälte beſchuldigt wurde.

Alexander verſtand Hedwigs Wunſch, als ſie ihre tiefbraunen Augen eindringlich fragend und mit einer gewiſſen ſtrengen Würde auf ihm haften ließ und dabei doch auch einen zweifelnden Ausdruck nicht unterdrücken konnte, der deutlich genug bewies, daß es ihr ſehr unlieb ſein würde, wenn ſie der Anklage ihrer Schweſter beiſtimmen müßte.

Alexander ergriff mit Freude die Gelegenheit, ſich gerade in Hedwigs Augen zu rechtfertigen, ja, er fühlte ſich gedrungen dazu durch ein ihm ſelbſt noch dunkles Gefühl, obwohl er ſonſt nur ſelten, und dann noch ſehr ungern, von ſich ſelbſt zu ſprechen pflegte.

„Wenn das eigene Herz das größte Leid ertragen hat,“ begann er, vorzüglich zu Hedwig gewendet, mit milder Stimme und überzeugendem Tone; „wenn Alles, was es an hartem Geſchick, an bitterer Entſagung, an innerem Jammer gibt, auf einmal das eigene Herz beſtürmt; wenn es der glühendſten Liebe und bald darauf tödtlichem, aber gerechtem Haß zur Beute ward; und wenn es dann doch noch ſchlägt: — ſo ſieht es mit einer gewiſſen lächelnden Verachtung auf all die kleinen Verlegenheiten und eingebildeten Leiden herab, von denen ſich die vom Leiden noch nicht geprüften Gemüther ſo leicht verwirren laſſen. Wer ſelbſt in heißen Kämpfen muthig gerungen hat, verlangt auch von Anderen Faſſung und Ueberwindung. — Wie kann ich mich alſo zu Miß Gabriele ſetzen und mit ihr wehklagen, wenn ſie die Hand eines ungeliebten Bewerbers nicht zurückzuweiſen wagt, ſelbſt auf die Gefahr hin, ihm und ihren Eltern damit wehe zu thun, während mich ſelbſt diejenige im Unglück verlaſſen hat, um deren Beſitz ich eine Seligkeit hingegeben hätte, auf deren Treue ich wie auf die ewige Sonne baute? — Und ich habe es dennoch ertragen!“ ſchloß er leiſe, ſichtlich von dieſen Erinnerungen tief ergriffen.

„Liebt man jenſeits des Oceans ſo?“ lispelte Hedwig mit der rührendſten Theilnahme in ihrer Stimme. „Sind dort die Mädchen ſo ſchwach und wankelmüthig?“

„Im Ganzen vielleicht nicht mehr, als es die Mädchen dieſſeits des Oceans auch ſind,“ antwortete Alexander mit einem raſchen Blick auf Gabriele. — „Und kann ich Ihrer Schweſter einen Rath geben, wie ſie ſich gegen ihren Vater, der jene Verbindung mit Miſter Bob betreibt, benehmen ſoll, nachdem mich der meinige verſtoßen hat, weil ich ſeine politiſchen Ueberzeugungen nicht theilte; weil ich meinte, erſt gehöre mein Leben dem Vaterlande, dann dem Vater und zuletzt erſt mir ſelbſt. Freilich das Vaterland hat mich auch ausgeſtoßen, nachdem ich ihm in jugendlicher Begeiſterung Alles geopfert. Vielleicht hatte ich gefehlt, aber nur aus Liebe zum Vaterlande; vielleicht ließ ich mich durch die Leidenſchaft zu weit fortreißen, aber nur, weil ich das Beſte wollte. Dennoch fand ich keine Verzeihung — kein Vergeſſen!“

„So, ſind Sie ein Verbannter? — Vergeſſen Sie das harte, undankbare Vaterland!“ ſagte Hedwig mit einer unbeſchreiblich weichen Stimme.

„Wenn man es doch nur könnte!“ ſeufzte Alexander. „Aber man trägt die heimathliche Erde an den Sohlen überall mit hin — man wird ewig und überall daran erinnert, daß man eben in der Verbannung lebt.“

„Ganz Amerika iſt ebenſo gaſtfrei, wie Sie hoffentlich unſer Haus gefunden haben werden. Sehen Sie es als Ihre neue Heimath an, die Sie freundlich willkommen heißt!“

Bei dieſen Worten reichte Hedwig dem Gaſte die Hand, als wollte ſie ihn ſelbſt in die verheißene Heimath als gütige Wirthin einführen. Mit einer ſtillen verklärten Freude ruhte ihr glänzend braunes

Auge auf Alexanders blassem Antlitze. Sie fühlte eine sichtbare Genugthuung, daß sie sich in der guten Meinung von seinem edlen Charakter nicht getäuscht hatte und daß sie unter seiner rauhen Außenseite einen schönen Kern verborgen fand.

Als Alexanders Blicke denjenigen Hedwigs begegneten, überflog eine leichte Röthe seine blassen Wangen. Aber bald nahm sein Gesicht den gewöhnlichen kalten Ausdruck wieder an, als habe er sich geschämt, den Mädchen seinen Schmerz gezeigt und dadurch das Verlangen kund gegeben zu haben, in Hedwigs Augen nicht als gefühlloser Mensch zu erscheinen. Er grüßte die Mädchen und setzte seinen beabsichtigten, aber durch diesen Zwischenfall unterbrochenen Spaziergang nach dem Flusse wieder fort.

Gabriele war sehr nachdenklich geworden und zog sich wieder in die Laube zurück. Hedwig blieb vor derselben stehen und sah dem Gaste unverwandten Blickes nach, als er, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, längs des Flusses hinschritt, dessen Wellen, in den Purpur der untergehenden Sonne getaucht, ruhig und majestätisch dahin flossen. Erst als das Dunkel, das in dieser Gegend schnell hereinbricht, seine Gestalt nicht mehr erkennen ließ, nahm sie Gabrielen bei der Hand und ging mit ihr schweigend dem Hause zu. Noch lange tönten ihr in den Ohren Alexanders schmerzliche Worte nach. „Ein Verbannter — kein Vaterland — keine Heimath — kein treues Herz, das ihn tröstet!“ wiederholte sie oft leise bei sich, als sie an dem Fenster ihres Zimmers saß und in die helle Herbstnacht hinaus blickte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein aristokratischer Fleischergeselle.) Für den Tod ist kein Kraut gewachsen! Es gibt Menschen, die alles Erdenkliche aufbieten, um einem allzufrühen Hinscheiden aus dieser schönen Welt zu entgehen, und dies will ihnen doch nicht glücken, denn Freund Hain ist nun einmal ein pfiffiger Geselle und läßt sich nicht so leicht betrügen. Als Beweis für diese Behauptung wollen wir eine Geschichte erzählen, die sich vor einiger Zeit in Paris zugetragen. Der junge Marquis Sauville war der einzige Sprosse einer erlauchten Adelsfamilie und es läßt sich begreifen, mit welcher Aengstlichkeit und Sorgfalt sein Leben gehütet und wie jeder seiner Athemzüge mit besorgter Spannung beobachtet wurde. Aber eben gerade mit den Athemzügen hatte die Familie Sauville ihre schweren Bedrängnisse. Der junge Marquis hatte die verführerischen Freuden des Pariser Lebens in so ungestümer, rascher Weise eingesogen, daß seine angestrengte Brust zuletzt den Dienst versagte und krank wurde. Man schickte sie sammt ihrem reichen Besitzer ohne Erfolg von Bad zu Bad, von Arzt zu Arzt, bis zuletzt ein alter Praktikus den unglücklichen Eltern rieth, den jungen Herrn — Fleischer werden zu lassen. Das frische, thierische Leben, rings um ihn ausgehaucht, würde ihn auf's Neue kräftigen und beleben können. Der Zweck adelt das Mittel, und wenn es gilt, einen schwankenden Stammbaum zu erhalten, so ist auch der warme, heilkräftige Duft eines plebejischen Schlachthauses nicht zu verachten. Der Marquis fuhr also täglich in glänzender Equipage in das Abattoir, band sich eine weiße Schürze um, bediente fleißig die Kunden aus der Stadt und den Vorstädten. Die elegantesten, vornehmsten Damen von Paris sprachen bei dem aristokratischen Fleischergesellen vor, um ihn Hammelskeulen und Ochsenrippen abwiegen zu sehen, und nicht selten konnte man Dialoge wie folgende hören: „Aber, Herr Marquis, haben Sie nicht erst gestern bei Ihren Ahnen geschworen, mir keine Knochen zu dem Fleische mehr zu wiegen, und doch war bei der Kalbsbrust, welche Sie heute Morgen die Güte halten“ .... „Beste Herzogin, das muß nun einmal so sein, wir nennen das in der Kunstsprache die „**jouissance**“, es ist die unvermeidliche Zugabe, und so schmerzlich es mich berührt, ich kann nicht anders.“ Daß wir es kurz machen, der junge Sauville kehrte nach einiger Zeit frisch und gesund von seiner unfreiwilligen Beschäftigung in die vornehme Welt zurück und wurde wenige Tage darauf — in einem Duelle erschossen. Die jungen Dandys hatten sich über seinen durchgemachten Kursus sehr moquirt und dies wollte er nicht auf sich sitzen lassen.

Der in den Kämpfen des Czarenreichs gegen Napoleon I. weltbekannt gewordene russische Feldmarschall Suwarow gerieth einmal in solche Erbitterung gegen einen seiner Soldaten, daß er mit blankem Degen auf ihn losfuhr. Sein Adjutant trat mit Geistesgegenwart dazwischen und erklärte: „Seine Excellenz der Feldmarschall Suwarow hat gestern den Armeebefehl erlassen, daß Jedermann sich in seinem Zorn mäßigen solle.“ — „So?“ fragte der General, „hat er das? Dann muß man freilich gehorchen!“ Und völlig besänftigt steckte er den Degen ein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 30. Freitag, 10. März 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

„Sie begreifen, Herr Wetterau, wie sehr es mich interessiren muß, den Aufenthalt meines Neffen zu erfahren," versetzte der Rentner, „wie hoch schätzen Sie Ihre deßfallsige Mittheilung, ich bin bereit, Ihre Forderung zu bewilligen, wenn sie nicht gar zu hoch ist."

„Ich habe diese Forderung bereits genannt," entgegnete Wetterau gelassen, „die Hand Mathildens."

„So bedenken Sie doch, daß Sie ein Vierziger sind, Mathilde noch nicht das zweite Decennium ihres Lebens erreicht hat!" rief der Rentner ungeduldig. „Fordern Sie eine Summe, die dem Werth Ihrer Mittheilungen entspricht, nur beharren Sie nicht so hartnäckig bei dem, was ich weder geben kann noch werde."

„So hat unsere Unterredung ein Ende," erwiederte Wetterau, indem er sich erhob. „Ich werde die Beweise sammeln, welche Schulz von jeder Schuld freisprechen müssen, und meine Maßregeln zur Entdeckung des Mörders ergreifen."

Der Rentner trocknete die nasse Stirn ab, auf der der Schweiß in großen Tropfen stand. „So nehmen Sie doch Vernunft an," bat er, den Bürgermeister am Arme zurückhaltend, „wie kann ich Ihnen die Hand meiner Tochter zusagen, bevor ich weiß, ob Mathilde Sie liebt."

„Das lassen Sie meine Sorge sein, unsere Charaktere harmoniren mit einander, ich weiß, daß Ihre Tochter an meiner Seite ihr Glück finden wird."

„Und in der Hauptsache ist es Ihnen doch nur um die Mitgift zu thun," bemerkte Krämer bitter. „Setzen Sie sich, wir wollen offen mit einander reden. Sie werden einsehen, daß mir vor Allem daran gelegen sein muß, das Dokument zu erhalten, welches mein Bruder diesem Konrad Schulz übergab," fuhr er fort, als der Bürgermeister seinen Sitz wieder eingenommen hatte, „glauben Sie, mir dasselbe verschaffen zu können?"

Wetterau nickte.

„Ferner müssen wir den ehemaligen Hausknecht unschädlich machen; wie ich nicht zweifle, ist jenes Dokument versiegelt, er wird das Siegel nicht gelöst haben, kennt also auch nicht den Inhalt des Aktes."

„Er kennt ihn, aber wir werden Mittel finden, ihn stumm zu machen."

„Und mein Neffe?"

„Er weiß nicht, daß er Ihr Neffe ist, unter fremdem Namen lebt er vielleicht in Ihrer Nähe, erst bei seiner Großjährigkeit sollte Schulz ihn mit dem Namen und Schicksal seines Vaters vertraut machen und ihm das Dokument einhändigen."

„Sie wissen, wo er sich aufhält?"

„Nein. Schulz beobachtete über diesen Punkt strenge Verschwiegenheit. Es dürfte uns indeß nicht schwer fallen, dies zu erfahren, wenn wir ernstlich an's Werk gehen."

Der Rentner blickte einen Augenblick schweigend vor sich hin. „Sie glauben also, daß Schulz verurtheilt wird?"

„Wenn wir es uns angelegen sein lassen, dieses Urtheil zu erwirken, — ja!"

„So biete ich Ihnen für Ihre Bemühungen fünftausend Thaler," versetzte Krämer nach kurzem Nachdenken, „zahlbar, sobald wir an unserem Ziele stehen."

Ein Lächeln des Hohns umspielte die Lippen des Bürgermeisters. „Sparen Sie die Mühe," entgegnete er kalt, „nur die Hand Ihrer Tochter kann mich bestimmen, Ihnen meinen Beistand zuzusagen. Wählen Sie also — entweder operiren wir gemeinschaftlich, oder Sie finden in mir einen Gegner, der gegen Sie bedeutend im Vortheil ist."

„So sei es denn," sagte Krämer, indem er dem Bürgermeister die Hand reichte und dabei einen

tückischen Blick aus seinen stechenden Augen auf ihn schoß, „nur Eins bedinge ich mir aus, daß Mathilde nicht eher etwas von unserer Vereinbarung erfährt, bis die ganze Angelegenheit geordnet ist.“

„Das Ziel könnte etwas sehr lange hinausgeschoben werden,“ versetzte Wetterau bedeutlich, der jenen Blick bemerkt hatte und seine Maßregeln darnach zu treffen beschloß, „doch eine schriftliche Erklärung von Ihrer Hand, mit dem Zusatze, daß die Verlobung längstens heute über's Jahr veröffentlicht werden soll, genügt mir.“

Nochmals sträubte sich der Rentner, diese Bedingung einzugehen, aber Wetterau beharrte so fest bei derselben, daß der alte Mann endlich nachgeben mußte.

„Und nun, da ich mich gleichsam als Ihren Schwiegersohn betrachten kann, haben wir keine Geheimnisse mehr unter einander,“ nahm der Bürgermeister das Wort, nachdem er den Schein in seine Brieftasche gelegt hatte. „Sagen Sie mir also aufrichtig, wußten Sie um den Mord?“

Der Rentner richtete sich stolz auf. „Wenn Ihnen an meiner Freundschaft gelegen ist, so wiederholen Sie nicht diese Frage,“ entgegnete er barsch, „die zu stellen Sie nicht die geringste Berechtigung haben. Ich bin überhaupt über Alles noch so im Unklaren, daß ich Sie ersuchen muß, mir die Ereignisse der verwichenen Nacht und die Aussagen meines ehemaligen Hausknechts mitzutheilen.“

Wetterau kam dem Verlangen des alten Herrn nach und verabschiedete sich endlich mit dem Versprechen, daß er zur Erlangung des Dokuments und zur Erforschung des Neffen die nöthigen Schritte einleiten und innerhalb einiger Tage dem Rentner weitere Mittheilungen machen wolle.

„Er mein Schwiegersohn!“ höhnte der Alte, als der Bürgermeister sich entfernt hatte. „Er mag des Teufels Großmutter heirathen, aber nicht meine Tochter! —“ Er zog die Schelle.

„Helldau soll kommen!“ sagte er, als ein Diener erschien. „Er muß mir das Dokument schaffen,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „habe ich dieses, dann mag kommen, was da will, ich biete ihm die Stirne!“

Helldau war der frühere Buchhalter des Rentners, ein treuer, ergebener Diener, der in seiner Anhänglichkeit selbst vor den dunkelsten Wegen seines Herrn nicht zurückbebte. — Schlau und gewandt, dabei verschwiegen und ehrlich, war er für den Rentner ein unschätzbares Kleinod, ihm verdankte er das Gelingen mancher Spekulation, sein Verstand mußte aushelfen, wo der Krämer's die Grenze gesunden hatte, und aus dem letzteren Grunde behielt der Alte ihn in seinem Dienst, als er das Geschäft niederlegte.

Helldau's Beschäftigung bestand darin, die Bücher zu führen, die Börsenzeitung zu lesen und seinen Herrn aufmerksam zu machen, wenn der Cours irgend eines Werthpapiers Gewinn abzuwerfen versprach.

Der Gehalt, welchen er bezog, war gering, aber Helldau, der als alter Junggeselle sich mit Wenigem begnügte und keine andere Leidenschaft kannte als die, literarische Schätze zu sammeln, reichte mit denselben aus.

Er hatte Mathilde auf seinen Knieen geschaukelt, unter seinen Augen war sie aufgewachsen und seine Liebe zu diesem Mädchen stand der Anhänglichkeit an seinen Herrn gleich, wenn sie nicht diese noch übertraf.

Für Mathilde wäre er bis an's Ende der Welt gelaufen, ihr eine Freude bereiten zu können, achtete er keine Mühe zu groß, und wie sie ihn in allen Stücken um Rath fragte, so erbat er sich auch ihren Rath bei jeder Gelegenheit. Denn in seinem Privatleben wußte Helldau sich nie so recht zu helfen, er war unselbstständig und daneben beschränkt, trotzdem er in geschäftlicher Beziehung einen außerordentlichen Scharfsinn entfaltete.

Der Grund dieser Unselbstständigkeit und Schüchternheit lag weniger in ihm selbst, als in der Umgebung des Buchhalters.

Helldau war verwachsen, dies trug ihm schon in der Kindheit den Groll seiner Schulkameraden ein. Er sonderte sich von seiner Umgebung ab, weil er nicht zur Zielscheibe ihres Witzes dienen wollte, in seinen späteren Jahren fand man ihn zurückhaltend und verschlossen und mied ihn.

So, ganz sich selbst überlassen, allein auf sich angewiesen, konnte es nicht befremden, daß Helldau all sein Lieben auf seinen Herrn und Kind übertrug.

Wie seine Umgebung ihn mied, so wich er auch ihr aus dem Wege, um sich ganz dem Geschäft und der Familie des Kaufherrn zu widmen. Er war weder überrascht noch befremdet, als der Rentner ihm mittheilte, er müsse augenblicklich nach dem Dörfchen C. aufbrechen und dort nachforschen, ob die Frau des verhafteten Ackerers, Konrad Schulz, ein Dokument besitze.

„Und wenn sie es besitzt?“ fragte er.

„So wirst Du es Dir zu verschaffen suchen,“ fuhr Krämer im Tone des Befehls fort, „von dem Besitz desselben hängt für mich viel, sehr viel ab.“

Dem Buchhalter fiel es nicht in den Sinn, zu forschen, was dieses Dokument enthalte und wie viel von dem Besitz desselben abhänge, er gehorchte schweigend, wie er gehorcht haben würde, wenn

sein Herr ihm befohlen hätte, einen Geschäftsbrief an die königliche Bank zu schreiben.

„Du wirst noch heute Abend zurückkehren," nahm der alte Herr wieder das Wort, nachdem er dem Buchhalter eine Banknote zur Bestreitung der Reisekosten überreicht hatte.

(Fortsetzung folgt)

Ein Deutsch-Amerikaner.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage traf dann auch wirklich der für Miß Gabriele so furchtbare Mister Bob in der Villa ein. Ein alter Bekannter der Eltern, wurde er von ihnen mit jener Zuvorkommenheit empfangen, die man Jemandem angedeihen läßt, den man gern zum Schwiegersohne haben möchte. Als solcher galt er denn auch bereits im Hause. Nur wenn er selbst die Rolle eines erklärten Bräutigams spielen wollte, wich Miß Gabriele seinen Zutraulichkeiten so ängstlich und geflissentlich aus, daß man wieder zweifeln konnte, ob die Wünsche der Eltern und seine eigenen in Erfüllung gehen würden. Die in Aussicht genommene Braut war mit einem Male so nervös und leidend geworden: Jede Stunde war sie einmal genöthigt, sich Unwohlseins wegen zurückzuziehen.

Mister Bob war kein Mann für ein empfindsames ätherisches Wesen. Früher Schiffskapitän, viel gereist und vielen Gefahren entgangen, war er auch auf dem Lande ein ächter Seemann geblieben mit etwas rauher Außenseite, aber von heiterem, verständigem und biederem Charakter, und — was ihm ein großes Gewicht bei den Eltern gab — volle dreimalhunderttausend Dollar schwer. Wegen dieser letzteren Eigenschaft hätte wohl manche Schöne die unzähligen rothen Flecken übersehen, die seine Nase und seine Wangen verunzierten und die den unläugbaren Beweis von häufig genossenem Grog und Whisky lieferten. Ein wenig korpulent und unbeholfen, wußte er sich doch mit großer Lebhaftigkeit zu unterhalten.

„Wo fehlt es denn dem Takelwerk der Miß?" hob er Abends an dem Theetisch an, als Gabriele verstimmt und schweigend da saß; „ist sie nicht flott, um bald in den wohlgeborgenen Hafen der Ehe einlaufen zu können? Sie steckt ja eine verlenfelt trübsinnige Flagge auf und streicht die Segel, als sei sie bereits ein Wrack."

Als Gabriele schwieg, fuhr er unverdrossen fort: „Will die Miß ihre Segel nicht wieder aufhissen, um mich als gute Prise einzubringen?"

Hier zog er eine goldene Dose aus der Tasche und führte mit umständlicher Behaglichkeit eine Prise Tabak zur Nase, die wie ein Leuchtthurm im wellenschlagenden Meer aus seinem verwitterten Gesichte hervorleuchtete.

„Vielleicht will Miß Gabriele wo anders vor Anker legen!" bemerkte Alexander neckend.

Miß Gabriele hatte eben im Begriffe gestanden, durch eine Ohnmacht der Nothwendigkeit, eine Antwort geben zu müssen, auszuweichen; aber durch Alexanders Spott wurde sie zur Fassung und Standhaftigkeit aufgestachelt. Sie war stolz genug, sich seinen Neckereien gegenüber nicht bloßzustellen; seine Gegenwart gab ihr Haltung und Muth. „Und darf ein Schiff, bevor es als des Meeres Braut die heimathlichen Küsten verläßt, nicht ein wenig traurig zögern, in den weiten unsichern Ocean hinzusegeln?" fragte sie verschämt und mit erzwungener Festigkeit.

„Nun ja, ich glaub's gern; wenn ein so junges Ding zum ersten Mal in die hohe See sticht, da läßt man sich schon ein wenig Aengstlichkeit gefallen," erwiederte Miß Bob heiter und gutmüthig. „Aber zu Ihrer Beruhigung kann ich Sie versichern, daß in diesem Falle der Ocean ruhig sein wird; die Sterne deuten auf gutes Wetter."

Die zweite Prise, die der Seemann jetzt zwischen dem Zeigefinger und dem Daumen hielt, machte schon einen weit weniger zur Ohnmacht reizenden Eindruck auf Miß Gabriele. Ebenso gefaßt hörte sie es an, daß Mister Bob sich ein Glas Whisky ausbat, um — wie er sich ausdrückte — ein Leck im Kiel seines Schiffes auszustopfen.

Mehrere Tage des Zusammenseins ließen die Macht der Gewohnheit auch an Miß Gabriele erkennen. Sie erzitterte nicht mehr bei dem Gedanken, in Kurzem das Weib eines schnupfenden und Whisky trinkenden Mannes zu werden, der mit dreimalhunderttausend Dollars selbst das rothe Licht seines Leuchtthurmes im Gesichte verdunkeln konnte.

Hätten die Eltern und Mister Bob gewußt, daß Alexander die ihnen so sehr erwünschte Umwandlung Gabrielens bewirkt hatte, sie hätten es ihm — wer weiß, mit was — Dank gewußt. Er hätte Viel verlangen können, sie hätten es ihm bewilligt. Nun brauchte der Vater, Mister Shisty, nicht um die Ausstattung und Mitgift seiner jüngeren Tochter verlegen zu sein; denn selbst wohlhabend, hatte er nun auch einen reichen Schwiegersohn, der nicht auf die Geldsäcke seines Schwiegervaters spekulirte und nicht auf dessen Kredit borgte. Er konnte nun seine Pflanzung in dem gegenwärtigen blühenden Zustande ungetheilt fortbewirthschaften und derselben sein ganzes Kapital zuwenden. Er war erfahren genug, um zu

wissen, daß nichts einen Acker besser im Stand hält als die Möglichkeit, fortwährend ein Kapital hinein zu stecken, das, so angelegt, sich binnen Jahresfrist verdoppelt und verdreifacht.

Seine Ehehälfte, eine gutmüthige, etwas beschränkte Creolin, sah den reichen Schwiegersohn natürlich nicht minder ungern. Und so war Alles im Hause voller Freude und Zufriedenheit; nur Hedwig schien nicht an dieser allgemeinen Stimmung Theil zu nehmen. Besonders dem deutschen Gaste fiel es auf, daß sie jetzt nicht mehr so heiter und fröhlich wie sonst war. Hatte auch ihre Stunde geschlagen?

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Die besten Fußwege sind Asphalt- und Cement-Wege und wer die Mittel hat, sollte in kleinen Gärten keine anderen machen, wenigstens um das Haus herum und nach einigen Hauptplätzen. Es ist herrlich darauf zu gehen, sie sind nie schmutzig, es wächst nie Unkraut darauf, noch Gras von den Kanten herein und es wird kein Sand oder Schmutz in das Haus getragen. Man kann auch auf wohlfeilere Art einen asphaltartigen Guß herstellen, wenn man Saud und Gerberlohe mit Steinkohlentheer mischt und so lange Sand aufstreut, bis die Masse steinhart geworden ist. Dieser Gußboden ist beseuders in Lauben zu empfehlen, wo Kiesboden sich lange feucht hält.

Fein zerstoßene Kohlen haben auf die Vegetation einen unglaublichen Einfluß. Sämereien, welche zu Frauendorf in das Mistbeet gesäet und mit Kohlenpulver bedeckt wurden, zeigten schon nach 24 Stunden den Keim und nach 3 Tagen vollkommene Pflanzen. Auch verhindern die Kohlen jede Fäulniß, sowohl in Gewächshäusern, wie in Mistbeeten, Gemüsekellern und feuchten Gärten. Warum werden sie nicht überall und auch bei großen Kulturen angewendet, da doch deren große Wirkung anerkannt ist und in Hinsicht der Beischaffung derselben auch kein Hinderniß im Wege steht?

Um Eisenwaaren silberglänzend zu machen, soll man sie mit folgendem Präparate putzen: Man übergießt 2 Loth Antimonchlorür, 1/2 Loth arsenige Säure und 4 Loth geschlemmten Blutstein mit 1/2 Liter Alkohol von 90 Prozent und läßt diese Mischung unter öfterem Umrühren einige Tage mäßig warm stehen. Beim Putzen mit dieser Flüssigkeit bildet sich auf dem Eisen ein dünner Ueberzug von Antimon und Arsen.

(Den Wachsthum der Wolle bei Schafen zu vermehren.) Englische Pächter waschen ihre Schafe nach der Schur mit Buttermilch. Davon wächst die Wolle viel schneller und dichter, und auch die Haare anderer Thiere wachsen schneller. Es thut's auch süße Milch mit Salz und Wasser vermischt. Nebenbei verschwinden dadurch die Schafläuse.

Mannigfaltiges.

(Was der Deutsche nicht Alles mit „Schlägen" abmachen kann.) In keiner Sprache hat man eine mannichfachere Benützung und dadurch natürlich veränderte Bedeutung gewisser Wörter, als in der deutschen. Was wird nicht Alles mit dem Worte „trinken" abgemacht; kommt der Deutsche aber erst an „schlagen", dann weiß er für die verschiedensten Situationen ein dem „Schlagen" entsprungenes und verwandtes Wort. So z. B. schlagen; ausschlagen, nämlich nicht annehmen, in eine Rubrik einen Betrag einsetzen, aus der Art u. s. w.; dreinschlagen; einschlagen, in eine Art, beim Handel seine Zustimmung geben u. s. w.; durchschlagen; beschlagen wird das Pferd, ja sogar ein Kandidat muß gut beschlagen sein, wenn er durch's Examen kommen will; verschlagen kann der Rücken sein, aber auch der Kopf eines schlauen Menschen ꝛc.; entschlagen, hinausschlagen; wegschlagen; fortschlagen; heimschlagen; zerschlagen; erschlagen; zuschlagen; beschlagen; draufund drüberschlagen; hin- und herschlagen; auf- und abschlagen; berathschlagen ꝛc. ꝛc. ꝛc. Alles dies und noch mehr läßt sich mit „Schlagen" abmachen in unserer deutschen Sprache.

(Uebereinstimmung der Narrennamen mit dem Lieblingsgericht bei verschiedenen Nationen.) Die Deutschen nennen ihren Narren: Hanswurst; die Franzosen: Jean Potage (Suppe); die Engländer: Jack Pudding; die Holländer: Pickelhäring; die Italiener: Maccaroni; die Russen: Kuputsnik.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 31. Sonntag, 12. März **1865.**

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

„Kannst Du das Dokument nicht durch List erlangen, so versuche es durch Bestechung, der Klang des Geldes hat schon Manchen zu einer Thorheit verleitet," sprach der Rentner zu seinem Buchhalter.

„Wie hoch darf ich gehen?" fragte Helldan ruhig.

„Bis zu tausend Thaler," fuhr der Rentner fort, „wohlverstanden: „bis", kannst Du es billiger erhalten, so —"

„Wäre ich ein Narr, wenn ich mehr gäbe," fiel der Buchhalter seinem Herrn ins Wort. „Habe ich von irgend einer Seite Anfeindung zu befürchten?"

„Ja, von Seiten des Bürgermeisters. Er wird ebenfalls sich um den Besitz dieses Papiers bemühen, deßhalb sei auf Deiner Hut!"

Der Alte nickte und ging hinaus, um unverzüglich den Weg nach C. anzutreten.

„Und nun, Glück, bleibe mir treu!" murmelte Kräuer, während er durch's Fenster dem alten Manne, der eilig davonschritt, nachschaute.

„Nur diese Gunst erzeige mir noch, sie ist die letzte, um welche ich Dich bitte."

Er versank nach diesen Worten in tiefes Sinnen, aus welchem er durch die Stimme Mathildens geweckt wurde. So ungelegen auch dem Rentner diese Störung kam, sein Kind wollte er das nicht fühlen lassen. Dem unbefangenen Blick Mathildens entging die düstere Wolke nicht, welche auf der Stirne des Vaters lagerte; die Ursache derselben Geschäftsunannehmlichkeiten zuschreibend, ging sie leicht darüber hinweg, sie wußte ja, daß unbedeutende Kleinigkeiten die Laune des alten Mannes trüben konnten.

„Ich habe eine Bitte an Dich," sagte sie, als sie dem Vater gegenüber im Lehnsessel saß, und ihre Stimme klang so süß und einschmeichelnd, daß der Rentner in seinem Herzen schon jetzt die Erfüllung der Bitte zusagte, wenn sie nicht mit gar zu großen Opfern für ihn verbunden war.

„So laß hören," erwiederte er, „Du weißt ja, daß ich Deine Wünsche stets erfülle, wenn dies in meiner Möglichkeit liegt. Nur mit Deinen Bitten um Almosen verschone mich, Du kennst meine Ansicht über diesen Punkt."

„Sei unbesorgt," fiel Mathilde lächelnd ihm ins Wort, „wenn ich auch sehr oft mit meinem Taschengelde zur Unterstützung dieses oder jenes Hilfsbedürftigen nicht ausreiche, so bitte ich Dich darum doch nicht um einen Zuschuß, weil ich weiß, daß Du ihn mir verweigern würdest."

„Und das mit allem Recht," entgegnete der alte Herr kalt, „die Bettler führen durchschnittlich das beste Leben; was die Mildherzigkeit Anderer ihnen gibt, verjubeln sie in Branntwein und theuren Speisen, aber kommen wir auf Deine Bitte zurück."

„Erlaube, daß ich etwas weit ausholе, bevor ich sie nenne," versetzte das Mädchen.

„Es mögen etwa vier Wochen her sein, als ich eines Abends einer Aufführung der Oper „Norma" beiwohnte. Die Vorstellung schloß in Folge einer Unpäßlichkeit unserer Primadonna schon vor dem letzten Akt. Helldau, welcher mich abholen und nach Hause begleiten wollte, war nicht da, und so stand ich denn allein in der Vorhalle, um den alten Mann zu erwarten. Außer mir befanden sich nur noch einige junge Herren in der Halle, ich vermuthete, daß sie auf die Sänger oder Sängerinnen warteten. Eine peinliche Viertelstunde verstrich, Helldan kam noch immer nicht und ich bemerkte, daß die Herren mir bereits größere Aufmerksamkeit schenkten, als mir lieb war. Ihre Kleidung, noch mehr aber ihre Züge, welche den Stempel der Ausschweifung und Blasirtheit trugen, verriethen mir, daß sie zu unserem Stande zählten, und mit Schrecken dachte ich daran, daß sie mich vielleicht für eins jener Geschöpfe halten könnten, deren Umgang diese Klasse der menschlichen

Gesellschaft zu suchen pflegt. Und in dieser Vermuthung sah ich mich nicht getäuscht. Die Herren näherten sich mir, boten mir den Arm und baten, mich nach Hause begleiten zu dürfen und ergingen sich, als ich diese Anerbieten ablehnte, in Redensarten, welche mich beleidigten und empörten.

Der Rentner sprang von seinem Sitze auf.

„Ich hätte dort sein müssen," rief er erregt, „ich würde diesen Vagabunden den Kopf zurecht gesetzt haben!"

„Ihre Zudringlichkeit nahm von Sekunde zu Sekunde zu, schon wollte einer mir den Schleier abreißen, als ein junger Mann, der in diesem Augenblick aus einem Seitengang in die Halle trat und mit raschem Blick die Situation durchschaute, den Frechen zurückstieß und mir seinen Schutz anbot. Sein offenes, ehrliches Gesicht flößte mir Vertrauen ein, ich nahm seinen Schutz an. Die Wüstlinge suchten sich zu rächen, zu feige, meinen Begleiter persönlich anzugreifen, rächten sie sich durch Worte, welche mir das Blut in die Wangen trieben. Ich nannte meinem Beschützer meinen Namen und bat ihn, mich nach Hause zu führen. Er war indeß entschlossen, jenen Wüstlingen eine Lektion zu hinterlassen, ehe diese sich's versahen, brannte eine Ohrfeige auf ihren Wangen.

„Recht so!" fiel der Rentner ein, „ich würde nicht anders gehandelt haben."

„Der junge Herr begleitete mich nach Hause und theilte mir auf meine Frage mit, daß er Agent sei und es ihm nur an den nöthigen Kapitalien mangle, sich zum Großhändler emporzuschwingen."

„Er kannte ja Deinen Namen und wußte, daß ich ein reicher Mann bin, seine Kalkulation macht ihm wenig Ehre," versetzte der Rentner, während ein höhnisches Lächeln über seine Lippen glitt, „bei etwas gesundem Menschenverstand würde er begriffen haben, daß seine Anspielung einer groben Bettelei sehr ähnlich sah."

„Du mißverstehst mich, wenn Du diese Absicht ihm unterschiebest," erwiederte Mathilde ernst, „noch ehe er meinen Namen wußte, schützte er mich gegen die Rohheit der Wüstlinge, ich denke —"

„Daß das genügt, seinen Edelmuth, seine Uneigennützigkeit zu beweisen?" fiel der alte Herr seiner Tochter ins Wort. „Du kennst die Menschen noch nicht, Mathilde, — aber fahre fort, Du wolltest ja eine Bitte an mich richten."

„Diese Bitte ist, daß Du dem jungen Manne ein kleines Kapital vorstrecken mögest."

Der Rentner sah erstaunt auf.

„Ein kleines Kapital, sagst Du? Und weißt Du auch, ob jener Mann redlich, thätig und solide ist?"

„Ich erkundigte mich nach ihm," fuhr Mathilde fort, „er ist Agent —"

„Agent ist heutzutage Jeder, der auf keinen grünen Zweig mehr kommen kann," spottete Krämer, „das letzte Loch, aus welchem der Geschäftsmann pfeift, ist eine Agentur. — Scheidet ein Kommis aus seiner Stellung oder fallirt ein Geschäftsmann, — innerhalb vier Wochen reitet er schon auf Agenturen und bildet sich dabei systematisch zum Müßiggänger aus. Ich habe Manchen gekannt, der seinen Nacken nicht mehr unter das Joch eines Prinzipals beugen wollte, obschon er ein gutes Salair bezog und verhältnißmäßig wenig dafür leistete, er kündigte, übernahm Agenturen und nach einem, längstens zwei Jahren dankte er Gott, wenn er demüthig und bescheiden in seine frühere Stellung zurückkehren durfte. Wenn's dem Eisel zu wohl wird, geht er auf's Eis tanzen. Dein Protegé mag wohl auch zu dieser Sorte zählen, und in dem Falle wäre es Thorheit, ihm auch nur einen Heller vorzustrecken. Wenn er eine gute Bürgschaft stellen kann, bin ich nicht abgeneigt, ihm gegen anständigen Zinsfuß eine kleine Summe vorzustrecken, vermag er dies nicht, wie ich vermuthe, so —"

„Vater, Du gehst zu weit, Du schüttest das Kind mit dem Bade aus," unterbrach die Tochter den Redefluß des alten Mannes.

„Wenn jeder ehrliche Mann eine sichere Bürgschaft stellen müßte, um Vorschuß zu erlangen, würden nur die Schurken reiche Leute und Redlichkeit und Treue gälten nichts mehr."

„In meinen Augen gelten sie wenig, sehr wenig," versetzte Krämer, „ich bin durch Erfahrung klug geworden. Wie heißt Dein Protegé?"

„Ernst Heller, er muß von seinem Verdienst eine alte Mutter ernähren und schlägt sich durch, so gut er kann."

„Das heißt, er macht Schulden, läßt Gott einen guten Mann sein und wirft, wenn die Passiva ihm über den Kopf wachsen, den Karren um," ergänzte der Alte, „ich kenne diese Art Geschäftsführung. Zudem ist der Name „Ernst Heller" eine unbekannte Größe an der Börse, ich glaube, die Agenten so ziemlich alle zu kennen, aber ein Mann dieses Namens ist mir bis heute noch nicht vorgestellt worden."

Das Mädchen sah eine Weile schweigend vor sich hin.

„Und wenn ich nun das Darlehen für meine Gefahr übernehme?" fragte sie. „Wenn ich die Bürgschaft stelle?"

Der Rentner hielt in dem Spaziergang durch die Stube, den er unternommen hatte, inne und sah seiner Tochter forschend in die hell strahlenden Augen.

Digitized by Google

„Du wolltest die Bürgschaft übernehmen?“ fragte er erstaunt.

„Ja, ich,“ fuhr Mathilde fort, „Du weißt, meine Ersparnisse betragen, Dank Deiner Freigebigkeit, fünftausend Thaler, wie wäre es, wenn ich diese Summe dem jungen Manne anvertraute und dabei die Bedingung stellte, daß mir Anspruch auf einen Theil des Geschäftsgewinns gestattet werde?“

„Also stille Association?“ entgegnete der Rentner, der für die Aussicht auf hohe Prozente nicht unzugänglich war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Deutsch-Amerikaner.

(Fortsetzung.)

III.

Einige Tage später saß man Abends wieder in dem Speisezimmer beisammen. Schon wollte man sich trennen, als das lange Ausbleiben Alexanders auffiel. Er pflegte zwar oft sehr spät von seinen Streifereien in der Umgegend zurückzukehren; ja er verließ oft in der Nacht das Haus, um sich Ruhe zu ergehen, da er keinen Schlaf finden konnte, aber man war doch gewohnt, ihn noch Abends in dem Familienkreise zu sehen. Besonders zeigte Hedwig große Unruhe. Als man sich in Vermuthungen über die Gründe seines langen Ausbleibens erging, äußerte sie, daß sie auf seiner Stube seine Flinte nicht vorgefunden habe; er müsse sie daher mit sich genommen haben und auf die Jagd gegangen sein. Das unschuldige Kind verrieth dadurch ganz unwillkürlich, daß sie schon lange um den Gast besorgt gewesen war, ehe ihn noch die Uebrigen vermißt hatten.

„Er wird auf den Anstand gegangen sein, um einen Hirsch zu erlegen, mit dem er Miß Gabriele bei ihrer Verlobung erfreuen will,“ bemerkte Mister Bod.

„O, dann hat es nichts zu sagen; er kennt die Wege gut und ist ein wackerer Waidmann,“ äußerte Mister Shifty.

Die Vertröstungen waren für Alle genügend, um außer Sorge wegen des Gastes zu sein und ruhig das Lager zu suchen. Nur Hedwig zögerte, indem sie jenen Vertröstungen keinen Glauben schenkte. Sie hätte gern ihren Vater gebeten, einige Neger nach ihm auszusenden; aber ihre mädchenhafte Scheu hielt sie davon ab; sie fürchtete, man möchte in diesem Ansinnen mehr, als blos freundliche Fürsorge für den Fremden erblicken.

Sehen wir uns indessen nach diesem selbst um! — Alexander war heute Nachmittag nordwestlich von der Pflanzung in den ungeheuren finsteren Cypressenwald weiter vorgedrungen als je. Vielleicht hatten seine bewegten Gedanken daran Schuld; er fühlte etwas wie eine Erleichterung von seinen grimmen Schmerzen. War er bisher in einen finsteren Menschenhaß versunken, der ihn alles Gute, Liebe und Uneigennütze, was ihm begegnete, verkennen ließ: so fühlte er seit seiner Anwesenheit in diesem Hause, seit seinem Verkehr mit diesen im Grunde gutmüthigen Menschen, daß er sich einmal mit der Welt wieder versöhnen, daß er den verlorenen Glauben an die Menschheit wieder finden könne.

Mit diesen Empfindungen beschäftigt, war er unvermerkt in eine Gegend gekommen, die ihm ganz fremd war. Er richtete sich nach der Himmelsgegend, und suchte durch hohes Gestrüpp, Schilf und Rohr den Heimweg zu finden. Eben als er durch ein hohes Palmettofeld auf eine lichte Stelle heraustrat, lagerte dicht vor seinen Füßen ein ungeheuer großer Bär, der ihn erst mit seinen kleinen funkelnden Augen anglotzte, sich aber bald erhob, als Alexander, beim ersten Anblick desselben erschreckt, sich zu eiligem Weitergehen anschickte. Das Thier vertrat ihm den Weg, und er sah bald ein, daß es entschlossen sei, ihm keinen freien Abzug zu verstatten. Auf seinen Hinterfüßen stehend, schien der Bär den Angriff zu erwarten. Etwas unbesonnen und voreilig nahm Alexander die Büchsflinte von der Schulter und trat mehrere Schritte zurück, um in dem Falle, daß er das Thier nicht gleich erlege, seinen Sätzen auszuweichen und zunächst Schutz hinter einem Baume zu suchen. Dann zog er den Hahn des mit einer Kugel geladenen Laufes auf, legte an, zielte auf das Auge und — drückte ab. — Der Bär erhob ein dumpfes Brüllen und Alexander glaubte schon, ihn tödlich getroffen zu haben. Aber als die Rauchwolke des Schusses verflogen war, sah er beim Licht der Sternennacht das Thier dicht vor sich, um noch einen Satz zu thun und ihn mit seinen Tatzen zu erfassen.

Da der andere Lauf von Alexander's Gewehr nur mit grobem Schrot geladen war, so nützte er ihm jetzt nichts. Rasch zog er daher den Hirschfänger und führte einen so kräftigen Streich auf seinen Feind, daß er die erhobene Tatze gebrochen unter furchtbarem Brummen niedersinken ließ. Aber nichtsdestoweniger umfaßte der Bär mit der anderen Tatze Alexander's Oberleib, und war im Begriff, ihn fest an sich pressend, die langen weißen fleischenden Zähne in dessen Brust zu graben.

Alexander hatte nur noch so viel Zeit, die Flinte, die er in der linken Hand hielt, der Quere nach dem Unthier in den dampfenden Rachen zu schieben,

so daß es nicht zufassen konnte. Den Hirschfänger ließ er fallen, da er mit demselben den Bären nicht in die Brust, den einzig tödtlichen Stoß, treffen konnte, weil sie beide zu eng aneinander gepreßt waren. Dadurch bekam er auch beide Arme zum Ringen frei. Mit aller Macht drückte er zwischen die Zähne der Bestie die Flintenläufe, von denen der eine, noch geladen, bei dieser Gelegenheit losging. Auf diese Weise waren die Zähne des Bären wenigstens unschädlich gemacht. Freilich war die Umarmung desselben auch nur mit der einen Tatze so furchtbar, daß unserem Helden oft der Athem auszugehen drohte.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Unter der Fluth von illustrirten Blättern, die sich zum Zwecke gesetzt haben, als Unterhaltungslektüre zu dienen, verdient die Zeitschrift „**Freya**" — Stuttgart, Verlag von Krais und Hoffmann — in erster Reihe genannt zu werden. Sie erscheint gegenwärtig im fünften Jahrgange und hat während dieser Zeit ein lautes Zeugniß abgelegt, daß es ihr Ernst ist, eine gediegene, Geist und Gemüth anregende Unterhaltung zu liefern. Die „Freya" wird in 12 Monatsheften à 24 kr. ausgegeben. Vor uns liegen die drei ersten Hefte des laufenden Jahrganges. Wir finden darin Novellen, Erzählungen, anziehende Biographieen, belehrende Aufsätze aus der Naturgeschichte, Humoresken ꝛc. aus den Federn unserer beliebtesten und tüchtigsten Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Dabei ist der sehr hübsche Druck mit trefflich ausgeführten Holzschnitten geziert und sind jedem Hefte einige Kunstbeilagen in Kupferstich oder Farbendruck beigegeben. Allen Familien, die Ansprüche auf eine sorgfältig gewählte Lektüre machen, sei deßhalb die „Freya" bestens empfohlen.

Mannigfaltiges.

(Aus der Schule.) Lehrer: Was haben die Israeliten gethan, nachdem sie das rothe Meer passirt hatten?" — Schüler (stotternd): Sie — — sie — — sie — —" Lehrer (böse werdend): „Nun, was thaten sie?" — Schüler (schnell): „Ich glaube, sie trockneten sich ab."

Jung Jessika.

Aus dem Englischen.

Jessika saß den ganzen Tag
In eitlen Liebestraum versenket,
Die Nadel unbeschäftigt lag,
Weil's müß'ge Händchen sie nicht lenket.
O Jessika! träumst's Herz zu viel,
Dann hat die Liebe leichtes Spiel:
Es schützet dich vor Amor's Gluth
Allein Minerva's Fingerhut. —

Einst spielte mit Magnet ein Kind,
Das von des Steines Kraft vernommen;
Zur Nadel trägt es ihn geschwind
Und lächelt schlau: — Sie wird schon kommen!
Die Nadel sah in müß'ger Ruh'
Dem Spiele des Verführers zu,
Bis näher er, stets näher kam
Und endlich mit die Nadel nahm. —

Wenn nun die Nadel ihrer Pflicht,
Wenn sie der Arbeit nachgegangen,
Es wäre nie dem Böswicht
So leicht geworden, sie zu fangen.
Drum — wollt ihr ruh'ge Tage seh'n,
Laßt nicht die Finger müßig geh'n.
O Mädchen! schützt vor Amor's Gluth
Euch mit Minerva's Fingerhut. —

Sylbenräthsel.

Die Erste ist der Wechsel eines Tages,
Gibt Ruh' fast jeder Kreatur;
In manchem Wanderer erweckt sie Zagen,
Nothwendig ist sie der Natur.

Die Zweite, als das Gegentheil der Ersten,
Ermuthigt jedes Menschen Brust;
Die Arbeit fördert sie am allerbesten,
Schafft heitern Muth und neue Lust.

Das Ganze ist ein nützliches Stück Möbel,
Bei Krankheit meistens angewandt,
Es schwimmt und hat doch keine Segel,
Uns Allen ist es wohlbekannt.

Schönenberg. H. J.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 32. Dienstag, 14. März 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

„Mathilde, baust Du wirklich so fest auf die Ehrlichkeit dieses Mannes? Glaubst Du in der That, daß ein Vorschuß von fünftausend Thalern sein Geschäft so bedeutend heben könne? Nun wohl," fuhr der Rentner fort, als Mathilde diese Fragen bejaht hatte, „ich will sehen, was sich thun läßt, der junge Mann mag mich einmal besuchen."

Mathilde dankte dem Vater mit mehr Wärme und Herzlichkeit, als in Anbetracht des geringen Dienstes nöthig gewesen wäre und eilte in ihr Zimmer, wo sie rasch einige Zeilen niederschrieb, welche der Diener sofort an ihre Adresse befördern mußte.

3. Kapitel.

In einer der entlegensten Straßen der Stadt wohnte in einem kleinen einstöckigen Häuschen, welches durch seinen Blumengarten und den frischen sauberen Anstrich der mit Schiefer bekleideten Wände, einen gar freundlichen Eindruck machte, die Wittwe Heller mit ihrem Sohne, welch Letzterer ein kleines Agentur-Geschäft betrieb.

Fügen wir hinzu, daß der Buchhalter Helldau in diesem Häuschen ein kleines Zimmer bewohnte, daß ferner Mathilde nicht nur als Kind, sondern auch noch in späteren Jahren oft den Buchhalter besuchte, um seine kleine Bibliothek zu bewundern und in dem Gärtchen sich zu ergehen, so wird der geneigte Leser bald errathen, daß die Bekanntschaft Mathildens mit dem Sohne der Wittwe nicht aus einer flüchtigen Begegnung in der Vorhalle des Theaters herrührte, vielmehr eine Jugendfreundschaft war, von der der Vater des Mädchens freilich nichts ahnte.

Krämer kümmerte sich nicht darum, wo sein Buchhalter wohnte, oder wer seine Miethleute waren, verrichtete Helldau pünktlich und gewissenhaft seinen Dienst, so konnte er in seinem Privatleben ganz nach Gutdünken schalten und walten, ohne eine Einmischung seines Herrn zu befürchten.

Er wurde von seinen Hausleuten vom ersten Tage an als Familienglied betrachtet, ihr freundschaftliches Entgegenkommen war für ihn der Sonnenstrahl, der die Eisrinde schmolz, welche der Spott und die verletzende Kraft der übrigen Menschheit um sein Herz gezogen hatten, und sein Dank für dieses Wohlwollen äußerte sich in unbegrenzter Hingebung an Ernst, den er gleichsam als seinen Sohn betrachtete.

Zwischen ihm und Mathilde war seine Liebe getheilt und deßhalb auch empfand er kein größeres Vergnügen, als wenn am Sonntag Nachmittag die beiden Kinder unter seiner Aufsicht im Garten oder in seiner Stube spielten und er ihnen Sagen und Mährchen erzählen konnte, denen jene mit ungetheilter Aufmerksamkeit lauschten.

Mathilde verschwieg das ihrem Vater, sie kannte seine auffahrende Heftigkeit, wie seinen Stolz zu gut, um nicht zu wissen, daß er ihr diese Besuche streng verboten haben würde.

Die Wärterin aber, welche Mathilde bis zum vierzehnten Lebensjahre stets begleitete, fand in der Unterhaltung mit der Wittwe Heller zu große Annehmlichkeiten, als daß sie diese durch einen Machtspruch ihres Herrn hätte verlieren mögen.

An dem Tage, an welchem Mathilde für den Gespielen bei dem Vater bat, saß Ernst in seinem kleinen Schreibzimmer, um an die Geschäftsfirmen, welche er vertrat, zu schreiben. Aber so sehr er sich auch zwang, seine Gedanken zu sammeln, wollte ihm dies doch nicht gelingen, er wußte, welchen Schritt Mathilde heute für ihn that und sah mit Spannung und Unruhe ihrer Nachricht entgegen.

Ging der Rentner auf die Bitte seiner Tochter ein, so zweifelte Ernst nicht daran, daß es ihm ge-

lingen werde, binnen Kurzem einen geachteten Namen an der Börse zu erhalten, Helldau hatte ihm in diesem Falle seine Hilfe zugesagt, es konnte nicht fehlen, daß er, durch die Erfahrungen und das Genie des Buchhalters unterstützt, rasch an das gewünschte Ziel kam. Ganz mit diesen Gedanken beschäftigt, trat er an's Fenster, um hinauszuschauen, ob der Bote Mathilden's noch nicht erschien. Statt seiner trat die Mutter, eine noch ziemlich rüstige Frau, ins Zimmer. „Noch immer kein Brief angekommen?“ fragte Ernst ungeduldig.

„Nur Geduld,“ erwiederte die alte Frau lächelnd, „Mathilde wird schon Nachricht schicken. Ihr Verliebte wollt stets mit dem Kopf durch die Wand rennen, jedes Ding hat seine Zeit, drum warte geduldig ab, bis Du das Resultat erfährst.“

Ernst hörte die letzten Worte nicht mehr, er sah den Diener des Rentners über die Straße kommen und eilte hinaus, um den Brief, den dieser in der Hand hielt, in Empfang zu nehmen.

Das Billet enthielt nur die wenigen Zeilen:

„Mein Vater ist geneigt, die Summe vorzustrecken, wenn die Zinsen und der Antheil am Geschäftsgewinn seinen Wünschen entsprechen. Zu diesem Zweck wäre eine unverzügliche, mündliche Unterredung mit meinem Vater, welche dieser selbst wünscht, erforderlich.“

„Da haben wir's,“ seufzte der junge Mann, „hohe Zinsen und Antheil am Gewinn, was bleibt mir?“

„Schon wieder kleinmüthig?“ nahm die Mutter das Wort. „Daß der Rentner hohe Zinsen fordern würde, darauf mußtest Du gefaßt sein. Nimm das Geld und sieh' zu, was Du verdienen kannst, wirst das Geschäft nicht den erwarteten Gewinn ab, so muß Dein Gläubiger sich auch mit dem Wenigen begnügen.“

„Und ich bleibe nach wie vor der arme Teufel, der ich war!“

„Die Folge wird's lehren,“ fuhr die Mutter fort. „Helldau hat Dir seinen Beistand zugesagt, seine Kenntnisse und Erfahrungen verdoppeln den Werth des Geldes und bei Deiner Umsicht und Thätigkeit ist ein günstiger Erfolg kaum zu bezweifeln.“

„Du stehst mit den Augen der Mutterliebe in meine Zukunft,“ versetzte Ernst, dem das Lob der alten Frau ein Lächeln entlockte, „wir Männer betrachten das Alles ernster und —“

„Und am Ende schreckt Ihr doch noch vor Kleinigkeiten zurück, über welche wir vielleicht unbekümmert hinwegschreiten würden,“ unterbrach die Mutter ihn. „Frisch gewagt, ist halb gewonnen! Fester Wille und Standhaftigkeit richten oft mehr aus, als Kapital und Kenntnisse.“

Ernst griff zu Hut und Stock und reichte der Mutter die Hand. „Ich gehe,“ sagte er, „will der Rentner mir die Summe anvertrauen, so nehme ich sie in Gottes Namen. So Mancher hat sein Ziel erreicht, warum sollte es nicht auch mir gelingen!“

Der Rentner war erstaunt, den jungen Mann so bald schon zu sehen, dazu wollten ihm die Gesichtszüge desselben gar nicht gefallen. Wenn sein Blick den ruhigen, dunklen Augen des jungen Mannes begegnete, kam es über ihn, wie die Stimme des bösen Gewissens. Weßhalb, wußte er selbst nicht, unwillkürlich mußte er die Wimpern senken, er konnte diesen Blick nicht ertragen. — Nichtsdestoweniger zeigte er sich den Wünschen des jungen Mannes geneigt.

Er mußte ihm den Plan seiner Operationen entwerfen, über dieses oder jenes Geschäft seine Ansicht sagen und auf diese Weise ein Examen bestehen, dessen Resultat den alten Herrn befriedigte.

Auf die Begegnung mit seiner Tochter im Theater kam der Rentner nicht zurück, eine Berührung dieses Punktes würde ihn gewissermaßen in den Augen des jungen Mannes zur Dankbarkeit verpflichtet haben und eine solche Verpflichtung wollte Krämer nicht anerkennen. Er fand sich endlich bereit, die Summe vorzustrecken und forderte dafür fünf Prozent Zinsen und ein Drittel des Geschäftsgewinns, womit Ernst nach einigem Zögern sich einverstanden erklärte.

Noch im Laufe desselben Tages empfing der junge Mann gegen eine Schuldverschreibung das Geld und beim Anblick desselben fühlte er sich von neuem Muth beseelt. Mit frohen Hoffnungen sah er in die Zukunft, er wollte unabläßig schaffen und streben, bis er das Ziel erreicht hatte, welches er erreichen mußte, um die Hand Mathilden's zu erringen.

Weder der Wittwe noch Ernst fiel es auf, daß Helldau nicht zum Mittagstisch kam.

„Vielleicht hält ein Auftrag Krämer's ihn zurück,“ bemerkte der junge Mann, als die Mutter hinwarf, Helldau bleibe heute ungewöhnlich lange, „der Rentner hat ja oft dergleichen Geschäfte zu besorgen und Helldau machte sich nichts daraus, stehenden Fußes eine Reise anzutreten, die ihn Wochen lang fernhält.“

Weiter wurde des alten Mannes mit keiner Silbe gedacht, verlangte auch Ernst darnach, ihm sein Glück mitzutheilen, so dachte er, werde diese Mittheilung am Abend immer noch früh genug kommen.

Im Laufe des Nachmittags fand Mathilde sich für einen kurzen Augenblick in dem Häuschen ein. Sie wußte bereits, daß ihr Vater die erbetene Summe gezahlt hatte und kam, um dem Freunde Glück dazu zu wünschen. Ernst und dessen Mutter dankten dem Mädchen mit warmer Herzlichkeit, aber Mathilde wies diesen Dank als unverdient zurück.

„Es sei ihre Pflicht, dem Jugendfreund zu helfen, wenn sie dies könne," sagte sie, „zudem ziehe ja auch ihr Vater seinen Vortheil aus dem Dartehen, also dürfe von Dank vorläufig keine Rede sein."

„Doch," sagte der junge Mann feurig, „lehnen Sie den Dank nicht ab, Sie selbst müssen fühlen, welchen Dienst Sie mir bewiesen haben."

„Sie?" fragte Mathilde vorwurfsvoll.

„Seit wann sind wir einander so fremd geworden? Habe ich der Freunde so viel, daß Du glaubst, ich könne des besten und aufrichtigsten entbehren?"

„Dank, tausend Dank für diese Worte," jubelte Ernst, dem eine Last vom Herzen fiel.

„Gott weiß, wie schwer mir das „Sie" geworden ist, aber Mutter meinte, Du seiest nun eine vornehme Dame und ich dürfe —"

„Pfui, das war garstig!" wandte das Mädchen sich zu der Wittwe, die kopfschüttelnd neben den Beiden stand. „Wie sehr haben Sie mich verkannt!"

„Nun, nun, ich weiß nicht, was besser wäre," versetzte Frau Heller ernst, „so sehr ich auch die Freundschaft achte, wenn aber die Stände gar zu ungleich sind —"

(Fortsetzung folgt)

Ein Deutsch-Amerikaner.

(Schluß.)

„Verdammte Bestie, werde nur nicht zu zärtlich!" murmelte Alexander in wüthender Verzweiflung, denn er fühlte, lange konnte er dem Bären auf diese Weise nicht mehr widerstehen.

Unterdessen hatte Hedwig keine Ruhe finden können, obwohl alle Anderen im Hause um das Schicksal des Gastes unbekümmert waren. Ihr aber brannte der Boden unter den Füßen; wie eine Ahnung durchzuckte es sie, daß Alexander in Gefahr sei. Sie war unbemerkt aus der Villa an eine der Negerhütten geschlüpft, hatte leise geklopft und einen fünfzehnjährigen Negerknaben, der ihr besonders ergeben war, aufgefordert, mit ihr in den Wald zu gehen. Eine Laterne haltend, schritt der Knabe in der Richtung voran, die Hedwig den Gast heute Abend vom Hause aus hatte einschlagen sehen. Sie selbst folgte, Angstschweiß auf der Stirn, um Kopf und Schultern ein wollenes Tuch gehüllt. Sie wußte eigentlich nicht, was sie thun sollte; es war ihr nur darum, überhaupt etwas zu thun. Sie baute auf einen günstigen Zufall, den Freund der Liebenden.

Als sie so schweigend eine Viertelstunde in den Wald geschritten waren, hörten sie einen Schuß. Hedwig erzitterte, sie trieb den Knaben zur größten Eile an, jener Richtung zu, wo der Schuß gefallen.

Bald fand der Knabe frische Fußtapfen. Denselben folgend, hörten sie bald Geräusch und ein Getümmel. — Hedwig drängte sich vor, ihre zarten Glieder waren wie von übermenschlicher Kraft beseelt. Sie tritt aus dem Dickicht und erblickt jene Kampfscene.

Furchtlos tritt sie hervor und sieht Alexanders starres, weit vorgetretenes Auge; sie hört sein schweres Athmen; es glich dem Todesröcheln. Die Klinge des Hirschfängers blinkt am Boden. Sie bückt sich mit Blitzesschnelle, ergreift die willkommene Waffe und stößt sie bis an's Heft seitwärts in die Brust des Bären.

Dieser stöhnt, läßt seine Beute fahren und stürzt sich auf die neue Feindin. Sie weicht einen Schritt zurück — da sinkt die Bestie zusammen.

Dies Alles war ein Werk des Augenblicks. Stumm vor Entsetzen hatte der Negerknabe zugesehen. Dann beugte er sich über den zur Erde gesunkenen Alexander.

„Ah, Massa todt — todt!" flüstert er.

Hedwig eilt herbei, reißt den Knaben weg und kniet nieder.

Alexanders Gesicht ist verzerrt, sein Athem fliegt, die Brust will ihm zerspringen. Hedwig lüftet ihm das Oberkleid und trocknet ihm den kalten Schweiß von der Stirn.

Nach und noch erholt er sich; sein Gesicht nimmt einen ruhigen Ausdruck an; er schließt das Paar Augen und schlägt es wieder auf, zum Bewußtsein gelangt. Da sieht er seine Retterin neben sich im Grase knieen. Thränen füllten seine Augen — es sind seltene Gäste. Er ergriff die Hände Hedwigs und bedeckte sie mit Küssen. In seine Brust und in seine Seele strömte beseligend eine neue Lebenskraft. Der Dämon des Schmerzes und des Hasses floh und machte dem Geist der Liebe Platz. Er liebt die Welt wieder, die neue Heimath; fand er doch in ihr ein großes edles Wesen, das er verehren mußte!

So saßen die Beiden, stumm vor Seligkeit, lange Zeit.

Der Negerknabe aber war in seiner Angst nach der Villa zurückgelaufen und hatte Lärm geschlagen. Mister Shifty kam mit einigen Negern an.

„Nun, wenn die Gefahr nicht größer ist, in der sich mein werther Gast befindet — oder ist es so gefährlich, in den Armen meiner Hedwig zu liegen? — Da hätte ich zu Hause bleiben können!" rief Mister Shifty. „Ich fürchte, lästig zu werden.

— Aber der Deutsche ist doch immer romantisch! — Und meine Tochter dazu! Konnten sie sich nicht zu Hause in aller Ruhe sagen, was sie einander zu sagen hatten? — Muß man da erst ein so furchtbares Abenteuer abwarten? — Ha, ich sehe es schon kommen, da gibt es eine Doppelhochzeit!"

Mister Shifty machte wohl um so weniger Einwendungen, weil er die Beiden zu gut kannte und wußte, es würde ihm doch nichts geholfen haben. — Und dann, wenn man schon einen reichen Schwiegersohn hat, läßt man sich auch einen armen eher gefallen.

Alexander und Hedwig fielen dem Vater um den Hals.

„Aber, hallo! die Nacht ist kühl; macht's kurz!" rief er, sie herzlich küssend.

Und zu den Negern gewendet: „Der todten Bestie da zieht mir das Fell ab und bringt es mit, damit der Deutsche sich darauf pflegen kann. Das muß ein Familienstück für das junge Pärchen werden! Sie haben sich's wacker verdient!"

Die Neger machten sich an's Werk und die Uebrigen brachen nach Hause auf.

Mannigfaltiges.

(Heimathliebe.) Ein Grönländer, in seinem Boot durch einen Sturm verschlagen, war von einem Wallfischfahrer aufgenommen und nach England gebracht worden. Anfangs ein Wunderthier, hatte er sich als Diener in einem reichen Hause eine gute Stellung und zuletzt Selbstständigkeit erworben. Er war ein verheiratheter glücklicher Familienväter und Niemand ahnte, daß ihn noch etwas an seine Heimath erinnern könnte. Schon war er 25 Jahre in England, als er eine Reise nach einem am Meer gelegenen Badeort machte. Auf einem Spaziergange sah er einen von den Wellen an Strand geworfenen todten Seehund liegen; jauchzend stürzte er auf ihn zu, fiel bei dem Seehund nieder, trank sich satt an dem Thrane, und das glänzende Gesicht und die thranigen Hände gen Himmel erhebend, rief er voll schmerzlicher Rührung aus: „O mein schönes Vaterland!"

(Ball.) Die Bezeichnung eines öffentlichen Tanzes mit dem Worte Ball ist aus einer altdeutschen Sitte entsprungen, die sich noch bis jetzt in manchen niederdeutschen Dörfern erhalten hat. Am zweiten oder dritten Osterfeiertage versammeln sich da die erwachsenen Mädchen des Dorfes, um den neuen Frauen, auf deren Hochzeit sie getanzt haben, einen mit Wolle oder Federn ausgestopften und mit Seide überzogenen großen Ball zu überreichen. Er wird auf einer geschmückten Stange in Prozession durch das Dorf getragen, dann vor dem Hause der jungen Frau aufgepflanzt und endlich ihr im Hause überreicht. Dagegen ist sie verpflichtet, der Gesellschaft freie Musik zum Tanzen zu geben. So viele junge Eheleute da sind, so vielen wird ein Ball gegeben und auf jedes Ballgeben wird getanzt.

Wien. Als vorige Woche der Hausmeister eines Hauses unter den Tuchlauben wegen unterlassener Bestreuung des glatteisigen Trottoirs bei der Polizeidirektion zur Verantwortung gezogen wurde, erklärte derselbe ganz entschieden, daß er die bezügliche Vorschrift insolange nicht beobachten werde, bis man dem Frauengeschlecht das Tragen der Schleppkleider verboten haben wird, denn wenn er auch bisher das Trottoir mit Sägespänen u. dgl. überstreut habe, wären dieselben längstens in einer Stunde durch die langen Schleppkleider der Damen wieder hinweggekehrt worden, daher seine Mühe vergeblich gewesen sei.

(Selbstmörderische Erfindungsgabe.) Ein Friseur in Wien hat sich dieser Tage in seinem Gewölbe in einer Weise das Leben genommen, wie sie bisher noch nicht vorgekommen sein mag. Er öffnete nämlich eine Gasröhre, nahm die Oeffnung in den Mund, um so das Gas einzuathmen, und erreichte auch den gewünschten Zweck.

Ein junger Mann hatte ein möblirtes Zimmer gemiethet und war gerade im Einziehen begriffen. „Apropos!" meinte der Hausherr, „Sie rauchen wohl, nicht wahr?" — „Gewiß," war die Antwort. — „Dann können Sie auch das Rauchen gut vertragen?" — „O ja, ganz gut." — „Na, da bin ich recht froh, denn Ihr Ofen raucht ganz fürchterlich."

Auflösung des Sylbenräthsels in № 31:

Nachtlicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 33. Freitag, 17. März 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

„Die Stände zu ungleich?“ unterbrach Mathilde die Wittwe Heller. „Sondern auch Sie die Menschen nach ihren Gütern in Klassen ab? Nimm Dir die Worte der Mutter nicht zu Herzen,“ fuhr sie, sich zu dem jungen Manne wendend, fort, „ich sehe schon, ich muß es bei ihr verdorben haben, weil sie das Band unserer Freundschaft zerreißen will. Aber, was auch kommen möge, an meinem Herzen zweifle niemals.“

Ernst ergriff freudig die Rechte des Mädchens und drückte sie stürmisch. „Du bist mein guter Engel,“ sagte er, „und nur einen Wunsch kennt meine Seele, den, daß Du stets mir zur Seite bleiben mögest!“

Ein freundliches Lächeln umspielte die Lippen Mathildens, während flüchtiges Roth ihre Wangen übergoß. „Wer weiß, was uns die Zukunft bringt,“ entgegnete sie. „Muth und unermüdliches Streben haben schon Manchen an's gewünschte Ziel geführt.“

„Ein herrliches Mädchen!“ versetzte der junge Mann, als Mathilde das Haus verlassen hatte. „Mutter, entweder führe ich Dir diese als Tochter in die Arme, oder keine!“

Die Alte seufzte tief auf. „Du liebst zu hoch und das thut nimmer gut,“ erwiederte sie, „bedenke doch, das einzige Kind eines Millionärs und Du, der arme, unbemittelte Agent.“

„Hat Mancher mit Kleinem angefangen und mit Großem aufgehört,“ meinte Ernst, „warum sollte ich denn verzagen und die Hände muthlos in den Schooß legen!“

Die Mutter schüttelte den Kopf und ging hinaus, sie konnte die Hoffnungen ihres Sohnes nicht theilen.

Ernst arbeitete bis zum Abend und ging dann ins Wohnzimmer, um dort der Ankunft Helldau's zu harren, mit welchem er heute noch über die zweckmäßigste Verwendung der erhaltenen Summe sich berathen wollte.

Es schlug bereits 8 Uhr, als der alte Mann, der sonst stets punkt 7 Uhr nach Hause zu kommen pflegte, eintrat. Er war mißmuthig und einsilbig, mit düsterer Miene nahm er, als das Abendessen aufgetragen wurde, am Tische Platz, und so oft auch Ernst oder dessen Mutter die Unterhaltung zu beleben suchte, Helldau warf jedesmal Worte ein, wie nur verhaltener Groll oder düsterer Mißmuth sie sprechen konnte, und das Gespräch stockte.

Der Buchhalter mochte selbst fühlen, daß er heute in den Kreis der kleinen Familie nicht paßte, daß seine trübe Laune jener die Freude verdarb, er wollte deßhalb gleich nach Tisch sich entfernen, aber Ernst hielt ihn am Arme zurück. „So schlecht gelaunt habe ich Euch seit Jahren nicht gesehen,“ hob der junge Mann an, „ist Euch irgend etwas Unangenehmes begegnet, so müßt Ihr doch wissen, daß wir gerne bereit sind, Sorge und Aerger mit Euch zu theilen, und es ist deßhalb sehr unrecht, wenn Ihr uns gegenüber dies verschweigen wollt.“

Auf das Herz Helldau's machten diese Worte sichtlich Eindruck, die Wolken schwanden allmälig von seiner Stirne, er zögerte einen Augenblick und setzte sich dann wieder hin. „Hole der Henker die ganze Geschichte!“ rief er unwillig.

„Ich hab's bald satt, stets für meinen Herrn die gebratenen Kastanien aus dem Feuer zu holen. Da sendet er mich heute Morgen mit einem ganz sonderbaren Auftrag nach C. Ich sollte ihm von dort ein Dokument holen, ein versiegeltes Dokument, welches irgend ein Anderer, Gott weiß vor wie viel Jahren, einem dortigen Bauer anvertraut hat.“

„In C.?“ fragte Ernst, „darf ich wissen, wie der Bauer heißt, der jenes Dokument besitzt?“

„Der Bauer heißt Konrad Schulz,“ fuhr der Buchhalter fort, „er selbst ist verhaftet.“

„Konrad Schulz? Verhaftet?“ rief der junge Mann beſtürzt, indem er den Arm Helldau's umklammerte und dieſem forſchend ins Auge ſah.

„Verhaftet, ſagt Ihr? Und weßhalb?“

„Weßhalb?“ erwiederte Helldau, den die Beſtürzung des jungen Mannes befremdete.

„Er ſoll einen Mord begangen haben. Aber was iſt Euch der Mann? Kennt Ihr ihn? In welchem Verhältniſſe ſteht Ihr zu ihm?“

Die alte Frau warf ihrem Sohne einen Blick zu, den dieſer verſtand und beherzigte.

„Er iſt ein Freund unſeres Hauſes,“ verſetzte er, indem er ſich zwang, ſeine Selbſtbeherrſchung zu gewinnen, „ein Freund, dem meine Mutter Manches verdankt.“

„Ja, ja, er hat mir in Noth und Trübſal beigeſtanden und ich kann ihm das Zeugniß geben, daß er ein ehrenhafter, charakterfeſter Mann iſt,“ ſchaltete die Wittwe ein, „ſeine Verhaftung muß auf einem Mißverſtändniß beruhen, ich halte ihn eines ſolchen Verbrechens nicht fähig.“

Der Buchhalter zuckte die Achſeln. „Man kann ſich in den Menſchen täuſchen, doch brechen wir einſtweilen von dieſem Thema ab. Alſo, ich ſollte der Frau dieſes Ackerers das Dokument aus den Händen locken, ſo lautete mein Auftrag. Ich begab mich unverzüglich auf den Weg und traf nach Mittag in dem Dorfe ein. Als ich in das Haus des Ackerers trat, ſah ich in der Wohnſtube auf einem Brett über der Thür verſchiedene alte Bücher ſtehen. Ihr wißt, ich bin ein Freund ſolcher alten Bücher, unter ihnen findet man oft vergeſſene Schätze, die längſt verſchollen ſind, und ſo hatte ich denn nichts Eiligeres zu thun, als jene Bücher zu durchſtöbern. Ich knüpfte mit der Hausfrau eine Unterhaltung über das Wetter, die Getreidepreiſe und den Hagelſchlag des vergangenen Jahres an und ſah inzwiſchen die Bücher nach. Was ich ſuchte, fand ich nicht, die Schriften hatten für mich kein Intereſſe, weil ſie theils über den Ackerbau, theils über juriſtiſche Fragen handelten, aber ſie boten mir einen Anknüpfungspunkt, wie ich ihn beſſer wohl nicht finden konnte. Ich gab vor, ich ſei ein Liebhaber von alten Büchern und Dokumenten und habe vernommen, daß ſie oder ihr Gatte, was doch gleichbedeutend ſei, ein Dokument beſitze, wenn ſie mir daſſelbe überlaſſen wolle, ſo dürfe ſie nur fordern, ich würde den höchſten Preis zahlen, vorausgeſetzt, daß dieſer nicht gar zu hoch gegriffen ſei. Die Frau maß mich mit mißtrauiſchen Blicken und ſtellte entſchieden in Abrede, daß ſie derartige Papiere beſitze, worauf ich erwiederte, ich wiſſe das Gegentheil zu genau, als daß ich mich ſo ohne Weiteres abweiſen ließe, das Dokument ſei verſiegelt, ſie möge es mir nur einmal zeigen, ich wolle ihr eben ſagen, ob ich von demſelben Gebrauch machen könne oder nicht. Die Frau blieb feſt, jedenfalls hatte ihr Mann ſie inſtruirt und ſelbſt der Klang des Geldes, welches ich auf den Tiſch warf, vermochte nicht, ſie meinem Wunſche geneigt zu machen, ſie läugnete hartnäckig, ein ſolches Dokument zu beſitzen.

„Ich ſah endlich ein, daß Alles vergeblich war und wollte ſchon mich entfernen, als der Sohn des Ackerers, ein ziemlich ſtämmiger Burſche, ins Zimmer trat. Kaum erfuhr er mein Begehr, als er ſich dicht vor mich hinſtellte und mir in ganz unzweideutigem Tone rieth, ich möge das Haus verlaſſen, wenn ich nicht gewärtigen wolle, gewaltſam an die Luft geſetzt zu werden. Er kenne dieſe Schleichwege, ſagte er, ich ſolle mich aber nicht der Hoffnung hingeben, je dieſes Dokument zu beſitzen. Er werde jeden, der Verlangen nach demſelben trage, in einer Weiſe heimſchicken, die ihm die Wiederkehr verleiden ſolle.

„Der drohende, finſtere Blick des Burſchen, ſeine herausfordernde Haltung und die Gereiztheit, welche ſich in ſeinem Weſen kundgab, ließen mich nicht bezweifeln, daß die That den Worten auf dem Fuße folgen könne, deßhalb zog ich vor, unverzüglich den Rückweg anzutreten.“

„Und was ſagte Krämer zu dem Reſultat Eurer Sendung?“ fragte Ernſt, der augenblicklich vermuthete, daß dieſer Sendung eine Schurkerei zu Grunde lag.

„Was ſagte er?“ fuhr der Buchhalter zornig fort. „Er ſchalt mich einen Dummkopf, einen Eſel, der zu nichts Anderem tauge, als in alten Scharteken zu blättern, einen Menſchen, der gänzlich abgeſtumpft ſei! Das war mein Dank! Als ob er es beſſer hätte machen können!“

Ernſt erhob ſich und nahm ſeinen Hut.

„Wohin?“ fragte die Mutter erſtaunt, daß ihr Sohn ſo ſpät noch ausgehen wollte.

„Zum Doktor Schacht,“ erwiederte der junge Mann, „er muß unſerem Freunde beiſtehen. Schulz mag in der Ackerwirthſchaft zu Hauſe ſein, in den Geſetzen iſt er nicht bewandert, deßhalb will ich Schacht bitten, daß er die Vertheidigung des Gefangenen übernimmt.“

„Er iſt ein guter Menſch,“ ſagte die Wittwe, „Gott möge ihn ſegnen und ihm geben, daß er noch einmal ſo glücklich wird, wie ſein edles Herz es verdient.“

„Ich ſtimme in den Wunſch ein,“ erwiederte Helldau. „Ihn und Mathilde glücklich zu ſehen, iſt der einzige und höchſte Wunſch meines Herzens. —

Mathilde hat ihn lieb, sehr lieb," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „sie spricht immer von ihm, geben Sie Acht, aus den Beiden kann mit der Zeit noch einmal ein schmuckes Paar werden."

Die Wittwe sah erstaunt dem lächelnden Manne ins Antlitz. „Possen," versetzte sie, „ich denke nicht im Entferntesten daran. Mathilde ist die Tochter eines Millionärs, Ernst ein blutarmer Agent, der mit geliehenen Kapitalien sein Geschäft beginnt."

„Sie übertreiben auf beiden Seiten," nahm der Buchhalter das Wort. „Krämer mag seine zweimalhunderttausend Thaler im Vermögen haben, ein Millionär ist er nicht. Ich gebe zu, daß er sich weigern wird, in eine solche Heirath zu willigen, man bedenke indeß auch, daß der Alte seine Tochter liebt, wenn sie fest bei ihrer Wahl beharrt, so muß er am Ende doch nachgeben. Ernst besitzt Talent und Fleiß, er erbt einst von Ihnen dies Häuschen —"

„Und das ist auch Alles," unterbrach die Wittwe ihn, „das kleine Legat, welches mir von der Familie meines verstorbenen Mannes ausgezahlt wird, erlischt bei meinem Tode."

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Heiden.

1.

Es war ein klarer kühler Herbsttag. Die Mittagssonne ruhte auf der blauen See; nur ein leichter Wind kräuselte die Wellen. Zwei Männer, ein bejahrter und ein noch sehr junger, gingen am Strande auf und nieder. Sie waren einsylbig und schienen ihre ganze Aufmerksamkeit dem Meere zuzuwenden, das ihnen von Zeit zu Zeit seine Gaben, Muscheln und glatte Kiesel, dicht vor die Füße warf. Der Jüngere der Beiden war auch dankbar genug, um sich öfters zu bücken und eine hübsche Muschel, einen bunten Stein aufzuheben und zu sich zu stecken. Der Alte hatte keinen Sinn für diese Kleinigkeiten; ihm mochten sie alltäglich geworden sein.

„Nun, William, wollen wir heim?" fragte er jetzt den jugendlichen Begleiter, als sie in die Nähe eines Bootes kamen, das sich, an einen Pfahl gebunden, auf den Wellen schaukelte.

„Wenn Sie es wünschen," erwiederte der Andere, „bin ich bereit. Aber es ist wundervoll auf der Düne, ich könnte Stunden lang hier verweilen und mir vom Meere erzählen lassen."

„Das ist noch nichts!" nahm wieder der Alte das Wort, und ein leises Lächeln milderte den herben Ausdruck seiner schönen Züge. „Du mußt das Meer beim Sturm sehen, William, und dann urtheilen. Ja, das Meer, das Meer! — Was wäre ich, wenn ich das Meer nicht hätte!"

Sie gingen wieder eine Weile schweigend auf und nieder. Dann und wann tauchte ein Segel in der Ferne auf, dem ihre Blicke eine Weile folgten. Fast keines aber steuerte der Insel zu, von welcher die Beiden gekommen waren und deren Ufer man von der Düne aus mit leidlich gutem Auge erreichen konnte.

„Höre, William," sagte wieder der Alte, „da es Dir hier gefällt, will ich noch ein Bad nehmen, bevor wir heimfahren. Spaziere Du nur auf und ab. Ich gehe auf die andere Seite hinüber, wo der Wellenschlag stärker und der Meeresboden glatter ist. In einer Viertelstunde bin ich wieder bei Dir. Dann mögen wir zurückfahren."

William nickte mit dem Kopfe. Er hatte keine Lust, von der Partie zu sein. Obgleich die Sonne schien, war es doch empfindlich kühl und es wehte eine scharfe Luft aus Osten. Um so herrlicher war die Seelandschaft zu solcher Stunde. Eine eisenharte Natur, dachte er bei sich, dieser Alte! Und dennoch der Jugendfreund meines Vaters, an welchem dieser noch immer mit ganzer Seele hängt, den ich besuchen mußte, ich mochte wollen oder nicht; der Freund eines Mannes von so mildem, herzensgutem, versöhnendem Wesen, wie der Vater! Freilich, freilich, die Jahre haben ihn verändert, das Leben hat ihn verhärtet, die Schicksale — — Und wie verschlossen er ist, ich höre und erfahre nichts von Allem. Was soll ich dem Vater erzählen, wenn ich heimkomme? Sogar von der Tochter schweigt er, von dem prächtigen Mädchen, dessen Bild in meiner Kajüte hängt. Sie ist auswärts, sagt er, als ich nach ihr frage, und ich denke, sein graues Auge will mich durchbohren. Ob etwas vorgekommen ist mit dem Mädchen, ob sie vielleicht gar — —

Hier wurde William in seinem Gedankengange unterbrochen. Eine starke Welle warf ihm plötzlich einen schwarzen Gegenstand — wie es ihm schien eine Tasche — dicht vor die Füße, die noch von dem Wasser benetzt wurden. Fast erschrocken hob William das Täschchen auf, indem er seine Blicke zugleich nach der Gegend lenkte, von welcher her es angeschwommen sein mochte. Und richtig — dort gewahrte er ein Boot mit weißem Segel, welches drüben nach der Insel steuerte und auf welchem er jetzt mit Hilfe seines rasch zu Rathe gezogenen Fernrohrs einige Männer und eine Dame gewahrte. Nun erst untersuchte er seinen Fund genauer. Es war eine zierliche Tasche von schwarzem Sammt,

mit weißen Perlen besetzt. Darin befand sich ein feines Battisttuch und ein mit grünem Leder überzogenes Etui. Das letztere enthielt ein treffliches Medaillonbild. Es stellte einen jungen Mann dar, von dem man nicht wußte, ob seine Züge mehr aristokratisch oder schlaff zu nennen seien. Aha, dachte William, ein ärgerlicher Verlust für die Verliererin; wahrscheinlich das Bild des Bräutigams oder Verehrers! Aber das Meer ist großmüthig; durch meine Hand gibt es Alles unversehrt zurück, und das unfreiwillige Bad mahnt zu größerer Vorsicht für die Zukunft.

Er nahm nun wieder das Taschenfernrohr zur Hand und verfolgte das Boot mit aufmerksamen Augen. Da legte sich ihm eine feste Hand auf die Schulter und der Gastfreund, welcher inzwischen von seinem Bade zurückgekehrt war, fragte ihn nach dem Gegenstand seiner Beobachtungen.

„Drüben steuert ein Boot nach der Insel," antwortete William, indem er sich umwendete; „und denken Sie nur, es hat eine Dame an Bord in elegantem Reisekleide. Aber hier," William zeigte dabei auf die Frauentasche in seiner Hand, „hat die Reisende dem Meer schon ein Opfer bringen müssen, ein Opfer, kostbarer als Sie vielleicht denken. Oeffnen Sie nur das Etui und überzeugen Sie sich von der Bedeutung meines Fundes!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Mailand meldet man, daß dort ein reicher junger Mann, der konskriptionspflichtig geworden, aber zu schwach für den Militärdienst befunden wurde, von seiner Braut verstoßen worden ist. Als er freudig zu ihr eilte und ihr die gute Nachricht mittheilte, rief sie empört aus: „Machen Sie sich aus dem Staube. Ich will keinen Mann, der für den Dienst untauglich ist."

(Die angebliche Heimstätte des Weinstockes.) Am Ararat liegt eine von 170 Familien bewohnte Ansiedlung, Arguri, die einzige daselbst außer dem Kloster St. Jakob. Dieses Oertchen wird als die Stelle bezeichnet, wo der Erzvater Noah, „als er aus dem Kasten stieg," den „ersten Weinstock süß" gepflanzt haben soll. Arguri bedeutet, „er habe die Rebe gepflanzt."

Es saßen nur zwei Gäste im Schenkzimmer und beklagten sich bei dem Wirth, daß der Aufwärter so langsam sei. Da las der Wirth dem Aufwärter den Text und sagte im Zorne: „Er langsamer Kerl! nicht 'mal zwei lumpige Gäste kann Er bedienen, was soll erst werden, wenn das ganze Zimmer voll wird!"

Den Diogenes fragte einer seiner Freunde, zu welcher Zeit man zu Mittag und zu Nacht essen solle? „Es kommt auf die Umstände an," sagte der Philosoph; „wer reich ist, wann er will, wer arm ist, wann er kann."

(Amerikanische Großmuth.) Der „Troy Whig" schreibt, daß einem bankerotten Kaufmanne daselbst nichts übrig geblieben sei, als 9 Kinder. Seine Gläubiger waren großmüthig genug, ihm dieselben alle zu lassen.

Gemeinnütziges.

(Anstrich für feuchte Mauern.) 8 Pfd. Leinöl oder anderes Oel und 1 Pfund Schwefelblumen werden in einem Gefäße von Steingut oder Eisen im Sandbade auf 132 ° R. erhitzt, bis sich der Schwefel aufgelöst hat, worauf man den Anstrich mit einem Pinsel auf das feuchte Mauerwerk aufträgt.

Räthsel.

Wenn sich die Erste sanft und mild
Auf Wald und Fluren senket;
Fleht du, von Andacht ganz erfüllt,
Zu Dem, der Alles lenket:
Sei du uns jetzt die „letzten Zwei"
Und schütze vor Gefahren;
Laß auch kein Unheil, was es sei,
Uns jemals widerfahren! —
Und hält dich dann mit süßem Wahn
Freund Morpheus sanft umschlossen;
Betritt das „Ganze" seine Bahn
Und folgt ihr unverdrossen. —

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 34. Sonntag, 19. März 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Helldau rieb sich verlegen das Kinn. „So, so, ein Legat?“ sagte er. „Ich habe bisher immer geglaubt, Sie besäßen einige Kapitalien — — nun, nun, wenn das Legat nicht gar zu kärglich zugemessen ist, kann man's noch immer gelten lassen“

Der eigenthümliche Ton, in welchem der Alte diese Worte sprach, die Verlegenheit, welche zu verbergen er vergeblich sich bemühte, mußten die Aufmerksamkeit der Wittwe erregen, aber Helldau ließ ihr nicht Zeit, über den Grund lange nachzudenken. „Das Junggesellenleben ist immer nur ein halbes Leben,“ fuhr er fort; „mag man auch die Vortheile desselben an's Licht zu ziehen suchen, die Schattenseiten treten doch immer hervor. Habe ich Recht, Frau Heller?“

„Ich bin nicht kompetent, darüber zu urtheilen,“ erwiederte die Wittwe, einigermaßen verlegen.

„Freilich nicht,“ fuhr Helldau, ihr ins Wort fallend, fort, „Sie können ja nicht wissen, wie einem alten Junggesellen oft zu Muthe ist. Aber ich, — ich empfinde es, trotzdem Ihre Freundschaft mich vor den Unannehmlichkeiten des Junggesellenstandes zu bewahren sucht. Ich verkenne nicht, daß Sie Manches an mir gethan haben, Manches und so viel, daß ich es nicht gut zu machen weiß, aber den eigenen Herd können Ihre Aufmerksamkeit und Fürsorge mir doch nicht ersetzen.“

Der alte Mann war sichtbar gerührt, um seine Lippen zuckte es einigemal, er that sich Zwang an, seine Rührung zu verbergen.

Der Wittwe war auch nicht so ganz wohl bei den Worten des Junggesellen, sie fühlte sich zum erstenmale seit ihrer Bekanntschaft mit Helldau befangen in seiner Gegenwart, sie wußte nicht, wie sie seine Worte deuten sollte.

„Sehen Sie, als ich heute Morgen so mutterseelenallein über die Landstraße wanderte und auch auf dem Rückwege malte ich mir in Gedanken lebhaft das Glück einer eigenen Häuslichkeit aus,“ nahm der Buchhalter nach einer kurzen Pause wieder das Wort. „Ich dachte, wie angenehm es sein müsse, bei der Heimkehr nach Hause in das treue Auge eines Weibes sehen, am eigenen Herde sich wärmen und dem Schalten und Walten der Hausfrau still vergnügt zuschauen zu können. Und dann hätte ich mich wieder vor den Kopf schlagen mögen, daß ich damals in meinen Jugendjahren so thöricht gewesen bin, dieses Glück ganz zu verkennen.“

„Noch ist es nicht zu spät,“ versetzte die Wittwe, welche den Seelenkummer des Buchhalters begriff und durch herzliche Theilnahme zu lindern suchte. „Sie sind ein rüstiger Mann, kaum über die vierzig hinaus, haben eine gute, einträgliche Stelle —“

„Nein, nein,“ unterbrach Helldau, „meine Stelle kann nicht in Betracht kommen, denn, wenn ich mich wirklich entschließen würde, jetzt noch zu heirathen, so wäre die erste Hauptbedingung, daß ich den Posten bei Krämer quittire. Ich bin lange genug der Schuhputzer des Rentners gewesen und bei aller Anhänglichkeit an meinen Prinzipal, bei aller Liebe zu seiner Tochter fühle ich doch, daß das Verhältniß, in welchem ich zu Krämer stehe, meiner unwürdig ist. Meine Kenntnisse und Erfahrungen befähigen mich zu einem anderen Posten, als zu dem eines **homme pour tout**“.

„Wie oft habe ich Ihnen dies sagen wollen!“ entgegnete die Wittwe. „Aber ich befürchtete; die Anhänglichkeit an Ihren Prinzipal —“

„Sie hatte ihre Grenzen,“ versetzte der Buchhalter rasch. „Heute Mittag, als ich gleich einem Schulbuben dem jungen Bauer gegenüberstand, empfand ich tief, welchen unwürdigen Posten ich ausfülle, ich mag mich nicht länger zu solchen Kommissionen hergeben.“

Er sah eine Weile in düsterem Schweigen vor sich hin, offenbar kämpfte er mit einem Entschluß. „Ja, ja, heirathen wäre für mich das Beste," fuhr er endlich fort, „aber ich möchte eine Frau haben, die ganz zu mir paßte, im Alter, im Charakter, kurz, ein Weib, welches mich so nehmen und verstehen kann, wie ich mich gebe. Was meinen Sie dazu, Frau Heller?"

Die Wittwe nickte; wie alle Frauen ihres Alters nahm sie an solchen Heirathsprojekten lebhaftes Interesse.

„Und wenn ich nun eine solche Frau gefunden hätte, wenn ich entschlossen wäre, sie zu heirathen, würden Sie wohl ein gutes Wort für mich einlegen?"

Frau Heller sah überrascht von ihrem Strickstrumpfe auf. „Sie haben Ihre Wahl bereits getroffen?" fragte sie. „Da sehe mir einer die Junggesellen an, sie sind so friedliebend und unschuldig nicht, wie sie sich den Anschein geben. Jenun, wenn diese Frau mir bekannt ist und ich Grund habe, zu glauben, daß sie einen Mann glücklich machen wird, so stehe ich gerne zu Ihren Diensten."

„Und wenn Sie selbst diese Frau wären?" fragte Helldau rasch, dem mit dieser Frage eine Last vom Herzen fiel.

Die Ueberraschung der Wittwe wich einer gerechten Bestürzung, sie war auf einen solchen Antrag nicht weniger als vorbereitet und blickte, um ihre Verwirrung zu verbergen und Zeit zu einem Entschlusse zu gewinnen, so unverwandt auf ihren Strickstrumpf, als ob sie jene Frage ganz überhört hätte.

„Würden Sie meinen Antrag zurückweisen?" fuhr der Buchhalter fort. „Sie wissen selbst, daß ich nirgends mich so heimisch fühle wie bei Ihnen, daß Sie allein im Stande sind, auf meine Eigenheiten und Gewohnheiten einzugehen."

„Aber was werden die Leute dazu sagen?" entgegnete die Wittwe, welche dem Heirathen durchaus noch nicht abgeschworen hatte.

„Kümmert's uns?" erwiederte Helldau achselzuckend. „Die Leute werden vielleicht ein paar Wochen lang ihr Erstaunen oder auch ihr Mißfallen äußern und schließlich sich daran gewöhnen."

Wollte die Wittwe ehrlich sein, so fühlte sie sich durch den Antrag geschmeichelt, auf der anderen Seite bedachte sie auch, daß der Beistand eines Mannes in manchen Fällen sehr wünschenswerth und die Erfahrung und Geschäftskenntniß des Buchhalters für Ernst von großem Nutzen sein könne.

„Aber was wird mein Sohn sagen, wenn er erfährt, daß —"

„Ernst ist gewohnt, in mir seinen Vater zu sehen," fiel Helldau der Zögernden ins Wort, „ich bin überzeugt, er wird über unseren Schritt sich freuen und ihn billigen."

Die Wittwe legte jetzt den Strickstrumpf hin und sah dem Brautwerber mit mildem Ernste ins Auge. „Noch habe ich mich nicht entschlossen," versetzte sie, „gönnen Sie mir einige Tage Zeit zu diesem Entschlusse. Aber bevor ich zu einer ernstlichen Erwägung desselben übergehe, muß ich wissen, was Sie in Bezug auf Ihr Verhältniß zu Krämer und überhaupt für die nächste Zukunft zu thun gedenken."

„Auch darüber bin ich bereits mit mir im Reinen," entgegnete der Buchhalter, dessen Züge durch die Aussicht auf das Jawort der Wittwe sich sichtbar erheiterten, „ich bewerbe mich im Stillen um einen anderen Posten, den zu erhalten mir wohl nicht schwer fallen wird und kündige, sobald ich einen solchen gefunden habe, dem Rentner."

„Ich bin mit diesem Vorsatz einverstanden," entgegnete die Wittwe. „Sie werden nun einsehen, daß unserer Verlobung die Hochzeit auf dem Fuße folgen müßte, damit den Leuten nicht lange Zeit zu Vermuthungen und unnützem Gerede gegeben wird, erlauben Sie mir deßhalb, meine Antwort auf Ihren Antrag bis zu jenem Zeitpunkt aufzuschieben, in welchem Sie mir sagen können, daß ein glücklicher Erfolg Ihre Bemühungen um jene Stelle gekrönt hat."

Die Wittwe erhob nach diesen Worten sich und verließ, ohne eine Antwort abzuwarten, das Zimmer.

Helldau war nicht so beschränkt, daß er nicht das versteckte Jawort herausgefunden hätte, er mußte die Gründe der Wittwe gelten lassen und begnügte sich deßhalb auch mit dem vorläufigen Bescheid, indem er sich vornahm, am nächsten Tage seine Bemühungen mit rastlosem Eifer zu beginnen.

4. Kapitel.

Seit der Verhaftung des Ackerers waren 8 Tage verstrichen. Seine Sache stand schlimmer, als er selbst und seine Angehörigen glauben mochten.

Dank der Bemühung des Bürgermeisters und dem Inquisitionstalent des Untersuchungsrichters hatten sich so viele Beweise gegen Schulz gefunden, daß selbst der geschickteste Advokat gezweifelt haben würde, sie alle widerlegen zu können.

Der Ackerer ahnte nicht, welche Feinde er hatte und wie thätig diese gegen ihn operirten, er baute fest darauf, daß das Gericht, wenn es wirklich zur Gerichtsverhandlung kam, ihn freisprechen müsse. Dasselbe Vertrauen hegten Gottfried und dessen Mutter, welche ab und zu in die Stadt kamen, um mit dem Gefangenen über Dies und Jenes Rücksprache zu nehmen.

Der Pfarrer hatte dem Ackerer das beste Zeugniß ausgestellt; auch das des Bürgermeisters lautete in der Hauptsache günstig, ein Unbefangener würde in demselben nichts zu Ungunsten des Gefangenen entdeckt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Heiden.

(Fortsetzung.)

Der Alte nahm zuerst das Fernrohr zur Hand und schaute nach dem Boote aus, dessen Richtung ihm William bezeichnete. Ein einziger Blick hatte ihm genügt. Sein Antlitz nahm einen starren leidenschaftlichen Ausdruck an; eine außerordentliche Gemüthsbewegung schien den alten Mann erfaßt zu haben. Als er jetzt nach dem Täschchen griff, um dasselbe näher zu betrachten, zitterte sein Arm und William fragte erschrocken:

„Mein Gott, was ist Ihnen? Fühlen Sie sich unwohl, kann ich — —"

Der alte Herr schüttelte mit dem Kopfe. „Es ist nichts," sagte er, „nur eine sonderbare Ueberraschung." Er untersuchte hierauf den Inhalt des Täschchens, betrachtete zuerst das Bildniß und dann die in die Ecke des Battistfutches eingezeichneten Buchstaben **M. H.**

William fühlte sich auf das Höchste betroffen. Was sollte dies bedeuten? Es war dem jungen Manne wieder einmal äußerst unheimlich in der Nähe des alten Gastfreundes, und er gelobte sich in diesem Augenblicke heilig und theuer, seinen Besuch thunlichst abzukürzen und schon in den nächsten Tagen die Heimreise anzutreten.

Da unterbrach Jener das peinliche Schweigen: „Ja, ja, William, eine große Ueberraschung! Meine Tochter kommt zum Besuche zu ihrem Vater. Meine Tochter, die Komödiantin! Art läßt nicht von Art. Die Mutter war es seiner Zeit auch, die Tochter ist in ihre Fußtapfen getreten. Ich konnte es nicht ändern. Komm, laß uns heimkehren und hier nimm Deinen Fund wieder an Dich. Ich habe nichts davon gesehen, William. Verstehst Du mich? — Gib Du ihn dem Mädchen zurück und laß mich aus dem Spiele. Aber Du bist so betroffen, mein Junge? Bist Du ein Freund vom Komödienspielen?"

William gab keine Antwort. Sie gingen rasch nach ihrem Boote hin, und bald flog das leichte Fahrzeug, weniger vom Winde als von den mächtigen Ruderschlägen des Alten getrieben, mit ihnen über die See nach der Insel zu. Gesprochen wurde von Beiden kein Wort, bis sie an das Ufer stiegen.

2.

William stand neben einem schlanken Mädchen mit feinem geistvollen Antlitz und glänzenden dunkeln Augen. Sie mochte vielleicht zwanzig Jahre zählen; er selbst war kaum älter. Das Mädchen war Marie Heinzberger, die Komödiantin, und William gab ihr eben unter vier Augen seinen Fund zurück. Sie erröthete leicht, als sie das Täschchen an sich nahm und William die flüchtige Bemerkung machte, daß wohl nichts von seinem Inhalte verloren gegangen. Aber ihre Augen strahlten zugleich von Glück und Befriedigung, und mit anmuthigem Lächeln sagte sie, William die Hand reichend: „Sie führen sich so dankenswerth bei mir ein, daß ich es Ihnen gar nicht beschreiben kann. Der Vater sagte mir zwar schon, daß Sie der Sohn seines vertrautesten Jugendfreundes seien. Um wie viel näher treten Sie mir nun, da Sie mir zugleich das Bild eines eigenen lieben Freundes wiederbringen, ein Bild, das ich leichtsinniger Weise verloren hatte! Haben Sie vielen, vielen Dank, aber," hier stockte die Sprecherin ein wenig, „reden Sie nicht von dem Bilde gegen meinen Vater, wenn er noch nicht davon weiß. Er ist so wunderlich, wie Sie bemerkt haben werden, und neigt zu allerlei Mißtrauen. Ich möchte ihn durch nichts beunruhigt wissen. Mein unglücklicher Vater!" — —

Das Mädchen war recht ernst geworden. William, der sie mit leuchtendem Auge betrachtete, bemerkte es mit innigster Theilnahme. Er getraute sich um so weniger, ihr mitzutheilen, daß der Alte das Bild bereits gesehen, als Letzterer ihm deßhalb Stillschweigen auferlegt hatte. Wäre er freilich von ihr gefragt worden: dieses liebenswerthe Geschöpf hätte er nicht belügen können. Das Bild, das in seinem Stübchen hing und ihm vom ersten Tage an das Herz abgewonnen hatte, mochte von einer berufenen Künstlerhand geschaffen sein. Aber was war es gegen das Original? William befand sich noch in dem glücklichen Alter, in welchem das Herz bei uneigennütziger Verehrung eines Frauenbildes Beruhigung faßt, und so erregte ihm selbst der Gedanke an den begünstigten Freund des Mädchens keinen häßlichen Neid.

Marie Heinzberger betrachtete übrigens auch ihn mit freundlich theilnehmendem Blicke. Sein offenes Antlitz, sein reines blaues Auge und das ungekünstelte zutrauliche Wesen, welches William eigen war, alles dieses sprach sie hier doppelt lebhaft an, wo ihr der eigene Vater in seiner, wenn auch schon früher gewohnten schroffen und finstern Weise begegnete.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Stadt Saaz treibt bekanntlich einen bedeutenden Gemüsebau seit undenklichen Jahren und produzirt unter anderem jährlich für 40—60,000 fl. Gurken, die theils von sächsischen Händlern gekauft und verfrachtet, theils von Saazer Gemüsehändlern ins Erzgebirge verkauft werden. Um den Gemüse- und Gartenbau mehr zu heben, wurde seit hundert oder noch mehreren Jahren alljährlich am Montage vor Pauli Bekehrung, also im Fasching, ein sogenannter Gurkenkönig-Ball abgehalten, und bei dieser Gelegenheit wird von den Gemüsebauern derjenige, welcher die schönsten Gurken gezogen, zum „Gurken-König" gewählt. Der Gewählte wird dann in feierlicher Weise in den Saal geleitet und daselbst von einem Sprecher mit einer humoristischen Rede begrüßt. Nachdem er die Insignien seines Amtes, einen ausgehöhlten Kürbis als Krone, eine riesige Möhre als Szepter, eine Kohlrübe als Reichsapfel empfangen und auch mit einem eigens dazu verfertigten Regenmantel bekleidet worden ist, fährt der Sprecher fort, den König mit allen Flurennamen des Stadtgebietes bekleidend, den Wunsch auszusprechen, daß Handel und Gewerbe des Grünzeugs fortan gedeihen und blühen mögen, und gelobt dem neuen König im Namen seiner Genossen Treue und Anhänglichkeit, indem sie sich ihm Alle mit Grabscheit, Kratze, Rechen und Schaber zur Verfügung stellen. Nachdem der neue Herrscher in ebenfalls humoristischer Rede dankend geantwortet, die Herren „Regen, Sonnenschein und Warmmacher" zu seinen Ministern ernannt, die alten Reichsfeinde aber, die Herren von Maulwurf, Maus, Hase, Schneck, Sturm und Hagel, Reif und Frost, für ewige Zeiten aus dem Lande verwiesen, den Verkauf krätziger und kropfiger Gurken streng verboten und seine Ansprache mit verschiedenen zeitgemäßen Anspielungen geendet hat, eröffnet er mit der ihm liebsten Dame den Tanz. Heuer mußte der Wahlakt wiederholt werden, weil einige Spaßvögel frivol genug dachten, um diese altehrwürdige Sitte zu einer Posse zu mißbrauchen.

Die „Allg. Ztg." berichtet: Für das Observatorium in Lissabon ist eben einer der größten Refraktoren auf dem Weg, welche überhaupt existiren und aus der bekannten (Frauenhofer) Merz'schen Anstalt in München hervorgegangen sind. Derselbe hat 15 englische Zoll Oeffnung und 22½ Fuß Brennweite, und ist also der dritte der größten existirenden vollkommen brauchbaren Refraktoren. Mit dem ersten von Merz gelieferten Instrument von 15 Zoll Oeffnung gelang es dem berühmten Astronomen Bond in Boston zuerst, den Nebelfleck im Orion in Sterne aufzulösen; der zweite gleich große Refraktor befindet sich in New-Cambridge. Mit dem Merz'schen Refraktor von 9 Zoll Oeffnung in Rom gelang es dem berühmten Astronomen Secchi in den letzten Tagen, bei Anwendung eines besonders konstruirten reflektirenden Okulars, zuerst die Sonne mit der vollen Oeffnung des Refraktors betrachten zu können; dabei ergab sich ein ganz neues Ansehen der Sonnenoberfläche. Alles, was man bisher auf dieser mittelst der größten Instrumente bemerkte, war nur, daß sie da, wo sie frei von Flecken und Fackeln war, nicht homogen leuchtend erschien, sondern wie mit zahllosen Reiskörnern oder einer unendlichen Menge kleiner fleckenartiger Schüppchen von schwärzlicher Färbung bedeckt war. Nach den neuesten vollkommneren Beobachtungen bilden jedoch diese flockenartigen schwärzlichen Schüppchen ein sehr feines dunkelschwarz erscheinendes Netz, dessen Maschen mit leuchtenden Pünktchen ausgefüllt waren. Secchi vergleicht dieses Ansehen der Sonnenoberfläche mit dem Ansehen eines gewöhnlichen groben geschöpften Papiers unter einer sehr starken Vergrößerung. Man bemerkt da zahlreiche unregelmäßige Erhöhungen, deren Zwischenräume, in welche das Licht sehr schief einfällt, beinahe schwarz erscheinen und die also mit dem schwarzen Netz der Sonnenoberfläche verglichen werden könnten. Zu den vielen Räthseln über die Struktur der Sonne ist also noch ein neues gekommen.

(Sängerspruch.) Die Kommission, welche zur definitiven Feststellung einer Devise für das bevorstehende erste deutsche Sängerbundesfest in Dresden niedergesetzt worden, hat aus dem eingegangenen reichen Material einstimmig folgenden Spruch gewählt:

„Herz und Lied frisch, frei, gesund!
Wahr' dir's Gott, du Sängerbund!"

Als Autor dieses Spruches wird Herr Hofrath Dr. Julius Papst in Dresden genannt. Einem Ausschreiben des Wirthschaftsausschusses des Sängerfestes zufolge soll die wirthschaftliche Besorgung der Festhalle, die über 30,000 Menschen fassen soll, einem Bierwirth, einem Weinwirth und einem Konditor pachtweise überlassen werden.

Auflösung des Räthsels in № 33:
Nachtwächter.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 35. Dienstag, 21. März 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Dem Gerichte konnte aber ein kleiner Satz nicht entgehen; dieser Satz lautete, Schulz habe in der letzten Zeit ein scheues und in sich gekehrtes Wesen gehabt, er sei dann oft bei der unbedeutendsten Störung zornig und wild aufgefahren.

Hieraus glaubte der Instruktionsrichter den Schluß ziehen zu dürfen, daß Schulz schon lange, vielleicht seit dem Eintreffen des Briefes, in welchem der Ermordete seine nahe bevorstehende Rückkehr anzeigte, sich mit dem Gedanken an einen Mord vertraut gemacht habe und dies auch die Festigkeit und die Unbefangenheit des Angeklagten während seines ersten Verhörs erkläre.

Der Bürgermeister wußte, welche Wirkung jener Satz machen mußte, mit weiteren Schritten wollte er warten, bis er mit Krämer im Reinen war. Er hegte gegen den Rentner, trotzdem er dessen schriftliche Erklärung in der Tasche trug, entschiedenes Mißtrauen, so lange dieses nicht geschwunden war, konnte er sich zu einem energischen Vorschreiten gegen Schulz nicht verstehen. Die Hauptsache für ihn war, sich des Dokuments zu bemächtigen; erst wenn er dieses besaß, konnte er von dem Rentner die Erfüllung seines Versprechens fordern. Wurde diese ihm verweigert, so war jenes Dokument für ihn eine Waffe gegen den Wortbrüchigen.

Wetterau ließ die ersten Tage verstreichen, ohne daß er einen Schritt in dieser Angelegenheit that, dann trat er eines Morgens, just, als käme er nur zufällig vorbei, in das Haus des Ackerers. Die Frau des Verhafteten befand sich allein im Wohnzimmer; vermuthend, daß der Bürgermeister komme, um ihr irgend Etwas mitzutheilen, was auf das Schicksal ihres Mannes Bezug habe, bot sie dem Eintretenden einen Stuhl an, auf welchem dieser ohne Zögern Platz nahm. „Es steht schlecht um Euren Mann," hob der Bürgermeister an, indem er aus seiner Horndose eine Prise nahm und die alte Frau scharf beobachtete; „die Beweise gegen ihn sammeln sich von Tag zu Tag, während für seine Unschuld kein einziger Beweis zu finden ist."

Wenn auch die Wangen der Frau erbleichten, das Bewußtsein der Unschuld ihres Mannes ließ keinen Zweifel in ihrer Seele aufkommen, daß das Gericht sein „Nichtschuldig!" sprechen werde. „Mag der Schein auch gegen ihn sein," erwiederte sie ruhig, „die Herren Richter werden ihn nicht verurtheilen, er ist ja so unschuldig an dem Morde, wie ein neugeborenes Kind."

Der Bürgermeister zuckte die Achseln. „Mag sein," versetzte er, „ich bestreite das durchaus nicht, habe auch bisher an seiner Unschuld noch nicht gezweifelt, aber, — aber —"

„Nun? Aber?" fragte Frau Schulz, die bei dem geheimnißvollen Wesen Wetterau's doch eine innere Angst erwachen fühlte.

„Ja, seht, das ist ein eigenes Ding," fuhr der Bürgermeister fort. „Da sitzen die zwölf Geschworenen, Herren, welche Euren Mann nie gesehen haben, also auch nicht wissen, ob er ein braver, rechtschaffener Mann ist, die hören den Anklageakt des Staatsanwalts und die Zeugen werden nachher einfach gefragt, ob der Angeklagte schuldig sei oder nicht. Da helfen keine Zeugnisse und wenn sie auch noch so günstig wären, hier wird nur gefragt, konnte der Angeklagte irgend einen Grund haben, den Mord zu begehen? Und wenn dies der Fall ist, dann haben sie schon von vornherein die Ueberzeugung, daß der Angeklagte wirklich den Mord begangen hat, versteht Ihr mich?"

„Nicht so ganz!" erwiederte die Frau, deren Angst sich bereits steigerte.

„Nun seht einmal, Euer Mann hatte von dem Gelde, welches Krämer ihm zur Erziehung seines Sohnes, — wie heißt er doch?"

„Ernst," warf die Frau arglos hin.

„Seines Sohnes Ernst schickte, eine Summe von 200 Thalern unterschlagen," fuhr Wetterau, der im Stillen schon triumphirte, fort, „das werdet Ihr doch zugeben müssen."

„Unterschlagen?" fuhr Frau Schulz entrüstet ihm in die Rede. „Er hat das Geld geliehen, um Vieh dafür zu kaufen, er wollte es zurückgeben, sobald sein Herr hier eintraf."

„Seht Ihr, da liegt der Hase im Pfeffer! Leihen ohne Erlaubniß des Eigenthümers heißt unterschlagen. Er wollte es zurückgeben, folglich hatte er es nicht zurückgegeben. Nun gut, gesetzt auch, das Gericht nimmt die redliche Absicht an, damit ist indeß noch gar nichts gewonnen. Der Brief Krämer's meldet dessen baldige Rückkehr, Euer Mann hat das Geld noch nicht beisammen, es fehlen ihm 50 Thaler — was nun thun? Soll er seinem Herrn sagen: „Ich habe das Geld für diesen oder jenen Zweck ohne Deine Erlaubniß ausgegeben!" Ihr werdet einsehen, daß er dies nicht konnte, Krämer würde ihn der Unredlichkeit beschuldigt haben, er mußte das Geld sich auf jeden Fall zu verschaffen suchen. Dies gelingt ihm nicht, seine Ehre steht auf dem Spiele, da fällt ihm der Gedanke ein: „Wie, wenn ich den Eigenthümer des Geldes aus dem Wege schaffe? dadurch wäre mir auf dem kürzesten Wege geholfen, ich hätte nicht nöthig, länger mich zu grämen und könnte die übrigen 150 Thaler behalten.""

„Herr Bürgermeister!" fuhr die Frau entrüstet auf.

„So laßt mich doch ausreden! Ich sage ja nicht, daß dem wirklich so ist, oder daß ich dies glaube, ich sage nur, die Herren Geschworenen werden sich in dieser Weise eine Geschichte zusammenreimen, welche Eurem Manne den Hals brechen muß. — Er geht also mit diesen Gedanken einige Zeit um, macht sich immer vertrauter mit denselben und der Umstand, daß Niemand außer ihm von der Rückkehr Krämer's etwas weiß, erleichtert sein Vorhaben. Der Mord wird vollbracht, zufällig aber fällt dem Mörder ein Messer aus der Tasche, welches sofort dem Gesetze einen Beweis gegen ihn in die Hand gibt, dazu treibt den Mörder die Gewissensangst, nach dem Morde wieder der Erste auf dem Schauplatz des Verbrechens zu sein."

„Ich denke, gerade dies müßte seine Unschuld beweisen," entgegnete Frau Schulz, die an solche Kombinationen nicht im Entferntesten gedacht hatte.

„Im Gegentheil," fuhr Wetterau gelassen fort, „die Beispiele stehen nicht vereinzelt da, daß der Mörder, in dem guten Glauben, sich dadurch von jedem Verdacht zu reinigen, sogar selbst die Anzeige von dem Verbrechen gemacht hat."

Die arme, gequälte Frau konnte ihre Seelenangst nicht mehr bemeistern, sie ergriff die Hand des Bürgermeisters und bat ihn, ihr zu rathen, ihr beizustehen, ihr Mann sei gewiß unschuldig, das Gericht würde sich eines Mordes schuldig machen, wenn es ihn verurtheile.

Wetterau zuckte die Achseln und diese kalte Gleichgiltigkeit kontrastirte seltsam mit dem teuflischen Triumph, welcher in seinem stechenden Blick leuchtete. „Was kann ich dazu thun?" entgegnete er. „Was ich thun konnte, ist geschehen, ich habe Eurem Mann ein gutes Zeugniß gegeben und will auch gern vor Gericht bezeugen, daß er stets brav und rechtschaffen war, ob dies aber der Anklage gegenüber überhaupt einen Eindruck machen wird, möchte ich fast bezweifeln. — Es gäbe vielleicht ein Mittel, ein einziges," fuhr er nach einer kurzen Pause fort.

„Welches?" fragte Frau Schulz hastig. „Sprecht, ich bin zu jedem Opfer bereit."

„Ein Opfer wird nicht verlangt; es gilt einfach zu beweisen, daß Euer Mann keinen Vortheil durch den Mord gehabt hätte. Wie aber den Beweis führen? — Für's Erste müßten die 200 Thaler herbeigeschafft werden. Euer Mann hat freilich in seinem Verhöre gesagt, sie seien noch nicht beisammen, es fehlten ihm noch 50 Thaler an der Summe, indeß auf diese Aussage wird vielleicht wenig Gewicht gelegt. Wenn ich zum Beispiel auftrete und sage, der Angeklagte habe mir am Tage vor seiner Verhaftung jene 200 Thaler mit der Bitte übergeben, sie ihm bis zur Rückkehr Krämer's aufzubewahren, so ist jene Aussage schon entkräftet. Oder besser, ich sage, Ihr hättet mir das Geld gegeben, aber vergessen, es Eurem Manne mitzutheilen, — ja, ja, so geht's."

„Ich werde Euch die Summe einhändigen, Gottfried soll morgen eine Kuh in die Stadt bringen, dann schicke ich Euch die 200 Thaler," versetzte Frau Schulz, die bereits zu dem Bürgermeister Zutrauen zu fassen begann.

„Das wäre für's Erste," fuhr Wetterau fort. „Jetzt kommt der zweite Punkt. Ihr besitzt ein Dokument, welches Krämer vor seiner Abreise Eurem Manne übergeben hat. Dieses Dokument enthält eine Anweisung auf das Vermögen Eures Pflegesohnes, welches Jakob Krämer bei Vorzeigung desselben sofort an seinen Neffen anzahlen muß. Das Gericht könnte nun anstellen, Euer Mann habe Krämer deßhalb aus dem Wege geräumt, um sich selbst dieses Vermögen zu verschaffen. Nehmen wir zum Beispiel an, der Angeklagte stellt seinen eigenen Sohn Gottfried dem Bruder Krämer's vor, sagt, dieser sei der Sohn des Ausgewanderten, laut Tauf-

atteſt und ſo weiter, und hier die Anweiſung auf das Vermögen, ſo muß Jakob Krämer die Summe zahlen, da er ja nicht wiſſen kann, ob der ihm Vorgeſtellte auch in der That ſein Neffe iſt. Begreift Ihr das?“

Die Frau nickte, die Angſt hatte ihre Sinne verwirrt.

(Fortſetzung folgt.)

Unter den Heiden.

(Fortſetzung.)

„Kommen Sie, William,“ ſagte Marie Heinzberger, indem ſie auf einen Seſſel wies, und nehmen Sie Platz. Ich will Sie ein wenig über uns ſeltſame Menſchen orientiren. Der Vater thut es nicht, das weiß ich längſt, und wenn Sie Monate lang ſeine Einſamkeit theilten. Da will ich an ſeiner Stelle erzählen. Der Zufall hat uns hier zuſammengeführt, mich, die ich meinem Vater ſeit langer Zeit den erſten Beſuch abſtatte, Sie, der an dem einſamen Manne eine Liebespflicht ſeines Vaters erfüllt. — Das ſoll mir noch mehr ein Fingerzeig ſein, Sie als einen alten guten Freund zu betrachten. Hier meine Hand. Schlagen Sie ein, wir wollen gute Freundſchaft halten dieſe paar Tage, die wir zuſammen hier verleben, um uns vielleicht nie wiederzufinden!“

William legte ſeine Hand in die ihrige. So lange ſie hier blieb, dachte er an keine Abreiſe von der Inſel. Er fühlte ſich in der Nähe des Mädchens wie in einen Zauberkreis gebannt, und fürchtete nur jeden Augenblick, jener Kreis könne zerreißen und die holdſelige Täuſchung vor ſeinen Augen zerrinnen. Er ſetzte ſich neben Marie an das Fenſter des kleinen getäfelten, kajütenartigen Gemachs. Es war ganz ungeſtört im Hauſe. Der alte Herr und die Magd waren ausgegangen. Auch unten auf der Dorfgaſſe war Alles einſam und ſtill. Nur vom nahen Ufer her hörte man die Brandung rauſchen.

Sie begann zu erzählen: „Mein Vater hat der Welt freiwillig entſagt. Und wiſſen Sie weßhalb? Zunächſt um der Liebe meiner Mutter willen, die er in der großen Welt, der er früher angehörte, gefährdet glaubte. Er war von Haus aus Forſtmann. Seine Familie war eine angeſehene, ſeine Fähigkeiten und Kenntniſſe galten für ausgezeichnet; es ſtand ihm eine glänzende Laufbahn bevor, und die erſten Schritte auf derſelben hatte er bereits gethan. Er war Adſpirant bei der oberſten Forſtbehörde ſeines Vaterlandes. Da lernte er meine Mutter kennen. Sie war Schauſpielerin, jung, ſchön, voll Geiſt und Gemüth, von untadelhaftem Rufe. Mein Vater faßte eine glühende Liebe, die ihn alles Andere vergeſſen ließ. Er näherte ſich ihr und ſuchte ſie zu gewinnen. Es gelang ihm auch. Aber ſeine erſte Forderung an die Braut war, die Bühne für immer zu verlaſſen und ſich mit ihm nicht nur in das Privatleben, nein, in die Einſamkeit zurückzuziehen. — Es koſtete meine arme Mutter ein ſchweres Opfer, denn ſie hing mit ganzer Seele an ihrem Beruf, und auch ihr ſchien auf der einmal betretenen Bahn eine vielverſprechende Zukunft zu winken. Aber ſie entſchloß ſich dennoch, dem geliebten Manne nachzugeben und folgte ihm in ſeine Einſamkeit. Ihm war von jeher eine ſchroffe Abneigung gegen alles Künſtlerweſen eigen geweſen, und da ihn nun doch die Leidenſchaft wider ſeinen Willen dorthin gedrängt hatte, ſo glaubte er eben nur in vollſtändiger Zurückgezogenheit Ruhe für ſich und die geliebte Frau zu finden. Er verließ den Staatsdienſt, um im Norden von Deutſchland eine beſcheidene Förſterſtelle in Privatdienſten anzunehmen. Hier lebte er eine geraume Reihe von Jahren in größter Stille. Ein trauriger Vorfall aber verſcheuchte ihn noch weiter bis hierher, auf dieſe Schiffer- und Fiſcherinſel. Sein Dienſtherr, ein ſtolzer vornehmer Mann, der nur ſelten ſeine entlegenen Güter beſuchte, fand Wohlgefallen an meiner Mutter und erwies ihr Aufmerkſamkeiten, die meinen Vater beunruhigten. Gewiß ſah der Vater Alles in zu ſchwarzen Lichte, und in jedem Falle war meine Mutter ſelbſt an dem leiſeſten Verdachte unſchuldig. Dennoch kam es aus Eiferſucht und Groll zu einem faſt gewaltthätigen Auftritte zwiſchen meinem Vater und ſeinem Dienſtherrn. Die Folge war, daß Erſterer auch dieſe Stellung quittirte und ſeinen Wohnſitz endlich hier aufſchlug — mitten unter meiſt armen Inſelbewohnern, wo er einen kleinen Handel trieb, im Uebrigen aber nur auf Frau und Kind, ſeine Bücher und Inſtrumente und das von ihm über Alles geliebte Meer angewieſen war. Hier bin ich groß geworden, William, hier iſt meine eigentliche Heimath. Ich liebe ſie auch, meine Heimath, von ganzer Seele und werde mich immer dankbar ihrer erinnern, immer, immer!“

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein gefährlicher Gaſt.) Herr Lhonnus, den wir heute vor Gericht erſcheinen ſehen, gehört nicht zu

jenen privilegirten Müßiggängern zu Paris, die des Morgens in ein Café-Restaurant eintreten, dort bis zum Abende verweilen und alle Blätter durchlesen, denen noch nicht das Postdebit in Frankreich entzogen ist, dabei die stereotype Ausrede bereit halten, Jemanden zu erwarten, der niemals kommt, und den Marqueur in Verzweiflung setzen, weil sie nichts nehmen. Herr Lhommé seinerseits nimmt etwas, wenn er ein Café besucht, und wir haben gerade deßhalb auch das Vergnügen seiner persönlichen Bekanntschaft bei dem Tribunal der **Police correctionelle**. Präsident: Sie gehören zu den gefährlichsten Kaffeehausgästen, und wenn die Restaurants viele Kunden Ihres Kalibers hätten, so wären sie bald zu Grunde gerichtet. — Lhommé: Wie das? Aber ich nehme meine Mahlzeit wie jeder Andere und . . . — Präs.: Und nehmen auch zugleich das Besteck nach der Mahlzeit mit. — Lhommé: Das heißt, man beschuldigt mich, das gethan zu haben; aber ich leugne es; Cafétier Boquard hat sich ohne Zweifel geirrt. — Präs.: Das werden wir sogleich sehen. Man rufe Herrn Boquard herein. Herr Boquard erscheint und schwört, daß Lhommé ihn bestohlen habe. — Lhommé: Wohlan, Herr Boquard, gestehen Sie doch die Wahrheit — haben Sie zugesehen, daß ich etwas in die Tasche steckte? (Heiterkeit.) — Präs. (zum Zeugen): Erzählen Sie doch den Sachverhalt. — Zeuge: Lhommé ist ein täglicher Gast meines Etablissements. Als eines Tages meine Frau sein Couvert wieder wegnimmt, bemerkt sie den Abgang eines Löffels. Ein Gast tritt zu ihr heran und flüstert ihr zu: „Suchen Sie ihn doch nicht; Lhommé hat ihn eingesteckt.“ Ich, ruft Lhommé, der es gehört, entrüstet aus und fängt an, mit der treuherzigsten Miene auf der Welt seine Taschen zu schütteln, worauf auch besagter Löffel zum Vorscheine kommt. Richtig, ruft jetzt Lhommé aus, da ist er wahrhaftig! Ich glaubte, es sei ein — Zündhölzchen, das ich in die Tasche gesteckt hätte. (Gelächter im Auditorium.) — Präs.: Nun, Sie hören, was man da von Ihnen erzählt. Wollen Sie noch behaupten, daß sich Boquard geirrt habe? — Lhommé: Ueber meine Absicht hat er sich jedenfalls getäuscht. Ich glaubte ganz positiv ein Zündhölzchen in meine Tasche zu stecken. Das geschieht immer nach dem Essen. Man nimmt ein Zündhölzchen in die Tasche, um sich die Pfeife oder Cigarre damit anzünden zu können. — Zeuge erzählt hierauf die scharfsinnigen Manipulationen seines Gastes, wenn dieser darauf ausgeht, „Zündhölzchen“ in die Tasche zu stecken. Er wiegt erst spielend Messer und Löffel in der Hand und läßt sie dann mit Eskamoteurgeschicklichkeit in seine Tasche verschwinden. Lhommé treibt dieses einträgliche Geschäft schon längere Zeit und kann sich nicht über allzu große Strenge beklagen, als ihn das Tribunal zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt.

(Ein Abschiedsgedicht.) Ein Dragoner erhielt vor einiger Zeit, als er die Garnison verließ, von seiner früheren Geliebten, einem poetisch begabten Dienstmädchen, folgendes Gedicht:

„Ich weine glühende Lava,
Ich platz' vor Herzeleid,
Weil mein geliebter Kavalerist gezogen weit.“

Die Ehe ist eine Barke, die Gatten sind die Ruderer, sie schiffen auf dem Strome des Lebens; nur vereinte Kräfte stillen den Sturm.

Charade.

Von drei Silben ist die erste
Zu errathen nicht die schwerste.
Steht sie offen, tritt herein.
Hat zu viel sie einen Sparren,
Sieht sie ähnlich auch dem Narren,
Das kann Alles möglich sein.

Aber sieh', die zweit' und dritte
Wirst du nicht in raschem Schritte
So ertappen; denke dir
Einen Mann, der seine Kiele
Weiß zu führen und recht viele
Worte malet auf's Papier.

Willst du nun das Ganze seh'n,
Darfst du nur an's Erste geh'n,
Wo es leicht zu finden ist.
Da passiret durch die Lücke
Keiner seinem Späherblicke,
Sei er Jude oder Christ.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 36. Freitag, 24. März 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Frau Schulz bejahte die Frage, ohne die Bedeutung der Worte verstanden zu haben.

„Schön! Euer Mann nimmt nun das Geld in Empfang und reist einige Tage später mit seiner ganzen Familie ab, wer zieht den Vortheil? Natürlich der Angeklagte, eine Entdeckung ist ja nicht zu befürchten, wenn Krämer im Grabe liegt. Ernst erfährt nie seinen wahren Namen und Euer Mann wird drüben ein reicher Farmer. Das Alles liegt so klar auf der Hand, daß jedes Kind es begreifen kann und die Geschworenen werden sofort auf diesen Punkt fallen. Dem könnten wir nur ebenfalls vorbeugen dadurch, daß Ihr mir das Dokument übergebt und Euer Mann vor Gericht aussagt, er habe mir dasselbe schon vor Jahren eingehändigt und mir die Leitung der Angelegenheit überlassen. Das muß jeden Verdacht entkräften, das Gericht kann die Behauptung, der Angeklagte habe durch die Ermordung Krämer's irgend einen Vortheil gehabt, nicht aufstellen, im Gegentheil muß alsdann angenommen werden, daß Euer Mann durch den Tod seines Herrn nur verlor. Er war aber ein guter Diener, hatte seine Pflicht redlich erfüllt und konnte also die Rückkehr seines Herrn nur wünschen, der ihm eine Belohnung gewiß nicht vorenthielt. — Wollt Ihr nun meinem Rathe folgen, so gebt mir das Dokument und sorgt dafür, daß ich die 200 Thaler erhalte, das Uebrige könnt Ihr mir dann getrost überlassen."

Die Frau, welche bei Erwähnung des Dokuments sich des strengen Verbotes ihres Mannes, dasselbe je aus den Händen zu geben, entsann, zögerte. „Ich will mit meinem Sohne darüber reden," entgegnete sie nach einer Weile, „glaubt er, daß —"

„Wozu bedarf es der Ueberlegung!" unterbrach der Bürgermeister sie ungeduldig; „Euch bleibt nur die Wahl: entweder Ihr befolgt meinen Rath und holt binnen Kurzem Euren Gatten wieder heim, oder Ihr befolgt ihn nicht und hört im nächsten Herbst das „Schuldig" sprechen, welches den Angeklagten zum Tode verurtheilt."

„Nur bis morgen wartet noch," bat die Frau, welche in Bezug auf das Dokument nicht selbstständig handeln mochte, „24 Stunden entscheiden in der Sache doch nichts."

„Sie entscheiden unter gewissen Umständen viel, sehr viel sogar," drängte Welterau, „ich fahre noch heute Nachmittag in die Stadt. Wenn ich dann dem Untersuchungsrichter Mittheilungen mache, welche Euren Mann von jedem Verdachte reinigen, so werden vielleicht die Akten geschlossen und Maßregeln zur Entdeckung des wirklichen Mörders ergriffen. Kann ich das aber nicht, so schreitet die Verhandlung fort, und wer weiß, ob nicht am Ende noch Beweise einlaufen, welche gar nicht zu widerlegen sind."

Die Frau schwankte, sie war schon halb und halb geneigt, dem Drängen des Bürgermeisters nachzugeben.

„Vielleicht kann Euer Mann schon innerhalb acht Tagen wieder frei sein," fuhr Welterau, die Wirkung seiner Worte bemerkend, fort, „je früher wir handeln, desto eher läßt sich die Spur des wahren Mörders auffinden, wenn Wochen oder Monate vergangen sind, so dürfte der Schuldige vielleicht längst drüben in Amerika sein und dann —"

„So wartet einen Augenblick," fiel Frau Schulz entschlossen ihm in die Rede, „ich hole das Papier."

Der Bürgermeister rieb sich vergnügt die Hände, er hatte nicht geglaubt, daß er so rasch und leicht an sein Ziel kommen werde. Um die Freude über das Gelingen seines Planes zu verbergen und seinen Zügen den Ausdruck kalter Gleichgiltigkeit zu geben, betrachtete er die Lithographieen, welche die Wände schmückten.

Schon nach wenigen Minuten trat die Frau wieder in die Stube, sie hielt in der Rechten das in Form

eines Briefes gefaltete Dokument, welches mit dem Siegel eines Notars geschlossen war.

Die Augen des Bürgermeisters funkelten, schon wollte er die Hand nach dem Papiere ausstrecken, als plötzlich Gottfried auf der Schwelle des Zimmers erschien. Das Dokument sehen und es den Händen der Mutter entreißen, war das Werk eines Augenblicks. „Dem Himmel sei Dank, daß ich früh genug komme, eine Thorheit zu verhüten," sagte er, indem er das Papier in die Brusttasche seines Rockes schob. „Hast Du den Befehl des Vaters vergessen?"

„Der Herr Bürgermeister glaubte, es könne von großem Nutzen sein, wenn wir ihm das Dokument und die 200 Thaler übergäben," entschuldigte die alte Frau sich; „er sagte, dadurch müsse jeder Verdacht schwinden."

„Was der Bürgermeister sagt, kümmert uns nicht," fiel Gottfried ihr ins Wort, „es bedarf solcher krummen Wege nicht, die Unschuld des Vaters zu beweisen. In jedem Falle aber hättest Du vorher mich um Rath fragen können. Was Sie betrifft, so will ich nicht untersuchen, zu welchem Zweck Sie dieses Papier zu erschleichen suchten," fuhr er, sich zu dem Bürgermeister wendend, in barschem Tone fort; „Sie sind meinem Vater nie grün gewesen, weil er Ihnen stets offen und ehrlich die Meinung sagte und nicht hinter'm Berge hielt, wenn Sie das Interesse der Gemeinde nicht wahrnahmen. Ich kann unmöglich glauben, daß gerade Sie an dem Geschick meines Vaters so großen Antheil nehmen sollten, Ihrem Verhör verdankt er doch allein seine Verhaftung."

Die Zornader auf der Stirne Wetterau's schwoll drohend an. „Mäßigt Euch!" brauste er auf. „Bedenkt, daß Ihr Eurem Vorgesetzten gegenüber steht und es mir nur ein Wort kostet —"

„Mich ebenfalls zu verdächtigen?" unterbrach ihn Gottfried spottend. „Ich will gerne glauben, daß Ihr dessen fähig seid, und sehe Euren Anstalten dazu ruhig entgegen. Eins aber merkt Euch, so lange ich dieses Dokument bewahre, wird es Euch nicht gelingen, mir dasselbe zu entreißen."

Der Bürgermeister knirschte mit den Zähnen, er begriff, daß, wenn er sein Ziel erreichen wollte, er zuvor auch den Sohn unschädlich machen mußte, wie er den Vater unschädlich gemacht hatte. Er mußte den jungen Menschen in seiner Gewalt, hinter Schloß und Riegel haben. Ein Gedanke tauchte plötzlich in seiner Seele auf; Wetterau nahm sich nicht die Zeit, ihn ruhig zu erwägen, mit erhobenem Stocke trat er auf Gottfried zu und drohte, er werde ihm ins Gesicht schlagen, wenn er jene Beleidigung nicht zurücknehme.

Der junge Mann sah dem Erbosten ernst und ruhig ins Auge. „Schlagt nur zu," entgegnete er, mühsam an sich haltend, „schlagt zu, ich nehme kein Wort zurück von dem, was ich hier in Eurer Gegenwart gesagt habe. Kein einziges, hört Ihr?"

Wetterau hatte diesen Trotz erwartet, er ließ den Stock ziemlich unsanft auf die Schulter Gottfried's fallen. Jetzt riß aber auch dem jungen Manne die Geduld, in der nächsten Minute lag der Bürgermeister, von der kräftigen Hand Gottfried's hinausgeworfen, vor dem Hause. Ein teuflischer Triumph spiegelte sich in dem Blick des wackeren Bürgermeisters, er erhob sich und ging rasch von dannen.

Die alte Frau rang die Hände, sie beschwor den Sohn, unverzüglich zu fliehen, um dem Zorne Wetterau's auszuweichen, später, wenn derselbe verraucht sei, könne er zurückkehren, aber Gottfried wies diese Bitte zurück. „Was er gethan habe, könne er vor Gott und den Menschen verantworten," erwiederte er, „lasse der Bürgermeister sich einfallen, ihn dieserhalb vor Gericht zu fordern, so werde er den Herren schon erklären, daß er kein Schulbube sei, der solche Beleidigungen einstecke."

Die Mutter schüttelte den Kopf, und schon wollte Gottfried, um die geängstigte Frau zu beruhigen, ihren Bitten nachgeben und Haus und Dorf verlassen, um in der Stadt einige Tage zu verweilen, als der Bürgermeister, diesmal in Begleitung des Amtsboten, wieder eintrat. Ohne auf die Bitten und Vorstellungen der Mutter zu achten, befahl er dem Amtsboten, den jungen Burschen wegen vorsätzlicher Mißhandlung einer Magistratsperson in Arrest zu stecken, er werde heute noch der Regierung über den Vorfall berichten und für die Abführung des Gefangenen in die Stadt Sorge tragen.

Vergeblich protestirte Gottfried gegen diese Verhaftung, welche er für eine Eigenmächtigkeit erklärte, zu der der Bürgermeister kein Recht besitze. Wetterau hörte den Protest schweigend an und ein Hohnlächeln war die einzige Antwort, welche er auf denselben gab.

Eine Stunde später saß Gottfried in einem Zimmer des Amthauses, welches vor Jahren zum Gefängniß eingerichtet worden war. Die schweren Eisenstäbe vor den Fenstern, der Eisenbeschlag und die festen Schlösser der Thüre ließen jeden Gedanken an einen Fluchtversuch als Thorheit erscheinen; Gottfried dachte indeß auch nicht im Entferntesten an einen solchen Versuch, er wollte im Vertrauen auf seine gerechte Sache sich geduldig fügen, geeigneten Orts aber über die Eigenmächtigkeit Wetterau's Beschwerde führen.

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Heiden.

(Fortsetzung.)

„Als mir noch die Mutter lebte, — sie ist nun bereits über vier Jahre begraben! — sehnte ich mich auch nicht weg von hier und wollte nichts wissen von einer Welt, die meine Eltern aus eigenem Antriebe mit unserer kleinen Insel vertauscht hatten. Was wußte ich auch von Land und Leuten da draußen? Nur ein- oder zweimal war ich mit dem Vater in Hamburg gewesen. Aber mir ward es dort unter den vielen Menschen angst und bang um's Herz, und wie glücklich fühlte ich mich, wenn ich wieder daheim war! — Aber was habe ich auch an meiner Mutter besessen, welch' eine milde, herrliche und kluge Frau, die niemals klagte und zagte und ihr herbes Loos still bis zum Ende trug! — Ja, ein herbes Loos, William, ich darf es Ihnen nicht verschweigen, wenn Sie klar sehen wollen, um dereinst zu Hause treu berichten zu können. Meine Mutter war nicht glücklich, weil mein Vater es noch weniger war als sie. Die Wahl seiner Frau und seiner ganzen Lebensweise war eine leidenschaftliche Verirrung, die mein Vater um so bitterer büßen mußte, als er zu stolz war, um sich dies einzugestehen und noch zu rechter Zeit umzukehren. Er wäre für eine angestrengte Thätigkeit, ein rastloses Wirken und Schaffen mitten darinnen in der Welt und unter den Menschen, sie wäre für ihre Kunst oder doch für feinere Gesellschaft, die ihre reichen Gaben und Vorzüge zu würdigen verstand, geschaffen gewesen. Statt dessen das Gegentheil von Allem! — Meine Mutter litt geduldig; der Vater ließ sich durch keine Vorstellungen und Bitten von seinem eigensinnigen Wege abbringen. Ich erinnere mich sehr lebhaft — und es schmerzt mich noch heute, wenn ich daran denke, — was mein Vater der Mutter zu erwiedern pflegte, wenn sie ihn mit sanften Worten mahnte, sein Leben zu ändern und in die Welt zurückzukehren, um die Stellung einzunehmen, die ihm dort gebühre. Willst Du wieder Komödie spielen, Marie? — Gut, so gehe hin und nimm die Kleine gleich mit Dir. Ich bleibe hier. Ich spiele nicht mit, mache auch nicht den Zuschauer — weder auf Eurem Puppentheater, noch auf dem großen Welttheater, das ebenso faul und jämmerlich ist, wie Eure Kunstanstalten von Holz und bemaltem Papiere. Geh' nur, geh', Marie; Du fängst an alt zu werden, hast keine Zeit mehr zu verlieren. Zu alte Komödiantinnen machen keine Fortüne! — Dann schwieg die Mutter freilich still. Aber oft, wenn sie allein war, sah ich sie bitterlich weinen. — Ich war ihr einziges Kind, mich liebte sie über Alles, und ich erwiederte ihre Liebe auf das Zärtlichste, während der Vater mir leider recht fremd blieb. Gewiß liebte er mich auch und wollte mein Bestes. Er unterrichtete mich, so weit es die Mutter nicht vermochte, nahm mich viel mit hinaus auf's Meer, auf die benachbarten Inseln, und beschäftigte sich überhaupt fast mehr mit mir als mit der Mutter. Allein mein Gemüth blieb kalt, wenn ich mit ihm verkehrte, und je mehr ich heranwuchs, desto lebhafter empfand ich, daß seine Pläne für mein zukünftiges Loos meinen Wünschen gerade entgegenliefen. Er sagte oft zu meiner Mutter: Die Mriel bleibt einmal hier auf der Insel, so Gott will. Die wird eine tüchtige Schiffersfrau, schlecht und recht, so, wie ich's gern habe. Hier unter den Heiden, wie Du's meinst, ist's gut sein. Du willst es oft nicht glauben, aber ihr Weiber seid kurzsichtig und wißt nicht, worum es sich handelt. Ich weiß es besser und darum wird es so! — Das waren nicht meine Wünsche und Hoffnungen. Die Mutter hatte mich ganz im Geheimen, hinter dem Rücken meines Vaters, der solche Dinge nicht mochte, mit unsern großen Dichtern bekannt gemacht und sie mit mir gelesen. Da war mir allmälig eine neue Welt aufgegangen, und der Trieb, der meine Mutter dereinst auf die Bühne gezogen hatte, erwachte auch in mir. Die Mutter bemerkte es wohl und lächelte oft wehmüthig bei den ersten Regungen meines bescheidenen Talents. Sie sagte nichts dafür, nichts dawider. Ich aber war entschlossen, bei der Mutter auszuharren, so lange sie mir der Himmel erhalten werde. Ach, die Arme kränkelte schon einige Jahre! — Bald darauf starb sie. Kurz vor ihrem Tode hatte sie mich und den Vater an ihr Lager gerufen. Karl, sagte sie zu dem Vater, versprich mir Eines, ehe ich die Augen schließe. Laß unsere Marie ihren eigenen Weg gehen, zwinge sie zu nichts, halte sie von nichts ab, auch wenn es Dir zuwider ist. Vertraue dem Mädchen mehr, als Du mir vertraut hast, Karl; sie wird Dir keine Schande machen. Nicht wahr, Marie! Du versprichst es, mein liebes, verständiges Mädchen? Und auch Du, Karl? — Weinend legte ich meine Hand in die ihrige. Auch der Vater schlug ein, obschon zögernd und halb widerwillig. — Die schriftlichen Aufzeichnungen der Verstorbenen belehrten ihn bald über meine Anlagen, Wünsche und Hoffnungen. Als ich ihm nach einem halben Jahre aber erklärte, daß ich ihn verlassen und Schauspielerin werden wolle, war er auf dieses Ereigniß zur Genüge vorbereitet. Er nahm meine Erklärung kalt und ruhig hin. — Gut denn, Marie, es sei. Gehe hin. Ich trage keine Schuld daran,

daß es so gekommen ist. Deine Mutter hat es gewollt. Aber denke an Dein Versprechen: mache mir keine Schande, bringe nicht den leisesten Flecken auf unsern ehrlichen Namen. Das rathe ich Dir, Mädchen. Ich bin fern von Dir, aber ich werde Dir dennoch nahe bleiben und habe ein scharfes Auge. Kehre zurück, wenn Du willst, aber nicht erst, wenn Du Dein Glück verscherzt hast. — Ich ging. Die treue Mutter hatte mir für diesen Fall die Wege geebnet. Sie besaß noch manche einflußreiche Verbindungen in der Residenz, die sie wohl hauptsächlich um meinetwillen gepflegt hatte. Sogar einzelne Briefe waren von ihr für diesen Zweck vorsorglich geschrieben worden. Und so ging Alles leicht und glücklich von Statten. Ich fand eine beifällige Aufnahme und jetzt, William, lebe ich bereits sechs Jahre meinem Berufe, der manche Dornen, aber auch viele, viele Rosen hat. Ja, lieber Freund, ich darf es wohl sagen: ich könnte recht glücklich und zufrieden sein in meinem Herzen — wäre nicht das Eine: das ist der Gedanke an meinen armen, einsamen Vater! — Ich sehe ihn jetzt zum ersten Male wieder, seitdem ich die Bretter betreten habe. Ich mußte ihn einmal sehen, es zog mich überhaupt in die Heimath, wo meine Mutter begraben liegt, wo ich an ihrer Seite so selige Stunden verlebt habe. Vielleicht, daß ich nie wieder — doch nein, ich will nicht an die Zukunft denken, mag sie bergen, was sie will. Könnte ich den Vater doch milder stimmen, könnte ich ihn mit meinem Loose versöhnen! Unterstützen Sie mich, William, unterstützen Sie mich später auch durch Ihren Vater, soweit Sie es immer vermögen. Es ist so schmerzlich, dem Vaterherzen so fern zu stehen!“

Marie schwieg und blickte bewegt vor sich hin. William fand kein Wort der Theilnahme oder des Trostes. Nur seine treuen blauen Augen verkündeten, was in ihm vorging. Die Brandung, die man noch immer rauschen hörte, dünkte dem Neuling gerade so fremd, zwecklos und unheimlich, wie das Schicksal des alten Mannes, dessen holdes Kind ihm jetzt, in Gedanken verloren, gegenüber saß.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Katzenjammer.) Glasbrenner hält in seiner Montagszeitung folgende Vorlesung über den Katzenjammer: „Einer der wunderbarsten Zustände des Menschen, ein Phänomen für Physiologie und Pathologie, ein Räthsel für den Wein- und Naturforscher, ist der Katzenjammer, auch Kater genannt. Keine Sprache ist reich genug, ihn zu beschreiben, man muß ihn empfunden haben, um ihn unbeschreiblich und unbegreiflich zu finden. Katzenjammer ist ein Mittelding zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen Hunger und Ueberfättigung, zwischen Trunkenheit und Nüchternheit. Katzenjammer ist nüchterne Trunkenheit oder trunkene Nüchternheit. Katzenjammer ist die Reue des Magens. Katzenjammer ist die Katzenmusik, die der Kopf dem Magen bringt. Katzenjammer ist ein moralisches Ragout von Uebersättigung, Durstüberfluß, Idiosynkrasie und noch nicht zum Durchbruch gekommenen Besserungs-Vorsätzen. Katzenjammer ist ein Janus, der zurückschaut auf die Verzangenheit der leeren Fleischtöpfe Egyptens, und der nach vorwärts blickt in die Zukunft mit der soliden, halb glaublichen Devise: „Ich thu's nicht wieder!“ Katzenjammer ist ein Hochgericht, das dem Wein das **Consilium abeundi** ertheilt und Beefsteaks, Mehlspeisen, Austern und Nesselrode bis auf Weiteres relegirt. Katzenjammer ist der herrschende Feudalismus nach der Epoche der Freude und Freiheit. Katzenjammer ist die Encyclica-Krankheit des Gehirns. Katzenjammer ist die Rechnung des Stoffes, welche der Geist bezahlen muß. Katzenjammer ist der Hundejubel der Reaktion. Katzenjammer ist der Aschermittwoch des Karnevals. Katzenjammer ist die Seekrankheit der Weinflaschen, die einem Sturme folgt, und Katzenjammer ist das dunkle Gefühl, bei dem sich der Magen selbst im Magen hat.“

(Eine neue Art von Oekonomie.) Kürzlich traf ein Herr einen armen Teufel mit einem Stelzfuß und gab ihm ein Geldstück. Am anderen Tage traf er ihn wieder, nur hatte der Stelzfuß seinen Platz gewechselt und gestern am linken Beine, saß er heute am rechten. Der Herr war aufgebracht über den Schwindel und eilte auf den Bettler zu. Spitzbube, sagte er, gestern trugst Du ja den Stelzfuß am anderen Beine? Am Ende hinkst Du gar nicht? Mein Herr, erwiederte der Andere mit würdevollem Tone, ich habe Ihnen nie gesagt, daß ich hinkte. Ich trage auch nur aus Oekonomie ein hölzernes Bein, um meine Hosen weniger schnell abzunutzen und wechsele damit von rechts nach links, damit nicht ein Hosenbein schneller aufgebraucht wird als das andere.

Auflösung der Charade in № 35:
Thorschreiber.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 37. Sonntag, 26. März 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Er befand sich noch keine Stunde in seiner Zelle, als der Bürgermeister eintrat. „Ihr seht, daß Ihr in meiner Gewalt seid," nahm er das Wort, „nach meinem Gutdünken kann ich Euch einige Tage hier sitzen und dann in das Kreisgefängniß abführen lassen; vielleicht bleibt Ihr dort noch einige Zeit in Untersuchungsarrest und werdet schließlich zu vier oder sechs Wochen Gefängnißstrafe verurtheilt."

„Je nach den Umständen!" warf Gottfried gelassen ein. „Hättet Ihr einen dummen Tölpel vor Euch, der sich das Alles gefallen ließe, so will ich nicht bestreiten, daß Ihr in dieser Weise Eure Rache an mir kühlen könntet, ich werde aber schon Mittel finden, Euch Alles, was Ihr mir anthut, reichlich zu vergelten."

„Ganz nach Belieben," versetzte Wetterau spöttisch, „so lange Ihr indeß noch in meiner Gewalt seid, kann von einer solchen Vergeltung nicht die Rede sein. Für's Erste werdet Ihr die Gewogenheit haben, Eure Kleider gegen diesen Anzug umzutauschen." Der Bürgermeister öffnete bei den letzten Worten ein ziemlich umfangreiches Bündel, welches in einer Ecke des Zimmers lag, und brachte aus demselben Hose und Jacke von grobem Sackleinen zum Vorschein. „Es ist einmal Sitte, daß die Gefangenen sofort nach dem Einzuge in ihre neue Wohnung diese Uniform anziehen," fuhr er fort, „ich würde Euch gern von dieser Sitte entbinden, wenn das Gesetz nicht ausdrücklich auf Beobachtung derselben bestände; also macht nicht lange Federlesens und wechselt die Kleider."

Die Wangen Gottfried's färbten sich purpurroth. „Seht Euch vor," rief er zornig. „Ihr behandelt mich gleich einem gemeinen Verbrecher —"

„Ereifert Euch nicht," fiel der Bürgermeister gelassen ihm in die Rede. „Wenn Ihr der gesetzlichen Vorschrift nicht Genüge leisten wollt, so sagt es in aller Ruhe und Ordnung, ich werde mich dann freilich genöthigt sehen, Zwangsmaßregeln zu ergreifen. — Es geschieht nur, um Fluchtversuche zu erschweren," setzte er hinzu, „in diesem Anzuge kommt es einem Arrestanten nicht so bald in den Sinn, sein Lokal zu verlassen, weil er annehmen muß, daß er sofort als Verbrecher erkannt und ergriffen wird. Also vorwärts und nicht lange gefackelt, meine Zeit ist kostbar."

„Kommt in einer Viertelstunde zurück, ich werde Euch dann meine Kleider einhändigen," entgegnete Gottfried entschlossen. „Ich thue Euch nur den Willen, um Euch zu zeigen, daß ich an Flucht nicht denke."

„Habt die Güte und besorgt den Umtausch sofort," versetzte Wetterau sarkastisch, „ich werde so lange zugegen bleiben."

„Ihr werdet hier bleiben?" fuhr der junge Mann gereizt auf. „Weßhalb?"

„Weßhalb? Weil ich mich überzeugen will, ob Alles mit rechten Dingen zugeht. Mir ist es schon oft begegnet, daß Arrestanten in ihren Kleidern Feilen und andere Werkzeuge mitgebracht und weil sie in dem Gefängnißanzuge keine Taschen fanden, hier irgendwo versteckt haben, deßhalb ziehe ich vor, beim Umtausch stets zugegen zu bleiben."

Ohne ein Wort zu erwiedern, kam Gottfried dem Verlangen des Bürgermeisters nach. Unverwandt beobachtete Wetterau den jungen Mann, kaum hatte dieser seinen Rock ausgezogen, als der Bürgermeister denselben sofort an sich riß. Seine Augen leuchteten, er fühlte in der Brusttasche das Dokument, er hörte es unter dem Druck seiner Hand knittern.

Gottfried dachte nicht an den Akt, erst als der Bürgermeister sich entfernt hatte, entsann er sich desselben. Gleich einem Verzweifelnden eilte er zur Thüre, sie war verschlossen, er rüttelte an den Fensterstäben, sie gaben seinem Druck nicht nach.

Er mußte um jeden Preis das Dokument wieder haben, aber wie, wie sollte er es den Händen Wetterau's entreißen?

Der Bürgermeister hatte inzwischen den Akt aus der Tasche des Rockes genommen und die Kleider des Gefangenen dem Amtsboten mit dem Befehle eingehändigt, dieselben einstweilen aufzubewahren. Er ging nach dieser Anordnung in sein Bureau, verriegelte sorgfältig die Thüre, um nicht überrascht zu werden und löste mit vielem Geschick das Siegel des Couverts, in welches der Akt geschlossen war. Nachdem er diesen gelesen hatte, schrieb er ihn sauber auf einen Stempelbogen ab, faltete die Kopie und steckte sie in das Couvert, welches er sorgfältig wieder schloß. Selbst der schärfste Blick würde den Betrug nicht entdeckt haben, denn das Siegel zeigte keine Verletzung. Wetterau betrachtete eine geraume Weile prüfend das Couvert und steckte es dann, mit seiner Geschicklichkeit zufrieden, in die Tasche. Eine halbe Stunde später befand er sich bereits auf dem Wege zur Stadt.

Der Rentner ging seinem Schwiegersohne in spe mit sichtbarer Ungeduld entgegen, als dieser in das Kabinet des Ersteren trat. „Nun?“ rief er, „wie steht's mit unserer Angelegenheit?“

„Ich hoffe, sehr gut,“ entgegnete Wetterau, indem er Hut und Rock ablegte und sich auf einen Sessel niederließ. „Es kommt jetzt nur noch auf Sie an, ob wir Beide in der nächsten Minute an unserem Ziele stehen sollen.“

„Auf mich käme es an?“ fragte der Rentner erstaunt. „Reden Sie, was muß ich thun?“

„Ihr Wort halten und heute noch meine Verlobung mit Ihrer Tochter veröffentlichen.“

Krämer war auf diese Forderung vorbereitet. Er hatte im Lauf der letzten Tage sich oft den Augenblick vergegenwärtigt, in welchem Wetterau das Dokument bringen würde, er wußte, daß dieser alsdann unverzügliche Verlobung zur Bedingung machte und war bereits mit sich ins Reine gekommen, wie er sich aus der Schlinge ziehen sollte. „Was ich bei unserer ersten Unterredung Ihnen gelobte, nehme ich nicht zurück,“ entgegnete er so unbefangen, daß Wetterau in die Aufrichtigkeit dieser Worte kaum einen Zweifel setzen konnte, „bringen Sie mir das Dokument, helfen Sie mir die Personen, welche uns im Wege stehen, unschädlich machen und ich gebe Ihnen die Hand meiner Tochter.“

„Das Dokument ist hier,“ erwiederte der Bürgermeister, indem er die Hand auf die Brusttasche seines Rockes legte, „es wird sich in Ihren Händen befinden, sobald Sie die Verlobungsanzeige in die Zeitungs-Expedition gesandt haben.“

Krämer nahm die Feder und schrieb die verlangte Anzeige.

„Geben Sie her,“ sagte Wetterau, „ich werde sie hinbringen.“

„Wozu sich die Mühe machen?“ versetzte der Rentner, indem er die Schelle zog, „mein Diener kann's ja besorgen.“

Er übergab dem eintretenden Diener das Billet und befahl ihm, dasselbe in die Expedition der Zeitung zu bringen. „Und nun das Dokument!“ fuhr er fort, nachdem der Diener das Zimmer verlassen hatte.

Wetterau zog den Akt aus der Tasche und überreichte ihn dem Rentner, der kaum einen Blick auf das Siegel und die Handschrift der Adresse geworfen hatte, als er unverzüglich die Schelle zog.

Der Diener konnte kaum die Treppe erreicht haben; wie der Rentner erwartete, kam jener auf den Ton der Schelle zurück. „Ich denke, wir warten noch einige Tage,“ hob der alte Herr an, indem er das Billet, welches die Annonce enthielt, zurücknahm und zerriß. „Mathilde muß doch zuvor mit der Verlobung bekannt gemacht werden. Sie werden dies einsehen,“ fuhr er in kaltem Geschäftstone fort, „überhaupt wäre es mir lieber, wenn Sie sich mit einer kleinen Summe begnügen wollten. Mathilde ist mein einziges Kind und —“

„Und da hätten Sie wohl lieber einen Grafen zum Schwiegersohn, als einen einfachen Dorfbürgermeister,“ fiel Wetterau höhnisch ihm ins Wort. „Ich war auf diese Handlungsweise Ihrerseits gefaßt und habe meine Maßregeln darnach getroffen. Hätten Sie sich die Mühe genommen, vorher das Couvert zu erbrechen, würden Sie wahrscheinlich anders gehandelt haben.“

Der Rentner sah bestürzt bald auf das Couvert, bald in das Antlitz des Bürgermeisters, der sich erhoben hatte und bereits zu Hut und Stock griff. Hastig erbrach er das Siegel und entfaltete das Papier. Erdfahle Blässe überzog seine Wangen, als er sah, daß er nur eine Kopie des Original-Aktes in der Hand hielt. „Schurke!“ donnerte er. „Wie durften Sie es wagen —“

„Ruhig, ganz ruhig,“ unterbrach Wetterau ihn gelassen. „Wer von uns Beiden ist der größere Schurke? Unsere Stellung zu einander muß uns Beiden jetzt so ziemlich klar sein, erwarten Sie nicht, daß ich den ersten Schritt zu einer Annäherung thun soll.“

„Sie mißverstehen mich,“ nahm der Rentner das Wort, „es lag durchaus nicht in meiner Absicht, mein Wort zu brechen. Ich dachte nur, es wäre besser für uns Beide, wenn Sie von Ihrem Ver-

langen abständen und dafür eine entsprechende Summe als Entschädigung nähmen. Betrachten Sie die ganze Angelegenheit mit nüchternen Augen, so werden Sie einsehen, daß mir so unendlich viel an dem Besitz dieses Dokumentes nicht liegen kann, wird es vorgezeigt, so zahle ich das Geld und damit basta! Die Summe ist im Vergleich zu meinem Vermögen klein —"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Vorschuß-Vereine.

Nachdem bereits in mehreren Städten der Pfalz (Landau, Speyer, Kaiserslautern, Frankenthal) **Vorschußvereine** gegründet worden sind, beabsichtigt man auch dahier einen solchen Verein ins Leben zu rufen, und es wird zu dem Zwecke demnächst eine Einladung zur Versammlung an den hiesigen Gewerbs- und Kaufmannsstand ergehen. In Anbetracht dessen hält man es nicht für überflüssig, in wenig Worten das **Wesen der Vorschußvereine** zu erörtern.

Die Vorschußvereine, ein Zweig des von Schulze-Delitsch ausgedachten und auf **Selbsthilfe** gegründeten Genossenschafts-Systemes, stellen sich die **Aufgabe**, ihren Mitgliedern gegen genügende Bürgschaft ihren Geschäftsverhältnissen angemessene Vorschüsse zu gewähren, sowie allenfallsige Ersparnisse derselben auf längere oder kürzere Zeit verzinslich entgegenzunehmen. Sie betreiben also gegenüber ihren Mitgliedern ein Bankgeschäft, nur mit dem Unterschiede, daß sie auf Kosten jener keinen Gewinn zu machen beabsichtigen und daß, ergibt sich nach Abzug der Verwaltungskosten dennoch ein solcher, er den Mitgliedern als Dividende zu Gute kommt.

Die zum Betrieb des Vorschußgeschäftes nöthigen Geldmittel werden auf dreierlei Weise beschafft:

1) Durch **Eintrittsgelder** und **monatliche Beiträge** von den Mitgliedern. Erstere sind auf 3 fl. per Mitglied vorgeschlagen und dienen zur Bildung eines Reservefonds; letztere variren bei den verschiedenen derartigen Gesellschaften zwischen 30 kr. und 1 fl., und es erwächst aus ihnen der sogenannte Stamm- oder Geschäftsantheil für jedes Mitglied, der die Bedeutung einer Aktie hat und als Betriebskapital verwendet wird. Hat derselbe die Höhe von 200 fl. erreicht, so hören die Monatsbeiträge für das betreffende Mitglied auf.
2) Die weiteren Betriebsmittel ergeben sich aus zu verzinsenden **Anlehen**, und es sind dieselben erfahrungsgemäß um so leichter zu erlangen, da sämmtliche Vereins-Mitglieder für die Schuld haftbar sind, Gläubigern also die sicherste Garantie geboten ist.
3) Wird das Betriebskapital nicht selten namhaft vermehrt durch die bei dem Vereine **hinterlegten Gelder**, die natürlich verzinst werden müssen, aber eben auch wieder wegen der solidarischen Haftbarkeit in den sichersten Händen ruhen.

Zur Leitung der Vereinsangelegenheiten und zum eigentlichen Geschäftsbetriebe wird aus den Mitgliedern ein **Ausschuß** gewählt, bestehend aus der **Vorstandschaft**, dem eigentlichen Vorstande, dem Schriftführer und Rechner und aus 8 **Beisitzern**. Es ist wohl von selbst einleuchtend, daß Vorstand und Kassier kaufmännische Vorbildung besitzen müssen und daß zu Beisitzern nur solche Männer gewählt werden können, die eine genaue Kenntniß von den Geschäfts- und Vermögensverhältnissen der Vorschuß Suchenden und Bürgen besitzen, soll anders nicht der Verein durch gewagtes Kreditiren Nachtheile erleiden.

Alle halbe Jahre wird eine Generalversammlung anberaumt, in welcher über den Stand des Vermögens und den Gang des Geschäftes genaue Rechenschaft abgelegt wird.

Die Vereinsmitglieder erhalten ihre Vorschüsse gegen 5 % Zinsen und $^1/_6$ % Provision per Monat. —

Daß der Kredit ein unerläßliches Bedingniß zur erfolgreichen Ausübung jeden Geschäftes ist, wird man kaum bestreiten wollen. Der Vorschußverein will diesen auf die bequemste und uneigennützigste Weise gewähren; will es auch dem weniger Bemittelten ermöglichen, seinem Geschäfte eine größere Ausdehnung zu geben; er will dem fleißigen und geschickten Handwerker unter die Arme greifen, damit seine Existenz nach und nach eine behaglichere und sorgenfreiere werde; darum hofft man, daß diesem Institute von den betreffenden Ständen die gebührende Beachtung zugewendet und die vom Gewerbsvereine ausgeschriebene Versammlung zum Zwecke der Besprechung hierüber, nach Umständen zur sofortigen Gründung des besagten Vereines eine zahlreich frequentirte sein werde.

Mannigfaltiges.

(Aus dem Gerichtssaale.) Wenn François wirklich, wie er behauptet, den Diebstahl nur begangen hat, um eine Schwäche wieder gut zu machen, die ihn

am Arbeiten, seiner Lieblingsbeschäftigung, verhindert, dann ist er in der That zu beklagen. Ein Uhrmacher aber sagt aus: Ich saß in meiner Ladenstube, als ein Nachbar athemlos hereinstürzte und mir meldete, ein Quidam habe eben im Laden einen Wecker, genannt Kukuk, abgehängt. Wir eilten hinaus, dem Individuum nach, welches zum Glück so betrunken war, daß es nicht gut laufen konnte, und nahmen ihm den Kukuk, den er unter der Blouse hatte, wieder ab. — Präsident: Was sagen Sie dazu, François? — Der Angeklagte: Ja, sehen Sie, meine Herren, das ist eine ganz verwünschte Angelegenheit: stellen Sie sich vor, daß Sie den unglücklichsten Menschen unter der Sonne vor sich haben; ich liebe die Arbeit wie ein Neger (Gelächter) und habe doch das ganze Jahr keine, weil ich einen ganz furchtbaren Schlaf habe, so daß ich nie vor 9 Uhr Morgens erwache, während ich doch schon um 6 in der Werkstatt sein müßte. Also sagen mich die Meister natürlich zur Thüre hinaus. Ich sage also endlich zu mir selber: Mein Gott, was soll ich nur thun, um bei Zeit wach zu werden! Ich bin schon darauf verfallen, Abends Kaffee zu trinken; leider Gottes aber verhinderte mich dies nur Abends am Einschlafen und ich schlief dafür gar bis zum Mittag, um die verlorene Zeit wieder einzubringen. Dann bekam ich die Idee, mir einen Bindfaden um den Fuß zu binden und das andere Ende beim Einschlafen in die Hand zu nehmen, mit der festen Absicht, Morgens Schlag fünf Uhr heftig daran zu reißen. Aber es schlug fünf und ich schlief fort, es war wunderbar. Endlich sagte mir ein Kamerad: Wäre ich an Deiner Stelle, ich kaufte mir einen Wecker. Das ist wahr, sag' ich, aber zum Kaufen braucht man Geld und zum Geld braucht man Arbeit und zur Arbeit muß man wach sein ... — Präs.: Sie haben aber doch immer Geld genug, um sich zu betrinken? — François: Doch nicht; ich habe aber noch etwas Kredit beim Weinhändler. Also an dem fraglichen Tage gehe ich an dem Laden vorbei, denke über meine Lage nach und auf einmal erblicke ich gerade neben der offenen Ladenthüre den ersehnten Wecker. Hol' mich der Kukuk, dacht' ich, oder ich hol' ihn selber! Gesagt, gethan ... — Präs.: Die Sache ist verstanden. — François: Wenn Sie die Sache verstehen wie ich, so werden Sie selbst sagen, es ist sehr traurig: ich will arbeiten und kann nicht, weil ich schlafe; arbeite ich aber nicht, so kann ich keinen Wecker kaufen; einen Wecker muß ich aber haben, also ... — Das Gericht adoptirte die Konsequenz dieses Syllogismus nicht und schickte den schläfrigen Logiker auf 3 Monate ins Gefängniß, wo er sich jedenfalls sattsam ausschlafen kann.

Kairo. Gegenwärtig läßt der Vizekönig von Aegypten hier ein großes Schauspielhaus im arabischen Style erbauen, in welchem beständig Vorstellungen gegeben werden sollen, so daß die dramatische Kunst sich ganz im Orient einheimen wird. Der Baumeister, welcher den Plan entworfen und dessen Ausführung überwachen wird, ist ein Deutscher, Namens Cramer, aus der Zwirner'schen Schule.

In Leipzig hat an der letzten Prüfung von Telegraphisten-Adspiranten auch eine junge Dame Theil genommen und ist in ganz vorzüglicher Weise bestanden.

Charade.

Erste und zweite Silbe.

In der Wiese fakt'gem Grün,
In dem Halmen-Wald,
Wo die blauen Blümchen blühn,
Ist mein Aufenthalt.
Aber sind die Fluren kahl,
Zieh' ich aus dem nackten Thal.

Dritte Silbe.

Wem ich werde schwer versetzt,
Den hab' ich erschreckt.
Viele hab' ich schon verletzt,
Viele aufgeweckt,
Viele hab' ich auch gerührt
Und in jene Welt geführt.

Ganzes.

Rather, hast du Sinn dafür,
Komm in die Natur,
Und du hörst es da und hier,
Kommst auf ihre Spur.
Sieh', es ist ein Minnelied,
Das noch niemals Treue mied.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 38. Dienstag, 28. März 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

„Und doch würde ihr Verlust Ihnen einen Stich ins Herz geben," unterbrach Wetterau ihn; „36,000 Thaler sind eben keine Kleinigkeit. Sie dachten, ich würde mich mit 5- bis 6000 Thaler begnügen, rechnen wir die übrigen unvermeidlichen Nebenkosten hinzu, so opfern Sie vielleicht 10,000 und gewinnen 36,000 Thaler."

„Ganz recht," versetzte der Rentner. „Sie verlangen indeß die Hand meiner Tochter und müssen doch zugeben, daß unter solchen Umständen das Geschäft für mich nichts weniger als vortheilhaft ist, deßhalb ziehe ich vor, ganz davon abzusehen und dem rechtmäßigen Eigenthümer des Akts die Summe zu zahlen."

Der Bürgermeister zuckte die Achseln. „Wenn Sie glauben, sich durch diesen Entschluß meiner entledigen zu können, so irren Sie, ich werde auf meiner Forderung beharren, gleichviel ob Sie das Dokument dafür nehmen oder nicht."

„Mit welchem Recht?" fuhr Krämer auf.

„Mit dem Rechte desjenigen, der die Geheimnisse Anderer kennt und aus dieser Kenntniß Vortheil ziehen will. Haben Sie bereits vergessen, daß ein Wort von mir genügt, Schulz in Freiheit zu setzen, und wissen Sie, was dann geschieht? Doch ich verplaudere hier die kostbare Zeit, ohne meinem Ziele näher zu kommen; leben Sie wohl und schärfen Sie Ihrem Gedächtnisse ein, daß ich nur acht Tage auf Ihren Besuch warte, nach dieser Zeit werde ich meine Maßregeln, je nach den Umständen, treffen."

Der Rentner sah eine Weile schweigend auf die Thüre, hinter welcher Wetterau verschwunden war. Haß, glühender, unversöhnlicher Haß, Aerger und die Angst eines bösen Gewissens spiegelten sich in seinen Zügen. Vergeblich suchte er den Kampf in seiner Seele zu beschwichtigen, er mußte ihn austoben lassen, und es währte lange, ehe er seine Fassung wiedergefunden hatte. Er überlas noch einmal die Kopie, legte sie in ein geheimes Fach seines Schreibtisches und befahl dann dem Diener, Helldau zu rufen, mit welchem er hinter verschlossener Thüre sich länger denn eine Stunde unterhielt.

5. Kapitel.

So viele Mühe der Instruktionsrichter sich auch gab, die Schuld des Gefangenen außer allen Zweifel zu setzen, wollte es ihm doch nicht gelingen, weitere Beweise gegen Schulz zu finden.

Der Frühling war darüber verstrichen, die warme Julisonne reifte schon das Korn und noch immer saß der Ackerer in seiner Zelle, dem Tage der Gerichtssitzung, welche im Herbst stattfinden sollte, mit ruhigem Gewissen entgegensehend. Er hatte durch seine Frau erfahren, daß Gottfried verhaftet und wegen Mißhandlung des Bürgermeisters zu 2 Monaten Gefängniß verurtheilt worden war. Er sah hierin nur eine kleinliche Rache Wetterau's; daß jener ein Interesse haben könne, sich in Besitz des Dokuments zu setzen, dachte er nicht.

Ein heißer Sommertag neigte sich seinem Ende zu, als Gottfried seiner Haft entlassen wurde. Er hatte viele Pläne zur Wiedererlangung des Dokuments entworfen und wollte zuvor nur noch den Rath des Vaters hören, um dann unverzüglich die Ausführung eines dieser Pläne zu unternehmen.

Der Ackerer saß in Untersuchungsarrest, es hielt dem Sohne schwer, zu ihm zu gelangen, denn die Vorschriften waren in dieser Beziehung streng. Aber ein gutes Trinkgeld, welches der junge Mann dem Schließer in die Hand drückte, öffnete ihm die Thüre. Der alte Mann saß am Tisch, das graue Haar auf die Hand gestützt und in tiefes Sinnen versunken. Er sah nicht auf, als die Thüre seiner Zelle geöffnet wurde, erst die Stimme seines Sohnes weckte ihn

aus ſeinen Gedanken. „Gott ſei Dank, daß Du endlich wieder da biſt,“ ſagte er, indem er dem Sohne die Hand reichte, „mir fällt bei Deinem Anblick eine Laſt vom Herzen. Die Mutter liegt zu Hauſe krank, ich muß hier hinter Schloß und Riegel ſitzen, dabei geht drüben auf unſerem Gute Alles drunter und drüber. Aber Du wirſt wohl wieder Ordnung hineinbringen, im Herbſt komme ich ſelbſt heim.“

„Vater,“ unterbrach der junge Mann ihn ſchmerzlich, „glaubſt Du wirklich, daß ſie Dich freiſprechen?“

„Glaubſt Du es nicht?“ fuhr der Alte mit heiterer Ruhe fort. „Zeugt nicht Alles für meine Unſchuld?“

„O Gott, daß ich ihm dieſe Ruhe rauben muß!“ murmelte Gottfried leiſe vor ſich hin. „Aber kann ich anders? Darf ich ihn bei ſeinem Glauben laſſen, der ihn ganz davon abhält, an ſeine Vertheidigung zu denken?“

„Na, ſo ſprich doch, wenn Du etwas auf dem Herzen haſt,“ nahm der Ackerer unwillig das Wort. „Sieht's etwa ſchlimmer mit mir, als ich glaube?“

„Ja, das thut's,“ verſetzte Gottfried. „Der Bürgermeiſter iſt unſer Feind, er wird Dich verderben.“

„Paß, welche Beweiſe könnte er gegen mich vorbringen?“ warf Schulz verächtlich hin.

„Welche?“ fuhr Gottfried fort. „Wüßte ich's, ich wollte ſie ſchon zu Schanden machen, aber daß er gegen Dich operiren wird, daß er dies muß, um ſeine ſauberen Pläne ins Werk ſetzen zu können, unterliegt keinem Zweifel.“ Er erzählte jetzt dem Vater den Grund ſeiner Verhaftung und verſchwieg ihm nicht, daß das Dokument ſich in Wetterau's Händen befinde.

Schulz fuhr von ſeinem Sitze auf. Gleich einem Wahnſinnigen ſtürzte er ſich auf ſeinen Sohn und faßte ihn an den Schultern. „Schaff' mir das Dokument zurück!“ rief er mit heiſerer Stimme. „Ich ſage Dir, Junge, ſchaff' mir's zurück! Dir habe ich das Papier anvertraut, wenn Du nicht willſt, daß ich Dir fluchen ſoll —“

„Vater, um Gotteswillen, halte ein!“ fiel Gottfried entſetzt dem alten Manne ins Wort. „Ich ſchwöre Dir bei Allem, was mir heilig iſt, daß ich mein Leben daran ſetzen will, den Akt dieſem Schurken zu entreißen!“

Der Alte hatte ſeine Faſſung wieder gefunden, er ging mit großen Schritten in ſeiner Zelle auf und ab und blieb endlich vor ſeinem Sohne ſtehen. „Und wie willſt Du es Dir wieder verſchaffen?“ fragte er.

„Noch weiß ich es nicht,“ antwortete Gottfried, „ich werde Liſt und Gewalt gebrauchen müſſen.“

„Gut, ich überlaſſe es Deinem Verſtande, das Mittel zu erſinnen,“ fuhr Schulz fort. „Ehe Du die Stadt verläßt, wirſt Du Dich erkundigen, ob Jakob Krämer mit dem Bürgermeiſter verkehrt, ob dieſer in dem Hauſe des Rentners geſehen worden iſt. Dann ſende mir Ernſt hierher, ich muß mit ihm reden.“

Dem Befehle gehorchend, ſchlug Gottfried, ſobald er das Gefängniß verlaſſen hatte, den Weg zum Hauſe des Rentners ein, nur durch einen Diener Krämer's konnte er die gewünſchte Auskunft erhalten. Unſchlüſſig aber blieb er vor dem halb geöffneten Thore ſtehen, er kannte Niemand in dem Hauſe. Entſchloſſen zu warten, bis einer der Diener herauskommen werde, dieſem alsdann zu folgen und ein Geſpräch mit demſelben anzuknüpfen, drückte er ſich in eine Ecke des Thorwegs, den Blick bald auf die Straße, bald auf die Thüre, welche ins Innere des Hauſes führte, gerichtet. Es dämmerte bereits, als er von der Straße her Schritte vernahm, welche ſich raſch der Thüre näherten, jetzt wurde dieſe geöffnet und in der nächſten Sekunde ſchritt Wetterau an dem jungen Manne vorbei. Gottfried wußte jetzt genug, der Umſtand aber, daß die Entdeckung ihm ſo leicht geworden war, bewog ihn zu weiteren Nachforſchungen. Kaum war Wetterau hinter der Thüre verſchwunden, als der junge Mann dieſe behutſam öffnete. Er ſah den Bürgermeiſter die Treppe hinaufſteigen, leiſe, von der Dunkelheit, welche im Hauſe herrſchte, begünſtigt, ſchlich er ihm nach. Er kam eben auf dem Korridor an, als Wetterau eine Thüre öffnete, die er hinter ſich verriegelte. Gottfried legte das Ohr an's Schlüſſelloch, er vernahm Stimmen, ohne die Worte zu verſtehen. Hier durfte er nicht ſtehen bleiben, entdeckte ihn ein Diener, wie er in gebückter Haltung an der Thüre lauſchte, ſo durfte er darauf rechnen, daß er ergriffen und des Diebſtahls verdächtig der Polizeibehörde übergeben wurde.

Und doch mußte er wiſſen, was die Beiden mit einander verhandelten. Ohne ſich eines beſtimmten Planes bewußt zu ſein, öffnete er behutſam die Thüre zum Nebenzimmer. Es war ein kleines, trauliches Gemach und, wie Gottfried beim erſten Blick entdeckte, nur durch einen ſchweren Damaſtvorhang von dem Kabinet, in welchem die Beiden ſich befanden, getrennt. Jetzt hörte er auch deutlich die Beiden mit einander reden, deutlicher als zuvor, keine Silbe ihrer Unterhaltung entging ihm. Raſch entſchloſſen trat der junge Mann ein, er ſchloß die Thüre leiſe zu und legte ſich dicht am Vorhange auf den Fußboden. Bei der Dunkelheit, welche in den Räumen herrſchte, war eine Entdeckung nicht ſo leicht zu be-

fürchten, selbst für den Fall, daß der Rentner in das Gemach trat.

„Nur noch eine Sorge bleibt uns übrig," hörte er jetzt Wetterau sagen, „wir müssen dem Menschen die Mittel zur Flucht an die Hand geben und ihn durch einen Dritten bestimmen, von diesem Mittel Gebrauch zu machen. Flieht er, so ist dies in den Augen des Gerichts ein Beweis seiner Schuld, und wird er wieder eingeholt, so kann kein Advokat ihn von dem Schaffot retten."

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Heiden.

(Fortsetzung.)

3.

Der alte Heinzberger ging wieder an seinem Lieblingsplatze auf und nieder. Es war drüben auf der Düne, wo wir ihn das erste Mal zusammen mit William sahen. Heute war er allein. William und Marie durchstreiften mit einander die Insel, wo Letztere dem jungen Freunde eine Menge von Dingen, an die sich theure Erinnerungen knüpften, zu zeigen hatte, während sich William in der Nähe des von ihm bewunderten Mädchens wie immer unbeschreiblich glücklich fühlte. Die junge Freundschaft war in den wenigen Tagen ihres Zusammenseins wunderbar gewachsen.

Der Alte sprach leise vor sich hin, wie es seine Gewohnheit war: „Sie ist wie ihre Mutter. Sie ist von Haus aus gut und brav, sie hat ein Herz für die Heimath, sogar für den alten Vater. Noch haftet nichts an ihr — kein eigentlicher Fehl, kein Makel; nur die Luft an der Welt wirft einen Schatten auf sie. Aber es wird nicht so bleiben. Sie athmet in schlechter, verdorbener Luft und — ist doch nur ein schwaches Weib. Wird sich ein Mann finden, der sie rettet, wie ich einst ihre Mutter gerettet habe? — Wenn der William älter wäre und fester und willensstärker. Aber der ist noch ein Knabe gegen sie und denkt nicht daran. Mein Gott, mein Gott, laß sie nicht untergehen in dieser eiteln, übertünchten Welt. Laß mich ein Mittel finden, sie hier zurück zu halten, wie ich es dereinst bestimmt hatte, ehe ich — — O, über mich Thoren, der ich leichtsinnig versprochen habe, was mir ewigen Gram schafft!"

Der alte Mann ging in dumpfem Brüten auf und nieder. Er bemerkte nicht, wie gewaltige Wolken am Himmel aufzogen, wie der Wind stets heftiger aus Nordwesten einsetzte, wie die Wogen höher und ungestümer an die Düne schlugen. Es war hohe Zeit zur Rückkehr. Er aber dachte, wie es stets sein Fluch gewesen, nur an die Zukunft, und kämpfte wieder einmal in seinem Innern den heißen unfruchtbaren Kampf mit geträumten Schreckbildern. Diese Schreckbilder hatten ihn dereinst in die Einsamkeit gescheucht, sie hielten ihn hier zurück und entfremdeten ihn mehr und mehr der Welt und den Menschen. Sein Leben war vielleicht an Erfahrungen und Prüfungen nicht reicher gewesen, als das von tausend Anderen. Aber dies einsame Grübeln, dies selbstquälerische Verbeugen und Verhütenwollen brachte ihn oft dem Wahnsinn nahe, und es hatte sich sein geistiger Zustand durch die Anwesenheit der Tochter nur verschlimmert. Ja, er liebte sein schönes, reich begabtes Kind; wie hätte er es auch nicht lieben sollen? Und doch stand es ihm so fern, so fremd; eine so ungeheuere Kluft lag zwischen ihm und ihr. Wäre sie nie zu ihm zurückgekehrt, hätte er sie nie wieder gesehen, es wäre wahrlich besser gewesen. Aber jetzt! — In wenig Tagen bereits wollte sie ihn wieder verlassen; wollte wieder der Welt angehören, derselben Welt, die er verabscheute, von der er das Schlimmste fürchtete: Verrath, Untreue, Schimpf und Schande! — Und wie vielleicht würde sie ihm einst wieder begegnen, in welchem Zustande dereinst an seinem Grabe stehen, ein armseliges, verlassenes und verachtetes Geschöpf — und doch immer sein Kind, die Tochter der einst so leidenschaftlich, zu seinem Unheile geliebten Frau! — —

Da drängte sich ein leichtes Boot durch die aufgeregten Wellen, und ein junger Mann in Schifferkleidung, von kräftigem Körperbau, mit wettergebräunten, nicht unschönen Zügen sprang dicht bei Heinzberger an das Land, das Seil, an welchem sein Boot befestigt war, in der Hand haltend.

„Ihr müßt heimkehren, Herr," sagte er hastig, „in einer halben Stunde haben wir vollen Sturm. Ich sah Euch herüberfahren, und bin nach einer Weile nachgeeilt, weil ich besorgt wurde. Kommt, steigt in mein Boot. Es ist sicherer als das Eurige. Das wollen wir ein Stück hinauf auf den Sand ziehen. Hier ist kein Bleiben für Euch, wenn der Sturm losbricht."

Heinzberger betrachtete den Ankömmling mit einem fast herzlichen Blicke und schüttelte ihm die Rechte. „Das ist brav von Dir, Jürgens, daß Du an den Alten denkst. Schade um ihn wär's freilich nicht, wenn ihn die See verschlänge und es würde Niemand Leid tragen. Niemand, Niemand, aber freilich — doch Du hast Recht, wir müssen uns beeilen. Komm, laß uns mein Boot ins Trockene bringen. Ich fahre mit Dir."

Die Männer besorgten schnell, was zu besorgen war. Dann stießen sie zusammen in die See, und trotz des hohen Wellenschlags trug sie das wackere Boot unter Jürgens kundiger Führung rasch ihrem Ziele entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein englisches Blatt berichtet folgendes Vorkommniß: Ein gewisser Samuel Jones von Wolverhampton hatte vor einigen Wochen seine Frau nebst drei blühenden Kindern für die Summe von 150 Pfd. Sterling an einen amerikanischen Abenteurer verkauft. Die Frau verließ darauf mit den Kindern den gesetzlichen Ehemann, um mit ihrem amerikanischen Bewunderer zu leben. Nach wenigen Tagen aber bereute sie den mit ihr vorgenommenen Handel und kehrte unter den Schutz des Samuel Jones zurück. Sich also verlassen sehend, setzte sich der Amerikaner auf's Neue mit dem Gatten in Verbindung und versprach, wenn Jones seine Frau bereden könne, zu ihm zurückzukehren, noch weitere 50 Pfund St. zu zahlen. Der Ehemann suchte sein Weib zu überreden, daß sie ihn wieder verlasse, fand sie hierzu bereit und benachrichtigte den Amerikaner, daß sein Weib für die weiteren 50 Pfund zu Gebote stehe. Der Yankee langte am 4. Febr. in Wolverhampton an, sah die beiden Ehegatten und kam mit ihnen überein, daß er mit der Frau und den drei Kindern den Abendzug zur Reise nach London benutzen wolle. Der Yankee, um seiner Sache sicher zu sein, verabredete mit Mr. Jones, daß der Letztere ihn an der Station sehen solle, wo ihm dann, sobald das Zeichen zur Abfahrt des Zuges gegeben würde, die 50 Pfund in einer englischen Banknote eingehändigt werden sollten. Der Ehemann suchte demgemäß den Yankee auf, sah seine Frau und Kinder richtig im Zuge sitzen, und erhielt, als der Letztere sich in Bewegung setzte, von dem Yankee eine Banknote eingehändigt. Der Zug hatte die Station kaum verlassen, als Jones zu seinem Schrecken entdeckte, daß er nur eine 5 Pfund-Note statt der versprochenen 50 Pfund Sterling in der Hand trug. Er ließ sofort folgende telegraphische Depesche an die Polizei von Birmingham abgehen: „Ein großer magerer Mann ging mit meiner Frau und drei Kindern durch, im Besitz von zwei Koffern, zwei Handkoffern und einem Reisesack. Es ist ein Amerikaner mit einem Gürtel, worin er ein Bowiemesser und Revolver trägt. Sie gehen nach London, doch der Ehegatte reist mit dem nächsten Zug, der von Wolverhampton nach Newstreet Station notirt ist, ab. Man halte ihn fest." Der Polizei-Inspektor beorderte sofort nach Empfang dieses Telegramms mehrere Polizeisergeanten, den von Wolverhampton kommenden Zug zu erwarten und nach dem Amerikaner, der Frau und den drei Kindern zu forschen. Agenten gingen an den Stationsplatz, fanden hier statt des Amerikaners vorerst nur den Ehemann, welcher mit dem Expreßzug von Wolverhampton, der ungefähr 10 Minuten nach dem gewöhnlichen Zug Birmingham erreicht, angekommen war. Die Agenten erfuhren indessen, daß der Amerikaner angelangt sei, begaben sich mit Jones auf die andere Seite des Bahnhofes und fanden den Amerikaner gerade beschäftigt, die Frau mit den Kindern und dem Gepäck in eine Droschke zu verladen. „Well, John," redete der betrogene Ehemann den Amerikaner an, „wo geht Ihr hin?" „Etwas nicht in Ordnung?" frug der Yankee. „Freilich nicht," schrie der Engländer, seine Banknote zeigend, „5 Pfund sind keine 50 Pfund und die habt Ihr mir zu geben, oder ich lasse Euch wegen Entführung einstecken!" „Now Sir, keine Uebereilung," entgegnete der Yankee, zog seine Brieftasche und händigte dem Engländer eine 50 Pfund-Note ein, die dieser sorgfältig betrachtete, und mit einem „All right Sir" den nächsten Schnapsladen aufsuchte. Eine Viertelstunde später brauste der Eisenbahnzug mit dem Amerikaner und seiner Aquisition, in deren Besitz ihn nun Niemand mehr störte, davon.

Das Streben, sich auszuzeichnen, nimmt oft eine recht seltsame Richtung. So fiel in Hamburg ein österreichischer Soldat auf, der ein sehr junges Kalb auf seinem Tornister trug; und als man ihn fragte, was er mit demselben beginnen wollte, erwiederte er: „Schauens halt, i bin an Steyrer; i hab' einen kleinen Schlag mit drei Rindern und da nahm i mir das Vieh zur Verbesserung der Racen mit. Un wann das Vieh ausgewachse ischt, und i sag', i hab' das Rind von Jütland auf meinem Buckel ins Steyermark getragen, glaubt's mir halt nimmer Keiner."

Auflösung der Charade in № 37:

Wachtelschlag.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 39. Freitag, 31. März **1865.**

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

„Gehen wir hierzu über, so lassen wir ihn besser ganz entwischen," entgegnete der Rentner, „er mag nach Amerika fliehen und dort in den Urwäldern eine Farm gründen."

„Wer aber soll die Rolle des Vermittlers spielen?" fragte der Bürgermeister. „Wir bedürfen dazu eines zuverlässigen, geschickten Mannes, der es versteht, dem Gefangenen die Hölle heiß zu machen."

„Ich werde Helldau damit beschäftigen," versetzte Krämer, „Sie müssen es dagegen übernehmen, den Schließer zu bestechen."

„Das sei meine Sorge," erwiederte Wetterau, „ich bin bekannt im Arresthause und werde die nöthigen Schritte morgen einleiten."

Das Gespräch stockte nach diesen Worten eine geraume Weile, endlich nahm der Rentner wieder das Wort. „Wann werde ich das Dokument erhalten?" fragte er.

„Sobald Sie Ihrer Verpflichtung nachgekommen sind," entgegnete der Bürgermeister. „Sie kennen ja unsere Verabredung. Ist der Gefangene unschädlich gemacht, gleichviel, ob durch Flucht oder Verurtheilung, so feiern wir unsere Verlobung und Sie erhalten an demselben Abend den Akt. Sie thaten klug, derzeit einzulenken," fuhr er nach einer kleinen Pause fort. „Hätten Sie damals bei Ihrem Wortbruch beharrt, würde ich —"

„Reden wir nicht weiter darüber, ich denke, die Sache ist abgemacht," fiel der Rentner ihm ins Wort. „Haben Sie sich nach meinem Neffen erkundigt?"

„Ich weiß nur, daß er Ernst heißt," fuhr Wetterau fort, „ein Näheres konnte ich noch nicht erfahren."

Der Rentner lachte höhnisch auf. „Um seinen Vornamen zu erfahren, brauchten Sie sich eben keine Mühe zu geben," versetzte er, „ich konnte ihn im Taufregister nachschlagen."

Der Bürgermeister erhob sich jetzt und Gottfried hielt es für rathsam, sich vor jenem zu entfernen. Leise wie er gekommen war, schlich er die Treppe wieder hinunter; er athmete frei auf, als er unten vor dem Thore stand. Nach der Unterredung zu urtheilen, welche er soeben belauscht hatte, besaß der Bürgermeister das Dokument noch. Der junge Mann zweifelte nicht daran, daß es ihm gelingen werde, dasselbe wieder zu erhalten. Unverzüglich lenkte er jetzt seine Schritte der Straße zu, an der das Haus der Wittwe Heller lag. Er war durchaus nicht in Zweifel darüber, wen der Bürgermeister gemeint hatte, als er sagte, man müsse den Gefangenen entfliehen lassen, er durchschaute den Zweck dieses Planes und wollte die Nacht in der Stadt zubringen, um am nächsten Morgen seinen Vater warnen und ihm über jene Unterredung Bericht erstatten zu können.

Ernst war erfreut, den jungen Mann zu sehen, er betrachtete ihn gleichsam als seinen Bruder, denn der Aelterer hatte ihm stets so viele Liebe bewiesen, daß er sich zu der Familie dieses Mannes von Kindesbeinen an hingezogen fühlen mußte.

Helldau zog sich beim Eintritt des jungen Mannes zurück. Er erkannte in ihm den Sohn jener Frau, von welcher er damals das Dokument erschwindeln wollte. Gottfried hatte ihn nicht bemerkt, er ließ sich das Abendessen, welches ihm vorgesetzt wurde, vortrefflich munden und erzählte dazwischen seine Erlebnisse seit dem Tage der Verhaftung des Vaters.

„Ich bin über die ganze Sache im Unklaren," nahm Ernst das Wort, als der junge Landmann schwieg, „es handelt sich, wie es mir scheint, um ein Geheimniß, an dessen Enthüllung manchen Personen viel liegen muß. Der Rentner Krämer und der Bürgermeister Eures Dorfes scheinen Beide auf den Besitz des Dokuments erpicht zu sein —"

„Nur mit dem Unterschiede, daß der Eine das Geheimniß enthüllen, der Andere es für immer in seinem Dunkel lassen möchte," fiel Gottfried ihm

ins Wort, „ihm allein fällt mein Vater zum Opfer. Er will mit Dir reden, gehe morgen zu ihm und sieh', ob Du nichts für ihn thun kannst; ich befürchte, seine Sache steht schlecht, sehr schlecht."

„Ich befürchtete dies schon damals, als ich seine Verhaftung erfuhr," erwiederte Ernst, „ich bat ihn, einen Advokaten anzunehmen, aber Dein Vater wollte nichts davon wissen, er meinte, die Advokatenkniffe könnten ihm eher schaden, denn nützen."

„Ich möchte einmal selbst mit diesem Advokaten reden," warf Gottfried ein.

Ernst erhob sich. „Komm," entgegnete er, „ich führe Dich augenblicklich zu ihm, wir treffen ihn jetzt im Kreise seiner Familie, er wird um so eher Muße haben, Dich anzuhören."

„Wollt Ihr nicht heute Abend nach Hause zurück?" fragte die Wittwe. „Eure Mutter ist sehr krank, Ernst war vor einigen Tagen bei ihr, sie verlangt nach Euch."

Der junge Landmann saß eine Weile schweigend, nachdenklich zu Boden. „Doch," sagte er endlich entschlossen, „wäre mein Aufenthalt bei ihr auch nur wenige Stunden, die alte Frau soll sich nicht vergeblich nach ihrem Kinde sehnen. — Aber jetzt zum Advokaten, die Augenblicke sind kostbar!"

Der Doktor Schacht erfreute sich des Rufes eines tüchtigen und geschickten Juristen, er hatte schon in manchem verwickelten Prozeß die Sache seines Klienten siegreich zu Ende geführt und dies, wie seine Menschenfreundlichkeit, seine Herzensgüte und die Aufopferung, mit welcher er sich jeder, auch der kleinsten Sache unterzog, erwarben ihm die Liebe und Achtung aller seiner Klienten. Er hatte eben zu Nacht gespeist und saß, in den Inhalt der Tageszeitung vertieft, in seiner Studirstube, als die beiden jungen Leute eintraten. Der Advokat reichte dem Freunde die Hand und bat seine Gäste, Platz zu nehmen.

Gottfried faßte zu dem Juristen augenblicklich Zutrauen, jede Beklemmung war von ihm gewichen. In einfacher, schmuckloser Weise berichtete er das Verhältniß seines Vaters zu dem Ermordeten, den Inhalt des Dokuments, so weit er selbst ihn kannte, die Ereignisse jener verhängnißvollen Nacht, den Grund seiner Verhaftung und Verurtheilung, sowie schließlich die Unterredung, welche er vor wenigen Stunden belauscht hatte. Ernst war erstaunt, als er alle diese Details erfuhr und selbst der Advokat konnte eine gewisse Ueberraschung nicht verbergen. „Ich habe die Akten eingesehen," nahm er das Wort, „es geschah auf den Wunsch meines Freundes und ich muß gestehen, der Anklageakt, wie er jetzt vorliegt, läßt eine Verurtheilung Ihres Vaters fast mit Bestimmtheit erwarten. Wären Sie früher zu mir gekommen, hätte ich alle diese Details gewußt, wir würden dadurch viele Zeit gewonnen haben; im Herbst werden die Assisen eröffnet und bis dahin sind kaum noch zwei Monate."

„Aber die Zeugnisse des Pfarrers und Bürgermeisters!" warf Gottfried ein.

„Sie mildern die Anklage nicht," fuhr der Advokat fort, „sie sind überhaupt von keiner Bedeutung und zudem ist das Zeugniß des Bürgermeisters eher eine Waffe gegen den Angeklagten, als für ihn."

„So bleibt uns nichts zu thun?" fragte Ernst.

„Doch, wir müssen den Mörder zu entdecken suchen, gelingt uns dies, so haben wir gewonnen, gelingt es uns nicht, dann —"

Ein Achselzucken schloß den Satz, die beiden jungen Leute verstanden die Bedeutung desselben. Da plötzlich fuhr Gottfried hastig von seinem Stuhle auf, er knöpfte die Weste offen und riß von der Hose einen kleinen Knopf ab, den er dem Advokaten übergab. „Vielleicht führt uns dies auf die Spur," sagte er. „Als mein Vater in jener Nacht den Bürgermeister ins Dorf begleitete, befahl er mir, am Orte des Verbrechens noch einmal genau nachzuforschen, ob ich nicht irgend ein Merkmal entdecke, welches zur Ergreifung des Mörders führen könne. Ich fand nichts, so eifrig ich auch suchen mochte. Schon wollte ich den Heimweg antreten, als mir aus einem Strauche dieser Knopf entgegen blitzte. An der Stelle, wo er hing, waren die Zweige verbogen und geknickt, just als ob Jemand mit seinem Kleide an denselben hangen geblieben sei und sich gewaltsam losgerissen habe."

Der Advokat betrachtete den Knopf aufmerksam. Er war klein, von der Größe eines Westenknopfs und trug in gelber Einfassung einen grünen Glasstein.

„Wie weit war der Strauch von dem Orte, an welchem die Leiche lag, entfernt?"

„Ungefähr zwanzig Schritte. Ich nahm den Knopf mit und nähte ihn, um ihn nicht zu verlieren, an meine Hose fest, mit dem Vorsatze, ihn dem Untersuchungsrichter zu bringen. Am andern Tage aber stiegen Zweifel in mir auf, ich konnte ja nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß der Knopf wirklich Eigenthum des Mörders sei und vielleicht den Verdacht auf einen Unschuldigen laden. Als diese Bedenken mir schwanden und ich es nun doch für Pflicht achtete, von meinem Funde Anzeige zu machen, wurde ich durch meine Verhaftung hievon abgehalten."

Der Advokat legte den Knopf auf seinen Schreibtisch. „Ich werde Ihren Vater morgen besuchen," versetzte er, „es ist nicht nöthig, daß Sie selbst zu ihm gehen, Ernst mag mich begleiten. — Was den Plan der beiden Herren anbelangt, so seien Sie

unbesorat, ist Ihr Vater unschuldig, so wird er um keinen Preis seinen Kerker verlassen. Was gedenken Sie in Bezug auf das Dokument zu thun?"

„Noch weiß ich es nicht," entgegnete Gottfried, „auf gerichtlichem Wege ihn zur Herausgabe desselben zwingen —"

„Wird Ihnen nicht gelingen," unterbrach Schacht ihn, „er läugnet einfach, daß er es in Ihrem Rocke gefunden habe und Sie können ihm das Gegentheil nicht beweisen."

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Heiden.

(Fortsetzung.)

„Es hat nichts auf sich, Herr," sagte Jürgens nach einer Pause, während er sich das wilde schwarzlockige Haar von der Stirn strich und seinen breitkrämpigen Filzhut tief auf den Kopf drückte, „wir kommen noch vor dem Sturme zurecht. Aber das Fräulein, Eure Tochter, mein' ich, und das Herrchen, das Euer Gast ist, sind sie im Sichern? Wißt Ihr, wohin sie heute ausgeflogen sind? Darf ich fragen, Herr, wird er Euer Schwiegersohn?"

Diese Fragen folgten ziemlich hastig auf einander, und es wollte den Alten bedünken, als ob die letzte von ihnen nicht recht an ihrem Platze gewesen wäre. Es würde ihm dies noch mehr aufgefallen sein, hätte er den leidenschaftlichen Ausdruck in Jürgens' Gesichte bemerkt, welcher jene letzte Frage begleitete. Dessenungeachtet flog dem Alten ein eigenthümlicher Gedanke durch den Kopf; sein scharfer Blick ruhte lang und nachhaltig auf dem jungen Schiffer, dessen Aufmerksamkeit jetzt wieder lediglich durch Segel und Ruder beansprucht zu werden schien. Dann antwortete er, ohne die anderen Fragen zu berücksichtigen:

„Nein, nein, Jürgens. Es denkt Niemand daran. William ist der Sohn eines alten Freundes, der einmal nach dem Verschollenen ausschauen soll, dem aber die Tochter besser behagt als der Alte. Er ist noch ein Knabe, der William, weich und gutherzig und beschränkt, wie solche Menschen zu sein pflegen. Das gefällt aber dem Mädchen, und sie erzeigt ihm gern die Freundschaft, die sie ohnehin dem Gaste ihres Vaters schuldig ist. An's Heirathen denkt sie noch nicht, Jürgens. Sie ist mit Leib und Seele Komödiantin!"

Das Gesicht des jungen Schiffers verzog sich zu einem halb spöttischen, halb mitleidigen Lächeln, dessen er aber rasch Meister wurde, da er das scharfe Auge des Alten fürchtete. „Ich verstehe mich nicht auf die Frauen," sagte er hierauf, „aber Ihr verzeiht, lieber Herr, wenn ich mich über Eure Nachsicht wundere. Ein Mädchen, so jung und schön, wie Euer Kind, und allein in der Welt stehend, mitten in der großen Stadt, mitten in dem wüsten Treiben der vornehmen Leute! — Wahrhaftig, ich ließe sie nicht dort, wenn ich ihr Vater oder ihr Bruder wäre. Sie müßte mir daheim bleiben, und wenn ein einfacher, rechtschaffener Mann käme und sagte: Gebt sie mir zum Weibe, ich will sie gut halten, dann, dann — —"

„Nun, Jürgens, sprech' doch weiter! Dann?"

Der junge Schiffer war dunkelroth geworden, er hatte sich in das Feuer hinein gesprochen und plötzlich gefühlt, daß er weiter gegangen war, als es ursprünglich seine Absicht gewesen. „Dann würde ich sprechen: Höre, mein Mädchen, Ernst geht vor Spiel und Alles hat seine Zeit. Der Mann ist brav und nach meinem Sinne. Du aber bist meine Tochter."

„Und glaubst Du, daß ich anders sprechen würde, Jürgens?"

Die Augen des jungen Schiffers leuchteten in leidenschaftlicher Erregung. Aber er schwieg noch.

Der Alte sah jetzt völlig klar und fuhr fort: „Nun, lieber Jürgens, wenn Du noch zweifelst, so laß mich doch auf die Probe stellen oder — — stelle mich selbst darauf, wenn Du den Muth hast!"

Die Hand des jungen Schiffers, welche das Steuerruder regierte, zitterte so heftig, daß das Boot ein wenig von seinem Kurse abfiel. „Herr," rief er so laut, daß es weit in die lärmende See hinein schallte, „Ihr wolltet, Ihr könntet — —"

„Dich zum Tochtermanne annehmen?" erwiederte Jener in fast freudigem Tone; „jede Stunde, lieber Jürgens, jeden Augenblick. Du darfst nur kommen und anfragen. Oder willst Du es hier thun, so ist es mir auch recht. Ich kenne Dich, mein Junge, Du bist von jeher mein Liebling gewesen, bist ein Mann ganz nach meinem Sinne und brauchst keine Umschweife zu machen. Du vermagst es wohl, das Mädchen zur Vernunft zu bringen und ihr die alte Heimath wieder zur Heimath zu machen. Ich müßte sie wieder ziehen lassen, wenn sie es verlangt, denn mich bindet ein Gelöbniß an meine verstorbene Frau. Dir aber wird sie sicherlich gern angehören, lieber Jürgens; sie soll es von mir erfahren, was Du für ein Mann bist, was sie an Dir besitzen wird!"

Ueber das dunkelglühende Auge von Jürgens flog ein Schatten, und seine erst so freudestrahlenden Züge verfinsterten sich. Er antwortete keine Sylbe auf die freundlich ermunternden Worte seines Ge-

führten und blickte düster vor sich nieder in die schäumenden Wellen. Der Alte war auf das Höchste betroffen. Jetzt dieses Schweigen, wo er kaum angedeuteten Wünschen so herzlich entgegengekommen war, so herzlich, wie es ihm nur jemals möglich geworden. Hatte er sich in Jürgens getäuscht, hatte er ihn mißverstanden? Kaum war es denkbar. Er mußte Gewißheit haben.

„Was hast Du, Jürgens? Hab' ich Dich zu einem Worte gedrängt, das Du nun bereust? Gut dann, — ich habe nichts gehört, sage ich Dir, Du hast mir nichts zu verstehen gegeben. Der Wind hat Alles mit fortgenommen!"

Die See lärmte jetzt in der That so heftig, daß sich die beiden Männer kaum verständlich machen konnten. Das Boot, dessen einziges Segel hatte eingestrichen werden müssen, wurde wie ein Ball hinund hergeworfen und gehorchte nur nothdürftig den beiden Rudern, welche Jürgens zur Hand genommen hatte. Der Alte dachte an kein Hilfeleisten.

Aber der junge Schiffer war nicht gemeint, sich in diesem Augenblicke, der für ihn verhängnißvoll werden konnte, der Führung des Bootes zu widmen und dem Gespräche, welches sein ganzes Dichten und Trachten in Anspruch nahm, zu entsagen. Auch er wollte Klarheit haben, augenblickliche Klarheit, und hier mitten auf der stürmenden See war der rechte Ort, um ein solches Gespräch mit dem Alten zum Abschlusse zu bringen. Er kannte den Letzteren zu gut, um nicht zu wissen, daß ihn das entfesselte Element aufregen und dann, was er von ihm zu erreichen hoffte, zugänglich machen werde. Das Boot näherte sich eben einer der in diesem Meerestheile so häufigen Sandbänke, welche ziemlich breit war und in ihrer Mitte einen schmalen, vom Wasser freien Raum bot. Dort ließ Jürgens das Boot plötzlich anlaufen. Es gab einen gewaltigen Stoß, dann saß es fest und unbeweglich. Jürgens sprang in das Trockene, indem er der Vorsicht halber das Seil, an welchem sein Fahrzeug befestigt war, in der Hand behielt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein wahrer Volksfreund.) Im Jahre 1746 befreite sich Genua vom Joch der Oesterreicher, unter dem die Republik so lange geseufzt, bis alle Kräfte erschöpft waren und die Noth des bedrückten Volkes in einer Revolution das letzte Heilmittel sah. Nach der Abschüttlung der Fremdherrschaft jedoch fehlte es erst recht an baarem Gelde, und der Rath der Stadt beschloß, eine neue Steuer einzuführen. Als er sich zum Entwurf des Auflagedekrets versammelte, fanden sich im Sitzungssaal eine Menge Stricke. Auf die Frage, wer diese auf den Boden gestreut, erklärten die Rathsdiener, Signor Grillo habe es gethan. Grillo war ein Mann aus alter Familie, der großes Vermögen besaß und in hohem Ansehen stand. Der Rath ließ ihn vorfordern und verlangte, er solle sich rechtfertigen, wenn er könne. „Das will ich," antwortete der Greis. „Seit das Volk zur Vertheidigung des Staates die Waffen ergriffen, hat es seine Gewerbe verlassen müssen, die ihm früher Unterhalt geschafft. Es ist also gerecht und sogar menschenfreundlich, aller Orten Stricke niederzulegen, damit Jeder sich aufhängen kann; denn neue Steuern müssen das Volk zur Verzweiflung bringen." — Die Rathsherren wandten ein, Geld werde durchaus gebraucht, wo sie es hernehmen sollten? — „Daher, wo es ist!" sagte Grillo und verließ den Saal, um nach Kurzem, von Lastträgern begleitet, wiedereinzutreten. „Werft die Beutel nieder!" befahl er. Die Seckel ergaben bei der Oeffnung einen Inhalt von 125,000 Thalern nach unserem Gelde. „Jeder von Euch," sprach Grillo nun, „lege sich eine ähnliche, seinem Vermögen angemessene Abgabe auf, und Ihr habt das Geld, das Ihr braucht!" — Das hochherzige Beispiel ergriff den gesammten Rath so, daß Jeder ihm folgte. Deßgleichen that der Adel Genua's und an die vorgeschlagene Steuervermehrung ward nicht weiter gedacht.

(Traurig, aber wahr.) Die Weltgeschichte legt ein übergroßes Gewicht darauf, daß Cleopatra einst eine Perle von bedeutendem Werthe in Wein auflöste. — Lösen sich nicht noch heutzutage die bedeutendsten Vermögen in demselben Artikel auf?

Räthsel.

Eine Vorzeit zeig' ich an,
Bin dabei auch Weib und Mann;
Selten Rosen-Band und Bette,
Oefter Eisen-Bett und Kette,
Hölle bald, bald Himmelreich,
Vor- und rückwärts immer gleich.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 40. Sonntag, 2. April 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

„So bleibt mir nur der Weg der Gewalt offen," fuhr der junge Mann fort.

„Auch den würde ich Ihnen nicht anrathen. Im Grunde kann Ihnen am Besitz des Dokuments nicht so viel gelegen sein, daß Sie dafür Ehre und Freiheit in die Schanze schlagen sollten, wissen Sie den Namen des Notars, welcher die Urkunde ausgefertigt hat, so verschaffen wir uns eine rechtskräftige Kopie und lassen das Original amortisiren. Auch hierüber wird Ihr Vater mir Auskunft geben können, warten Sie also geduldig ab, bis ich mit ihm Rücksprache genommen habe."

Die Konsultation war beendet, der Advokat erhob sich und Gottfried verließ jetzt das Haus, nachdem er dem Freunde, welcher, der Bitte Schacht's nachgebend, noch ein Stündchen zu bleiben beschloß, mit warmer Herzlichkeit gedankt hatte. Trotz seiner Müdigkeit und Abspannung eilte er mit raschen Schritten der Heimath zu, der Gedanke an die Mutter, welche vielleicht schwer erkrankt auf dem Schmerzenslager lag und auf jedes Geräusch horchte, ob der Sohn denn noch immer nicht in ihre Arme eile, verlieh ihm Flügel. Er mochte etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, als er plötzlich auf einen Mann stieß, der, wie Gottfried schon aus der Ferne zu bemerken glaubte, einen ziemlichen Rausch hatte. Der unsichere, schwankende Gang und die heftigen Gestikulationen dieses Menschen, der bald stehen blieb, um in sich hinein zu reden, bald weiter schwankend über einen Stein stolperte, oder gegen eine Pappel rannte, würden in jedem andern Augenblick die Heiterkeit Gottfried's erregt haben, heute aber erfüllte es ihn mit Abscheu.

Er wollte eilig vorbeischreiten, als der Berauschte ihn anrief. „He, he, guter Freund!" rief der Letztere, dessen Aeußeres genau dem eines Vagabunden glich, „seid doch so gut und zeigt mir den nächsten Weg nach C., der Bürgermeister wird's Euch Dank wissen. — So bleibt doch stehen, oder hol' mich der Henker, ich brenne Euch meinen Revolver auf den Pelz, daß Ihr —"

Gottfried wandte sich um. „Wenn Ihr nach C. wollt, so folgt mir," entgegnete er, „aber seht Euch vor, daß Ihr gleichen Schritt mit mir haltet, ich habe Eile —"

„So lauft in des Kukuks Namen," fuhr der Vagabund fort, indem er seine Schritte beschleunigte, „ich komme früh genug hin, um das Geschäft abzumachen. — Der Kerl muß das Papier herausgeben, — ich sage, er muß es hergeben, oder — — So seht mich doch nicht so stier an, ich hab's ja nicht gethan. — Was kümmert's Euch? Wenn ich hundert Louisd'ors verdienen kann, wäre ich ein Esel, wollte ich sie zurückweisen. — Hageldonnerwetter, geht mir mit Euren verdammten Augen aus dem Wege! — — Wenn Ihr Etwas wollt, so geht in die Stadt, der reiche Schuft war der Anstifter — —"

Entsetzt blieb Gottfried stehen, die innere Angst, welche in diesen Worten sich ausdrückte, ließ ihn mit dem, der sie sprach, Mitleid empfinden, er vermuthete, daß jener Mensch eine schwere Schuldenlast auf dem Gewissen haben müsse.

„Was wollt Ihr?" fragte der Vagabund, als er näher tretend den jungen Mann bemerkte. „Habt Ihr Lust, mit mir anzubinden? Ich bin ein freier Amerikaner, das merkt Euch, die Polizei kann mir nichts anhaben! Geht Eurer Wege und laßt mich ungeschoren."

„Ihr müßt schwer gesündigt haben," versetzte Gottfried ernst, „die Angst Eures bösen Gewissens drückt sich in jedem Worte aus, welches Ihr sprecht."

„Halt Dein Maul!" fuhr der Vagabund barsch auf. „Was kümmert Dich das Gewäsch anderer

Leute? Kehre vor Deiner eigenen Thüre. — Ich bin an der ganzen Geschichte so unschuldig, wie ein neugeborenes Kind," fuhr er zutraulich fort, indem er seine Hand auf den Arm des jungen Mannes legte und gleichen Schritt mit diesem zu halten versuchte, „der Rentner in der Stadt, der reiche Hallunke, hat mir den Auftrag gegeben."

„Welcher Rentner?" forschte Gottfried. „Krämer?"

„Na ja, der Krämer, wer anders? Aber der Hund soll das Papier herausgeben und wenn ich das Papier habe, dann soll auch der Krämer herausrücken mit den hundert Louisd'ors. Inzwischen habe ich ihm etwas eingeheizt, daß ihn heute Nacht nicht friert. Wortbrüchig ist der Kerl geworden — und deßhalb — — na, ich will lieber schweigen. — Ueberhaupt, wer seid Ihr? Was wollt Ihr von mir? — — He, sagt einmal, kennt Ihr die Tochter Krämer's? Ein hübsches Ding, wie? Na, gebt Acht, wenn ich einmal wieder nach Amerika reise, dann reist sie mit. Paßt auf, ich hab's gesagt, und drüben — na, drüben wird sie sich schon darin finden! Hurrah, das freie Amerika!"

Gottfried ließ den Betrunkenen schwatzen, ein furchtbarer Verdacht war in seiner Seele erwacht. In welchen Beziehungen stand dieser Mensch zu Krämer? Welcher Art konnte die Verpflichtung sein, welche den Rentner zum Schuldner dieses Subjekts machte? Und überhaupt, welchen Sinn hatten die Worte des Vagabunden? Der junge Mann mühte sich vergebens ab, einen klaren Blick in das Halbdunkel zu werfen, aus welchem die Gestalt des Ermordeten vor seinem geistigen Auge auftauchte. Ein Gedanke drängte den anderen, er vermochte nicht, in dieses Chaos Klarheit und Ruhe zu bringen.

Das Papier, welches Wetterau herausrücken sollte, war es nicht das Dokument, für welches Krämer dem Bürgermeister die Hand seiner Tochter zugesagt hatte? Und wenn es dies war, durfte er ruhig zusehen, daß dieser Vagabund es an sich riß, um es am nächsten Tage in die Hände des Rentners zu legen? Gottfried wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Den Bürgermeister warnen? Dadurch ward nichts gewonnen. Den Vagabunden ruhig sein Vorhaben ausführen lassen und dann jenem das Dokument entreißen? — Er hielt an diesem Gedanken fest. Es konnte ihm nicht schwer fallen, den Betrunkenen zu überwältigen und sich des Papiers zu bemächtigen. Auch sah er ein, daß er sich nothwendig beider, des Akles wie des Vagabunden bemächtigen mußte, des Letzteren, weil sein Verdacht, daß jener der Mörder Krämer's sei, eher wuchs, denn abnahm. Sein Entschluß war gefaßt, er wollte bei der Mutter einige Minuten verweilen und dann in der Nähe des Bürgermeisteramts sich verstecken, um den Vagabunden zu beobachten. Was darauf geschehen sollte, das zu überlegen, blieb ihm später noch Zeit genug.

Aber wie rasch war dieser Vorsatz vergessen, als Gottfried in das elterliche Haus trat und die Mutter mit dem Tode ringend fand. Ein Blick auf das theure liebe Antlitz, auf welchem der Todesschweiß schon perlte, und der junge Mann, dessen erschöpfte, abgespannte Nerven keinen Widerstand mehr leisten konnten, sank ohnmächtig vor dem Lager der Sterbenden nieder. Als sein Bewußtsein zurückkehrte, hatte die Mutter ihren Geist ausgehaucht.

Gleich einem Verzweifelnden warf Gottfried sich über die Leiche, er rief die Mutter mit den theuersten Namen, er küßte die weichen, kalten Lippen, aber das Auge öffnete sich nicht wieder, welches über dem Kinde und dem Jünglinge mit treuer Liebe gewacht hatte. Der Engel des Friedens trug auf seinen Armen die Seele in den Schooß des himmlischen Vaters zurück, sein milder Glorienschein verklärte die irdische Hülle.

Gottfried erfuhr von den Umstehenden, daß seine Mutter ihn erkannt und vor dem Scheiden gesegnet hatte, daß ihr letzter Wunsch der gewesen war, den Gatten frei zu sehen. Der junge Mann blieb bei der Leiche sitzen, die Stunden verrannen, er dachte nicht mehr an den Vagabunden, er war versunken in die Erinnerung an alte, vergangene Zeiten.

Der Schlag des Schicksals traf ihn zu plötzlich, wäre er auf ihn vorbereitet gewesen, er würde sich in den Willen des Lenkers aller Dinge gefunden haben, jetzt aber beugte ihn dieser Schlag nieder und keinen Trost wußte er für die blutenden Wunden seines Herzens zu finden. Wer, dem das Liebste im Sarge lag, hat nicht mit dem Geschick gehadert und es trotzig herausgefordert! Das Menschenherz will sich ja nie geduldig fühlen, in ohnmächtiger Wuth lohnt es sich gegen den Willen des unerbittlichen Schicksals auf, es muß ja seinem Schmerz, seinem Grame Luft machen können.

Stumm und unverwandt hing der Blick Gottfried's an den geliebten Zügen, er konnte es nicht fassen, daß die Mutter, an der seine ganze Seele hing, ihm so plötzlich genommen worden war, er mochte nicht daran denken, daß sie nun drüben auf dem Friedhofe unter dem Rasen gebettet werden sollte.

Die Kerze war heruntergebrannt und erloschen, der Tag graute schon, die Morgenröthe leuchtete fern im Osten und aus dem Saatfelde schwang die Lerche sich empor in das Azurblau des Aethers.

Da plötzlich entsann sich Gottfried der Worte, welche der Vagabund am verwichenen Abend zu ihm

geredet hatte, er entsann sich, daß der Vater im Kerker schmachtete und seine erste und heiligste Pflicht die war, den alten Mann zu befreien. Er rief die Magd, die seit langen Jahren im elterlichen Hause diente, beauftragte sie, für das Begräbniß der Todten Sorge zu tragen, und für den Fall er in den ersten Tagen nicht zurückkehre, einem Nachbar, dem Freunde seines Vaters, die Verwaltung des Gutes zu übergeben, dann verließ er das Haus und eilte mit hastigen Schritten dem Bürgermeisteramte zu. Aber seine Befürchtung erwies sich leider richtig, der Vagabund hatte sein Bubenstück bereits ausgeführt und den Rückweg angetreten.

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Heiden.

(Fortsetzung.)

„Bist Du toll, Jürgens?“ rief Heinzberger, als er das Boot auf der Sandbank stehen sah.

„Steigt aus, Herr,“ antwortete Jürgens, scheinbar sehr ruhig, „ich muß einen Augenblick verschnaufen, um Euch Rede und Antwort zu stehen. Ich weiß nicht, was es mit mir ist, aber ich ward nicht recht Meister über das Boot und wir könnten einen Unfall haben.“

Heinzberger folgte dem jungen Schiffer nach. Sie standen neben einander auf dem winzigen, von den Wogen umtobten Eiland. Die Insel, nach welcher sie steuerten, war kaum noch eine Viertelstunde entfernt, aber sie lag in dichten Nebel gehüllt. Aengstlich umkreisten Möven und Seeschwalben die beiden einsamen Männer, die an dieser unwirthlichen Stelle zusammen verhandelten.

„Nun, Jürgens, was hast Du mir zu sagen?“

„Ich liebe Eure Tochter, Herr. Ich kann sie Tag und Nacht nicht aus dem Sinne bringen. Es ist mein Unglück, daß ich sie wieder gesehen habe. Vor Jahren, als ich oft bei Euch ein- und ausging, da Ihr mich unterrichtetet — sie war damals fast noch ein Kind! — liebte ich sie schon und dachte daran, sie eines Tages mein zu nennen. Dann verließ sie Euch und ging in die Stadt. Ich glaubte sie mir verloren, doch ohne sie jemals zu vergessen. Jetzt ist sie wieder hier, und es ist schlimmer als je. Herr, wißt Ihr, was es heißt, ein Weib zu lieben und sie entbehren zu sollen?“

„Aber was sprichst Du für vergebliche Dinge, Jürgens; habe ich Dir nicht gesagt, daß Du mir als Sohn willkommen bist?“

„Euch, ja Euch, lieber Herr, als Sohn! Doch ihr richtet als Bräutigam, als Mann. Laßt mich nur ausreden, Herr. Saget Ihr nicht, daß Ihr keine Macht über sie hättet, daß sie wieder ziehen könne, wenn sie wolle, weil Euch ein Gelöbniß die Hände binde? Nun denn, das ist es ja eben. Wenn ihr kein Machtwort sprechen könnt, nicht sagen: „Hier, Tochter, der wird Dein Mann und kein Anderer, so will ich es, und nun siehe zu, daß Du glücklich werdest!“ so ist es nichts und ich muß meine Wünsche begraben!“

„Du bist ein Thor, Jürgens, ein rechter Thor. Oder — weißt Du mehr, als Du mir sagen willst? Hast Du etwa schon hinter meinem Rücken — —“

„Mit dem Mädchen gesprochen? — Nein, Herr, das ist nicht unsere, das ist nicht meine Art. Erst kommt der Vater an die Reihe und dann das Kind. Der Vater aber spricht das entscheidende Wort, nicht die Tochter. So war's bei mir daheim, so ist es überall auf der Insel. Ich hatte zwei Schwestern. Der Einen haben die Eltern den Mann gegeben; sie ist eine glückliche, ehrbare Frau geworden. Die Andere war klüger als die Alten und ging ihren eigenen Weg, hing sich an einen Galan und ist — Gott weiß wo! — hinter dem Zaune verstorben. Das war der Unterschied.“

„Nun denn, Jürgens, was ist es sonst?“ rief jetzt der Alte, indem ihm die Zornesadern schwollen und seine Züge sich verfinsterten; „heraus mit der Sprache, sage ich Dir, oder unser Handel gilt nichts und unsere Freundschaft, junger Mensch, hat auf immer ein Ende!“

„Eure Marie hat eine Liebschaft, Herr, und ich weiß darum. Ein vornehmer reicher Mann, ein Graf, derselbe, dessen Bildniß sie bei sich führt, will sie heirathen; das heißt, später. Vorläufig geht sie mit einer dem Grafen nahestehenden Familie für diesen Winter nach Rom. Der Herr Graf geht natürlich mit. Im Frühjahr ist sodann die Hochzeit. Von Rom aus werdet Ihr von dem Familienereigniß in Kenntniß gesetzt; früher geschieht es nicht, um Euch Sorge und Unruhe zu ersparen. Zur Zeit ist nur Herr William ihr Vertrauter. Er soll auch bei seinem Vater zu ihren Gunsten wirken, er besitzt ihr ganzes Geheimniß. Ich habe nur flüchtig erhascht, was ich erhaschen konnte. Ich befand mich auf dem alten Leuchtthurme, während Eure Tochter und Herr William unten spazierten und letzterer eingeweiht wurde. Meine Sinne sind scharf, lieber Herr, und daß ich es nur gestehe: ich bin den Beiden ein wenig nachgeschlichen. Nicht aus Neugierde, bei Gott! — Aus Thorheit für Euer Mädchen. Was gäbe ich darum, wenn sie mein Weib würde, Herr!

— Alles, Alles, Leben und Seligkeit. Herr, schenkt mir Euer Kind und macht mit mir, was Ihr wollt, fordert, was Ihr wollt — ich habe keinen Willen Euch gegenüber!“

Der Alte hatte schweigend zugehört. Das Außerordentliche, was er vernommen, hatte ihn verstummen lassen. Seine Tochter hatte eine vornehme Liebschaft; sie beabsichtigte, ohne seine Zustimmung ihrem Leben ein anderes Ziel zu setzen, und — was das Aergste war — sie hatte ihn belogen. Ja, er hatte sie gefragt, was das Bild bedeute, welches sie bei sich führe, und ihre Antwort war gewesen: Die galante Ausmerksamkeit eines Kunstgenossen. — Und war die Lüge nicht der erste Schritt zum Laster? Wie aber, wenn Jürgens, dessen wildes, leidenschaftliches Wesen er kannte, wenn ihm auch seine Liebe zu Marie völlig neu war, die Unwahrheit berichtet hätte? Dieser plötzlich auftauchende Gedanke gab ihm Worte: „Jürgens, schwöre mir, daß Alles wahr ist, was Du gesprochen hast!“

„Bei was soll ich schwören, Herr? Bestimmt es selbst. Ich schwöre, wie Ihr es vorschreibt, bei Gott, bei der Hölle, beim Meer. — Aber glaubt mir: es ist noch nie eine Lüge über meine Lippen gegangen. Weßhalb auch? Die vornehmen Leute haben es nöthig, zu lügen. Wir brauchen es nicht und verstehen uns nicht darauf.“

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Victoria, illustrirte Muster- und Mode-Zeitung, Preis 20 Sgr. Das Blatt hat seinen 15. Jahrgang mit besonderem Glanz begonnen; die uns vorliegenden ersten Nummern (Arbeits- und belletristische Nummern) zeigen, daß der Verleger keine Anstrengungen gescheut, um der Konkurrenz die Spitze zu bieten, namentlich ist die Arbeitsnummer überreich an den saubersten Illustrationen. Eine Dame bemerkte uns, man möchte gleich loshäkeln und stricken, wenn man das ansieht; und in der That, wenn die Architektur gefrorene, so sind diese Lampenschleier, Fußkissen, Täschchen, Jäckchen und Häubchen mindestens in Holz geschnittene Musik. Die belletristische Nummer ist weit reichhaltiger, als der entsprechende Theil des „Bazar“, des Konkurrenzblattes, das jedoch 5 Sgr. theurer ist und dem überdies das kolorirte Modekupfer fehlt.

Mannigfaltiges.

(Toilette des Herzens.) Es gibt auch für die Herzenstoilette schöne und elegante Putzwaaren; Bänder und Ketten, Ringe, Schleier u. s. w.; als da sind: das Band der Liebe und Freundschaft, die goldene Kette weiblicher Pflichten, der Schleier der Züchtigung und der Gürtel der Scham, der Mantel der Nächstenliebe, die Perle der Tugend, der Krystall der lautern Empfindung und der kostbare Solitair der einzig beseligenden Religion.

Eine Leibeigene in Rußland erwiederte dem Vogte, der ihr wegen ihrer Trägheit drohte, ihr den Rücken einzuschlagen: „Was kümmert mich das? Mein Buckel ist herrschaftlich!“

Ein verunglücktes Liebesgedicht.

Stets dein liebreich Bild umgaukelt
Freundlich mir den Sinn,
Stets in süßen Träumen schaukelt
Her es mich und hin.

In der Jugend Rosenhülle
Schwebt es mir voran,
Mit der Anmuth Zauberfülle
Lächelt es mich an.

Hülle? Fülle? Glanz und Düfte? —
Lauter dummes Zeug!
Buckelich oder schlank von Hüfte, —
Mädchen, bist du reich?

Bieder, treu und tief im Herzen,
Liebesgluth-entflammt? —
Ach! mein Herr, Sie thun wohl scherzen,
Haben Sie ein Amt? —

Liebesreime, Liebesreime!
Bin ich bei Verstand?
Solche dumme Herzensreime
Sind nicht mehr courant.

Auflösung des Räthsels in № 39:
E h e.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 41. Dienstag, 4. April 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Die Thür zur Wohnung Wetterau's stand offen; in der freilich schwachen Hoffnung, das Werkzeug des Rentners noch im Hause zu finden, trat der junge Mann ein. Auch die Thür zum Amtszimmer, welches im Erdgeschosse lag, war nur angelehnt, das Pult des Bürgermeisters erbrochen und die auf dem Boden herumgestreuten Papiere ließen ihn augenblicklich erkennen, daß der Vagabund nicht müßig gewesen war.

Was sollte er thun? Lärm schlagen und sich dadurch dem Verdacht aussetzen, daß er der Dieb sei? Er wußte ja, daß schon die Anwesenheit am Orte des Verbrechens genügte, Verdacht zu erwecken, die Verhaftung des Vaters lieferte ihm dafür einen schlagenden Beweis. Aber nein, auf ihn konnte ja kein Verdacht fallen, und selbst wenn Wetterau ihn des Diebstahls beschuldigen wollte, mußte er alsdann nicht gewärtigen, daß Gottfried die Anklage auf ihn zurückschob? — — Fast unwillkürlich erstieg Gottfried die Treppe, welche zu der Wohnung des Bürgermeisters führte.

An der Thür des Schlafzimmers angelangt, erstaunte er, auch diese halb geöffnet zu finden, er trat ein und fuhr gleich darauf mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Sein erster Blick war auf das bleiche, entstellte Antlitz Wetterau's gefallen; die gebrochenen Augen, welche vor den blutunterlaufenen Höhlen standen, die blauen Flecken an dem entblößten Halse und der Ausdruck unversöhnlichen Hasses, der im Tode noch seinem Feinde flucht, ließen Gottfried nicht bezweifeln, daß Wetterau ermordet worden war. Eine Weile blieb er entsetzt stehen, er hätte fliehen mögen, so weit seine Füße ihn nur zu tragen vermochten, und doch war er auf die Stelle gebannt, auf der er stand, eine geheimnißvolle Macht hielt seinen Blick auf das Antlitz gefesselt, welches grell mit dem der Todten im letzten Hause des Dorfes kontrastirte. In einem langen, gellenden Schrei wich endlich die Beklemmung, welche gleich einem Alp auf der Brust des jungen Mannes lag, mit ihr auch jene Macht und in rasender Eile stürmte Gottfried die Treppe hinunter.

Erst als er das Haus im Rücken hatte, athmete er frei auf. Er wußte, daß das ganze Dorf das feindliche Verhältniß, in welchem er zu dem Bürgermeister gestanden hatte, kannte, und schloß hieraus richtig, daß der erste Verdacht auf ihn fallen werde, um so mehr, als er gerade vor dieser Nacht aus dem Gefängnisse zurückgekehrt war. Deßhalb hielt er es für besser, keine Anzeige von seiner Entdeckung zu machen, sondern das Dorf zu verlassen und dem Advokaten in der Stadt unverzüglich den ganzen Vorfall mitzutheilen.

6. Kapitel.

Es schlug bereits Mitternacht, als Ernst seinen Freund, den Advokaten verließ, um den Heimweg anzutreten. Seine Gedanken weilten bei Mathilde, deren Bild unabläßig vor seiner Seele stand. Waren auch seine Hoffnungen in Bezug auf den Fortschritt seines Geschäfts bis heute noch nicht in Erfüllung gegangen, blieb die Wirklichkeit auch noch sehr hinter seinen Wünschen und Erwartungen zurück, er zweifelte doch nicht, daß er das Ziel erreichen werde, nach welchem er strebte.

Helldau war unabläßig für ihn bemüht, seinem Beistande verdankte der junge Mann manchen Gewinn. Ging das Geschäft so seinen ruhigen, stillen Gang fort, so konnte er darauf rechnen, daß es innerhalb zehn Jahren auf dem Standpunkte stand, auf welchem es stehen mußte, wenn er mit Aussicht auf Erfolg um die Hand Mathildens anhalten wollte.

Zehn Jahre! Wie Manches konnte in dieser Zeit sich ändern! Und doch durfte er kaum daran denken, früher an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen.

Die Mutter hatte ihm vertraut, Helldau habe um ihre Hand geworben und ſie werde vielleicht auf dieſen Antrag eingehen, wenn es dem Buchhalter gelinge, ſich ein geſichertes Einkommen zu verſchaffen, welches zur Beſtreitung ihrer Bedürfniſſe ausreiche.

Ernſt fand gegen dieſen Entſchluß nichts einzuwenden, mußte er auch im Stillen ihn tadeln, weil er überhaupt die Heirath aller Leute für eine Thorheit anſah, ſo mochte er doch der Mutter nicht wehe thun, welche durch dieſen Schritt ihre Zukunft vielleicht ſicher zu ſtellen glaubte. Ihm hatte ſchon längſt das Verhältniß des Buchhalters zu dem Rentner nicht gefallen, achtete er auch den Letzteren als den Vater Mathildens, ſo kannte er doch auch ebenſo gut wie jeder ſeiner Mitbürger die Gerüchte, welche über den reichen Filz umliefen. Er wußte, daß Krämer den alten Mann zu Geſchäften verwandte, zu deren Ausführung ſich ſonſt nur moraliſch geſunkene Menſchen oder Schurken hergeben. Der Weg führte den jungen Mann an dem Hauſe des Rentners vorbei. Als er in die Straße trat, an welcher dieſes Haus lag, warf er unwillkürlich einen Blick auf das obere Stockwerk. Dort in dem Zimmer, deſſen Fenſter durch das Nachtlicht matt erleuchtet war, ſchlummerte jetzt Mathilde, vielleicht dachte auch ſie im Traume des Jugendgeſpielen, für den ja auch heute noch ihr Herz eine innige Freundſchaft bewährte.

Ernſt blieb ſtehen. Der Gedanke an die ſchlummernde Geliebte weckte in ſeinem Herzen ſüße Träume, von denen er ſich nicht trennen mochte. Da plötzlich glaubte er an dem Giebel des hohen, ſchönen Hauſes ein Flämmchen züngeln zu ſehen, jetzt auch hier — dort — an allen vier Ecken leckte bereits das Feuer, — eine dichte, ſchwarze Rauchſäule ſtieg aus dem Dache auf, — das Haus brannte lichterloh.

Ernſt eilte an die Thüre und riß an der Hausglocke, aber trotz dem ungeſtümen Läuten, trotz ſeinem Rufen und Lärmen verſtrichen Minuten, bevor im oberen Stockwerk ein Fenſter geöffnet wurde und die ſchläfrige Stimme eines faulen Bedienten ſich nach der Urſache dieſes „polizeiwidrigen Skandals“ erkundigte.

„So macht denn offen!“ rief der junge Mann hinauf. „Seht Ihr denn nicht, daß das Haus in hellen Flammen ſteht?“

Im Nu fuhr der Kopf zurück, aber die Thür ward noch immer nicht geöffnet. Die Diener mußten, wie Ernſt nicht anders denken konnte, die Geiſtesgegenwart verloren haben, denn drinnen im Hauſe tobte und ſtürmte es jetzt, als ſei der jüngſte Tag angebrochen.

Die Nachtwächter hatten inzwiſchen die Stadt allarmirt, die Spritzen raſſelten ſchon heran, das Volk verſammelte ſich, um zu gaffen und, je nach Umſtänden, Hand anzulegen; Ernſt ſtand gleich einem Verzweifelnden vor der geſchloſſenen Thür und bemerkte mit Entſetzen, daß das Feuer bereits bis ins obere Stockwerk vorgerückt war.

Dem jungen Mann riß die Geduld, er wandte ſich an die Umſtehenden und machte dieſen mit wenigen Worten die Gefahr klar, in welcher die Tochter des Hauſes ſchwebte.

Der Menge leuchtete dies ein, man rief den Bedienten, welche dann und wann an einem Fenſter erſchienen, um Betten und Kleidungsſtücke hinauszuwerfen, ohne daß dieſer Ruf beobachtet wurde.

In dieſem Augenblicke kam die erſte Spritze an. Kaum hatte der Brandoffizier einen Blick auf das verſchloſſene Thor geworfen, als er auch ſofort ſeine Maßregeln traf. Unter den Axthieben der Mannſchaft mußten die eichenen Bohlen weichen.

Ernſt war der Erſte, welcher die Schwelle überſchritt. In Fieberhaft eilte er die Treppe hinauf, die und da einen Bedienten oder eine Magd, die kopflos durcheinander rannten und ſich um ihre Herrſchaft nicht kümmerten, zur Seite ſchiebend, bis er endlich im oberſten Stockwerke ſich befand. An den Balken der Decke leckte ſchon das Feuer, der junge Mann ſchritt kühn, der Todesgefahr trotzend, durch. Am äußerſten Ende des Korridors war eine Thür, dort mußte, wenn das erleuchtete Fenſter, auf welchem vor einer Viertelſtunde ſein Blick geruht hatte, ihn nicht trog, das Schlafgemach Mathildens liegen.

Ernſt klopfte vergebens, — ein kräftiger Fußtritt und die Thür ſprang auf. Dichter Rauch quoll ihm entgegen, er ſchloß die Augen, bis dieſer ſich verzogen hatte und trat dann raſch ein. Dicht vor der Thür ſtieß ſein Fuß an einen menſchlichen Körper, er bückte ſich und nahm das Mädchen auf ſeine Arme. Wer die Gerettete war, er wußte es noch nicht; vielleicht Mathilde, vielleicht die Haushälterin, denn, trotzdem die Flammen jetzt ſchon überall hervorſchlugen, geſtattete der Rauch doch nicht, die Züge erkennen zu laſſen. Im Nu war der junge Mann unten, er trat mit ſeiner Laſt in ein Zimmer des Erdgeſchoſſes und befahl einem Diener, welcher ihm auf der Treppe begegnete, augenblicklich mit einem Licht zu folgen.

Die Gerettete war Mathilde; ein unbeſchreibliches Gefühl der Freude durchſtrömte das Herz des jungen Mannes, als er ſah, daß er die Geliebte im Arme hielt, und dieſe Freude erreichte ihren Höhepunkt, als Mathilde endlich aus ihrer Ohnmacht erwachte. Ihre erſte Frage galt dem Vater; er trat faſt in demſelben Augenblick ein, in welchem ſie die Frage

stellte, und Vater und Tochter hielten sich lange innig umschlungen. Mathilde berichtete kurz, daß sie beim Erwachen das Zimmer voll Rauch gefunden habe, erschreckt sei sie aufgesprungen, um sich nothdürftig anzukleiden, aber dann vor der Thür ohnmächtig niedergesunken.

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Heiden.

(Fortsetzung.)

„Nein, nein, schwöre nicht, Jürgens!“ sagte der alte Heinzberger. „Du hast Recht, bei Dir bedarf es dessen nicht. Aber mich laß schwören, Jürgens, mich, weil ich schon alt bin und täglich schwach werden kann, schwächer, als ich es schon so oft gewesen in meinem Leben. Und weil ich nicht weiß, ob ein Gott über uns lebt und dem erbärmlichen Menschentreiben ruhig zusieht, so schwöre ich Dir beim Meere, bei dem großen, gewaltigen Meere hier vor uns: Mein Kind wird Dein, sie mag wollen oder nicht. Ich bin frei, ich bin durch kein Versprechen gebunden. Sie hat mich belogen, sie ist auf dem Wege zur Schande. Nun spreche ich mein Wort als ihr Vater. Und mag sie nicht Dein Weib sein, Jürgens, so führe sie weit, weit hinaus auf Deinem Boote — und das Meer ist tief und verschwiegen. Sie ist Dein Eigenthum von dieser Stunde ab, ich habe kein Recht mehr an ihr. Rette sie, wie Du kannst, vor der verächtlichen Welt, vor ihrem eigenen bethörten Herzen. Rette sie, braver Jürgens, todt oder lebendig!“ — —

„So sei es, Herr,“ antwortete Jürgens mit strahlendem Auge und reichte dem Alten seine Rechte. „Das war ein gutes Wort von Euch und ich will es im Gedächtniß behalten. Verlaßt Euch auf mich; ich fürchte mich vor Nichts. Und nun laßt uns heimfahren. Wie unsinnig die See sich geberdet! Und was ist es doch weiter? Im letzten Falle ein Grab, das sie drüben auf dem Lande ganz still und gelassen zurecht machen.“

4.

Marie stand am Grabe ihrer Mutter. William hatte sich einige Schritte von ihr entfernt, um sie nicht zu stören. Der kleine Kirchhof lag ziemlich hoch und bot eine prächtige Aussicht auf die offene See. Nach einer Weile kam Marie auf ihn zu. Sie hatte Thränen im Auge und war sehr ernst gestimmt. „Ich habe Abschied genommen, William,“ sagte sie, „und zugleich um Verzeihung gebeten. Es kostet mir so schwer auf dem Herzen, daß ich den Vater belügen mußte. Aber konnte ich mich ihm entdecken, mußte ich nicht das Aeußerste fürchten? Ach, William, das Scheiden wird mir schwerer als ich dachte. Ich glaubte oft recht glücklich zu sein, ehe ich hierher kam und sah der Zukunft so heiter entgegen. Und nun!“ — Marie begann von Neuem zu weinen, kehrte wieder um und warf sich schluchzend auf den schon herbstlich kahlen Grabhügel. „Könnte ich hier ausruhen, Mutter!“ sagte sie leise vor sich hin; „könnte ich hier ruhen und Frieden finden! — Mir ist es, als sollte ich nie wieder zufrieden werden. Ja, ich liebe ihn wohl und habe ihm gelobt, die Seine zu werden, dem Manne, dessen Bild mich hierher begleitet hat. Aber der arme, einsame Vater, die Heimath, die Raheställe meiner Mutter — werde ich sie wieder vergessen können? Und der brave Jürgens — wie wehe schien es ihm zu thun, daß ich ihn zurückweisen mußte, und wie blickte mich der Vater an, als ich ihm sagte, daß es nie und nimmer werden könne nach seinem Wunsche, daß ich wieder fort müsse hinaus — hinaus auf — Nimmerwiederkehr! Und liebt mich Edmund wohl genug, um ihm Alles zu opfern, werden sich auch meine Hoffnungen erfüllen? Und wenn es nicht wäre, wenn ich mich in ihm täuschte, wenn seine Liebe eine flüchtige Laune. — O mein Gott, mein Gott, welch' ein Zwiespalt in mir, welche Zweifel, welcher Mangel an Muth und Vertrauen! Wäre ich nie hierher zurückgekehrt oder — wäre ich erlöst von Allem, von Allem!“ —

Endlich näherte sich William und rief die sich selbst Vergessende zur Besinnung zurück. Dem jungen Manne erschien Alles, was er hier erlebt hatte, wie ein bald holder, bald wüster Traum. Ganz besonders hatten ihn die Erlebnisse der letzten Tage, deren Zeuge er gewesen, beängstigt und verwirrt. Marie hatte ihm nichts verheimlicht. Er kannte ihre ganze Lage. Was Jürgens dem Alten berichtet hatte, beruhte auf voller Wahrheit. Aber er wußte auch von der Werbung des jungen Schiffers, von des Alten ernstem, fast drohendem Zureden, von Mariens entschiedener Weigerung und — von ihren Seelenkämpfen, als nun der Tag des Abschieds näher und immer näher rückte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ueber den Gebrauch der Arme beim Gehen.) Wenn Jemand seine Arme beim Gehen zuerst frei

gebraucht und dann dieselben plötzlich fest an die Seite hält, wird er überrascht sein, zu finden, daß sein Gefährte, der dies nicht thut, ihn in kurzer Zeit weit zurückläßt, er mag sich abmühen, so viel er will, denselben einzuholen. — Ein Grund des langsamen Ganges unserer Frauen und Mädchen liegt in der Sitte, die Arme bewegungslos am Körper zu halten. Eine halbe Meile in einer Stunde mit ruhigen Armen ist anstrengender als eine ganze Meile mit sich bewegenden Armen in derselben Zeit. — Man betrachte den Gang der Schauspielerinnen auf der Bühne, sie bewegen ihre Arme frei und in graziöser Weise. — Wäre diese Sitte unter jungen Mädchen allgemein, ihre Brust würde sich erweitern und ihre Haltung würde bedeutend besser werden. Man sehe nur ein junges Mädchen mit beiden Händen in ihrem Muff gehen, wie sie sich drehend bewegt und die Schultern zusammenzieht ꝛc.!! Das kommt daher, daß ihre Arme fest liegen. Würde sie die Arme frei bewegen, würde ihr Gang und ihre Haltung graziöser sein. Man betrachte nur die Abbildung unserer Muskeln. Die Muskeln des oberen Theiles des Körpers breiten sich in allen Richtungen von der Schulter gleich einem Fächer aus. Werden nun die Schultern regungslos gehalten, ziehen sich die Muskeln der Brust zusammen, die Schultern werden nach vorne gebogen und die Brust wird schwach und häßlich. — Unsere jungen Dämchen werden sagen, das Armebewegen ist ja gar nichts, das ist eine sehr leichte Mühe. Ja, es ist eine leichte Mühe, wenn man die Arme ein- oder zehnmal bewegt, aber wenn man sie des Tages zehntausendmal bewegt, so ist das eine größere Uebung der Brustmuskeln, als alle anderen Bewegungen hervorbringen können.

(Aufbewahrung der Fleischbrühe.) Frischgesottene Fleischbrühe kann man nach neuerlich angestellten Versuchen sehr lange in vollkommen gutem Zustande in Haushaltungen aufbewahren, wenn man sie erkaltet in Glasflaschen füllt, deren Hals man leer läßt und nur mäßig fest mit einem aus Baumwolle gedrehten Stöpsel verschließt. Die konservirende Eigenschaft schreibt man lediglich der Baumwolle zu.

Ein schlechter Schauspieler zerfiel mit einem Schöngeist um eines Urtheils willen, und diese Zänkerei endigte mit der Drohung des Letzteren, daß er ihm etwas anthun werde, was er noch nie erlebt habe. Der Schauspieler sprang auf und rief: „Was können Sie mir anthun?“ Der Witzbold verließ die Gesellschaft und ließ nach einer Weile den Akteur durch den Aufwärter herausrufen. Dieser kam. „Sehen Sie,“ sagte Jener, „ich ließ Sie herausrufen, das haben Sie noch nie erlebt.“

Man zog einen schon bejahrten Mann damit auf, daß er noch immer den Galanten gegen die Damen spiele. „Ich halt' es mit St. Evremont,“ erwiederte er, „wenn man jung ist, lebt man, um zu lieben, wenn man alt ist, liebt man, um zu leben.“

(Sonderbarer Kredit.) Das Haus eines gänzlich kreditlosen Mannes stand in Flammen. Die Feuerspritzen arbeiteten mit aller Macht. „Na,“ meinte ein Zuschauer, „so viel wie heute ist dem Mann in seinem ganzen Leben noch nicht „gepumpt“ worden.“

Welche Blätter sind in den meisten Exemplaren verbreitet und werden am meisten gelesen? — Die Thee- und Tabaksblätter.

Charade.

Erste Silbe.

Ein überall willkomm'nes Wort,
Werd' ich gehört an manchem Ort;
Wo Sieger ihren Einzug halten,
Wo frische Turner fröhlich schalten;
Beim Abschied und beim Wiederseh'n
Und wo die Kranken auferste'n.

Zweite Silbe.

Bist du nach Neuigkeiten lüstern,
Komm her zu mir, da hörst du flüstern
Von Mancherlei, das sich so eben
In deinem Wohnort zugegeben;
Und obendrein kannst bei mir haben,
Woran sich Jung und Alt mag laben.

Das Ganze.

Aus beiden bau' dir eine Stadt,
Die viele alte Straßen hat;
Doch prächtig schön ist ihre Lage,
Es knüpft an sie sich manche Sage.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 42. Freitag, 7. April 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Der Rentner dankte dem jungen Manne für die Rettung seiner Tochter, aber Ernst entging es nicht, daß Krämer sich durch diese Verpflichtung beengt fühlte. Und in der That wäre es dem Vater Mathildens weit lieber gewesen, wenn er einem armen Manne, vielleicht einem Taglöhner, die Rettung seines Kindes zu verdanken gehabt hätte, diesen konnte er mit einer kleinen Summe abfinden, während er jetzt dem jungen Manne gegenüber sich für das ganze Leben verpflichtet fühlen mußte.

Den Armen bezahlt man ja für Thaten des Edelmuths und der Kühnheit und glaubt sich dadurch der drückenden Last der Dankbarkeit auf einmal und für immer zu entledigen! — Ernst stellte seine Wohnung dem alten Herrn für die Dauer, bis dieser eine neue gefunden habe, zur Verfügung, aber der Rentner wies das Anerbieten zurück. Er werde schon im Gasthofe ein Unterkommen finden, erwiederte er, allzugroße Vertraulichkeit liebe er überhaupt nicht.

Ernst fühlte sich durch diese schroffe Zurückweisung verletzt, und selbst die milden, liebreichen Worte Mathildens vermochten nicht den üblen Eindruck derselben zu beseitigen. Ohne sich um die Rettung seines Eigenthums weiter zu kümmern, verließ der Rentner in Begleitung seiner Tochter das brennende Haus, um im ersten Gasthofe der Stadt einzukehren. Ihm folgte ein Diener, der die eiserne Chatouille trug, welche die Baarschaft und Werthpapiere Krämer's enthielt. Auch Ernst entfernte sich von der Brandstätte, um seine Wohnung aufzusuchen.

Der Umstand, daß das Feuer so rasch um sich gegriffen und das Haus an vier Ecken zugleich gebrannt hatte, erregte bei der Behörde sofort den Verdacht der Brandstiftung, in Folge dessen am nächsten Morgen in aller Frühe ein höherer Beamter sich zu dem Rentner verfügte. Krämer gab die Möglichkeit einer Brandstiftung zu, ohne indeß Jemand bezeichnen zu können, gegen welchen die Behörde dieserhalb einschreiten dürfte.

Da es sich nun herausstellte, daß der Rentner in keiner Beziehung durch den Brand etwas gewonnen hatte, auch kein anderer Grund vorlag, ihn selbst dieses Verbrechens beschuldigen zu können, so begnügten die Behörden sich damit, im Stillen die genauesten Nachforschungen anzustellen, die vorläufig zu keinem Resultate führten.

Der Polizeibeamte hatte kaum das Zimmer des Rentners verlassen, als ein Individuum eintrat, bei dessen Anblicke Krämer erschreckt von seinem Sitze auffuhr. Dieses Individuum trug trotz der heißen Jahreszeit weite Sammthosen, einen verschossenen blauen Rock mit Metallknöpfen, eine grauweiße Weste und in der Hand eine dunkelgrüne Tuchmütze. Die Züge dieses Menschen machten einen abschreckenden Eindruck, das rothe, von häufigem Spirituosengenuß aufgedunsene Gesicht, die kleinen glasigen Augen, die stier und unbeweglich unter buschigen Brauen in ihren Höhlen lagen, die plumpe Stumpfnase, die aufgeworfenen Lippen und die flache, niedrige Stirne, welche das spärliche Haar in wirrer Unordnung theilweise bedeckte, ließen auf den Charakter eines Menschen schließen, der, gänzlich abgestumpft gegen jedes bessere Gefühl, eine Maschine war in der Hand dessen, welcher es verstand, das Räderwerk dieser Maschine in Bewegung zu setzen.

„Ihr hier, Schmelzer?“ fragte der Rentner, nachdem er sich von seiner Bestürzung erholt hatte. „Bedenkt Ihr nicht, in welchen Verdacht mich Euer Besuch so kurz nach dem Brande bringen kann?“

„Ah, es hat bei Ihnen gebrannt?“ erwiederte der Angeredete, während seine Lippen sich zu einem hämischen Grinsen verzogen. „Gratulire bestens zu dem Profit, den das kleine Unglück abwerfen wird!“

„Haltet den Mund!“ fuhr Krämer zornig auf. „Ihr glaubt am Ende, ich habe das Haus angezündet?“

„Ist schon oft dagewesen,“ erlaubte Schmelzer sich einzuschalten.

„Und ich sage Euch, Ihr seid ein Schuft, wenn Ihr glaubt, ich sei eines solchen Verbrechens fähig, das zudem eine Thorheit wäre!“ rief der Rentner, dem viel daran zu liegen schien, dem Vagabunden eine bessere Meinung von sich beizubringen. „Unterfangt Euch nicht, einen derartigen Verdacht laut werden zu lassen, Ihr wißt —“

„Was weiß ich?“ fuhr Schmelzer, ihm ins Wort fallend, zornig auf. „Ich weiß, daß, wenn Ihr mich an den Galgen bringen wollt, das Holz für den Euren ebenfalls reif ist, deßhalb haltet die Pfeifen im Sack und vergreift Euch nicht an einem freien Amerikaner!“

Krämer warf einen Blick ängstlicher Besorgniß auf die Thür, welche zum Schlafzimmer seiner Tochter führte, er bemerkte nicht, daß die Augen Schmelzer's diesem Blicke folgten und ein Lächeln des Triumphs über die häßlichen Züge dieses Menschen glitt.

„Laßt uns gute Freunde bleiben,“ fuhr der Letztere nach einer Pause fort, „denn so wahr ich Jakob Schmelzer heiße und ein Sohn des freien Amerika bin, so wahr stürze ich Euch in die Grube, wenn es Euch einfallen sollte, mir eine solche zu graben. Zahlt die Summe, die Ihr mir bis heute vorenthalten habt, so gehe ich in meine Heimath zurück, das Klima hier behagt mir nicht.“

„Glaub's gerne,“ versetzte Krämer sarkastisch, „der Raum, wo in jedem Winkel eine Katze lauert, gefällt den Mäusen nicht. Bevor ich Eurer Forderung nachkomme, verschafft mir das Dokument.“

„Es ist hier in meiner Tasche,“ entgegnete Schmelzer gelassen, „was gebt Ihr dafür?“

Die Augen Krämer's funkelten. „Ihr habt meinen Auftrag schon vollzogen?“ fragte er hastig.

„Alles in bester Ordnung. S'ist mir freilich etwas schwer geworden, der Kerl war stärker, als ich vermuthete, und um ein Haar breit hätte er mich überwältigt, aber ich hielt seine Gurgel fest in meinen Händen —“

„Ihr habt ihn ermordet?“ fiel der Rentner entsetzt ihm in die Rede.

„Ich habe mich nicht weiter um ihn gekümmert; als er sich in sein Schicksal ergab und ich auf keinen Widerstand mehr stieß, ließ ich ihn liegen. Hat ihm der Druck den Athem genommen, so ist's seine Schuld, ich habe ihn deutlich genug gefragt, ob er das Dokument freiwillig herausrücken wolle.“

„Gebt her, gebt her!“ rief Krämer ungeduldig.

„Die Nebenumstände macht mit Eurem eigenen Gewissen ab, ich habe keinen Theil daran.“

„Oho!“ versetzte Schmelzer, indem er einen Schritt zurücktrat und den Rentner mit einem Blicke maß, in welchem Haß und Rachsucht sich spiegelten. „Pfeift Ihr aus dem Loche? Ihr gabt mir den Auftrag, mich des Papiers zu bemächtigen, einerlei auf welchem Wege, ich war nichts weiter als ein Werkzeug in Euren Händen und Ihr seid für Alles verantwortlich, was Ihr durch Euer Werkzeug angerichtet habt. Das ist meine Meinung und dabei bleibe ich!“

Der Vagabund schlug bei den letzten Worten mit der Faust heftig auf den Tisch und knöpfte dann den Rock bis unter's Kinn zu.

„Ihr müßt fort, sobald wie nur möglich,“ nahm Krämer das Wort. „Gebt mir das Dokument, ich will Euch die hundert Louisd'ors zahlen, dann reist heute noch ab.“

„Das heißt, nachdem wir zuvor mit einander abgerechnet haben,“ unterbrach Schmelzer ihn gelassen. „Ihr schuldet mir hundert Louisd'ors dafür, daß ich —“

„Ich weiß, ich weiß,“ rief Krämer ungeduldig, „hier habt Ihr das Geld und nun das Papier!“

Der Vagabund öffnete die beiden Rollen, welche der Rentner ihm überreichte, zählte mit unerschütterlicher Ruhe die Goldstücke und ließ sie in die Taschen seiner Sammthose gleiten. „Bon, die Schuld wäre abgemacht,“ fuhr er fort, „jetzt bitte ich mir fünfzig Louisd'ors für dieses Papier aus.“

„Seid Ihr toll?“ rief der Rentner entrüstet.

„Keineswegs, ich verlange nur den Lohn für meine Arbeit. Weigert Ihr Euch, ihn zu zahlen, so werde ich mit aller Ruhe den Akt durchstudiren und den Inhalt desselben als Maßstab für seinen Werth annehmen, vielleicht sehe ich mich dann veranlaßt, meine Forderung etwas höher zu schrauben. Ja, ja, so wird es am besten sein,“ setzte er hinzu, indem er sich zur Thür wandte, „die Sache eilt so sehr nicht, vorläufig habe ich genug, um mich einige Wochen anständig durchzuschlagen.“

Der Rentner mochte Gründe genug haben, den Vagabunden von diesem Vorhaben abzuhalten; las Schmelzer den Akt, so stellte er vielleicht ebenso übertriebene Forderungen, wie Wetterau sie gestellt hatte. Er hielt den Vagabunden am Arme zurück und erklärte sich bereit, die fünfzig Louisd'ors zu zahlen, unter der Bedingung jedoch, daß Schmelzer sich sofort über die Grenze begebe.

Der Letztere wollte von dieser Bedingung nichts wissen; er werde abreisen, sobald es ihm Zeit dünke, erwiederte er, doch solle diese Abreise sich so lange nicht mehr hinausschieben.

Krämer, als er einsah, daß seine Vorstellungen nichts fruchteten, zahlte endlich das Geld und nahm dafür den Akt in Empfang. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß dieses Papier das richtige Original-Dokument war, schloß er es in seine Chatoulle und ersuchte dann den Bagabunden, sich zu entfernen. „Wir sind jetzt geschiedene Leute," sagte er, „Ihr habt in meiner Wohnung nichts mehr zu suchen und ich rathe Euch, mir fern zu bleiben, denn —"

„Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!" rezitirte Schmelzer, indem er die Mütze auf den Kopf setzte. „Das alte Sprichwort, — na, wir werden ja sehen, wie lange es bei uns Stich hält. Ihr habt mich doch noch einmal nöthig, deßhalb bleibe ich noch einige Tage hier."

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Heiden.

(Fortsetzung.)

Morgen gedachte Marie abzureisen, und William, der mit schwärmerischer Verehrung an der jugendlichen Freundin hing, beabsichtigte, sie bis dahin zu begleiten, wo sich ihre Wege auf dem Festlande trennten. Sie wollten gemeinschaftlich auf einem Segelboote bis zur nächsten größeren Insel fahren, und von dort aus die gewöhnliche allwöchentliche Schiffsverbindung mit dem Festlande benutzen. Wenn William sie nur erst geborgen wußte. Es verfolgte ihn eine unbestimmte Sorge und Angst um das so uneigennützig geliebte Mädchen, dessen Sicherheit und Glück er hier für gefährdet hielt. Und in der That: er hatte in Etwas Grund zu solchen Befürchtungen, denn Marie, die sonst so fest und sicher in sich selbst gewesen, gerieth allmälig in ein gewisses Schwanken und Zagen, das sich auch dem unerfahrenen jungen Freunde gegenüber deutlich genug kundgab. Es war hohe Zeit, daß geschieden wurde, und Alle, außer Marie, schienen sich denn auch auf eine Trennung zu freuen, die innerlich bereits so vollständig vorbereitet war. Der Alte sprach nur sehr wenig und dann nur über gleichgiltige Dinge mit der Tochter. Auch gegen William, dem er Anfangs so freundlich begegnet war, als es ihm nur gegeben sein mochte, zeigte er sich auffallend kühl und zurückhaltend. Jürgens hatte sich nicht wieder im Hause blicken lassen, seitdem ihn Marie auf seine schlichte und maßvolle Brautbewerbung freundlich aber bestimmt beschieden hatte. Aber es war William nicht entgangen, daß Jürgens sich oft in der Ferne zeigte, wenn er mit Marie die Insel durchstreifte; auch glaubte er nicht zu irren, wenn er einen fortwährenden regen Verkehr zwischen dem Alten und dem jungen Schiffer vermuthete, welcher Letztere wegen seines Bildungsgrades und seines unternehmenden Geistes ebenso geachtet, als wegen seiner Leidenschaftlichkeit und Verwegenheit gefürchtet wurde. Dieser Verkehr beunruhigte ihn am meisten; Heinzberger und Jürgens im Bunde wider das unglückliche Mädchen, — wer sollte sie gegen die Beiden schützen? Ja, was der Alte im halben Scherze bisweilen gesagt und geschrieben hatte: er lebe hier unter den Heiden, das mußte William wieder und immer wieder auf die jugendliche Freundin anwenden. Sie weilte hier unter den Heiden, unter Menschen ohne Verständniß für sie, ohne Erbarmen mit einem Wesen, das seinen eigenen selbstständigen Weg wählte. Immer und immer wieder sagte er sich, daß Marie die Heimath hätte meiden sollen, wie die Dinge nun einmal standen. Was hatte sie auch gewonnen? Sie schied im Grunde ärmer, als sie gekommen war. Der Vater blieb ihr verloren und — die innere Zuversicht, das hoffnungsvolle Vertrauen zu ihrem Schicksale hatte sie verloren.

Endlich stieg die neue Sonne aus dem Meere empor. Es war ein herrlicher Morgen, Meer und Luft gleich blau und durchsichtig; ein leichter günstiger Wind wehte von der Insel her nach der See. Das Boot, von zwei alten tüchtigen Schiffern geführt, lag zur Abreise fertig am Ufer. Heinzberger begleitete sein Kind und William nach dem Strande. Das unbedeutende Gepäck war bereits im Boote geborgen. Marie nahm weinend von dem Alten Abschied.

„Vater, zürne mir nicht," sprach sie schluchzend, „ich konnte nicht anders. Ich mußte gehen, ich durfte nicht thun, wie Du wolltest. Ich bin gebunden, Vater, es liebt mich ein Mann, dem ich einmal angehören werde, so der Himmel will. Ich kann ja nicht mit einer Lüge von Dir scheiden. Das Bild, welches Du bei mir sahst, ist das Bild des Mannes, dem ich Treue versprochen. Du sollst Alles erfahren, Alles, aber nicht mit Worten. Ich bringe sie nicht über den Mund. Ich schreibe Dir. Vater, ich mache Dir keine Schande, wenn sich auch unsere Wege scheiden, wie sie sich immer geschieden haben. Nie, nie! — Ich denke an die Mutter, deren Bitte mir einst so viel, viel Freiheit bei Dir gegeben. Ich versündige mich auch an ihr, wollte ich Dir jemals Schande machen. Darum vertraue mir auch jetzt und — Gott behüte Dich!"

William, der diese Worte mit angehört hatte, vermochte nicht seinen Thränen zu wehren. Der

Alte dagegen blieb, äußerlich wenigstens, fest und ungerührt. „Weine nicht, Mädchen,“ sagte er, „wenn Du nicht nöthig hast, über Dich selbst zu weinen. Du widerrufst zwar Deine Lüge, aber Du hast mich doch belogen. Schreibe Dir die Folgen selbst zu. Möge Dir nun der Himmel den rechten Weg zeigen. Den meinigen hast Du verschmäht und mein Vertrauen kannst Du nie wieder gewinnen!“

„Ist das Dein letztes Wort?“ rief Marie vorwurfsvoll und bei der Härte des Alten wieder erstarkend.

„Es ist mein letztes Wort,“ antwortete Heinzberger kalt, „und nun — reise glücklich!“

Marie reichte ihm die Hand und stieg in das Boot. Ihre Thränen waren getrocknet. Das letzte Lebewohl sagte sie ruhig und gefaßt. William verabschiedete sich kurz und herb. Es war ihm, als müßte er den eisernen Mann von ganzer Seele hassen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III., des Onkels des regierenden Königs, brach im Garde-du-Korps-Regiment ein Aufstand aus, bei weitem ärger, wie die Insubordination, welche die Kompagnie des Hauptmanns von Besser in so namenloses Unglück gestürzt hat. Es wurde in Folge dieses Ereignisses ein großer Theil der Unteroffiziere zu lebenswieriger Festungsstrafe verurtheilt. Die Verurtheilten wurden in die Kasematten von Magdeburg gebracht und dort zusammen in einer Zelle mit Ketten um den Leib an einen Klotz geschmiedet, so daß Jeder von ihnen nur etwa fünf Schritte gehen konnte. Einige Zeit nach der Verurtheilung besuchte der König die Festung Magdeburg und besah sich auch die Kasematten. Es wurde auch die Zelle vor dem Könige aufgeschlossen, in welcher die bereits am Leben verzweifelnden Unteroffiziere saßen. Der König blieb auf der Schwelle stehen, schauderte beim Anblicke, der ihm wurde, und trat zurück. Wer sind die Leute? fragte er in seiner kurzen Weise. Euer Majestät zu Befehl, es sind die verurtheilten Garde-du-Korps-Unteroffiziere, antwortete der Kommandant. Der König trat noch ein Mal auf die Schwelle der Kasematte, warf noch einen Blick auf die bleichen Unglücklichen, und sprach dann laut und vernehmlich die Worte: „Alle frei,“ wandte sich um und ging von dannen. Das Mark und Bein durchdringende Jubelgeschrei der so plötzlich dem Leben Wiedergegebenen brachte Allen, die es hörten, Thränen in die Augen. Alte Krieger sollen wie Weiber geheult haben. Wie die Rasenden stürzten Alle, die Hände hatten, über die Gefesselten her, in unglaublich kurzer Zeit waren sie frei, und noch ehe der König die Kasematten verließ, lagen die sämmtlichen Befreiten zu seinen Füßen und dankten mit hocherhobenen Händen dem Herrscher für ihr Leben. Der König liebte solche ergreifende Scenen nicht, er machte sich daher schnell von den Leuten los und sprang in seinen Wagen, in den ihm der Kommandant folgte. Zu diesem aber sprach er tief gerührt: „Doch ein göttliches Recht der Könige, die Gnade!“

(Weihnachtsfest der Vögel.) Im nördlichsten Theil von Schweden herrscht die schöne Sitte, daß jeder Landwirth einige Garben Getreide ungedroschen aufbewahrt. Zur Zeit des Christfestes werden diese Garben um die Häuser aufgestellt. Die Vögel, welche zu dieser Zeit schwer Nahrung finden und daher Hungers sterben würden, fliegen in Schaaren herbei und picken die Körner auf bis zum letzten. Fragt man die Leute, warum sie den Vögeln ganze Garben aufstellen, so antworten sie: Alles freut sich in dieser Zeit, wo wir das Andenken der Geburt unseres Heilandes feiern; es ist billig, daß wir die armen Thiere an der allgemeinen Freude Theil nehmen lassen, damit sie Gott loben, der uns die Weihnachtsfreude bereitet hat.

(Höchst schätzenswerther Theaterfreund.) In Paris hat ein alter, reicher Kunstliebhaber einer jungen, hübschen Schauspielerin vom **Théatre français** „aus reinem, uninteressirten, ihm durch ihr Talent, ihr Familienleben und die ursprüngliche Natürlichkeit ihres Spiels eingeflößten Wohlwollen“, ein Legat von 200,000 Frcs. vermacht.

Ein Dieb wollte sich in ein Haus schleichen. — „Wer da?“ rief der Portier an. — Keine Antwort. — „Wer da, Spitzbube?“ rief der Portier zum zweiten Male. — „Na, wenn Ihr mir kennt, wat fragt Ihr denn da erscht lange?“ antwortete der Dieb.

Auflösung der Charade in **№** 41:

Heilbronn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 43. Sonntag, 9. April 1865.

Sängers Tod.

(Ballade.)

Wie war so arm und öde das stille Kämmerlein,
Wo mit der Harf' im Arme der Sänger saß allein;
Kein Feuer brannte wärmend und draußen blies der Nord,
In trübem, düstern Scheine das Lämpchen glimmte fort.
Nicht mehr lag auf den Wangen der Jugend schimmernd Roth,
Und in der Brust des Armen schon lang war's starr und todt.
Durch's Fenster, das zerbroch'ne, die Luft strich kalt entlang,
Da wimmert leis die Harfe in geisterhaftem Klang!
Der Sänger nur der schweiget, nicht tönet mehr sein Lied;
Sein Herz, das liederreiche, hat längst schon ausgeglüht.
Still sitzt er viele Stunden und denkt vergangner Zeit,
Die ihm nach Kampf und Ringen nichts übrig ließ als Leid;
Er denkt der süßen Jugend, wo ihn ein Mutterherz
So vorsorglich geführet, bewahrt vor Noth und Schmerz;
Er denkt der holden Minne, die seine Brust einst barg,
Bis daß ein falsches Herze der Liebe ward zum Sarg;
Er denkt der treuen Freundschaft, die — fest im Glücke steht,
In Unglück und Verfolgung — ein schwacher Wind verweht!
Er denkt der Geistesfreiheit — er hat ihr Zoll gebracht —
Und war dafür gekommen in Acht und Aberacht;
Er denkt an all' die Wunden, die ihm schlug Haß und Neid,
Gestützt auf falsche Würde und Standes Eitelkeit;
Denkt d'ran, wie ihn verfolgte stets Ungerechtigkeit —
Gen Lüge und Verläumdung wor er ja nicht gefeit;
Und wie man dann bedrücket den Mann, der bieder, treu,
Ein Freund der Wahrheit bleibet, der haffet Heuchelei;
Denkt d'ran, wie einst er theilte mit Jedem gern sein Brod,
Nun läßt man ihn verkommen in Elend, Kummer, Noth! —
Und schier will er verzweifeln, er flucht der falschen Welt;
O weh! den finstern Mächten er wohl zum Opfer fällt!
Da schlug die elfte Stunde, kaum hört er den Gesang
Des Wächters, der so helle die Straß' herunterklang.
Es that ihm, ach! so wehe der frische, munt're Ton,
In seinem bittern Jammer klang er ihm fast wie Hohn.
Vor'm Kämmerlein, dem armen, der Wächter blieb jetzt steh'n:
Sein Lied auf's Neu' zu singen, was braucht er weiter geh'n? —
Denn sagt ihm nicht der Schimmer, der matt durch's Fenster dringt,
Daß dort ein Herz vergebens nach Ruh' und Tröstung ringt!

„Die Uhr hat elf geschlagen,
Es naht die Mitternacht;
Drum leg' dich ruhig schlafen,
Der Herr hält treue Wacht!

Und wenn die Welt dich nachtet,
Nur auf den Herrn gebaut;
Niemand umsonsten schmachtet,
Der seiner Huld vertraut.

Ihm lasse deine Sorgen,
Und schlummre treu beschützt;
Bis daß ein neuer Morgen
Uns hell entgegenblitzt!"

Da löst die harte Rinde um's Herz des Hörers sich —
Und salzig-heiß die Thräne ihm jetzt ins Auge schlich.
Er öffnet leis das Fenster, sein Blick schweift himmelwärts,
Hinauf in jene Räume, wo wohnt nicht Gram, noch Schmerz.

Dort glänzt am Firmamente der Sterne zahllos Heer,
Von Gottes Macht und Güte sie zeugen licht und hehr;
Die rufen jetzt so tröstend dem müden Wandrer zu:
O, zage nicht, du Armer! auch du gehst ein zur Ruh'!
Und namenloses Sehnen erfaßt des Sängers Brust:
Nach dem Gesang der Sphären, nach ew'ger Heimath Lust.

Rasch greift er in die Saiten, zu letzter Gluth entfacht,
Wie rauschen süß die Töne in ruhig stiller Nacht;
Sie wogen auf und nieder, sie fluthen hin und her,
Bald brausend und bald lispelnd, wie Wellen in dem Meer;
Sein Leid, sein tiefes Wehe: die Saiten klagen's leis —
Die Sehnsucht nach Erlösung — wie klingt's da voll und heiß!
Und mächt'ger, immer mächt'ger erscholl der Harfe Ton,
Als gält' es zu erringen des Sanges Ehrenkron'!
Da schlägt die zwölfte Stunde, der Geist des Sängers flieht
Hinauf in lichte Höhen; es schweigt sein Schwanenlied. —
Noch lächelt süß der Himmel herab mit hellem Aug',
Und durch die goldnen Saiten zieht's leis wie Geisterhauch!

Erfw. — *Fr. Luxenburger.*

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Als der Schurke sich entfernt hatte, lauschte der Rentner einen Augenblick an der Thür des Nebenzimmers und ein Lächeln der Befriedigung glitt über seine Züge, als er kein Geräusch in der Stube vernahm.

Mathilde schlief noch. Erschöpft durch die Aufregung und Angst hatte sie gleich nach der Ankunft im Gasthofe sich ins Bett gelegt und war auch nach wenigen Minuten ruhig und fest eingeschlafen.

Krämer schellte und begehrte das Frühstück. Nachdem er dasselbe eingenommen hatte, ging er hinaus, um eine neue Wohnung zu miethen. Er bemerkte nicht, daß, als er auf die Straße trat, ein Mann hinter einem Mauervorsprung ihn beobachtete, der, nachdem der Rentner hinter der nächsten Ecke verschwunden war, sich rasch in den Gasthof schlich.

Dieser Mann war kein Anderer als Schmelzer, der jetzt mit der Behendigkeit einer Katze die Treppe hinaufschlich, vor der Thür des Zimmers, welches Krämer bewohnte, einen Dietrich aus der Tasche zog, öffnete und dann eintrat. Auch er lauschte an der Thür des Nebenzimmers, auch über seine Züge flog ein Lächeln der Befriedigung, sein scharfes Ohr vernahm drinnen leise Tritte. Er trat rasch zurück und setzte sich in einen Armsessel, den Blick unverwandt auf die Thür gerichtet.

Nach einigen Minuten wurde diese geöffnet und Mathilde trat ein. Sie erschrack, als sie statt des Vaters den Vagabunden erblickte.

Schmelzer stand auf und verbeugte sich. „Der Herr Vater hat mir befohlen, das gnädige Fräulein in die neue Wohnung zu führen," sagte er in so sanftem, geschmeidigen Tone, als seine rauhe, heisere Stimme ihm zuließ; „es gereicht mir zum Vergnügen, diesem Befehle nachzukommen."

Mathilde war überrascht und befremdet; sie konnte sich nicht erklären, weßhalb der Vater einem solchen Menschen diesen Auftrag gegeben hatte. „Warum sendet er nicht einen unserer Diener?" fragte sie. „Helldau konnte dies ja besorgen."

„Ich kann mir denken, mein Exterieur gefällt Ihnen nicht," erwiederte Schmelzer, „ich bin es aber gewohnt, daß man mich gleichsam als einen Vagabunden behandelt, weil meine Kleidung nicht nach dem neuesten Schnitt angefertigt ist, und werde deßhalb einige Schritte vor oder hinter Ihnen gehen, je nachdem Sie es wünschen. Die Hauptsache bleibt doch immer die, daß ich Sie in die neue Wohnung führe, Ihr Herr Vater würde selbst gekommen sein, wäre er nicht mit der Einrichtung zu sehr beschäftigt."

„Schon gut, holt einen Wagen," entgegnete Mathilde, „ich werde inzwischen frühstücken."

„Einen Wagen?" versetzte Schmelzer erstaunt, „davon steht nichts in meinem Auftrage."

„Aber ich befehle es Euch!"

„So werde ich gehorchen."

Mathilde wußte sich noch immer nicht zu erklären, weßhalb der Rentner gerade diesen Menschen ihr zur Begleitung geschickt hatte, aber weit entfernt, ein Mißtrauen zu hegen, erklärte sie sich unverzüglich bereit, zu folgen, als Schmelzer nach wenigen Minuten mit der Meldung erschien, „der Wagen warte unten."

Der Vagabund flüsterte dem Kutscher leise einige Worte zu und setzte sich, nachdem das Mädchen eingestiegen war, auf den Bock. Der Wagen fuhr durch einige Straßen und Gäßchen, ließ dann die Stadt hinter sich und rollte über die Landstraße, bis er endlich vor einem kleinen, verfallenen Hause, welches einsam in der Haide lag, hielt. Weder der Kutscher noch Schmelzer hatten das Rufen des Mädchens beachtet, welches, als der Wagen die Stadt verließ, bereits bitter bereute, sich diesem Menschen anvertraut zu haben.

„Wohin führt Ihr mich?“ war die erste Frage, welche sie an Schmelzer richtete, als dieser die Thür öffnete.

„Wir sind gleich an Ort und Stelle,“ entgegnete der Vagabund gelassen, „da der Kutscher sich weigert, weiter zu fahren, so werden wir wohl die kurze Strecke zu Fuß zurücklegen müssen.“

„Aber ich werde nicht folgen,“ versetzte Mathilde, von einer ihr unerklärlichen Angst befallen, „ich fahre in die Stadt zurück.“

„So werde ich Sie begleiten,“ erwiederte der Vagabund mit gelassener Ruhe. „Kaum fünf Minuten von hier entfernt, hinter jenem Fichtenwäldchen, liegt das Landhaus, welches Ihr Herr Vater für den Sommer gemiethet hat. Sie würden sich in den Augen des Kutschers eine Blöße geben, wenn Sie so nahe dem Ziele wieder umkehren wollten.“ Er hatte die letzten Worte flüsternd gesprochen und dabei auf den Kutscher gezeigt, der bei seinen Pferden stand und, während er die Zügel ordnete, dann und wann einen Blick auf die Beiden warf.

Sei es, daß die Ruhe und Gelassenheit Schmelzer's das Mißtrauen schwinden ließ, sei es, daß Mathilde der allerdings nicht unwahrscheinlichen Angabe, ihr Vater habe ein Landgut für den Sommer gemiethet, Glauben schenkte, genug, sie stieg aus und in der nächsten Minute rollte der Wagen in rasender Eile wieder zur Stadt zurück.

„Bevor wir weiter gehen, erlauben Sie, daß ich in diesem Hause einen Augenblick ausruhe,“ nahm der Vagabund jetzt das Wort, indem er die Thür der Hütte öffnete. „Das ganze Terrain, welches Sie hier sehen, gehört zu jenem Landgute und irre ich nicht, so beabsichtigt Ihr Herr Vater, diese Baracke zu einem Sommerpavillon einzurichten. Sie ist zwar etwas baufällig, aber ein frischer Anstrich von Außen und eine würdige Ausstattung im Innern werden diese Mängel verdecken.“

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Heiden.

(Schluß.)

Das Boot stieß vom Lande ab und steuerte lustig in die blaue See hinaus. Heinzberger blickte ihm lange, lange nach. Mit stolzer, aufrechter Haltung stand er am Ufer. Der Ausdruck seines Gesichtes war ernst, aber nicht ohne Befriedigung. Er war hart geblieben, er hatte nicht geschwankt und gezagt. Es hatte keines Schwures bedurft, um so zu handeln, wie er gehandelt hatte.

„Und nun Glück auf, wackerer Junge!“ dachte er bei sich, „erkämpfe dir dein Weib von ihr selbst oder — laß sie untergehen. Dir gehört sie; wer hindert dich, dein Eigenthum im Meere zu bergen? Dort raubt es dir Niemand.“ — —

William und Marie befanden sich draußen auf offener See. Sie waren Beide ernster Gedanken voll und hatten kaum noch ein Wort miteinander gewechselt. „Sehen Sie, William!“ rief plötzlich Marie, „sehen Sie dort den hell erleuchteten Punkt auf der Insel? Das ist der Friedhof, wo wir gestern zum letzten Male miteinander standen. Und dort blinkt auch das Kreuz auf dem Thurme in den blauen Himmel hinein! Nicht wahr, William, unsere Insel ist schön an solch einem Tage, und die See ist es auch, und das Herz könnte hier wohl zufrieden sein und sich genügen lassen, wenn — —“

„Zum Teufel, was ist das?“ unterbrach die Sprecherin jetzt die rauhe Stimme des einen Schiffers. „Das Boot ist leck, es läßt mit einem Male Wasser ein und wir sind doch nirgends aufgelaufen. Herunter mit dem Segel. Wir müssen auf der Stelle bleiben und ausschöpfen, sonst haben wir wahrhaftig ein Unglück auf dem Halse!“

Die Reisenden waren auf das Höchste betroffen. Das Boot hatte sich mit einem Male fast einen halben Fuß hoch mit Wasser gefüllt, und letzteres schien sogar im Steigen begriffen zu sein.

„Ein verdammter Spaß,“ sagte der andere Schiffer, indem er das Gepäck der Reisenden ins Trockene brachte; „noch nie ist mir so Etwas passirt bei klarem Wetter und ruhiger Fahrt. Man möchte wahrhaftig an Hexerei glauben. Aber Gott Lob! dort kommen zwei Boote heran, die müssen Rath schaffen. Heda, ihr Leute, heda! Hierher gehalten! Recht so! Sie haben uns gehört und kommen näher. Das ist rasche Hilfe.“

Die beiden Boote eilten herbei. Es waren sehr kleine Fahrzeuge, zu größeren Ausflügen nicht eingerichtet und nur etwa zur Aufnahme von je zwei Personen geeignet. Auf dem einen derselben befand sich ein älterer, den beiden Reisenden unbekannter Schiffer. Wie erschrack aber William, als er auf dem zweiten Boote Jürgens bemerkte!

Die Schiffer, welche die Reisenden bis hierher gebracht hatten, erklärten auf das Allerbestimmteste, daß sie aussteigen müßten, da ihr Boot nicht mehr seetüchtig und jedenfalls nicht im Stande sei, sie an ihren Bestimmungsort zu befördern. Die beiden andern Schiffer erboten sich auch sofort, die Reisenden aufzunehmen und nach der andern Insel zu bringen, die von hier aus in einer guten Stunde erreicht werden könne. Doch sei es nöthig, daß sich die

Reisenden trennten, denn mehr als zwei Personen könne ein so kleines Boot nicht tragen.

William erbebte. Es entging ihm nicht, wie Jürgens' dunkel bremendes Auge fest und unbeweglich auf Marie haftete. Ihm erschien es wie das Auge eines Raubthieres, das sich an seiner Beute weidet. Er erklärte nachdrücklich, daß sie nach der Insel zurückfahren und dort ein anderes größeres Boot besteigen wollten. Er könne es nicht verantworten, daß seine Begleiterin ihr Leben auf solch einer Nußschale von Fahrzeug in Gefahr setze.

Ihre bisherigen Fährleute lächelten zu diesen wohlgemeinten Befürchtungen; die Gefahr auf dem lecken Boote sei größer als auf den beiden tüchtigen Fischerkähnen, ganz abgesehen von dem großen Zeitverluste.

Marie gab den Ausschlag. „Lassen Sie uns umsteigen, William," sagte sie leicht und unbesorgt, „ich möchte nicht noch einmal Abschied nehmen!"

„Gut denn," rief William rasch, „so fahre ich mit Euch, lieber Jürgens, und das Fräulein kann bei Eurem Kameraden einsteigen."

„Nichts da, junger Herr," antwortete jedoch Jürgens scharf und höhnisch; „ich fahre nicht um Lohn und wähle mir selbst die Passagiere. Ich möchte gerade die junge Dame fahren!"

William überlief es unheimlich kalt. Er warf einen fast flehenden Blick auf Marie: sie solle um keinen Preis mit Jürgens fahren. — Das junge Mädchen aber bemerkte ihn nicht oder wollte ihn nicht bemerken.

„Ich fahre mit Euch, Jürgens," sagte sie freundlich und als ob sie nichts Auffälliges bemerkt hätte; „Ihr werdet mich sicher zur Stelle bringen, davon bin ich überzeugt. Adieu einstweilen, William, und seien Sie unbesorgt. Ohne kleine Abenteuer geht es nun einmal nicht ab hier unter den Heiden!"

Sie trennten sich. Die alten Bootsleute fuhren mit ihrem lecken Fahrzeuge zurück. Die beiden andern Boote blieben sich eine geraume Weile in größter Nähe, und William konnte sich mit Marie sogar einzelne Worte zurufen. Plötzlich aber begann das Boot von Jürgens zu eilen und ließ dasjenige, welches William trug, weit hinter sich zurück. William trieb seinen Fährmann zu gleicher Hast. Denn aus dem anderen Boote schien ihn eben ein flatterndes weißes Tuch zur Hilfe zu rufen.

Aber der Fährmann erwiederte ihm lachend: „Wir kommen schon zurecht, junger Herr, und das Boot ist gut. Mit dem Jürgens aber, wenn er sich in die Ruder legt, fährt der Teufel nicht um die Wette. Ja, der Jürgens, der Jürgens, das ist ein Prachtkerl und unser Stolz. Der kann, was er will, und müßt' es das Leben kosten! — Hört Ihr da drüben das Rauschen und Aechzen? Das ist die Brandung am Schwalbenfelsen, die schlimmste Stelle für ein Boot in diesem schlimmen Wasser. Hört Ihr's wohl? Aber wir lassen sie links liegen und halten scharf nach Süden. Ein verdammter Kerl, der Jürgens, mich so im Stiche zu lassen!" — —

Der treuherzige Alte brachte seinen Mann sicher und wohlbehalten zur Stelle. Aber wo blieb Marie, wo Jürgens? Sie waren Beide verschwunden, Niemand wußte von ihnen.

William bot Alles auf, um dem Verbrechen, welches er vermuthete, auf die Spur zu kommen. Er konnte nicht heimkehren, ohne zuvor alle Mittel zur Aufklärung des Dunkels erschöpft zu haben. Er fuhr von Insel zu Insel und zog Erkundigungen ein. Vergeblich! — Zuletzt überwand er sogar seinen tiefen Widerwillen und kehrte auf die Insel zurück, wo der Vater Mariens lebte. Vielleicht konnte er hier wenigstens Etwas in Erfahrung bringen. Im äußersten Falle wollte er vor den Alten treten und ihn nach der Tochter fragen!

Als er an das Ufer stieg, traf er bekannte Gesichter. Seine erste Frage war nach Jürgens. Er wäre verunglückt, hieß es. Er fragte nach Heinzberger. Die Schiffer zuckten mitleidig mit den Achseln.

„Es ist aus mit dem Alten," sagten sie, „er ist wahnsinnig. Als die Kunde kam, daß der wackere Jürgens samunt der Komödiantin verunglückt sei, schrie er laut auf, als stäche ihm Eines durch das Herz, und dann wurde er still und stumm, und so ist es noch heute und wird es wohl bleiben. Pfui über die Komödiantin! Um sie ist es kein Schade, aber sie kostet uns zwei brave Männer; denn der Alte ist schlimmer daran wie begraben!"

William fragte nicht weiter. Er kehrte trauernd in die Heimath zurück. Er war um Vieles ernster, gereifter und männlicher geworden. Was er in jenen Tagen erlebt hatte, blieb ihm ewig unvergeßlich.

Räthsel.

Einer an Eine.

Dich thut mein Aug', was meine zweite spricht,
Doch dich kann ich die erste nicht,
Das Ganze drum das Herz mir bricht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 44. Dienstag, 11. April 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Junge Mädchen sind stets neugierig und Mathilde, welche der Angabe Schmelzer's vollen Glauben schenkte, konnte nicht unterlassen, einen Blick in das Innere der Hütte zu werfen, zu welchem Zwecke sie über die Schwelle derselben trat.

Der Vagabund schloß die Thür von Innen zu, schob einen schweren Riegel vor, an welchem ein großes Vorhängeschloß hing, und zeigte auf die Treppe. „Hinauf!“ herrschte er rauh. „Sie sind jetzt in meiner Gewalt und keine Macht soll Sie aus derselben befreien, so lange ich noch für einen Athemzug Luft in der Lunge habe!“

Das Mädchen richtete sich stolz auf, mit der Schnelligkeit des Blitzes durchzuckte ihre Seele die Ueberzeugung, daß sie ihre ganze Geistesgegenwart bewahren müsse, um sich aus der Falle retten zu können, in welche sie so leichtfertig gegangen war. „Was soll das, Elender?“ entgegnete sie so fest und entschieden, als sei dies Haus das ihrige und ein Dutzend Diener bereit, auf den ersten Wink sich auf den Schurken zu stürzen. „Oeffnet die Thür und befreit mich von Eurer Gegenwart, oder —“

„Oder?“ fiel Schmelzer ihr höhnisch ins Wort. „Hol' mich der Henker, dies „Oder“ ist hier schlecht angebracht. Es hat keinen Sinn, schönes Fräulein, die Drohung, welche hinter ihm liegt, ist ohnmächtig, so ohnmächtig, daß der furchtsamste Mann nicht vor ihr erschrecken würde. Wir sind die einzigen Personen in dieser alten Baracke, weit und breit kein Haus, kein lebendes Wesen. Die Landstraße liegt eine Viertelstunde von hier entfernt, der Fußweg, welcher hier vorbeiführt, wird selten oder nie begangen. Kurz, das Häuschen bietet einem verliebten Pärchen ein sicheres Versteck, deßhalb auch suchte ich es mir aus.“

„Sie vergaßen, daß ich eher den Tod als die Schande wählen werde,“ entgegnete Mathilde, die sich kaum aufrecht zu halten vermochte.

„Pah, es stirbt sich nicht so rasch,“ fuhr der Vagabund achselzuckend fort.

„Laßt mich gehen,“ bat das Mädchen, „nehmt meinen ganzen Schmuck und öffnet mir dafür die Thür, ich verspreche Euch, daß ich Euch mit keiner Silbe verrathen will.“

„Was nützt mir der Schmuck, ich will Sie haben! — Hätte ich nur nach dem Schmuck Verlangen getragen, würde ich ihn genommen haben und die Chatouille Ihres Vaters dazu. — Ich bin ein freier Amerikaner!“ fuhr er nach einer Pause fort, indem er sich in die Brust warf und die Mütze lüftete, „da drüben sind die Frauen ein gesuchter Artikel, und weil ich drüben keine finden konnte, die mich haben wollte, so nehme ich Sie mit; — ich denke, das ist einfach und leicht zu begreifen.“

„Glaubt Ihr, daß Euch das gelingen wird?“ fragte Mathilde entrüstet. „Schmeichelt Ihr Euch wirklich mit der Hoffnung, ich werde einem solchen Schenfal freiwillig folgen?“

„Pah, das wird sich finden,“ spottete der Amerikaner, „habe ich Sie erst einmal in Bremen, so habe ich Sie auch in Amerika.“

„Und wie wollt Ihr es bewerkstelligen, mich nach Bremen zu bringen? Denkt Ihr nicht daran, daß ich jeden Menschen zur Hilfe gegen Euch rufen, daß ich mich an jeden Beamten wenden werde?“

„Ganz recht, ich habe daran gedacht und einen Plan entworfen, den Sie vielleicht abenteuerlich finden, der aber jedenfalls schlau ersonnen ist. Sie werden die Güte haben, den Anzug anzulegen, welchen Sie oben in Ihrem Schlafgemach finden. Wenn dieses Gemach nicht so elegant und bequem eingerichtet ist, wie Ihr früheres Kabinet, so bitte ich tausendmal um Entschuldigung. Die Eile, mit der ich meine Vorkehrungen treffen mußte, ließ mir

unmöglich Zeit, an Alles zu denken. Für den Fall, daß Sie sich weigern, meinen Befehlen Folge zu leisten, sehe ich mich veranlaßt, selbst Hand anzulegen; nun, ich denke, von Ihrem künftigen Gatten können Sie sich das gefallen lassen. In der Uniform eines Gendarmen werde ich Sie nach Bremen bringen und damit Sie nicht auf die thörichte Idee eines Fluchtversuchs fallen, lege ich Ihnen Handschellen an."

„Allerdings sehr abenteuerlich und dazu unausführbar."

„Nicht so unausführbar, wie Sie glauben; hören Sie weiter. Unsere Papiere sind in bester Ordnung, Sie gelten für eine Amerikanerin, welche sich der Ermordung ihrer Geschwister durch Gift schuldig gemacht hat. Um jeder genaueren Nachforschung vorzubeugen, werde ich Jeden, der sich nach Ihrem Verbrechen erkundigt, Jedem, den Sie anzusprechen wagen, Jedem, dem wir begegnen, mittheilen, daß Sie wahnsinnig seien. So mache ich alle Ihre Versuche, die Hilfe Anderer gegen mich anzurufen, zu Schanden, man wird mich bemitleiden, Ihnen fluchen."

„Schändlich!" murmelte das Mädchen entsetzt.

„Wie finden Sie den Plan? Ist er nicht fein und schlau angelegt?" Mathilde wandte dem Schurken schweigend den Rücken und trat in ein Zimmer, dessen Thür sie hinter sich ins Schloß warf. Sie sah wohl ein, daß sie ganz in der Gewalt dieses Menschen war und zweifelte nicht, daß dieser sein Vorhaben ausführen werde. Sie mußte Zeit zu gewinnen suchen, um über die Mittel zu ihrer Rettung denken zu können.

„Ich hoffe, Sie fügen sich geduldig in das Unvermeidliche," fuhr Schmelzer fort, der dem Mädchen in das Zimmer gefolgt war, „thun Sie dies, so werde ich Ihnen die Beschwerden der weiten Reise zu erleichtern suchen, im entgegengesetzten Falle aber kenne ich Mittel genug, Sie für Ihre Widerspenstigkeit zu bestrafen. Die Hütte steht heute zu Ihrer Verfügung, oben unter dem Dache finden Sie Ihr Lager, in diesem Korbe hier Lebensmittel und in jenem Kruge Wasser." Nach diesen Worten verließ der Vagabund das Zimmer und gleich darauf auch das Haus, dessen Thür er mit vielem Geräusch abschloß.

In Fieberhast durcheilte Mathilde das alte Haus, jedes Fenster, deren nur drei sich vorfanden, war vergittert. Vergebens rüttelte sie an den Eisenstäben, sie waren fest in den Stein eingelöthet, was konnte das Mädchen mit den schwachen, zarten Händen ausrichten! Da fiel der Blick Mathildens auf die Wand, an der an einzelnen Stellen der Lehm abgekrümmelt war. Neuer Muth beseelte sie, gelang es ihr, durch die Wand, welche so sehr dick nicht sein konnte, ein Loch zu brechen, bevor der Vagabund zurückkehrte, so war sie gerettet. Aber womit? Sie entdeckte den Wasserkrug, schlug ihn entzwei und begann mit den Scherben ihre mühsame Arbeit.

7. Kapitel.

Nachdem Ernst in seiner Wohnung von den Strapazen ausgeruht und gefrühstückt hatte, ging er zu seinem Freunde, dem Doktor Schacht, um in dessen Begleitung Schulz einen Besuch abzustatten. In der Zelle des Gefangenen angekommen, setzte der Advokat sich auf die Bank und bat den Ackerer, ihn ruhig anzuhören und seinem Rathe zu folgen.

Er theilte ihm jetzt den Inhalt des Anklageakts mit, verhehlte ihm nicht, daß bei dem jetzigen Stand der Dinge Zehn gegen Eins zu wetten sei, daß Schulz auf Grund der vorliegenden Beweise verurtheilt würde, und knüpfte zum Schluß an seine Mittheilungen den Bericht über die Unterredung, welche am verwichenen Abend zwischen dem Rentner und dem Wetterau stattgefunden hatte. Der Ackerer ging mit großen Schritten in seiner Zelle auf und ab. Die eindringlichen Worte des Juristen, die Klarheit, mit der jener die Sachlage aufdeckte und den voraussichtlichen Gang derselben entwickelte, noch mehr aber die offenen, ehrlichen Züge des Advokaten blieben nicht ohne Eindruck auf ihn. — Er sah ein, daß er vor einem Abgrund stand, an dessen Dasein er bisher, auf seine Unschuld bauend, gezweifelt hatte.

„Nur Eins kann Sie retten," schloß der Advokat, „vollgiltige Beweise für Ihre Unschuld!"

„Die nicht anders beizubringen sein werden, als durch die Entdeckung des Mörders," setzte Ernst hinzu.

„Allerdings," fuhr Schacht fort; „es ist leicht, sehr leicht, gegen den unbescholtensten Menschen Beweise beizubringen, welche ihn irgend einer verbrecherischen That verdächtigen, ja nach dem Buchstaben des Gesetzes vollständig überführen, sehr schwer dagegen, solche Beweise zu widerlegen."

„Mag sein," warf der Ackerer ein, „aber müssen die Geschworenen nicht einsehen, daß der Tod meines Herrn mir nicht den geringsten Vortheil einbrachte?"

„Nein, denn das Gegentheil liegt näher," versetzte der Advokat. „Der Tod Ihres Herrn überhob Sie der Verpflichtung, über die erhaltenen Gelder Rechenschaft abzulegen, die ersparten 200 Thaler blieben in Ihrem Besitz. Sie konnten durch das Dokument auf Ihren Pflegesohn einwirken, sich vielleicht des Vermögens bemächtigen und —"

„Halten Sie ein!" fiel Schulz ihm ins Wort. „Sie haben Recht. An Alles dies dachte ich bisher

nicht, meiner Seele lag diese Vermuthung so fern, daß es selbst im Traum mir nicht in den Sinn gekommen wäre, auf sie zu fallen."

„Der Instruktionsrichter hat sie nur angedeutet, der Staatsanwalt wird sie ausbeuten," nahm der Advokat wieder das Wort. „Der Mord muß gerächt werden, der Schein ist gegen Sie, was also ist natürlicher, als daß der Staatsanwalt die Anklage aufrecht hält und nach besten Kräften sie zu beweisen sucht! Die Geschworenen sehen nicht tiefer, wie sie vermögen, sie nehmen die im Anklageakt aufgeführten Vermuthungen identisch mit Ihren Absichten an und — Sie sind überführt!"

Der Landmann hatte sich auf die Bank gesetzt; das Kinn auf die Hände gestützt, sah er eine Weile nachdenklich vor sich hin. „Den wahren Mörder ausfindig machen!" erwiederte er endlich; „damals hätte man dazu Schritte thun sollen, gleich nach jener Nacht, heute sind drei Monate seitdem verstrichen!"

(Fortsetzung folgt.)

Auf Leben und Tod.

„Senor Inglese, eine junge Dame macht Euer Gnaden einen Besuch," sagte der dicke Juan, der Aufwärter, und riß die Thür weit auf, den angemeldeten Besuch einzulassen. Ich saß eben am Fenster meines Zimmerchens im dritten Stock der Fonda de la Alameda und sah auf den dunkelwerdenden Spazierplatz hinunter, wo die angezündeten Cigarrenspitzen unter den Springbrunnen und Marmorbildern zu flimmern begannen und die schönen Herren und Frauen Malaga's, mit Fächer und rauschender Mantilla, und klirrenden Sporen, in endlosen Gruppen voll fröhlicher Lust und Geplauders ab und zu wandelten. Was mich betraf, so war ich herzlich müde. Wir hatten eine lange Tagesarbeit mit dem Verbringen der Ladung an Bord gehabt, und ich war ganz matt von dem unaufhörlichen Antreiben der faulen Stevedores und vom Herumstreiten mit den unersättlichen Raubvögeln der spanischen Mauth. Doch das gute Schiff Tudor, von Bristol, welchem ich als erster Steuermann angehörte, sollte so schleunig als möglich zur Heimfahrt befrachtet werden, und da Kapitän Weiklejohn nachgerade gebrechlich und alt ward, so fiel mir der größte Theil der Last und Verantwortlichkeit zu; auch hatte ich gar nichts dawider, um so weniger, als Price u. Thompson, unsere Rheder, so gut wie versprochen hatten, daß, wenn der Tudor das nächste Mal aus Sicht des Thurms von Sankt-Marien-Redcliffe segele, Heinrich West die Barke befehligen solle an Statt des auf Ruhegehalt gesetzten Weiklejohn. Und dann —

Doch wie meine Gedanken geschäftig in den wachen Träumen sich ergingen, welche die Einbildungskraft mit der Frage heraufbeschwor, was sich mit dem vermehrten Gehalt und der höheren Stellung als Kapitän thun ließe, — wache Träume, in denen das holde Gesichtchen und sanfte braune Augenpaar Alice Croft's untrennbar mit heitern Erscheinungen einer trauten englischen Heimstätte zu Cliston, mit glücklichen Kindern spielend in ihrem Garten, und einem liebenden Willkomm für den Gatten und Vater zur Rückkehr von der See sich mischten, da riß Juan, der Aufwärter, beschriebenermaßen die Thür auf; und hastig herein, mit dem armen hübschen Gesichtchen gar bleich und bethränt, kam Alice Croft selber, während ich im Gang draußen flüchtig die runzelige Häßlichkeit des alten Weibs, der Serafina, erblickte, der einzigen Dienerin der Crofts.

„Alice, liebstes Herz! Sie hier? Was ist?" sagte ich, von meinem Stuhl aufspringend; und im Augenblick weinte das arme einsame englische Kind an meiner Schulter. Erst nach einigen Sekunden gelang es mir, ihre Aufregung so weit zu beschwichtigen, daß ich von ihr auf meine Fragen einen zusammenhängenden Bericht von dem vorgefallenen Unglück erhielt, wiewohl ich leicht errieth, daß keine unbedeutende Ursache ein so sittsames und so streng erzogenes Mädchen, wie meine Alice, bewogen haben mußte, den überfüllten und unruhigen spanischen Gasthof zu betreten, um einen ledigen Gast der Fonda zu besuchen. Anfänglich aber vermochte Alice durch ihr Schluchzen hin nichts weiter hervorzubringen als die Worte: „mein Vater, mein lieber Vater!" die mich dunkel vermuthen ließen, daß dem alten Herrn Croft ein Unfall zugestoßen sei, was aber für einer, konnte ich freilich nicht errathen.

Der alte Herr Croft war einer der wenigen Engländer, die, mit Ausnahme der Kranken, welche das warme Winterklima damals herbeizuziehen angefangen hatte, in Malaga wohnten. Er war Wittwer, die etwa 19jährige Alice sein einziges Kind. Ihr Vater hatte in späteren Lebensjahren geheirathet und deßhalb, vielleicht, und um der in Alice's ganz frühem Alter verlorenen, zärtlich von ihm geliebten Gattin willen sich ungewöhnlich innig an die Tochter angeschlossen, auf die er ausnehmend stolz war. Er war überhaupt eine ziemlich stolze und zurückhaltende Natur und zeitenweise in der Stimmung, recht bitter von einer Welt zu denken und zu sprechen, die ihn — in seinen Augen — ungerecht behandelt hatte.

Mit seiner Vergangenheit wurde ich nie ganz bekannt, denn er war nicht übermittheilsam, er hatte aber eine feine und vielseitige gediegene Bildung, und nach seinem Benehmen und seiner Erscheinung bildete ich mir oft ein, er müsse eine weit höhere gesellschaftliche Stellung eingenommen haben, als in der ich ihn kennen lernte. So aber war er unbemittelt und lebte von der Ausübung seiner Gaben als Künstler. Er besaß, glaube ich, bedeutendes Verdienst als Maler, verwerthete aber aus angeborener Schüchternheit oder aus einem Gefühl krankhafter Empfindlichkeit seine Leistungskräfte nicht zum besten auf dem Markt. Er war ein vortrefflicher Zeichner und besaß eine fruchtbare Phantasie und einen richtigen Geschmack, und erwarb sich seinen Unterhalt theils als Zeichenlehrer, theils durch Ausführung von Mustern für die Gebrüder Perez, die reichsten Fabrikanten in Malaga.

Der Tudor besuchte zu regelmäßigen Zeiten den Hafen Malaga's, und auf einem dieser Besuche hatte ich zufällig die Bekanntschaft Herrn Croft's gemacht, für den ich bereitwillig einen kleinen Auftrag in England zu besorgen übernahm. Wir gefielen uns gegenseitig, vermuthe ich, denn ich gewahrte sogleich, daß er ein Mann nicht gewöhnlichen Schlags und trotz des scharfspottenden Tons, den er zuweilen annahm, von edlem, wohlwollendem Herzen sei, das nur von rauher Erfahrung in der Welt ein bischen herb zusammengezogen war. Seinerseits zeigte er seine Achtung für mich dadurch, daß er mich in sein Haus einlud, eine Höflichkeit, die er nur Wenigen unserer reisenden Landsleute zukommen ließ. Ich sah Alice, lernte bald sie lieben und fand nach einiger Zeit mit Wonne, daß ihr unschuldiges Herz mir geschenkt war. Allein der alte Croft, der sich gewöhnt hatte, seine Tochter sich als Kind zu denken, war unserer Verbindung entgegen und benahm sich, dünkte mir, recht grausam in der Sache.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltiges.

Ueber das letzte Concert des hiesigen Cäcilienvereins wird dem „Mannheimer Journal" geschrieben: Ein am 24. v. Mts. dahier stattgehabtes Concert des Cäcilienvereins unter Leitung des Herrn Richard Neher und unter gefälliger Mitwirkung des Herrn Kündinger von Mannheim ist vermöge seines ausgewählten Programmes, sowie durch eine wirklich musterhafte Durchführung bemerkenswerth. Als ein Glanzpunkt dieses Abends dürfte vor Allem der von Ihrem hochgefeierten Maëstro B. Lachner für Tenor oder Sopran-Solo, Chor und Orchester komponirte hunderte Psalm erscheinen. Es ist dies ein Tonstück, das durch seine schönen Motive und fein künstlerische Verwendung der menschlichen Stimme im Chorsatze, unterstützt von der trefflich instrumentirten Orchesterbegleitung, auf uns einen ganz überwältigenden Eindruck machte. Der erste Chor in **B**, „Jauchzet dem Herrn," und ein darauf folgendes Männerquartett mit Harmoniebegleitung in **Es**, „der Herr ist Gott," nebst dem zwischen Solo und **Ensemble** wechselnden Schlußsatze in der Haupttonart waren von besonderer Wirkung. Das mehr für Tenor berechnete Solo wurde, da Herr Hoffmann aus Mannheim leider verhindert war, dem Concerte beizuwohnen, von einer hiesigen Dame recht wacker durchgeführt und hat Herr Neher durch Beiziehung aller disponiblen Kräfte und fast pedantisches Einstudiren diese Aufführung zu einer der Komposition würdigen gemacht. Herr Kündinger, welcher bei dem hiesigen Publikum noch im besten Andenken steht, bewährte seine Künstlerschaft auf's Neue in dem mit solider Technik und schönem Tone exekutirten **A moll**-Concert von Goltermann und in dem seelenvollen Vortrag des **Adagio** aus dem Mozart'schen Quintett, wodurch er den reichsten Beifall erntete. Außerdem kamen noch die liebliche **Sinfonie militaire** v. Haydn, sowie eine Motette für weibliche Stimmen von Mendelssohn zur Aufführung und können wir nicht umhin, Hrn. Neher, welcher mit unermüdlichem Fleiße Orchester wie Chor einstudirt, unsere wohlverdiente Anerkennung hiermit öffentlich auszusprechen.

Im Jahre 1661 wurde in Finnland über einen Studenten wegen Zauberei das Todesurtheil gefällt. Die Beschuldigungsgründe waren: seine reißenden Fortschritte im Latein, Griechisch und Hebräisch, seine schöne Handschrift und die Leichtigkeit, mit welcher ein anderer Student bei ihm das Latein erlernte. Der Unglückliche wäre unfehlbar auf den Scheiterhaufen gekommen, hätte nicht Graf Brahe, der die Gründe zum Todesurtheil nicht erheblich genug fand, das Urtheil kassirt und in eine lange Carcerstrafe verwandelt.

Auflösung des Räthsels in № 43:

Sehnsucht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 45. Freitag, 14. April 1865.

Auferstehung!

So bist du, Frühling, denn erstanden,
Dein Auferstehungstag brach an,
Es hat in prangenden Gewanden
Sich Feld und Wiese angethan;
Hoch aus den Lüften jubelt nieder
Beschwingter Sänger frohe Schaar,
Sie bringen grüßend ihre Lieder,
Von deinem Glanz begeistert, dar.

Ich aber geh' auf Bergeshalden,
Fast springt mein Herz vor heißer Lust,
Ich seh' dein Wirken und dein Walten, —
Ich fühl's in meiner eignen Brust:
Das ist ein Gähren, ein Entstehen,
Ha, wie es woget, wie es kreist!
Zerstoben sind des Winters Wehen,
Zu neuem Schaffen strebt der Geist!

So trifft im Staub, auf ird'schen Bahnen
Auch mich das Auferstehungswort,
Ein heißes Sehnen, träum'risch Ahnen
Reißt mich zu höh'ren Sphären fort;
Es fühlet sich mein Geist erhoben
Weit über das beglückte All,
Und, gleich den Lerchen, schwebt er droben
In Frühlingslicht, in Frühlingsschall.

O Seelenfrühling, mir im Innern,
O Auferste'h'n aus Grabesnacht,
Hier ist nur Wonne, kein Erinnern
An Gram, der vor'ge Zeit gebracht.
Ach, dieses Wogen, dieses Branden,
Es faßt es nicht das enge Herz,
Die Seele ringt aus Erdenbanden
Sich frei und mächtig himmelwärts.

Reich, aus dem Graus der Winternächte,
Der holde Frühling sich entwand,
Harmonisch walten tausend Mächte,
Gelenkt von einer weisen Hand;
Auf allen Landen ruhet Segen,
Auf allen Landen reines Glück,
Und nirgends Haß, kein feindlich Regen
Begegnet dem entzückten Blick.

O, hohe Lust, sich zu erschwingen
Auf freier Lieder Flügelschlag,
O Wonne, deinen Glanz zu singen,
Du heil'ger Auferstehungstag!
Ja, Ostern ward's auf allen Höhen,
In Wald und Feld, im tiefsten Thal:
Wie solltest du nicht auferstehen,
Mein Herz, mit diesen all zumal!

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

„Machte ich Sie nicht derzeit darauf aufmerksam, als ich mich gleich nach Ihrer Verhaftung zu Ihrem Rechtsbeistand anbot?" erwiederte der Advokat. „Sie wiesen mich barsch und stolz zurück."

„Freilich, damals wußte ich noch nicht, was ich heute weiß," fuhr Schulz ungeduldig fort. „Was nun?"

„Das frage ich Sie?" versetzte Schacht. „Vor allen Dingen müssen Sie mir über Alles, was auf Ihren Herrn Bezug hat, die nöthige Aufklärung geben. Ich finde Manches, was mich befremdet. So war der Ermordete ein Bruder des Rentners Krämer und merkwürdigerweise weiß außer dem Gerichtspersonal dies Niemand. Woher rührt es, daß dies so verschwiegen blieb?"

Schulz warf rasch einen Blick auf Ernst, dessen Züge bei den letzten Worten Ueberraschung ausdrückten. „Er war der Oheim Mathilde's?" fragte er.

„Allerdings," fuhr Schacht fort, „und das wußtest Du noch nicht?"

„Nein. Ich hörte wohl, daß der Ermordete „Krämer" heiße, war aber weit entfernt, in demſelben einen Verwandten des Rentners Krämer zu vermuthen."

Schulz hatte ſich erhoben. „Wir werden darüber noch ſpäter mit einander reden," wandte er ſich zu dem jungen Manne, „für jetzt bitte ich Sie, mich mit dieſem Herrn allein zu laſſen. Sie werden dieſen Wunſch ehren, wenn ich Ihnen ſage, daß mich Gründe zu demſelben beſtimmen, die nicht nur für mich, ſondern auch für das Wohl eines Dritten ſchwer wiegen."

Ernſt kam der Bitte ohne Aufſchub nach.

„Er iſt der Sohn des Ermordeten?" fragte der Advokat, als der junge Mann die Zelle verlaſſen hatte.

Der Ackerer nickte ſchweigend. „Sie werden begreifen, weßhalb ich ihn hinausſchicke," verſetzte er, „noch iſt die Stunde nicht gekommen, in der er Alles wiſſen darf." Er theilte jetzt dem Juriſten mit, in welchem Verhältniß er zu dem Ermordeten geſtanden hatte, berichtete ihm den Haß der beiden Brüder gegen einander, die Gründe, welche Krämer bewogen, Europa zu verlaſſen und den Auftrag, der ihm in Bezug auf das Kind ſeines Herrn geworden war.

„Und von alldem ahnt Ernſt bis heute noch nichts?" fragte Doktor Schacht erſtaunt.

„Nicht das Geringſte," fuhr Schulz fort. „Ich ließ nach dem Willen meines Herrn das Kind ein Jahr lang bei der Wärterin und brachte es dann der Wittwe Heller, welche ich als eine brave, verſchwiegene Frau kannte. Ihr ſagte ich, das Kind ſei ein Findling, ich dürfe es nicht mit mir nach Hauſe bringen, ſie ſolle einſtweilen die Erziehung deſſelben übernehmen, bis ich die Eltern gefunden habe. Sie verſprach, meinen Anordnungen getreu nachzukommen, gelobte mir ſtrenge Verſchwiegenheit und hat dies auch bis zur Stunde redlich gehalten. Im nächſten Jahre wird Ernſt großjährig, da wollte ich ihn ſeinem Oheim vorſtellen, das Dokument vorzeigen und dafür Sorge tragen, daß er ſein Vermögen erhielt."

„Das Dokument befindet ſich in den Händen Wetterau's," bemerkte der Advokat, „wiſſen Sie, welcher Notar es ausfertigte?"

„Ich habe mich nie darum bekümmert, Gottfried wird mir das Papier zurückſchaffen."

„Aber wenn ihm dies nicht gelingt?"

„Seien Sie unbeſorgt, es wird ihm gelingen."

„Zunächſt kommt es darauf an, Sie aus dieſem Hauſe zu befreien," nahm der Advokat nach einer Pauſe wieder das Wort, „alles Andere iſt vorläufig Nebenſache. Haben Sie gegen Niemanden Verdacht? Sprechen Sie ihn frei und unverhohlen aus. Stand der Ermordete vielleicht mit Jemanden hier in der Stadt in brieflichem Verkehr?"

„Nicht, daß ich wüßte," entgegnete der Ackerer. „Freunde ließ er nicht zurück, als er auswanderte, und der Haß gegen ſeinen Bruder war noch nicht verſöhnt. Mit wem alſo hätte er in Briefwechſel ſtehen können?"

„Und doch iſt es kaum anzunehmen, daß Raubmörder ihn überfallen haben ſollten. Daß er aller Werthſachen beraubt war, kann nicht als giltiger Beweis dienen."

„Nein, gewiß nicht," fiel Schulz lebhaft ihm ins Wort. „Ich habe mir auch gleich gedacht, daß dies nur ein Kniff geweſen ſei, um den Verdacht auf Raubmörder zu lenken. Ein Gedanke, Verdacht kann ich ihn nicht nennen, tauchte beim Anblick der Leiche in meiner Seele auf," fuhr er leiſe fort, „ein Gedanke, den ich nicht von mir abwehren kann. Sehen Sie, als ich der Leiche ins Antlitz blickte, dachte ich an den Haß, den Geiz und die Habſucht Jakob's, in ſeinen Händen ruhte das Vermögen des Bruders, waren dieſer und deſſen Kind beſeitigt, ſo durfte er die Summe behalten, Niemand konnte ihm den Beſitz ſtreitig machen."

Der Advokat blickte, in Gedanken verſunken, ſchweigend zu Boden und biß die Spitzen der Fingernägel ab, eine Beſchäftigung, zu der er unwillkürlich überging, ſobald eine Rechtsfrage ſein Denken ernſtlich in Anſpruch nahm. „Sie glauben alſo, daß Jakob —"

„Ich glaube nichts, ich ſage nur, ich dachte hieran," fiel Schulz ihm raſch ins Wort.

„Und gibt die Unterredung Krämer's mit Wetterau dieſem Gedanken nicht einen Anſchein von Begründung?"

„Freilich! Aber durch wen ſollte er die Rückkehr ſeines Bruders erfahren haben?"

„Die Frage habe ich mir ſchon oft vorgelegt, ohne eine Antwort darauf finden zu können und deßhalb bin ich ſtets von jenem Gedanken zurückgekommen. Sollte gar Wetterau der Mörder ſein?" fragte der Advokat.

„Wetterau?" erwiederte Schulz verächtlich. „Er iſt eine feige Memme, ſeine Hand würde zittern, wenn ſie ein Piſtol abfeuern ſollte."

Der Anwalt nahm ſeinen Hut. „Ich werde nachforſchen," ſagte er. „Schweigen Sie gegen Jeden über dieſen Punkt, wir können nicht vorſichtig genug zu Werke gehen, bei dem leiſeſten Verdacht von Seiten Krämer's würden meine Schritte fruchtlos

sein. Was Ernst betrifft, so halte ich es für das Beste, daß er vorläufig von seiner Verwandtschaft mit Krämer Nichts erfährt," fuhr er fort, „für den Rentner sowohl, wie für den Neffen muß dies vorläufig noch ein Geheimniß bleiben, wenn wir freie Hand behalten wollen."

Schulz reichte dem Advokaten die Hand. „Der Himmel möge Ihre Bemühungen mit einem guten Erfolge krönen," versetzte er, „nur um Eins bitte ich Sie, schonen Sie Mathilde, die Tochter des Rentners. Ist der Vater wirklich schuldig, was ich noch nicht glauben mag, so —"

„Auch hierauf werde ich Rücksicht nehmen," unterbrach Schacht den alten Mann. „Ernst ist mein Freund, er liebt Mathilde, schon seinetwegen werde ich das Mädchen schonen." Der Advokat schlug sofort den Weg zur Wohnung der Wittwe Heller ein. Es schien ihm unumgänglich nöthig, die besonnene verschwiegene Frau in das Geheimniß einzuweihen, damit durch sie Alles ferngehalten werde, was den jungen Mann einen Blick in das Dunkel werfen lassen konnte. Wie er es bewerkstelligen sollte, in das Dunkel, welches den Mord umschwebte, Licht zu bringen, wußte er selbst noch nicht. Er mußte gestehen, der Verdacht gegen den Rentner entbehrte der Wahrscheinlichkeit nicht, Krämer zog aus dem Tode seines Bruders einen bedeutenden Vortheil, und der Charakter dieses Mannes, seine unersättliche Habgier mußten den Verdacht eher stärken, denn entkräften. Es schien dem Advokaten rathsam, den Rentner durch einen Spion beobachten zu lassen und er wollte sich gleich nach seiner Unterredung mit der Wittwe nach einem Individuum umsehen, welches sich hiezu eignete.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Es würde Herrn Croft freilich hart angekommen sein, sich von Alice für einen Andern zu trennen, ein nicht ungewöhnlicher Fall halb-unbewußter elterlicher Selbstsucht. Doch, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, handelte er, bin ich überzeugt, nach seiner Meinung lediglich zum Besten seines Kindes, wenn er es nicht heirathen lassen wollte. Nicht ohne Grund wandte er ein, mein Beruf sei ein gefährlicher, mein Einkommen klein, und wo die Jugend es leicht nehme, müsse die Erfahrung behutsam sein. Es eile nicht; Alice sei sehr jung, und ich sei auch noch jung, dafür; wahrscheinlich würden wir Beide Ursache finden, unsern Sinn zu ändern, wenn aber nicht, so könne ja nach einigen Jahren, u. s. w. u. s. w.

Obwohl ich gegen den Spruch mich ereiferte und Alice über ihres Vaters Entscheidung sich grämte, so unterwarf sie sich doch als ein gutes gehorsames Kind dem elterlichen Willen. Sie würde nie einen Andern heirathen, erklärte sie, aber auch mich nicht wider ihres Vaters Verbot — nie, nie, und wenn ihr auch das Herz darüber bräche, mich zu verlieren. Mit diesem bedingten Verhältniß und Gelöbniß mußte ich mich denn begnügen, sah aber begierig der Beförderung entgegen in der Hoffnung, ich würde als Kapitän des Tudor dem alten Maier als ein erträglicherer Eidam erscheinen. Und nun erschien Alice plötzlich in meiner Stube im Gasthof und schluchzte zum Erbarmen, wie sie mir das Vorgefallene zu erzählen versuchte.

Endlich also erfuhr ich den Sachverhalt: Herr Croft hatte die Gewohnheit, einen Morgenspaziergang zum Landthor der Stadt hinaus, nach den Bergen zu, zu machen. Er stand früh auf und liebte, wie der rechte Künstler, die Natur zu schauen, wenn die Erde wie vom ersten Sonnenkuß frisch und jung erwacht. Er pflegte dann, sobald die Thore zum Einlaß der den Markt besuchenden Landleute geöffnet wurden, hinaus zu wandern, und viele seiner besten Skizzen wurden auf diesen Morgenstreifereien gemacht. Auf einer derselben, eben heute früh, war Herr Croft in einen Hinterhalt der Wegelagerer gerathen, von denen die Malaga benachbarten wilden Sierras selten frei sind. Diese Räuber hatten sich, unter einem berüchtigten Anführer Namens Moreno, letzter Zeit sehr frech und lästig erwiesen, und ein Theil der Bande, vermuthete man, der auf die Möglichkeit, irgend einen reichen Stadtbürger oder Gutsbesitzer wegzufangen, lauerte, war denn in Ermanglung höheren Wilds über Herrn Croft hergefallen.

Die Wegelagerer mochten sich zuerst über den Werth ihres Gefangenen getäuscht haben. Ein Engländer gilt allezeit als solcher für reich, und nebstdem bringt der Anblick von seinem Tuch auf den Spanier fast die nämliche talismanische Wirkung hervor, wie sie der neapolitanische Lazzaroni verspürt, wenn er ein „Vestito di panno" vor sich hat, dessen Rang nach dem Stoff seines Rockes geschätzt wird. Jedenfalls hatten sie, ihren Gefangenen mitschleppend, einen eiligen Rückzug nach ihren Schlupfwinkeln in den Bergen angetreten; und als Alice, nachdem sie auf ihres Vaters Rückkunft erst erstaunt, dann beunruhigt und zuletzt bestürzt gewartet hatte, ihn

zu suchen hinausging und spät im Nachmittag unverrichteter Dinge und abgemüdet heimkam — gab ihr die alte Serafina einen hastig mit Bleistift auf ein Blättchen zusammengelegtes Papier geschriebenen Brief, den eine unbekannte Bauernfrau im Hause abgegeben hatte.

Er war von Herrn Croft und lautete:

„Meine liebste, meine liebe Alice!

Dir Schmerz zu bereiten, ist ärgster Schmerz für mich; doch kann ich die Wahrheit nicht verschweigen. Ich bin ein Gefangener in Moreno's Händen, an einem Ort hoch oben im Gebirg. Ich schreibe dies an einem Haltplatz, und man sagt mir, wir werden im Augenblick unsern Marsch fortsetzen, wohin, weiß ich nicht. Ich bin in den Händen verzweifelter Menschen, die Blut verkaufen, oder vergießen, um Geld. Sie begehren ein Lösegeld von mir. Da es mir gelungen ist, sie zu überzeugen, daß ich unbemittelt bin, haben sie meinen Preis auf fünftausend Realen festgesetzt. Wird aber dieses Geld nicht auf Mittwoch um Mittag gezahlt, so, versichert mich der Hauptmann — doch warum Dich, mein Kind, martern mit der Wiederholung der Drohungen eines Unmenschen? — jedenfalls wirst Du keinen Vater mehr haben. Ich muß sterben, Alice, theures Kind, denn ich weiß wohl, daß selbst jene kleine Summe aufzubringen unmöglich ist. Auch haben wir keine Freunde in Malaga. Gebrüder Perez ließen sich vielleicht bewegen — doch nein. Meine Arbeitgeber würden sich dazu nicht verstehen. Möglich jedoch, daß der britische Konsul sich der Sache annähme. Auf jeden Fall wird er Dir, Alice, liebe Tochter, gewiß helfen, nach England heimzugelangen, und ich wünsche dringend, daß Du Spanien, sobald Du kannst, verlassest und jene Verwandten Deiner Mutter aufsuchest, deren Namen Du mich erwähnen gehört hast und die Dir Obdach und Schutz in Deiner großen Noth nicht versagen werden. Die Räuber, deren Gefangener ich bin, lassen durch mich sagen, daß am Mittwoch Mittag Einige von der Bande in der Kapelle bei dem Dorf Santa da Gloria am Fuß der Berge, welche die Straße nach Antequera und Madrid begrenzen, die Zahlung meines Lösegelds erwarten werden. Dort kann das Geld im Beisein des Dorfpadre, welcher der Bande bekannt ist, erlegt werden, und Moreno hat auf das Kruzifix geschworen, mich ungeschädigt auszuliefern und dem Boten nichts zu thun. Ich habe aber wenig Hoffnung, wenn ich auch weiß, daß Du versuchen wirst, das Geld zu erhalten, liebstes Kind. Lebewohl, liebe Alice, Gott segne Dich, und auch den Heinrich West. Ich war, fühle ich, hart hinsichtlich — doch Du hast meine Einwilligung, jetzt. Mein Seg—"

Hier war das Papier abgerissen, wahrscheinlich von den rauhen Händen des Boten, der es bestellen sollte, und einige Zeilen fehlten. Doch blieb die Unterschrift „Philipp Croft" lesbar, und neben ihr war ein roh, dem Anschein nach mit einem verkohlten Stecken, hingemaltes Kreuz und darunter „Moreno" von Herrn Croft's Hand geschrieben — das bekräftigende Handzeichen, ohne Zweifel, des Räuberhauptmanns zu dem Schriftstück, dessen Sprache er freilich nicht verstand.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen die Ratten.) Arsenik zu setzen, hilft wenig und kann leicht größeren Schaden oder gar Unglück anrichten. Wir können dagegen ein anderes Mittel empfehlen, welches schnell und gründlich wirkt. Dasselbe besteht einfach darin, daß man in große Rosinen kleine sogenannte Bandnadeln, die man in einem jeden Bandgeschäft bekommen kann, sorgfältig und verborgen hineinsteckt und diese mit der tödtlichen Waffe versehenen Rosinen in Masse an den Orten herumstreut, an denen sich die unheimlichen Thiere am meisten aufzuhalten pflegen. Die Vorliebe, welche die sonst so vorsichtigen und überaus schlauen Ratten für diese süße Frucht haben, verleitet sie, dieselbe mit Gier und hastig zu verschlingen; sie werden aber keine zweite Mahlzeit davon begehren.

(Vortheilhafte Bereitung eines sehr guten Essigs.) Man löst zu diesem Zwecke eine Portion Honig in Wasser auf und stellt diese Mischung in gehörigem Wärmegrade zur Gährung an, wodurch eine sehr saure und höchst angenehme Flüssigkeit entsteht, welche ein wahrer Essig ist und an Güte den Weinessig übertrifft, auch vorzüglich zweier Ursachen wegen mehr in Gebrauch zu kommen verdient; denn erstens ist dieser Honigessig wohlfeiler als der Weinessig und dann ist er nicht in Gefahr, verfälscht zu werden, was öfters mit dem Weinessig der Fall ist.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 16. Sonntag, 16. April 1865.

Ostermorgen.

Das war ein Morgengrauen,
Als Christus aus dem Grab erstand,
Und in der Wolken Thanen
Die Nacht der Finsterniß verschwand.

Als sich zu Lebenskeimen
Eröffnete die Felsengruft,
Und in des Lichtes Säumen
Sich spiegelte die reine Luft.

Die kräuselnden Gebilde
Der niedern Dünste theilten sich,
Die grünenden Gefilde
Erglänzten, sproßten wonniglich.

Der Grund der Tiefen bebte
Und dröhnte im gebroch'nen Fall,
Hoch in den Lüften schwebte
Der Melodieen Wiederhall.

Der Wasser Wogen rauschten
Und sprudelten im Ueberdrang,
Im Wald die Thiere lauschten
Dem froh empfund'nen Feierklang.

Und auf den Blumen sangen
Die Vögel lusterfüllten Chor,
Und aus den Blüthen drangen
Die Wohlgerüche duftend vor.

Der Cedern Gipfel neigten
Sich vor des warmen Säuselns Kraft,
Der Palmen Zweige zeigten
Des Blattes frischen Trieb und Saft.

Die Berge standen glühend,
Als sich der Strahl an ihnen brach,
Die Sonne, funkensprühend,
Erleuchtete den Sonnentag.

Das Zelt des Himmels breitet
Sich in des Aethers blauem Duft,
Wo er in Flammen kleidet
Die Boten, die sein Wort beruft.

Da war der Herr zu schauen,
Der Sieger, der das Grab verläßt:
Das war sein Morgengrauen,
Das war das erste Osterfest.

Und Stille herrscht und Frieden,
Es tönt kein Schmerzgeschrei, kein Streit,
Vom Gram der Welt geschieden
Den Raum die Sonntagsruhe weiht.

Er zieht, der Held der Ehren,
Einher auf seiner Herrscherbahn,
Sein Gott will ihn verklären,
Der Weltkreis ist ihm unterthan.

Kaum von des Leibes Hülle
Berührt, in wallendem Gewand,
Bleibt seiner Gottheit Fülle
Doch mit den Seinen eng verwandt.

Die Schöpfung, neu geboren,
Jauchzt ihm und hört auf sein Gebot;
Der Mensch, von ihm erkoren,
Ist nun versöhnt, erlöst vom Tod.

Daß neues Leben werde,
Bekräftigt ist der Bund mit Gott,
Er wandelt auf der Erde,
Sichtbar, er selbst, mein Herr und Gott.

Wer kann die Farben finden,
Welch Ziel der Kunst vermag's genug?
Wer kann das Werk ergründen
Mit menschlicher Gedanken Flug?

Jedoch ich fühl' dein Wehen,
Ich bin mit dir verbunden fest;
In deines Geistes Nähen
Feir' ich mit dir mein Osterfest.

Verjüngtes, ew'ges Leben,
Du Born der ew'gen Seligkeit,
Versiegelt und gegeben
Hast du mir, Herr der Herrlichkeit.

Ich schaue deine Klarheit,
Ich preise deines Tages Pracht,
Du hast voll Gnad' und Wahrheit
Mein Opfer sündend angefacht.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Frau Heller war keineswegs überrascht, als Schach ihr das Geheimniß mittheilte, welches ihren Pflegesohn umschwebte. Für sie war dies längst kein Geheimniß mehr gewesen, einige Andeutungen aus dem Munde des Ackerers hatten sie schon vor Jahren zu dem Schlusse geführt, daß Ernst der Sohn Karl Krämer's sein müsse. Sie hörte die Mittheilungen des Advokaten schweigend an und versprach, die strengste Verschwiegenheit zu beobachten. Sie selbst theilte den Verdacht des Ackerers nicht; wenn auch Krämer ein habsüchtiger Filz sei, meinte sie, so glaube sie doch nicht, daß er ein solches Verbrechen begehen könne, um so weniger, als es sich um eine verhältnißmäßig kleine Summe handle und der Rentner ein sehr reicher Mann sei. —

Der Advokat schüttelte den Kopf und beharrte bei seiner Ansicht. Er bedauerte nur, daß der Mann, dessen er sich sicher in solchen Fällen bedient habe, gestorben sei, jener würde sich als Spion an die Ferse Krämer's geheftet und Licht in die Sache gebracht haben. Er schärfte nach diesen Worten der Wittwe nochmals Verschwiegenheit ein und verließ dann das Haus, um in seinem Bureau über die Schritte, die er in dieser Angelegenheit thun mußte, reichlich nachzudenken.

Als der Advokat sich entfernt hatte, stieg die Wittwe eine Treppe höher und trat in ein kleines, traulich eingerichtetes Gemach, in welchem Helldau vor seinem Bücherschrank saß, emsig mit dem Abstauben und Ordnen seiner Schätze beschäftigt. „Denken Sie sich meine Freude," hob der Buchhalter an, als die Wittwe eintrat; „ich ging gestern bei einem Trödler vorbei und sehe dort mehrere Bücher auf dem Tische liegen. Sie kennen meine Passion und können sich denken, mit welcher Eile ich eintrat, als ich bemerkte, daß diese Bücher sämmtlich in Schweinsleder gebunden waren. Und was glauben Sie, was ich dort entdeckt habe?"

„Nun? Was wird's gewesen sein?" fragte Frau Heller lächelnd.

„Was es gewesen ist?" fuhr der Buchhalter fort, indem er für einen Augenblick den Staubbesen ruhen ließ, um der Fragenden mit leuchtendem Auge ins Antlitz zu schauen. „Erstens eine Geschichte aller adeligen Geschlechter unseres Landes, nebst dem Abdruck ihrer Wappen und zwar aus dem vorigen Jahrhundert; ich sage Ihnen, der Fund ist unbezahlbar. Ferner, eine Bibel, übersetzt von Martin Luther, ein Exemplar des ältesten Drucks, und drittens, — — nun rathen Sie einmal!"

„Sie verlangen Unmögliches von mir, wie kann ich den Titel eines Buches errathen?"

„Ganz recht, Sie können es nicht, selbst wenn ich Ihnen den Titel nenne, werden Sie mir kaum glauben. Es ist eine Ausgabe des Don Carlos, von Schiller's eigener Hand abgeändert und verbessert." Er öffnete das Buch und hielt es der Wittwe hin.

„Sind Sie überzeugt, daß diese Randbemerkungen von Schiller's Hand niedergeschrieben sind?" fragte Frau Heller, nachdem sie einen Blick in das Buch geworfen hatte. „Mir scheinen jene Bemerkungen dem Hirn eines Gymnasiasten entsprungen zu sein, Geist verrathen Sie nicht."

„Glauben Sie denn, jedes Wort, aus der Feder dieses Mannes geflossen, müsse geistreich sein?" zürnte Helldau. „Mir hat der Trödler die feste Versicherung gegeben, daß dieses Buch aus der Bibliothek des großen Dichters stamme und —"

„Dieser Beweis muß genügen," fiel die Wittwe ihm ins Wort. „Doch lassen wir dieses Thema jetzt ruhen. Haben Sie dem Rentner bereits aufgekündigt?"

Der Buchhalter konnte einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken. „Ach Gott nein," erwiederte er, „Sie wissen ja selbst, wie schwer es mir fällt, einen anderen Posten zu finden, und bevor ich einen solchen habe, mag ich nicht aus meiner jetzigen Stellung scheiden, weil es mir widerstrebt, müßig zu gehen."

„Und doch hatten Sie damals so gute Aussichten!"

„Allerdings, sehr gute sogar, aber des Menschen Vergangenheit bestimmt sehr oft seine Zukunft. Alle Kaufherren, bei denen ich mich um die erledigte Stelle bewarb, schoben den Grund vor, ich sei bei dem Rentner Krämer gewesen, und das genüge ihnen, mich abzuweisen. Meine Fähigkeiten, mein solider Lebenswandel, meine Pflichttreue, Alles das kam nicht in Betracht; man sagte, ich habe früher bei einem Schurken in Dienst gestanden und schloß daraus, daß ich selbst ein Schurke sein müsse."

„Krämer ein Schurke?" fragte die Wittwe erstaunt.

Der Buchhalter nickte wehmüthig. „Ja, ja, es iſt leider nur zu wahr. Wiſſen Sie, weßhalb ich vor einigen Monaten der Frau Schulz in C. das Dokument aus den Händen ſpielen ſollte? Weil es eine Zahlungs-Anweiſung auf das Vermögen ſeines Bruders enthält und er ſeinen Neffen darum betrügen wollte. Vor acht Tagen erfuhr ich's, mein Prinzipal hatte ſich eine Abſchrift von dem Akt verſchafft und zeigte mir dieſelbe, um mich von der Wichtigkeit der Sache zu überzeugen."

„Nun, und Sie?" forſchte die Wittwe.

„Ich ſchwieg," fuhr Helldau achſelzuckend fort, „ſchweigen und das Seinige denken, iſt in ſolchen Fällen ſtets das Rathſamſte, im entſcheidenden Moment kann man ja noch immer handeln. Er wollte mich beauftragen, dem Bürgermeiſter in C. das Dokument durch Liſt oder Gewalt zu entreißen; wenn es nicht anders zu bewerkſtelligen ſei, ſo könne ich ja ein halbes Dutzend Gauner in Sold nehmen und durch Einbruch mich des Papiers bemächtigen. Ich lehnte aber die Ausführung dieſes Auftrags ab, unter dem Vorwande, ich ſei in dergleichen Angelegenheiten nicht bewandert und müſſe ihn deßhalb bitten, ſich nach einem Anderen umzuſehen."

„Und was hat er gethan?"

„Ich weiß es nicht, ſeit jenem Tage habe ich nichts mehr darüber gehört."

Die Wittwe ſann einen Augenblick darüber nach. „Iſt durch Ihre Weigerung das Vertrauen Krämer's zu Ihnen in etwas erſchüttert?" fragte ſie endlich.

„Nicht im Geringſten, der Rentner weiß, daß ich ſchweige und mich um ſeine Privatangelegenheiten nicht kümmere, ſo lange er ſelbſt nicht für nöthig erachtet, mich in dieſelben einzuweihen."

„Können Sie auch ohne ſein Wiſſen und Wollen einen Blick in dieſelben werfen?"

Helldau ſah erſtaunt der Fragenden ins Antlitz. Welches Intereſſe konnte ſie an den Privatangelegenheiten Krämer's nehmen? „Wenn ich dies wollte, gewiß, aber —"

„Aber Sie begreifen nicht, weßhalb ich dieſe Frage ſtelle? Weil — aber kann ich mich auf Sie verlaſſen? Werden Sie das Geheimniß, welches ich Ihnen anvertraue, ſtreng bewahren und was die Hauptſache iſt, eher Ihren Herrn, als mich verrathen?"

Das Erſtaunen des Buchhalters wuchs, er bot der Wittwe ſeine Hand. „In dieſem Punkte dürfen Sie ganz ruhig ſein," erwiederte er, „Krämer iſt in meiner Achtung geſunken. Verlangen Sie nicht etwas von mir, was Mathilde zum Nachtheil gereichen könnte —"

„Keineswegs, fern ſei es von mir, dem Mädchen zu nahe treten zu wollen."

„So reden Sie und ſeien Sie überzeugt, daß ich meinen Herrn nicht ſchonen werde, wenn Ihr Intereſſe dies erfordert."

(Fortſetzung folgt.)

Auf Leben und Tod.

(Fortſetzung.)

„Wie retten wir ihn?!" tönte zugleich aus unſer Beider Mund. Ich ſollte jedoch erfahren, daß Alice nicht zuerſt mich aufgeſucht hatte. Sobald ſie die Bleifederzeilen erhielt und ſich von dem erſten betäubenden Schlag erholt hatte, hatte ſie ſich zum Handeln durch den Gedanken an ihres theuern Vaters Gefahr kräftig aufgerafft und von Ort zu Ort in Begleitung der alten Seraſina ihre Gänge gemacht. Doch umſonſt. Als das Nächſtliegende bot ſich, da nur ganz wenige Thaler in Alice's knapper Kaſſe ſich befanden, das beſcheidene Geräth der kleinen Haushaltung zu verkaufen, allein eine kurze Unterredung mit einem Trödler erwies das Nutzloſe dieſes Schritts; jene geringen Laren und Penaten wollten nicht ein Viertheil der nothwendigen Summe liefern, auch hatte der Hausherr die Miethe für das laufende Halbjahr noch anzuſprechen. Des Künſtlers Ahnungen hinſichtlich der Hilfsbereitſchaft der Gebrüder Perez trafen vollkommen ein. „Gebrüder Perez" ſchlugen es, trotz Alice's Bitten und Betteln, müd, aber erbarmlos ab, einen Vorſchuß zu leiſten, am allerwenigſten einen von fünftauſend Realen. Herr Croſt, ſagten ſie, ſei ein ſehr guter Muſterzeichner, allein Geſchäft ſei Geſchäft, und Verpflichtung gebe es weder hüben noch drüben. Sie komplimentirten mit aller Höflichkeit das weinende Mädchen zu ihrem Comtoir hinaus. Auf dem britiſchen Konſulat erging es Alice nicht beſſer: der Konſul war unglücklicher Weiſe verreist; würde in drei oder vier Tagen zurückkommen; für den Augenblick aber ließ ſich da keine Hilfe erwarten. Alice beſaß ein paar ihr theure Schmuckſachen von ihrer verſtorbenen Mutter. Dieſe verkaufte ſie, doch ach! ſie hatten nur acht bis neun hundert Realen eingebracht. Und obwohl die alte Seraſina, welche alle Heiligen zu Zeugen nahm, daß ihr Herr ein braver Mann und ihre junge Gebieterin ein Engel ſei trotz ihrer Beider Ketzerſchaft, mit ſtrömenden Thränen auf ihrem Runzelgeſicht kam und ihre Beiſteuer in Geſtalt des goldenen Kreuzchens, das ſie an Sonn- und Feiertagen trug, und einiger zwanzig aus ihrem Lohn erſparter Marientaler darbrachte, ſo blieben doch noch faſt viertauſend Realen innerhalb einer kurzen Friſt zu beſchaffen.

Was war zu thun? Ich hatte keine zehn Pfund in meinem Besitz, und weder ich noch die Crofts hatten irgend Kredit bei den Wechslern oder Kaufherren Malaga's. Kapitän Meiklejohn hatte, wie ich wußte, Baargeld genug in seinem Kajütschrank, um seine Hafengebühren und die Schiffsvorräthe zu bezahlen; selbst aber wenn der vorsichtige alte Aberdeener mir die erforderliche Summe hätte leihen wollen — was er, glaube ich, gethan haben würde — so stand's doch nicht in seiner Macht, da seine Frau, wie ich wußte, seinen Gehalt während seiner Abwesenheit zur See bezog. Nur Eine Hoffnung hatte ich, daß nämlich die Kaufherren, an die unser Cargo consignirt war, mir das Geld auf Handschein, unterstützt durch des Kapitäns Empfehlung, leihen möchten. Alice, die alte gute Spanierin, und ich verloren keine Zeit, so spät es war, nach der Wohnung der ebenerwähnten Herren zu eilen. Sie waren eine wohlbekannte Firma, Edwards u. Sohn, und hatten schon viele Geschäfte mit meinem Brodherrn in Bristol gemacht.

„Herr Edwards ist verreist, Senor; er ging gestern mit dem Dampfschiff nach Barcelona," sagte der die Thür öffnende Diener.

„Herr Jakob Edwards?" fragte ich verzagend. Der Mann zog die Augenbrauen in die Höhe. Er wundere sich, sagte er, daß ich nicht wisse, daß Herr Jakob schon seit vergangener Woche nicht in Malaga sei; er sei zur Unterhaltung auf der Jagd auf eines Freundes Landsitz so in der Nähe von Xeres de la Frontera; zum großen Stiergefecht aber morgen werde er zurückerwartet; Herr Jakob habe zu viel guten Geschmack, um so ein Schauspiel zu versäumen, meinte Pedro bestimmt.

Ich entfernte mich mit dem bittern Gefühl hinausgeschobener Hoffnung. Doch war noch Hoffnung. Herr Jakob Edwards war ein recht gutmüthiger junger Mann, nicht so oft auf dem Comtoir zu finden, als sein gesetzter und pünktlicher Vater, war aber immer in unsern Geschäftsverhandlungen höflich gegen mich gewesen. Kam er wirklich rechtzeitig zum Stiergefecht zurück, was, wie ich mich jetzt erinnerte, morgen stattfinden sollte, so ließ er sich wohl bereden, mir die benöthigte Summe zu leihen. Jedenfalls ließ sich an dem Abend nichts weiter thun. Es wurde spät. Die Lampen unter den Heiligenbildern und die wenigen Straßenlaternen warfen bereits ihren gelben Schein durch das Dunkel und aus Tertuliagärten und den Fenstern der Weinschenken klang Guitarrengeschwirr und Kastagnettengeklapper, und Gesang und Gebrüll, und Gläserklirren und Füßestampfen. Es war Zeit für Alice, heimzugehen und sich einige Ruhe zu gönnen — die so nöthige Ruhe zum Kräftesammeln für die morgende Mühsal. Ich schritt neben ihr durch die dunkeln Straßen, wir sprachen aber nicht viel. Jedes von uns entmuthigt und voll trauriger Ahnungen, und als ich mit erzwungener Heiterkeit „Gute Nacht" gesagt hatte und meines Wegs gegangen war, schwebte immer Alice's bleiches Gesicht und ernstsinnender Blick mir vor. Ich kehrte nicht sogleich in meinen Gasthof zurück, sondern schritt noch Stunden die Alameda auf und ab, mein Gehirn zwecklos zermarternd. Endlich aber, als der letzte müßige Wandler aus den verödeten Baumgängen sich verloren hatte und nur noch das Rauschen des Nachtwinds im Laub und das schwermüthige Plätschern der Springbrunnen sich vernehmen ließ, ging auch ich heim und schlief, Dank der Gewöhnung des Seemannslebens, recht fest.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber ein Kunststück der Siecherei, das den Kirschkern im Dresdener grünen Gewölbe weit hinter sich läßt, schreibt man dem „Pesther Lloyd" Folgendes: Der gegenwärtig als Kaplan in Zengg domizilirende Starits hat in der Siecherkunst beinahe Unerhörtes geleistet. Auf einen ganz kleinen Kirschenkern hat er in einem Zeitraum von fünfzehn Tagen das griechische „Vater Unser", „Ave Maria" und den „Glauben" mit einem einfachen Grenzmesser Wort für Wort gestochen. Diese drei Gebete enthalten 293 Worte, welche der Naturkünstler mit der Cyrilliza in zwei Exemplaren auf den Kern gebracht. Das eine der beiden Exemplare befindet sich beim greisen Zengger Bischof Ozegovics, und das andere bei dem im Pesther Landesgeneralkommando in Verwendung stehenden Hauptmann Kliska. Obwohl die Buchstaben mit dem freien Auge kaum wahrgenommen werden können, so wird man durch die Anwendung eines Vergrößerungsglases um so angenehmer überrascht, alle 293 Worte auf einem so kleinen Raum wie der Kern ist, vollständig eingestochen lesen zu können.

Logogryph.

1 2 3 4 5 6 7 ist ein Soldat,
3 4 5 6 7 ist nicht grad.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 47. Dienstag, 18. April 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

„Für's Erste muß ich Ihnen denn mittheilen, daß Ernst nicht mein Sohn, sondern ein angenommenes Kind ist," nahm Frau Heller das Wort.

Helldau konnte sich nicht enthalten, der Wittwe einen sehr zweideutigen Blick zuzuwerfen, den diese nicht bemerkte.

„Er ist der Sohn Karl Krämer's, des Bruders Ihres Prinzipals. Als sein Vater auswanderte, ließ er das Kind zurück und übergab dasselbe seinem früheren Diener, Konrad Schulz, demselben, der gegenwärtig im Gefängnisse sitzt, mit dem Auftrage, das Kind als sein eigenes zu halten und erst bei seiner Großjährigkeit den wahren Namen desselben ihm zu offenbaren."

Helldau war überrascht, eine solche Enthüllung hatte er nicht erwartet. „Er weiß also selbst nicht, daß der Rentner sein Oheim ist?" fragte er.

„Nein, und es ist besser, wenn er es vorläufig noch nicht erfährt. Krämer weiß zwar, daß sein Neffe noch lebt, daß er seiner Zeit kommen und das Vermögen seines Vaters fordern wird, aber kann Ernst dies, wenn ihm das Dokument fehlt?"

„Nein, nein," versetzte Helldau erregt, „die Forderung würde eine Streitfrage werden und das Gericht schließlich das Vermögen verschlungen haben. Aber was soll ich in dieser Angelegenheit thun?"

„Sie müssen den Rentner beobachten, erforschen, ob er das Dokument sich verschafft hat oder nicht, überhaupt ihn bewachen, bis der Augenblick gekommen ist, in welchem Ernst selbstständig handeln kann."

„Und wann wird dieser Augenblick kommen?"

„Im nächsten Jahre, wenn Ernst großjährig ist."

Der Buchhalter ging mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab und blieb endlich vor der Wittwe stehen. „Es wird mir schwer fallen, so lange bei einem Manne auszuhalten, den ich verachte," versetzte er, „dann aber auch, abgesehen hievon, vergessen Sie nicht das Versprechen, welches Sie mir gaben. Sie sagten an jenem Abend, Sie wollten auf meinen Antrag dann antworten, wenn es mir gelungen sei, einen anderen Posten zu erhalten, heute befehlen Sie mir, noch ein ganzes Jahr bei dem Rentner zu bleiben, dadurch —"

„Ist jenes Versprechen nicht aufgehoben;" unterbrach Frau Heller ihn rasch, „ich werde es vielleicht abändern müssen."

„Abändern?" fragte Helldau. „In welcher Weise?"

„Nun, vielleicht dahin, daß ich Ihnen das Jawort gebe, sobald Sie mir Gewißheit verschafft haben, ob Krämer im Besitz jenes Dokuments ist."

Ein freudiges Lächeln glitt über die Züge des Buchhalters. „Sie sollen diese Gewißheit haben," entgegnete er, und man hörte an dem Tone, in welchem er diese Worte sprach, daß ihm eine Last vom Herzen gefallen war, „schon heute werde ich das wenig beneidenswerthe Amt eines Spions bei meinem Herrn antreten. Aber halt, — gesetzt, der Rentner besitzt das Dokument, genügt es nicht, wenn wir den Namen des Notars wissen, welcher jenen Akt ausgefertigt hat? Wir lassen eine Kopie anfertigen und die erste Abschrift für ungiltig erklären."

Die Wittwe gab hiezu ihre Zustimmung und eine Viertelstunde später ging Helldau in den Gasthof, in welchem der Rentner einstweilen seine Wohnung aufgeschlagen hatte. In dem Augenblick, als die Thür sich öffnete, trat Krämer ihm schon mit Fragen entgegen, ob er Mathilde nicht gesehen habe, das Mädchen sei während seiner Abwesenheit ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt.

Der Buchhalter suchte seinen Herrn zu beruhigen. Sie werde vielleicht Einkäufe besorgen, meinte er, der Brand habe wahrscheinlich die nöthigsten Toilettebedürfnisse verschlungen, man möge nur ruhig abwarten.

Der Rentner schüttelte ungeduldig das Haupt. Eine Ahnung drückte ihn schwer, versetzte er, er selbst könne sich den Grund derselben nicht erklären, aber es sei ihm, als müsse dem Mädchen ein Unglück begegnet sein. Noch nie sei sie ausgegangen, ohne dem Vater Lebewohl gesagt zu haben, daß sie dies gerade heute, am Tage nach dem Brande, vergessen haben solle, scheine ihm unwahrscheinlich.

Helldau fand die Angst seines Herrn übertrieben und grundlos; um den Gedanken desselben eine andere Richtung zu geben, fragte er ihn, ob er für die Assekuranz-Gesellschaft das Inventar der verbrannten Gegenstände anfertigen solle, aber Krämer bezeigte keine Lust dazu.

Trotzdem begab der Buchhalter sich unverzüglich an's Werk, aber da er auf seine Fragen keine oder unzusammenhängende Antworten erhielt, so legte er endlich die Feder hin.

Die Angst und Unruhe Krämer's wuchs mit jeder Minute, endlich schellte er, um sich bei dem Kellner zu erkundigen, wann seine Tochter ausgegangen sei.

Der Kellner zuckte die Achseln und erwiederte, das Fräulein sei in Begleitung eines verdächtig aussehenden Menschen gleich nach dem Frühstück davon gefahren, wohin, wisse er nicht, wenn er nicht irre, habe er gehört, jener Mensch wolle sie in die neue Wohnung ihres Vaters bringen.

Krämer erkundigte sich nach dem Aeußeren dieses Menschen und sank, als der Kellner ihm den Anzug desselben beschrieben hatte, stöhnend in seinen Sessel. Er wußte jetzt, daß Mathilde sich in der Gewalt des Amerikaners befand und dieser sich des Mädchens bemächtigt hatte, um den reichen Vater zur Zahlung einer weiteren Summe zu zwingen. Er eilte hinaus, um die Spur, auf welche ihn der Bericht des Kellners führte, zu verfolgen. Er schlug dieselbe Richtung ein, welche der Wagen genommen hatte, und unterließ nicht, hie und da in einem Hause nachzufragen, ob jener Wagen gesehen worden sei. So gelangte er an's Thor und als auch der Thorwächter sich jenes Wagens erinnerte, wanderte er auf der Landstraße weiter. Hier aber war seinen Nachforschungen ein Ziel gesetzt, kein Haus stand an der Landstraße, in welchem er sich erkundigen konnte, und die Spuren der Räder hatte der Staub verwischt. Nichtsdestoweniger schritt er rüstig weiter, ohne zu ahnen, daß er mit jedem Schritt sich weiter von seinem Ziele entfernte.

Inzwischen war der Buchhalter nicht müßig. In der Eile hatte Krämer vergessen, den Schlüssel seiner Chatouille abzuziehen, Helldau konnte um so leichter seine Nachforschungen nach dem Dokument anstellen. Er fand den Akt zwischen den Werthpapieren. Helldau hielt unschlüssig das Papier lange in der Hand. Sollte er es wieder in die Chatouille legen, oder dem rechtmäßigen Eigenthümer übergeben? Auf der einen Seite machte er sich eines Diebstahls schuldig, auf der anderen verhinderte er einen Betrug.

Krämer hatte sich ebenfalls auf ungesetzlichem Wege dieses Akts bemächtigt, mußte er es nicht als eine Vergeltung des Schicksals betrachten, wenn ihm das Papier wieder geraubt wurde? Abgesehen hievon, ließ er das Dokument in der Chatouille, welche Folgen konnten daraus entstehen? Ernst ward vielleicht seines rechtmäßigen Eigenthums beraubt, selbst das Gesetz konnte ihn gegen den Schurken nicht schützen; — nein, nein, er that gewiß nicht Unrecht, wenn er den Akt behielt und dadurch dem jungen Manne zu seinem Rechte verhalf. Rasch steckte Helldau das Papier in die Tasche. Um jeder Aenderung seines Entschlusses, zu der ihn vielleicht aufkeimende Reue oder Gewissensangst bewegen konnte, vorzubeugen, warf er den Schlüssel der Chatouille durch das Fenster weit hinaus in die Gärten, fand Krämer ihn bei seiner Rückkehr nicht, so mußte er annehmen, daß er ihn verloren habe. Entdeckte er dann auch, daß man ihm das Dokument geraubt hatte, so war es noch immer zweifelhaft, ob sein Verdacht auf Helldau fiel, da jener das unbegrenzte Vertrauen seines Herrn genoß, vielmehr mußte sein Argwohn den Entführer Mathildens treffen.

Helldau konnte jenen Menschen; in welchem Verhältniß derselbe zu dem Rentner stand, wußte er nicht, er glaubte aber bemerkt zu haben, daß jenes Verhältniß ein sehr vertrauliches war und schloß daraus, daß der Vagabund das Werkzeug zur Herbeischaffung des Dokuments gewesen sei. Der Buchhalter schloß jetzt die Thür sorgfältig zu, übergab dem Wirth den Schlüssel und ging dann nach Hause, um den Akt der Wittwe einzuhändigen.

Frau Heller bezeigte eine lebhafte Freude, als sie das Papier empfing und es gelang ihr, die Gewissensskrupel des Buchhalters zu beseitigen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen war ich früh auf den Beinen. Während die Weiber mit ihren Krügen um die Springbrunnen an den Straßenecken sich sammelten und die noch halb schlaftrunkenen Aufwärter die bunten Sonnendächer vor den Kaffeehäusern niederließen, verließ ich das Hotel de l'Alameda, außer Stand,

unthätig zu bleiben, doch mit keinem klar bestimmten Zweck. Umsonst bemühte ich mich, hoffnungsvoll und leichtblütig zu sein, wiederholte ich mir zum zwanzigsten Mal, daß Alles gut gehen werde mit Herrn Jakob Edwards' Rückkunft. Allein der junge Kaufmann konnte nicht zurückkehren; konnte mein Gesuch abschlagen; konnte durch irgend einen der vielen kleinen Zufälle, die täglich vorkommen, verhindert werden, mir die gesuchte Gunst zu gewähren. Daß aber ein Leben auf dem Spiel stand, daran konnte ich nicht zweifeln. Heute war Dienstag. Morgen mußte das Lösegeld beschafft sein, oder Alice war eine Waise ... Umsonst strebte ich, mir einzureden, der Räuberhauptmann suche nur auf die Furcht seines Gefangenen zu wirken, um besser Geld zu erpressen. Ich wußte nur zu gut, daß in solchen Dingen Moreno ein Mann von Wort war. Böse Geschichten, halb vergessen, die ich in der Stadt oder auf den Kaien gehört hatte, kamen mir jetzt wieder lebhaft ins Gedächtniß, und in vielen davon spielte Moreno's Name eine Rolle. Von des Banditen Menschlichkeit war nichts zu erwarten.

Den Beistand der Behörden zu suchen, erschien wohl als ein natürlicher Schritt. Doch daran war nicht zu denken. Beklagte ich mich beim Corregidor, so saß — gar nicht unwahrscheinlich — der gefürchtete Stadtrichter in dem Stelldichein an der Dorfkapelle eine günstige Gelegenheit zum Fang des verrufenen Moreno und dachte mehr an das Erwischen des Raubgesindels, als an die Lebensrettung eines geringen englischen Ketzers. Jeder Kampf aber zwischen der Polizei und den Räubern mußte die Niedermetzlung des hilflosen Gefangenen zur sichern Folge haben, während es allbekannt unmöglich war, auf Missethäter in einem so schwierigen Gelände, wie dem in den Bergen oberhalb Malaga's, mit Erfolg Jagd zu machen.

Unterdessen gingen die Vorbereitungen zu dem großen Stiergefecht lustig vorwärts, und wie ich an dem Amphitheater vorbeiging, hörte ich die Hammerschläge der Arbeiter, welche die gestreiften Leinendächer aufspannten, die den vornehmeren Zuschauern vor den brennenden Sonnenstrahlen Schutz geben sollten. Das wilde Schaufpiel des Tags sollte ein ungewöhnlich großartiges für Malaga werden — keineswegs die spanische Stadt, wo dieses spanische Lieblingsvolksvergnügen im größten Maßstab zum Besten gegeben wird. Doch diesmal sollte der Generalkapitän von Andalusien mit einigen fremden Gästen von hohem Rang die Aufführung mit ihrer Gegenwart beehren, und die Stadt hatte es sich ein Erkleckliches zu ihrer „würdigen" Unterhaltung kosten lassen.

So früh, als ich nur mit Anstand konnte, sprach ich in des Kaufherrn Hause vor, Herr Jakob Edwards war aber, natürlich, noch nicht angekommen. Ich hatte ihn auch so früh da nicht erwartet, allein meine Ungeduld ließ mir keine Ruhe, und wie ein rastloser Geist trieb ich mich in der Stadt umher, mit gleichgiltigem Blick auf die bunten Volksgruppen im Feiertagsanzug, die bereits in regem Gewühl und fröhlichem Geplauder über die bevorstehenden Vergnügungen des Festspiels waren. Die Pflicht nahm meine Zeit nicht in Anspruch, denn für heute war das Befrachten des Schiffes ausgesetzt; unsere Lastträger und Dock-Arbeiter hätten um den viersachen Lohn sich nicht versuchen lassen, den Stierkampf zu versäumen.

Um zehn Uhr ging ich nach Herrn Croft's Haus und sprach Alice. Das arme Mädchen! die dunkeln Ringe um ihre schönen braunen, von Thränen getrübten Augen zeigten, daß ihr Kummer die Nacht zu einer durchwachten für sie gemacht habe. Sie war in fieberischer Aufregung, schien bald meine geäußerte Hoffnung auf Herrn Edwards' Güte zu theilen, bald wieder unglücklich und kleinmüthig das Schlimmste zu fürchten. Auf den Fall des Mißlingens hatte sie ihren armen kleinen Plan fertig. Sie wollte mit der kleinen Summe, wie sie sie zusammenzubringen vermochte, tausend Realen vielleicht, zu der Kapelle am Gebirg unten hinaufgehen und mit Bitten und Thränen die bösen Menschen, die ihren Vater gefangen hielten, mild zu stimmen versuchen; wollte sie bitten, ihn leben zu lassen, ihn ihr wiederzugeben und versprechen, nach und nach das noch übrige Lösegeld abzuzahlen, wenn sie in Dienst ginge, um das Geld zu erwerben. Auch schien sie wirklich in ihrer schuldlosen Unwissenheit an ihre Macht zu glauben, das harte Herz Moreno's zu schmelzen, an dessen Händen, wie es hieß, das Blut von sechzehn Schlachtopfern klebte und der mit dem Gesetz im Krieg war.

Ich widersetzte mich diesem Plan nicht offen, im Bewußtsein, daß es gut wäre, wenn Alice Etwas hätte, auf dem ihr Geist zur Erleichterung von quälenden Gedanken verweilte; war aber fest entschlossen, sie — und wenn ich sie mit Gewalt zurückhalten müßte — sich nicht auf diese Weise, wie ein Lamm unter Wölfe, hinauswagen zu lassen. Selber mit einer Last auf dem Herzen, verließ ich das liebe Mädchen, indem ich ihr das Versprechen abnahm, ruhig daheim zu bleiben und meine Rückkunft abzuwarten, und durchstreifte noch einmal die Straßen der Stadt, welche jetzt von frohen Schaaren wimmelten, die sich gute Plätze beim Schaufpiel zu sichern eilten. Die Erkenntniß, auf wie schwachem Grund

meine Hoffnungen ruhten, drängte sich mir mit der Furcht allmälig auf, daß ihres Vaters Tod der Geliebten junges Lebensglück tief erschüttern und die heitere Frische ihres jugendlichen Sinnes im Schmerz jener schweren herben Prüfung zerstören würde; und die gedankenlose Fröhlichkeit der nur ihrem Vergnügen zustrebenden Menschen ärgerte und erbitterte mich, wie ja so gern der Anblick der Lustigkeit im Gemüth des Bekümmerten, in der Stunde des Leidens, thut.

Mittag — endlich. Wieder zu Herrn Edwards. Gute Kunde, wie ich meinte, wartete meiner. Der junge Kaufherr war mit zweien seiner Freunde angekommen und nach eingenommenem Frühstück fort nach dem Circus, „wie Jedermann," wie die alte Hexe von Pförtnerin, welche das Haus zu hüten hatte, während alles übrige Gesinde zum Schauspiel gezogen war, etwas neidisch übellaunig bemerkte. Dorthin eilte ich also ungesäumt, löste ein Billet, das mir den Zutritt in jeden Theil des Amphitheaters gestattete, stieß und drückte mich durch die Menschenmasse und trat hinein. Ich hatte kein Auge für den buntfarbigen Aufputz überall oder für die Reihen begieriger aufgeregter Gesichter, Stufen über Stufen geschichtet, und noch weniger auf Das, was in dem Kampfring vorging, wo ein junger Stier mit Hakenpfeilen und flatternden Fähnchen zur Wuth angestachelt wurde, ein bloßes Vorspiel zu den nervendurchzitternden Auftritten, die nachkommen sollten. Allein die ungeheure Menschenversammlung verwirrte mich. Solche Volksmengen waren aus den benachbarten Städten und Dörfern, von dem Schauspiel angezogen, nach Malaga hereingeströmt, daß nur für die Damen und einige wenige Begünstigte von der Beamtenschaft und dem Adel Sitze sich hatten vorbehalten lassen. Die übrigen Zuschauer standen so dicht zusammen gehäuft und gekeilt, daß ich bald fand, alles Suchen nach Herrn Edwards sei hier unmöglich. Verzweifelnd verzichtete ich darauf, wandte mich zum Fortgehen, gerieth aber, anstatt ins Freie zu gelangen, in einen langen Gang, der, ich wußte nicht wohin, führte, wiewohl ich das Brüllen der Stiere aus den Behältern, wo sie eingeschlossen waren, hörte. Plötzlich, aus einer Art unterirdischem Raum, dessen halboffene Thür rechts von mir war, hörte ich Stimmen schallen und spanisch die Worte: „Wenn Sie eine große Belohnung böten? So ein viertausend Realen! Bedenkt, ihr Herren, viertausend Realen für Eine Stunde Arbeit!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Paris werden Meeresstürme auf der Bühne durch eine schlaff gespannte grüne Leinwand vorgestellt, unter welcher zwei oder drei Dutzend Gamins mit aufgehobenen Armen umherlaufen. Der Direktor eines kleinen Boulevardtheaters sah einst zu seinem großen Erstaunen die empörten Wogen sich besänftigen und das Meer so glatt daliegen, wie bei einer Windstille. Mit einem dicken Knittel tauchte er nieder auf den Grund des Ozeans und siehe — da saßen die Wellen und fraßen Birnen. Wüthend fuhr der Direktor mit seinem Knittel unter die Sorglosen, und je kräftiger er ihn schwang, desto höher thürmten sich die Fluthen. Einen solchen Seesturm hatte Paris noch nicht gesehen. Um die Täuschung vollständig zu machen, erhoben die Gamins ein ohrenzerreißendes Wehegeheul. Die Gallerieen waren über den Aufruhr der Elemente entzückt; ein Donner von Beifall erscholl und das Stück machte zwanzig volle Häuser.

Zwei junge Damen sangen in einer musikalischen Gesellschaft ein Duett. Ein Fremder, der wohl schon bessern Gesang gehört hatte, wendete sich fast unwillkürlich an seinen zuhörenden Nachbar: „Singt die Weiße," sagte er, „nicht zum Davonlaufen?" — „Ich bitte um Entschuldigung," antwortete dieser, „ich bin nicht unbefangen genug; es ist .... meine .... Schwester." — „Erlauben Sie," sagte der Fremde und räusperte sich verlegen, „ich wollte sagen, die Blaue." — „Da haben Sie Recht," erwiederte dieser; „der hab' ich es schon oft gesagt; es ist meine .... Frau."

Es wird erzählt, daß die Damen von Troja in Nordamerika ganz etwas Neues auf ihren Märkten erfunden haben. Eine Anzahl hübscher Mädchen setzt sich hin und erlaubt Herren, sie zu küssen, für 12½ Cents der Kuß. Ein Mädchen brachte 62 Dollars an einem Abende zusammen und ein junger Herr verausgabte an einem Tage 11 Dollars. Das Geld ist für die im Felde Kämpfenden bestimmt.

Auflösung des Logogryphs in № 46:
Wrangel. Angel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 48. Freitag, 21. April 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

8. Kapitel.

Gottfried schlug, nachdem er das Haus des Bürgermeisters verlassen hatte, unverzüglich den Weg zur Stadt ein. Er wollte erst mit dem Advokaten reden und dann dem Vater den Tod der Mutter mittheilen. Für seinen Schmerz um den Verlust, den er erlitten hatte, war es sehr gut, daß die Ermordung Wetterau's und die Hoffnung, den Vagabunden in der Stadt wieder zu finden, seine Gedanken beschäftigten, rascher als die Zeit linderte diese Geistesthätigkeit den Gram, der seinem Herzen tiefe Wunden schlug. Wohl war es eine harte Aufgabe für ihn, dem Vater diese Trauerbotschaft zu bringen, er wußte, mit welcher Liebe der alte Mann an seiner Gattin hing, er ahnte die Verzweiflung, welche sich der Seele des Vaters bemächtigen würde.

Aber Schulz war auch ein Mann, der den Schlägen des Schicksals eine eiserne Stirne bot, der sich dem Willen der Vorsehung ohne Murren fügte, und auf diese Festigkeit, auf diese fromme Ergebung baute Gottfried. Wie drängte es ihn, am Herzen des Vaters Trost zu suchen und dafür wieder zu geben! Gewiß, der Schmerz um eine geliebte Todte verliert viel von seinem Stachel, wenn ein geliebtes Herz ihn theilt!

Als Gottfried im Hause des Advokaten anlangte, war dieser schon ausgegangen und der junge Mann beschloß, die Rückkehr desselben abzuwarten. Aber Stunde auf Stunde verrann, Schacht kehrte noch immer nicht heim. Die Schreiber zuckten die Achseln; der Anwalt habe hinterlassen, er gehe ins Gefängniß zu einem Klienten, von dort werde er zurückkehren, sagten sie, wahrscheinlich ziehe sich die Konsultation so sehr in die Länge.

Gottfried konnte endlich seine Ungeduld nicht mehr bemeistern, er wollte eben das Haus wieder verlassen, um den Anwalt im Gefängnisse aufzusuchen, als dieser eintrat. Der Blick, den er dem jungen Manne zuwarf, als er denselben in seinem Bureau stehen sah, befremdete Gottfried, er las in demselben Ueberraschung und Kälte, welche ihn verletzte. Er folgte dem Advokaten in dessen Kabinet und Schacht verschloß, sobald sein Begleiter eingetreten war, die Thür. „Ich begreife nicht, daß Sie nach dem Vorgefallenen noch den Muth haben, sich hier öffentlich zu zeigen," nahm der Jurist das Wort. „Ich glaubte, Sie seien längst über die Grenze."

„Und weßhalb?" fragte Gottfried erstaunt.

„Sie fragen noch? Reden wir offen mit einander. Weßhalb haben Sie den Bürgermeister Ihres Dorfes gemordet?"

Gottfried stand sprachlos vor Erstaunen vor dem Fragenden, der in diesem Schweigen und Erblassen nur die Angst des bösen Gewissens sah.

„Sagen Sie ehrlich, war es überleger Plan oder nur Nothwehr, was Sie zu diesem Verbrechen trieb?"

„Keins von beiden," entgegnete Gottfried mit bebender Stimme, entrüstet, daß man auf ihn diesen Verdacht werfen konnte. „Bevor ich Ihnen aber über die Ereignisse der verwichenen Nacht, die uns manches Räthsel enthüllen, Bericht erstatte, sagen Sie mir, ob man mich wirklich in Verdacht hat und worauf dieser Verdacht sich stützt."

„Die Sache ist einfach," entgegnete der Advokat. „Eine Frau aus Ihrem Dorfe hat Sie heute Morgen in aller Frühe gesehen, und zwar gerade in dem Augenblick, in welchem Sie das Haus des Bürgermeisters verließen. Neugierig, was zu so früher Stunde Sie zu Wetterau führen könne, näherte sie sich dem Hause. Sie fand die Thür offen, ging hinauf, sah den Bürgermeister erdrosselt im Bette liegen und behauptete, als auf ihr Geschrei die Leute herbeieilten, Sie seien der Mörder. An Gründen, welche diese Behauptung wahrscheinlich machen, fehlt es nicht —"

„Schon gut," fiel Gottfried ihm ins Wort. „Sie werden diesen Verdacht unbegründet finden, sobald Sie mich angehört haben." Er berichtete jetzt sein Zusammentreffen mit dem Vagabunden, wiederholte die Worte desselben, wie sie ihm im Gedächtnisse geblieben waren, und erklärte hieraus den Grund seiner Anwesenheit in dem Hause des Bürgermeisters.

Der Advokat hatte, während Gottfried sprach, einige Notizen gemacht. „Würden Sie jenen Menschen wieder erkennen?" fragte er jetzt.

„Ganz gewiß."

„Auch wenn er die Kleider gewechselt hat?"

„Auch dann. Seine Züge, wie der Ton seiner Stimme haben sich meinem Gedächtniß so tief eingeprägt, daß ich sie sobald nicht wieder vergessen werde."

„So lassen Sie uns ungesäumt an's Werk schreiten," fuhr Schacht fort, indem er die Schelle zog. „Es unterliegt keinem Zweifel, daß jener Vagabund heute in die Stadt zurückgekehrt ist, um dem Rentner Bericht abzustatten, wir müssen suchen, ihn ausfindig zu machen. — Rufen Sie augenblicklich den Polizeikommissär Schmidt," wandte er sich zu dem eintretenden Schreiber, „sagen Sie ihm, ich müsse in einer wichtigen und dringenden Angelegenheit mit ihm reden. — Er kennt die Kneipen und Schlupfwinkel jener Schurken," fuhr er fort, als der Schreiber sich entfernt hatte; „wenn er uns begleitet, dürfen wir fast mit Gewißheit darauf rechnen, daß wir unseren Mann finden."

So gerne Gottfried vorher noch seinen Vater besucht hätte, blieb ihm doch nicht Zeit dazu; er sah wohl ein, daß kein Augenblick zu verlieren war, wenn die Verfolgung des Vagabunden zu dem gewünschten Resultate führen sollte.

Der Kommissär ließ nicht lange auf sich warten, Schacht weihte ihn mit wenigen Worten in die Sachlage ein, verschwieg dabei aber, daß der Mörder Wetterau's auch im Verdacht stehe, Krämer gemordet zu haben. Der Beamte kannte den Menschen nicht, er erinnerte sich wohl, ihm vor Wochen einmal begegnet zu sein, wußte aber über seinen Namen und Aufenthaltsort nichts Näheres anzugeben.

Der Kommissär vertauschte seine Uniform gegen einen Civilanzug und die Drei traten ihre Wanderung an. Der Zufall wollte, daß Ernst ihnen begegnete; als dieser ihr Vorhaben und die näheren Details erfuhr, schloß er sich dem Kleeblatt an.

Schmelzer war, nachdem er seine Gefangene verlassen hatte, in die Stadt zurückgekehrt. Die Landstraße vermeidend, weil er befürchtete, der Rentner könne durch irgend einen Zufall die Entführung seiner Tochter gleich nach seiner Rückkehr in den Gasthof entdecken und dem Entführer nachsetzen, schlug er einen Fußpfad ein, der auf einem ziemlich beträchtlichen Umwege durch das entgegengesetzte Thor in die Stadt führte.

In der Stadt angelangt, eilte er unverzüglich in das Viertel, welches ausschließlich von der ärmeren Bevölkerung bewohnt war. Hier, in einer engen Gasse, trat er in das finstere Gewölbe eines Trödlers, wo er den ziemlich abgetragenen Anzug eines Spießbürgers kaufte, den er sofort in dem Gewölbe gegen seine bisherigen Kleider umtauschte.

Dieser Anzug bestand nur aus Rock, Hosen und Mütze; um die unsaubere Weste und den nichts weniger als frisch gewaschenen Hemdkragen zu verbergen, knöpfte der Vagabund den Rock bis unter's Kinn zu, rückte dann die Mütze tief ins Gesicht und schlug, in seinem Aeußeren einem unverschuldet in Armuth und Elend gerathenen Familienvater nicht unähnlich, den Weg zum Rathhause ein. Hier trat er in das Paßbureau, in welchem ein noch ziemlich junger, schmächtiger Mann emsig arbeitete. „Eure Papiere sind fertig, Ihr könnt sie nachher holen," rief der Beamte dem Eintretenden entgegen, während er sich demselben näherte; „sie liegen dem Bürgermeister zur Unterschrift vor, Ihr müßt Euch so lange gedulden. — Geht in den goldenen Schwan und erwartet mich," fuhr er leise fort, indem er seine Lippen dem Ohr des Amerikaners näherte, „ich bin längstens in einer halben Stunde bei Euch."

Schmelzer ging, ohne ein Wort zu erwiedern, wieder hinaus und wartete in dem bezeichneten Weinhause auf den Beamten, der, seinem Worte getreu, noch vor Ablauf der halben Stunde erschien. „Gehen wir in das Kabinet," flüsterte der Beamte, indem er einen Blick über die Gäste warf, „wir können dort unser Geschäft ungestört abmachen."

„Habt Ihr die Papiere mitgebracht?" fragte der Amerikaner, als die Beiden hinter der Flasche in dem Stübchen saßen, dessen Thür sie hinter sich verschlossen hatten.

„Alles in bester Ordnung, unterschrieben und mit dem Amtssiegel versehen," erwiederte der Beamte, „nur bitte ich Euch, geht vorsichtig damit um, Ihr wißt, daß meine Ehre, mein Amt davon abhängen."

„Narrenpossen! Glaubt Ihr, ich werde Mißbrauch damit treiben?" versetzte Schmelzer. „Gebt her, ich habe Eile."

„Erst das Geld, dann die Papiere!"

Der Amerikaner legte eine Rolle auf den Tisch. „Hier sind zwanzig Louisd'ors, die Summe, um welche wir mit einander einig wurden."

„Und hier ist Euer Paß, wonach Ihr als Gendarm den Auftrag habt, die irrsinnige Giftmischerin nach

Bremen zu bringen," sagte der Beamte, indem er ein Papier entfaltete, welches er dem Vagabunden überreichte. „Euer Signalement ist genau, ob das Eurer Gefangenen ebenfalls zutrifft, müßt Ihr selbst wissen, Ihr hattet es mir so angegeben."

Der Amerikaner warf einen flüchtigen Blick auf das Papier. „Es genügt," entgegnete er, „keine Behörde wird es wagen, die Richtigkeit dieses Papiers anzugreifen."

„Jedenfalls thut Ihr wohl, die größeren Städte zu vermeiden —"

„Natürlich," fuhr Schmelzer fort, „ich werde so viel wie möglich auf der Landstraße bleiben und, wenn es angeht, im Freien übernachten. Und nun das zweite Papier!"

„Hier ist es," entgegnete der Beamte. „Sobald Ihr die Rolle des Gendarmen fallen lassen wollt, oder gezwungen werdet, sie fallen zu lassen, bedient Ihr Euch dieses Passes, laut welchem Ihr als Vormund Eurer Begleiterin nach Amerika zurückreist."

Ein Lächeln triumphirenden Hohns umspielte die Lippen des Schurken. „Ah, das ist gut," sagte er, „als Vormund. Als solcher bin ich berechtigt, Gewalt anzuwenden, wenn mein Mündel in Güte nicht folgen will, wirklich, der Gedanke ist gut. Jetzt zählt Euer Geld."

Der Beamte zählte die Goldstücke und schob sie in die Tasche. „Vergeßt nicht, Vorsicht!" warnte er, „unter den Vorsitzergermeistern gibt's manche, die in Jedem, der ihnen einen Paß vorzeigt, gleich einen Betrüger, einen Verbrecher wittern."

„Seid unbesorgt," unterbrach Schmelzer ihn gelassen, „ich möchte einem solchen Bürgermeister nicht rathen, in mir etwas Anderes als einen wirklichen Gendarmen zu wittern, meine gute Klinge möchte mit seinem Schädel sonst in unsanfte Berührung kommen. Gehabt Euch wohl, sobald ich drüben bin, schreibe ich Euch, damit Ihr nicht länger in Sorge und Ungewißheit schwebt."

(Fortsetzung folgt.)

Auf Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Mein Fuß wurzelte auf dem Fleck und das Blut stieg mir zu Kopf, während ich lauschte, als ob mein Leben vom Erhorchen des nun Folgenden abhinge.

„Wir finden Keinen, und wenn wir noch so viel böten," sagte eine andere Stimme kleinmüthig; „Keiner, dem noch sein Leben lieb ist, liefe die Gefahr, und Caramba [Teufel]! was werden die Leute sagen? 's gibt einen Auslauf, und unsere Häuser können's büßen müssen. Denkt euch nur die Wuth der Tausenden drohen, wenn sie hören, der Manuel Zagal könne gar nicht auftreten und wir hätten keinen Espada*), der für ihn einträte."

„Wenn der Pinsel nur so vernünftig gewesen wäre, das Bein nach der Corrida [Stiergefecht] anstatt vorher zu brechen!" jammerte ein dritter Sprecher. „Doch, Sennores, was ist zu thun? Ich zahlte eher vier ja sechs tausend Realen aus meiner eigenen Tasche, als daß ich den Leuten sagte, sie kämen um's Beste vom Spiel. Sie plünderten uns wohl gar die Häuser aus Rache, und Unheil gibt's sicherlich. Was können wir thun? Keine Espada einen Pfifferling werth auf Stunden weit zu finden und Choco eben nur im Stand, den jungen Bullen gegenüberzustehen, und denen noch mit den Kugeln auf den Hörnern. Wir werden den Halbmond brauchen müssen, und vor dem Generalkapitän, die Schande!"

Jetzt begriff ich allmälig, wo das Reden hinaus wollte. Ein gefeierter Matador, wußte ich, Namens Manuel Zagal, sollte von Sevilla, der hohen Schule der Stierfechter, herüberkommen, um seine Kunst im Abthun der erst von ihren berittenen Peinigern, den Picadores zur rasenden Wuth gestachelten Thiere zur Schau zu stellen. Dieser, ob seiner Geschicklichkeit und Herzhaftigkeit berühmte, Schwertfechter stand in seinem Beruf so hoch, daß man es für überflüssig gehalten hatte, noch Einen desselben Kunstzweigs zu miethen, und da Matadore, wie Opernsänger, von Ort zu Ort, je nach ihren Engagements reisen, so war damals kein Glied der Zunft in Malaga. Ein — unter dem Spitznamen Choco **) bekannter — Torero war wohl zu haben, der war aber, obwohl ein Liebling bei dem gemeinen Volk, mehr von einem Possenreißer als von einem Schwertfechter, und hatte weder die Gewandtheit noch den Wagemuth, die ein ächter Matador besitzen muß. Wird ein Matador verwundet, oder verhindert irgend ein ungeschickter Zufall das Erscheinen eines solchen, so bleibt kein Mittel übrig, als den Stieren mit dem Halbmond, einer scharfen Sichel am Ende einer Stange, die Beine durchzuhauen oder die Kniesehnen zu zerschneiden, und sie so vollends abzuthun. Allein dieser barbarische Ausweg bringt

*) „Degen" — so eigentlich und nur nennt der Spanier, was man sonst den Matador, der dem Thier den Todesstoß gibt, zu heißen pflegt.

**) Tintenfischchen; aber auch Choco = Faselhans und Chocarrero = Possenreißer.

faſt unausbleiblich das Volk in Zorn, das mit der Grauſamkeit der Handlung nicht, wohl aber mit der Abweſenheit jener Wagniß und Gefährte des Menſchenlebens, die ſo weſentlich zu den Aufregungen des Stierkampfs gehören, übel zufrieden iſt.

In dieſem Fall konnte ich unſchwer errathen, was vorgegangen war. Dem beklagten Schlachtkünſtler von Sevilla, Sennor Manuel Zagal, war ein ernſtlicher Unfall zugeſtoßen, und die Behörden fürchteten ſich nun, dem Volk das Vorgefallene zu verkünden, wohl wiſſend, daß ein gewaltiger Ausbruch der Volkswuth erfolgen würde. Die Sprechenden ſelbſt konnte ich, einen Schritt vortretend, jetzt ſehen. Zwei waren in Civiluniform, der Stadt-Alcalde und ein vierſchrötiger ſtarkbeleibter Mann mit ſtarken Augenbrauen, der Polizei-Corregidor. Der Dritte war ein geſchmeidiges ehrerbietig thuendes Männchen in ſchwarzem, franzöſiſch modernem Anzug, der Direktor der Corrida.

„Seine Excellenz iſt angelangt; ich höre die Trompeten!“ brummte der Polizeivorſtand; „wir müſſen ihr entgegengehen, ſonſt meint man, wir verſäumten die ſchuldige Achtung. Einen Erſatzmann aufzutreiben fehlt leider die Zeit; wer aber wollte, ſelbſt für viertauſend Realen, ſich unſern zwei beſten Stieren entgegenſtellen — dem ſchwarzen Portugieſen und dem ſcheckigen Murcianer, ein wilderer Teufel als ...

„Machen Sie fünftauſend Realen, und ich bin Ihr Mann, edle Sennores,“ ſagte ich, mit plötzlichem Entſchluß aus meinem Verſteck auftauchend. Wäre ich, wie ein Bühnengeiſt, aus einer Verſenkung emporgeſtiegen — ich hätte mit meiner Erſcheinung keine größere Beſtürzung anrichten können. Der Corregidor gewann zuerſt ſeine Faſſung wieder. Zu finſterm Drohen die dicken Brauen zuſammenziehend, frug er mich zornig, wer ich ſei.

„Heinrich Weſt, britiſcher Staatsangehöriger, Steuermann des Barkſchiffes Tudor, jetzt im Hafen,“ lautete meine Antwort; „bereit, Ihr Matador heut zu ſein, wenn Sie die Bezahlung auf fünftauſend Realen erhöhen wollen!“

Eine ſehr lebhafte Erörterung fand nun ſtatt. Ein Seemann, ein Engländer, der die ſchwere und gefährliche Aufgabe des Stiertödtens übernimmt — denn der Matador beſteht bekanntlich allein oder faſt allein wirkliche Gefahr — der Gedanke ſchien widerſinnig. Dann aber — bemerkte ſchlau Don Ramon, der Alcalde, wenn ich einmal Luſt hätte, mich zu Tod ſpießen zu laſſen, ſo ginge es ja ſie nichts an, und die Kataſtrophe verſetzte mindeſtens das Volk in guten Humor. Allein fünftauſend Realen, meinte die würdige Magiſtratsperſon, ſei denn doch zu viel. Ob ich nicht dreitauſend nähme, oder ſogar viertauſend?

Ich blieb aber feſt. Fünftauſend, oder nichts, lautete mein Wort, und da das Volk ſehr lärmend und ungeduldig zu werden begann, ſo kam der Handel zu Stand. Eine Vereinbarung wurde in Eile aufgeſetzt und vom Alcalde unterzeichnet, und eine Anweiſung auf das Geld ausgeſtellt und dem Direktor anvertraut, um es mir einzuhändigen, ſobald ich es verdient habe. Wie ich unterſchrieb, fühlte ich, daß ich mein eigen Leben und Blut verhandele, um Alicens Vater zu retten. Jene fünftauſend Realen würden ſein Löſegeld geben. Es blieb mir aber wenig Zeit zum Nachdenken, denn man eilte mit mir nach einem andern Raum, und hieß mich dort ſo hurtig als möglich die bunte Tracht eines Stiertödters anlegen, und unterdeſſen verfügten ſich die obrigkeitlichen Perſonen ſchleunigſt auf ihre Plätze, der Herr Direktor aber ging zur Ausführung des etwas bedenklichen Geſchäftes, der Menge zu erklären, daß Manuel Zagal das Bein gebrochen habe und ein Neuling in ſeine Obliegenheiten eintreten würde.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Wörtliche Ueberſetzung.) Der witzige däniſche Etatsrath von St. — er lebte im vorigen Jahrhundert — hatte in Hamburg einmal bei einem Gaſtgebot die häßlichſte aller anweſenden Damen zur Tiſchnachbarin. Beim Deſſert ward Zuckerwerk, in Deviſen gewickelt, herumgereicht, und beſagte Dame löſte von einem Bonbon die Verſe:

Contre vos charmes on a beau se défendre,
Quand on vous voit, il faut se rendre.

Sie bat, da ſie nicht Franzöſiſch verſtand, den Dänen um eine Ueberſetzung, und mit ironiſch-zärtlichem Blick auf ihr Antlitz gab Herr v. St. in patheliſchem Tone folgende Verdeutſchung:

„Umſonſt wagt ſolchem Reiz ein Mann zu widerſtreben,
„Sobald er Dich erblickt, muß er ſich — übergeben.“

Verſchieden — und doch gleich. „Alle Menſchen gleichen ſich im Tode,“ predigte Schleiermacher eines Tages. — „Sonderbar!“ rief Jemand, „daß die Menſchen einander gleichen, wenn ſie verſchieden ſind.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 49. Sonntag, 23. April 1865.

An einen Jugendfreund.

Aus den Trümmern der Vergangenheiten,
Aus den Aschen unsrer Jugendzeiten
Windet sich ein sel'ger Schatten los.
Freund, es ist der Schatten jener Stunde,
Wo mein Geist zum hohen Seelenbunde
Mit dem deinigen zusammenstoß!

Wo ich einen Blutesfreund in dir spürte,
Mit der Wahrheit Prüfstein dich berührte,
Und bewährt, wie ächtes Gold, dich fand;
Wo ich dann mit dir und unsrem Dritten
Schwärmt' und träumte unter Palmenhütten
An Genova's meerumrauschtem Strand;

Wo mir jeden Strudel zu durchschwimmen,
Jeden Zackenfelsen zu erklimmen,
Jede Schauerwildniß zu durchzieh'n,
In der Wahrheit Aoptum zu dringen,
Zu den Sternen mich emporzuringen,
Knabenspiel in euren Armen schien.

Gold'ne Träume! Süße Reverieen!
Heldengluthen! Rosenfantasieen!
Ahnungsreiche Lebensdämmerung!
Ihr seid hin, die Pulse klopfen milder,
Blasser malt die Fantasie die Bilder,
Matter lodert die Begeisterung.

Abgemüdet von der Meeresengen
Wogensturz, der Brandung wildem Drängen,
Steuert Jeder an's Gestad' und sucht,
Bis die letzte frische Kühlung wehe
Und ihn führe auf die sich're Höhe,
Eine stille, rings umschirmte Bucht.

Selig, wer in seinem engern Kreise
Fröhlich sich bewegt, einfach und leise
Die ihm übertrag'ne Rolle spielt,
Und des Busens unauslöschlich Schmachten
Und des Geistes rastlos höher Trachten
Mit der Hoffnung bess'rer Zeiten kühlt!

Selig, Bruder du! die bunte Bühne
Räumst du und entweichst in deine grüne
Traute friedenvolle Einsamkeit,
Sie, für jene fernen bessern Zeiten
Dir der Kronen viele zu erstreiten,
Grade nicht zu eng und nicht zu weit.

Deiner warten sehnsuchtswerthe Stille,
Mangelfreie, neidelose Fülle,
Gleichgewicht von Arbeit und Genuß;
Freies Spiel der wohlgeübten Kräfte,
Und nach herzerhebendem Geschäfte
Harrt belohnend dein der Gattin Kuß.

In der Lerche Früh- und Spatgesängen,
In des Gartens blüthenweißen Gängen,
An des Baches blaudeblümtem Rand,
Im Gesäusel quellurchströmter Büsche,
In der Mainacht wollustreicher Frische,
Wallst du froh an deiner Rosa Hand;

Lehrst sie, in der Myrias der Wesen
Jener hohen Einheit Züge lesen,
Die des Eingeweihten Auge sieht;
Die im ungemess'nen Weltenringe
Körper, Geister, Schöpfer aller Dinge
Frei und willig an einander zieht.

In der Sterne Saat, am Blüthenstaube,
An Arion's Schwert, am Hals der Taube
Lehrst du Schönheit sie und Ordnung seh'n;
Lehrst sie den Tanz der Weltenballe
Und des Ganzen Harmonieenhalle
Und der Sphären Jubelpsalm verstehn;

Daß sie nicht blos durch die kurze Weite
Deiner Erdenwallfahrt dich begleite;
Daß sie, wenn nun fesselos der Geist,

Einſt die ungezählten Cycloiden
Aller Weltſyſteme nimmermüden,
Nimmerlaſſen Adlerflugs durchreist,

Daß ſie auch in jenen weiten Irren,
Wo ſich Zirkel, Maaß und Ziel verwirren,
Dich begleite über Raum und Zeit.
Selges Loos! zu leben ſo, zu ſterben,
Eingetauſchen klares Gold um Scherben,
Ew'ge Jugend um Vergänglichkeit.

Bliesklaſtel.

Ein böſes Gewiſſen.

(Fortſetzung.)

Als der Amerikaner das Weinhaus verließ, blieb er einen Augenblick zögernd auf der Schwelle ſtehen. Zu ſeiner Gefangenen mochte er noch nicht zurückkehren, vor ihm lag eine mehrwöchentliche Wanderſchaft, reich an Strapazen und Entbehrung, darum wollte er noch einmal den heutigen Tag genießen.

In der Kleidung, welche er augenblicklich trug, kannte ihn ja Niemand, und ſelbſt wenn der Rentner Verdacht geſchöpft hatte und ihn der Entführung ſeiner Tochter beſchuldigte, er wagte ſich gewiß nicht in die Schlupfwinkel, welche Schmeizer zum Aufenthalt dienten. Der Vagabund wanderte aus einer Kneipe in die andere, bis er endlich nahe dem Thore, durch welches er ſeinen Rückweg nehmen mußte, in einer Branntweinſchenke ſitzen blieb.

Es war bereits Abend, das Schenkzimmer bis in den letzten Winkel von Gäſten beſetzt, welche, nach ihrem Aeußeren zu urtheilen, ſämmtlich dem ehrenwerthen Gaunerſtande anzugehören ſchienen. Bettler und Orgelſpieler, entlaſſene Sträflinge und Taglöhner, welche, zu faul zur Arbeit, auf anderen Wegen ihren Unterhalt zu beſtreiten ſuchten, Raufbolde und Induſtrieritter ſaßen hier friedlich beiſammen.

Das Geſpräch betraf faſt ausſchließlich den an Wetterau verübten Mord, und Schmelzer fühlte eine Laſt von ſeinem Herzen fallen, als er vernahm, daß man den Sohn des verhafteten Ackerers Schulz als den Mörder bezeichnete. Er hatte im Laufe des Tages ſich ſeiner Begegnung mit dem Unbekannten auf der Landſtraße erinnert und befürchtete, er könne dieſem durch einige unbedachte Worte ſein Vorhaben verrathen haben.

Auch über den Brand und die Entführung der Tochter Krämer's wurde manche Vermuthung geäußert. Die Anſichten waren verſchieden, die Mehrzahl behauptete, Krämer habe ſelbſt ſein Haus angezündet und die Entführung ſeiner Tochter ſei nur eine Komödie, welche lediglich den Zweck habe, die Aufmerkſamkeit des Publikums von der Entſtehung jenes Brandes abzulenken und das allgemeine Mitleid für ihn in Anſpruch zu nehmen; eine Komödie, welche indeß zu grob angelegt ſei, als daß man ſie nicht augenblicklich durchſchauen könne.

Der Amerikaner hätte dem, der die Anſicht ausſprach und hartnäckig vertheidigte, um den Hals fallen mögen, er hütete ſich aber, demſelben offen Recht zu geben, um nicht die Aufmerkſamkeit der Gäſte auf ſich zu lenken.

Die Stunden verrannen, Gäſte kamen und gingen, nur Schmelzer und einige Stammgäſte blieben hinter ihrem Glaſe ſitzen. Da traten vier Herren ein, bei deren Erſcheinen den Amerikaner eine ihm ſelbſt unerklärliche Unruhe befiel. Er kannte keinen von ihnen und doch ſchien es ihm, als müßten ſie ihn kennen, denn ab und zu ſtreiften ihre Blicke ihn und dann glaubte er in dieſen Blicken ſtets eine gewiſſe Genugthuung zu leſen, die Genugthuung eines Mannes, der das gefunden hat, was er ſucht.

Die fremden Herren, welche durch ihre feine Kleidung die Aufmerkſamkeit der übrigen Gäſte erregten, forderten Branntwein und ſetzten ſich an einen Tiſch, der von dem des Amerikaners ziemlich entfernt ſtand. Sie unterhielten ſich lebhaft mit einander, dies hinderte ſie aber nicht, von Zeit zu Zeit Schmelzer zu beobachten, der, um die wachſende Unruhe zu bemeiſtern, dem Glaſe fleißig zuſprach.

Endlich, es hatte bereits zehn geſchlagen, erhob der Amerikaner ſich; er hatte gehofft, die Herren würden ſich früher entfernen. Die Furcht vor jenen war ihm ſelbſt unerklärlich und dazu grundlos, denn verſuchten ſie, ihn anzugreifen, ſo durfte er des Beiſtandes der übrigen Gäſte gewiß ſein. Sie alle waren ja nicht beſſer als er, ſie alle mußten, wenn er in der Schenke angegriffen wurde, darin eine Gefährdung ihrer eigenen Sicherheit erblicken.

Daſſelbe dachte der Kommiſſär, aber ſelbſt, wenn er auch einen ſolchen Beiſtand nicht befürchtet hätte, würde er den Verbrecher doch nicht zurückgehalten haben, er mußte ja wiſſen, wo dieſer wohnte, um in der Wohnung deſſelben Hausſuchung halten zu können. Er war ein Mann der Praxis; von einem Verbrechen auf das andere ſchließend, traf er ſeine Maßregeln bei Verfolgung eines Verbrechers ſtets ſo, daß er bei Verhaftung deſſelben auch ſofort einen Blick in das ganze Verhältniß ſeines Gefangenen werfen konnte und da entdeckte er denn oft Manches, woran er vor wenigen Augenblicken noch nicht dachte.

Nachdem Gottfried ihm die Verſicherung gegeben hatte, daß jener Menſch derſelbe Vagabund ſei, den

ste suchten, entwarf er rasch seinen Plan. Einer seiner Unterbeamten stand draußen vor der Thür in einer versteckten Ecke und beobachtete jeden, der die Schenke verließ.

Schmelzer verließ ungehindert das Haus und eilte sofort zum Thore hinaus. Draußen auf der Landstraße sah er sich noch einmal um, aber Alles blieb still und hiedurch sicher gemacht, lachte der Vagabund jetzt über seine Angst, die ja jedes Grundes entbehrte.

Wenige Minuten nach dem Fortgang des Vagabunden erhoben die Vier sich und verließen ebenfalls die Schenke. Der Kommissär redete mit seinem Untergebenen, welcher, von einem geheimen Instinkt geleitet, den Amerikaner schärfer als jeden Anderen beobachtet hatte, einige Worte und rieb sich dann vergnügt die Hände. „Es kommt besser, als ich vermuthete," sagte er, „jetzt kenne ich den Schlupfwinkel des Burschen, er wird uns nicht entgehen. Sie schlagen vor dem Thore einen Seitenweg ein und eilen so rasch als möglich, aber mit der nöthigen Vorsicht zu der Hütte, welche seitwärts der Landstraße einsam in der Haide steht," wandte er sich zu dem Unterbeamten und Gottfried, „dort halten Sie sich verborgen und beobachten genau, ob unser Mann in die Falle geht; wir werden auf der Landstraße dem Bürschen folgen."

Die Beiden befolgten ohne Zögern den erhaltenen Befehl, während der Kommissär in Begleitung des Advokaten und dessen Freundes die Landstraße verfolgte. „Sie glauben, daß es uns gelingen wird, den Menschen zu ergreifen?" fragte der Advokat, nachdem die Drei eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatten.

„Ganz gewiß," erwiederte der Kommissär, „aber reden wir leise, diese Schurken sind mit allen Hunden gehetzt, hat der Amerikaner Lunte gerochen, so dürfen Sie sich darauf verlassen, daß er hier in einem Chausseegraben stundenlang liegen bleibt, um zu spioniren, ob wir ihm folgen. Ich kenne seinen Schlupfwinkel," fuhr er nach einer Pause fort. „Ungefähr eine halbe Stunde von hier entfernt, steht einsam in der Haide ein kleines Haus, wer es früher bewohnte, weiß ich nicht, die Sage erzählt, der frühere Eigenthümer habe sein Weib und sein Kind ermordet und seit der Zeit stehe das Haus verlassen. So viel aber weiß ich, daß es oft den Verbrechern zum Aufenthalt dient, ich habe manchen in jenem Käfig gefangen."

(Fortsetzung folgt.)

Auf Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Von dem dunklen Kämmerchen aus, in dem ich, ziemlich ungeschickt, meine eigene Kleidung mit dem schön ausgeputzten andalusischen Anzug vertauschte, der zu der von mir übernommenen Rolle gehörte, konnte ich dann und wann die Stimme des Direktors vernehmen, wie er in glatten Tönen die aufgeklärte Zuhörerschaft seiner Gönner beanredete. Zuerst rief seine Ansprache viele lärmende Mißfallensbezeugungen hervor, gleich darauf aber übertäubten Gelächter und Beifallsrufe seine Kunstrede, und als er zurückkam, wischte er sich die Stirne mit einer Miene der Selbstbeglückwünschung. Die Versammlung, sagte er mir, als er mir seinen geübten Beistand im Ankleiden ließ, sei übellaunig und reizbar gewesen, bis er sie daran erinnert, daß sie schlimmstens Falls noch nie einen Engländer todtgespießt gesehen hätte und sich einer neuen Aufregung versehen dürfe. „Ich sagte ihnen — der heilige Martin verzeih' mir's — Sie seien der erste Torero von ganz London und seien nach Spanien gekommen, um unsere besten Stierkämpfer zu einem Wettkampf herauszufordern," fuhr der Mann fort und hieß mich dann im Spiegel betrachten. Ich that's, erkannte mich aber selbst kaum wieder, so verändert war mein Aussehen durch die gestickte Jacke, die geschlitzten Calzoncillos [Kurzhosen], die buntfarbige seidene Leibbinde und all' das Fransen- und Spitzenzeug, Nestel- und Glöckchenknöpfewerk und sonstige Aufgeputzte meiner Tracht. Der Herr Direktor benagte mich kunstrichterlich, vom breitrandigen Sombrero mit seiner rothen Feder und goldenen Schnur herab bis zu den Tanzschuhen und Seidenstrümpfen, die einem Matador so wesentlich sind wie einem Ceremonienmeister, und schlug mir mit einem beifälligen Wort oder zweien auf die Achsel. Dann reichte er mir den rothen Mantel und den Degen mit langer gerader Klinge und erklärte mir in beflügelter Eile, welche Estocades [Stöße] „faul" seien und welche im Einklang mit der Regel und Sitte dieses blutigen Zeitvertreibs. Er war kein bösartiger Mann und that sein Bestes, mir Muth zu machen, indem er mir Wein und Erfrischungen anbot und darauf bestand, daß ich wenigstens einen Becher starken Calcabella's zu mir nähme.

„Frisch auf, Kamerad," sagte er; „nur immer kaltes Blut, dem ersten Anrennen ausgewichen und Ihr kommt wohl mit ganzen Knochen und heiler Haut davon. Werft ihm gut den Mantel über die Hörner, treibt ihm den Degen so ein, mit so einer

Wendung des Handgelenks, und ja nicht auf den Brustknochen. Nur nie hastig oder Ihr seid verloren. Ich habe schon alte „Arbeiter“ den Kopf verlieren sehen beim ersten Gebrüll und Ansturz eines verwundeten Bullen, aber Ihr gefällt mir, junger Mensch, wenn Ihr auch ein Ketzer seid, und ich möcht' Euch nicht mit den Füßen voraus hinauskommen sehen. Laßt mich Euren Puls greifen.“ Damit nahm er mein Handgelenk zwischen die Finger, wahrscheinlich um sich zu vergewissern, ob ich von der Annäherung der Gefahr zu unruhig aufgeregt sei, um auf seine Verhaltungsregeln recht zu merken. Er ließ jedoch meine Hand los, indem er mit etwas von echter Bewunderung im Ton vor sich hinmurmelte: „Diese Insulaner-Bullenbeißer! ein zäher Schlag!“

Er führte mich nun in eine Ecke, von wo aus ich durch ein Fensterchen sehen konnte, das einen guten Ueberblick des Kampfplatzes und der Zuschauer oben gewährte, mit seiner engen Vergitterung von rostigem Eisen aber den in dem Winkel sich Aufhaltenden unsichtbar machte. Darauf hieß er mich gutes Muths sein und verließ mich, seinen Obliegenheiten nachzugehen. Ich war allein, wiewohl ich das dumpfe Brüllen der in den Behältern neben mir eingesperrten Stiere hören konnte; und jetzt zum ersten Male hatte ich Muße, mir das Uebereilte meines Unternehmens zu vergegenwärtigen. Ich war, in dem was ich gethan, dem Antrieb des Augenblicks gefolgt, nun aber, wie ich umherblickte und daran dachte, daß die Tausende von Zuschauern sich so gierig an meinen Todeskämpfen weiden würden, wie an denen der thierischen Opfer ihres grausamen Zeitvertreibs, trat die volle Gefahr meiner Lage vor mich. Doch ich beschwichtigte meine Besorgnisse mit dem Gedanken an Alice. Um ihrer, um der Geliebten willen, um ihres Vaters Lösegeld zu verdienen, kauerte ich hier, in diesem Mummenschanzgewand, wartend, bis man mich hinausriefe, gleich dem Gladiator der alten Heidenzeit den Sand des Bullenrings mit meinem Blut zu röthen. Denn ohne ernste Schädigung davon zu kommen, hatte ich geringe Hoffnung. Ich wußte, daß nur wenige selbst der behenden Spanier, von Kindheit auf an jeden Einzeltheil dieser für den Nichtspanier abstoßenden Schaufpiele gewöhnt, Luft hatten, sich mit den Gefahren des Matadorgewerbs zu befassen; hatte schon Stiergefechte in Sevilla, Vigo und an anderen Orten gesehen und erinnerte mich wohl, wie furchtbar die gewaltigen, auf den einsamen Weiden Murcia's und Kastilien's eigens für den Kampfplatz gezüchteten Thiere seien. Doch mit Macht verscheuchte ich diese Gedanken und besah mir bedachtsam den ganzen Schauplatz.

Ich schaute auf zu den endlosen Reihen der Zuschauer; zu den Damen mit ihren blitzenden Augen und ewig beweglichen Fächern, einige in der alten Landestracht, die meisten aber in Pariser Putz; zu den Stutzern Malaga's; zu dem Gedränge von Ladenhaltern und Handwerkern, ganze Familien zusammen, von der alten freudverjüngten Großmutter bis zum Kind auf den Armen, das die Händchen zusammenschlagen und aufkrähen gelehrt werden sollte beim Anblick des Blutvergießens, zu der Menge von Landleuten im Feierkleid, wie's ihre Väter trugen in den Tagen Ferdinand's und Isabellen's. Ich warf einen Blick hinauf nach der Stelle, wo der Generalkapitän in seiner reichen, von Orden strahlenden Uniform in einem glänzenden Kreis von Offizieren und vornehmen Frauen saß, deren Diamanten und höfische Pracht an so einem Ort wunderlich angebracht schienen. Und dann richtete sich mein Auge hinab in den Kampfring.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Fürst, der nur ein Hemd besitzt.) Der Herzog von Braunschweig soll in der Nacht, als das herrliche Schloß und mit demselben seine ganze Garderobe in Flammen aufging, geäußert haben: „Fürsten ohne Land hat es schon öfter gegeben und gibt es auch noch jetzt, aber Fürsten mit Land und nur einem einzigen Hemde gab es wohl noch nicht, davon bin ich gewiß das erste Beispiel.“

Bei dem Begräbnisse eines Recensenten waren sehr wenige Schauspieler anwesend. — „Woran mag das wohl liegen?“ fragte deßhalb Jemand. — „Ah,“ sagte ein Anderer, „die fürchten, daß er sie mitnimmt!“

In Connecticut hat Jemand eine Uhr erfunden, welche in ihrem Mechanismus einfacher als die jetzt gewöhnlichen Uhren ist und bei einem einmaligen Aufziehen 378 Tage geht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 50. Dienstag, 25. April 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

„Weßhalb aber wurde dieser Schlupfwinkel nicht niedergerissen?“ fragte Ernst.

„Weßhalb?“ erwiederte der Beamte. „Erstens haben wir kein Recht dazu, den Eigenthümer zum Abbruch zu zwingen und zweitens paßt es uns, eine Falle zu besitzen, in der wir von Zeit zu Zeit ein berüchtigtes Subjekt fangen. Auf meine Veranlassung wurden die Fenster theilweise zugemauert, theilweise mit eisernen Gitterstäben versehen; das erspart uns die Mühe, das ganze Haus zu besetzen.“

„Auf der anderen Seite aber können diese Eisenstäbe auch dem Gefangenen zum Schutz gegen Sie dienen,“ versetzte der Advokat. „Verriegelt und verbarrikadirt er die Thür, so steht Ihnen der Weg durch das Fenster ebensowenig offen.“

„Meinen Sie?“ unterbrach ihn der Beamte. „An der Thür befindet sich ein schweres Schloß und zwei Riegel, welche mit Vorhangschlössern versehen sind. Sie werden begreifen, daß ein solcher Verschluß den Verbrecher vor nächtlichem Besuch ziemlich sicher stellen muß und er nicht daran denkt, außerdem noch eine Barrikade hinter der Thür zu errichten. Nun wohl, zu jenem Schlosse tragen wir Beamte stets einen Schlüssel bei uns, und was die Riegel anbetrifft, so genügt der Druck auf eine verborgene Feder, die sich seitwärts an dem Thürpfosten befindet und von einem kunstfertigen Schlosser gemacht wurde, die Haken, in welche die Riegel greifen, zu lösen, so daß ein starker Stoß gegen die Thür dieses Hinderniß sofort beseitigt.“

Gottfried und der Polizeisergeant schritten inzwischen über Aecker und Wiesen rüstig ihrem Ziele zu. Als sie das Häuschen erreichten, warf der Sergeant sich auf die Erde und winkte Gottfried, seinem Beispiele zu folgen.

Das ziemlich hohe Haidekraut bot ihnen einen sicheren Versteck, von dem aus sie die Hütte wie deren Umgebung genau beobachten konnten. Nach Ablauf einer Viertelstunde sahen sie einen Mann auf das Häuschen zuschreiten, in welchem sie, als er näher kam, den Vagabunden erkannten. Er zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Thür und trat ein.

Gottfried wollte sich erheben, der Sergeant winkte ihm, liegen zu bleiben. Bald darauf näherten auch der Kommissär und dessen Begleiter sich dem Hause und jetzt erst hielt es der Beamte an der Zeit, sich zu erheben und jenem Bericht zu erstatten. Der Kommissär, von der Verwegenheit des Verbrechers das Schlimmste befürchtend, zog einen Revolver aus der Tasche, drückte auf die Feder und stieß die Thür offen. Tiefe Dunkelheit herrschte in dem Hause; der Kommissär trat ein, gefolgt von seinen Begleitern. Das Zimmer zu ebener Erde war verschlossen, — ein Tritt und die morsche Thür flog offen. Der Advokat hatte inzwischen einen Wachsstock angezündet, unwillkürlich prallte der Kommissär, als er die Schwelle des Zimmers überschreiten wollte, zurück. Vor ihm stand der Amerikaner, den Revolver auf die Brust des Advokaten gerichtet. „Einen Schritt weiter und Ihr seid ein Mann des Todes!“ rief der Vagabund. „Merkt Euch wohl, ich habe einen sechsläufigen Revolver, jeder Lauf ist geladen und jede Kugel streckt einen Mann so sicher nieder, wie Ihr jetzt vor mir steht!“

Der Kommissär verlor die Geistesgegenwart nicht. „Glaubt Ihr, das werde mich abhalten?“ erwiederte er gelassen, aber fest. „Gesetzt auch, es gelänge Euch, sechs von uns kampfunfähig zu machen, die übrigen sechs, welche draußen vor der Thür stehen, würden Euch um so sicherer überwältigen. Deßhalb nehmt guten Rath an und folgt freiwillig.“

„Und wessen beschuldigt man mich?“ fragte der Vagabund, ohne das Pistol sinken zu lassen.

„Des Mordes,“ entgegnete der Beamte kurz. Schmelzer lachte höhnisch auf. „Und Ihr glaubt, wenn ich bereits einen Mord auf dem Gewissen habe, könne es mir auf den zweiten und dritten noch ankommen? Wenn Euch Euer Leben lieb ist, so macht, daß Ihr fortkommt, ich habe nicht Lust, länger mit Euch zu parlamentiren.“

Der Polizeisergeant hatte sich inzwischen ebenfalls ins Zimmer gedrängt, er stand dicht neben dem Kommissär, der durch seine Unterhandlung mit dem Verbrecher nur eine Lähmung dessen Armes bezweckte. Und in der That fühlte Schmelzer jetzt eine Müdigkeit in dem ausgestreckten Arme, die sich mehr und mehr geltend machte. Er hielt den Blick unverwandt auf den Finger des Beamten gerichtet, welcher am Drücker des Revolvers lag, bereit, bei der ersten verdächtigen Bewegung sein Pistol abzufeuern. Er bemerkte nicht, daß der Sergeant, durch das Halbdunkel begünstigt, leise an der Wand entlang schlich und selbst, wenn er dies bemerkt hätte, würde er doch gezögert haben, jenen niederzuschießen, denn in dem Augenblick, in welchem er abfeuerte, durfte er sicher sein, daß aus dem Revolver des Kommissärs ihn eine Kugel traf.

„Ich frage noch einmal, wollt Ihr mir gutwillig folgen?“ nahm der Kommissär nach einer Pause wieder das Wort.

„Ich wiederhole nur, daß ich Euch niederschieße, sobald Ihr einen Schritt, eine verdächtige Bewegung macht,“ erwiederte der Amerikaner, „richtet Euch darnach.“ Das letzte Wort war kaum über seinen Lippen, als er von der sehnigen Faust des Sergeanten, der inzwischen sich leise hinter den Verbrecher geschlichen hatte, ergriffen und zu Boden geworfen wurde. Der Schuß ging los, aber die Kugel that keinen Schaden, sie schlug in die Decke. Im nächsten Augenblicke war der Verbrecher gefesselt.

Der Kommissär durchsuchte jetzt das Zimmer und sein Erstaunen war nicht gering, als er in demselben die vollständige Uniform eines Gendarmen fand. Inzwischen hatte der Sergeant die Taschen des Gefangenen geleert und die gefundenen Goldrollen und Papiere seinem Vorgesetzten übergeben. Das Erstaunen des Beamten wuchs, als er unter diesen Papieren den Paß eines Gendarmen fand, in gesetzlicher Form ausgefertigt, das Signalement bis in die kleinste Einzelheit auf den Gefangenen passend und von dem Bürgermeister eigenhändig unterschrieben. „Wir werden schon dahinter kommen,“ sagte er, als Schmelzer auf alle an ihn gerichteten Fragen hartnäckig schwieg, „wie mir scheint, hattet Ihr die Idee, in dieser Kleidung die Rückreise nach Amerika anzutreten?“

„Wenn Ihr wißt, daß ich amerikanischer Bürger bin, so werdet Ihr wohl auch wissen, daß Ihr kein Recht habt, mich zu verhaften, ich berufe mich auf den amerikanischen Konsul.“

„Berufe Euch, auf wen Ihr wollt,“ erwiederte der Kommissär spottend, „wer hier zu Lande sich eines Verbrechens schuldig macht, den setzen wir hinter Schloß und Riegel, ohne uns darum zu kümmern, welches Land die Ehre hat, ihn sein zu nennen. — Vorwärts!“

Der Gefangene mochte einsehen, daß er sich der Gewalt fügen mußte, vielleicht auch hoffte er, daß auf dem Wege zum Gefängnisse die Gelegenheit zur Flucht sich ihm bieten werde, er ging trotzig schweigend davon, und der Sergeant, ein sehr vorsichtiger Mann, unterließ nicht, den Rockkragen des Gefangenen in seine Faust einzuhaken.

Etwa eine Stunde Weges mochte der kleine Trupp zurückgelegt haben, als der Kommissär auf einen Mann stieß, der eilig auf die Stadt zuschritt. Die Polizei glaubt in Jedem, den sie draußen auf der Landstraße in der Nacht antrifft, einen Verbrecher vermuthen zu dürfen, der Kommissär, in der Hoffnung, statt des einen, zwei Gefangene heimbringen zu können, rief den Wanderer an. Der Letztere blieb stehen. „Was wollt Ihr von mir?“ fragte er. „Habt Ihr mein Kind gefunden? Wißt Ihr, wo mein Kind ist?“

Ernst trat näher, der Ton dieser Stimme klang ihm bekannt, jetzt erkannte er in dem Fragenden den Vater Mathilde's. „Um Gotteswillen sprechen Sie, was ist mit Ihrem Kinde?“ fragte er hastig. „Ist Ihrer Tochter ein Unglück begegnet? So reden Sie doch!“

„Man hat mir mein Kind geraubt,“ rief der Rentner verzweifelnd, „schon seit dem frühen Morgen bin ich auf den Beinen, um es zu suchen, aber nirgends, nirgends finde ich eine Spur.“

(Fortsetzung folgt.)

Auf Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Bis jetzt hatten die Spiele blos eine leichte Einleitung gegeben. Drei oder vier Novillos (junge Bullen) waren mit Hakenpfeilen und Fähnchen geneckt und geplagt worden. Ein „cobarde (feiger)“, wie man jene friedlichen Thiere schilt, die man als sanftmüthig kennt und erkennt, war mit Schwärmern, Hakenpfeilen und dem unaufhörlichen Schwenken

der Muletas (bunten Tücher) vor seinen Augen, gequält und schließlich von dem Choco abgethan worden, der so zu sagen die komische Parthie des Schauspiels ausführte. Jetzt aber war ein stattlicher Stier, mit weitgespreizten Hörnern, im Besitz des Kampfraums. Er erfüllte jedoch die Erwartungen der Aficionados und Aficionadas (männlichen und weiblichen Kunstfreunde und Kunstrichter der Stierbühne) nicht, denn er zeigte mehr Verlangen, auszureißen, als Wildheit. Er rannte um und um, einen Ausweg suchend und kläglich brüllend, als die behenden Banderilleros mit Fähnchen und Tüchern flink ihn umschwärmten, ihn neckend und stachelnd, bis seine Haut wie ein Nadelkissen von den Spießchen und Widerhaken und buntem Papiergeflechtzierrath vollstack. Auch das bekam das Volk satt und allgemein erscholl der Ruf: „Toros (Stiere)! Toros! Der Murcianer Stier, gleich! Nein, der Portugieser! Der englische Degen soll uns jetzt zeigen, was an ihm ist. Toros!“

Der Direktor schaute fragend und bittend zum Generalkapitän empor, erhielt ein hohes genehmigendes Kopfnicken und tummelte sich hinaus. Sehr bald erscholl Trompetengeschmetter und dann ein tiefes Gebrüll, und dann herein in den Kampfring unter vieltausendfachem Geklatsch und Gejauchz in schwerfälligen Sprüngen setzte der scheckige Murcianer, stand still, hob das Haupt und stieß ein zweites Gebrüll ungeduldigen Zorns heraus. Ein herrliches Thier war er und begeistert hinaus schrie das versammelte gemeine Volk seine Bemerkungen über die wildfliegende Mähne, die tiefe Brust, den unverzagten Blick, die starken Glieder, das scharfgespitzte Gehörn. Dann, bei den Klängen kriegerischer Musik herein geritten kamen, zwei und zwei, die Picadores, in buntfarbig flatternden Bänderschmuck und der altkastilischen Tracht. Sie senkten die Piken vor dem Generalkapitän und umritten dreimal den Kampfring, ihre hellschimmernden Seidenbänder und reichen Jacken zu zeigen, derweil die Becken schmetterten und die Pauken ihren lautesten Wirbel gaben. Der Stier hieb in den Boden, blies die Nüstern auf, senkte mit einem kurzen brüllenden Schrei das Haupt und begann den Angriff; und „bravo! toro!“ scholl's zerreißend durch die Lüfte.

Es war eben doch nur ein Schlächterstück, wenn auch allerdings die reichen Anzüge, die langen Lanzen, die wehenden Tücher, die flatternden Bänder einen falschen Schimmer und eine Scheinritterlichkeit Dem verliehen, was genau besehen ein recht feiger und unwiderner Auftritt war. Die Picadores, mit den starken Lederhosen und den Beinschienen darunter, durch die des Stiers Hörner nicht eindringen können, während eine Menge aufpassender Muchachos (Diener) und Mitspieler bereit standen, des Thiers Aufmerksamkeit im Fall der Noth abzulenken, oder einen gestürzten Kämpfer fortzutragen, waren ziemlich wohlgeborgen. Der Stier aber, fest aus wiederholten Pikenstößen blutend, richtete arge Verwüstung unter den Pferden an, indem er seine spitzen Hörner einmal um's andere in ihre zuckenden Flanken trieb und gräßliche Wunden stieß und riß, während immer noch die Jammerrosse im Kampfrund umhertaumelten, bis der Blutverlust sie sterbend auf den naßgeröthten Sand legte. Fort aber und fort spielte die Musik ihre belebendsten Weisen, jauchzte das Volk, schwenkten dazu die schönen Frauen beifallgebend ihre Fächer und Tücher, spielte sich das ganze wilde blutige Treiben dieser volksthümlichen Spanierlust mit anekelnder Wiederholung ab. Endlich, nachdem fast ein Dutzend Pferde todt oder furchtbar zugerichtet, zwei Picadores im Sturz durch den Anprall an die eichenen Schutzplanken übel gequetscht und die Kräfte des Stiers stark mitgenommen waren, verließen die übrigen Berittenen den Ring. Die todten Rosse wurden mit Stricken und Haken an ihren Leibern hinausgeschleift und frischer Sand und Sägemehl aufgestreut. Es war jetzt an der Zeit für den Matador, zu erscheinen.

„Nun, Herr Engländer, werden Sie erwartet; vergessen Sie den rechten Stoß nicht und bleiben Sie kalt,“ wisperte der Direktor. Er geleitete mich in den Kampfraum; ich machte meine Verbeugung gegen den Generalkapitän und eine andere an die übrige Zuschauerschaft; während der Direktor mit großartigem Redeschwulst mich dem Publikum vorstellte als „Don Enriquez aus London, der ausgezeichnete Freiwillige, welcher so gefällig übernommen habe, das Amt des eminenten Manuel Zagal auszufüllen.“ Er war mit seiner Rede kaum zu Ende, so begann der Bulle heran zu rücken, und hastig zog sich mein Einführer zurück. 'Ich stand allein mitten im Ring, das Herz klopfte mir in schweren Schlägen, wie ein rothes Häutchen zog sich's mir über die flimmernden Augen, während das lärmende Rufen der Menge und das Bewußtsein, daß ich der Zielpunkt sei, auf den Tausender Augen in unbarmherziger Erwartung sich richteten, mir beinahe Muth und Fassung raubten. Ich hatte schon mancher Gefahr getrotzt, doch nicht in der Gestalt, und ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich eine eigene Schwäche in den Knieen spürte und mir die Pulse ängstlich flogen, wie ein Vogel, über dem der Habicht schwebt. Dann dachte ich wieder an Alice, und war mein Selbst auf's Neue. Die Zuschauer mir aus dem Sinn schlagend, richtete

ich mein ganzes Augenmerk auf den Stier, der langsam auf mich zukam, den Kopf niedergehalten und blutigen Schaum von den Lefzen träufelnd. Ich stellte mich fest auf, den Mantel über den linken Arm herausgenommen und den Degen mit der Spitze abwärts, bereit zum Seitensprung, im Fall mein Widersacher angriffe. Doch der Stier war übler zugerichtet, als ich mir erwartet hatte. Seine Bewegungen waren langsam und peinlich und an den scheckigen Weichen rieselte das Blut schnell nieder. Seine rollenden Augen hafteten auf mir, dann stieß er ein kurzes Gebrüll aus und stürzte auf mich los, während ich ihm, nach des Direktors Unterweisungen, durch einen Sprung beiseite auswich. Ich meinte, das Thier würde zur Erneuerung des Angriffs sich umschwenken, doch der letzte Ansturm hatte offenbar die ihm noch übrige Kraft erschöpft. Es fiel in die Kniee und erhob sich nicht, bis die Banderilleros mit Schwärmern und Pfeilen ihm zusetzten, wo dann Schmerz und Wuth seine Kräfte neu stachelten und es abermals einen schwankenden Angriff machte. Diesmal trat ich beiseit und ohne ihm den Mantel über die Hörner zu werfen, stieß ich ihm das Schwert ins Genick. Es fiel mit einem brüllenden Seufzer nieder, und auf jubelte die Menge: „Brav, Engländer!“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor Kurzem gerieth in New-York ein Haus in Flammen; bei dem ersten Lärmsignal eilten sofort zwei Feuerwehr-Kompagnieen an den Ort der Gefahr, welcher lobenswerthe Eifer aber leider zu Konflikten führte; denn die sechste Kompagnie behauptete, das brennende Haus gehöre zu ihrem Bezirk und die einundvierzigste habe daher nicht das Recht, auch nur einen Tropfen Wasser auf das brennende Haus zu spritzen. Die einundvierzigste machte aber dieselben Ansprüche geltend und man wurde handgemein. Unterdessen stürzte das Dach ein, die Balken und Böden krachten und das Feuer machte reißende Fortschritte. Da kommen Policemen und trennen die Feuerwehrleute und führen sie als Störer der öffentlichen Ruhe auf die Wache. Natürlich brannte das Haus vom Giebel bis zum Grunde nieder. Die sechste Kompagnie hat nun einen Prozeß gegen die einundvierzigste angestrengt, damit der Richter entscheide, daß das verbrannte Gebäude zu ihrem Bezirk gehöre. Damit kann sich nun der Jeremias auf den rauchenden Trümmern seines Eigenthums trösten.

Ein Pferdeliebhaber traf einen alten, gelehrten Freund auf einem Roßmarkte. „I, Doktor!“ rief der Erstere, „wie kommt Ihr hierher? Ihr Gelehrten könnt ja sonst kaum ein Pferd von einem Esel unterscheiden.“ — „Freund,“ erwiederte der Doktor, „und doch habe ich Dich gleich unter den Pferden heraus erkannt!“

In einem medizinischen Examen fragte der Examinator den Kandidaten: „Welche Muskeln würden sich bei Ihnen in Bewegung setzen, wenn ich Ihnen mit dem Fuße einen starken Stoß auf's Kreuz versetzte?“ — „Die Muskeln meines rechten Arms, Herr Professor!“ entgegnete mit einer bezeichnenden Bewegung der Gefragte.

Banquier S.: Mein lieber M., werden Sie meine heutige Soirée durch Ihre gütige Mitwirkung verherrlichen?

Schauspieler M.: Muß bedauern, ich bin beschäftigt.

Banquier S.: Was spielen Sie denn heute Abend?

Schauspieler M.: Sechsundsechzig.

Gemeinnütziges.

(Eier so zu kochen, daß sie weich bleiben.) Es ist selten, daß es eine Köchin mit den Eiern, welche weich gesotten werden sollen, so genau trifft, wie es gewünscht wird; sie werden gewöhnlich entweder zu hart oder bleiben noch halb roh. Es ist aber sehr leicht, die gehörige Weichheit bei den zu siedenden Eiern zu erlangen; in Frankreich verfährt man folgendermaßen dabei: Sobald das Wasser in dem Topfe, in welchem die Eier gesotten werden sollen, kocht, thut man die Eier hinein, nimmt aber den Topf vom Feuer und setzt ihn auf den Herd. Die Hitze des kochenden Wassers ist gerade hinreichend, um den gewünschten Grad der Weiche zu erlangen; die Eier bleiben nicht roh, können aber auch nicht hart werden. Hat sich das Wasser abgekühlt, so sind die Eier zum Verspeisen gut.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 51. Freitag, 28. April 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Ernst wußte nicht, sollte er diesen Worten Glauben schenken, er war fast geneigt, zu vermuthen, der Verstand des alten Mannes müßte in Folge des Brandunglücks gelitten haben. Er, sein Freund und die Beamten mit dem Gefangenen hatten einen Kreis um den Rentner gebildet, der unaufhörlich über sein verlorenes Kind jammerte. Da plötzlich stürzte er sich auf den gefesselten Verbrecher, der schon einigemal den Versuch gemacht hatte, Krämer den Rücken zu wenden, hieran aber stets durch die Faust seines Begleiters gehindert worden war. „Hier dieser ist der Räuber," rief er mit gellender Stimme, „er weiß, wo meine Tochter sich befindet!"

„Laßt sie, wo sie ist," versetzte Schmelzer sarkastisch, „es ist besser für Euch und sie. Ihr wißt, was Euch bevorsteht, morgen trete ich vor den Instruktionsrichter und dann —"

„Wo ließt Ihr das Kind?" fiel der Kommissär ihm barsch ins Wort.

„Sucht es, wenn Ihr Zeit und Lust dazu habt," fuhr der Gefangene mit eisiger Kälte fort, „ich kümmere mich nicht darum."

„Ihre Tochter wird in demselben Hause sein, in welchem wir diesen Burschen fanden," wandte der Beamte sich zu dem Rentner, „könnte ich den Gefangenen meinem Sergeanten allein überlassen, so würde ich Sie begleiten, vielleicht ist einer dieser Herren so gefällig —"

„Kommen Sie," nahm Ernst das Wort, indem er den alten Herrn am Arme faßte, „ich verlasse Sie nicht eher, bis wir Mathilde gefunden haben."

Gottfried schloß sich den Beiden an, der Kommissär gab ihnen seinen Revolver, der Advokat den Wachsstock und Feuerzeug und rasch eilten die Drei jetzt der Hütte zu. Die Thür stand offen, das Zimmer im Erdgeschosse war leer.

„Was jetzt?" fragte der Rentner, dessen Hoffnung nun bereits wieder sank.

Ernst deutete schweigend auf die Treppe. „Mir nach," sagte er, indem er den Wachsstock in die Linke und das Pistol in die Rechte nahm, „hat jener Schurke wirklich Mathilde entführt, so kann er sie nur in diese Hütte gebracht haben."

Die Vermuthung des jungen Mannes erwies sich als begründet, das Erste, worauf sein Blick fiel, als er die Treppe erstiegen hatte, war Mathilde, welche, an Händen und Füßen gefesselt und geknebelt, in einer Ecke des Speichers auf dem Fußboden lag.

Der Rentner warf sich mit einem Freudenschrei auf die Ohnmächtige, während Ernst die Fesseln durchschnitt und die Knebel entfernte. Gottfried war unterdeß himmtergeeilt, er fand unten in der Stube in einer Flasche einen Rest Wein, mit welchem er Stirne und Schläfe des Mädchens wusch. Als Mathilde zum Bewußtsein zurückkehrte, sah sie den Vater und den Geliebten vor sich stehen. Sie konnte Anfangs den plötzlichen Wechsel ihres Geschicks nicht begreifen und fürchtete, dies Alles für einen Traum halten zu müssen, dem ein schreckliches Erwachen folgen werde. Aber als Ernst ihr berichtete, auf welche Weise es ihnen gelungen sei, sie wiederzufinden, und als sie sich nun Alles dessen entsann, was kurz vor ihrer Ohnmacht vorgefallen war, schwand der letzte Zweifel. Die Freude über ihre Rettung ließ sie jede Vorsicht vergessen. Sie warf sich an die Brust des jungen Mannes und schmiegte sich fest an ihn, als wolle sie bei ihm ganz allein gegen jedes fernere Ungemach Schutz suchen.

Der alte Mann würde in jedem anderen Augenblick dieses Benehmen streng gerügt haben, jetzt sah er darin nur das Uebermaß des Glückes und als solches ließ er es schweigend gelten.

Mathilde stattete endlich über ihre Erlebnisse Bericht ab, Ernst ballte zornig die Faust, als er den Plan des Schurken, das Mädchen als eine Irrsinnige

nach Bremen zu schleppen, erfuhr. Nachdem der Fluchtversuch einmal fest bei ihr beschlossen gewesen sei, habe sie auch sofort das Werk begonnen, fuhr Mathilde fort. Nach mehrstündiger Arbeit sei sie auf Steine gestoßen und diese herauszubrechen, habe es ihr an Kraft und dem nöthigen Werkzeug gefehlt. Aber wohl einsehend, daß sie nicht muthlos verzagen dürfe, habe sie die mühsame Arbeit fortgesetzt, ohne indeß ihren Zweck zu erreichen. Zwar sei es ihr gelungen, ein Loch in die Mauer zu brechen, und sie würde wahrscheinlich trotz ihrer Ermüdung die Flucht ermöglicht haben, wenn der Amerikaner nur eine Stunde länger ausgeblieben wäre. Er habe sie bei der Arbeit überrascht und, um sie an der Fortsetzung derselben zu hindern, sie sofort gefesselt. Eine Viertelstunde später sei er wieder auf den Speicher gekommen, um sie zu knebeln. Die Ursache habe sie bald darauf erraten, die Stimmen unten im Hause und der Schuß mußten ihr ja ein Zeichen sein, daß die Retter nahe waren. Aber als diese sich entfernten, als es unten wieder still wurde, als ihr die schreckliche Gewißheit klar ward, daß sie jetzt ganz allein sich in dem Hause befand, und vielleicht Niemand daran dachte, sie hier zu suchen, fiel sie nach langen, vergeblichen Anstrengungen, sich von den Fesseln zu befreien, in Ohnmacht. Sie war zu schwach, zu Fuß den Weg zur Stadt zurückzulegen; Gottfried erbot sich, einen Wagen zu holen, während der Rentner und Ernst bei dem Mädchen zurückblieben.

9. Kapitel.

Am Morgen nach jener Nacht trat der Advokat in die Zelle des Verbrechers, um mit diesem, bevor er vor den Instruktionsrichter geführt wurde, über Manches Rücksprache zu nehmen. In der Hauptsache bewog ihn zu diesem Schritt die Freundschaft zu Ernst, dessen Liebe zu Mathilde er kannte. Wurde der Vater des Mädchens in den Prozeß verwickelt, saß er auf der Verbrecherbank, des Brudermordes beschuldigt, so mußte Ernst seiner Liebe und gleichzeitig auch seinem Glück entsagen, er durfte nicht die Tochter des Mannes heimführen, an dessen Händen das Blut seines Vaters klebte.

Ein Anderes aber war es, wenn die Schuld Krämer's nach der Hochzeit ruchbar wurde, vielleicht war der Rentner dann drüben in Amerika und der Arm des Gesetzes konnte ihn nicht mehr erreichen.

Schmelzer empfing den Advokaten mit einem Lächeln, welches deutlich verrieth, daß er die Absicht des Juristen kannte und geneigt war, dieselbe zu vereiteln. „Ihr seid ein verlorener Mann, das müßt Ihr selbst einsehen," nahm der Advokat das Wort, „nicht nur der Ermordung des Bürgermeisters Wetterau, der Brandstiftung und der gewaltsamen Entführung eines Mädchens angeklagt, steht Ihr außerdem auch noch im Verdacht, Euren Landsmann Karl Krämer ermordet zu haben."

„Wer sagt das?" fuhr der Gefangene trotzig auf. „Wo sind die Beweise, die mich dieses Verbrechens überführen?"

Der Advokat zog einen Knopf aus der Tasche und hielt ihn dem Fragenden vor die Augen. „Kennt Ihr den?" erwiederte er. „Dieser Knopf ward am Orte des Verbrechens gefunden und ich müßte sehr irren, wenn nicht an Eurer Weste dieselben Knöpfe sich befänden."

Der Verbrecher knöpfte rasch seinen Rock zu. „Und wenn dem so wäre," entgegnete er, „ist das der Beweis, daß der Knopf an meiner Weste gesessen hat? Wo der gemacht worden ist, sind mehr als ein Dutzend von dieser Sorte angefertigt worden, deßhalb —"

„Deßhalb forscht man, wo dieser fehlt, und das ist gerade an Eurer Weste der Fall," unterbrach der Advokat ihn ruhig. „Streiten wir indeß nicht über diesen Punkt, ob nun ein Mord mehr oder weniger hinzukommt, die Verbrechen, deren Ihr angeklagt seid, genügen, Euren Hals unter das Fallbeil zu bringen. Eins aber kann Euch retten."

„Und das wäre?" fragte Schmelzer.

„Vor allen Dingen ein offenes Geständniß mir gegenüber, damit ich weiß, welche Maßregeln ich ergreifen muß, um Eure Rettung zu bewerkstelligen."

„Bah, so schlimm sieht's mit mir noch nicht aus, ich trage die geringste Schuld, die Hauptschuld trifft meinen Genossen, er hat mich als ein Werkzeug gebraucht, ich handelte nur nach seinem Befehle."

„Es interessirt mich gerade, zu erfahren, wie sehr Euer Genosse betheiligt ist," versetzte der Advokat. „Ihr habt nicht nöthig, vor mir hinter dem Berge zu halten, daß ich Euch nicht unter das Beil bringen will, könnt Ihr schon daraus entnehmen, daß ich noch Niemanden meinen Verdacht in Bezug auf die Ermordung Krämer's mitgetheilt habe. Also redet."

Schmelzer sah eine geraume Weile schweigend vor sich hin. Er bezweifelte nicht, daß der Advokat mehr wußte, als dem Verbrecher lieb war, vertraute er ihm, so konnte jener seine Mittheilung als Waffe gegen ihn gebrauchen. Wer bürgte ihm dafür, daß der Jurist nicht im Auftrage des Untersuchungsrichters kam, um den Gefangenen in eine Falle zu locken? Aber er war allein mit ihm, kein Zeuge befand sich in der Nähe, er konnte also später immer wieder das abläugnen, was er jetzt diesem Manne unter

vier Augen anvertraute. Auch hatte der Advokat gesagt, er wolle ihn retten, und dies deutete darauf hin, daß er im Auftrag des Rentners kam.

Mußte er für seine Verbrechen büßen, dann sollte sein Genosse die Strafe theilen, konnte er aber, gleichviel, durch welches Mittel, sich aus dem Kerker befreien, so wollte er auf die Rache verzichten.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Leben und Tod.

(Schluß.)

„Das war ein leichter Sieg," raunte mir mein Freund, der Direktor, zu, wie er mich, nachdem ich dem Volk meine Verbeugung gemacht hatte, abführte; „aber werden Sie darüber nicht zu rasch. Das arme Vieh verblutete sich; das konnte Jedes sehen! Mit dem schwarzen Portugiesen wird's anders gehen."

Und so war's auch; denn die Zuschauer verlangten laut, die Lanzen der Picadores sollten, bis auf zwei Zoll, an der eisernen Spitze mit Holz verwahrt werden, damit der nächste Bulle die Hatz besser aushalte. Nachdem denn — um's kurz zu geben — wieder ein Halbdutzend Pferde getödtet oder verstümmelt worden waren, zogen sich die Picadores zurück und unter einem Trompetentusch stand ich nun dem schwarzen Portugiesen gegenüber.

„Bravo, toro! seht, was er für einen falschen Blick hat! ich wette eine Goldunze auf den Bullen!" schrie ein Kunstfreund aufspringend, unter allgemeinem schallendem Gelächter über das Wettangebot, dann aber trat Todtenstille ein, als ich Schritt für Schritt vortrat, dahin, wo der Stier stand, mit den Vorderfüßen in den lockern Sand hauend, stampfend und dumpf brüllend, als er scharf mich im Auge hielt. Es war ein Prachtthier, von gewaltiger Größe und dem ebenmäßigsten Gliederbau, und mit dem schwarzen, von Schaum und Blut gefleckten, wie Atlas glänzenden Fell. Er war ganz wenig verwundet; die roth unterlaufenen Augen rollten grimmig; er verschnaufte augenscheinlich, um zum neuen Kampf sich zu sammeln. Ich meinerseits wußte wohl, daß mein Leben an einem Faden hing, daß aber, wenn ich diesen Einen Stier, den letzten noch übrigen, überwände, mein Werk gethan und das Geld — das Blutgeld — verdient sei. Ein beflügeltes Wort des Gebets aus tiefstem Herzen leise auf den Lippen, schritt ich behutsam, aber leise vor. Der Stier schien keine Eile zu haben. Er wartete mit stark klopfenden Flanken hart an einer der Schutzplanken, während ich näher kam.

„Aufgepaßt, Engländer, aufgepaßt! er hat 'was im Sinn!" schrie ein wohlmeinender Zuschauer in der untersten *) Vorderreihe. Kaum waren die Worte heraus, so stürmte mit tiefem, plötzlichem Gebrüll der schwarze Bulle in tollem Angriffslauf heran. Ich konnte eben nur einen Satz seitwärts thun, der Stier aber, außer Stand, sich anzuhalten, schlug den Kopf mit einer Gewalt an die Plankenwand, daß manche Frauen in der untersten Sitzreihe laut aufschrieen. Doch schnellstens nahm sich das gewaltige Thier wieder zusammen und kam mit tief gesenktem Haupt auf mich losgeschossen. Abermals sprang ich bei Seite, doch so knapp, daß eines der spitzigen Hörner den Aermel meiner buntverzierten Jacke erfaßte und ihn von der Faustbeuge bis zum Ellbogen aufriß, während das Geklatsch der Zuschauerschaft den Stoß beifällig begleitete. Ehe ich mein Schwert gebrauchen konnte, hatte der Stier flink sich umgeschwenkt und ich mußte mich auf die überlegene Schnelligkeit meiner Beine verlassen, indem ich im Kampfring ringsum lief, hitzig verfolgt vom Stier, der mit den Füßen in den weichen Sand einsank. Ich machte dann Kehrt und eine mißlungene Anstrengung, den rothen Mantel meinem schrecklichen Gegner über die Augen zu werfen, allein das listige Vieh wich mir aus und diesmal, wie ich ihm aus dem Weg sprang, spürte ich einen scharfen Schmerz in meinem linken Arme und Seite und taumelte zurück, meinen Degen fast verlierend. Das Volk erhob ein Geschrei:

„Toro! Viva el Negro! der schwarze Bulle hoch! Bravo Stier! Seht, der Engländer blutet."

Ein purpurner Nebel schwamm mir vor den Augen, mir wurde schwindelig und der tobende Lärm der Versammlung verwirrte mich. War denn Alles, Alles verloren?! Halb maschinenmäßig, während das Blut mir vom verwundeten Arm abfloß, blickte ich um mich. Der Stier war dichtan. Ich sah seine wildglotzenden Augen und stoßenden Hörner; er senkte den Kopf und machte einen neuen Angriff. Kaum wissend, was ich that, stieß ich mit der langen, starken Matadorklinge aus, den Fuß fest eingestemmt und dann erfolgte ein schmetternder Fall und blökendes Gebrüll, und ich ward umgerissen und erhob mich wieder, schwach, und dann lehnte ich mich auf mein Schwert, taumelnd wie ein Trunkener, als der Direktor mich stützte und mich gegen die Versammlung verbeugen hieß, derweil aus tausend und abertausend

*) Der gesuchtesten, weil dem Kampfspiel nächsten, Sitzreihe.

Kehlen fort und fort der Ruf donnernd erscholl: „Oh! bravo el Ingleſe! Viva! Viva! bravo!“ Dicht neben mir lag der todte Rieſenleib des Portugieſer Bullen. Mein Degen war ihm ins Herz gedrungen. Das Nächſte, deſſen ich mich entſinne, war — daß ich in halber Ohnmacht auf einer Matratze in einem der Unterbauräume des Amphitheaters lag, während ein Arzt meine Wunden verband.

„Starker Blutverluſt, aber doch keine Arterie verletzt!“ ſagte der franzöſiſche Chirurg. „Bah! Eine bloße Schramme. Sie ſind noch gut davon gekommen, mein junger Freund!“

So war's auch. Außer dem Blutverluſt von der erhaltenen Verletzung erlitt ich weiter keinen Nachtheil; das ehrlich verdiente Geld wurde am nächſten Tage durch ſichere Hand an den beſtimmten Zahlungsort befördert und Herr Croſt auf freien Fuß geſetzt. Moreno erwies ſich als ein Mann von Wort, der ebenſo willig iſt, einen Gefangenen, deſſen Löſegeld bezahlt iſt, loszulaſſen, als einen zahlungsunfähigen Gefangenen zu erdolchen. Ich will Alicen's Freude über ihre Wiedervereinigung mit dem als todt betrauerten Vater zu ſchildern nicht verſuchen, noch das Gemiſch von Schrecken und Dankbarkeit, womit das geliebte Mädchen das verzweifelte Mittel erfuhr, das ich zu ſeiner Rettung ergriffen hatte. Ich bin jetzt Kapitän des Tudor und ſie iſt mein Weibchen, und an unſerem engliſchen Herd, an dem wir ſo lange ſchon glücklich mit einander leben, hat ſie oft mit Lächeln und Thränen jenes Vorgangs in unſer Beider Leben gedacht, der ſo trauervoll faſt ſich geſtaltete in Malaga.

Mannigfaltiges.

(Liebeserklärung in der Kirche.) Ein junger Mann beſuchte eines Sonntags Vormittags auf ſeinen Reiſen in einer kleinen Stadt Englands die Kirche, um das göttliche Wort von einem gefeierten Prediger zu hören. Er nahm ſeinen Platz in der Nähe einer jungen reizenden Dame, welche ſich in ihrer äußeren Erſcheinung gleichfalls als Fremde darſtellte. Sie ſehen und ſie lieben war eins! Aber ſo begierig er auch war, ihr augenblicklich dieſe ſeine Liebe zu erkennen zu geben, ſo ſchreckte ihn doch die Heiligkeit des Ortes von jedem Ausſprechen ſeiner ſo plötzlich aufgekeimten Leidenſchaft ab. Endlich reifte in ihm ein Plan und er ſchritt zu deſſen Ausführung. In höflichſter Weiſe überreichte er ſeiner ſchönen Nachbarin eine aufgeſchlagene Bibel mit einem Zeichen bei dem folgenden Text (Zweite Epiſtel St. Joh., Vers 5): „Und nun bitte ich Dich, Frau (nicht als ein neu Gebot ſchreibe ich Dir, ſondern das wir gehabt haben von Anfang), daß wir uns unter einander lieben.“ Erröthend las die junge Dame dieſe bezeichneten Worte, und wenn auch zögernd, ſo gab ſie doch endlich das Buch dem glücklichen Werber mit einer Anmerkung im Text (Buch Ruth, Kap. 2, Vers 10) zurück: „Da fiel ſie auf ihr Angeſicht, betete an zur Erde und ſprach zu ihm: „Womit habe ich die Gnade gefunden vor Deinen Augen, daß Du mich erkenneſt, die ich doch fremd bin?“ Leuchtenden Blickes empfing er dies reizvolle Zeugniß ihres erwachenden Herzens und deutete nun, ihr näher rückend, auf die 3. Epiſtel St. Joh., Vers 13 und 14: „Ich hatte viel zu ſchreiben, aber ich wollte nicht mit Tinte und Feder an Dich ſchreiben. Ich hoffe Dich aber bald zu ſehen, ſo wollen wir mündlich mit einander reden.“ Natürlich folgte nicht lange darnach die Hochzeit.

(Damen im Finanz-Departement.) Im Finanz-Departement in Waſhington ſind über 700 Damen beſchäftigt, welche faſt aus allen Staaten der Union ſtammen. Viele derſelben waren früher reich, ſind aber jetzt arm. Viele ſind noch jung, ein Theil verwittwet und nur einige verheirathet. Ihr Hauptgeſchäft iſt das Schneiden und Zählen neuer Greenbacks (Papiergeldes) und der Noten der Nationalbanken, ſowie das Zählen und Zerſtören alter Noten. Sie erhalten 720 Dollars (1800 ſüddeutſche Gulden) jährlich und haben täglich 6 Stunden Arbeit. Solche Stellungen ſind ganz angenehm und geſucht. Die Superintendenten (Vorgeſetzte) klagen nur über das viele Sprechen, den einzigen Fehler, welchen die weiblichen Clercs (Schreiber) beſitzen ſollen.

Räthſel.

Einem Symbole der Dummheit entriſſen,
Förder' ich thätig Verſtand und Wiſſen;
Was ſich reget im Kopf und im Buſen,
Dauernd gefaßt' ich für Raum und für Zeit,
Und bin den Muſen
Als Ort geweiht,
Und hin und her
Durchſchneid' ich das Meer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 52. Sonntag, 30. April 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

„Weßhalb verlangen Sie ein offenes Geständniß?“ hob Schmelzer nach einer Pause an. „Sie behaupten ja, alle meine Verbrechen genau zu kennen —“

„Allerdings!“ fiel Schacht ihm ins Wort, „nur weiß ich nicht, wie weit Krämer in dieselben verwickelt ist.“

„Er war der Anstifter, ich das Werkzeug, das habe ich bereits gesagt und Sie dürfen dieser Behauptung Glauben schenken. Hören Sie zu. Vor ungefähr drei Jahren erhielt ich von einem gewissen Herrn Curtis in New-York den Auftrag, einen Herrn Karl Krämer, welcher in New-York ein Geschäft in Häuten betrieb, zu beobachten und auszukundschaften, ob und wann derselbe nach Europa zurückkehren wolle.“

„Wer war dieser Herr Curtis?“ fragte der Advokat.

„Ein Winkelkonsulent, der nebenbei Wucher trieb und überhaupt sich mit Allem befaßte, was einen Gewinn für ihn abwerfen konnte, ich folgte der erhaltenen Weisung und unterließ nicht, nebenbei zu erfahren, wen dies in Europa interessiren könne. Ein leeres Couvert, welches ich eines Tages im Bureau jenes Curtis fand, brachte mich auf die Spur. Der Stempel zeigte die Buchstaben J. K., der Poststempel den Namen dieser Stadt. Ich forschte nach und erfuhr, daß ein Bruder Krämer's hier wohnte, ohne mich lange zu besinnen, schrieb ich an J. Krämer, theilte ihm den Auftrag des Winkelkonsulenten mit und ersuchte ihn, mir sein Vertrauen zu schenken und sich direkt mit mir in Verbindung zu setzen.

„Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Jakob Krämer schrieb mir, es liege ihm sehr viel daran, daß sein Bruder nicht zurückkehre. Auch wünschte er zu wissen, ob derselbe ein Dokument des Inhalts besitze, daß er von seinem Bruder eine Summe von 20,000 Thaler zu fordern habe, und wenn dem so sei, solle ich mich dieses Aktes zu bemächtigen suchen.

„Zum Dritten möchte ich erforschen, wo der Sohn Karl Krämer's sich befinde. Ich errieth aus diesem Briefe deutlich den Wunsch des Rentners und fragte an, ob es nicht am besten sei, wenn ich den Bruder aus der Welt schaffe. Die Antwort lautete, ich könne thun und lassen was ich wolle, wenn ich den gewünschten Zweck erreiche, so sei es ihm gleich, welcher Mittel ich mich dazu bediene.“

„Besitzt Ihr diesen Brief noch?“ fragte der Advokat.

Ein Lächeln des Hohns glitt flüchtig über die Lippen des Verbrechers. „Glauben Sie, ich würde mich von diesen Beweisen trennen?“ erwiederte er. „Sie sind ja die einzigen Waffen gegen meinen Genossen, seien Sie überzeugt, daß ich mich ihrer bedienen werde, sobald der Augenblick dazu gekommen ist. Könnte ich den Mord umgehen, so wollte ich es thun, deßhalb versuchte ich's vorerst mit dem Einbruch. Ich ward ertappt, zu 5jähriger Gefängnißstrafe verurtheilt und entsprang. Inzwischen waren zwei Jahre vergangen, wohl wissend, daß meines Bleibens in Amerika nicht war, schiffte ich mich auf dem ersten Dampfboot nach Europa ein.“

„Woher nahmt Ihr die Mittel zur Bestreitung der Ueberfahrtskosten?“ fragte der Advokat.

„Wir haben immer gute Freunde, ein Bekannter streckte mir die kleine Summe vor. Mein Plan war, hierher zu reisen, mit dem Rentner das Nähere zu verabreden, von ihm Vorschuß zu fordern und dann unter falschem Namen nach Amerika zurückzukehren. Aber wie erstaunte ich, als ich auf dem Schiffe denjenigen fand, den ich bewachen sollte! Er hatte sich gleichzeitig mit mir nach Europa eingeschifft und jetzt galt es, rasch zu handeln. Krämer kannte mich nicht mehr, und ich hütete mich, ihm öfter vor die Augen zu treten, als nöthig war.

„In London angekommen, schrieb ich augenblicklich an den Rentner und bat um nähere Instruktion. Krämer hielt sich einige Tage in London auf, ich beobachtete ihn unausgesetzt. Einen Brief, den er dem Kellner zur Besorgung übergab, mußte ich an mich zu bringen. In demselben ward Schulz benachrichtigt, daß sein Herr an einem bestimmten Tage, Abends, einzutreffen gedenke. Jetzt wußte ich genug, ich reiste nach Havre und fand dort meine Instruktion. Der Rentner war in Verzweiflung, ich müsse mich um jeden Preis des Dokuments bemächtigen und die Rückkehr Krämer's verhindern, gleichviel, durch welches Mittel, schrieb er. Hundert Louisd'ors seien mein, wenn ich diesen Auftrag vollzogen habe. Hundert Louisd'ors sind für unsereins eine Bagatelle, aber doch immer mitzunehmen, ich reiste augenblicklich nach D. ab und erwartete meinen Mann. An dem bezeichneten Tag traf er ein. Ich hatte bereits in Havre ein Pistol gekauft, trotzdem ich meinen Revolver bei mir trug. Ich versteckte mich auf dem Wege zu jenem Dorfe, hinter einem Strauch. Die Ankunft Krämer's war ziemlich spät erfolgt, ich vertraute aber darauf, daß er noch an demselben Abend D. verlassen werde. Er kam, ungefähr eine Stunde vor Mitternacht, ich streckte ihn durch einen Schuß nieder, beraubte ihn seiner Uhr und Papiere und legte das Pistol neben ihn, um das Gericht auf falsche Fährte zu locken.

„Da fiel mir ein Messer in die Hand, welches mein Opfer in der Tasche trug, ich las auf dem Heft den Namen „Konrad Schulz". Fand man dieses neben der Leiche, so mußte der Verdacht auf jenen Mann fallen, dessen Namen das Messer trug. Ich legte es neben den Todten auf den Rasen und entfernte mich. Am nächsten Morgen stattete ich dem Rentner einen Besuch ab. Er erschrack über meinen Bericht, faßte sich aber bald, als ich hinzufügte, welche Vorsichtsmaßregeln ich getroffen hatte. Unter den Papieren befand sich das Dokument nicht, und der Rentner nahm dies als Vorwand, mir den versprochenen Lohn vorzuenthalten. Erst müsse ich das Dokument schaffen, dann könne ich über die 100 Louisd'ors verfügen. Noch an demselben Tage erfuhren wir, daß Schulz jenes Dokument besaß. Ich wollte nachmals einen Einbruch versuchen, um mich desselben zu bemächtigen, aber der Rentner rieth mir davon ab. Er meinte, dadurch könne auf ihn Verdacht fallen, es sei besser, wir warteten eine günstige Gelegenheit ab. Ich lernte inzwischen die Tochter Krämer's kennen und in meinem Herzen entbrannte eine heftige Neigung zu dem Mädchen, welche mit jedem Tage wuchs. Da faßte ich den Entschluß, das Mädchen mit mir nach Amerika zu nehmen."

„Fürwahr, ein sehr abenteuerlicher Plan!" schaltete der Advokat ein.

„Nicht so abenteuerlich als es den Anschein hat. Jene Hütte in der Haide, in welcher ich verhaftet wurde, war mir bekannt, auf meinen Streifzügen durch die Umgegend hatte ich sie gefunden. Dorthin wollte ich das Mädchen bringen, das Haus lag einsam, die vergitterten Fenster und die eisenbeschlagene Thür paßten ganz zu meinem Zweck. Daß Mathilde sich sträuben werde, mußte ich voraussetzen, deßhalb entwarf ich den Plan, sie als meine Gefangene nach Bremen zu transportiren; einmal dort, fiel es mir nicht schwer, mich mit ihr einzuschiffen. Ich wußte mir einen Paß zu verschaffen."

„Ich habe ihn gesehen," fiel der Jurist ihm ins Wort.

„So wissen Sie das Uebrige. — Inzwischen hatte der Bürgermeister Wetterau sich des Dokuments zu bemächtigen gewußt, er forderte für dasselbe die Hand Mathilde's und Krämer sagte zum Scheine zu. Er hoffte, ihn durch List in eine Falle zu locken, es gelang ihm nicht, und jetzt erhielt ich den Auftrag, jenem das Papier zu entreißen. Sie werden wissen, auf welchem Wege ich dies ausführte, ich erwürgte den Bürgermeister und fand den Akt, dessen Kopie ich vorher bei Krämer eingesehen hatte. Ich wußte, daß ich von hier fort mußte, sobald ich das Geschäft vollständig abgewickelt hatte, und beschloß deßhalb, gleich am nächsten Morgen Mathilde zu entführen und die Rückreise anzutreten. Diese Entführung würde schwer zu bewerkstelligen gewesen sein, wenn in dem Hause Krämer's Alles im alten Geleise geblieben wäre, ich mußte etwas Verwirrung hineinbringen. Ich wählte den kürzesten Weg.

„Bevor ich am Abend das Haus verließ, schlich ich mich auf den Speicher, legte an vier Ecken zugleich Feuer an und ließ den Dingen ihren Lauf. Das Feuer mußte ungefähr um Mitternacht ausbrechen, bis dahin brannten die Kerzen, welche auf einem Haufen Reisig standen, somit konnte mich, der ich um diese Zeit bereits in C. war, ein Verdacht nicht treffen. Alles gelang nach Wunsch. Als ich am Morgen hierher zurückkehrte, lag das Haus in Asche, der Rentner wohnte mit seiner Tochter im Gasthofe. Ich übergab ihm das Dokument, empfing meinen Lohn und, wie ich erwartet hatte, gleichzeitig die Weisung, meine Rückreise sofort anzutreten, unter keiner Bedingung aber ihm mehr vor die Augen zu kommen.

„Ich wartete, bis er ausging und überredete dann Mathilde, daß ich von Ihrem Vater den Auftrag habe, sie in die neue Wohnung zu führen. Sie schöpfte keinen Verdacht, ich brachte sie in meine

Hülle und dort befindet sie sich wahrscheinlich noch. Jetzt wissen Sie Alles, hoffen Sie indeß nicht, aus diesem Bekenntniß irgend einen Vortheil ziehen zu können. Ich legte es unter vier Augen ab und läugne jedes Wort, wenn Sie dasselbe vor Gericht citiren."

„Seid unbesorgt," erwiederte der Advokat, „ich kam nicht hierher, um Euch zu verderben, sondern um Euch zu retten. Ihr werdet begreifen, wie viel dem Rentner an Eurem Schweigen gelegen sein muß; wollt Ihr die ganze Schuld auf Euch nehmen, weder den Namen des Rentners nennen, noch überhaupt die Mitschuld eines Genossen durchblicken lassen, so dürft Ihr darauf rechnen, daß Euch die Mittel zur Flucht gegeben werden, sobald die nöthigen Einleitungen getroffen sind."

(Fortsetzung folgt.)

O du lieber Augustin, —

wer kennt nicht diese unverwelkliche Melodie mit ihrem unverwelklichen Texte? Wer hätte sich noch nie dabei betroffen, daß er selbst einmal, fast ohne es zu wissen, jene bekannten Töne vor sich her pfiff? Die Welt ist undankbar, den Humor von Text und Lied hat sie nun seit 200 Jahren fröhlich genossen, aber nach Dichter und Komponisten hat sie nicht gefragt. Auch wir würden davon so wenig etwas wissen, wie irgend einer unserer Leser, wenn nicht Otto Beneke in seinem hübschen Buche von den „unehrlichen Leuten" uns die Historie erzählt hätte. Dichter und Komponist jener Arie ist nämlich eine und dieselbe Person, und zwar keine andere, als der lustige Musikmeister Augustin, der vor 200 Jahren in Wien die Geige strich und die tanzlustigen Füße der Wiener und Wienerinnen derzeit gerade so flink in Bewegung setzte, wie neuerdings ein Strauß oder Lanner. Ein echter Spielmann war er, mit unverwüstlicher Heiterkeit und mit einer Kehle, die das Trinken nicht minder gut verstand wie das Singen, und die Sorge um die Pest, welche damals die Kaiserstadt in Schrecken setzte, allabendlich bei leichtsinnigem Gläserklang ersäufte. So hatte Herr Augustin wieder einen Abend mit guten oder schlimmen Freunden verjubelt, und als die Mitternacht kam und der Wirth an's Nachhausegehen mahnte, da sollte er die Zeche bezahlen und — sein Beutel war so gut wie leer. Er langte den letzten Heller hervor und auf des Wirthes Murren und Schnauben blieb ihm nichts übrig, als seinen Rock demselben zum Pfande zu lassen. Es ist ja Nacht! dachte der Musikant, und zu Hause hatte er noch einen. So machte er sich mit schwankenden Schritten auf den Weg, mit dem Stock fühlend und tastend, und die Geige, seine treue Begleiterin, fest unter den Arm drückend. Aber die Nacht war rabenschwarz, ein kalter Wind ging und es regnete wie auf den Hund. Was Wunder, daß unser Orpheus des Weges fehlte und daß, ehe noch eine Viertelstunde verging, der Stock verloren und der Hut ihm vom Kopf geblasen war. Was kümmerte ihn das aber in seiner rosigen Laune? Hatte er doch seine Geige noch und mit dem Bogen fuhr er durch die Finsterniß, als schlüge er Takt zu der Windesmusik, die durch die Gassen fegte. Aber das Schlimmste sollte noch kommen. In der Dunkelheit war der arme Augustin, der wie ein Odysseus sein Ithaka suchte, auf Abwege gerathen und der Riesengrube nahe gekommen, in der Wien's Gassenschmutz dermalen seine Ruhestätte zu finden pflegte. Arglos nähert sich der joviale Sänger in emsigem Zickzackschritte diesem schauderhaften Abgrunde, kein erleuchtender Strahl fällt durch's düstere Gewölk auf seinen Irrpfad, er taumelt heiteren Sinnes über den Rand und — stürzt in die Tiefe! Ein Herz von Stein müßte man haben, wenn man den armen Musikanten, ob er gleich dem Weine mehr ergeben war; als von einem rechtschaffenen Manne verantwortet werden kann, ob dieses Mißgeschickes nicht aufrichtig bemitleidete. Aber Herr Augustin hatte in seiner Noth weder Zeit noch Lust, den Kopf hängen zu lassen. Nachdem er die tröstliche Entdeckung gemacht, daß der Wiener Gassenschmutz weich und daß die Zahl seiner Gebeine noch richtig und keines zerbrochen sei, suchte er einen Ausweg, aber vergebens. Der Abhang war allzu steil und jeder Schritt, den er mühselig zu machen suchte, brachte ihn immer tiefer in die unsaubere Trostlosigkeit; keine Menschenseele war in der Nähe und so blieb ihm nichts übrig, als Geduld, das edle Kraut, von dem sonst die Musikanten nicht eben viel wissen wollen. Aber eine Beruhigung hatte er doch: seine Geige war gerettet, und wenn Herr Augustin nur seine Geige hatte, so meinte er Alles zu haben. Da überkam ihn seine Künstlerlaune; bis an den Leib im Sumpfe steckend, stimmte er die Saiten, als sollte er im hellen Ballsaal zum Tanze aufspielen. Er setzte den Bogen an, er präludirte und auf Einmal sang er und spielte dazu, sein eigenes Mißgeschick lustig präludirend:

O du lieber Augustin, Augustin, Augustin,
O du lieber Augustin, Alles ist weg
Stock ist weg, Rock ist weg,
Augustin liegt im Dreck.
O du lieber Augustin, Alles ist weg!

Und sein Spiel, sein Sang führte zur Rettung. Der Tag wollte fast anbrechen, und einige früh Vorübergehende hörten die wunderliche Melodie, die aus dem Orkus emporstieg. Sie blieben lauschend stehen, kamen näher und entdeckten endlich den wohlbekannten Bruder Augustin, der nun sammt Geige und Bogen mit Stricken und Stangen zu Tage befördert wurde. Hoffentlich hat der leichtsinnige Spielmann aus diesem Erlebniß sich eine Nutzanwendung gemacht und sie bis an sein Lebensende nicht wieder vergessen. Wer aber jenes Lied pfeift, der gedenke des Wiener Komponisten und hüte sich vor dem Glase und vor dem Sumpfe!

Literarisches.

Seit wir die in Stuttgart erscheinende **Allgemeine Illustrirte Zeitung „Ueber Land und Meer"** zum letzten Male erwähnten, sind von diesem Journale eine Reihe neuer Nummern erschienen, die uns veranlassen, dieses Blattes wieder zu gedenken. Es freut uns, daß wir auch über die neuesten Leistungen desselben das gleiche anerkennende Urtheil fällen können, welches wir schon früher aussprachen. Unterhaltung und Belehrung sind darin durch mannigfache Beiträge unserer besten Schriftsteller vertreten. Der künstlerische Theil bietet uns in den zahlreichen Illustrationen wirklich werthvolle Darstellungen von Allem, was den Leser nur irgend interessiren kann. Dabei ist der Preis so erstaunlich billig (pr. Quartal nur 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr. rh., pr. Monatsheft nur 10 Sgr. oder 36 kr. rh.), daß man nicht begreift, wie es möglich ist, all das Gebotene dafür herzustellen. Wir empfehlen das Journal der Beachtung unseres Leserkreises.

Mannigfaltiges.

Ein Herr erwiederte einer eitlen Dame, die von sich sagte: Wenn ich etwas Albernes von mir gebe, lache ich immer zuerst: „O Sie Glückliche! dann müssen Sie ja das lustigste Leben von der Welt führen."

Gemeinnütziges.

(Für Zeichner und Maler.) Wenn man weißes Zeichnungspapier mit Petroleum tränkt, so wird es ganz durchsichtig, so daß man jede beliebige Zeichnung leicht kopiren kann. Hält man das Papier über's Feuer, so verflüchtigt sich das Oel und das Papier wird wie vorher.

Juristen-Lyrik.

Ich trag' ein tiefes Leid herum
Und wollt' es still verschmerzen;
Doch manches Monitorium
Erging ans meinem Herzen.

Jüngst hab' ich süßen Augenschein
Im Stillen vorgenommen,
Da ist mir tief ins Herz hinein
Dein liebes Bild gekommen.

Und da es fremden Grund beschlich,
Kann ich mit Recht vermuthen,
Du schönes Kind verstehest dich
Gar auf die Servituten.

Ich stehe — quasi — noch im Lenz,
Die Zukunft ist geborgen,
Und sohin fühl' ich Competenz,
Ein Wesen zu versorgen.

Den Schriftenwechsel fang' ich an,
Das ist die Glanzperiode,
Und schreibe dir, so schön ich's kann:
Dich lieb' ich bis zum Tode!

Und bist hypothecarice
Nicht gänzlich du verschrieben,
Und weisest nicht a limine
Mich ab mit meinem Lieben,

O, so geruh': auf trauter Flur
Geheimnißvollen Plätzen
Zum ersten Kuß und Treueschwur
Die Tagfahrt anzusetzen!

Instructa causa laß uns dann
Den Segen imploriren,
Und Lust und Leid als Weib und Mann
In Liebe compensiren!

Auflösung des Räthsels in № 51:
K i e l.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 53. Dienstag, 2. Mai **1865.**

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

„Der Vorschlag ließe sich überlegen," meinte der Amerikaner, „indeß wer garantirt mir dafür, daß der Rentner sein Wort hält? Gesetzt, ich stelle mich als den allein Schuldigen hin, das Gericht verurtheilt mich zum Tode, wer bürgt mir, daß mich der Rentner vor dem Schaffot rettet?"

„Könnt Ihr nicht auch am letzten Tage ein Geständniß ablegen, welches Euren Genossen ebenfalls unter das Fallbeil bringt?"

„Allerdings, aber kann der Schurke nicht bis dahin entflohen sein?"

„Freilich! Wenn er nun wirklich fliehen wollte, würde er Euch diesen Vorschlag durch mich machen? Auf der einen Seite erwartet Euch das Schaffot, Ihr mögt nun Euren Genossen in den Prozeß verwickeln oder nicht, auf der anderen Seite winkt Euch die Freiheit, was wählt Ihr?"

„Natürlich das Letzte," entgegnete Schmelzer, „wenn ich nur eine Garantie hätte, daß man mich nicht schließlich noch überlistet."

„Eine bessere als die, welche ich Euch vorhin nannte, weiß ich nicht zu schaffen," versetzte der Advokat achselzuckend.

„Wohlan, ich will ihm vertrauen," nahm nach einer ziemlich langen Pause der Verbrecher das Wort, der den letzten Strohhalm, an welchen er sich klammern konnte, nicht fahren lassen wollte. „Aber die Bedingung stelle ich, bin ich innerhalb vier Wochen nicht frei, so warte ich nicht länger, bis dahin will ich die Schuld ganz allein auf mich nehmen."

Der Advokat erhob sich. „Abgemacht, bis dahin werden wir die nöthigen Einleitungen zu Eurer Flucht treffen können. Jetzt gebt mir einen der Briefe Krämer's, gleichviel, welchen."

Der Amerikaner sah dem Advokaten erstaunt ins Gesicht, wieder umspielte jenes höhnische Lächeln seine Lippen. „Glauben Sie, ich werde diese Briefe aus der Hand geben? So leicht überlistet man mich nicht."

„Aber ich bedarf des Briefes, um den Rentner überführen zu können," fuhr Schacht fort. „Ihr behaltet ja noch immer Beweise genug und könnt den einen Brief wohl entbehren."

„Ich weiß nicht, welche Rolle Sie eigentlich in dieser Sache spielen," versetzte Schmelzer, „zuerst sprechen Sie zu mir im Auftrage des Rentners und nachher verlangen Sie von mir Beweise, um jenen überführen zu können, mir klingt das sonderbar, sehr sonderbar. — Aber Sie sollen den Brief haben," setzte er hinzu, „wäre es auch nur, um Ihnen zu beweisen, daß ich die Wahrheit sagte."

Er treunte nach diesen Worten eine Naht in dem Futter seiner Mütze offen und nahm aus diesem Versteck einen Brief, welchen er dem Advokaten überreichte. „Es ist der erste Brief Krämer's," versetzte er, „den letzten behalte ich, dieser wird Ihnen genügen."

Schacht steckte das Papier in die Tasche, empfahl dem Verbrecher nochmals Vorsicht und entfernte sich, um gleich darauf in die Zelle des Ackerers zu treten, in der er außer dem Gefangenen Gottfried fand. Der alte Mann hatte vor wenigen Augenblicken die Nachricht vom Tode seiner Gattin erhalten, schweigend hielten Vater und Sohn sich umschlungen und über die welken gefurchten Wangen des Ackerers rollte leise eine Thräne, sie galt dem Andenken der Geschiedenen.

Der Advokat wollte sich zurückziehen, aber Schulz hatte ihn schon bemerkt; er winkte jenem, zu bleiben. „Ein großer, ein unersetzlicher Verlust hat mich betroffen," sagte er, indem er dem Advokaten die Hand reichte, „aber was kann's helfen, ob ich mich darum abhärme, früh oder spät müssen wir ja doch alle einmal fort und deßhalb soll man auf solchen Verlust stets gefaßt sein. Aber ich will Sie mit

meinen häuslichen Angelegenheiten nicht aufhalten, was bringen Sie mir?"

„Eine gute Botschaft," entgegnete Schacht, „doch möchte ich Sie bitten, unter vier Augen —"

„Gottfried, geh' so lange hinaus," wandte der Ackerer sich zu seinem Sohne, „aber warte draußen, ich habe Dir noch Manches aufzutragen. — Und jetzt reden Sie, die beste Botschaft, welche Sie mir bringen könnten, wäre die, daß ich meinen Kerker verlassen dürfte. Dann könnte ich mein Weib bestatten, an ihrem Grabe ein Vaterunser beten und die wenigen Tage, die unser Herrgott mir noch schenkt, dazu verwenden, meinen Sohn glücklich zu machen."

„Ich bringe Ihnen diese Botschaft," entgegnete der Advokat, „Sie können den Kerker heute noch verlassen, wenn Sie wollen."

„Darf ich wirklich?" rief der Ackerer freudig. „O Dank, Dank für dieses Wort, es macht mich auf ewig zu Ihrem Schuldner." Er war aufgesprungen und durchschritt mit großen Schritten seine Zelle. Plötzlich blieb er vor dem Advokaten stehen, der schweigend vor sich hinschaute.

„Sie schweigen?" fragte er. „Sie nehmen an meiner Freude nicht Theil?"

„Doch, den herzlichsten," erwiederte der Jurist. „Bevor Sie aber die Freiheit, welche ich Ihnen biete, annehmen, bitte ich Sie, mir eine Frage zu beantworten. Würden Sie sich noch 8 oder 14 Tage hier gedulden, wenn Sie dadurch das Glück Ihres Pflegesohns begründen könnten?"

Der Ackerer sah erstaunt dem Fragenden ins Antlitz. „Ich das Glück meines Pflegesohns begründen? Wie verstehe ich das?"

„Wollen Sie heute schon den Kerker verlassen, so kann ich dies nur dadurch ermöglichen, daß ich den Rentner Krämer der Mitschuld an der Ermordung seines Bruders zeihe. Sie werden begreifen, daß Ernst dann nicht mehr die Tochter Krämer's heirathen kann, er liebt aber Mathilde, er sucht in ihrer Liebe sein Glück —"

„Deßhalb soll ich so lange hier bleiben, bis die Beiden Hochzeit gehabt haben?" fiel der Ackerer ihm ins Wort.

„Noch weiß ich den Weg nicht, der die Liebenden aus diesem Labyrinth führen soll," fuhr der Advokat fort, „aber verlassen Sie sich auf mich; willigen Sie in meinen Vorschlag ein, so dürfen Sie überzeugt sein, daß ich Sie keine Stunde länger hier schmachten lasse, als dies unbedingt nöthig ist."

„Noch sehe ich nicht klar in dieser Sache," versetzte Schulz, indem er sich auf der Bank niederließ, „erklären Sie mir das deutlicher, mein Kopf ist durch die lange Haft geschwächt, ich fühle, meine Geistesstraft hat abgenommen." Der Anwalt berichtete jetzt die Verhaftung des Amerikaners und den Inhalt der Unterredung, welche er kurz vorher mit demselben gepflogen hatte. „Ich werde den Rentner zwingen, daß er seine Tochter dem jungen Manne gibt," schloß er, „ist das geschehen, so machen die Beiden Hochzeit und reisen ab, ich entschlüsse dem Instruktionsrichter das Geheimniß, welches den Mord Krämer's umschwebt und überlasse den Rentner seinem Schicksal, Sie erhalten an demselben Tage Ihre Freiheit."

Der Ackerer ging eine geraume Weile schweigend auf und ab und rang mit einem Entschlusse. Der Wunsch, das bleiche Antlitz der treuen Gattin noch einmal zu sehen, noch einmal die bleichen Lippen zu küssen und bei dem Begräbnisse zugegen zu sein, regte sich mächtig in seiner Seele, auf der anderen Seite aber hielt er es auch für seine Pflicht, den Sohn seines Herrn, wenn dies in seinen Kräften stand, glücklich zu machen. Und es war im Grunde doch nur ein geringes Opfer, welches er ihm brachte, er hatte nun länger denn 2 Monate in dem Gefängniß zugebracht, soll er sich vor den wenigen Tagen fürchten, wenn die Freiheit ihm so nah und sicher in Aussicht stand? „Es sei," versetzte er, „ich bleibe."

„Ich erwartete diesen Entschluß," erwiederte Schacht, „nehmen Sie meinen herzlichsten Dank."

„Wollen Sie wirklich den Verbrecher entwischen lassen?" fragte der Ackerer.

„Es war nur eine Falle, die ich ihm stellte. Wäre Ernst nicht mein Freund, ich würde keinen Augenblick gezögert haben, auch den Rentner dem Gericht zu überliefern. Er mag zusehen, wie er der Strafe entgeht, sobald ich meinen Zweck erreicht habe, lasse ich den Schleier fallen, der das Dunkel noch verhüllt, und dann mögen die Dinge ihren Lauf nehmen wie sie wollen, ich kümmere mich nicht weiter um sie."

10. Kapitel.

Zu derselben Stunde, in welcher der Anwalt in der Zelle des Verbrechers saß, stand Helldau vor seinem Herrn, welcher die Entwendung des Dokuments entdeckt hatte und seine Wuth darüber an dem Buchhalter ausstieß. „Ihr waret gestern Morgen hier im Zimmer, als ich dasselbe verließ," sagte er, „warum gabt Ihr den Zimmerschlüssel nicht dem Wirth selbst? Eurer Nachlässigkeit habe ich diesen Verlust zu verdanken, einen Verlust, der unberechenbare Folgen haben kann."

Helldau zuckte schweigend die Achseln, er wollte lieber den Vorwurf der Nachlässigkeit auf sich ruhen lassen, als sich durch eine Vertheidigung mit seinem

Herrn überwerfen. Eingedenk des Versprechens, welches er der Wittwe gegeben hatte, drängte er den inneren Groll zurück, so schwer ihm dies auch wurde.

„Ihr werdet mir das Papier verschaffen," schloß der Rentner seine Strafpredigt, „glaubt Ihr, ich habe es mich 100 Louisd'ors kosten lassen, um es durch Eure Nachlässigkeit wieder zu verlieren?"

„Wer die Tochter entführt hat, wird sich auch wohl des Papiers erbarmt haben," warf der Buchhalter ein, „wer anders als er konnte wissen, daß Sie es besaßen, wem, außer jenem, konnte an dem Besitz desselben so viel liegen?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Gespensterspiegel.

„Nein," sagte meine Großmutter, „es ist besser, Euch diese Geschichte nicht zu erzählen. Alte Leute müssen ihre trübseligen Erinnerungen für sich behalten; höchstens können sie dieselben nur in einer traulichen Stunde, wenn die Jugend sich anderswo vergnügt, ihren Altersgenossen mittheilen. So hoffnungsvoll Ihr auch in das Leben hineinblickt, Kummer und Sorgen werden sich schon früh genug einstellen."

Diese Worte stachelten unsere Neugierde noch mehr an und wir ließen in unsern Bitten nicht nach. „Wohlan denn," sprach sie, „so will ich Euch für das Mal in Euren Erwartungen nicht täuschen, obgleich — dies ist eine andere Erfahrung aus meinem Leben — die Erfüllung unserer theuersten Wünsche nicht selten eine bittere Täuschung mit sich bringt. Also die Fenstervorhänge herab, die Lichter angezündet und die Stühle um den Ofen gestellt."

Nachdem diese Vorbereitungen in aller Eile getroffen waren, richteten wir die Augen, in Erwartung der zu hörenden Dinge, auf die der Großmutter; eine Frau von noch immer stattlichen Formen und einnehmendem Gesichte, von welchem die Spuren einer nicht gewöhnlichen Schönheit noch nicht ganz verschwunden waren. Sie begann hierauf:

Schon liegen mehr denn fünfzig Jahre zwischen jetzt und der Zeit, wo diese traurige Geschichte sich zutrug, und dennoch ist sie meinem Gedächtnisse noch ganz frisch und neu; mit solch unauslöschlichen Zügen hat sie sich demselben eingeprägt. Ich war ein junges, kaum siebenzehnjähriges Mädchen, als ich von den Eltern einer meiner Schulfreundinnen, Julie von Tiefenthal, eine Einladung nach Schloß Tiefenthal erhielt. Julie war die Verlobte des Freiherrn Adolph von Burghorst, eines liebenswürdigen, in dortiger Gegend begüterten jungen Mannes, und mit Julia's Bruder, Philipp von Tiefenthal, schon von Kindheit auf eng befreundet. Beide hatten dasselbe Gymnasium besucht, dieselbe Universität bezogen, und da Adolph von Burghorst die Ferienzeit oft in Tiefenthal zubrachte, so hatte sich das damalige Brautpaar bei diesen Veranlassungen schätzen und lieben gelernt. Jetzt stand dessen Hochzeit nahe bevor, und Julie hatte dringend gewünscht, daß ich, als eine der von ihr auserwählenen Kranzjungfern, ihr bei der Anfertigung ihrer Ausstattung hilfreiche Hand leisten möchte. Dieser Einladung kam ich um so bereitwilliger nach, als ich, eine Waise, mit meiner Tante, einer ziemlich alten Jungfer, das düstere und unfreundliche Schloß Hochbach bewohnte und mich schon längst nach einem Wechsel der Scene, sowie nach einer meiner stets heiteren Stimmung mehr zusagenden Gesellschaft gesehnt hatte. Aber ungleich mehr noch freute ich mich auf das Wiedersehen der Jugendfreundin, der ich, obgleich um einige Jahre jünger als sie, in aufrichtiger Liebe und Freundschaft zugethan war. Und in der That war sie, von ihrer Schönheit ganz abgesehen, ein liebes, gutes Mädchen. Bei dem vollkommensten Ebenmaße der fein gerundeten und dabei vollen Glieder, war sie hoch und schlank von Wuchs. Dann große, schwarze, strahlende Augen, üppig und lang gewachsenes Haar von dem glänzendsten Schwarz, eine frische Gesichtsfarbe und ein Mund, dessen Lächeln ebenso gewinnend als entzückend war. Kein Wunder daher, wenn ich die um etwas ältere Freundin im höchsten Grade verehrte und liebte. Jedes Vergnügen und jede Zerstreuung betrachtete ich als nur halb genossen, sofern Julie nicht daran Theil genommen; ja ihre Gesellschaft ging mir über Alles. Ihre geistige Ueberlegenheit machte sich in Allem, was sie that und sprach, bemerklich, und dazu ihre ausdrucksvolle Sprache, ihre harmlosen Scherze, ihr fröhliches Gelächter, diese glückliche Mischung von Heiterkeit und Ernsthaftigkeit; in der That, der Umgang mit einem so reich begabten Wesen hatte für Alle, die sie kannten, etwas ungemein Anziehendes.

Den Aussichten auf dieses genußreiche Zusammenleben kamen noch die auf eine Menge von Vergnügungen, so die Hochzeitsfeierlichkeiten mit sich brachten, hinzu; und war mein Aufenthalt in Tiefenthal, ehe ich zu meiner eintönigen und langweiligen Lebensart zu Haus wieder zurückkehrte, auf mindestens vier Wochen berechnet. Wie schon gesagt, rechnete Julie auf meine Mithilfe bei Anfertigung ihrer Ausstattung sehr; da sie behauptete, daß ich von allen Landmädchen den feinsten und ausgebildetsten Geschmack

besäße und sie bei der Auswahl so mancher Sachen meines Rathes nicht entbehren könne. Landmädchen jedoch wurden wir Töchter guter Familien damals Alle genannt, denn nur selten bekamen wir vor unserer Verheirathung die Hauptstadt zu sehen, und eine Reise dahin galt eben so viel, als jetzt ein Ausflug nach Paris. Mit leichtem und fröhlichem Herzen bestieg ich den mich nach Schloß Tiefenthal führenden Wagen; aber nur, um dereinst mit Trauer im Herzen zurückzukehren.

Obgleich im Laufe des letzten Jahrhunderts ein großer Theil des alten Schlosses verschönert und nach dem heutigen Geschmacke und den Bedürfnissen eingerichtet wurde, so hat es demungeachtet von seiner ursprünglichen Bauart noch Vieles beibehalten. Die Geschichte sagt, daß das Hauptgebäude kurz nach der Reformation von den Trümmern eines in der Nachbarschaft belegenen Nonnenklosters, von dessen Aebtissin in meiner Erzählung mehrfach die Rede sein wird, erbaut ist. Natürlich, daß zu meiner Zeit das Schloß von seiner Alterthümlichkeit noch viel weniger als jetzt verloren hatte; indeß befand sich dasselbe in einem ganz vorzüglich baulichen Stande, und herrschte in dem Innern desselben eine solche Ordnung, daß man nirgends die geringste Spur von Verfall oder Gebrechlichkeit erblickte; nur daß, wenn man sich darin befand, man sich in ein früheres Zeitalter zurückversetzt fühlte, wozu die Möblirung und Ausschmückung der Gemächer nicht wenig beitrug.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein junger Literat, der durch seine Arbeiten die Aufmerksamkeit des Publikums rege gemacht, ward zu einem hohen Beamten beschieden, welcher der Meinung war, das Talent des Schriftstellers sei für den Staatsdienst zu brauchen. Er trug ihm einen Posten an, der keineswegs unbedeutend war und überdies die Beförderung in noch glänzendere Stellungen versprach. „Aber," fügte er in zuvorkommendster Weise hinzu, „Sie werden mit Ihren Aeußerungen künftig zurückhaltender sein müssen." — „Wie das?" fragte der Schriftsteller. Der Beamte ließ nun im väterlichsten, wohlwollendsten Ton eine Menge Weisungen folgen, deren summarischer Inhalt darauf hinauslief, der Neuangestellte habe fortan das grade Gegentheil Dessen zu thun und zu schreiben, was ihm seine Ueberzeugung bisher diktirt. Ungeduldig schnitt endlich der Schriftsteller den langen Faden durch die Entgegnung ab: „Ich kannte einmal Jemand, der in seiner Bibliothek die Gleichartigkeit des Aussehens der Bücher so sehr liebte, daß er sämmtliche Quart- und Oktavausgaben in Duodezbände schneiden ließ. Sie können leicht denken, daß nun keins der Werke mehr lesbar ist. Deßhalb bitte ich gehorsamst, den mir zugedachten Posten — einem Andern anzuvertrauen."

„Sie sind doch nicht getödtet worden?" fragte ein junger Mann seine durch einen heftigen Donnerschlag erschreckte und ohnmächtig gewordene Geliebte. — „Ach nein," war die Antwort, „ich habe nur die Sprache verloren!"

„Treue Heimath!" sagte der Vagabund, als er zum vierten Male ins Gefängniß gebracht wurde. „Viel Kinder, viel Segen!" sagte der Küster, als er die Kindstaufgebühren einstrich.

Stachelreime.

Die Vermuthung.

Sieh'! dort geht Herr Crispin mit Julchen, seiner Braut!
Ich wette wohl, sie sind schon insgeheim getraut.
„Wie kommst du, Mädchen, auf den seltsamen Gedanken?"
Ich hörte, daß sie sich schon alle Tage zanken.

Räthsel.

Das Ganz' ein arithmetisch Maß;
Thust du den ersten Laut hinweg,
So macht es dir gewiß viel Spaß,
Siehst du es liegen auf dem Weg.
Noch einen Laut thu' davon fort,
So hast du dann ein kleines Wort,
Verbindend Dinge, Zeit und Ort.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 54. Freitag, 5. Mai **1865.**

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Krämer schaute sinnend auf die Straße. Die Erinnerung an jenen Menschen machte ihn erbeben, er wußte, der Amerikaner war verhaftet, was dann, wenn dieser ihn als seinen Mitschuldigen bezeichnete? Der Rentner fühlte, wie seine Kniee wankten, er sah zwei Gendarmen über die Straße kommen, waren sie geschickt, um ihn zu verhaften? Nein, sie gingen vorüber, aber mußte er nicht jeden Augenblick seine Verhaftung gewärtigen? Wer hatte das Gericht auf den Amerikaner aufmerksam gemacht? Krämer wußte auf diese Frage keine Antwort zu finden. Der Denunziant konnte auch seine Mitschuld kennen, er konnte ihn heute noch der Polizei verrathen und dann? Nicht nur seine Ehre, auch die Ehre und das Glück Mathilde's war gefährdet.

„Wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, sehen Sie sich nach einem Schwiegersohne um," hob der Buchhalter wieder an, indem er die Züge seines Herrn scharf und unverwandt beobachtete.

„Weßhalb?" fuhr der Rentner, aus seinem Sinnen geweckt, barsch auf. „Glaubt Ihr, meine Tochter sei in meinem Hause nicht mehr sicher? In welchem Sinne soll ich Eure Worte deuten? Noch kann man mir nichts beweisen, wartet also ruhig ab, bis es so weit gekommen ist. Eines Rathes bedarf ich nicht, ich muß selbst wissen, was ich zu thun und zu lassen habe."

„Je nun, ich meine es gut," begütigte Helldau, „Mathilde bedarf des Schutzes, ein Gatte wird ihr solchen besser angedeihen lassen können, als der Vater."

„Wirklich?" spottete der Rentner. „Wenn Eure Weisheit das herausgeklügelt hat, dann, ich zweifle nicht daran, wird sie auch bereits einen passenden Schwiegersohn gesucht und gefunden haben. Wen also habt Ihr mir vorzuschlagen?"

„Ich?" versetzte Helldau betroffen, der auf eine solche Wendung nicht vorbereitet war. „Na, wenn das Eis einmal gebrochen ist, so mag es drum sein," fuhr er gefaßt fort, „geben Sie Ihre Tochter dem jungen Kaufmann Ernst Heller. Ich weiß, die beiden jungen Leute lieben sich, er ist ein thätiger, talentvoller Mann und —"

„Mensch, wiederhole die Worte nicht noch einmal," rief der Rentner zornig, „oder bei Gott, ich vergesse mich!" Er stand mit stolz erhobenem Haupt und flammenden Blicken vor dem Buchhalter, der unwillkürlich einen Schritt zurückwich. „Mathilde liebt ihn, sagst Du? Eine Lüge ist es, eine Lüge, die an Bosheit ihres Gleichen sucht. — Ich durchschaue Deinen Plan, Du liegst mit jenem Herrn von Habenichts unter einer Decke und willst Dir einen Kuppelpelz verdienen! Glück zu, Alter, bei mir aber verdienst Du ihn nicht, versuche Dein Glück an anderen Thüren, — ich werfe Dich hinaus wie einen Hund, wenn Du es nochmals wagst, mir diesen Vorschlag zu machen."

Helldau war bestürzt, in einem solchen Paroxysmus hatte er seinen Herrn noch nicht gesehen. Wußte dieser bereits, daß Ernst sein Neffe war? Daß er den jungen Mann haßte, bitter haßte, ging aus seinen Worten deutlich hervor, woher aber rührte dieser Haß? Ernst hatte Mathilde gerettet, auf seinen Armen, der Todesgefahr trotzend, trug er sie aus dem brennenden Hause, war dafür ihm der Rentner nicht zu großem Danke verpflichtet? Krämer hatte inzwischen die Thür zum Nebenzimmer geöffnet und Mathilde gerufen, welche jetzt eintrat. „Da, dieser Mensch behauptet, Du liebest den Agent Heller, Ihr beide seiet mit einander einverstanden, sage ihm doch, daß seine Behauptung aus der Luft gegriffen ist, daß sie leeres Geschwätz ist." Bebend, die Hände vor der Brust gefaltet, stand Mathilde vor dem Vater, ihr Schweigen reizte seinen Zorn. „Hörst Du nicht?" rief er heftig. „Mädchen, ich

will nicht hoffen, daß er wahr geredet hat, daß jener Menſch —"

„Verzeihung, Vater," bat das Mädchen, „mach' mit mir, was Du willſt, nur verlange nicht, daß ich ihm entſagen ſoll! Sein Edelmuth, ſein treues, gutes Herz feſſelt mich an ihn, vergebens wäre es, gegen dieſe Liebe anzukämpfen —"

„So wollte ich, daß er am Galgen hinge und Du — doch nein," fuhr Krämer, ſich mühſam faſſend, fort, „ich werde ſchon Mittel finden, dieſe Feſſel zu zerreißen. Was iſt er, was hat er, dieſer Muſterreiter?"

„Er rettete Ihr Kind aus den Flammen," wagte Helldau einzuſchalten.

Der Rentner war erfreut, einen Ableuker für ſeinen Zorn gefunden zu haben. „So, ſo," wandte er ſich zu dieſem, „und das, glaubt Ihr, gibt ihm ein Recht auf den Beſitz meines Kindes und meines Vermögens? Ihr dachtet ein gutes Geſchäft zu machen, deßhalb übernahmt Ihr die Kupplerrolle; er glaubte, ich werde ihm meine Tochter nicht verweigern können, wenn er ſie aus einem brennenden Hauſe geholt habe, — die Polizei ſucht noch immer den Brandſtifter, ich denke, ihr jetzt einen Fingerzeig geben zu können. Nehmt Euch in Acht, Eure grauen Haare werden mich nicht zurückhalten."

„Machen Sie Ihre Drohung wahr," fiel Helldau jetzt dem Rentner ins Wort, „geben Sie dieſen Fingerzeig, ich fürchte ihn nicht, ſeien Sie aber verſichert, daß in der nächſten Minute nach meiner Verhaftung dem Inſtruktionsrichter Ihr Verhältniß zu dem verhafteten Verbrecher bekannt wird."

„Was wollt Ihr damit ſagen?" fragte Krämer erbleichend.

„Viel und auch wieder nichts, wie Sie wollen, Sie wiſſen jetzt, daß ich eine Waffe gegen Sie beſitze, die Ihnen gefährlich werden kann." Helldau ging nach dieſen Worten hinaus, er hatte dem Rentner gezeigt, daß er ihn vernichten konnte, weiter wollte er es nicht treiben.

Auch Mathilde wollte ſich entfernen, der Vater gebot ihr, zu bleiben. „Du kennſt jenen Menſchen ſchon länger?" fragte er.

„Ja, er war mein Jugendgeſpiele, wir liebten uns damals ſchon, und dieſe Liebe wuchs mit uns, ſie hat in unſeren Herzen feſte Wurzel geſchlagen."

„Ich werde ſie ausreißen," unterbrach Krämer zornig. „Ueberhaupt wirſt Du bei ruhigem Nachdenken einſehen, daß dieſe Heirath eine Erniedrigung für Dich ſein würde," fuhr er milder fort, „und daß ich unter den obwaltenden Umſtänden meine Einwilligung nicht geben darf."

„Ich weiß, daß Ernſt mich glücklich machen wird, das überwiegt alle Gegengründe," antwortete Mathilde feſt und beſtimmt.

„Freilich. Euch iſt es Hauptſache, unter die Haube zu kommen!" ſpottete der Rentner. „Du wirſt noch heute Abend abreiſen."

„Wohin?" fragte Mathilde.

„Noch weiß ich nicht und wüßte ich's, Du wirſt es nicht eher erfahren, bis Du am Ziel Deiner Reiſe biſt, ich erwarte Gehorſam."

„Und wenn ich nicht gehorche. Wenn ich dem Worte Gottes folge, welches uns lehrt, Vater und Mutter zu verlaſſen um des Mannes willen?"

„Poſſen!" verſetzte der alte Mann achſelzuckend. „Das Geſetz gibt, Gott ſei Dank, dem Vater die Macht, das unmündige Kind zu züchtigen, wenn es nicht gehorchen will!"

Mathilde biß die Unterlippe faſt blutig, ſie beſaß ganz das heftige Temperament des Vaters, deſſen Worte ſie in tiefſter Seele verletzten; aber ſie bezwang ſich. „Eine ſolche Züchtigung würde das Band zerreißen, welches mich an Dich feſſelt," verſetzte ſie tonlos, „ich werde gehorchen."

„Du biſt mein gutes, braves Kind," erwiederte Krämer, der wohl einſah, daß er zu weit gegangen war, „glaube mir, dieſe Liebe iſt nur eine erhitzte Frucht Deiner Phantaſie. Mache Dich reiſefertig, ich werde Dich heute Abend von hier fortbringen."

Mathilde ging in ihr Zimmer zurück, ſie wußte, daß Vorſtellungen und Bitten den harten Sinn ihres Vaters nicht erweichten, weßhalb ſollte ſie dieſe verſchwenden?

Der Rentner ging mit verſchränkten Armen eine Weile in ſeinem Zimmer auf und ab und ſetzte ſich dann hin, um einige Briefe zu ſchreiben. Er wurde in dieſem Geſchäft durch den Eintritt Desjenigen geſtört, der ihm all' dieſe Unruhe, all dieſen Aerger verurſachte. „Was wünſchen Sie?" fragte er, als der junge Mann die Thür hinter ſich geſchloſſen hatte. „Sie ſehen, ich bin beſchäftigt, kommen Sie morgen oder übermorgen wieder, Ihr Anliegen wird wohl keine Eile haben."

Ernſt war beſtürzt, er konnte ſich die Urſache dieſes ſchroffen Benehmens nicht erklären. „Ich kam hierher in der Abſicht, mich nach dem Befinden Ihrer Fräulein Tochter zu erkundigen," entgegnete er, „vielleicht erlauben Sie mir —"

„Ich erlaube nichts, gar nichts!" fuhr der Rentner barſch auf. „Im Grunde iſt es mir ganz recht, daß Sie gekommen ſind, ich kann Ihnen dann gleich auf Ihre Wünſche und Hoffnungen einen kategoriſchen endgiltigen Beſcheid geben. Sie trachten nach der Hand meiner Tochter, doch kann von einer Erfüllung dieſer Hoffnung keine Rede ſein, ich werde

niemals meine Einwilligung dazu geben. Wenn Sie es einmal so weit gebracht haben, daß Ihr Vermögen dem meinigen gleich steht, dann dürfen Sie noch einmal vorsprechen, vorausgesetzt, daß meine Tochter alsdann noch frei ist."

Ernst errieth, daß Mathilde dem Vater ihre Liebe verrathen hatte, noch bevor sie dem Geliebten dieselbe gestand. Die beseligende Gewißheit, daß Mathilde seine Liebe erwiederte, milderte die schroffen Worte des alten Mannes. „Das Eis ist gebrochen, ich frage nicht lange, wer es gebrochen hat," hob er an. „Sie haben überhaupt in dieser Angelegenheit durchaus nichts zu fragen," fiel der Rentner, sich mehr und mehr ereifernd, ihm in die Rede, „Ihre Unverschämtheit ist ohnehin groß genug. Ein edel denkender Mensch würde einem Mädchen, welches so hoch über ihm steht, dergleichen Dinge nicht in den Kopf setzen, einem Abenteuerer freilich kann man das nicht übel nehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Gespensterspiegel.

(Fortsetzung.)

Am zweiten Tage meiner Anwesenheit in Tiefenthal ward mir der Bräutigam vorgestellt; ein großer und hübscher junger Mann von blühender Gesichtsfarbe, mit dem schönsten braungelockten Haar, das ich je gesehen, voll Herzlichkeit und Ungezwungenheit im Umgange, und von angenehmer, geistreicher Unterhaltung; Eigenschaften, die, verbunden mit jenen Juliens, zu den schönsten Hoffnungen auf ein glückliches eheliches Leben des liebenswürdigen Brautpaares berechtigten. Wie verschieden aber dieses Bild von dem Baron Adolph von Burghorst, den Ihr als einen alten Mann kennt mit schneeweißem Haar, tief gefurchten Gesichtszügen, gebückter Haltung, ziemlich wortkarg und fast immer schwermüthiger Stimmung!

Die Güter der Familien Tiefenthal und Burghorst grenzten dicht aneinander, und daß Philipp von Tiefenthal, Juliens Bruder, mit Baron Adolph eng befreundet war, habe ich bereits erwähnt.

„Großmutter," fragte ich, „war dieser Philipp von Tiefenthal unser Großvater?"

„Wozu diese Frage?"

„Weil ich gern wissen möchte, ob er schon damals mit Dir verlobt oder in Dich verliebt war."

„Naseweises Ding, was geht Dich das an, um welche Zeit Dein Großvater sich in mich verliebt hat, oder ob ich ihn überhaupt wieder geliebt habe? Jedoch glaube ich, daß ich ihn zu jener Zeit zu schätzen und zu lieben gelernt habe."

Doch um auf meine Erzählung zurückzukommen. Schon nach wenigen Tagen wurde mit den Arbeiten begonnen. Man hatte einige geschickte Schneiderinnen aus dem nächsten Städtchen kommen lassen; außerdem halfen noch zwei Freundinnen, die wie ich zu den Kranzjungfern bestimmt waren, und die Kammer- und Hausmädchen mit. Das Brautkleid aber und noch einige andere dazu gehörigen Dinge wurden in der Residenz angefertigt, und hatte Juliens Vater, dessen Geschäfte seine dortige Anwesenheit oft erheischten, versprochen, Alles zur gehörigen Zeit mitzubringen.

Das Zimmer, in welchem wir arbeiteten — wir befanden uns in der Mitte eines heißen Sommers — war eine Art Gallerie, deren getäfelten Wände mit allerlei alten Familienstücken, als Gemälden, gewirkten Tapeten, Waffen und sonstigen Kuriositäten geziert waren. Unter den letzten befanden sich verschiedene Stücke, die, wie die Sage ging, aus dem eingegangenen Nonnenkloster herrührten; insbesondere ein ziemlich großer Spiegel von einer wunderbar feinen Politur; doch bestand derselbe nicht aus Glas mit unterlegtem Queckfilber, sondern aus irgend einem Metalle. Die davor gehaltenen Gegenstände, namentlich farbige, gab er nur schwach oder abgeblaßt wieder. Auch die Gesichter sahen darin schrecklich bleich, fast gespenstisch aus. Philipp, dem ich meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, schien sich gar nicht gern darüber näher äußern zu wollen. Indeß ließ ich doch nicht nach, denn meine, durch seine Zurückhaltung nur noch verdoppelte Neugierde wollte ich jedenfalls befriedigt wissen. Endlich theilte er mir mit, daß der Spiegel aus der Klosterkirche herrühre, wo er seinen Platz hinter dem Hauptaltare gehabt habe. Von den Eigenschaften, die er besessen oder noch besitze, erzähle man sich eine Menge von fabelhaften und auf Aberglauben begründeten Geschichten. Wäre dieses Möbel, fuhr er fort, nicht schon seit Jahrhunderten in dem Besitz unserer Familie, so würde ich es gern vernichtet oder wenigstens an einen andern Ort gebracht sehen; allein alle Fremde, so nach Tiefenthal kommen, erkundigen sich sofort nach dem „Gespensterspiegel", und behauptet mein Vater, daß das alte Schloß unstreitig einen großen Theil seiner Anziehungskraft verlieren würde, wenn man den Neugierigen das Vergnügen versagte, in dem Spiegel das Gesicht der Aebtissin, jetzt die Hexe von Tiefenthal, welches zuweilen darin erscheinen soll, zu erblicken.

Mehr war aus Philipp nicht herauszubringen, ungeachtet ich ihm Tage lang keine Ruhe ließ, mir

von dieser Erscheinung etwas Näheres mitzutheilen. Er schien ein ganz besonderes Vergnügen daran zu finden, meine Neugierde, und ich muß gestehen, daß ich diese Eigenschaft, wie fast Alle unseres Geschlechts, in einem sehr hohen Grade besaß — stets rege und dabei unbefriedigt zu halten. Jedoch eines Tages, wo die jungen Herren uns in der Gallerie Gesellschaft leisteten und er sich in einer mittheilenden Laune befand, vielleicht auch, daß er eine Gelegenheit suchte, um sich in meiner Gunst etwas fester zu setzen, gab er dem allgemein geäußerten Wunsche, die Geschichte des Gespensterspiegels ausführlich zu erzählen, nach. Ob er dieselbe durch eigene Zuthaten verschönet oder ausgemalt hat, weiß ich nicht; indeß war sie, so wie er sie vortrug, für mich nicht ohne Reiz, da sie den Zuhörer in längst vergangene Zeiten zurückversetzt.

Besagter Spiegel war von einem der Altervätter der Familie aus dem gelobten Lande, wohin derselbe als Kreuzfahrer gezogen, mitgebracht und soll aus den Säbelklingen der von ihm auf dem Schlachtfelde erschlagenen Sarazenen gehämmert worden sein. Nach der Rückkehr des tapfern Ritters in seine heimathliche Burg hatte er von dem Spiegel keinen bessern Gebrauch zu machen gewußt, als ihn der Schutzheiligen der Klosterkirche als eine fromme Gabe darzubringen. Die dadurch sehr erfreuten Nonnen hatten dem Spiegel — in jenen Zeiten eine große Merkwürdigkeit, abgesehen von den Bestandtheilen, aus welchen er angefertigt — einen Platz hinter dem Hochaltare angewiesen; theils um den daselbst aufbewahrten übrigen kostbaren Geschenken hinzugestellt zu werden, theils aber, und mag dieses der Hauptzweck gewesen sein, weil er die Würdenträgerinnen des Klosters beschäftigte, mittelst desselben von da ab unbemerkt sowohl die Andachtsübungen der Nonnen, als die der übrigen Versammlung zu beobachten. Die letzte Aebtissin jedoch, welche eben so viel Schönheit als Eitelkeit besessen, soll aber von dem Spiegel einen äußerst sündhaften Gebrauch gemacht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Was ein Spatzennest werth ist.) Der Thüring'sche Thierschutzverein bringt folgende Ansprache: Lieber Landmann! Dein Junge nimmt aus Langeweile ein Vogelnest, Grasmücken-, Rothschwanz-, Spatzennest oder ein anderes, gleichviel von welchem der obengenannten Vögelchen, sei es mit Eiern oder mit Jungen. Es sollen davon fünf im Neste sein. Jedes dieser Jungen braucht täglich im Durchschnitt etwa 50 Stück Raupen und anderes Geschmeiß zur Aetzung, die ihm die Alten aus der Nachbarschaft zutragen, macht täglich 250 Stück. Die Aetzung dauert durchschnittlich 4 bis 5 Wochen, wir wollen sagen 30 Tage; thut für das Nest an Aetzung 7500 Stück. Jedes Stück Raupe frißt täglich sein eigenes Gewicht an Blättern und Blüthen. Gesetzt, sie braucht, bis sie ausgefressen hat, auch 30 Tage und frißt täglich nur eine Blüthe, die eine Frucht abgegeben hätte, so frißt sie in 30 Tagen 30 Obstfrüchte in der Blüthe und die 7500 Stück Raupen in Kompagnie 225,000 Stück solcher Blüthen. Hätte Dein Junge das Vogelnest in Ruhe gelassen, so hättest Du und Deine Nachbarn um 225,000 Stück Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen ꝛc. mehr geerntet. Wenn jedoch die Raupe, wie sie's manchmal aus Liebhaberei thut, 10, 20, 30 Blüthen des Tages frißt, oder wenn wegen des abgefressenen Laubes die Blüthen keine Nahrung mehr haben und welk abfallen, so beziffert sich Dein und Deiner Nachbarn Verlust noch viel höher. Du kannst dann leicht berechnen, was ein Spatzennest für einen Werth hat.

(Ein Wort des alten Fritz.) Im Sommer 1777 hielt König Friedrich eine Heerschau bei dem Dorf Körbelitz unweit Magdeburg. Die Truppen waren vor einem Gehölz aufgestellt; um auf dem rechten Weg zu ihnen gelangen zu können, mußten der König und sein Gefolge einen bedeutenden Bogen machen. Friedrich fügte sich denn auch darein und lenkte sein Pferd auf die Landstraße, einige der Offiziere jedoch sprengten seitwärts ab und zeigten Lust, durch fröhlich aufsprießende Saatfelder zu den Truppen zu eilen. Wie aber der König das sah, schüttelte er unwillig das Haupt und rief: „Meine Herren, wir müssen die Hoffnungen armer Leute respektiren!“

In einigen Orten Oberhessen's haben die Gemeinderäthe die Verwerflichkeit der Vertilgung der Maulwürfe erkannt und beschlossen, daß dieselben nicht mehr gefangen werden sollen.

Auflösung des Räthsels in № 53:

Pfund.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 55. Sonntag, 7. Mai 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

„Was Sie so sehr gegen mich erbittert, weiß ich nicht," versetzte Ernst ruhig, „ich hätte nimmer von einem gebildeten Manne ein solches Benehmen erwartet. Wollen Sie Ihre Einwilligung nicht geben, so können Sie es bei einem einfachen „Nein" bewenden lassen, der vielen Worte bedarf es nicht."

„Ein einfaches „Nein" ist bei Leuten Ihresgleichen nicht angebracht, sie drängen sich durch die Hofthür wieder ins Haus, wenn sie die Hausthür hinausgeworfen wurden."

„Herr, Ihre Grobheit geht zu weit!" fuhr Ernst auf, dem jetzt die Galle ins Blut stieg. „Ich lasse mir Manches von Ihnen sagen, weil Sie der Vater derjenigen sind, die ich mehr als mich selbst liebe, aber —"

„Aber?" fiel der Rentner ihm ins Wort. „Wir wollen uns die Unannehmlichkeit späterer Auftritte dieser Art ersparen, deßhalb ersuche ich Sie, mir das Ihnen geliehene Kapital binnen heute und acht Tagen zur Verfügung zu stellen und meine Schwelle nicht mehr zu betreten. Daß Sie meine Tochter aus den Flammen gerettet haben, verpflichtet mich Ihnen zu Dank, um mich jeder Verbindlichkeit gegen Sie zu entledigen, verzichte ich auf die Zinsen und den Gewinn, welchen Sie bis heute aus meinem Kapital gezogen haben."

Ein höhnisches, verächtliches Lächeln umspielte die Lippen des jungen Mannes. „So erbärmlich und schmutzig ist Ihre Denkweise!" entgegnete er bitter, „ich verlange von Ihnen weder Dankbarkeit noch ein Geschenk, behalten Sie beides!" Er wandte dem alten Manne stolz den Rücken und verließ das Zimmer. „Was nun?" war seine erste Frage, als er vor der Thür stand. Er zweifelte nicht daran, daß Mathilde von dem habsüchtigen Filz denselben Bescheid erhalten hatte, er kannte aber auch die Gesinnung und den Charakter des Mädchens und wußte, daß sie ebenso treu und fest an ihrer Liebe halten werde wie er.

Helldau mußte vermitteln, ihm wollte er sich anvertrauen, der alte Mann mußte ihm eine Zusammenkunft mit Mathilde ermöglichen. Im Begriff, den Weg zu seiner Wohnung einzuschlagen, sah er plötzlich den Anwalt Schacht vor sich stehen und er konnte nicht unterlassen, diesem seine Unterredung mit dem Rentner mitzutheilen. Der Anwalt hörte ihn lächelnd an. „Sei gutes Muthes," sagte er, als Ernst schwieg, „vielleicht wendet sich noch heute Alles zu Deinem Besten. Ich bin eben im Begriff, zu Krämer zu gehen, von diesem Besuch hängt Vieles ab, versprich mir deßhalb, bis zu meiner Rückkehr keine Schritte in dieser Angelegenheit zu thun."

Ernst bat den Freund, ihn in seinen Plan einzuweihen. „Noch nicht," erwiederte der Advokat, „vielleicht später, vielleicht auch nie, nimm Du das Gute, das ich Dir vielleicht bieten werde, ruhig an und forsche nicht nach den Mitteln, durch welche ich es für Dich erhielt. In Deiner Wohnung magst Du mich erwarten," setzte er hinzu, indem er dem Freunde die Hand bot, „jetzt verlasse mich, ich habe Eile."

Der Rentner sah unwillig von seiner Arbeit auf, als der Advokat eintrat. Aergerlich über diese zweite Störung fragte er barsch nach dem Begehr des Fremden, der ruhig die Thür abschloß und sich dann in einen Sessel niederließ.

„Wir sind doch allein?" fragte der Jurist, als er auf die Thür zum Nebenzimmer zeigte, „was ich Ihnen mitzutheilen habe, betrifft nur uns Beide, oder besser gesagt, Sie allein. Mein Name ist Doktor Schacht, Advokat beim hiesigen Gerichtshofe."

„Ich wüßte nicht, daß ich mit Ihnen etwas zu verhandeln hätte," erwiederte Krämer mürrisch, „ich führe keine Prozesse."

„Sie könnten aber in einen Prozeß und noch dazu in einen Kriminalprozeß verwickelt werden," versetzte der Advokat. „Ich komme geraden Weges aus dem Gefängnisse und führte soeben eine längere Unterredung mit dem Amerikaner Schmelzer."

Der Rentner fuhr von seinem Stuhle auf. „Entschuldigen Sie einen Augenblick," hob er an, „in jener Stube befindet sich meine Tochter, wäre es nicht besser, wenn ich sie hinausschicke?"

Der Anwalt nickte und trat an's Fenster. Mathilde kannte ihn, sie wußte, daß er der Freund des Geliebten war, er wollte ihr sein Gesicht verbergen, um nicht in ihrem Herzen Hoffnungen zu wecken, deren Erfüllung noch sehr in Frage stand.

Krämer öffnete die Thür und warf einen Blick in das Nebenzimmer, es war leer, Mathilde hatte es verlassen. Beruhigt verschloß der Rentner die Thür und bat den Advokaten, fortzufahren. „Ich ging mit dem Vorsatz, mich jenem Verbrecher als Vertheidiger anzubieten, in das Gefängniß. Schmelzer legte mir ein offenes Bekenntniß ab."

Erdfahle Blässe überzog das Antlitz des alten Mannes, seine Kniee bebten, sein fierer Blick war unverwandt auf den Advokaten gerichtet. „Ich erfuhr, daß sein erstes Verbrechen ein Einbruch bei Ihrem Bruder in Amerika gewesen ist, der Zweck dieses Einbruchs geht deutlich aus einem Briefe hervor, welchen Sie an jenen Menschen geschrieben."

„Ich?" stotterte der Rentner. „Ein Brief von mir? Glauben Sie ihm nicht, er hat meine Handschrift gefälscht."

„Wenn dem wirklich so wäre, muß er doch Ihre Handschrift gekannt haben. Die Adresse trägt den Poststempel unserer Stadt und da außer diesem Briefe noch zwei andere Schreiben vorliegen, so dürfte es wohl nicht schwer fallen, die Aechtheit der Handschrift zu konstatiren."

„Kommen wir zur Sache," versetzte Krämer, indem er die nasse Stirne mit seinem seidenen Taschentuche abtrocknete. „Gesetzt, ich gebe zu, diese Briefe geschrieben zu haben, was beweisen sie gegen mich?"

„Dieser hier die Aufforderung zum Diebstahl, jener aber, den der Verbrecher in Havre von Ihnen empfing, legt Ihre Mitschuld an der Ermordung Ihres Bruders klar an den Tag."

„Ich sehe der Anklage ruhig entgegen," erwiederte der Rentner nach einer Pause, in der er mühsam nach Fassung gerungen hatte, „glauben Sie wirklich, mir etwas beweisen zu können, so —"

„Sie wären bereits verhaftet, wenn nicht die Freundschaft zu Ernst Heller mich bewogen hätte, vorher diesen Weg zu versuchen," fuhr der Advokat ernst, mit erhöhter Stimme fort, „es kostet mich nur einen Gang zum Instruktionsrichter, und Sie sitzen in der nächsten Stunde hinter Schloß und Riegel, um dort den Rest Ihres Lebens zu verbringen —"

„Ich versprach jenem Vagabunden 100 Louis-d'ors, wenn er mir das Dokument schaffte, welches mein Bruder damals in Bezug auf sein Vermögen anfertigen ließ," fiel Krämer dem Juristen ins Wort, „für die Mittel, welche jener Mensch anwandte, um seinen Zweck zu erreichen, kann man mich nicht verantwortlich machen."

„Sie reden, wie die Angst des bösen Gewissens es schon eingibt, das Gesetz spricht anders."

„Man kann jedem Dinge eine andere Bedeutung unterschieben," erwiederte Krämer achselzuckend, „es kommt eben nur darauf an, wie man's dreht und wendet. — Sie sagten vorhin, es bedürfe nur einer Anzeige, so würde ich verhaftet. Sie machten diese Anzeige nicht, daraus glaube ich schließen zu dürfen, daß ich Ihr Schweigen erkaufen soll. So ruhig ich auch einer Anklage entgegensehe, will ich mich doch zu diesem Opfer entschließen, weil, weil —"

„Weil Ihr böses Gewissen Ihnen sagt, daß der Prozeß für Sie eine schlimme Wendung nehmen könne. Sparen Sie mir gegenüber die Maske, mich betrügen Sie nicht. Der Amerikaner wird schweigen, wenn Sie Ihre Einwilligung zur Hochzeit Ihrer Tochter mit Ernst Heller geben."

Die Zornader auf der Stirne des Rentners schwoll drohend an. „Also auch Sie sind im Komplott?" rief er heiser, den glühenden, durchbohrenden Blick, in welchem das Feuer unversöhnlichen Hasses loderte, fest auf den Advokaten gerichtet. „Auch Sie wollen den Kuppler spielen? Fürwahr ein hübsches Nebengeschäft für einen Advokaten, dem die Praxis vielleicht kaum das trockene Brod einbringt!"

Anwalt Schacht erhob sich. „Unsere Unterredung ist zu Ende," sagte er gelassen, „auf Beleidigungen antworte ich nicht." Er wandte sich zur Thür, Krämer hielt ihn am Arm zurück. Auf den Ausbruch der Wuth war Erschlaffung gefolgt, der Rentner sah ein, daß er va banque spielte, daß Alles, Ehre, Vermögen und Leben auf der Karte stand, welche der Advokat ausgespielt hatte. „Unter welchen Bedingungen soll die Heirath vollzogen werden?" fragte er.

„Unter welchen? Ich denke, Bedingungen sind hier weder zu fordern, noch einzugehen, die Hochzeit wird innerhalb acht Tagen gefeiert und das junge Paar reist unverzüglich ab."

„Wird der Amerikaner schweigen, wenn ich dieses Opfer bringe?"

„Er wird schweigen bis zur Bestätigung seines Todesurtheils. Bis dahin haben Sie für seine Flucht Sorge zu tragen, gelingt Ihnen das nicht, so —"

„Wird er bekennen?“

„Allerdings!“

Der Rentner ſah lange ſchweigend vor ſich hin. „Welchen Vortheil bietet mir Ihr Vorſchlag?“ nahm er endlich wieder das Wort. „Sie werden ſelbſt einſehen, daß ich nichts durch denſelben gewinne.“

„Sie gewinnen nichts dadurch? Mindeſtens eine Friſt von einem Vierteljahre, welche Ihnen hinreichend Zeit läßt, Europa zu verlaſſen.“

(Fortſetzung folgt.)

Der Geſpenſterſpiegel.

(Fortſetzung.)

Die Sage geht, daß die Aebtiſſin vermittelſt dieſes Spiegels, in deſſen Widerſchein ſie den Ritter von Tiefenthal zuerſt erblickt hatte, denſelben, während die Nonnen in andächtigem Gebet verſunken geweſen, ihre Liebe zu erkennen gegeben und die ſeinige für ſich erweckt habe. Auch ſoll ſie, anſtatt mit der Verehrung der heiligen Reliquien, von denen das Kloſter einen bedeutenden Schatz beſeſſen, ſich zu beſchäftigen, großen Gefallen daran gefunden haben, ihre eigenen verführeriſchen Reize in dem Spiegel zu beſchauen, und dadurch ihrer Eitelkeit ſtets neue Nahrung gegeben haben. Späterhin, nachdem ſie Frau von Tiefenthal geworden, ſoll ſie ſogar den Spiegel auch zur Verführung Anderer benutzt haben, und der hintergangene Gatte, von ihrer Treuloſigkeit in Kenntniß geſetzt, ſie vor demſelben in einem Anfalle von Wuth und Eiferſucht mit eigener Hand erſchlagen haben. Seit dieſer Zeit nun zeigt, wie die Sage geht, der Spiegel bei gewiſſen Gelegenheiten ihr Bild, und ſoll daſſelbe von verſchiedenen Perſonen, welchen jeder Aberglaube fern liegt, auch wirklich geſehen worden ſein. Jedem aber, der das Bild der Nonne geſchaut, hat es ſtets großes Unglück gebracht; einem Gliede der Familie Tiefenthal jedoch iſt es ein untrügliches Zeichen ſeines nahe bevorſtehenden Todes geweſen.

Die Nachkommen unſerer Familie — ſo ſchloß Philipp ſeine Erzählung mit einem liſtigen Geſicht — haben es in der Regel vermieden, in dieſen Spiegel zu blicken, obgleich ſie alle, welches Geſchlechts ſie auch ſein mögen, die Eitelkeit ihrer Urururellermutter mehr oder weniger als Erbtheil beſeſſen haben oder beſitzen. Indeß wird er zum Gebrauche der Gläubigen und der Liebhaber von Geſpenſtergeſchichten ſtets hübſch rein und blank erhalten; auch verleiht es einer alten Familie eine gewiſſe Würde, wenn ſie ſich eines Geſpenſtes oder was ſonſt dahin ſchlägt, zu rühmen hat.

Philipp hatte dieſe Geſchichte ſcheinbar ganz unbefangen und mit einem gewiſſen Ernſte vorgetragen. Mir aber war bei Anhörung derſelben ganz angſt und bange geworden. Die ſtets muntere und lebhafte Braut, der dies nicht entgangen war, lachte recht herzlich über die Bläſſe meines Geſichtes und über die mir nur zu deutlich anzuſehende Furcht vor dieſem eben ſo wunderbaren als abſcheulichen Spiegel, und erklärte das Ganze für eine auf Aberglauben fußende Sage, welche zur Erzöglichkeit der Leichtgläubigen und Furchtſamen erdacht ſei. Um mir den Beweis zu liefern, daß der vermeintliche Geſpenſterſpiegel Niemand Schaden bringen könne, wolle ſie, obgleich ſie eine Tiefenthal ſei, nicht anſtehen, auf der Stelle vor denſelben hinzutreten, da ſie ſich feſt überzeugt halte, daß ſie von der gefürchteten Erſcheinung auch nicht das Geringſte zu ſehen bekommen werde. Schon hatte ſie ſich, unter dem lauten Gelächter der ganzen Geſellſchaft, von ihrem Sitze erhoben, als ihr Bräutigam ſich ihrem Vorhaben alles Ernſtes widerſetzte, indem er, obwohl er den Schein des Scherzes dabei zu bewahren ſuchte, mit einer gewiſſen Heftigkeit zu erkennen gab, wie er es nicht zugeben könne, daß ſeine Ausſichten auf eine glückliche Zukunft, des Bildes eines alten Weibes willen, gefährdet würden. Man brauche ja nur eines von den an der Wand hängenden alten Gemälden anzublicken und man habe ganz dieſelbe Erſcheinung. Julie, über und über roth geworden, beſtand dennoch auf ihrem Entſchluſſe; allein der jetzt wirklich verdrießlich gewordene Bräutigam blieb feſt, und Philipp erklärte kraft des ihm in Abweſenheit des Vaters über die noch unverheirathete Schweſter zuſtehenden Anſehens als älterer Bruder, daß ein junges Mädchen ſchon als Braut gut thue, wenn es dem Willen des zukünftigen Gatten nachzukommen ſich bemühe.

Dieſer Vorfall hatte für's Erſte keine weiteren Folgen. Meine Furcht vor dem verhängnißvollen Spiegel hatte ſich in Neugierde umgewandelt, und gern hätte ich denſelben etwas näher unterſucht, um mich von den demſelben zugeſchriebenen, wenn auch unheilvollen Eigenſchaften zu vergewiſſern. Jedoch wagte ich nur im Vorbeigehen, einen ſchlichternen Blick darauf zu werfen; zu etwas Weiterem aber ließ ich es nicht kommen.

Mittlerweile verbrachten wir die Zeit auf eine höchſt angenehme Weiſe; wir Mädchen arbeiteten friſch darauf los, während die jungen Männer draußen der Jagd und der Fiſcherei oblagen. Auch Juliens Vater ſtellte ſich zeitig mit dem Brautkleide und einer

Menge anderer Kostbarkeiten ein, deren Beschauung uns Alle in Entzücken versetzte. Noch war das prachtvolle, seidene und mit Spitzen reich besetzte Brautkleid in der Kiste geblieben. Jetzt aber wurde es von den Kranzjungfern für unumgänglich nothwendig gefunden, daß die Braut den ganzen Staat vor der Feierlichkeit anzuprobiren habe, theils um zu sehen, wie er sie kleide, theils um, wenn nöthig, etwaige Abänderungen zeitig daran vornehmen zu können. Das Unglück hatte es gewollt, daß sämmtliche Kisten und Kasten in die Gallerie gebracht worden waren, und da wir unsere Ungeduld zu zügeln nicht vermochten, und wir um diese Tageszeit uns vor jeder Störung und Ueberraschung sicher glaubten, — indem die sämmtlichen Herren sich auf der Jagd befanden — so ward Julie überredet, die Umkleidung sofort an Ort und Stelle vorzunehmen. Gesagt, gethan. Juliens Lieblichkeit, Schönheit und Stattlichkeit erschienen in diesem Putze in dem glänzendsten Lichte. Wir Alle waren davon bezaubert, hingerissen und ihres Lobes voll. Sie aber erröthete vor Bescheidenheit und wollte von diesen Lobeserhebungen nichts wissen.

„Du hast Dich noch nicht selbst beschaut!“ rief ich; „komm' mit uns in Dein Zimmer, stelle Dich vor einen Spiegel und Du wirst sehen, daß wir nur die Wahrheit gesagt und unser Lob durchaus kein übertriebenes ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Toilette einer Dame der Vereinigten Staaten und die dafür nothwendigen Ausgaben beschreibt ein New-Yorker Journal, der „Round Table“, folgendermaßen: „Sehen Sie sie aus dem Wagen steigen, das Trottoir der Straße mit ihrer Robe fegen und in das Magazin eines „**Marchand de nouveautés**“ gehen! Können Sie nach dem, was sie an hat, über das urtheilen, was sie kaufen will? Was sie trägt, ist eine einfache Straßen-Toilette, in welcher sie ihre Einkäufe macht, eine Robe von **Moire antique**, malvenfarbig, zu 8 Dollars die Elle, mit Spitzen und Metallknöpfen garnirt, zu 6 Dollars das Paar, und von denen sie nicht weniger als 12 Paar gebraucht. Die Garnitur allein kostet 75 Dollars. Ferner 25 Ellen **Moire** zu 8 Dollars hinzugerechnet, betragen noch 200 Dollars ohne Macherlohn und andere kleine Zuthaten, die ungefähr 30 Dollars betragen. Ihr Mantel von schwarzem Sammt mit einer Unmasse Schmelz und Guipure garnirt, kommt von Paris und kostet, Dank dem jetzigen Tarif, nicht weniger als 500 Dollars. Ihr Hut kommt auch aus Paris, und wenn Sie Spitzen, Federn, Garnitur u. s. w. zusammenrechnen, kostet er wenigstens 50 Dollars, wofür ihn alle Welt noch billig findet. Werfen Sie nun einmal einen Blick auf dieses graziöse Ganze, um die Details zu fassen: Bemerken Sie den Kragen in echten englischen Points, sie hat ihn mit 15 Doll. bezahlt; der ganz mit Spitzen bedeckte Sonnenschirm, den sie so graziös trägt, kostet 25 Dollars, das gestickte Taschentuch in ihrer Hand kostet 40 Doll.; ihre Stiefelchen sind nicht unter 7 Dollars zu haben; ihre Handschuhe kosten jetzt nur 2 Dollars, früher kostete einer so viel, und sie gebraucht in jeder Saison mindestens zwei Dutzend. Sollen wir diesem Verzeichniß noch ihre Ohrringe, ihre Kreuze, ihre Ringe, ihre Uhr, Kette und Berloques hinzufügen? Sollen wir das untere Leinenzeug mitrechnen? Gott behüte uns, wir sehen es nicht, es genügt zu wissen, daß es mit dem, was in die Augen fällt, harmonirt, und somit können wir das letztere ungefähr in Summe auf 1114 Dollars schätzen. (Und der Dollar gilt 2 fl. 12 kr. in Silber!) Wir wiederholen: das Leinenzeug ist noch nicht mitgerechnet, und dabei ist dies nur ein Marktanzug, vielleicht ein wenig theuer, der aber sicher die wirkliche „große Dame“ nicht überraschen wird.

Im Militärhospital zu Bern hat man die Entdeckung gemacht, daß die Krätze durch Einreibung von Petroleum in 1 bis 3 Tagen gründlich geheilt werden kann.

Stör' nicht den Traum der Kinder.

Stör' nicht den Traum der Kinder,
Wenn eine Lust sie herzt;
Ihr Weh schmerzt sie nicht minder,
Als dich das deine schmerzt!

Es trägt wohl mancher Alte,
Deß Herz längst nicht mehr flammt,
Im Antlitz eine Falte,
Die aus der Kindheit stammt.

Leicht welkt die Blum', eh's Abend,
Weil achtlos du verwischt
Den Tropfen Thau, der labend
Am Morgen sie erfrischt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 56. Dienstag, 9. Mai 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

„In acht Tagen die Anstalten zur Hochzeit zu treffen, ist unmöglich," hob der Rentner nach kurzem Nachdenken an.

„Dafür lassen Sie mich sorgen. Sie verloben die beiden Kinder im Beisein einiger Zeugen und ich ermögliche es, daß die Trauung innerhalb acht Tagen stattfinden kann. Also kurz und bündig, ja oder nein?"

Der Rentner kämpfte einen Augenblick mit seinem Entschlusse, dann schlug er in die dargebotene Rechte des Advokaten ein. „Sie sehen, ich habe mich Ihrem Willen gefügt, weil ich für besser halte, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen, jetzt aber bitte ich Sie, mich für heute in Ruhe zu lassen. Warten wir mit der Verlobung bis morgen oder übermorgen, so große Eile hat's ja noch nicht. Ich bin zu aufgeregt heute," fuhr er fort, als er das Mißtrauen des Juristen bemerkte, „deßhalb bitte ich Sie nochmals, warten Sie bis morgen."

Der Advokat sah dem alten Manne scharf und fest ins Auge. „Es sei," erwiederte er, „ich will Ihnen vertrauen und hoffe, daß Sie mich nicht zwingen werden, hinter Ihnen den Telegraphen spielen zu lassen." Er ging hinaus und geraden Weges zur Wohnung der Wittwe Heller, in welcher er Ernst, dessen Mutter und Helldan antraf. Er wußte, daß Helldan mit Ernst im Bunde war und konnte daher im Beisein desselben die Verabredung, welche er mit Krämer getroffen hatte, mittheilen. Ernst war überrascht, er grübelte indeß nicht lange darüber nach, durch welches Mittel sein Freund diese Zusage erhalten hatte, sondern gab sich ungetheilt der Freude hin, die sein Herz bei dem Gedanken an diese nahe bevorstehende Verbindung mit Mathilde erfüllte.

11. Kapitel.

Schon im ersten Verhöre legte der Verbrecher ein offenes Geständniß ab, ohne indeß seines Mitschuldigen Erwähnung zu thun, er vertraute auf die Zusage des Advokaten und wollte den Weg zur Rettung sich offen halten. Zwar hatte er sich vorgenommen, sein Geständniß so lange wie möglich hinauszuschieben, Anfangs beharrlich zu läugnen und erst später theilweise Zugeständnisse zu machen, um die Gerichtsverhandlung zu verzögern, aber nach einigem Nachdenken verwarf er diesen Plan wieder.

Je länger er den Schluß des Prozesses hinausschob, desto länger mußte er im Gefängnisse verweilen, im anderen Falle aber war der Rentner genöthigt, die Vorbereitungen zur Flucht rasch zu treffen. Theilweise aus diesem Grunde, theilweise auch durch die Kreuzfragen des Untersuchungsrichters in die Enge getrieben, gestand Schmelzer sein Verbrechen ein. Er hätte die Ermordung Krämer's verschweigen können, weil der Richter nicht im Entferntesten ahnte, daß der Thäter dieses Verbrechens vor ihm stand, indeß der Amerikaner besaß ganz das Naturell eines Raubmörders von Profession, er war stolz auf die Reihe von Verbrechen, welche er herzählen konnte.

In Folge dieses Verhörs ward der Ackerer Konrad Schulz aus dem Gefängnisse entlassen und Tags darauf brachte die Zeitung eine Ehrenerklärung, welche ihn zwar von jeder Schuld freisprach, ihn aber für die Haft nicht entschädigte. Der Advokat hatte kaum die Freilassung des Ackerers vernommen, als er auch sofort zu diesem eilte, noch bevor derselbe die Nachricht erhielt. Er theilte ihm seine Unterredung mit Krämer mit und bat ihn, seinem Pflegesohne das Geheimniß nicht zu entdecken. In Bezug auf das Dokument beruhigte er ihn, indem er ihm die Gewißheit gab, daß dasselbe sich wieder im Besitz des rechtmäßigen Eigenthümers befinde.

Schulz eilte, sobald der Schließer ihm die Thür öffnete, in sein Dorf, um den letzten Kuß auf die

bleichen Lippen seines todten Weibes zu drücken und ihre irdische Hülle unter den Rasen zu betten. Die lange Haft in der einsamen, düsteren Zelle hatte seinen sonst so frischen, heiteren Sinn umdüstert, sie hatte ihn mit Bitterkeit erfüllt gegen das Gesetz und dessen Diener, gegen die ganze Menschheit, die ein Recht zu haben glaubt, über Jeden ihr hartes Urtheil zu fällen, hinter welchem die Pforte des Gefängnisses sich schließt.

Die Vögel sangen und zwitscherten, die Blumen blühten und ihr Duft würzte die laue Luft, die heimkehrenden Schnitter jauchzten und tanzten, in das Herz des Ackerers wollte die Freude nicht wieder einziehen, kein Sonnenstrahl vermochte mehr diese Nacht zu erhellen, welche über die welken Lebensblüthen ihren dunklen Mantel breitete.

Gottfried verstand den Vater, in das Herz des Kindes schüttete der alte Mann die ganze Bitterkeit, welche ihn erfüllte, und der himmlische Frieden, der das Antlitz der todten Gattin verklärte, gab auch seiner Seele den Frieden zurück. Wenn das Leben dem Tode ins Auge schaut, fühlt es sich heimisch angeweht, ein Geheimniß, in das es nicht zu dringen vermag, sieht es vor sich liegen, es fühlt, daß nach diesem Leben dem Geiste ein anderes neues Reich erschlossen wird, daß es ein Jenseits gibt, in welchem es einst alle seine verlorenen Lieben wieder findet.

Nie ist der Tod ein Schreckbild, wenn seine Hand eines unserer Lieben berührt hat, der himmlische Frieden, den er, nur uns verständlich, auch den theuren, geliebten Zügen hinterlassen hat, sagt uns besser, als kalte Trostesworte es vermögen, daß es ein Wiedersehen gibt.

Schulz saß bei der Leiche, bis sie eingesargt und der Sarg geschlossen wurde, dann erhob er sich, um hinaus auf den Friedhof zu wandern und die Stätte aufzusuchen, wo die treue Gefährtin seines Lebens ruhen sollte. Kein Wort des Kummers kam über seine Lippen, auch Gottfried schwieg, sie hatten Beide zu viel verloren, um die Größe ihres Verlustes in Worten fassen zu können.

Als der Ackerer vom Friedhofe zurückkehrte, schloß er sich in sein Schlafzimmer ein, Niemand erfuhr, was er dort that. Als er nach Ablauf einer Stunde heraustrat, war sein Gang so aufrecht, sein Blick so sicher und seine Stimme so fest wie vor Jahren, er sah die Bücher nach, ordnete das Nöthigste für die bevorstehende Ernte an und durchwanderte Haus und Stallung, überall nach dem Rechten sehend.

Am Abend dieses Tages trat der Anwalt Schacht in das Wohnzimmer des Ackerers. Schulz war erstaunt, den Juristen in seinem Hause zu sehen. „Können Sie für den Sohn Ihres Herrn eine weite Reise unternehmen?“ fragte der Anwalt, nachdem er sich gesetzt hatte.

„Wenn sie nöthig ist und kein Besserer dazu gefunden werden kann, so bin ich bereit,“ entgegnete der Ackerer ruhig. „Zwar befinden wir uns jetzt in der Ernte und es wäre mir lieb, wenn die Reise bis zum Herbst aufgeschoben werden könnte.“

„Sie müßten längstens innerhalb drei Tagen aufbrechen,“ fiel der Anwalt ihm ins Wort, „und sich auf eine Abwesenheit von mindestens drei Monaten vorbereiten. Hören Sie mich an. Ihr Herr hat in Amerika gewohnt und dort, wie ich durch den Mörder erfuhr, ein sehr einträgliches Häutegeschäft betrieben. Man hielt ihn für reich, für sehr reich sogar, und ich vermuthe, daß er sein Vermögen in Amerika zurückließ und die Absicht hegte, wieder dorthin zurückzukehren, sobald er hier Alles geordnet hatte.“

Der Ackerer nickte, ihm leuchtete diese Ansicht vollkommen ein.

„Nun behauptet der Mörder, daß er in den Taschen seines Opfers keinerlei Werthpapiere, sondern nur eine Börse mit Gold gefüllt, einen Paß und verschiedene Briefe von Ihnen gefunden habe. Das macht die Richtigkeit meiner Vermuthung noch wahrscheinlicher. Um jedoch zu wissen, wie groß dieses Vermögen ist und überhaupt, um dieses Vermögen dem Sohne des Ermordeten zu sichern, muß Jemand nach Amerika reisen und dazu habe ich Sie ausersehen. Einen Paß und Geld habe ich mitgebracht, die nöthige Vollmacht sende ich Ihnen gleich nach der Hochzeit der jungen Leute nach. Angenommen, daß diese innerhalb der nächsten 14 Tage stattfindet, so würden Sie bis dahin Zeit genug haben, sich nach den Verhältnissen Ihres Herrn näher zu erkundigen. Ein Empfehlungsschreiben an unseren Konsul finden Sie bei Ihrem Passe, er wird Sie nach Kräften unterstützen.“

„Wann muß ich abreisen?“ fragte der Ackerer.

„Spätestens übermorgen.“

„Wäre es nicht besser, wenn ich die Vollmacht schon jetzt mitnähme?“

„Allerdings, aber ich kann sie Ihnen nicht eher schaffen, bis ich Ernst in das Geheimniß, welches ihn betrifft, eingeweiht habe, und dies darf ich vor der Hochzeit nicht thun.“

„Wohlan, ich bin entschlossen, Gottfried wird während meiner Abwesenheit hier schon nach dem Rechten sehen.“

„Für die Dauer Ihrer Abwesenheit erhalten Sie angemessene Entschädigung,“ fiel der Advokat ihm ins Wort. „Verstehen Sie mich recht, nicht als Belohnung, sondern nur als Entschädigung dafür,

daß Ihre Arbeitskraft für diese Zeit dem Gute entzogen wird; Sie selbst mögen die Höhe derselben bestimmen.“

„So ist's recht,“ versetzte Schulz, „Gottfried mag einen Arbeiter mehr in Dienst nehmen und nachher berechnen, was dieser an Lohn bezogen hat, ein Weiteres verlange ich nicht.“

„Sie werden also reisen?“

„Ja, ich werde reisen.“

Der Advokat übergab dem Landmann eine Brieftasche. „Sie finden in diesem Portefeuille außer den nöthigen Papieren 300 Thaler in Banknoten, reisen Sie mit Gott und schreiben Sie mir unverzüglich, sobald Sie etwas Gewisses erfahren haben. Sollten Sie innerhalb 14 Tagen nach Ihrer Ankunft in New-York die Vollmacht nicht erhalten, so werde ich Ihnen das Nähere sobald wie möglich unter der Adresse des Konsuls mittheilen.“ Die beiden Biedermänner drückten einander die Hände und schieden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gespensterspiegel.

(Fortsetzung.)

„In diesem Anzuge über den Gang in mein Zimmer gehen, liebe Dorothea, das mag ich nicht,“ versetzte Julie, „denn wenn ich gesehen würde, hieße es, ich suchte eine Gelegenheit, meine Eitelkeit zur Schau zu tragen. Auch ist es nicht anzunehmen, daß die Männer in diesem Sturm und Regen noch draußen sind. Aber wißt ihr was, Mädchen, ich will mich in dem Spiegel meiner Ururgroßmutter betrachten, und gewiß wird sie die Bosheit nicht haben, sich mir in meinem Brautputze gegenüber zu stellen.“

Hiergegen machte ich jedoch einige ernste Vorstellungen; ja ich versuchte sie mit sanfter Gewalt davon zurück zu halten, allein sie entwand sich meinen Händen, und ich, befürchtend, ihren kostbaren Anzug zu beschädigen, ließ sie los, verfolgte sie indeß mit den Augen. Eine namenlose Angst hatte mich ergriffen. Noch jetzt ist es mir, als sähe ich ihre anmuthige Gestalt, denn all ihren Bewegungen war der Stempel der Grazie aufgedrückt, dahin gleiten. Ich sah, wie sie mit wohlgefälliger Selbstzufriedenheit ihr Bild auf der glatten Fläche des Spiegels betrachtete; wie sie verschiedene Stellungen davor einnahm, hörte ihre Ausrufe der Freude über die von ihrem Vater ihr mit großer Freigebigkeit dargebrachten Geschenke an Juwelen, und wie sie uns fragte, welche Juwelen, ob die des Vaters oder des Bräutigams sie an dem Hochzeitstage anzulegen habe. Mitten in diesem Geschwätz hielt sie plötzlich inne, ein lauter, uns Allen durch Mark und Bein dringender Schrei entfuhr ihren Lippen, und als ob eine unsichtbare Hand ihr einen tüchtigen Schlag versetzt habe, sank sie, den Kopf gegen den Spiegel stoßend, bewußtlos nieder. Versteinert standen wir da, nicht wissend, was zu thun, wie sie auf das Schnellste ins Leben zurückzurufen. Glücklicherweise hatte der so eben ins Haus tretende Bräutigam den Schrei gehört, und ganz außer sich kam er herbeigestürzt. Er sprang auf Julie zu; ich ihm nach, und mit vereinter Anstrengung hoben wir ihre anscheinend leblose Gestalt vom Boden wieder auf. Doch so sehr sich meine Gedanken auch mit Julie beschäftigten, konnte ich nicht umhin, als ob eine Zaubermacht mich dazu angetrieben, in den Spiegel zu schauen. Von irgend einer Erscheinung oder einem Bilde in demselben entdeckte ich auch nicht die geringste Spur. Die Oberfläche war so glatt und blank wie je; indeß kam es mir doch so vor, als ob mein Blick sich verdunkelte, weßhalb ich mich mit Abscheu davon abwandte.

Julie, noch immer im Zustande der völligsten Bewußtlosigkeit, ward in ihr Zimmer getragen und alles Mögliche angewandt, um sie wieder zu sich zu bringen. Lange lag sie bleich und regungslos, das Bild des Todes auf ihrem Bette. Ihre Eltern, ihr Bräutigam, ihr Bruder, wir Alle sahen dem Ausgange dieser Krise mit schwerem Herzen entgegen. Endlich öffnete sie die Augen. Aber gegen Alles was geschah, war und blieb sie unempfindlich; auch schien ihr die Sprache vergangen zu sein, da sie auf die an sie gestellten Fragen die Antwort schuldig blieb. Jetzt kamen noch Krämpfe und Zuckungen hinzu. Auf der Stelle ward ein Bote nach dem nächsten Arzte abgesandt, und während der Zeit, daß wir seiner warteten, ertheilten wir Mädchen dem Bräutigam über das Vorgefallene den nöthigen Aufschluß.

Die Männer schrieben die über Julie gekommene furchtbare Umwandlung der Wirkung ihrer in letzter Zeit etwas mehr als gewöhnlich aufgeregten Einbildungskraft zu, welche aller Wahrscheinlichkeit nach mit der Geschichte der oft erwähnten Aebtissin von Tiefenthal, die sie noch kürzlich hatte erzählen hören, sich mehr oder weniger beschäftigt haben würde. Jedoch wollte oder konnte der Bräutigam diesen Gründen kein Gehör geben, vielmehr gab er durch sein Benehmen nur zu deutlich zu erkennen, wie er sich überzeugt hatte, daß seine Geliebte inmitten ihrer schönsten Jugendjahre dem Tode bereits verfallen sei.

Der Ausspruch des herbeigeeilten Arztes ging dahin, daß die Kranke an einer Hirnerschütterung leide, und daß vor allen Dingen, wozu er sofort schritt, ein Aderlaß erforderlich sei. Der in dem einen der Arme geschlagenen Ader entquollen indeß nur einige wenige Blutstropfen. Es mußte daher eine andere und zwar am Kopfe, in einer der Schläfen, geöffnet werden. Mitten in dieser Operation erschlossen sich Juliens Augen; aber ach, der Blick derselben zeugte von Irrsinn; furchtsam sah sie im Zimmer umher, und mit einem ihren ganzen Körper durchzuckenden Schauder zogen sich ihre Augenlider wieder zusammen. Jetzt erklärte der Arzt, daß er topische Mittel anzuwenden habe und demgemäß, so leid es ihm auch thue, ihr ganzes schönes und volles Haar unter der Scheere fallen müsse. Philipp wollte von einer solchen Verunzierung seiner Schwester nichts wissen; der Bräutigam ergriff aber gelassen die ihm zunächst liegende Scheere, und mit eigenen Händen, obgleich es ihm anzusehen war, daß ihm das Herz darunter blutete, schnitt er Locke für Locke ab. Ich, die ihn im Laufe unserer zwar kurzen Bekanntschaft schon zu schätzen und achten gelernt, erkannte jetzt in ihm einen Helden. Und in der That war es eine heldenmüthige Handlung, die fast bis zur Abgötterei geliebte Braut einer ihrer schönsten Zierden zu berauben, ihr einen Verlust zuzufügen, der sich, sofern ihr das Leben erhalten bleiben sollte, vielleicht als ein unersetzlicher ausweisen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Bei dem immer allgemeiner werdenden Gebrauche der Petroleumlampen kann es nicht fehlen, daß die Unglücksfälle, welche durch sene veranlaßt werden, sich in trauriger Weise vervielfältigen. Was man bei Benutzung dieser Lampen zu beachten hat, dies scheint leider entweder nicht genug bekannt oder wird zu wenig befolgt. Deßhalb werden nachstehende Vorsichtsmaßregeln, die von einem Sachverständigen herrühren, dringend anzuempfehlen sein. Vor Allem brenne man nur gutes Petroleum, welches man daran erkennt, daß es vollkommen wasserhell ist und einen nur ganz schwachen Geruch besitzen darf. Ferner muß es folgende Probe bestehen: Man gieße etwas Petroleum in eine Untertasse (natürlich darf das Oel nur die gewöhnliche Lufttwärme besitzen) und versuche es mit einem brennenden Fidibus zu entzünden, gelingt dieses, so ist das Oel gut. Dann aber bediene man sich nur guter Lampen, die nicht etwa der leidigen Eleganz zu liebe leicht zerbrechlich sind. Der Docht muß vollständig den Zugang zum Oelbehälter ausfüllen; ist der Docht zu schmal, so bildet sich ein offener Kanal von außen bis zum Petroleum, durch diesen dringt äußere Luft ein und mischt sich dort mit den Petroleumdämpfen; denn von dem Petroleum verflüchtigt sich stets Etwas, namentlich im warmen Zimmer, und in Folge dessen sammelt sich sehr leicht und stets gasförmiges Petroleum im Oelbehälter. Ein solches Gemenge von Gas und Petroleumgas explodirt äußerst leicht; so bedarf es nur des Zurückschlagens der Flamme, z. B. durch irgend eine rasche Bewegung der Lampe, namentlich wenn sie in die Höhe gehoben wird oder beim Ausblasen, und die Explosion erfolgt. Um ein solches Unglück zu verhüten, ist außer einem genügend breiten Dochte auch anzurathen, die Oelbehälter stets vor der jedesmaligen Benutzung der Lampe vollständig zu füllen. Ferner ist ein Auslöschen der Lampe vermittelst des Herunterschraubens des Dochtes zu vermeiden und stets die Lampe auszublasen, denn beim Herunterschrauben kommt der heiße, ja vielleicht gar noch etwas glimmende Docht in zu nahe und zu gefährliche Berührung mit den vorhandenen Petroleumdämpfen. Dagegen ist das Ausblasen, wenn eben ein Hineinschlagen der Flamme in den Oelbehälter in Folge eines starken Dochtes ꝛc. dabei nicht mehr stattfinden kann, ganz ungefährlich und weit vorzuziehen.

Mannigfaltiges.

(Wie die Bergknappen in Norwegen bezahlt werden.) Nach vollbrachter Arbeit geht der Arbeiter zum Aufseher, welcher das Guthaben berechnet und den Betrag desselben dem Arbeiter mit Kreide auf den Rücken seiner Jacke schreibt; dann geht der Mann zum Zahlmeister, welcher ihn herumdreht, ihm die Summe ausbezahlt und die Kreideaufzeichnung wieder auswischt. Beim ganzen Geschäfte wird weder etwas gesprochen noch geschrieben.

Räthsel.

Die Ersten frißt das liebe Vieh,
Doch auch die Schneider brauchen sie,
Die Dritte — werdet nur nicht bange,
Gleicht an Gestalt der bösen Schlange.
Ins Ganze steckt Mancher fremde Augen,
Wenn die eigenen nicht mehr zum Sehen taugen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 57. Freitag, 12. Mai 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen ging der Advokat in Begleitung seines Freundes in die Wohnung des Rentners, um von diesem die Erfüllung seines Versprechens zu fordern. Krämer empfing den Juristen mit zuvorkommender Freundlichkeit, dem Anwalt schien es, als wolle der Rentner ihn durch diese Liebenswürdigkeit und Höflichkeit bestechen, er war doppelt auf seiner Hut. Grell kontrastirte diese Freundlichkeit mit dem Benehmen des reichen Mannes gegen Ernst. Er behandelte diesen mit herablassendem Stolze, mit einer wegwerfenden Geringschätzung, welche den jungen Mann verletzen und empören mußte. „Sie haben nur der Fürsprache des Herrn Advokaten es zu verdanken, daß ich Ihnen die Hand meiner Tochter gebe," wandte er sich zu Ernst, nachdem die Verhandlung durch den Anwalt eingeleitet war. „Weder Ihre persönlichen Vorzüge, noch Ihre Vermögensverhältnisse würden mich zu dieser Einwilligung bestimmt haben. Sie bleiben nach wie vor mein Schuldner, denn Mathilde bringt Ihnen keine Mitgift mit."

Der junge Mann biß sich auf die Lippen, eine solche Sprache hatte er nicht erwartet, wenn er auch wußte, daß Krämer zur Einwilligung in diese Heirath gezwungen worden war. Er wollte heftig auffahren, der Blick des Freundes beruhigte ihn.

„Das Alles wird sich später finden," nahm Advokat Schacht das Wort, „ich hoffe, wenn Sie Ihren Schwiegersohn einmal näher kennen lernen —"

„Ich wechsele mit meinen Ansichten und Entschlüssen nicht wie mit abgetragenen Kleidern," fiel der Rentner ihm scharf ins Wort, „kümmern wir uns überhaupt nicht um die Zukunft, wir haben es vorläufig noch mit der Gegenwart zu thun." Er erhob sich, öffnete die Thür des Nebenzimmers und bat Mathilde, einzutreten. Das Mädchen war durch den Vater auf die Verlobung vorbereitet, es konnte sich die rasche Sinnesänderung desselben nicht erklären und ahnte, daß ein Dritter, vielleicht der Freund ihres Geliebten, diese bewerkstelligt hatte.

Die beiden jungen Leute fragten und grübelten nicht, wodurch der Anwalt auf den unbeugsamen Willen des Rentners so plötzlich eingewirkt hatte, sie liebten sich, das Ziel ihrer Wünsche war erreicht, was bedurften sie mehr zu ihrer Glückseligkeit! Gegenüber der abstoßenden Kälte des alten Mannes wagten sie es nicht, sich ganz ihrer Freude hinzugeben, vor dem lauernden, stechenden Blick Krämer's verschlossen die Herzen sich, wie das Auge der Taube vor dem giftigen Blick der Schlange.

„Macht es kurz," sagte der Rentner, als die Hände und Lippen der jungen Leute einander begegneten, „ich liebe dergleichen sentimentale Scenen nicht." Der Verlobungsakt ward unterschrieben, der Advokat steckte ihn in die Tasche. „Das nöthige Aufgebot werde ich heute noch besorgen," nahm der Letztere das Wort, „wenn die jungen Leute nichts dagegen einzuwenden finden, kann heute über acht Tage die Hochzeit gefeiert werden."

Der Rentner würdigte weder seine Kinder, noch den Sprechenden eines Blicks, er stand am Fenster und sah, in seine Gedanken verloren, hinaus auf die Straße. „Meinetwegen!" versetzte er endlich, indem er sich umwandte, „da der Herr Anwalt nun doch einmal die Leitung in die Hand genommen hat, mag er auch die Vorbereitungen zur Hochzeit besorgen, ich kümmere mich nicht weiter darum, auch werde ich schwerlich bei dieser Feier zugegen sein."

Mathilde erschrack, sie begriff, daß eine ihr unerklärliche Gewalt den Vater gezwungen hatte, sein Jawort zu geben.

„Nach Belieben," fuhr der Anwalt gelassen fort, „da ich indeß nach der Hochzeit Ihnen wichtige Eröffnungen zu machen habe, so wäre mir Ihre Anwesenheit bei der Feier sehr erwünscht."

„Eröffnungen?“ fragte Krämer erstaunt und bestürzt zugleich, „welcher Art könnten denn diese sein?“

„Vielleicht sehr erfreulicher Natur, doch entschuldigen Sie, bis zu jenem Augenblick muß ich schweigen.“ Er nahm seinen Hut und verabschiedete sich.

Ernst, der keine Lust fühlte, länger in der Gesellschaft des alten Mannes zu bleiben, begleitete ihn. „Ich bitte Dich, löse mir das Räthsel; durch welche Macht ist es Dir gelungen, den Rentner so geschmeidig zu machen?“ fragte er den Freund, als sie den Gasthof verlassen hatten.

„Dieselbe Antwort, welche ich Dir gestern auf diese Frage gab, gebe ich Dir auch heute wieder,“ erwiederte der Anwalt. „Frage mich nicht darnach, vielleicht sage ich's Dir, vielleicht auch nicht, nimm das Gute, welches der Augenblick Dir bietet, und denke, es sei Dir vom Glück bescheert.“

„Und doch kann ich mich immer noch nicht so recht freuen, mir ist, als sei dieses Glück erschlichen, durch unredliche Mittel erworben, und dann bangt mir stets, es könne plötzlich so rasch wieder schwinden, wie ich's erworben habe.“

„Einbildung!“ erwiederte der Advokat achselzuckend. „Die Kälte, der Trotz des Rentners beengen Dich, Du fühlst, daß ich ihn gezwungen habe, seine Einwilligung zu geben und Dir bangt, er könne den Zwang abschütteln und sein Wort zurücknehmen. Aber sei unbesorgt, die Kette, an der ich ihn halte, reißt nicht, er mag an ihr zerren, so viel er will. — Und nun noch Eins!“ fuhr er nach einer Pause fort. „Triff Deine Anstalten, daß Du gleich nach der Hochzeit für immer von hier abreisen kannst.“

„Für immer?“ fragte Ernst erstaunt. „Wohin soll ich reisen und überhaupt, weßhalb soll ich diese Stadt verlassen?“

„Du wirst vielleicht später meine Gründe kennen lernen. Denke Dir, Du wandertest durch einen dunklen Wald und ein guter Freund geleite Dich, um Dir den Weg zu zeigen. So blindlings, wie Du Dich jenem anvertrauen müßtest, so vertrauensvoll folge auch mir, sei versichert, daß ich Dich nicht auf Irrwege führe.“

„Das Alles ist mir so dunkel, so unerklärlich —“

„Ich weiß es, eben deßhalb bin ich ja da, um Dich durch dieses Labyrinth zu führen.“

Ernst ging schweigend, in Gedanken versunken, neben dem Freunde. „Wohin willst Du, daß ich wandern soll?“ fragte er nach einer Weile.

„Mir gleichviel, suche Dir im Süden Deutschlands eine Stadt aus, und wenn Du mit Deiner jungen Frau hinkommst, wirst Du nicht nur ein hübsches Häuschen, sondern auch noch 10—15,000 Thaler an baarem Gelde vorfinden, damit magst Du ein Geschäft begründen.“

Ernst blieb stehen und sah dem Freunde schweigend ins Antlitz. „Du scherzest mit mir, woher sollten Haus und Kapital kommen?“

„Keineswegs,“ fuhr der Advokat lächelnd fort, „ich sagte Dir ja, Du wandertest in einem dunklen Walde und sähest nicht, wohin Dein Weg Dich führt, folge nur in Allem meiner Weisung und vertraue auf mich.“

„Unter solchen Bedingungen könnte ich mir die Auswanderung gefallen lassen,“ erwiederte der junge Mann, „aber Du wirst erlauben, daß ich vorher mit meiner Mutter darüber berathe. Heute Abend sollst Du meinen Entschluß erfahren.“ Er drückte dem Freunde die Hand und ging nach Hause, um der Mutter den Vorschlag des Advokaten zu berichten und ihre Meinung darüber einzuholen. Aber wie erstaunte er, als die alte Frau ihm lächelnd rieth, auf jenen Vorschlag einzugehen und hinzufügte, sie wisse, daß der Anwalt Wort halten könne und werde.

Der Anwalt war kaum in seinem Kabinet angekommen, als er einen seiner Schreiber zu Helldau schickte, mit welchem er unverzüglich zu reden wünschte. Als der Buchhalter kam, fand er den Juristen im Sinnen versunken. „Sie wissen, wie unsere Angelegenheit mit Krämer steht,“ hob der Letztere an, nachdem Helldau Platz genommen hatte, „in acht Tagen soll die Hochzeit gefeiert werden, aber ehrlich gestanden, mir ist noch immer nicht so ganz wohl dabei. Krämer ist ein schlauer, listiger Fuchs, die Bereitwilligkeit, mit der er heute Morgen den Verlobungsakt unterzeichnete, gefällt mir nicht, ich glaube, sie für eine Maske halten zu müssen, hinter der er schlimme Absichten verbirgt.“ Der Buchhalter nickte schweigend. „Ich bin zum Aeußersten entschlossen.“ fuhr der Anwalt fort, indem er sich erhob, „läßt der Rentner sich einfallen, nebst seiner Tochter und seiner Chatouille zu fliehen, bevor die Hochzeit stattgefunden hat, so verfolgt der Telegraph den Verbrecher, und keine Rücksicht kann mich dann bestimmen, ihn zu schonen.“

„Ja, ja, er ist schlau, schlau und verwegen,“ erwiederte der Buchhalter leise, „ich habe das schon oft erfahren.“

„Deßhalb muß man ihn beobachten, hören Sie, scharf beobachten. Was Sie in dieser Angelegenheit thun, thun Sie in Ihrem eigenen Interesse.“

Helldau erklärte sich zu Allem bereit.

„Noch Eins,“ fuhr der Advokat fort, indem er einen Akt von seinem Schreibtisch nahm. „Hier ist das Dokument, welches Sie dem Rentner entrissen, im nächsten Jahre wird Ernst mündig, er kann

alsdann über das ihm in diesem Akt gesicherte Vermögen von ungefähr 36,000 Thaler verfügen. Ich werde sorgen, daß dieses Vermögen sicher gestellt wird, glauben Sie, daß ein Kapitalist auf diesen Akt 20,000 Thaler vorstrecken wird?"

„Ich kenne mehrere, die zu 6 Prozent das Geschäft gerne machen würden."

„Wohlan, so suchen Sie die Summe zu erhalten; sobald Ernst sich entschlossen hat, in welcher Stadt er wohnen will, kaufe ich dort ein hübsches Häuschen für ihn und stelle den Rest des Geldes zu freier Verfügung, unter der Bedingung, daß er Sie als ersten Buchhalter engagirt."

„Keine Bedingung," bat Helldau, sichtlich erfreut, „er wird freiwillig mir das Engagement anbieten, wenn Sie die Güte haben wollen, ihn auf mich aufmerksam zu machen." Er ging unverzüglich zu einem reichen Pfandleiher, den er persönlich kannte und es gelang ihm, diesen für das Geschäft zu gewinnen.

Der Advokat schrieb im Namen seines Freundes die Quittung und deponirte das Dokument bei einem Bankhause. Die Vollmacht, deren er bedurfte, um in dieser Angelegenheit eigenmächtig handeln zu können, hatte Ernst, ohne zu wissen, warum es sich handle, unterschrieben und bei dieser Gelegenheit den Namen des Städtchens genannt, in welchem er seinen Wohnsitz zu nehmen beschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gespensterspiegel.

(Fortsetzung.)

Nach und nach kehrte Julien das Bewußtsein wieder, und die Hoffnung auf ihre Wiederherstellung begann unsere Herzen mit Freuden zu erfüllen. Doch war ihr eine furchtbare Schwäche geblieben; kaum daß sie sich in hörbaren Tönen verständlich machen konnte. Auch ihren Verlobten erkannte sie wieder, späterhin auch mich, aber mit einem Schauder; Beweis, daß bei meinem Anblicke sich ihr irgend eine schreckhafte Erinnerung aufgedrängt haben mußte. Indeß waren wir doch herzlich froh, hieran zu erkennen, daß ihr der Verstand und die Geisteskräfte geblieben waren. Uebrigens hatten wir uns darüber verständigt, auf die Veranlassung ihrer Krankheit auch nicht die geringste Anspielung zu machen, da wir vermeinten, daß sie auf diese Weise den so beklagenswerthen Vorfall am leichtesten vergessen würde. Leider erwies sich diese Vorsichtsmaßregel als eine vergebliche, denn sobald sie wieder im Stande war, sich verständlich auszudrücken, bat sie uns auf die rührendste Weise, daß wir uns ihren Zustand nicht zu sehr zu Herzen nehmen möchten, vielmehr hätten wir uns auf ihren Tod vorzubereiten; derselbe sei unvermeidlich, sie habe die Aebtissin im Spiegel erblickt und binnen kurzer Zeit müsse sie in das ihrer bereits wartende Grab hinabsteigen.

Auf den von uns Allen gebilligten Rath des Arztes wurde es jetzt für das Angemessenste gehalten, uns ganz unbefangen mit ihr über diese vermeintlich übernatürliche Erscheinung zu unterhalten. Ihre Ueberzeugung von dem ihrer wartenden Schicksale konnte nur durch die klarsten und einleuchtendsten Vernunftgründe bekämpft werden, weßhalb wir ihr unsern Unglauben an das von ihr Gesehene auf jede Weise, durch Scherz und Ernst, zu erkennen gaben. Indeß muß ich gestehen, daß, während ich es mir nach besten Kräften angelegen sein ließ, ihr darzuthun, daß ihre aufgeregte Phantasie nur ein Trugbild hervorgerufen habe, ich mich selbst von einem mich beschlichenen Aberglauben nicht befreien konnte, da ich innerlich mich fest überzeugt hielt, daß sie die Erscheinung in Wirklichkeit gesehen haben müsse. Dafür schienen mir nämlich mehrere Gründe zu sprechen. Erstens war an Julie noch nie ein Zeichen von Aberglauben bemerkt worden, und zweitens, wenngleich ein sehr kluges und verständiges Mädchen, ihr doch jene lebhafte und schaffende Phantasie entging, welche zur Hervorbringung eines solchen Gebildes unumgänglich erforderlich ist, und zwar eines, das sich ihr nur einen kurzen Augenblick dargestellt hatte, von dem sie uns aber nichts desto weniger eine sehr genaue und umständliche Beschreibung machte. Zudem stimmte dieselbe mit der von der Tradition aufbewahrten vollkommen überein. Hätte sie aber den Glauben an die Erscheinung der Aebtissin getheilt, würde sie sich dann wohl so unbefangen, lachenden Gesichts und leichten Schritts dem Gespensterspiegel genähert haben? Es war also nicht anzunehmen, daß sie in so wenigen Sekunden die Gestalt des Gespenstes sich in ihrem eigenen Geiste erschaffen haben konnte. Juliens eigene Worte habe ich bereits vergessen, doch erinnere ich mich, wie sie das Gesicht der Frau als ein solches schilderte, in welchem sich eine himmlische Sohnheit mit einer teuflischen Bosheit mischte, auf welchem jede niedrige und gehässige Leidenschaft deutliche Spuren zurückgelassen hatte, dabei aber mit dem Ausdrucke der unsäglichsten Leiden, der fürchterlichsten Verzweiflung und Gewissensbissen, und habe die Urahnin sie, einen Nachkömmling ihres Mörders, mit einem solchen Blicke angeschaut, als ob sie ihren Haß auch auf

sie ausgedehnt und sie dadurch habe zerschmettern wollen. Die Aebtissin habe statt des klösterlichen, einen weißen, mit Juwelen und köstlichen Spitzen überladenen Anzug angehabt, und auf ihrer entblößten Brust habe sich eine breite, klaffende Wunde befunden. Sie habe mit erhobener Hand und mit einem bedeutungsvollen Blick auf die Erde ihr zu dreien Malen gewinkt; ein untrügliches Zeichen, daß die ehemalige Nonne sie bei sich, in ihrem Grabe, erwarte.

Philipp versuchte seiner Schwester das von ihr angeblich Gesehene als etwas ganz Natürliches auszulegen. Ihr eigenes weißes Kleid und ihr Juwelenschmuck, beides von dem Spiegel in eben nicht deutlichen Umrissen wiedergegeben, hätte sie die Nonne in dem traditionellen weißen Anzuge erblicken lassen; aller Wahrscheinlichkeit nach aber wäre ihr verwirrter Blick auf das neben dem Spiegel hängende Bild einer schönen, in allerthümlichem Kostüm dargestellten Frau gefallen, und ihre bereits in Bewegung gesetzte Phantasie habe all das Uebrige hinzugefügt. Am meisten beklagte er dabei, daß die Wirkungen ihres Schreckens eine schwere Krankheit hervorgebracht habe, nicht zu gedenken des Verlustes ihres so schönen Haupthaares.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein in der nächsten Nähe von Leipzig, im Dorfe Schönefeld, wohnender Wetterprophet Hr. Stannebein veröffentlicht in den Leipziger Nachrichten folgende interessante Mittheilung unter der Ueberschrift: „Quellwasserstand und Ernte“: „Vielleicht ist es nicht aller Welt bekannt, daß die Quellen und Brunnen ebenso gut ihre Periode des Steigens und Fallens haben, wie Ebbe und Fluth, und daß das gleichmäßige Zu- und Abnehmen sich nicht auf einen einzelnen Quell beschränkt, sondern sich zugleich über unsern ganzen Erdtheil verbreitet, so daß, wenn in Frankreich wenig Wasser in den Brunnen ist, man dies auch bei uns in Deutschland beobachtet. Es mögen da gleichmäßige Ursachen wirken, die man noch nicht ergründet hat, wie denn die Natur noch so manches Unaufgeklärte bietet. Aber noch eine weitere, hochwichtige Beobachtung läßt sich daran machen: der enge Zusammenhang guter und schlechter Kornernten, hoher und niedriger Kornpreise mit dem hohen oder niedrigen Quellwasserstande, also: steht das Wasser in den Brunnen hoch, so gibt es schlechte Ernten, steht es tief, so gibt es gute Ernten; — mit dem Steigen des Wassers verschlechtert sich der Ertrag, weil der Boden „sauer“ wird, mit dem Fallen vermehrt er sich. Seit hundert Jahren wird in meiner Familie mit Aufmerksamkeit diese Wechselwirkung beobachtet und hat uns nicht getäuscht; den höchsten Quellwasserstand hat mein Großvater 1771 und 1772 aufgezeichnet, mein Vater 1816 und 1817, und ich 1851 und 1852. Viele Leipziger werden sich aus den letztgenannten Jahren noch erinnern, daß damals Quellen mitten auf den Feldern zu Tage traten, wo man sonst keine Spur davon fand, daß man solch „Gesundheitswasser“ mit 6 Pfennigen pro Maß bezahlte und selbst den Schlamm solcher neuen Quellen als heilbringend verkaufte. Ob jenes Quellhochwasser heilkräftig wirkt, mag dahingestellt sein; für mich hat es nur die Bedeutung, daß bei Quellhochwasser die Lebensmittel bedeutend steigen; damals sagte ich sofort zu meinen Bekannten, daß der Scheffel Korn in einigen Jahren auf 7 Thaler kommen würde, daß er noch mehr gekostet hat, haben wir erlebt. Seit 1851 und 1852 sind die Quellen und Brunnen fortwährend gefallen; schon im Jahre 1860 bezeichnete ich das Jahr 1863 als dasjenige, mit welchem die billigen Jahre eintreten würden und wir sind noch jetzt nicht am Ziele, sondern haben nach dem Quellwasserstande noch drei gute Ernten zu erwarten und einen Abschlag des Korns von 1 Thlr. pro Dresdener Scheffel zu gewärtigen. In die Jahre 1868 und 1869 aber fällt der Uebergang vom Fallen zum Steigen der Quellen. Nach meinen Familienaufzeichnungen hatten wir 1824 denselben Quellwasserstand wie heuer; seit jener Zeit ist nur zweimal ein Abweichen des Ernteergebnisses vom Quellwasserstande vorgekommen; erstlich 1832, wo am 16. Mai das Korn erfror, und dann 1845, da gerade zu Pfingsten ein starker Nordostwind mit Regen und Schneeflocken das ziemlich blühende Getreide so zusammenpeitschte, daß wir zwar Stroh, aber keine Körner erhielten, so daß, entgegen aller Erwartung, die Theuerung von 1846 zu 1847 eintrat. Diese unvorhergesehenden Abweichungen haben sich aber nur auf ein Jahr erstreckt und die allgemeine Regel nicht gestört. Solcher Einzelheiten und Beobachtungen aus dem Leben der Natur könnte ich noch manche anführen, muß mich aber für heute auf das Obengesagte beschränken. Friedr. W. Stannebein, Windmüller seit 35 Jahren, Wirth zur „Freien Umschau“.

Auflösung des Räthsels in № 56:
Futteral.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 58. Sonntag, 14. Mai 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Helldau machte sich jetzt viel in der Wohnung seines Prinzipals zu schaffen; obgleich dieser ihn nicht beschäftigen konnte und zu wiederholten Malen ihm bemerkte, daß seine Anwesenheit ihm lästig sei, wich der alte Mann nicht, entweder hatte er für Mathilde einen Ausgang zu besorgen, oder den Rentner in irgend einer Angelegenheit um Rath zu fragen, kurz, Krämer war, ohne es zu ahnen, so genau und unausgesetzt beobachtet, wie der Anwalt es nur wünschen konnte.

Aber der Rentner dachte nicht an einen Fluchtversuch, er wußte, daß der Jurist Wort hielt und ihm unverzüglich durch den Telegraphen einen Steckbrief nachsandte, noch ehe er die nächste Station erreicht hatte. Sein Plan stand fest, er wollte gleich nach der Hochzeit mit seinem ganzen Vermögen sich aus dem Staube machen und dem jungen Ehepaar das Nachsehen lassen.

Seitdem Mathilde sich mit Ernst verlobt hatte, war ihm sein eigenes Kind fremd geworden, die Liebe zu seinen Schätzen überwog die des Vaters zu seinem einzigen Kinde. Mathilde widmete sich jetzt ja auch nur dem Geliebten, der Vater mußte zurückstehen und dies erhöhte die Bitterkeit im Herzen des alten Mannes.

Ernst war ihm verhaßt, er hatte geschworen, nie die Schwelle seines Kindes übertreten zu wollen, wenn es jenem Manne folgte, und nun er sah, daß dies geschah, daß mit der Hochzeit das Band zwischen ihm und seiner Tochter reißen mußte, fügte er sich in die Trennung und hielt sich dafür an der Liebe zu seinem Gelde schadlos.

Der zur Hochzeit bestimmte Tag erschien. Mathilde hatte den Vater gebeten, ihr eine kleine Summe zur Aussteuer zu bewilligen, er weigerte sich, diese Bitte zu erfüllen. „Nicht einen rothen Pfennig," sagte er, „Du hast gegen meinen Rath Dich dem Bettler an den Hals geworfen, nun sieh' zu, wie Du in der Bettlerwirthschaft fertig wirst."

Mathilde ahnte, welcher Haß gegen Ernst das Herz dieses Mannes erfüllte und daß ein dunkles Geheimniß über dem Vater schwebte, welches sie nicht zu ergründen vermochte. Denn woher konnte jener Haß rühren? Durch welche Mittel hatte der Anwalt die Einwilligung des starrköpfigen Mannes erhalten? Das Mädchen bebte vor jenem Geheimnisse zurück, so gern es auch einen Blick in das Dunkel geworfen hätte. Die Hartherzigkeit des Vaters erbitterte sie, und Vater und Kind wurden durch die Habsucht und den schmutzigen Geiz des Rentners einander fremd.

Ernst beruhigte seine Braut durch die Mittheilung, er besitze genug, um die Bedürfnisse der kleinen Haushaltung bestreiten zu können, er sei nicht so mittellos, wie Krämer glaube, und wenn auch Mathilde für die erste Zeit manche Bequemlichkeit entbehren müsse, so werde sie dafür in dem Gedanken, einen eigenen Herd zu haben, und in seiner Liebe Entschädigung finden.

Diese Zusicherung erfüllte das Mädchen mit neuem Muth, es benutzte einen Theil seiner Ersparnisse, die sich nahe an tausend Thaler beliefen, zur Anschaffung der Aussteuer und sah dem Hochzeitstage, wenn auch nicht mit der Freude einer glücklichen Braut, so doch ruhig und mit der Hoffnung auf eine glückliche Zukunft entgegen. Auf besonderen Wunsch des jungen Paares wurde dasselbe im Gasthofe getraut, der Rentner war als Zeuge zugegen, zog sich aber gleich nach der Ceremonie in sein Zimmer zurück.

Als am Abend der Wagen vorfuhr, welcher die jungen Eheleute zum Bahnhofe bringen sollte, rief der Advokat seinen Freund in ein Nebenzimmer. „Du wirst also in acht Tagen in Deinem nunmehrigen

Wöhnorte eintreffen," nahm er das Wort, „bis dahin ist dort Alles in bester Ordnung. Deine Mutter reist morgen dahin ab, Helldau kommt innerhalb drei Tagen nach; Du stehst bei Deiner Ankunft gleich wieder ein bekanntes Gesicht. Helldau wird Euch an der Bahn empfangen und zu Eurem Hause geleiten, den Kaufakt, sowie die Summe, welche ich Dir versprach, übergibt Dir die Mutter. Jetzt reise in Gottes Namen, ich werde über Deinen Schwiegervater wachen und Dir von Zeit zu Zeit schreiben, wie es hier aussteht. Vergiß auch mich nicht; denke, daß Du in mir einen treuen, aufrichtigen Freund besitzest."

Ernst schloß gerührt den Freund an seine Brust. „Wie soll ich Dir danken —"

„Still, still," fuhr der Anwalt, ihn unterbrechend, fort, „mit dem Dank mag es sein Bewenden haben, bis Alles in Ordnung ist, erst nach Vollendung des Werkes kann man den Meister loben. Aber diese Vollmacht könntest Du noch unterschreiben, bevor Du abreisest, sie ist wichtig und dringend —"

Ernst nahm eine Feder vom Tische und warf einen Blick auf das Papier. „Für Konrad Schulz?" rief er.

„Ja, für ihn," drängte der Anwalt; „unterzeichne, Deine Frau wird schon ungeduldig, es ist die höchste Zeit, daß Ihr abfahrt, wenn Ihr den Zug noch erreichen wollt."

Ernst unterschrieb. „Ich will Dir noch nicht danken," versetzte er, dem Freunde nochmals die Hand reichend, „die Zeit ist jetzt zu kurz dazu, aber wenn ich es auch in Worten nicht ausdrücken kann, hier im Herzen steht es angeschrieben —"

„Nur nicht sentimental," unterbrach der Anwalt den jungen Mann, indem er ihn am Arme faßte und mit sich in den Saal zog, wo Mathilde ungeduldig auf die Rückkehr ihres Gatten harrte.

Eine Thräne glänzte in dem Auge des Juristen, als er dem Wagen nachschaute, in welchem die Beiden, die durch ihn glücklich geworden waren, davonfuhren, eine Thräne reiner, uneigennütziger Freude! Wie manchen Kummer und Aerger wogen sie auf! Der Anwalt fühlte sich in einer Stimmung, in der er seinem unversöhnlichsten Feinde die Hand hätte bieten können. Und doch mußte er dieser Stimmung Gewalt anthun, um mit eiserner Stirne dem Rentner gegenüber treten zu können. Krämer schreckte der Eintritt des Anwalts aus düsterem Brüten auf. „Was wollen Sie noch hier?" rief er mit heiserer Stimme. „Sie haben mir mein Kind gestohlen, mein einziges, geliebtes Kind, was verlangen Sie mehr?"

„Viel, sehr viel!" erwiederte der Jurist gelassen, indem er sich in einen Sessel setzte. „Die erste Bedingung haben Sie erfüllt, kommen wir zur zweiten."

„Und diese lautet?" fragte Krämer sarkastisch. „Geld und wieder Geld, he, habe ich's getroffen? Sie denken, nachdem der Bettler nun einmal mein Schwiegersohn sei, müsse ich ihm auch die gefüllte Börse in die Hand geben, damit er auf seinen Lorbeeren ruhen kann? Aber keinen rothen Heller werde ich herausgeben."

„Ich zwinge Sie dazu," unterbrach ihn der Jurist ruhig.

„Durch welche Mittel, wenn ich fragen darf?"

„Durch ein gewisses Dokument, welches ich bereinigen Tagen bei einem hiesigen Bankhause deponire."

Der Rentner fuhr, wie von einer Tarantel gestochen, in die Höhe, seine Kniee wankten, erdfahle Blässe überzog sein Antlitz. „So sind Sie also auch der Sachwalter meines Neffen?" fragte er, nachdem er seine Fassung wiedergefunden hatte. „Dieser Neffe ist am Ende mein Schwiegersohn —"

„Errathen, der Sohn des Gemordeten hat die Tochter des Mörders geheirathet, finden Sie das nicht hochtragisch? Würde es Sie nicht freuen, wenn die Zeitungen diese Thatsache in alle Länder posaunten. Fühlen Sie, welches Damokles-Schwert über dem Haupte Ihres Kindes schwebt?"

Der Rentner trocknete die nasse Stirne. „Sie sind ein Teufel in Menschengestalt!" stöhnte er.

„Nennen Sie mich die verkörperte Nemesis, der Name paßt besser, aber ich bin eine barmherzige Nemesis, Sie selbst müssen dies zugeben, während ich Sie verfolge, lasse ich Ihnen stets noch eine Thür offen, durch welche Sie mir entschlüpfen können. Sobald das Gericht meine Rolle übernimmt, wird diese Thür geschlossen und erst dann wieder geöffnet, wenn — Doch so weit sind wir noch nicht und Sie können dem Himmel danken, daß Sie noch die Macht besitzen, es nicht so weit kommen zu lassen."

„Knüpft sich an diese zweite Bedingung nicht noch eine dritte und vierte?" fragte der Rentner sarkastisch.

„Allerdings, doch darüber reden wir später."

„Und wie lautet diese zweite Bedingung?"

„Daß Sie das Vermögen Ihres Bruders im Betrage von 36,000 Thaler morgen bei der Bank deponiren!"

„Und wenn ich mich weigere? Wer will mich zwingen?"

„Ich! Ist das Geld nicht morgen Mittag in der Bankkasse, so werden Sie morgen Nachmittag verhaftet, eine andere Alternative bleibt Ihnen nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Der Gespensterspiegel.

(Fortsetzung.)

Adolph von Burghorst schloß sich dieser Auslegung mit großer Wärme und ganz unbedingt an, und die Hoffnung, die Geliebte bald wieder hergestellt zu sehen, richtete ihn in seinem Kummer wieder auf. Auch Julie ging auf die Vernunftgründe ihres Bruders ein, jedoch wie mir nicht entging, nur dem Scheine nach, da sie den Bruder und den Bräutigam ihretwegen beruhigt zu wissen wünschte; wie sie denn auch späterhin mir ganz unumwunden gestand, daß alle noch so logischen Auseinandersetzungen ihren fest eingewurzelten Glauben an das ihr bevorstehende Schicksal nicht zu erschüttern vermöchten. Nach Verlauf von drei Monaten habe sie, der von ihrer Ahnin erhaltenen Mahnung gemäß, sich ins Grab zu legen. Dieser unglückselige Wahn erhielt sich in seiner vollen Stärke dann noch, als ihre Gesundheit sich wieder einzustellen begann.

Julie gab sich jetzt alle erdenkliche Mühe, den wahren Zustand ihres Gemüths jedem Anderen, mich ausgenommen, verborgen zu halten. Sie fürchtete, verspottet und geneckt, ja zuletzt für wahnsinnig gehalten zu werden. Das arme Mädchen machte die unsäglichsten Anstrengungen, sich eben so fröhlich und heiter als je zu zeigen, nur um ihre Umgebung sicher zu machen, daß sie sich aller Befürchtungen eines unzeitigen Todes begeben habe; noch mehr, sie willigte sogar ein, daß die unterbrochenen Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit wieder aufgenommen wurden, jedoch bedang sie sich ausdrücklich aus, daß dieselbe erst nach Ablauf von drei Monaten, während welchen sie das Krankenzimmer zu hüten haben werde, vor sich ginge. Damit Du keine kahlköpfige Braut zum Altare zu führen hast, theurer Geliebter, sprach sie zu Adolph von Burghorst in einem bittenden Tone, aber einen bedeutungsvollen Blick auf mich werfend, der etwa so zu deuten war, damit ich Zeit habe, um mich zum Tode vorzubereiten, ohne dabei Deinen Schmerz unnützer Weise zu vergrößern.

Wie ich von Adolph späterhin selbst erfahren — und bei all seiner äußern Heftigkeit hatte er ein gefühlvolles Herz und besaß viele Menschenkenntniß — war auch ihm nicht entgangen, daß Juliens Fassung und Ruhe nur eine äußere, eine scheinbare sei; demungeachtet war er auf Juliens Wünsche um so bereitwilliger eingegangen, als er sich selbst nicht die Hoffnung rauben wollte, die Gesundheit seiner schönen und jungen Braut wieder hergestellt zu sehen. Bald sollte ihm indeß diese Hoffnung schwinden, da der Arzt ihm zu verstehen gab, daß Juliens Gehirn erkrankt, vielleicht eine völlige Verwirrung desselben zu befürchten sei. Alles, was der erfahrene Mann hatte ersinnen können, um aus der Phantasie der Kranken die sie beschäftigenden trüben Gedanken zu bannen und durch Schilderungen der ihr an der Seite des Geliebten bevorstehenden glücklichen Zukunft zu erheitern, war völlig erfolglos geblieben. Des Bräutigams Vermuthungen, weßhalb sie die Hochzeit um drei Monate aufgeschoben zu sehen wünschte, kamen seiner Meinung nach der Wirklichkeit nahe; denn vor dieser Zeit wäre es ja keine Möglichkeit, daß ihr Kopf den früheren Schmuck wieder erlangen könne.

Julie, welche von meiner Abreise nichts hören wollte, ließ meine Tante durch ihre Eltern dringend bitten, mir den Aufenthalt in Tiefenthal, wenigstens für die Dauer ihrer Krankheit, ferner noch gestatten zu wollen, und die alte selbstsüchtige Frau, die bei allen Anordnungen nur das liebe eigene Ich im Auge hatte, war schon aus Rücksichten der Menschlichkeit gezwungen, auf diesen Wunsch einzugehen.

„Großmama," fragte eine meiner Schwestern vorlaut, „ist denn die arme Julie wirklich nach Ablauf der drei Monate gestorben?"

„Nein, Kind, aber besser wäre es gewesen, da ihr und hauptsächlich Adolph dadurch große Leiden erspart worden wären. Jetzt aber keine Unterbrechung mehr, Ihr werdet schon Alles erfahren."

Der Bräutigam, wohl einsehend, wie vergeblich es sein würde, ihren Entschluß hinsichtlich der drei Monate zu bekämpfen, erbat sich als Lohn für seine Willfährigkeit, die Hochzeit gleich am ersten Tage nach der abgelaufenen Frist vor sich gehen zu lassen. Sie willigte ein, aber unter welchen Gefühlen? Sie, mit dem lebhaften Bewußtsein, die unvermeidliche Beute des Todes in einem noch so jungen Alter zu sein, und die das Leben nur dem Scheine nach noch in Freiheit genoß, um den Verlust desselben in der bestimmten Stunde desto empfindlicher zu fühlen; sie, die sich den Wünschen Aller fügte, litt fürchterlich und strilt mit aller Macht gegen die sie überwältigenden, sie nie verlassenden, ihr so peinlichen Gedanken an. Ja, sie selbst leitete die Unterhaltung auf das Kapitel der optischen Täuschung, und gestand zu, daß die vermeintliche Erscheinung der Aebtissin in dem Spiegel nichts weiter als ein Gebilde ihrer aufgeregten Einbildungskraft sei. Allein diesem ungeachtet wußte ich nur zu gut, wie es mit ihr stand. Häufiger und häufiger kehrten diese Anfälle von Schwermuth wieder; Nachts schrie sie mitten im Schlafe auf und bat mich und die Wärterin, sie doch von diesem schrecklichen Weibe zu befreien. Nur die Liebe für ihren Verlobten war ihr zu dieser

Zeit noch in gleicher Stärke und Frische verblieben, und seine Gesellschaft gewährte ihr Genuß und einige Zerstreuung.

Alles dieses vermehrte meine Unruhe. Doch darf ich anzuführen nicht unterlassen, daß die von Philipp mir immer mehr dargebrachten Huldigungen meine Aufmerksamkeit von der Kranken dann und wann mehr oder weniger ablenkten. Auch dürft Ihr nicht glauben, daß es Eitelkeit war, wenn ich fast täglich einige Zeit vor dem viel besprochenen Spiegel zubrachte.

„Was, Großmama! auch Du hast in den Gespensterspiegel geblickt?“

„Ja, Kinder, das habe ich gethan, denn ich ward von einer brennenden Neugierde verzehrt und diese konnte ich nicht unbefriedigt lassen. Ich wollte nämlich wissen, ob Juliens Visionen wirklich auf Täuschung beruhten und ob die gefürchtete Nonne auch Anderen erscheine.“

„Ist sie Dir denn auch erschienen?“

„Das werdet Ihr hören.“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Man meldet aus Paris folgende pikante Geschichte: Die Japanesen fangen an, den Gebrauch, sich den Leib mit einem Säbel aufzuschlitzen, den ihnen der Kaiser zu diesem Zwecke sendet, nicht mehr für ergötzlich zu halten, im Gegentheil, sie finden ihn jetzt sehr unangenehm, sollte selbst der Säbel ein Wunder von Pracht und Kunst sein. Wir erzählen zum Beweise einen kleinen Vorfall, dessen Entwicklung uns ausnehmend gefällt: Der Kaiser von Japan hatte Grund, mit einem seiner Offiziere sehr unzufrieden zu sein, und sandte ihm den berühmten Säbel, mit welchem die Japanesen sich den Bauch an dem Tage aufzuschlitzen pflegen, der, wenn auch nicht gerade der schönste, so doch der letzte ihres Lebens sein soll. Es ist dies eine Art von Ehrendegen, der wohl verdient, neben denen der Herren Proudhomme und Liszt genannt zu werden. Da dieser Offizier einen hohen Rang begleitete und bis dahin seinem Fürsten nur Grund zur Zufriedenheit gegeben hatte, so sandte dieser ihm, um so viel als möglich die Wirkung dieses unangenehmen Befehls zu mildern, durch seinen ersten Minister einen seiner eigenen, mit Diamanten geschmückten Säbel. Der Offizier empfing den in Rede stehenden Gegenstand. Er wußte, was er zu thun und wie er ihn zu gebrauchen habe. Nachdem er das Instrument seiner Bestrafung ehrfurchtsvoll betrachtet, verläßt er ruhig sein Haus, geht zum Hafen, besteigt ein so eben nach Havre segelndes französisches Schiff, macht eine glückliche Fahrt, kommt in Paris an und verkauft seinen Straffäbel an einen Händler um 150,000 Franks. Es gibt sehr Viele, die gern einen solchen Säbel empfingen, um ihre alten Tage fern von den Ehren und Musen eines höheren Beamtenlebens in der von Horaz so gerühmten goldenen Mediokritas zuzubringen.

Eine englische Review gibt interessante Mittheilungen vom Kerzenfisch, der den Eingeborenen der Nordpol-Gegenden von großem Nutzen ist. Es ist unmöglich, den Fisch zu kochen oder zu braten, denn er zerfließt ganz zu Fett. Die Eingeborenen bedienen sich desselben als Lampe, um ihre Hütten damit zu erleuchten. Wenn der Fisch getrocknet ist, zieht man vermittelst einer langen hölzernen Nadel ein Stück oder einen Streifen Baumrinde mitten durch den Fisch; dann zündet man das Ganze an, und es brennt, bis der Körper des Fisches vollständig verzehrt ist.

In Wien beabsichtigt ein Industrieller, ein Dienstfrauen-Institut zu errichten. Es sollen 200 solcher Weiber in der Stadt und den Vorstädten aufgestellt werden. Die Frauen haben die Bestimmung, in den verschiedenen Häusern das Aufwaschen, Holz- und Wassertragen, Bügeln ꝛc. zu besorgen; sie werden uniformirt, dürfen das 35. Lebensjahr nicht überschritten haben und erhalten eben wie die Dienstmänner ihre Standplätze und Marken.

Charade.

Es ist des Ersten Segen,
Der uns durch's Zweite nahrt.
Es ist der Schooß des Ganzen,
Wo man nichts mehr begehrt,
Nicht Trank und auch nicht Speise,
Wo Ruh und Frieden währt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 59. Dienstag, 16. Mai 1865.

Ein böses Gewissen.

(Fortsetzung.)

Krämer erhob sich. „Ihre Forderungen sind ziemlich bescheiden, worin besteht die dritte Bedingung?"

„Darin, daß Sie entweder innerhalb 4 Wochen auf der See sind, oder dem Verbrecher die Mittel zur Flucht verschaffen, bevor dieser die Geduld verliert."

„Also hätte ich durch die Erfüllung der ersten und zweiten Bedingung so zu sagen nichts gewonnen?"

„Zeit," erwiederte der Jurist achselzuckend, „mehr zu geben, lag nicht in meiner Macht."

Der Rentner blickte eine geraume Weile schweigend mit stieren, glühenden Augen nach der Thür, hinter welcher der Anwalt verschwunden war, dann brach er in lautes, höhnisches Lachen aus. Es war das Hohngelächter der Hölle, jener Hölle, die man das „böse Gewissen" genannt hat. Mühsam hatte der Rentner während seiner Unterredung mit dem Juristen seine Fassung behauptet, jetzt brach er zusammen. Er saß in seinem Sessel, das Kinn auf die Hände gestützt und sah stier, gleich einem Verzweifelnden, vor sich hin. Man hatte ihm Alles genommen, was ihn an's Leben fesselte, sein Kind war ihm entfremdet, davongelaufen mit einem Anderen, ohne ihm Lebewohl zu sagen, seinen Schatz wollte man ihm auch rauben, was blieb ihm noch? Freilich auf den größeren Theil seines Vermögens konnte Niemand Anspruch erheben, er hatte nicht einmal nöthig, sich einzuschränken, so groß war der Rest dieses Vermögens noch, aber wenn dem Menschen ein kleiner Theil seines Glückes geraubt wird, dann fällt es ihm schwer, sich mit dem Rest begnügen zu sollen.

Sechsunddreißigtausend Thaler, ein Drittel des Vermögens. Ein tiefer Seufzer entfuhr den Lippen des alten Mannes. Und an wen sollte er diese Summe zahlen? An den, welchen unter allen Menschen er am meisten haßte! Wie viele Verbrechen hatte er begangen, um das anvertraute Gut sich anzueignen, und jetzt sollte er umsonst sein Gewissen mit dieser schweren Sündenschuld belastet haben! Noch sträubte der Rentner sich gegen die innere Stimme, welche ihm zurief, er sei der Mörder seines Bruders, wohl suchte er sich einzureden, er habe ja den Auftrag dazu nicht gegeben, Alles habe so kommen müssen, wie es der Wille der Vorsehung gewesen sei.

Das ist die Lehre von dem unerbittlichen Fatum, das ist eure Weisheit, ihr Fatalisten, ganz dazu geschaffen, den Menschen zu entsittlichen, ihm das höchste und edelste Gut, die Religion, zu nehmen!

Wie entsetzlich klingen aus dem Munde des Mörders die Worte: „Gott hat es so gewollt, wäre es nicht sein Wille gewesen, daß jener Mensch durch meine Hand fallen sollte, er würde die That verhütet haben! Ich bin also nichts, als ein Werkzeug in den Händen der Vorsehung!" Und wie Mancher sucht durch diese Gotteslästerung sein Gewissen zu beruhigen!

Krämer stand auf und wanderte in seinem Zimmer auf und ab. Und wenn er nun das Geld bei der Bank deponirte, war er alsdann sicher, daß der Arm der Gerechtigkeit ihn nicht fassen und zur Rechenschaft ziehen werde? Konnte er sicher darauf rechnen, daß er ungefährdet entkam? — —

Dem Rentner schauderte, wenn er daran dachte, daß er in der einsamen Zelle sitzen, in öffentlicher Gerichtssitzung des Mordes beschuldigt vor die Schranken treten und endlich das Schaffot besteigen solle!

Ein leises Pochen an der Thür störte den Ideengang des alten Mannes. Er fuhr erschreckt zusammen, ermannte sich aber und öffnete. Ein noch ziemlich junger, anscheinend der unteren Volksklasse angehörender Mann trat ein. Er schloß die Thür hinter sich zu und übergab dem Rentner einen Zettel. „Ich bin Schließer im Gefängnisse," sagte er, „lesen

Sie diesen Wisch und fertigen Sie mich rasch ab, denn meine Augenblicke sind gezählt."

Die Hand, welche das Billet öffnete, zitterte fieberhaft; es enthielt nur die wenigen Zeilen:

„Länger halte ich's in diesem verfluchten Loche nicht aus, in allen Ecken lauern bleiche Gestalten, die mich ängstigen und nicht von mir lassen. Tag und Nacht habe ich keine Ruhe, brennender Durst quält mich, ich werde wahnsinnig, wenn ich länger hier bleiben muß. Deßhalb sage ich Ihnen, halten Sie Ihr Versprechen, meine Geduld ist zu Ende! Werde ich nicht noch in dieser Nacht frei, verlange ich morgen vor den Untersuchungsrichter geführt zu werden!"

„Ist der Mensch toll?" rief der Rentner entsetzt, „er soll warten, ich muß Zeit dazu haben. — Kennen Sie den Inhalt dieses Briefes?"

„Allerdings!" erwiederte der Schließer. „Der Gefangene hat mit mir darüber gesprochen, und wenn Sie wollen, kann die Angelegenheit sofort geordnet werden."

„Wenn ich will? drückt Euch etwas deutlicher aus."

„Der Gefangene wird den Kerker verlassen, sobald Sie uns die Mittel zur Ueberfahrt nach Amerika und außerdem Jedem von uns beiden 5000 Thaler eingehändigt haben."

„Eure Ansprüche sind sehr bescheiden," versetzte Krämer höhnisch, „mich wundert's, daß es bei dieser Forderung bleibt."

„Der Gefangene sagte mir, Sie würden gerne die Summe hergeben," meinte der Schließer achselzuckend, „es sei doch immer besser, den zwanzigsten oder dreißigsten Theil seines Vermögens einzubüßen, als den Hals auf den Block legen zu müssen, deßhalb soll ich meine Forderung nur hartnäckig behaupten."

„Behauptet sie, so lange Ihr wollt, ich zahle das Geld nicht!" rief der Rentner zornig aufbrausend. „Glaubt der Hallunke, ich sei eine Citrone, die er bis auf den letzten Tropfen auspressen könne? Scheert Euch hinaus, scheert Euch zu allen Teufeln und sagt Eurem sauberen Kumpan, er solle sich nur nicht der Hoffnung hingeben, daß ich solchen unverschämten Ansprüchen genügen werde!"

„In diesem Falle ist er entschlossen, noch heute Abend den Instruktionsrichter rufen zu lassen."

Der Rentner würdigte den Schließer keiner Antwort, er trat in die Nebenstube und warf die Thür hinter sich zu. „Und gäbe ich auch Alles her, griffe ich auch zum Bettlerstabe, vor dir fände ich doch keine Ruhe, du böser Dämon, der mir im Wachen und Träumen das blutige Antlitz des gemordeten Bruders vorhält," murmelte er, „nur Eins kann uns Beide trennen, der Tod!"

In Fieberhast, willenlos der Verzweiflung sich überlassend, nahm der Rentner seine mit Werthpapieren angefüllte Chatouille und setzte sie auf den Tisch. Eine Weile weidete er sich an dem Anblick seiner Schätze, dann warf er die brennende Kerze in die Chatouille und verließ ohne Hut und Rock das Zimmer. Ohne sich umzublicken, ging er hinaus. Fürchtete er, der dünne, schwarze Rauch, welcher aus der Chatouille aufstieg, könne ihn bewegen, seinen Entschluß zu ändern?

Vielleicht! Vielleicht hatte er auch ganz mit dem Leben abgeschlossen und hielt es nicht der Mühe werth, noch einmal auf das zu blicken, welchem er entsagte! Er hatte nicht bemerkt, daß in der Thür des Nebenzimmers sein Buchhalter stand und ihn beobachtete. Kaum war er hinausgegangen, so warf Helldau den Deckel der Chatouille zu, wodurch die Flamme sofort erstickt wurde. Wohin sein Herr ging, kümmerte ihn nicht, wohl ahnte er, daß jener einen Weg verfolgte, auf welchem es keine Rückkehr gab, aber die frühere Anhänglichkeit an den alten Mann war in seinem Herzen erstorben, er ließ ihn gehen, wohin sein Geschick ihn trieb.

12. Kapitel.

Ein Vierteljahr war seit jenem Tage verstrichen. In einem kleinen reizenden Städtchen Süddeutschlands hatte Ernst seinen Wohnsitz aufgeschlagen und dort ein Geschäft gegründet. Ein heller, freundlicher Herbstmorgen schaute in das kleine Familienzimmer, in welchem das junge Ehepaar, Helldau und die Wittwe Heller beim Frühstück saßen.

„Heute sind's schon drei Monate und mir ist noch immer, als wären wir erst gestern getraut worden," hob Ernst an, indem er der Gattin freundlich lächelnd zunickte.

Ueber die bleichen Wangen Mathilde's glitt ein flüchtiges Roth. „Drei Monate," erwiederte sie, „an demselben Tage starb mein Vater. Er stürzte sich in den Fluß, weil ich ihn verlassen hatte!"

„Laß doch endlich einmal von diesem thörichten Gedanken ab, der Dich nur quält und doch jedes Grundes entbehrt," versetzte Ernst, halb bittend, halb zürnend, „mein Freund hat uns ja über diesen Punkt vollständig beruhigt."

„Ja, ja, er schrieb, ein unseliges Verhängniß habe ihn dazu getrieben," fuhr Mathilde leise, wie mit sich selbst redend, fort, „aber ich weiß es besser."

„Dürfte ich reden, ich könnte Ihnen sagen, weßhalb Ihr Vater den Tod gesucht hat," nahm Helldau das Wort, „aber ich darf nicht und es ist auch

besser, wenn Sie es nicht erfahren. Seien Sie aber überzeugt, daß es Ihretwegen nicht geschah.“

(Schluß folgt.)

Der Gespensterspiegel.

(Schluß.)

Unter Anderem konnte ich mir nicht erklären, weßhalb Juliens Vater den verwünschten Spiegel noch immer an seinem Platze ließ und dadurch Jeden der Versuchung aussetzte, in denselben zu blicken und auf die Erscheinung zu warten. Dies hatte er aber deßhalb gethan, weil er befürchtete, daß Julie bei einer Entfernung desselben in ihrem falschen Wahne über den Zauber desselben immer mehr bestärkt werden würde. Je mehr der Getäuschten da wären, behauptete er, je mehr müsse Julie sich überzeugen, daß sie von einer Täuschung befangen sei. Natürlich, daß das Gerücht von der Erscheinung der Aebtissin eine Menge von Fremden herbeilockte; alle aber zogen unbefriedigt wieder von dannen, da Keiner etwas zu sehen bekam. Uebrigens wird es dem Baron nie eingefallen sein zu vermuthen, daß ein so junges Ding wie ich ganze Stunden vor demselben verweilte.

Mittlerweile rückte die Zeit, welche dieser Ungewißheit ein Ende machen sollte, immer näher; aber während die Andern sich der Hoffnung hingaben, Julie wieder hergestellt zu sehen — ihr körperlicher Zustand hatte sich freilich gebessert — begann ihr noch fortwährend krankes Gemüth unter der Wucht der sie stets heimsuchenden trüben Gedanken immer mehr zu sinken und nachzugeben. Natürlich, daß unsere Aufmerksamkeit gegen sie sich jetzt verdoppelte, vielleicht aber auch, daß dadurch ihre Ruhe zu sehr gestört wurde. Adolph unterhielt sie von seinen Plänen für die Zukunft, brachte ihr Geschenke dar, und veranlaßte sie sogar, ihn auf sein Schloß zu begleiten, um die dort getroffenen Einrichtungen selbst in Augenschein zu nehmen. Sie hörte Alles an, nahm Alles an und that Alles, was er wünschte.

Endlich waren die gefürchteten drei Monate dahin, und verbrachte Julie die letzte Nacht vor ihrem Hochzeitstage in aller Ruhe. Den Abend leisteten wir ihr Gesellschaft, und sie erklärte, daß, wenn mit dem Glockenschlage Zwölf in ihrem Wesen keine Veränderung eingetreten sei, sie sich überzeugt halten wolle, daß sie sich ganz unnöthigen Befürchtungen hingegeben habe. Es schlug Zwölf. Nichts war an ihr zu bemerken, außer daß sie in ein heftiges und anhaltendes Gelächter fiel, gleichsam als verlache sie jetzt den so lange gehegten thörichten Wahn, daß sie zu sterben habe. Hierauf reichte sie Adolph die Hand und erneuerte ihm das Versprechen, sich mit ihm am folgenden Tage zu vermählen, obgleich, fügte sie hinzu, sie recht gut wisse, daß er der schönen Aebtissin von Tiefenthal sein Herz insgeheim geschenkt habe. Dies ward für Scherz genommen. In Wirklichkeit aber war es der erste Ausbruch des sie befallenen Wahnsinns.

Folgenden Morgens ließ sie sich, ohne den geringsten Widerspruch dagegen zu erheben, ihren bräutlichen Schmuck anlegen; auch war an ihrem Benehmen eben nichts Außergewöhnliches wahrzunehmen; nur daß der Blick ihrer Augen äußerst lebhaft und strahlend war. Nachdem die kirchliche Einsegnung des Brautpaares vor sich gegangen, setzte sich die Gesellschaft zu einem splendiden Mittagsmahle nieder. Auch jetzt war noch nichts an ihr zu bemerken. Nach aufgehobener Tafel gab ihr der Bräutigam den Wunsch zu erkennen, sich zur Abfahrt nach seinem Schlosse, ihrer zukünftigen Häuslichkeit, baldigst anzuschicken. Adolph hatte seine Bitte mehrere Male zu wiederholen; endlich erklärte sie sich bereit, ihm zu folgen, jedoch erbat sie sich, außer der meinigen, die Begleitung der übrigen Kranzjungfern.

Auf dem Wege zu ihrem Schlafgemache blieb sie vor der Gallerie stehen. Komm, Dorothea, sprach sie, ich will Dir das Gesicht jener Teufelsfrau zeigen, in deren Banden Adolph von Burghorst jetzt gefangen liegt, und Du wirst selbst urtheilen, ob ich nicht alle Ursache habe, Rache an ihm auszuüben. Komm nur dreist mit mir, und nicht gezögert, den Zauber, um sie herauf zu beschwören, kenne ich. — Um Alles in der Welt möchte ich sie nicht sehen! rief ich, am ganzen Körper zitternd. — Feigling und Lügnerin! Als ob ich Dich nicht täglich vor dem Spiegel gesehen hätte? Nimm Dich nur in Acht, daß sie sich Deinem Philipp nicht zeigt; er könnte es eben so wie Adolph machen. Schnell oder auch Du hast meine Rache zu befürchten!

Ich gab ihrem Drängen nach, theils weil ich zu erschrocken und verwirrt war, theils weil ich jedes weitere Aufsehen vermieden zu sehen wünschte.

Jetzt, sprach sie, als wir vor dem Spiegel standen, bücke Dich, als ob Du beten wolltest. Als sie sich mir zum ersten Male zeigte, beugte ich mich fast bis zur Erde nieder. Nachher habe ich sie öfter gesehen und sie auf meinen Knieen um Gnade und Mitleid gebeten.

Ich beugte mich. Mein eigenes Bild verschwand aus dem Spiegel und war auf der glatten Oberfläche nichts zu erblicken. Plötzlich aber erhellte sich

die Mitte desselben; ein röthlicher Glanz, wie ein flammendes Feuer, verbreitete sich auf demselben, immer heller wurde dieser Glanz, diese Flammen, und im Mittelpunkte des Spiegels, Himmel! was erblickte ich! ein Gesicht von seltener Schönheit starrte mir mit einem erschrecklich widerlichen, aber doch zauberischen Lächeln entgegen. Ihr nonnenhafter Anzug war durch allerlei weltlichen Tand und Putz entweihet.

Nun, was sagst Du dazu? fragte Julie. Ist es von Adolph nicht unverzeihlich gehandelt, daß er diese schreckliche Frau liebt und an mir den Verräther spielt? Sie, die schon seit drei Jahrhunderten im Grabe liegt? Aber dem ist so. Oft, wenn er sich ganz unbemerkt und ganz sicher glaubte, habe ich ihn im Anschauen dieses Bildes versunken gesehen. Aber ihm zur Strafe habe ich mich mit ihm verheirathet, und nie werde ich ihn eines Blicks wieder würdigen.

Jetzt zu der Erklärung dieser Erscheinung. Adolph, der der Sache um jeden Preis auf den Grund kommen wollte, hatte in der That den Spiegel ebenfalls fast täglich untersucht. War Zauberei im Spiele, so konnte dieselbe nothwendigerweise keine andere als eine natürliche und folglich eine aufklärbare sein. Dabei hatten ihm Erinnerungen aus alten Klostergeschichten darüber vorgeschwebt, wie der große Haufen von den Geistlichen durch vermeintliche Wunder und sonstiges Blendwerk nur zu häufig getäuscht worden war, und zuletzt hatte er seine vielfältigen Bemühungen durch den glänzendsten Erfolg gekrönt gesehen. Der Spiegel enthielt nämlich unter der Oberfläche ein Bild, das durch die Brechung der Lichtstrahlen und wenn der Beschauer die richtige Stellung vor demselben einnahm, in der Mitte zum Vorschein kam. Das Bild war von rothem Zeuge umgeben; daher also die Flammen. Entweder hatte der Spiegel den Nonnen zum Spielzeuge gedient, oder das Bild war den noch weltlichen Dingen zugethanen oder der Eitelkeit zu sehr fröhnenden Novizen, oder auch den jüngeren Schwestern zum warnenden Beispiele der ihrer jenseits wartenden Strafen gezeigt worden. Diese Entdeckung war aber für die arme Julie leider zu spät gekommen; der Raub eines stillen Wahnsinnes, hatte sie noch mehrere Jahre zu leben.

Mannigfaltiges.

(Ein wiedergefundener Gatte.) Im Jahre 1849 verschwand plötzlich der Gatte der in der Leopoldstadt in Wien wohnhaften Gemüsehändlerin Marie K., und erst ein Jahr später erhielt sie von ihm einen Brief aus Amerika, worin er ihr mittheilte, daß ihn der beständige häusliche Unfrieden bewogen habe, sie zu verlassen und in der neuen Welt sein Glück zu versuchen. Wohl oder übel mußte sich die Strohwittwe trösten und lebte nun durch 14 Jahre ohne die geringste Nachricht von ihrem Manne. Als dieselbe kürzlich wie gewöhnlich am Kirchenplatze ihre Gemüsewaaren feilbot, trat plötzlich ein sehr elegant gekleideter Herr auf sie zu, der sie mit den Worten: „Grüß Dich Gott, Weiberl!“ begrüßte und von ihr trotz seines veränderten Aussehens als der schon verloren geglaubte Ehegatte erkannt wurde. Die überraschte Frau vergoß Thränen der Freude, und da ihr Gatte als reicher Mann zurückgekehrt ist, lebt das glückliche Paar nun in den besten Verhältnissen, welche durch keinen ehelichen Unfrieden mehr gestört werden dürften. In sechzehn Jahren kann ein ehelicher Zorn allerdings Zeit gehabt haben, zu verrauchen!

(Das Vereinswesen blüht.) Beim Herannahen der staubreichen Jahreszeit hat sich in Berlin ein Verein gebildet, welcher wegen seines vernünftigen Zieles alle Anerkennung verdient. Es sind nämlich bis jetzt 100 gebildete Männer verschiedenen Alters zusammengetreten, welche ihre Thätigkeit gegen die langschleppigen Kleider gerichtet haben. Jedes Vereinsmitglied verpflichtet sich, täglich auf fünf Schleppen zu treten, wenn diese die Straßen fegen. Nach geschehener That bittet der Herr die betreffende Dame natürlich höflich um Entschuldigung und bedauert, daß das Kleid allzu lang ist. Allabendlich wird im Vereinslokal gewissenhaft rapportirt. Wem Schleppertritte fehlen, zahlt für jeden 1 Thlr. in die Kasse, welche zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt ist.

Homonyme.

Ein schöner Baum, mit hohem Stamm;
Ein Philosoph und weiser Mann.

Auflösung der Charade in № 58:
Gottesacker.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 60. Freitag, 19. Mai 1865.

Ein böses Gewissen.

(Schluß.)

„Brechen wir ab," sagte die Wittwe, „Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen."

„Wann macht Ihr beide denn endlich Hochzeit?" fragte Ernst, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, „Ihr thut so heimlich und verstohlen, als ob Ihr uns mit dem Aufgebot überraschen wolltet."

Die Mutter sah verlegen vor sich hin, Helldau zerschnitt eifrig eine Brodkruste, um seine Verwirrung zu verbergen. „Wir haben eingesehen, daß es besser ist, wenn wir Beide auf dem alten Fuße mit einander bleiben," nahm der Buchhalter endlich das Wort, „unsere Heirath wäre im Grunde doch eine Thorheit."

„Und haben wir nicht ganz dasselbe Leben, als wenn wir durch die Kirche mit einander verbunden wären?" fügte die Wittwe hinzu. „Wir bilden ja eine Familie, wozu bedarf es noch eines Hochzeitsfestes?"

„Lassen wir es beim Alten," meinte Helldau, „ich hoffe auch ohne Ceremonie eine bleibende Stätte hier zu finden, bis sie mich hinaustragen auf den Friedhof."

„Ja, das sollst Du, guter Freund," entgegnete Ernst, indem er dem Buchhalter die Hand reichte, „wenn Du uns fehlteſt, würde in unserem Glücke eine Lücke entstehen."

Der eintretende Postbote übergab dem jungen Manne einen Brief. „Von Anwalt Schacht," sagte Ernst, als er einen Blick auf das Siegel geworfen hatte, „erlaubt, daß ich den Brief vorlese, so hören wir Alle zu gleicher Zeit die Neuigkeiten, welche er uns mitzutheilen hat."

„Mein lieber Freund!

Auf Deinen letzten Brief, den ich vor 8 Wochen empfing, hätte ich Dir schon längst antworten müssen, aber Du weißt, in Besorgung meiner Privat-Korrespondenz bin ich etwas lässig und dieser Schreibfaulheit magst Du es zuschreiben, daß ich erst heute zur Beantwortung komme. Seitdem hat sich Manches hier zugetragen, was Dich mehr angeht, als Du vielleicht ahnen magst. Du entsinnst Dich, daß ich Dir am Tage Deiner Hochzeit sagte, ein Geheimniß umschwebe Dich und noch wisse ich nicht, ob ich Dir jenes Geheimniß enthüllen dürfe. Nun wohl, der Augenblick der Entscheidung ist gekommen! So wisse denn, daß Dein Vater und der Vater Deiner Gattin Brüder waren, daß Du nicht der Sohn derjenigen bist, welche Du bis heute als Deine Mutter ansahst, sondern das Kind Karl Krämer's, desselben Mannes, welcher im vergangenen Frühjahr in der Nähe des Dorfes C. ermordet gefunden wurde."

Erschüttert ließ Ernst den Brief sinken.

„Er sagt die Wahrheit," schaltete die Wittwe ein, „ich war Deine Pflegemutter. Als Dein Vater nach Amerika auswanderte, übergab er Dich dem Ackerer Schulz und dieser brachte Dich zu mir."

Der junge Mann hatte rasch seine Fassung wieder gefunden, von dem Arm der Gattin, die herbeigeeilt war, umschlungen, reichte er der alten Frau die Hand. „Bist Du auch nicht meine Mutter, ich betrachte Dich noch immer als solche, denn Du hast mit der Liebe einer Mutter mich erzogen." Er nahm den Brief wieder auf.

„Du wirst nun wissen, daß der Amerikaner Schmelzer, derselbe, welcher den Bürgermeister Wetterau ermordet hat, auch der Mörder Deines Vaters war. Beider Verbrechen überführt, wurde er zum Tode verurtheilt und das Urtheil gestern Morgen vollzogen. Ueber die Geständnisse, welche er vor seinem Tode abgelegt hat, will ich schweigen und nur zur Beruhigung Deiner Gattin bemerken, daß sie das Verhängniß aufdeckten, welches den Rentner zum Selbstmord trieb.

„Er ſtarb, wie er gelebt hat, unverſöhnt, noch auf dem Schaffot der Meuſchheit fluchend, voll Trotz und ohne Reue. Dringe nicht darauf, tiefer in das Geheimniß zu blicken, die Verbrechen, welche es verhüllt, ſind gerächt. — In meinem vorigen Briefe theilte ich Dir mit, daß am Abend Deiner Hochzeit Dein Buchhalter Helldau mir die Chatouille ſeines Prinzipals übergab. Keins der Werthpapiere, welche ſie enthielt, war in dem Grade beſchädigt, daß man es hätte verloren geben müſſen, mir gelang es, Dir das ganze Vermögen Deines Schwiegervaters zu erhalten.

„Dein Vater hatte vor ſeiner Abreiſe nach Amerika ſeinem Bruder ein Kapital von zwanzigtauſend Thaler, übergeben, verzinsbar zu vier Prozent, dieſes Kapital nebſt den Zinſen im Geſammtbetrage von ſechsmaldreißigtauſend Thaler iſt Dein Eigenthum. Ich gab Dir auf daſſelbe bei Deiner Hochzeit einen Vorſchuß von zwanzigtauſend Thaler, ſomit bleiben Dir noch ſechzehntauſend. Das übrige Vermögen des Rentners beläuft ſich auf achtzigtauſend Thaler; da er ohne ein Teſtament zu hinterlaſſen, ſtarb, ſo mußte ich dem Gericht Anzeige machen und dieſes hat Deiner Gattin jenes Vermögen zuerkannt.

„Du ſiehſt, die Glücksgöttin iſt Dir hold, aber ihr Segen beſchränkt ſich nicht auf dieſe Summe allein. Ich bewog den Ackerer Schulz, nach Amerika zu reiſen, um dort die Hinterlaſſenſchaft Deines Vaters zu erforſchen und Dir dieſelbe ſicher zu ſtellen. Er kehrte geſtern zurück und brachte vierzigtauſend Thaler mit, welche Dein Vater während ſeiner zwanzigjährigen Anweſenheit in Amerika ſich erwarb. Die ganze Summe, im Geſammtbetrage von hundertſechsunddreißigtauſend Thaler, liegt bei einem hieſigen Bankhauſe zu Deiner Verfügung.

„Damit Dich nicht die Großmuth anwandelt, mir ein Legat auszuwerfen, füge ich meine Rechnung bei, ſie beträgt einſchließlich der Reiſekoſten für Schulz, ſowie der Gerichtskoſten fünfhundert und einige Thaler, welche Du mir gelegentlich einſenden magſt. Damit wäre der trockene Geſchäftsbericht erledigt, und jetzt möchte ich gern noch ein Langes und Breites mit Dir plaudern. Aber ehrlich geſtanden, weiß ich nicht, über welches Thema. Du ſchwimmſt in einem Meere von Wonne und Glückſeligkeit und wirſt wenig geneigt ſein, meine trockenen Neuigkeitsgeſchichten anzuhören, deßhalb eile ich zum Schluß und warte geduldig ab, bis ich das Alles Dir einmal mündlich erzählen kann. Nur Eins will ich Dir noch mittheilen. Dein Freund Gottfried Schulz wird im Laufe des Herbſtes heirathen, er hat ſich mit einer reichen Bauerntochter verlobt, und dem Alten iſt's recht, daß wieder eine Frau ins Haus kommt. Der Alte hat gelobt, wenn Du dem Bankhauſe Anweiſung gibſt, Dir das Geld zu ſenden, dieſe Sendung zu begleiten, er müſſe Dich noch einmal ſehen. Nun lebe wohl und behalte lieb Deinen Freund Theodor Schacht."

Mathilde umſchlang den Gatten und ſah ihm bittend ins Auge. „Haſt Du mich auch jetzt noch lieb?" fragte ſie.

„Welche Frage? Wie kommſt Du zu ihr? Glaubſt Du, daß meine Liebe zu Dir je abnehmen könne?"

Mathilde konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten, haſtig verließ ſie das Zimmer. „Sie ahnt, in welchem Verhältniß ihr Vater zu dem Mörder ſtand," ſagte die Wittwe, „gönne ihr einige Tage Ruhe, Ernſt, dieſer Gedanke iſt nicht ſo hart wie der, welchem ſie bis jetzt nachhing, er wird jenen verdrängen und den Schmerz abſtumpfen, ich gehe zu ihr, um ſie zu tröſten."

„Hier ſteht noch ein Poſtſkriptum," nahm Ernſt das Wort, als er ſich mit Helldau allein ſah.

„Du wirſt mir Recht geben, wenn ich Dir rathe, Deine Gattin von hier fern zu halten, wenigſtens ſo lange, bis das Gerede verſtummt iſt, welches die Enthüllungen des Mörders veranlaßt haben."

Helldau ſchüttelte den Kopf. „Grübeln Sie über den Sinn dieſer Worte nicht lange nach," verſetzte er, „denken Sie, das böſe Gewiſſen habe den Vater Mathilde's zum Selbſtmorde getrieben und laſſen Sie den Schleier hangen, der Ihnen den Reſt des Geheimniſſes verbirgt."

„So ſei es," erwiederte Ernſt, indem er der eintretenden Gattin entgegenging und ſie an ſein Herz ſchloß, „mag jenen Schleier zerreißen, wer will, uns kümmert das Dunkel vergangener Tage nicht, denn uns lacht der Sonnenſchein der Liebe und keine Wolke ſoll ihn uns rauben!"

Ein weiblicher Werbe-Offizier.

Aus Louisville wird die Entſcheidung eines Prozeſſes gemeldet, der in den gerichtlichen Annalen wohl ohne Vorgang ſein dürfte.

Lucy Brown ſtand im 19. Jahre nach dem Tode ihrer Mutter an der Spitze eines beſcheidenen Lingerie-Geſchäftes. Ohne gerade eine Schönheit zu ſein, aber pikant und lebhaft, fleißig und von fleckenloſem Ruf, empfing ſie die Huldigungen zahlreicher junger Männer, ohne Einem den Vorzug einzuräumen,

bis endlich der Sohn eines Professors, glücklicher als seine Nebenbuhler, seine Gefühle erwiedert fand. Die Heirath war beschlossen, die Ausführung aber eine schwierige Sache; daher wurden eine Zeitlang Luftschlösser gebaut. Der Zukünftige besaß weder Vermögen, noch selbstständige Stellung und stieß überdies in seiner Familie auf entschiedenen Widerstand.

Da Geld oder vielmehr Geldmangel das einzige ernstliche Hinderniß ihrer Pläne war, so beschloß die willenskräftige Miß Brown, um jeden Preis solches zu beschaffen. Der Gedanke, auf den sie schließlich verfiel, besaß jedenfalls den Reiz der Neuheit und machte ihrer Erfindungsgabe alle Ehre. Die Schwierigkeiten, welche der Regierung noch zu Anfang dieses Jahres bei Durchführung der Aushebung begegneten, hatten sie veranlaßt, die Freiwilligen-Prämie auf drei Jahre Engagement auf 1000 Dollars zu erhöhen. Die hübsche Braut rechnete nun darauf, sich mit einiger Feinheit und Gewandtheit eine ziemliche Anzahl solcher Prämien zu ergattern.

Zu diesem Zweck gab sie je unter vier Augen einem der Prätendenten einige Hoffnung; auf die Hoffnung folgte kokette Ermuthigung, die verlockendste Verheißung. Mit einem Jeden wurde binnen weniger Tage die nämliche Komödie durchgespielt; immer wiederholte sich die Versicherung zärtlicher Neigung, unbedingter Bevorzugung, lebhafter Wunsch eines dauernden Bundes, aber ebenso immer das gleiche Mißtrauen in die Beständigkeit des Geliebten und die Nothwendigkeit, solche auf die Probe zu stellen.

Jeder einzelne Liebhaber verhieß und verschwor sich seinerseits, wie sich das von selbst versteht, seine Liebe sei ewig und unvergänglich und er selbst bereit, sich den stärksten Feuer- und Wasserproben auszusetzen. Fräulein Lucy versparte die Wasserprobe für sich und beschloß, ihre Anbeter einstweilen nur der Feuerprobe zu unterwerfen. Im Moment höchster Schwärmerei wußte sie nämlich jedesmal, bei dem Gedanken der Trennung, einige Thränen zu vergießen, um jedoch gleichzeitig bestimmt zu erklären, sie werde nie einem Manne die Hand reichen, der nicht bei der (damals noch) kritischen Lage des Vaterlandes demselben seine patriotischen Dienste leiste und während dieser paar Jahre zugleich Gelegenheit habe, seine treue Beständigkeit für sie zu beweisen. Der Prätendent, glücklich, keine schwerere Probe auferlegt zu bekommen, acceptirte das Ansinnen mit Enthusiasmus, engagirte sich auf drei Jahre und empfing die Prämie. Nun zog die junge Dame alle Register weiblicher Schlauheit auf, um den jungen Rekruten von der Mißlichkeit, eine solche Summe bei sich zu behalten, zu überzeugen. Sie brachte die Meisten dahin, ohne es selbst zu verlangen, ihr die Summe freiwillig als Depositum anzubieten, gewissermaßen als Morgengabe. Nachdem dies geschehen, reiste der arme Verliebte mit vollem Herzen und leerem Beutel ab, begleitet von Segenswünschen und Schwüren ewiger Treue.

So wurden von der gewürfelten Miß Lucy sieben zukünftige Ehemänner den Fahnen zugeschickt; insgeheim tröstete sie sich mit dem Glauben, der Zweck heilige die Mittel, obgleich hier eher die Mittel (die Prämie nämlich) den Zweck heiligten. Als sie sich so an der Spitze von 7000 Dollars sah, kündigte sie ihrem arglosen Bräutigam, Herrn Stephenson, an, sie habe eine kleine Erbschaft gemacht, welche ihnen wohl erlaube, an das Ziel ihrer Wünsche zu denken. Einen Monat später war Miß Brown Mißtreß Stephenson geworden und reiste mit ihrem neuen Gemahl nach einer Nachbarstadt ab, um die Früchte der problematischen Erbschaft im Glanz des Honigmondes zu genießen.

Ob die junge Frau so grausam und herzlos war, allen ihren in den Krieg geschickten Anbetern den Schlachtentod oder die Gefangenschaft in Richmond zu wünschen, steht dahin; schlimm genug, daß bis zum März zwei von den Sieben wirklich geblieben waren. Allein zwei Andere kamen leicht verwundet auf Urlaub zurück und sollten das Glück der Neuvermählten nicht wenig stören. Der Zufall führte sie auch noch zusammen; es fanden Herzensergießungen zwischen beiden Kriegern statt, die einen Abgrund vor ihrer arglosen Seele öffneten; zu allem Unglück erfuhren sie dann noch von der Heirath der Treulosen und nun stand der Entschluß der Rache an dem weiblichen Seelenverkäufer fest. Beide reichten eine Klage auf Betrug gegen Mißtreß Stephenson ein und erzählten in der Sitzung vor Aller Ohren, wie man — Freiwilliger wird.

Die Beklagte verlor die Fassung nicht und behauptete, sie habe ihre Anbeter weder verführt noch betrogen. Ihr System der Vertheidigung war auf den Patriotismus der Richter berechnet: „Mein Geschlecht, sagte sie, verhinderte mich, den Tornister zu tragen; daher wollte ich doch wenigstens so viel, als diese unbedeutenden Reize vermochten, dazu beitragen, dem bedrängten Vaterlande Vertheidiger zuzuführen.“ Was die Prämien betreffe, so seien dieselben freiwillige Geschenke ihrer Liebhaber gewesen; endlich glaube sie nicht, daß ein Richter so wenig Hingebung für die Union habe, um sie, die ein ganzes Werbebureau dargestellt habe, zu verurtheilen.

Die patriotische Tugend der Angeklagten wurde dann auch noch durch ihren Vertheidiger ins hellste

Licht gesetzt und erwirkte derselbe wenigstens so viel, daß sie nur zu sechs Monaten Arbeitshaus verurtheilt wurde. Zu allem Unglück kann sich auch ihr Mann nicht über die Entdeckung der Quelle trösten, woraus die Erbschaft geflossen, und so steht der allzu schlauen Mißtreß Stephenson auch noch ein Scheidungsprozeß bevor.

Mannigfaltiges.

Ein Friseur in Mainz hatte dieser Tage sein Haupt stark mit Pomade gesalbt und steckte dasselbe, wahrscheinlich um seinen bei der warmen Witterung lästigen Haarschmuck bis auf die Wurzel zu vertilgen, gemüthlich in Brand. Dieses, für einen Friseur gewiß höchst eigenthümliche, aber jedenfalls sehr sinnreiche Experiment, gelang leider zu vollkommen, denn — der Brand erstreckte sich auch gleichzeitig auf die Kopfhaut und erpreßte dem Experimentator ein Gebrülle, welches sofort eine Menge Menschen und unter ihnen auch einen Arzt herzurief, der für die Unterbringung des jämmerlich zugerichteten Haarkünstlers in das Rochushospital Sorge trug. Dort wird er jedenfalls zu der Einsicht gelangen, daß sich das neue Verfahren nicht zur Patentirung eignet.

Kürzlich wurde in Paris auf der Mairie ein Paar ehelich verbunden; der Bräutigam, ein ehrlicher, arbeitsamer Handwerker, aber ganz ununterrichtet, machte bei seinem Namen, als er unterschreiben sollte, nur ein Kreuz. Die Braut dagegen, obwohl auch aus armer Familie, hatte einen guten Schulunterricht genossen; aber als ihr Bräutigam ihr die Feder reichte, machte auch sie nur ein Kreuz. Ihre Brautjungfer, eine frühere Schulkameradin, bezeugte ihr deßhalb ihre Verwunderung. „Wolltest Du etwa," sagte die junge Frau, „daß ich meinen Mann vor mir erröthen lassen würde? Von morgen an werde ich ihm Schreibunterricht geben."

Von den Eichstämmen ist von den sehr genau gemessenen wohl der größte in Europa der bei Saintes im Departement der untern Charente. Der Baum hat bei 60 Fuß Höhe nahe am Boden 27 Fuß 8½ Zoll, fünf Fuß höher noch 21½ Fuß, wo die Hauptzweige anfangen noch 6 Fuß Durchmesser. In dem abgestorbenen Theile des Stammes ist ein Kämmerchen vorgerichtet, 10—12 Fuß weit und 9 Fuß hoch, mit einer halbrunden Bank. Ein Fenster gibt Licht. Die Wände des durch eine Thür verschlossenen Kämmerchens sind mit Farrenkräutern bekleidet. Ihr Alter schätzt man auf 1800 bis 2000 Jahre.

(Sehr kleines Pferd.) Die Königin von England erhielt aus Java ein Pferd zum Geschenk, welches 4 Jahre alt, vollkommen ausgebildet und dabei nur 27½ Zoll hoch ist; es wird somit von manchem Neufundländer Hund an Größe übertroffen. Der Ueberbringer des Pferdes, Kapitän Luckey vom Schiffe Victor, brachte dasselbe in seinem Wagen mit in eine Gesellschaft der Lady Majoreß, galoppirte mit demselben im Salen herum, nahm es beim Abschiede, unter großem Gelächter, auf die Arme und trug es die Treppe hinunter in sein Cabriolet.

(Ein Riesenpferd.) Der bekannte Thierbändiger Carter zeigte in England ein Pferd ungewöhnlicher Größe; es war 6 Jahre alt, in Nord-Hampton geboren, stammte von gewöhnlichen Zugpferden. Es maß 6 Fuß 9 Zoll englisches Maß und wog 2500 Pfund. Seine Verhältnisse waren regelmäßig und seine Bewegung leicht. Neben demselben stand ein kleiner schottischer Pony, welcher ohne Anstoß unter dem Bauche des Riesen durchgehen konnte.

(Sehr galant.) Die Türken vermeiden es, Fragen zu beantworten, welche ihre Glaubens- und Sittenlehren berühren. Eine vornehme Dame, die dies nicht wußte, fragte einen türkischen Gesandten, weßhalb Muhamed seinen Gläubigen gestattet habe, mehr als eine Frau zu heirathen. Galant entgegnete der Anhänger des Propheten: „Weil er voraussetzte, wir würden nur in mehreren Frauen die Eigenschaften finden, die bei Ihnen, Madame, so glücklich in einer Person vereinigt sind."

Sheridans Sohn, dem witzigen Vater nicht gewachsen im geistigen Wettkampfe, kam von der Universität Cambridge zurück. „Nun, welchem Berufe willst Du Dich widmen, welche Laufbahn wählen?" fragte der Vater. — „Je nun," antwortete der Sohn, „ich lasse mich zum Parlamentsgliede wählen, und ich will auf meine Stirn: „zu vermiethen" (tolet) schreiben." — „Aber vergiß nur nicht hinzuzusetzen: „infurnished" (d. h. unmöblirt, leer), versetzte der Vater.

Auflösung der Homonyme in № 59:

Fichte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 61. Sonntag, 21. Mai 1865.

Die Blinden.

Erstes Kapitel.

Am offenen Fenster, das auf den kleinen Blumengarten hinausging, stand die blinde Tochter des Dorfküsters und erquickte sich am Winde, der über ihr heißes Gesicht flog. Die zarte, halbwüchsige Gestalt zitterte, die kalten Händchen lagen ineinander auf dem Fenstersims. Die Sonne war schon hinab und die Nachtblumen fingen an zu duften.

Tiefer im Zimmer saß ein blinder Knabe auf einem Schemelchen an dem alten Spinett und spielte unruhige Melodieen. Er mochte fünfzehn Jahre alt sein und nur etwa um ein Jahr älter als das Mädchen. Wer ihn gehört und gesehen hätte, wie er die großen offenen Augen bald emporwandte, bald das Haupt nach dem Fenster neigte, hätte sein Gebrechen wohl nicht geahnt. So viel Sicherheit, ja Ungestüm lag in seinen Bewegungen.

Plötzlich brach er ab, mitten in einem geistlichen Lied, das er nach eigenem Sinne verwildert zu haben schien. „Du hast geseufzt, Marlene?“ fragte er mit umgewandtem Gesicht.

„Ich nicht, Clemens. Warum sollt' ich seufzen? Ich schrack nur zusammen, wie der Wind auf einmal so heftig hereinfuhr.“

„Du hast doch geseufzt. Meinst Du, ich hörte es nicht, wenn ich spiele? Und ich fühl' es auch bis hierher, wie Du zitterst.“

„Ja, es ist kalt geworden.“

„Du betrügst mich nicht. Wenn Dir kalt wäre, stündest Du nicht am Fenster. Ich weiß aber, warum Du seufzest und zitterst. Weil der Arzt morgen kommt und uns mit Nadeln in die Augen stechen will, darum fürchtest Du Dich. Und er hat doch gesagt, wie bald Alles geschehen sei und daß es nur thue wie ein Mückenstich. Warst Du nicht sonst tapfer und geduldig, und wenn ich als Kind schrie, so oft mir was weh that, hat Dich meine Mutter mir nicht immer zum Muster aufgestellt, obwohl Du nur ein Mädchen bist? Und nun weißt Du Dich nicht auf Deinen Muth zu besinnen und denkst gar nicht an das Glück, das wir hernach zu hoffen haben?“

Sie schüttelte das Köpfchen und erwiederte: „Wie Du nur denken kannst, ich fürchtete mich vor dem kurzen Schmerz. Aber beklommen bin ich von dummen, kindischen Gedanken, aus denen ich mich nicht herausfinde. — Seit dem Tage schon, wo der fremde Arzt, den der Herr Baron hat kommen lassen, vom Schloß herunter zu Deinem Vater kam und die Mutter uns dann aus dem Garten rief, seit der Stunde schon liegt was auf mir und will nicht weichen. Du warst so in Freuden, daß Du nichts gewahr wurdest. Aber wie Dein Vater damals zu beten anfing und Gott Dank sagte für diese Gnade, schwieg es ganz still in mir und betete nicht mit. Ich sann in mir herum, wofür ich danken solle, und begriff's nicht.“

Sie sagte das mit ruhiger, gefaßter Stimme. Der Knabe schlug wieder einige leise Akkorde an. Zwischen den heiser schwirrenden Tönen, wie sie diesen alten Instrumenten eigen sind, klang ferner Gesang heimkehrender Feldarbeiter, ein Gegensatz wie der eines hellen, kräftig erfüllten Lebens zu dem Traumleben dieser blinden Kinder.

Der Knabe schien es zu empfinden. Er stand rasch auf, trat an das Fenster mit sicherem Schritt — denn er kannte dies Zimmer und all sein Geräth — und indem er die schönen blonden Locken zurückwarf, sagte er: „Du bist wunderlich, Marlene! Die Eltern und Alle im Dorf wünschen uns Glück. Sollt' es nun kein Glück sein? Bis mir's verheißen wurde, hab' ich auch nicht viel darnach gefragt. Wir sind blind, sagen sie. Ich verstand nie, was uns fehlen soll. Wenn wir draußen saßen am Wäldchen und Reisende kamen vorbei und sagten:

Arme Kinder! ward ich zornig und dachte: Was haben sie uns zu bedauern? Aber daß wir anders sind als die Andern, das wußt' ich wohl. Sie sprachen oft Dinge, die ich nicht verstand und die doch lieblich sein müssen. Nun wir's auch wissen sollen, läßt mich die sehnsüchtige Neugier nicht los Tag und Nacht."

„Mir war's wohl, so wie es war," sagte Marlene traurig. „Ich war so fröhlich und hätte all mein Lebtag fröhlich sein mögen. Nun kommt es wohl anders. Hast Du nicht die Leute klagen hören, die Welt sei voll Noth und Sorgen? Und kannten wir die Sorge?"

„Weil wir die Welt nicht kannten; und ich will sie kennen lernen, auf alle Gefahr. Ich würde mir das auch gefallen lassen, so mit Dir hinzudämmern und faul sein zu dürfen. Aber nicht immer; und ich will nichts voraus haben vor Denen, die es sich sauer werden lassen. Manchesmal, wenn mein Vater uns Geschichte lehrte und von Helden und wackern Thaten erzählte, frug ich ihn, ob der und der auch blind gewesen. Aber wer was Rechtes gethan hatte, der konnte sehen. Da hab' ich mich oft tagelang mit Gedanken geplagt. Dann, wenn ich wieder Musik machte und gar Orgel spielen durfte — an Deines Vaters Stelle, vergaß ich wieder meinen Unmuth. Aber wenn er wieder kam, dacht' ich: Sollst du immer Orgel spielen und die tausend Schritt' weit im Dorf umher geh'n, und außer dem Dorf kennt dich kein Mensch und nennt dich Keiner, wenn du gestorben bist? Siehst Du, seit nun der Arzt im Schlosse ist, hoffe ich, daß ich noch ein ganzer Mann werden kann! Und dann gehe ich in die Welt und in jede Straße, die mir ansteht, und habe Keinem was nachzufragen."

„Auch mir nicht, Clemens?"

Sie sagte das ohne Klage und Vorwurf. Aber der Knabe erwiederte heftig: „Höre, Marlene! sprich nicht so Zeugs, was ich nicht leiden kann. Meinst Du, ich würde Dich allein zu Hause lassen und mich so fortstehlen in die Fremde? Traust Du mir's zu?"

„Ich weiß wohl, wie es geht. Wenn die Bursche im Dorf zur Stadt müssen, oder auf Wanderschaft, da geht Keins mit, auch nicht die eigene Schwester. Und hier sogar, wenn sie noch unerwachsen sind, laufen die Knaben von den Mädchen weg, geh'n in den Wald mit ihresgleichen und necken die Mädchen, wo sie ihnen begegnen. Bisher da ließen sie Dich mit mir zusammen und wir spielten und lernten mit einander. Du warst blind wie ich; was wolltest Du bei den andern Jungen? Aber wenn Du sehen kannst und Du wolltest bei mir im Haus sitzen, würden sie Dir nachspotten, wie sie's Jedem thun, der's nicht mit ihnen hält. Und dann — dann gehst Du gar fort auf lange Zeit und ich hatte mich so ganz an Dich gewöhnt!"

Sie hatte die letzten Worte mit Mühe herausgebracht; da übermannte sie die Angst und sie schluchzte laut. Clemens zog sie fest an sich, streichelte ihr die Wangen und sagte dringend: „Du sollst nicht weinen! Ich will nicht von Dir gehen, nie, nie! und eh' ich das thäte, will ich lieber blind sein und Alles vergessen. Ich will nicht von Dir, wenn Dich's weinen macht! Komm, sei ruhig, sei froh! Du darfst Dich nicht erhitzen, hat der Arzt gesagt, weil es den Augen nicht gut ist. Liebe, liebe Marlene!"

Er drückte sie fest in den Arm und küßte sie, was er nie zuvor gethan. Draußen rief seine Mutter vom nahen Pfarrhaus herüber. Er führte die fort und fort Weinende zu einem Lehnstuhle an der Wand, ließ sie darauf niedersinken und ging eilig hinaus.

Kurz darauf schritt ein würdiges Paar den Schloßberg herab ins Dorf, der Pfarrer, eine hohe, gewaltige Gestalt, in aller Kraft und Majestät eines Apostels, der Küster, ein schlichtgewachsener Mann von demüthiger Haltung, dessen Haar schon weiß wurde. Sie waren Beide vom Gutsherrn eingeladen worden, den Nachmittag mit ihm und dem Arzt zuzubringen, der auf die dringende Bitte des Barons aus der Stadt herübergekommen war, die Augen der beiden Kinder zu prüfen und eine Operation zu versuchen. Nun hatte er den hocherfreuten Vätern wiederholt seine Hoffnung auf völlige Heilung versichert und gebeten, auf den kommenden Tag sich bereit zu halten. Den Müttern lag es ob, in der Pfarre das Nöthige zuzurüsten, denn man wollte die Kinder an dem Tage nicht trennen, der Beiden das so lange gemeinsam entbehrte Licht bringen sollte.

Als die beiden Väter vor ihren einander gegenüber gelegenen Häusern angekommen waren, drückte der Pfarrer seinem alten Freunde die Hand und sagte mit feuchtem Blick: „Gott sei mit uns und ihnen!" dann schieden sie. Der Küster ging in sein Haus; da war Alles still, die Magd draußen im Garten. So trat er in sein Zimmer und war der Stille froh, die ihn mit seinem Gott allein sein ließ. Als er über die Schwelle geschritten, erschrack er. Sein Kind war vom Stuhle hastig aufgefahren, drückte das Tuch hastig vor die Augen, die Brust flog ihr wie von Krämpfen, die Wangen und Lippen waren blaß. Er sprach ihr zu und bat sie, sich zu fassen und fragte ernstlich: „Was ist Dir geschehen?" Sie antwortete nur mit Thränen, die sie selbst nicht verstand.

Zweites Kapitel.

In zwei Kammern des Pfarrhauses, die im obern Geschoß nach Mitternacht gelegen waren, hatte man die Kinder gebettet. Die Fenster waren in Ermanglung der Läden mit dunklen Tüchern sorglich verhangen, so daß vom hellsten Tage kaum ein Zwielicht hereindrang. Der geräumige stille Baumgarten des Pfarrers verschattete zum Ueberfluß die Mauer und hielt das Geräusch des täglichen Lebens fern.

Besonders für das Mädchen hatte der Arzt die größte Vorsicht eingeschärft. Was an ihm gewesen, sei geglückt. Nun müsse die Natur im Stillen das Uebrige thun und des Mädchens leicht erregbares Wesen brauche der strengsten Pflege und Schonung.

Marlene war in der entscheidenden Stunde unverzagt gewesen. Als ihre Mutter bei dem Schritt des Arztes über den Flur in Weinen ausbrach, war sie zu ihr getreten, um sie zu beschwichtigen.

Der Arzt fing mit dem Knaben an, der aufgeregt, aber von gesundem Muth, niedersaß und Alles ertrug. Nur wollte er nicht dulden, daß man ihn während der Operation halte. Erst Marlenens Zureden bewog ihn, sich auch das gefallen zu lassen. Als der Arzt von den entschleierten Augen auf einige Sekunden die Hand wegnahm, schrie er heftig auf vor freudigem Schreck.

Marlene zuckte zusammen, dann bestand sie auch ohne einen Laut die kurze Pein. Aber Thränen stürzten ihr aus den Augen und ihr Leib zitterte, so daß der Arzt ihr die Binde eilig umthat und sie selbst in ihre Kammer bringen half, denn die Kniee wankten ihr. Dort auf ihrem Lager stritten sich lange Schlaf und Ohnmacht um sie, während der Knabe versicherte, ihm sei völlig wohl, und nur auf den ernsten Befehl des Vaters sich niederlegte.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Jagd nach einem Wechselfälscher.

Ich saß eines Abends in dem Geschäftszimmer meiner Zeitung, als Polizeisergeant Ballagan eintrat. Er hatte versprochen, mir den ersten guten „Fall“ anzuzeigen, der ihm übertragen würde, und gegenwärtig fand er sich auf der Spur eines berüchtigten Uebelthäters, Namens Ingram, aus Martinique gebürtig. Dieser Mensch war Buchhalter in einem der ausgebreitetsten Produktengeschäfte auf den westindischen Inseln gewesen, wo er sich gegen 50,000 Dollars erschwindelt hatte und nach New-York geflüchtet war. Er brachte Blancoverschreibungen und Wechsel jeder Handelsfirma in den Tropen mit sich und hatte dieselben in einem Hotel an dem Kai niedergelegt. Nach einem Jahr des wunderbarsten Erfolges wurde er in Missouri festgenommen und zu 5jähriger Haft verurtheilt. Zwölf Stunden, nachdem der Entlassene wieder in den Besitz seiner Papiere gekommen war, ging das Versteck in Flammen auf. Sogleich begann er seine verbrecherische Laufbahn auf's Neue, gewann in einer Woche 5000 Dollars und drohte durch seine Flucht nach Canada jedes Wechselhaus von Portland bis Galveston auszuplündern. Er war ebenso gewandt in der Feder, als vertraut mit dem Geschäftsdetail und hatte sich auch der Geheimnisse des Postverkehrs so weit bemeistert, daß er durch Vollmacht und allgegenwärtig zu operiren vermochte.

Man vermuthete, daß er sich an der Grenze aufhalte, und die Bankhäuser aller atlantischen Städte hatten Summen unterzeichnet zu seiner Verhaftung und Verurtheilung um jeden Preis. Seine Geliebte war zu Albany auf ihrem Weg nach dem Westen gesehen worden und wahrscheinlich war auch der Fälscher nicht weit; Ballagan wünschte, daß ich noch denselben Nachmittag mit ihm gegen Norden aufbreche, damit er auf der Spur bleiben könne. Ballagan war schlau und keck; er beschloß, wo möglich Ingram ins Garn zu locken, und wenn dies nicht gelang, ihn auch auf fremdem Boden festzunehmen und zu entführen, um den wahrscheinlich sehr hohen Preis zu verdienen. Der Polizeimann hatte mich mitgenommen, daß dieser Fang durch mich in den Zeitungen bekannt und die Freigebigkeit der Bankhäuser herausgefordert werde. Wir waren mit Vogelflinten bewaffnet und hatten im Sinn, an dem Seeufer zu jagen und zu fischen, während Ballagan die Telegraphenstationen im Auge behielt und ich den jungen herrenlosen Jagdfreund spielte und mich unter dem Weibervolk an der Grenze herumtrieb. Keiner von uns hatte Ingram je gesehen, aber wir besaßen seine Photographie, die ein kleines, nachdenkliches, grauhäriges Männchen darstellte mit Cigarre und Augenglas.

Des Polizisten Erstes war, jedem Steuereinnehmer an der amerikanischen Seite des St. Lorenz ein Signalement des Verbrechers zuzustellen. Ihr Amt erstreckte sich nicht auf Staatsverbrechen, wozu die Fälschung gehört, und sie wurden daher beauftragt, Ingram festzuhalten wegen verschuldeter Entwerthung der Umlaufsmittel, was als ein polizeiliches Vergehen betrachtet wird.

Nach dreitägigem verdrießlichen Mißlingen kamen wir der Mitschuldigen des Fälschers auf die Fährte bis zu Kap Vincent, einem elenden amerikanischen

Dorfe an der Vereinigung des Flusses mit dem See. Hier war sie geheimnißvoller Weise verschwunden; weder der rückgehende Eisenbahnzug, noch die canadische Fähre und auch keiner der Uferdampfer hatte sie aufgenommen; Ballagan's Schlußfolgerung war — rasch und weise — sie hatte den Fälscher selber getroffen und er sie verschwinden lassen. Der Fluß war hier 7—10 Meilen breit und von vielen Inseln unterbrochen. Ingram mochte auf einer derselben sich verstecken und mit einem Ruderboot nach den Ufern des Festlandes übersetzen. Wir handelten alsbald nach dieser Vermuthung, mietheten Ruderer und ein Boot und fuhren mehrere Stunden weit den Kanal auf und ab. Eine ganze Woche lang war unser Mühen umsonst, die wenigen Farmen auf den Grenzeilanden beherbergten Ingram nicht, und die Gestaltung der Küste verhieß ein Suchen ohne Ende. In selber Zeit unternahm der Schurke eine dritte Fälschung zu Ogdersburg, 50 Meilen entfernt, und die Presse war überfüllt mit Klagen über das Polizeisystem und Ballagan.

Am zwölften Tage unseres Abenteurerzuges übergab mir der Polizeimann, überdrüssig von Kummer und Tadel, das Boot und unsere Jagdgeräthe. Der Schiffer ruderte mich mit Tagesanbruch nach einer Bucht an der Wolfsinsel, einer der größten der Gruppe; es war ein einsamer Ort, fern von den Strömungen des Flusses, verborgen von dem Festlande, von jedem Segel und jeder Wohnstätte. Ich wurde nun an mein Frühstück gemahnt; die Insel war nahe, und als wir nach einem Landungsplatz suchten, zeigte uns eine Einbiegung eine bequeme Bretterhütte, welche sich an ein Dickicht lehnte und von einem flachen Gestade umgeben war. Alsbald erschien ein Mann und eine Frau unter der Thür; ersterer ging nach dem Fahrzeug, sprang hinein und ruderte von dannen, ohne ein Wort zu reden. Die Frau nahm uns scheu, aber gastlich auf und gab meinem Schiffer Erlaubniß, ihr Feuer und ihren Kessel zu benützen; während sie den Fisch abschuppte und zubereitete, ging ich umher und sah mir die Hütte an. Der Wald wuchs hoch und dicht bis an dieselbe heran und sie schien keinen Zugang zu haben, außer von der kleinen Bucht her. Endlich entdeckte ich in dem Cedernholz einen Pfad, den ich verfolgte, bis er an einem Wassertümpel aufhörte, wo ein Floß am Gestade lag. Da ähnliche Kanäle die Wohnung umgaben, schloß ich daraus, daß sie auf einem kleinen abgesonderten Inselchen liege und deßhalb früher unseren Blicken entgangen war. Die Frau beobachtete mich aus dem Fenster, als ich zurückkam. Sie war hübsch, aber nicht einnehmend, ein schönes thierisches Gesicht, ein wenig verlebt vielleicht und befremdlich in diesem düsteren abgeschlossenen Erdenwinkel. Sie war nicht geneigt, mir Rede zu stehen, gab aber zu, daß sie erst hier seit Kurzem wohne und nahm endlich gelangweilt eine gelb eingebundene Novelle von einem Gestelle und las in unbehaglichem Schweigen, indem sie von Zeit zu Zeit auf mich hinschaute. Ich musterte die übrigen Bücher in dem Fache: Hunt's Merchants Magazine, ein Haufen Schiffstabellen, ein Manual für Buchhaltung, eine Abhandlung über das Handelsgesetz und Aehnliches, eine seltsame Bibliothek für diese Wildniß. Bei meinem Mahle dachte ich über all Dies nach, machte einen zweiten vergeblichen Versuch, Madame's Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen und empfahl mich zu guter Letzt.

„Rudere mich an das canadische Ufer," sagte ich zu dem Schiffer, „wir wollen die Nacht bei dem britischen Löwen zubringen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Solothurn berichtet die dortige Zeitung folgendes schöne Beispiel von der Geistesgegenwart eines Kindes: Am Dienstag fiel ein ca. 5jähriges Knäblein in den Mühlbach. Sein bei ihm befindliches 3—4jähriges Schwesterlein lief nicht etwa nach Hilfe, sondern blieb, konnte ein Beinchen des im Bache Liegenden ergreifen, zerrte und zerrte, konnte dann auch mit der andern Hand das Kleid des Brüderchens am Oberkörper ergreifen, so daß es über Wasser kam, und rief nun erst um Hilfe. Befragt, erbat sich die Kleine als Belohnung ein — Springseil.

*Sylbenräthsel.

Auf dem Kopf — nicht in dem Kopf
Trag' die Erste! — doch du Tropf,
Wenn's dir an der Zweit' gebricht,
Räthst du's Ganze sicher nicht
Und du bist es in Person!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 62. Dienstag, 23. Mai 1865.

Die Blinden.

(Fortsetzung.)

Sobald aber entschlief Clemens nicht. Bunte Gestalten, bunt zum erstenmal, glitten an ihm vorüber, geheimnißvoll, die ihm noch Nichts waren und doch so Viel werden sollten, wenn die Leute Recht hatten, die ihm Glück wünschten. Er frug Vater und Mutter, die an seinem Bette saßen, nach hundert Dingen, die ihm räthselhaft, nach Dingen, die ihm freilich die tiefsinnigste Wissenschaft nicht hatte enträthseln können. Denn was weiß sie von dem Quell des Lebens? Der Vater bittet ihn, sich zu gedulden, denn mit Gottes Hilfe werde er bald in seinen Zweifeln selbst klarer sehen. Jetzt sei ihm Ruhe noth und vor Allem Marlenen, die er leicht durch sein Sprechen aufwecken könne. Da schweigt er denn und horcht durch die Wand. Er bittet flüsternd, man solle die Thür öffnen, daß er hören könne, ob sie schlafe und nicht etwa stöhne vor Schmerz. Die Mutter thut ihm den Willen. Nun liegt er unbeweglich und lauscht, und das Athmen seiner schlafenden kleinen Freundin, das ruhig ein- und ausgeht, singt ihn endlich auch in den Schlaf.

So lagen sie stundenlang. Im Dorf draußen ging es stiller zu als sonst. Wer mit einem Fuhrwerk an der Pfarre vorbei mußte, hütete sich vor allem Lärm. Auch die Schulkinder, denen es der Lehrer gesagt haben mochte, tobten nicht wie sonst aus dem Unterrichte nach Haus, sondern gingen, das Haus scheu und flüsternd anblickend, paarweise entfernten Spielplätzen zu. Nur der Gesang der Vögel schwieg nicht in den Zweigen; aber wann hätte sein Klang ein ruhebedürftiges Menschenkind gestört und verdrossen?

Erst die Heerdenglocken weckten die beiden Kinder. Des Knaben erste Frage war, ob Marlene schon nach ihm gerufen habe. Er frug sie dann halblaut, wie sie sich fühle. — Der dumpfe Schlaf hat ihr kaum wohlgethan und die Augen brennen ihr unter der leichten Binde. Aber sie zwingt sich, sagt, es sei ihr besser und plaudert heiter mit Clemens, dem die abenteuerlichsten Gedanken über die Lippen gehen.

Spät, als der Mond schon aus dem Walde stieg, klopft zaghafte Kinderhand an die Thür des Pfarrhauses. Die kleinen Mädchen vom Dorfe sind's, mit einem Kranz für Marlene, von ihren besten Gartenblumen, und einem Strauß für Clemens. Als man ihn dem Knaben bringt, verklärt sich sein Gesicht. Der Duft und der kühle Thau erfrischen ihn. Er bittet: „Sagt ihnen viel schönen Dank. Sie sind gute Mädchen. Jetzt bin ich noch krank. Aber wenn ich erst sehen darf, steh' ich ihnen bei gegen die Buben." — Marlene, da man ihr den Kranz auf's Bett legte, schob ihn mit den blassen Händchen sanft zurück und sagte: „Ich kann nicht! Mir schwindelt, Mutter, wenn mir die Blumen nahe sind. Bring' ihn dem Clemens auch!"

Sie fiel bald wieder in ihren fieberhaften Halbschlaf. Erst die gesunde Nähe des Tages beruhigte sie, und der Arzt, der in aller Frühe kam, fand sie außer Gefahr, wie er kaum gehofft hatte. Lange saß er dann am Bett des Knaben, hörte lächelnd die seltsamen Fragen an, ermahnte ihn freundlich zu Geduld und Ruhe und ging mit der besten Zuversicht.

Aber Ruhe und Geduld einem anzusinnen, dem ein vielgelobtes Land endlich einen Augenblick aus der Ferne gezeigt worden! Der Vater muß, so oft sein Amt ihm die Zeit läßt, in die Kammer hinauf und erzählen. Die Thür darf dann nicht geschlossen werden, daß auch Marlene die schönen Geschichten hören kann, Legenden von frommen Männern und Frauen, denen Gott schwere Gebrechen gegeben und genommen, das Mährchen vom armen Heinrich, für den das fromme Mägdlein in ihrer Demuth sich hat opfern wollen, und wie Gott Alles

herrlich hinausgeführt habe, und was der würdige Pfarrer an erbaulichen Historien aufzutreiben wußte.

Wenn dann dem frommen Mann unvermerkt die Erzählung zum Gebet wurde, oder die Mutter mit ihrer klaren Stimme ein Danklied zu singen anhob, faltete Clemens auch die Hände und sang mit; aber gleich darauf warf er neue Fragen hin, die zeigten, daß er mehr Anteil an der Geschichte genommen, als am Gesang. Marlene fragte nie. Sie war freundlich gegen Jedermann und Keiner ahnte, wie viele Gedanken und Fragen in ihr arbeiteten.

Sichtbar genasen sie von Tag zu Tag, und schon am vierten nach der Operation erlaubte ihnen der Arzt aufzustehen. Er selber stützte das Mädchen, wie sie schwach und zitternd durch die finstere Kammer ging nach der offenen Thür, in der der Knabe stand und fröhlich seine suchenden Hände nach den ihren ausstreckte. Dann hielt er ihre Hand fest und bat sie, sich auf ihn zu stützen, was sie zutraulich that.

Sie schritten die Kammer auf und ab mit einander, und er mit dem feinen Gefühl der Oertlichkeit, wie es Blinden eigen ist, geleitete sie behutsam an den Sesseln und Schränken vorüber, die an den Wänden standen. „Wie ist Dir?“ frug er sie. — „Mir ist wohl,“ war ihre Antwort, „heut' wie immer.“

„Komm,“ sagte er rasch, „lehn' Dich fester an; Du bist noch matt. Es thäte Dir gut, ein bischen Wiesenduft im Freien zu athmen, denn hier ist die Luft dick und schwer. Aber noch ist's nicht gesund, sagt der Doktor. Die Augen werden wund und erblinden gar wieder, wenn sie zu früh ins Licht sehen. O, nun weiß ich schon, was Licht und Dunkel ist. Kein Flötenton ist so süß, als wenn es Dir so weit und schimmernd um's Auge wird. Es thut mir weh, muß ich sagen; doch hätt' ich immer so ins Bunte starren mögen; so selig war der Schmerz. Du wirst es auch erleben. Aber es ist noch mancher Tag zu überstehen, bis es uns so gut wird. Dann aber thu' ich den ganzen Tag Nichts als sehen. Was ich wissen möchte, Marlene; Sie sagen, jedes Ding habe eine andere Farbe. Was für Farben mag Dein und mein Gesicht haben? Dunkel oder hell? Es wäre garstig, wenn sie nicht recht schön hell wären. Ob ich Dich wohl erkenne mit den Augen? Jetzt, so tastend, will ich Dich mit meinem kleinen Finger unter allen Menschen herausfinden. Aber hernach — da haben wir uns ganz von Neuem kennen zu lernen. Ich weiß jetzt, Deine Wangen und Deine Haare sind weich anzufühlen. — Ob sie den Augen auch so sein mögen? Das wüßt' ich gern und es ist noch so lange hin!“ In diesem Ton plauderte er unaufhörlich und achtete nicht darauf, daß sie stumm neben ihm ging. Manche von seinen Worten waren ihr tief zu Herzen gegangen. Sie war nie darauf verfallen, daß sie sich selbst nun auch sehen würde und wußte auch kaum, wie sie sich das zu denken habe. Von Spiegeln hatte sie gehört, ohne es zu verstehen. Sie dachte sich jetzt, sobald ein Sehender die Augen aufthäte, erschiene ihm sein eigen Angesicht.

Nun, wie sie wieder im Bett lag und die Mutter dachte, sie schliefe, ging ihr das Wort durch den Sinn: Es wäre garstig, wenn unsere Gesichter nicht hell wären. Sie hatte von Schön und Häßlich gehört und daß häßliche Menschen bemitleidet und oft minder geliebt würden. Wenn ich nun häßlich bin, sagte sie sich, und er will Nichts mehr von mir wissen! — Früher — was frug er darnach? Er spielte gern mit meinen Haaren und nannte sie Seidenfädchen. Das wird nun aufhören, wenn er mich garstig findet. Und er, wenn er's auch ist, ich will's ihn gewiß nicht merken lassen, will ihn doch lieb haben. Aber nein, ich weiß wohl, er kann nicht häßlich sein, er nicht!

Lange grübelte sie in Kummer und Neugier versunken. Es war schwül. Die Nachtigallen im Garten riefen ängstlich herein und ein zuckender Westwind stieß gegen die Scheiben. Sie war ganz allein in der Kammer, denn das Bett der Mutter, die sonst bei ihr geschlafen, war der Hitze wegen aus dem engen Gemache wieder hinausgeschafft. Ueberdies hielt man eine Nachthüterin nicht mehr für nöthig, da das Fieber völlig geschwunden war. Und gerade heute überkam es sie wieder und warf sie hin und her, bis lange nach Mitternacht ein kurzer dumpfer Schlaf sich ihrer erbarmte.

Indessen zog das Wetter, das die Hälfte der Nacht murrend am Horizonte gekreist hatte, mit Macht herauf, lagerte sich über dem Walde und stand nun still, denn der Wind schwieg. Ein heftiger Donner schallt in Marlenens Schlummer hinein. Halbträumend fährt sie empor. Sie weiß nicht, was sie sucht und sinnt, in ungewisser Angst treibt es sie, aufzustehen, ihre Kissen sind so heiß! Nun steht sie am Bett und hört draußen den starken Regen niederrauschen. Aber er kühlt ihre fieberode Stirne nicht. Sie sucht sich zu fassen und zurecht zu finden und findet in ihrer Seele Nichts, als die traurigen Gedanken, mit denen sie einschlief. Ein seltsamer Entschluß geht in ihr auf. Sie will hinein zu Clemens. Auch er ist allein. Wer hindert sie, ihrer Ungewißheit ein Ende zu machen und sich und ihn zu sehen? Nur dies Eine denkt sie, und alle Worte des Arztes sind vergessen. So geht sie, ohne sich zu besinnen, ganz wie sie ihr Bett ver-

lassen, der Thüre zu, die halb offen steht, findet die Lehne des Bettes, huscht auf den Zehen an des Schlafenden Seite und mit verhaltenem Athem über ihn gebeugt, reißt sie sich rasch die Binde von den Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Jagd nach einem Wechselfälscher.

(Fortsetzung.)

Ich landete an einem kleinen Weiler in der Nähe der Stadt Kingston und ruhte mich dann aus in einem reinlichen Gasthause, wo ich am Fenster saß und eine Zeitung vor mir hatte. Aus meinem Halbschlafe weckte mich Jemand, der hereinkam. Ein Mann in einem grauen Rocke hatte die Zeitung an sich genommen und las durch eine Brille. Er saß abgewendet, aber doch erkannte ich ihn bald als den Bewohner des Hauses in der Bucht. Er war klein, hager und einem Gentleman ähnlich; nach einer Weile zog er ein Papier aus seiner Tasche und zündete damit seine Cigarre an, während er den Rest wegwarf. Ein Lärm verursachte sein Hinausgehen, und bevor ich mich wieder zum Schlafen zurecht legte, nahm der Aufruhr vor dem Hause zu, und ich sah den Fremden mit einigen Bauern im Handgemenge, welche kürzlich einige Pferde eingebüßt und jeden Unbekannten als einen Dieb anzusehen geneigt waren. Er war gelassen und höflich, und nachdem er sie etwas verblüfft hatte, kehrte er zu seinem Fahrzeug zurück und ruderte durch den Strom. Als er so in seinem Boote stand, kam mir die Ueberzeugung, daß dieser Mann und Ingram eine und dieselbe Person seien, auf den alle Indicien in dem Hause an der Bucht, die Bücher und das Weib hinwiesen. Ein weiterer Beweis war das Papier, womit er die Cigarre angezündet, dessen Rest ich von dem Boden der Schenkstube aufgehoben; ein unausgefüllter Wechsel, einer der vielen, womit der Verbrecher operirt hatte! Ich wartete nicht lange, sondern rief meinen Schiffer herbei, mit dessen Hilfe ich jenen Abend noch Kap Vincent erreichte. Nicht ohne Gewissensbisse theilte ich meine Entdeckungen Ballagan mit, der im Bette lag und mit matten Augen und wie mit Taubheit geschlagen meinen Bericht anhörte.

„Ihr müßt unverweilt auf der Fähre nach Kingston übersetzen," sagte er, „ich will ein Telegramm diktiren und einen Maueranschlag; das eine muß abgeschickt und der andere gedruckt werden, sobald Ihr dort ankommt; schreibt!"

„Allen britischen Beamten und Anwohnern von St. Lorenz, ich Pepin Petit, von Fort Erie, Westcanada, habe acht vorzügliche Pferde eingebüßt. Der Dieb ist bekannt als ein kleiner grauhaariger, gescheidt aussehender Mann, kurzsichtig, der einen grauen Rock trägt, zuletzt in der Nähe von Kingston gesehen, der, wie man glaubt, auf Wolfs Island oder in dessen Nähe wohnt. Ich bezahle tausend Dollars für seine Haftnahme, er wird ohne Zweifel zu landen versuchen zwischen Kingston und Montreal."

Ich ließ unwillig die Feder fallen. „Das ist eine Lüge, Ballagan!" sagte ich, „eine Polizeifinte, mit der ich nichts zu schaffen haben will!"

„Ich verhafte Euch!" donnerte der Riese, indem er seine Decke zurückwarf. „Ich habe Euren Eifer wohl bemerkt, das Gesetz wird Euch als einen Mitschuldigen des Fälschers packen, es ist in Eurer Macht, der Justiz zu dienen; Ihr weigert Euch dessen? Dafür wird die öffentliche Meinung Euch brandmarken."

Ich erkannte meinen Mißgriff und gehorchte.

Diese Nacht noch förderten die Züge des großen Tunnel-Schienenweges Verhaftbefehle nach jedem Uferdorfe, und die canadische Seite war dem Fälscher ebenso unzugänglich, wie das amerikanische Ufer es ihm schon gewesen. Pferdediebstahl war ebenso verabscheut wie der Mord, wo der Viehstand den einzigen Reichthum des Volkes ausmachte.

„Unser Freund ist entkommen," berichtete mir später Ballagan, „und hat mir durch seine Zuhälterin, die unglücklicher Weise kein Obdach mehr hat und die ich im Gefängniß untergebracht, ein seltsames Schreiben zustellen lassen."

Ich nahm das Billet; die Schrift war deutlich und wunderschön, wie gestochen.

„Dem Polizeiamt zu Kap Vincent! Ich möchte achtungsvoll bemerken, daß Ihr Euch selbst Unrecht thut. Wenn Ihr mich einfanget, so könnt Ihr etwa 3000 Dollars gewinnen; laßt mir freies Spiel für eine Woche, und ich will für mich selber 100,000 und für Euren Antheil 20,000 Dollars zusammenbringen. Dies ist ein ehrlicher Vorschlag; bedenkt ihn wohl! Ich weiß, daß Canada und die Staaten mir zugleich verschlossen sind, aber ich lebe noch und werde nie lebendig gefangen werden. Ingram."

Meine ersten Beiträge zu den canadischen Blättern wurden durch Ballagan eingegeben und erschienen nächsten Morgen. Sie beabsichtigten, die öffentliche Meinung zu entflammen, und erzählten einige Fabeln von Ingram über sein Unternehmen, Eigenthum aus der Kolonie zu entfremden. In selber Nacht noch wurde jede Hütte von Toronto bis Quebeck mit des

Flüchtlings Signalement vertraut gemacht und ihm Rache geschworen, wo immer zwei Bauern zusammentrafen, und bald war die ganze Grenze auf der Jagd nach einem einzigen Mann. Wir wußten, daß er in seinem Boote umherschwamm; dreimal hatte er zu landen versucht, aber das Landvolk trieb ihn zurück und nirgends konnte er Speise und Trank erhalten. So verstoßen, hungrig, verfolgt, bewegte er sich stets nordwärts nach dem kalten Golf, bis seine Spur uns entschwand in dem Gebiet der „tausend Inseln", die, in der breiten Mündung des St. Lorenzo gelagert, das malerische Inselmeer bilden.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Bei Konin in Polen ist vor einiger Zeit, wie der „Ostd. Ztg." ein Augen- und Ohrenzeuge versichert, folgender tragische Fall vorgekommen: „In einer Schenke eines kleinen Dorfes bei Konin trafen einige russische Soldaten mit russisch-polnischen Bauern zusammen. Während sie sich am Branntwein gütlich thun, prahlt einer der Kosaken ungeheuer, was er für ein trefflicher Schütze sei, und macht einem Bauer die Offerte, daß er ihm auf hundert Schritte den Hut vom Kopfe herunterschießen wolle. Der Bauer geht darauf ein und es kommt zur Wette um 4 Quart Schnaps. Jeder ist des Sieges gewiß; der Kosak im Bewußtsein seiner Sicherheit im Schießen und der Bauer — im Bewußtsein seiner Schlauheit. Der Letztere drückt sich den niedrigen, breitkrämpigen Hut tief in die Stirne und stellt sich auf 100 Schritte hin, und weiß bereits im Geiste — da der Hut doch jetzt fest sitzt, daß er gewonnen habe. Der Kosak legt an, zielt, der Schuß fällt, aber auch der Bauer, denn die Kugel war ihm mitten durch die Stirne gegangen. Der Soldat wurde sofort verhaftet und nach Konin gebracht, wo er Tags darauf der fahrlässigen Tödtung eines Menschen angeklagt wurde. Seine Vertheidigung war einfach, indem er behauptete, nicht durch Fahrlässigkeit den Bauer getödtet zu haben, da er im Schießen so sicher wie Keiner sei; der Bauer sei allein daran schuld, da er sich den Hut zu tief in die Stirne gedrückt habe; aber — damit auch der Richter die Ueberzeugung gewinne, daß er ein unfehlbarer Schütze sei und ihn deßhalb freisprechen möge, machte er ihm den Vorschlag, dasselbe Experiment mit ihm wie mit dem Bauer vorzunehmen, nur gebe er ihm den guten Rath, sich nicht den Hut in die Stirne zu drücken, sonst könne die Kugel denselben nicht mitnehmen. Der Delinquent wurde zu vier Wochen strengem Arrest verurtheilt.

(Schlauheit der Füchse.) In früheren Jahren, erzählt ein Jagdfreund, besaß ich einen Fuchs, den ich aufgezogen und im Hofe an einer Kette liegen hatte. Von meinem Wohnzimmer konnte ich ihn den ganzen Tag beobachten und hatte dadurch Gelegenheit, während vier Jahren fast täglich folgenden Schelmenstreich zu konstatiren. Sobald Meister Reineke sein Mittagsmahl verzehrt hatte, fanden sich viele Vögel, besonders Rothschwänzchen, ein, welche die Reste seines Mahles verzehren wollten. Anfangs setzte sich der Fuchs in die Nähe seiner Schüssel und suchte, jedoch stets vergeblich, einen Vogel zu erhaschen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen legte sich der Erzschelm auf den Rücken, schloß halb und halb die Augen und stellte sich schlafend, um die Vögel zutraulich zu machen, was ihm auch so gut glückte, daß er fast täglich einige, welche über ihn hin- und herflogen, erschnappte. Ebenso charakteristisch ist folgende Thatsache: Im Jahre 1859 jagte ich, und während zwei Jagdfreunde mit mir die Rückkehr unserer Hunde abwarteten, sahen wir in einer uns gegenüber liegenden Bergwand, welche nur mit einzelnen kleinen Büschen bewachsen war, einen Fuchs herumschleichen und beobachteten ihn fast eine Stunde lang. Der Fuchs ging den ganzen Berg ab von einem Busch zum andern, stellte sich der Länge nach quer gegen den Busch und schlug mit seiner Ruthe durch die dem Kopfe entgegengesetzte Seite, wodurch der darin sitzende Vogel veranlaßt wurde, auf der Seite herauszufliegen, wo der Kopf des Fuchses sich befand, so daß er von demselben gefangen wurde. Eine halbe Stunde später erlegte ich den Räuber. Die Sektion ergab, daß er bei seiner originellen Treibjagd sieben Vögel erbeutet hatte.

Charade.

Seitdem durch meiner Ersten Kraft
Die Zweite wird so treu geschafft,
Wie es kein Meister besser kann,
Trifft überall man's Ganze an.

Auflösung des Sylbenräthsels in № 61:
Strohkopf.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 63. Freitag, 26. Mai 1865.

Die Blinden.

(Fortsetzung.)

Aber Marlene erschrickt, da es dunkel bleibt wie zuvor. Sie hatte vergessen, daß es Nacht sei und daß man ihr gesagt hatte, in der Nacht seien die Menschen allzumal blind. Sie hatte gedacht, es müsse eine Klarheit ausströmen und so sich und die Dinge erleuchten. Nun fühlte sie den Hauch des Knaben sanft an ihre Augen wehen, aber sie unterschied keine Gestalt. Schon will sie bestürzt und fast verzweifelnd wieder zurück — da flammt durch die nicht mehr genau verhüllten Scheiben ein sekundenlanger Blitz, dann ein zweiter und dritter, die Luft wogt von Helle hin und her, Donner und Regenguß wachsen an Lärm —; sie aber starrt einen Augenblick auf das Lockenhaupt, das sanft in die Kissen gedrückt daliegt; dann verschwimmt das Bild, die Augen thränen gewaltsam und von unaussprechlicher Angst aufgescheucht flieht sie in ihre Kammer, legt die Binde um, sinkt auf's Bett und in ihr ist es, als wisse sie es unerschütterlich, daß sie gesehen hat zum ersten und letzten Male.

Drittes Kapitel.

Wochen sind vergangen. Zum ersten Male soll sich die junge Kraft der Augen am Licht versuchen. Der Arzt, der indeß von der Stadt aus die einfache Pflege der Kinder geleitet hat, war an einem umwölkten Tage herübergekommen, um selbst zugegen zu sein und die Frucht seiner Sorge mitzugenießen.

Man hatte statt der Vorhänge Laubgewinde um die Fenster zebreitet und beide Kammern mit Grün und Blumen festlich aufgeschmückt. Der Gutsherr selbst und wer im Dorfe den beiden Familien am nächsten stand, hatte sich eingefunden, Eltern und Kindern Glück zu wünschen und sich am Staunen der Geheilten zu freuen.

Marlene drückte sich in düsterer Angst in die Zweige im Winkel, als Clemens hochroth vor Entzücken ihr gegenübergestellt wurde und ihre Hand faßte. Er hatte sich's ausgebeten, sie zuerst sehen zu dürfen. So löste man ihnen in demselben Augenblick die Binden.

Ein Ach des höchsten wortlosen Jubels klang von des Knaben Lippen. Er blieb starr auf demselben Fleck, ein verklärtes Lächeln um die Lippen, die hellen Augensterne hierhin und dorthin bewegend. Er hatte vergessen, daß Marlene vor ihm stehen sollte und wußte ja noch nicht, was menschliche Gestalt sei. Sie that auch Nichts, ihn an sich zu erinnern. Ohne Regung stand sie, nur leicht mit den Wimpern zuckend, die klare, braune, todte Augen beschatteten. Noch hatte man kein Arg. Die Wunder, dachte man, die sie zuerst fremd ansehe, versteinern sie. Aber als die Freude des Knaben laut ausbrach, man ihm sagte: das ist Marlene! und er in der alten Gewohnheit mit der Hand ihre Wangen suchte und sagte: „Du hast ein helles Gesicht," — da stürzten ihre Thränen hervor, sie schüttelte heftig den Kopf und sagte kaum vernehmlich: „Es ist ja dunkel hier! Es ist ja Alles wie es war!"

Wer schildert das Entsetzen der nächsten Stunde! Der Arzt, tief erschüttert, führte sie auf einen Stuhl zum Fenster und untersuchte die Augen. Das graue Häutchen des Staars, das er entfernt hatte, war nicht wieder erneut. Nichts unterschied die Pupille von gesunden, als die leblose, traurige Starrheit. „Der Nerv ist erloschen," sagte er. „Eine heftige Erschütterung durch einen plötzlichen grellen Schein muß ihn getödtet haben." — Die Küstersfrau verließen ihre Sinne; sie fiel ihrem Manne todtenblaß in den Arm. Clemens begriff noch kaum, was vorging. Seine Seele war von dem neu geschenkten Leben zu voll. Aber Marlene lag in Thränen aufgelöst und antwortete auf keine Frage des Arztes. Auch später erfuhr man nichts von ihr. Sie wisse

nicht, wie es gekommen; man ſolle ihr vergeben, daß ſie ſo kindiſch geweint habe. Sie wolle Alles hinnehmen, wie es ihr beſchieden ſei. Habe ſie es doch bisher nicht anders gekannt.

Als man Clemens das Unglück klar gemacht hatte, gerieth er außer ſich, ſtürzte zu ihr und ſchrie unaufhörlich: „Du ſollſt auch ſehen! Ich will nichts vor Dir voraus haben. Sei ruhig, es wird nicht Alles verloren ſein. Ach, nun weiß ich erſt, was Du verloren hätteſt! Es iſt nichts, daß man ſelber ſieht. Aber Alles ringsum hat Augen und ſieht uns an, als hält' es uns lieb. Und es wird Dich anſehen; gedulde Dich nur und weine nicht." — Und dann frug er nach dem Arzt und drängte ſich ungeſtüm an ihn und bat unter Thränen, Marlenen zu helfen. Dem braven Manne ſtanden helle Tropfen im Auge; er faßte ſich mühſam, ermahnte ihn, ſich zu ſchonen, er wolle ſehen, was zu thun ſei und hielt ihn mit Hoffnungen hin, um eine Aufregung zu verhüten, die ihm hätte gefährlich werden können. Den Eltern verhehlte er die troſtloſe Wahrheit nicht.

Aber des Knaben Schmerz ſchien Marlene getröſtet zu haben. Sie ſaß ſtill am Fenſter und rief ihn leiſe zu ſich. „Es muß Dich nicht ſo kümmern," ſagte ſie. „Es kommt Alles von Gott. Freue Dich nur, wie ich mich freue, daß Du geheilt biſt. Du weißt ja, ich habe nie ſonderlich darnach verlangt. Nun wär' ich's auch zufrieden, wenn es meine Eltern nicht ſo betrübte. Aber ſie werden ſich daran gewöhnen und Du auch, und ſo wird es gut werden, wenn Du mich nur lieb behältſt, da ich nun bleibe, wie ich war."

Er ließ ſich nicht beruhigen und der Arzt drang darauf, die Kinder zu trennen. Man führte Clemens hinunter in das größere Zimmer, wo ſich die Leute aus dem Dorf um ihn drängten. Sie drückten ihm der Reihe nach die Hand und ſagten herzliche Worte. Ihn betäubte die Menge. Er ſagte nichts als: „Wißt Ihr auch ſchon, Marlene iſt blind geblieben!" Und weinte dann von Neuem.

Es war hohe Zeit, ihm die Binde wieder umzuthun und ihn in ein einſames, kühles Zimmer zu bringen. Da lag er und war erſchöpft von Freude, Schmerz und Weinen. Der Vater ſprach mild und fromm zu ihm, was ihm doch wenig half. Auch im Schlaf weinte er viel und ſchien ängſtlich zu träumen.

Am folgenden Tage aber forderten Freude, Wißbegier und Staunen ihr Recht an ihm, und die Trauer über Marlene ſchien ihm nur nahe zu kommen, wenn er ſie ſah. Er hatte ſie gleich in der Frühe beſucht und mit der zärtlichſten Sorge gefragt, ob ſich über Nacht nichts geändert und gebeſſert habe. Dann aber beſchäftigte ihn die bunte Welt, die ſich ihm aufthat, und wenn er zu Marlene zurückkam, war es nur, ihr ein neues Wunder zu ſchildern, wo er denn oft mitten im Fluß der haſtigen Erzählung einhielt, durch einen Blick auf die arme, kleine Freundin erinnert, wie weh ihr ſeine Freude thun müſſe. Im Grunde that ſie ihr aber nicht weh. Sie wollte nichts für ſich; ihn begeiſtert reden zu hören, war ihr ein Feſt. Aber als er ſeltener kam, im Wahn, ſie zu betrüben und dann ſchweigſam war, weil ihm alles Andere verſchwand gegen Das, was er ihr nicht zu ſagen wagte, wurde ſie unruhig. Sie hatte ihn ſonſt am Tage nur ſelten entbehrt. Jetzt ſaß ſie viel allein. Die Mutter kam wohl oft, ihr Geſellſchaft zu leiſten. Aber die gute Laune der ſonſt lebhaften Frau war fort, ſeit ihre liebſte Hoffnung fehlgeſchlagen. Sie wußte ihrem Kinde nichts zu ſagen als Troſtesworte, die ihre eigenen Seufzer Lügen ſtraften und die Marlene wenig ſein konnten. — Wie Viel von dem, was ſie nun litt, hatte das Mädchen voraus gefürchtet! Und doch überraſchte ſie das Gefühl der Entbehrung mit unbekannten Schmerzen.

Sie ſaß nun wieder oft in ihres Vaters Gärtchen unter den Zweigen und ſpann. Wenn dann Clemens zu ihr kam, glänzte es ſeltſam um ihre armen Augen. Er war immer freundlich zu ihr, ſetzte ſich neben ſie auf das Bänkchen und ſtreichelte ihr Haar und ihre Wangen wie ſonſt. Sie bat ihn einmal, er ſolle nicht ſo ſtill ſein. Wenn er ihr erzähle, wie die Welt ſei und was er täglich mehr von ihr lerne, ſo fühle ſie nichts von Neid. Aber wenn er gar nicht komme, ſo bleibe ſie gar zu einſam. Sie erinnerte ihn mit keinem Wort daran, daß er ihr an jenem Abend verſprochen hatte, ſie nie zu verlaſſen, denn ſie hatte längſt darauf verzichtet. Nun aber war es, als ſei ſie ihm doppelt lieb geworden, ſeit er ihr nichts mehr zu verſchweigen hatte. Da floß ihm das Herz über und er erzählte ihr ſtundenlang von Sonne, Mond und den Geſtirnen, von allen Blumen und Bäumen, und vor Allem, wie die Eltern und ſie ſelbſt ausſähen. Sie bebte freudig bis ins innerſte Herz, als er ihr unſchuldig ſagte, daß ſie hübſcher ſei, als alle Mädchen im Dorf. Nun beſchrieb er ſie, daß ſie ſo ſchlank ſei und einen feinen Kopf habe und dunkle, zarte Augenbrauen. Er habe ſich nun auch geſehen im Spiegel, aber er ſei lange nicht ſo hübſch. Er brauch' es auch nicht und es ſei ihm gleichgiltig; wenn er nur ein geſcheidter Mann werde. Männer ſeien überhaupt nicht ſo ſchön wie Frauen. Sie verſtand das Alles nicht ganz. Aber ſo viel begriff ſie, daß ſie ihm gefalle, und was wollte ſie mehr?

Sie kamen nicht wieder auf dieſe Dinge zu ſprechen. Aber unerſchöpflich war er, ihr von der ſchönen Welt zu reden. Wenn er dann nicht kam, dachte ſie ſeinen Worten nach und es beſchlich ſie faſt wie Eiferſucht auf dieſer Welt, die ihn ihr raubte. Leiſe wuchs dies feindliche Gefühl an und ward bald herriſcher, als ihre Freude über ſein Glück. Vor Allem haßte ſie die Sonne, denn ſie wußte, daß dieſe glänzender ſei als Alles, und in ihrer unklaren Vorſtellung war glänzend und ſchön Ein und Daſſelbe. Nichts verſtimmte ſie mehr, als wenn er Abends bei ihr ſaß und über den Sonnenuntergang in einen Rauſch von Entzücken gerieth. Mit ſolchen Worten hatte er nie von ihr geſprochen; und warum vergaß er ſie ſo völlig über dieſem Schauſpiel, daß er es nicht ſah, wenn ihr der ſeltſame, eiferſüchtige Kummer Thränen in die Augen preßte?

(Fortſetzung folgt.)

Auf der Jagd nach einem Wechſelfälſcher.

(Schluß.)

Hinter Ingram her durchſuchten wir jedes Inſelchen im Umkreiſe, fanden bald die Kohlen ſeines Feuers, hörten den Widerhall ſeiner Büchſe, ja wir ſahen ihn ſogar, eine zerlumpte, verwitterte Geſtalt, wie er mitten in dem Waſſergewühl auf einem kaum handbreiten Felſen ſtand. Ich mußte an den ewigen Juden denken oder an den letzten Indianer ſeines Stammes, der an dem ſtillen Meere Halt macht. Plötzlich aber wurde er uns gewahr, knirſchte mit den Zähnen und drohte mit geballter Hand, indem er in ſein Fahrzeug ſprang und wie der Wind dahin flog, um in der Dunkelheit uns für viele Tage zu verſchwinden.

Nach zweiwöchiger Verfolgung wurde Ballagan unſchlüſſig und bedenklich, denn Ingram konnte uns in dieſem Inſel-Labyrinthe ein ganzes Jahr vergeblich unſere Jagd fortſetzen laſſen, oder ſich am Ende gar den canadiſchen Behörden übergeben.

In Alexandria-Bay erhielten wir endlich eine Nachricht von einer Station weit unten am Fluſſe; Ingram war eben an der erſten Stromſchnelle geſehen worden, auf dem Wege nach dem Golf des St. Lorenzo. Ballagan handelte mit ſeiner gewohnten Entſchloſſenheit; wir nahmen den erſten Schnelldampfer und flogen dahin mit aller Kraft der Strömung und der Maſchine. Es war Mitternacht, als wir an die Stromſchnelle gelangten; da es verboten war, ſie in der Dunkelheit zu befahren, legte das Fahrzeug an den Quai an und wartete den Morgen ab. Ich lag in tiefem Schlaf in dem ſchwimmenden Paſſagierhaus, als an meine Thüre gepocht wurde. Es war Ballagan, und ich gewahrte an ſeinem bleichen ſphinxgleichen Geſicht, daß etwas im Winde war.

„Kommt ſogleich herauf,“ ſagte er tonlos; „helft mir das Boot ausſetzen, Ihr müßt mit mir auf's Waſſer. Nicht gezaudert, oder Euer Leben iſt keinen Lichtſtumpf mehr werth.“

„Seht Ihr etwas dort am Rande ſich hinſtehlen?“ fragte mich Ballagan, „ich hab' es ſeit einer Stunde bemerkt.“

Ich nahm ſein Fernrohr und unterſchied deutlich ein ſich näherndes Boot und eine wilde Geſtalt, die in dem Hintertheil kauerte. Es war Ingram, der nach dem canadiſchen Geſtade zielte und von Zeit zu Zeit mißtrauiſch nach dem Dampfer ausſchaute.

„Legt Euch hier nieder an der Planke,“ ſagte Ballagan, „und wenn ich das Zeichen gebe, ſo laßt das Boot nieder; ich will die Ruder nehmen und Ihr nehmt meine Büchſe in den Bug. Bleibt kalt und beſonnen und folgt meinem Befehle.“

Niemand regte ſich auf dem Dampfer, und wir überwachten den Verbrecher mit der Seele in den Augen. Mit jedem Augenblick wurde es lichter und das Opfer kam näher an uns heran. Wir ſahen ihn zuletzt mit bloßem Auge mit ſeinem Geſicht, gleich einem wilden Thiere, blutdürſtig, ſcheu und verzehrt von Hunger und Todesangſt; ſeine Kleider waren zerriſſen, ſeine Füße wund und nackt, und dennoch behielt er in ſeiner Jammergeſtalt noch etwas Stolzes, Drohendes.

In demſelben Augenblick rief mir Ballagan zu, meine Leine loszulaſſen, und das Boot ſtürzte holzgerade hinunter. Der Polizeimann ergriff das Steuer, während ich mit der Büchſe mich in den Bug niederkauerte, und bevor Ingram uns gewahr wurde, waren wir an ſeiner Seite.

Es dauerte kaum eine Sekunde, dann warf der Elende einen wilden Blick auf das Ufer, den Dampfer und die Katarakte, um mit dem Antrieb der Verzweiflung kühn auf die Fälle loszurudern.

Er kam Ballagan an Stärke nicht gleich, verſtand aber das Ruder beſſer zu führen. Sein graues Haar flatterte im Winde, ſeine Lumpen wehten hin und her, und ſeine Augen ſprühten; beide ſchafften mit der Gewalt des Todes; der Eine, um ſeinen Fang zu überholen und zu packen, bevor die Fluth ſie beide verſchlang; der Andere, um abzuſchrecken vor dem gemeinſamen Untergang, vielleicht auch, um den Schein zur ſchrecklichen Wirklichkeit zu machen.

Ingram durfte nicht mit dem Verbrechen auf ſeinem Haupte umkommen, er kehrt vielleicht um und

ergibt sich; noch war es Zeit, dem Katarakt zu entgehen. Sollte ich seinen Lauf durch die Büchse hemmen? Ich ergriff das blanke Rohr, halb mit Mord im Herzen. Er sah mich nach ihm spähen, und sein Antlitz machte mein Blut erstarren; es war ein Widerschein des meinen, alle Todesangst in der Menschennatur, flehend um Leben, Leben!

„Feuere nicht, Junge!“ rief Ballagan zwischen seinen Zähnen; „ich will ihn lebendig fassen oder mit ihm sterben!“

Weiter und weiter ging's in wüthender Hast, während die beiden Ruderer mit finstern Gesichtern ins Wasser schlugen und ich das Keuchen ihres Athems hören konnte, bis das Brüllen des Stromes jeden andern Laut verschlang. Eine Felseninsel mit Bäumen erhob sich am Rande des Falles; dies war unsere letzte Rettung; wenn das Boot über sie hinausfuhr, gab es keine Hoffnung mehr. Schon bespritzte uns der Gischt, im Wasser kochte und brauste es; ich schaute Ballagan an, suchte aber vergeblich nach Erbarmen in seinen trockenen stummen Augen.

„Bete, junger Mann!“ sagte er, „bete für uns beide und halte fest! Es geht die Fluth hinab!“

Das Eiland war im Flug verschwunden. Ich fühlte, wie das Boot sich hob und wie ein Abgrund sich zu öffnen schien, um dasselbe zu verschlingen. Noch einmal gewahrte ich die weiße Wasserwüste, die verschwindenden Inseln, die fliehenden Ufer, Bäume und Häuser; und als eine süße Erscheinung der Heimath meine feuchten Augen blendete, rief ich, die kalten Planken fassend, im Schwinden des Bewußtseins den Himmel um Hilfe an.

Ein Knall schien mich geweckt zu haben und eine schwere Last meine Brust zu bedrücken; ich lag in dem Grunde des Bootes, das halb mit Wasser angefüllt war, und Ballagan hielt mich fest mit seinem Fuß. Ich konnte kaum sein Gesicht sehen wegen des Rauches, doch gewahrte ich im Moment die Büchse an seiner Schulter.

„Steht auf,“ sagte er, indem er mich losließ, „wir sinken rasch. Nehmt das Ruder und macht mir Platz am Bug.“

Ich erhob mich zitternd, wir waren über die Fälle weg und sie schäumten hinter uns; der Verbrecher war uns voraus, aber ich sah, daß das Ruder in seiner Hand zersplittert war, die er im Schmerze rang; die Kugel hatte sein Ruder an der Schaufel abgebrochen und seine Arme waren durch den Anprall gelähmt. Im Nu sprang er nach dem zweiten Ruder, aber bevor er es gebrauchen konnte, stießen die Boote zusammen und Ballagan drang auf ihn ein. Mit dem Büchsenkolben versetzte er ihm einen mächtigen Streich, daß er da lag wie eine Leiche.

Die Jagd war zu Ende, der Fälscher endlich gepackt, und als wir sein Boot am Gestade landeten, war das unsere tief im Wasser verschwunden.

Ingram wurde der Fälschung von vier Wechseln überwiesen, aber die Mühsale seines Grenzerlis waren zu groß gewesen für seinen schwachen Körper. Er starb in der Haft, besonnen und entschlossen bis zuletzt.

Wo zieht ihr hin?

Lüfte des Himmels, wo ziehet ihr hin? —
Wir schweben und weben
Ein fröhliches Leben, —
In Blättern zu wühlen,
Die Stirnen zu kühlen,
Mit Blumen zu spielen, —
So säuseln wir linde herab und heraus
Und enden im Aether den spielenden Lauf.

Wogen des Stromes, wo ziehet ihr hin? —
Wir rauschenden Wellen
Versinken und schwellen,
Wir küssen Gestade
Und locken zum Bade,
Verschlungene Pfade
Sie führen uns endlich zum Ziele daher,
Wir finden die Ruhe, die Ruhe im Meer.

Sehnsucht im Busen, wo ziehest du hin?
Hinauf zu den Sternen,
In himmlische Fernen,
Durch endlose Weiten
Laß träum'risch mich gleiten,
Ohn' Grübeln und Deuten —
So schwebe ich lächelnd der Ewigkeit zu
Und finde dort oben, dort oben erst Ruh! —

Auflösung der Charade in № 62:

Lichtbild.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 64. Sonntag, 28. Mai 1865.

Die Blinden.

(Fortsetzung.)

Noch schwerer ward ihr das Herz, als der Pfarrer, sobald der Arzt es gestattete, seinen Sohn zu unterrichten anfing. Vor der Heilung hatte Clemens den größten Theil des Tages mit Musikübungen verbracht. Religionsunterricht, Geschichte, Mathematik und ein wenig Latein war Alles, was früher nöthig und möglich schien, und man ließ Marlene an den Stunden Theil nehmen, die nicht viel über die allgemeinsten Kenntnisse hinausgingen. Jetzt, wo der Knabe den entschiedensten Hang zu Naturwissenschaften an den Tag legte, ward er ernstlich beschäftigt und für eine der höheren Klassen der städtischen Schulen vorbereitet.

Sein fester Wille arbeitete sich rastlos durch und seine guten Anlagen halfen ihm, in überraschend kurzer Zeit seinen Jahren nachzukommen und das Versäumte einzuholen. Manche Stunde saß er denn auch wohl mit einem Buch in des Küsters Garten. Aber es war doch an kein Geplauder zu denken wie sonst, und Marlene fühlte wohl, daß sie jetzt zweifach entbehre, den Unterricht und ihren Freund.

Viertes Kapitel.

Der Herbst unterbrach auf einige Tage die Arbeiten des Knaben. Der Pfarrer hatte beschlossen, noch vor dem Winter seinen Sohn in das nahe Gebirge mitzunehmen, daß er Berg und Thal sähe und weiter hineinblicke in die Welt, die ihm schon in der dürftigen Dorfebene so schön geschienen. Als man es dem Knaben sagte, frug er: „Und wir nehmen doch Marlene mit?“

Man versuchte es ihm auszureden. Aber er wollte nicht ohne sie reisen. „Wenn sie auch Nichts sieht, die Bergluft soll gesund sein und sie ist seit lange blaß und matt und fängt Grillen ohne mich.“ So that man ihm seinen Willen. Das Mädchen wurde zu ihm und seinen Eltern in den Wagen gehoben und eine kurze Tagreise brachte sie an den Fuß des Berglandes.

Nun begann das Wandern zu Fuß. Geduldig führte der Knabe seine blinde Freundin, die verschlossener war als je. Oft wäre er noch gern auf diese oder jene vereinzelte Felshöhe geklettert, die eine neue Aussicht versprach. Aber er fühlte sie, wo sie ging, und trat sein Amt nicht ab, so viel sich die Eltern dazu anboten. Nur wenn sie eine Höhe erreicht hatten und auf einer schattigen Stelle rasteten, beurlaubte er sich von dem Mädchen und suchte sich durch die gefährlichsten Klippen eigene Wege, seltene Steine sammelnd, oder Blumen, die in der Tiefe nicht wuchsen. Kam er dann zu den Ruhenden zurück, so hatte er immer Etwas für Marlene, Beeren oder eine stark duftende Blume, oder das weiche Nest eines Vogels, das der Wind vom Baume geweht hatte.

Sie nahm ihm Alles freundlich ab und schien vergnügter zu sein als daheim. Und sie war es auch, weil sie doch den Tag über Eine Luft mit ihm athmete. Daneben aber begleitete sie ihre thörichte Eifersucht und sie zürnte dem Gebirge, dessen herbstliche Pracht, wie sie wähnte, ihm die Welt nur lieber machte und ihn ihr selbst nur mehr entfremdete. Der Pfarrerin fiel ihr seltsames Wesen auf. Sie sprach mit ihrem Manne dann und wann über das Kind, das ihnen Beiden wie das eigene lieb war. Und Beide gaben die Schuld ihres hartnäckigen Trübsinns der getäuschten Hoffnung. Und doch entbehrte das Mädchen Nichts, was ihr verheißen und ihrer Hoffnung vorgespiegelt worden war, sondern nur, was sie gekannt und besessen hatte.

Am zweiten Tage der Reise sollte in einem einsamen Hause übernachtet werden, das durch die Nähe eines gewaltigen Wasserfalls berühmt war. Sie hatten eine weite Wanderung bestanden und die Frauen

waren erschöpft. Als sie das Haus erreichten, führte der Pfarrer seine Frau hinein, ohne vorher die Strecke nach der Schlucht weiter hinauf zu wandern, aus der man den Sturz brausen hörte. Auch Marlene war völlig ermattet; aber sie wollte Clemens folgen, den noch nicht nach Ruhe verlangte. So stiegen sie die Stufen weiter hinan, und immer deutlicher klang das tosende Wasser herüber. Mitten auf der schmalen Steige verließ Marlene die letzte Kraft. „Ich will hier sitzen bleiben," sagte sie. „Geh' Du vollends hinauf und hole mich wieder, wenn Du Dich satt gesehen hast." Er erbot sich, sie zuerst ins Haus zu bringen, aber sie saß schon und so verließ er sie und ging dem Schalle nach, selig ergriffen von der Einsamkeit und Majestät des Ortes.

Das Mädchen saß auf einem Stein und wartete seiner Rückkehr. Es däuchte sie, daß er unendlich zögere. Ein Frost überrieselte sie und der dumpfe, ferne Donner des Wasserfalls machte sie schauern. Warum kommt er nicht? dachte sie bei sich. Er wird mich vergessen über seiner Freude wie immer. Fänd' ich nur den Weg ins Haus, daß ich warm würde. — So saß sie ängstlich und horchte in die Ferne. Plötzlich war es ihr, als unterscheide sie seine Stimme, die ihr zurief. Zitternd fuhr sie in die Höhe. Was sollte sie thun? Sie versuchte unwillkürlich einen Schritt, aber ihr Fuß glitt aus, sie taumelte und fiel. Zum Glück waren die Steine neben dem Weg mit Moos überwuchert. Aber dennoch betäubte sie der Fall und sie schrie außer sich nach Hilfe. Umsonst! Ihre Stimme drang nicht zu Clemens hinauf, der hart an der Kluft vom Geröse umgeben stand. Und das Haus war zu entfernt. Ein schneidendes Weh fuhr ihr durch's Herz, wie sie dalag zwischen den Steinen, verlassen und hilflos; Thränen der Verzweiflung im Auge, richtete sie sich mühsam auf. Was ihr das Liebste war, schien ihr in diesem Augenblicke hassenswürdig und die Bitterkeit in ihrem Innern ließ den Gedanken an die Nähe des Allgegenwärtigen nicht auftauchen.

So fand sie Clemens, der sich um ihretwillen mit Gewalt von dem Zauber des mächtigen Bildes losgerissen hatte.

„Ich komme," rief er ihr schon von ferne entgegen. „Gut, daß Du nicht mitgegangen! Der Platz oben ist schmal und der kleinste Fehltritt kostet das Leben. Wie das endlos tief sich hinunterstürzt und rauscht und in Wolken aufsprüht, daß Einem alle Sinne vergeh'n. Fühl', wie es mich betäubt hat mit seinem Wasserdunst. Aber was ist Dir? Du bist eiskalt und Dein Mund zittert. Komm, es war unrecht, daß Du im Freien bliebst. Gott verhüte, daß Du Dich krank gemacht hast!"

Sie schwieg eigensinnig und ließ sich in das Haus zurückführen. Die Pfarrerin erschrack. Die feinen, lieben Züge des Mädchens waren unheimlich verstört. Man sorgte eilig für ein wärmendes Getränk und brachte sie zu Bett, ohne mehr von ihr zu erfahren, als daß ihr nicht wohl sei.

Und freilich war sie krank, und zwar so schwer, daß sie sich nach dem Ende sehnte. Das Leben war ihr verhaßt, das sich ihr so feindlich bewies. In bitterem, gottverlassenem Sinnen lag sie, und die letzten Fäden, die sie an die Menschen knüpften, zerriß sie eigenmächtig. „Ich will morgen hinauf," sprach sie finster bei sich selbst. „Er soll mich selbst an die Tiefe führen, wo ein Fehltritt das Leben kostet. Was soll er die Last noch ferner mit mir haben, die er aus Mitleid bisher sich aufgebürdet hat?"

Immer fester lagerte sich der unselige Vorsatz um ihr Herz. Was war aus dem klaren, liebevollen Gemüth in den kurzen Monaten der innerlichen Noth geworden? Sie dachte sogar an die Folgen ihres Frevels ohne Scheu und sagte trotzig vor sich hin: „Sie werden sich darein finden, wie sie es ertragen, daß ich blind geblieben bin. Und ihm wird das Jammerbild nicht mehr vor Augen stehen, das ihm die Freude an seiner schönen Welt verdirbt." — Das war immer der letzte Gedanke, der ihr kam, wenn ein unsicheres Gefühl gegen ihren Entschluß laut werden wollte.

Im Nebenzimmer, das nur durch eine dünne Wand von Marlenens Kammer getrennt war, saßen der Pfarrer und die Pfarrerin beisammen. Clemens zögerte noch draußen unter den Bäumen herum und konnte sich von Gebirg und Sternen und der gedämpften Musik des Wassers nicht trennen.

„Es ängstigt mich," sagte die Pfarrerin, „daß Marlene so verkommt und verkümmert. — Der geringste Anlaß erschüttert sie und das wird sie bald aufreiben. Wenn Du einmal mit ihr reden wolltest, daß sie sich das Unabänderliche nicht so quälend zu Herzen nehmen möchte!"

„Ich fürchte nur, ich werde Nichts ausrichten," erwiederte der Pfarrer. Hat nicht ihre Erziehung und die Liebe ihrer Eltern und unser täglicher Umgang zu ihr geredet, so vermag Menschenwort Nichts mehr. Hätte sie Demuth gegen Gott gelernt, so ertrüge sie seine Fügung, die ihr noch so viel gelassen hat, mit Dank, statt mit Murren."

„Er hat ihr aber viel genommen."

„Ja wohl; aber nicht Alles für immer. Das ist meine Hoffnung und mein Gebet. — Die Kraft zu lieben und gegen die Liebe zu Gott und Menschen Alles gering zu achten, scheint von ihr gewichen.

Aber sie kommt zurück, wenn wir zu Gott zurückkommen. Wie sie jetzt ist, verlangt sie nicht nach ihm. Sie hat ihren Mißmuth und ihren Groll noch zu lieb. Aber ihr Herz ist zu kräftig, um diese traurige Gesellschaft lange dulden zu können. Dann, wenn es leer in ihr geworden von Unzufriedenheit, wird Gott wieder einziehen und die Liebe im Herzen die alte Stätte finden. Und dann wird es licht in ihr aussehen, ob es auch Nacht bleibt vor ihren Augen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Häringskönig.

Zur Zeit Wilhelms V., Erbstatthalters der vereinigten Staaten der Niederlande, im Jahre der Gnade 1778, wohnte Mynheer Vinandus van der Bontebluft auf seinem Landgute bei Hilversum mit seiner Gattin Morizina van der Bontebluft und seiner Tochter Jacobea van der Bontebluft, welche, weil sie kaum erst sechzehn Jahre zählte, von allen Leuten im Hause und auf dem Gute Mejufrouw Koosje genannt wurde.

Wenn wir sagten, von allen Leuten im Hause, so haben wir stillschweigend einen jungen Mann Namens Jürgen Müllejans ausgenommen, der sich diese Vertraulichkeit nie erlaubte, ohne daß sie ihm eigentlich verwehrt gewesen wäre. Jürgen Müllejans war aus Wachtendonk gebürtig und diente dem Hause van der Bontebluft schon seit drei Jahren. Er hatte einen Anflug vom Seemann, da er schon von Oolt-jensplaat nach Noordwyk aan Zee und von da zurückgeschifft war; er hatte etwas von einem Supercargo, etwas von einem Gutsverwalter und sehr viel von einem Träumer. Da er erst zwanzig Jahre zählte, so blieb ihm noch Zeit genug, sich für irgend etwas zu entscheiden und ein Vermögen zu erwerben, das er bis dahin durchaus nicht besaß.

Einstweilen aber begnügte er sich damit, seine Hoffnungen auf die Zukunft zu setzen und Leid und Freud mit der Familie van der Bontebluft auf's Uneigennützigste zu theilen.

Heute, als am 19. Mai, hatte sich Mejufrouw Koosje sehr geputzt und schritt soeben mit einer feierlichen Miene durch den Garten auf das Gartenhaus zu, in welchem die Eltern ihren Thee nahmen. In der Hand trug sie einen schönen Blumenstrauß, welcher mit einem himmelblauen Bande zierlich gebunden war. Damit wollte sie ihre Mutter beehren, denn Mevrouw Morizina van der Bontebluft beging heute ihren vierzigsten Geburtstag. Mit freundlich stillem Lächeln sahen die Eltern ihre hübsche Tochter eintreten, und als Mejufrouw Koosje sich verneigte und begann:

Moederlief zie daar een roosje
Van uw Koosje etc.

konnte Mevrouw van der Bontebluft eine Freudenthräne nicht verbergen.

Während diese Familienfeier beim schönsten Morgensonnenschein ihren Verlauf nahm, spähete Jürgen Müllejans von außen eifrig durch die Scheiben. Um besser sehen zu können, war er in eins der vortrefflich unterhaltenen Beete gerathen, auf welchen Tulpen und Narzissen mit bunten Glassstücken abwechselten. In seinem blinden Eifer hatte er ein blaues Glas zertreten, eine Gruppe roth und weiß geflammter Tulpen beschädigt und sich auf einen Baum geschwungen, dessen Stamm mit Oelfarbe blau und orange geringelt war.

Eine solch unerhörte Keckheit und Mißachtung gegenüber den Gartenanlagen des Herrn Vinandus van der Bontebluft mußte einen ganz besonderen Grund haben. Und dieser Grund war in wohlgerütteltem Maße vorhanden, denn Jürgen Müllejans — sagen wir es mit Einem Worte — war in Mejufrouw Koosje verliebt.

Bis dahin hatte keine Seele, selbst Koosje vielleicht nicht, von dieser Neigung einige Kenntniß, und Jürgen hütete sich, dieselbe zu verrathen, aus der wohlbegründeten Furcht, weggeschickt zu werden. Da jedoch außer Husten und Feuer nichts auf der Welt schwerer zu verheimlichen ist, als Liebe, so sollte auch Jürgen Müllejans diese Erfahrung noch heute an dem Tage machen, wo Mevrouw Morizina van der Bontebluft ihren vierzigsten Geburtstag beging. Diese gute Frau erhob soeben ihre Augen und sah über die gepuderte Frisur ihrer schönen Tochter hinweg durch's Fenster.

Da der Baum, auf welchem Jürgen zuschaute, heftig schaukelte, während doch kein Lüftchen ging, und auch alles übrige Laub und Gebüsch umher ruhig war, so fühlte Mevrouw van der Bontebluft einige Veranlassung, dies aufzuklären, und entdeckte auf diese Weise, ohne nur vom Stuhle aufzustehen, sehr bald das Antlitz des Jürgen Müllejans zwischen den Aesten. Ihr erster Gedanke war, daß es doch sehr unrecht sei, auf einen so jungen Baum zu klettern, der von der Last eines Menschen beinahe umbreche, und den hübschen Oelanstrich zu verderben, mit dem er bekleidet sei.

Als Mevrouw van der Bontebluft jedoch näher zuschaute und die funkelnden Augen des jungen Mannes gewahr wurde, mit denen er die Scheiben fast durchbohrte, da ging ihr ein sonderliches Licht auf. Sie

folgte der Richtung von Jürgens feurigen unverwandten Blicken und fand, daß ihre Tochter Koosje das Ziel derselben sei.

Herr Vinandus van der Bontebluſt, welcher von seiner Frau mit einer Geberde in Kenntniß gesetzt wurde, erhob sich und trat wie zufällig ans Fenſter, welches er öffnete.

Jürgen Müllejans hatte sich eilends zur Erde schwingen wollen, allein er ſtürzte der Länge nach auf das Beet. Ein Regen von welken Blüthen und jungen Blättern folgte ihm, Tulpen und Narziſſen zerknickten unter ihm, und mit diesen Blumen des Frühlings, die sein Fall begrub, zerknickten auch die ſchönſten Hoffnungen von Jürgen Müllejans.

Noch vor Mittag ließ Mynheer Vinandus van der Bontebluſt den Unglücklichen vor ſich bescheiden, zahlte ihm neunzig Gulden acht Stüber rückſtändigen Lohn aus und befahl ihm, ſofort nicht allein das Landhaus, ſondern auch das Wohn- und Geſchäftshaus in Amſterdam zu meiden, nachdem er dort geholt habe, was ſein gehöre.

Jürgen Müllejans gehorchte ohne Widerrede, denn Herr van der Bontebluſt war ein viel zu reicher Mann, als daß er ſich auf Erörterungen oder Begründungen ſeiner Handlungsweiſe eingelaſſen hätte, und dabei ohnehin etwas wortkarg.

Der ſo plötzlich entlaſſene junge Mann hatte nicht einmal den Troſt eines Händedrucks von Jacobea beim Abſchied! nur einen Blick konnte er ihr zuwerfen, als er die Schwelle verließ, allein es blieb ſehr zweifelhaft, ob ihn Jacobea auch wirklich aufgefangen habe. Seufzend trat er den Weg nach Graveld an und verwünſchte tauſendmal ſeine Unvorſichtigkeit; ſo kam er über Muiden nach Amſterdam. Als er in der Wohnung des Mynheer van der Bontebluſt ſeine Sachen weggeholt hatte, faßte er den Entſchluß, ſich nach Indien oder Virginien einzuſchiffen und begab ſich in eine Schenke am Hafen.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Künſtliche Darſtellung ächter Diamanten aus Kohle.) Dieſe Aufgabe der modernen Chemie ſoll einem Chemiker Gannal in Toulon gelungen ſein, und zwar dadurch, daß er Phoſphor, Waſſer, Schwefel und Kohle etliche Monate lang gegen einander reagiren ließ. Das Ergebniß beſtand aus 20 kleinen Kryſtallen, welchen alle Eigenſchaften des Diamanten zukamen, inſoferne ſie vollkommen durchſichtig waren, großen Glanz beſaßen, Stahl ritzen, und was ſie als ächte Diamanten kennzeichnet, in der Form des natürlichen Diamanten kryſtalliſirt waren. Uebrigens ſind ſchon früher kleine Diamanten künſtlich hergeſtellt worden.

Eine wichtige Reform bereitet ſich hinſichtlich der Mode der Damenkleider vor. Die vornehmen Pariſerinnen tragen ſeit Beginn der ſchönen Jahreszeit bei ihren Vormittags-Promenaden keine langen Schlepp-Roben mehr, ſondern kurze Kleider. Man iſt endlich zur Einſicht gekommen, ſchreibt ein Pariſer Korreſpondent, daß es nichts Unpaſſenderes für eine Dame gibt, als ein langes Kleid, welches Schmutz, Cigarrenſtummel u. dgl. von den Trottoirs, den Straßen und Alleen wegzukehren beſtimmt ſcheint. Von jetzt ab bleiben die langen Roben auf die Salons und die Theater beſchränkt.

Ein junger Mönch bat einen alten, der in einem Kloſter lange gelebt und ſich des Oberen und der Mönche allgemeiner Gunſt erfreute, er ſollte ihm doch im Vertrauen melden, durch was für Lebensregeln er ſich ſolches Glück zu Wege gebracht. Dieſer gab zur Antwort, er hätte ſtets folgende drei Regeln gehalten: immer von ſeinen Vorgeſetzten nur Gutes zu reden, ſeine Pflicht leidlich zu thun, Alles geh'n zu laſſen, wie es geht.

Landwirthſchaftliches.

(Mittel gegen die Trommelſucht.) Als ein bewährtes Mittel kann die Benützung ſtarken Seifenwaſſers empfohlen werden. Es wird dem Rindvieh auf die Zunge geſtrichen und es dauert nicht lange, ſo erfolgt Abgang von Blähungen und Entleerung, wornach das Thier gerettet iſt. Daß dem Thiere freie Bewegung gegönnt werde, verſteht ſich von ſelbſt.

Charade.

1. Mich hat ein Held auf die Spitze geſtellt,
   Ein großes Problem zu löſen.
2. Auch ich bin, gelt! ein großer Held
   Und guter Schütze geweſen.
1. 2. Das Ganze ſind ſchöne Mädchen und Frauen
   Die gern ihr Bild im Spiegel beſchauen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 65. Dienstag, 30. Mai **1865.**

Die Blinden.

(Fortsetzung.)

„Gott gebe dieses! Und dennoch betrübt mich der Gedanke an ihre Zukunft!“ erwiederte die Frau Pfarrerin.

„Sie wird nicht verloren sein, wenn sie sich nicht selber verlieren will,“ entgegnete der Pfarrer. „Würden auch Alle, die sie jetzt hüten und hegen, vor ihr abgerufen, Menschenliebe stirbt nicht aus. Und wenn sie recht auf Gottes Hand achtet und auf die Wege, die sie geführt wird, wird sie noch einmal ihre Blindheit segnen, die sie von Kindesbeinen an dem Schein fern gerückt und dem wahren Wesen genähert hat.“

Clemens unterbrach das Gespräch. „Ihr denkt nicht,“ rief er schon auf der Schwelle, „wie wundervoll die Nacht ist. Ich gäbe eins meiner Augen darum, wenn ich's Marlene schenken könnte, um diese Pracht der Sterne zu sehen. Wenn sie nur der Lärm des Wasserfalls schlafen läßt. Ich kann mir's noch nicht vergeben, daß ich sie in der Kühle draußen sitzen ließ.“

„Sprich leiser, lieber Sohn,“ sagte die Mutter. „Sie schläft dicht nebenan. Und am besten thätest Du, Du gingest auch schlafen.“

Flüsternd sagte der Knabe „gute Nacht“. — Als die Mutter zu Marlenen in die Kammer kam, fand sie das Mädchen ruhig und anscheinend entschlafen. Jener unheimliche Ausdruck der Züge war einer liebevollen Stille gewichen. Der Sturm war vorüber und hatte noch Nichts in ihr verwüstet. Auch Scham und Reue regten sich kaum; so allmächtig herrschte in ihr der freudige Frieden, der ihr im Nebengemach war gepredigt worden. Denn das Böse erwirbt sich langsam und auf Schleichwegen seine Herrschaft über uns; der Sieg des Guten ist schnell entschieden.

Fünftes Kapitel.

Mit Verwunderung bemerkten am andern Morgen ihre Freunde die Umwandlung, die mit ihr vorgegangen war. Die Pfarrerin konnte sich's nicht anders denken, als daß Marlenen durch die Wand ihr Gespräch zugekommen sei. „Um so besser,“ sagte der Pfarrer; „so hab' ich ihr Nichts mehr zu sagen.“

Rührend war die Freundlichkeit, mit der das Mädchen Clemens und den Eltern begegnete. Sie wollte nichts mehr, als zu ihnen gehören zu dürfen. Was ihr Liebes geschah, nahm sie fast bestürzt wie ein Unverdientes an. Sie sprach noch immer nicht viel; aber was sie sprach, war heiter und belebt. Ihr ganzes Wesen erschien hingegeben und weich, als wolle sie stumm Abbitte thun. Sie nahm wieder Clemens Arm, wenn sie wanderten. Aber oft bat sie, daß sie ein wenig ruhen dürfe. Nicht weil sie müde war, sondern um dem Knaben die Freiheit zu lassen, herumzusteigen, wohin es ihn lockte. Sie lächelte dann, wenn er zurückkam und ihr erzählte. Ihre alte Eifersucht war vergangen, seit sie Nichts mehr für sich verlangte, als die innige Freude an der seinen.

So gekräftigt und gehoben, vollendete sie die Reise. Und sie war zur rechten Zeit gekräftigt worden. Denn als sie heim kam, fand sie ihre Mutter in schwerer Krankheit, der die schwache Frau in wenigen Tagen erlag. Nun, nachdem die ersten Wochen der Trauer überstanden waren, forderte das traurig veränderte Leben Pflichten von ihr, denen sie früher schwerlich gewachsen war. Die Sorge für das Hauswesen beschäftigte sie früh und spät. Trotz ihres Gebrechens wußte sie in jedem Winkelchen des kleinen Hauses Bescheid, und wenn sie auch selbst nur selten Hand anlegen konnte, war sie doch umsichtig und geschickt, Alles anzuordnen, daß es ihrem gebeugten Vater an Nichts fehle. Eine wunderbare Hoheit und Sicherheit kam über sie. Wo es früher viel-

facher Verweise bedurft hatte, um Knecht und Magd zum Rechten zu gewöhnen, genügte jetzt ein ruhiges Wort von ihr. — Und war einmal etwas Arges verſehen oder zu irgend einer Arbeit böſer Wille vorhanden, ſo wirkte ein ernſthafter Blick mit den großen, blinden Augen unwiderſtehlich auf die rohſte Natur.

Seit ſie fühlte, daß ſie heiter ſein müſſe um ihres Vaters willen, ſeit ſie begriff, daß ſie wirken und das Leben ſelbſt geſtalten müſſe, kamen auch die Stunden immer ſeltener, in denen ſie die Trennung von Clemens ſchmerzlich empfand. Und als er endlich nach der Stadt in die Schule ſollte, vermochte ſie's, gefaßter als die Andern ihm Lebewohl zu ſagen. Sie ging dann freilich wochenlang wie im Traum umher, als ſei die beſte Hälfte ihres Weſens von ihre geſchieden. Bald aber war ſie heiter wie ſonſt, ſang ihre Lieblingslieder vor ſich hin und ſcherzte mit dem Vater, bis ſie ihm ein Lächeln abgewann. Wenn die Pfarrerin herüberkam mit Briefen aus der Stadt und ihr Nachrichten und Grüße von Clemens vorlas, ſchlug ihr heimlich das Herz, und ſie lag länger als ſonſt des Abends im Bett, ohne daß der Schlaf kommen wollte. Am andern Morgen war ſie hellen Sinnes, wie immer.

In den Ferien kam Clemens zu den Eltern zurück, und ſein erſter Gang war dann ins Küſterhaus. Marlene unterſchied ſeinen Schritt ſchon aus der Ferne, blieb ſtill wo ſie war und horchte, ob er nach ihr fragen würde. Sie ſtrich haſtig mit den Händchen ihr Haar ein wenig glatt, das noch immer in Zöpfchen über den ſchlanken Nacken hing, und ſtand auf von ihrer Arbeit. Trat er dann an die Thür, ſo war jede Spur von Aufregung aus ihrem Geſicht verſchwunden. Heiter gab ſie ihm die Hand und bat ihn, ſich zu ihr zu ſetzen und ihr zu erzählen. Da vergaß er denn die Zeit und mußte von der Mutter geholt werden, die anfing mit ihm zu geigen. Denn ſelten blieb er die ganze Zeit der Ferien im Dorf, ſondern wanderte ins Gebirge, an das ihn die wachſende Leidenſchaft für die Natur feſſelte.

Die Jahre gingen ihren einförmigen Gang. Die Alten welkten langſam, und die Jungen erblühten raſch. — Als Clemens einmal wieder um Oſtern zu Marlenen kam und ſie vom Spinnrad aufſtand, ſtaunte er, wie ſtattlich ſie ſich in der Zeit ſeit dem Herbſt entfaltet hatte. „Du biſt ein Fräulein geworden," ſagte er. „Aber ich bin auch kein Kind mehr. Fühl' nur, wie mir der Bart gewachſen iſt über dem winterlangen Studiren." Sie erröthete flüchtig, als er ihre Hand ergriff und an ſein Kinn führte, daß ſie den zarten Flaum fühlen ſollte. Er hatte ihr auch ſchon Anderes zu erzählen, als in der erſten Zeit. Der Lehrer, bei dem er wohnte, hatte Töchter und dieſe Töchter Freundinnen. Die mußte er ihr alle auf's Genaueſte beſchreiben. „Ich mache mir nichts aus den Mädchen. Sie ſind albern und eitel, und ſchwatzen ſo viel. Eine iſt da, Cäcilie, die mag ich noch am beſten leiden, weil ſie wenig ſpricht und keine Geſichter ſchneidet, um ſchön zu ſein. Aber was geh'n die mich Alle an? Neulich, wie ich Abends in mein Zimmer komme, ſind' ich einen Blumenſtrauß auf dem Tiſch. Ich ließ ihn ſo liegen und ſtellt' ihn nicht einmal ins Waſſer, obwohl mich die Blumen dauerten, denn es verdroß mich; und andern Tags hatten die Mädchen ein Gekicher und Geziſchel, daß ich kein Wort mit ihnen redete vor Aerger. Sie ſollen mich zufrieden laſſen, denn ich habe keine Zeit für ihre Narrheiten."

Marlene verſor keines von dieſen Worten und ſpann ein endloſes Geſpinnſt von wunderlichen Gedanken aus ihnen. Faſt wäre ſie in Gefahr gekommen, in unfruchtbaren Träumen hinzukränkeln, wenn nicht begründetere Sorge und ernſthafterer Schmerz ſie gerettet hätten. Ihr Vater, der lange ſchon nur mit Anſtrengung ſeinen Dienſt verſehen hatte, wurde durch einen Schlaganfall gelähmt und lag faſt ein Jahr im hilfloſen Zuſtande, bis ein zweiter Schlag ſeine Leiden verkürzte. Keine Stunde wich ſein Kind von ſeiner Seite. Auch in den Ferien, die Clemens ins Dorf führten, gönnte ſie ſich nicht, ihn länger zu ſprechen, als wenn er auf Viertelſtunden in das Krankenzimmer kam.

Sie ward immer feſter in ſich, immer entſagender. Keinem klagte ſie und hätte Keines bedurft, wenn ihre Blindheit ihr Alles ſelbſt zu thun erlaubt hätte. Und dies ihr Unglück, das ſie innerlich erzog, gewöhnte ſie auch an häusliche Tugenden, die manche Sehende vernachläſſigen. Sie hielt die genaueſte Ordnung in allen Dingen, die ſie zu verwalten hatte, und that ſich nie genug in Sauberkeit, weil ſie mit den Augen nicht beurtheilen konnte, wann das letzte Stäubchen entfernt war. Clemens traten die Thränen in die Augen, wenn er ſie bemüht ſah, ihren gelähmten Vater zu waſchen und ſeine dünnen Locken zu kämmen. — Sie war blaß geworden in der heißen Luft der Krankenſtube, aber die braunen Augen hatten darum nur tieferen Glanz, und in aller niederen Arbeit trat der Adel ihres Weſens nur lebendiger hervor.

Der alte Mann ſtarb, in das Häuschen zog ſein Nachfolger ein, und Marlene fand im Pfarrhauſe eine freundliche Zuflucht. Clemens, der eine fernere Univerſität bezog, konnte nicht wie ſonſt zweimal des Jahres ſeine Heimath beſuchen. Wiſſen-

schaftliche Zwecke führten ihn in entferntere Gegenden und so hing er nur durch lebhaften Briefwechsel mit den Eltern zusammen. Dann auch, wenn er einmal kam und einige Wochen in dem alten Pfarrhause wohnte, war er wie verwandelt. Des Vaters eifrige Frömmigkeit ward mit den Jahren schroff und unduldsam, und so liebevoll er den Menschen ertrug, so streng und unerbittlich war er gegen Grundsätze, die dann zwischen ihm und dem Sohn häufig zur Sprache kommen mußten, zumal, da der Vater sich gern nach dem Zustand der Theologie an jener Universität erkundigte. Clemens, durch sein Studium und eine energisch-philosophirende Richtung der schlichten Orthodoxie entfremdet, fühlte sich bald im Gegensatz zu dem väterlichen Schriftglauben. — Und wie strebsame Jugend nichts weniger zu opfern bereit ist, als Ansichten, die sie mit gutem Recht zu besitzen glaubt, so trennten auch hier feindliche Worte die Gemüther, die doch in dem gemeinsamen, wortlosen Glauben an die Liebe befreundet waren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Häringskönig.

(Fortsetzung.)

Die Schenke hieß zum „Witachtige duisse“ und wurde von der Wittwe Philippina Ter Schouwen gehalten. Jürgen Müllejans kannte die Wirthin wohl und erhielt deßhalb ein hübsches Zimmer zum Uebernachten. Als er sich darin eingerichtet hatte, ging er in das Schenkzimmer; das war voll von Schiffsleuten aus aller Herren Länder, welche tranken, sangen, lachten und plauderten. Anfänglich hatte Jürgen nicht groß Acht auf das, was um ihn vorging, weil er noch gar zu niedergeschlagen und betrübt war; nach und nach aber zog ihn die Unterhaltung einiger Matrosen und Steuerleute an, die am nächsten Tische saßen.

Ein alter friesischer Steuermann mit fast ganz kahlem Scheitel erzählte mehreren jungen Leuten, die zu einem Hamburger Schiffe gehörten, vom Häringsfange. Der alte Steuermann hieß seiner Mittheilung zufolge Willem Sirtema und diente auf der Buyse „Two Gezusters van Alblasserdam“. Schon einundvierzig Fahrten hatte der Alte auf diesem Schiffe gemacht und kannte daher die Sache aus dem Grunde. Da hörte denn Jürgen, wie die Häringsbuysen ein Gesetz haben, das ihnen verbietet, vor dem Johannistage ein Netz auszuwerfen; er hörte von den verschiedenen Sorten der Häringe, die es gibt: Maikenshäringe, die man zu Johanni fängt, Vollhäringe, die man zu Bartholomäi fängt, und Schootenhäringe, die man noch später fängt, da sie schon gelaicht haben. Da hörte Jürgen, wie man die Tonnen verpackt und zeichnet, und was die Zeichen bedeuten, und was Maikenswrak und Wrakswrak sei. Alles das setzte Willem Sirtema, der alte Steuermann, auseinander. Endlich begann er aber vom Häringskönig zu erzählen, der jedesmal den Zug der Häringe anführe, wenn sie um Johanni in die Nordsee kämen; der habe einen ganz goldenen, leuchtenden Kopf, blauen Rücken, weißen Bauch und feuerrothe Flossen.

Bei klarer Nacht und ruhiger See könne man den Häringskönig gewahren, wie er vor dem Häringsvolke schwimme und den Zug durch sein Erscheinen ankündige, denn sein Kopf leuchte gar hell und weit hinaus. Ein jeder Zug habe seinen König, und welchem Menschenkind es gelinge, ihn zu fangen, der habe sich großen Glückes zu versehen. Mit Netzen aber lasse sich der Häringskönig nicht beikommen, nur mit der Hand könne er gefangen werden. Dazu aber müsse es Nacht und zwar eben die Johannisnacht sein, da der Fisch vor und nach dieser Zeit ganz tief auf Meeresgrund streiche, auch fast gar nicht mehr leuchte. Wolle ihn aber Einer fangen in der Johannisnacht, so müsse er — bei stiller See — ein kleines Boot besteigen und von da, ganz entkleidet bis auf ein Paar Handschuhe von rauhem Leder, ins Wasser springen. Die Handschuhe dienten dazu, den Fisch sicher zu fassen, da er aus den bloßen Händen leicht entschlüpfe. Sobald nun der Häringskönig, welcher immer gradaus schwimme, wenn ihn nichts beunruhigt, herankomme, müsse der Mann flink sein und zugreifen. Verfehle der Griff, so gebe es schlechten Fang für die Mannschaft des Schiffes, und für den, welcher den Griff gewagt habe, bedeute es großes Unglück. Aus diesem Grunde würde es auch fast gar nicht versucht.

So erzählte Willem Sirtema, trank seinen Wachholder aus und verließ die Schenke. Jürgen aber hatte sich jedes Wort der Erzählung gemerkt und begab sich, da es schon spät war, auf sein Zimmer. Andern Tags früh erkundete er den Ort, wo die Buyse Two Gezusters van Alblasserdam vor Anker lag und ging an Bord.

Willem Sirtema saß auf einem Tönnchen und rauchte, gegen den Mast gelehnt, eine Pfeife Suizentknaster, während mehrere Leute in der Takelage beschäftigt waren. Jürgen stellte sich dem Steuermann vor und bat um Aufnahme unter die Schiffsmannschaft, da er gesonnen sei, sich dem Häringsfange zu widmen. Es lag Seitens des Schiffsbefehlshabers und auch des Eigners durchaus kein

Grund vor, das Ansuchen Jürgen's zurückzuweisen, und so wurde er noch am nämlichen Abende in Dienst und Lohn genommen.

Nach mehreren Tagen hatte Jürgen Müllejans seine Obliegenheiten auf's Beste begriffen und führte alle Arbeiten und Handgriffe mit Geschick und Fertigkeit aus, so daß, als die Buyse bald darauf in See ging, es ihm fast keiner mehr zuvor that. Er schloß sich während der Fahrt an den alten Sirtema an und beichtete demselben sowohl sein Herzensgeheimniß, als auch seine feste Absicht, den Häringskönig zu fangen, um auf diese Weise in den Besitz der Hand von Koosje van der Bontelhust zu kommen oder unterzugehen.

Der alte Steuermann mochte abwehren und abrathen wie er wollte, Jürgen blieb fest bei seinem Vorsatze und vermaß sich, wenn er seine Sache zu vollbringen gehindert würde oder sonst nicht dazu gelange, sich ein Leids anzuthun, das Leben sei ihm gar verleidet ohne Jacobea van der Bontelhust.

Da hatte denn Willem Sirtema ein Einsehen und versprach seine Beihilfe, nur solle Jürgen ja sonst Niemand etwas davon sagen. Als nun die Johannisnacht herannahte, war das Schiff „Two Gezusters van Alblasserdam" auf der Höhe von Kinnaidshead, zehn Meilen von der schottischen Küste. Das Meer lag spiegelblank und ruhig da, nur weit in der Ferne hörte man das Brausen der Brandung am Ufer; der Himmel war ganz helle, Mond und Sterne schienen um die Wette, kein Lüftchen regte sich.

Willem Sirtema hatte bereits am Abend einen Nachen am Spiegel der Buyse hinab gelassen und nicht wieder herauf gewunden. In diesem Nachen ließ er sich gegen elf Uhr Nachts mit Jürgen herunter, nachdem er das Steuer festgebunden hatte. Die Wache wurde nichts gewahr, weil sie schlief. Das kleine Boot entfernte sich vom Schiffe und ruderte in der Richtung der Küste eine Strecke weit voraus.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(König David ein französischer Konsul.) Im Jahre 1848 war Herr v. Lamartine Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Während eines der seltenen Augenblicke der Ruhe, welche ihm die überhäuften Geschäfte gönnten, überließ sich der Volkstribun, immer noch Dichter, dem Lesen der Psalmen Davids. Ein Satz, ein Wort ergriff lebhaft sein so empfängliches Gemüth. Er zog ein Taschenbuch hervor, notirte eine Zahl darin und schrieb darüber den Namen David. In demselben Augenblick trat Jemand in sein Kabinet, um über Verwaltungssachen mit ihm zu sprechen. Später wurden ihm die Empfehlungen für die vakanten Konsularschreiber überbracht; er schrieb ebenfalls die Namen der Vorgeschlagenen in sein Taschenbuch und gab dasselbe später seinem Sekretär, um die Bestallungen auszufertigen. Er unterzeichnete die letztern, welche sehr zahlreich waren, einige Tage später, und ließen sich dann die ernannten Konsuln zum Abschiedsbesuche bei ihm melden. Nur einer davon, Namens David, der zu einem entfernten Konsulate ernannt war, fehlte bei dem Aufrufe. Lamartine sann nach, frug seine Sekretäre und Beamten, aber der Mann war nicht zu finden. Der Dichter schlug sein Taschenbuch nach und entdeckte dann das eigenthümliche qui pro quo. Er hatte David, den König von Israel, zum Konsul ernannt. Wenn man den derzeitigen „Moniteur" nachschlagen will, wird man lesen, daß Herr .... zum Konsul in .... anstatt Herrn David ernannt worden ist, welcher Letztere den Posten nicht angenommen hatte.

(Die Königin Victoria als Nachfolgerin der Weisen des Morgenlandes.) Jedes Jahr, am Feste Epiphanias (der heiligen drei Könige), sendet die Königin von England durch zwei Offiziere ihres Hauses für die königliche Kapelle im St. James-Palaste ein Kistchen mit Gold, Weihrauch und Myrrhen, die Geschenke nachahmend, welche die drei biblischen Könige dem Kinde in der Krippe zu Bethlehem darbrachten.

Ein Schauspieler gab den Hofmarschall Kalb in Schiller's Kabale und Liebe nicht ohne Beifall. Dessenungeachtet machte ein Recensent in seiner Beurtheilung die boshafte Bemerkung: „Herr N. war als Kalb vollendet!" — Der Gekränkte rächte sich sehr edel, indem er ihm anderen Tages einen Friedrichsd'or mit der Bemerkung übersandte: „Als Anerkennung für Ihre mehr väterliche als treffende Beurtheilung!"

Auflösung der Charade in № 64:
Eitel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 66. Freitag, 2. Juni **1865.**

Die Blinden.

(Fortsetzung.)

Clemens wich Marlenen aus und fand ihr gegenüber nur selten den herzlichen Ton der Unbefangenheit, in dem sie sonst verkehrt hatten. Es schien ein Schatten über sein Herz zu fallen, sobald sie ins Zimmer trat. War es jenes kindische Versprechen, dem er untreu geworden und das ihn aus ihren blinden Augen mahnend ansah? War es der Glaube, daß sie bei dem Zwiespalt der Meinungen, in den er mit den Eltern gerathen, stillschweigend auf ihre Seite trat?

Und doch fühlte er eine Neigung zu ihr immer unwiderstehlicher in sich, die er sich nicht mehr verläugnen konnte und die er mühsam bekämpfte.

Völlig hingegeben an seine Wissenschaft, wehrte er Alles ab, was ihn im Vordringen auf dem Einen Wege zu hindern drohte. — Er wollte Reisen machen und mit den bedeutendsten Männern Verbindungen anknüpfen. Durfte er sich an ein Weib fesseln, das einen Theil von seinem Leben für sich verlangte, einen Theil, den er, wie er meinte, nicht minder seiner Zukunft schuldig war? Und ein blindes Weib, das er sich scheuen mußte, je zu verlassen! Hier auf dem Dorf, wo Alles seinen einfachen Zuschnitt hatte, den sie seit Kindesbeinen kannte, war sie vor verwickelten Verhältnissen geborgen, die in der Stadt nicht ausbleiben konnten. Und mit welchem Herzen hätte er bei der Rückkreise von einem kurzen Ausfluge sein Hauswesen in einer Verstörung gefunden, in die es Bosheit oder nie geahntes Unglück bei der rathlosen Lage der Hausfrau so leicht stürzen konnten!

So baute er aus nichtigen Sorgen sein eigenes Gefängniß. Wie sicher und fest dieses Mädchen im Leben stand, hätte ihn ihre schwere Vergangenheit lehren können. Und traurige Zufälle — wer kann sie mit den gesundesten Augen voraussehen?

Was in Marlene vorging, verrieth sich nie. Sie war die Heiterste von Allen, denn sie war immer bemüht, den fruchtlosen Streit zwischen den Männern zu verhüten, der ihr und der Mutter so viel Herzeleid machte. Man merkte ihr die Anstrengung nicht an, die es sie kostete. Aber wenn Clemens fort war, brach sie in der Einsamkeit der Nacht zusammen und klagte Gott ihre Noth.

Sechstes Kapitel.

In einem klaren Spätherbst finden wir Clemens wieder oben in der Kammer, wo er als Knabe die Wochen der Genesung zugebracht hatte. In der Nebenkammer war einer seiner Freunde und Studiengenossen beschäftigt, Pflanzen zu trocknen und Mineralien auszupacken. Beide hatten die herkömmlichen Jahre der Studien eben hinter sich und kehrten von einer größeren Reise zurück, um in der Stille des Dorfes einige Tage zu rasten. Clemens gedachte sich dann dem Berufe eines öffentlichen Lehrers zu widmen, während Wolf die Apotheke eines alten Oheims übernehmen sollte.

Wolf, der dem Pfarrersohn mehr durch seine Kenntnisse und seltene Energie des Geistes, als durch gemüthliche Eigenschaften werth geworden war, fühlte sich gleich beim Eintritt in das stille Pfarrhaus in einer durchaus fremden Luft, und hätte bald einen Vorwand gesucht, diese Umgebung zu verlassen, die ihn engte und beschränkte, wäre ihm das blinde Mädchen nicht beim ersten Blick als ein merkwürdiges Räthsel aufgefallen. So entschloß er sich, zu bleiben und sie zu studiren, und die unschuldige Freimüthigkeit, mit der ihm Marlene begegnete, beschäftigte ihn nun schon tagelang auf das Angenehmste. Er begriff Clemens nicht, der sich so wenig aus ihr zu machen schien. Stundenlang saß er unten bei ihr und beobachtete ihre Art, die Dinge aufzufassen, forschte mit dem rücksichtslosen Eifer des Psychologen nach den Mitteln, die ihr den Verkehr mit der Welt

möglich machten, und belauschte die Sinne, die ihr geblieben waren, wie sie sich gegenseitig für die Entbehrung des einen fehlenden entschädigten. Er hatte Geist genug, sie indessen zu unterhalten, so daß es ihr entging, wie er mit ihr experimentirte. Wenn Clemens dann an dem Fenster vorbeiging, aus dem ihm Marlenens Lachen über seines Freundes lustiges Gespräch entgegenschallte, erblaßte er und suchte entlegenere Waldwege, wo er sich in trostlose Betrachtungen vergrub.

So kehrte er eines Abends wieder von einem mißmuthigen weiten Irrgang zurück und trat eben aus dem Wald in die Saatfelder ein, als ihm Wolf entgegenkam. Er war aufgeregter als gewöhnlich. Nach einem langen Besuch bei Marlene, die ihn heute besonders gefesselt hatte, war er in die Dorfschenke gerathen und hatte so viel von dem leichten Landwein getrunken, daß er Lust bekam, in der Abendkühle ein wenig über Feld zu gehen.

„Ihr werdet mich so bald noch nicht los," rief er Clemens entgegen. „Diese kleine blinde Hexe gibt mir noch auf, zu rathen. Sie ist gescheidter als ein Dutzend Weiber in der Stadt, die ihre Augen nur haben, um mit Gott und Menschen zu liebäugeln."

„Sie hat einen hellen Kopf und eine reine Seele," sagte Clemens kurz.

„Freilich eine reine Seele," fuhr Wolf fort, ohne Clemens' seltsamen Blick zu bemerken. „Und das kommt mir zu statten, denn sie fürchtet sich nicht vor mir, wie mir's schon begegnet ist, wenn mir Eine ansah, daß ich ein wilder Bursche bin."

„So laß Dir's lieb sein, wenn sie Dich ein bischen zahmer macht. Du hast es nöthig."

„Zahmer? Das werd' ich nimmermehr. Wenn ich sie so ansehe mit ihrer prächtigen Gestalt und dem prächtigen Gesicht, es ist wahrlich nicht, um zahm zu werden. Glaube nicht, daß ich ihr was thun will. Aber weißt Du, zuweilen denk' ich, wenn sie Einen lieb hätte, das müßte eigen sein. So Eine, die nicht sieht, die nur Gefühl ist, und Gefühl wie es sonst nirgend so sein, stark und reizbar gefunden wird, wenn die Einem um den Hals fiele, es müßte ihr und ihm sonderbar wohlthun."

„Du thätest besser, Deine cynischen Gedanken für Dich zu behalten."

„Warum? Wem schaden sie? Und wem schadet's, wenn ich sie ein bischen in mich verliebt mache, um zu sehen, wie die Nerven sich dann aus der Verlegenheit ziehen? So Vieles von dem inneren Feuer verdampft sonst durch die Augen; hier aber — —"

„Ich sage Dir in allem Ernste, daß ich's nicht ertragen will, in diesem Ton von ihr reden zu hören!"

„Nun, nun! seit wann bist Du so ekel? Hast Du mich doch sonst ausgehört, wenn ich Dir sagte, wie ich von den Weibern denke. Warum soll ich hier so albern sein, eine Ausnahme zu machen? Weil sie noch keine Gelegenheit gehabt hat, dieselben dummen Streiche zu machen wie die Andern? Nun denn, sie hat sie jetzt und wir wollen sehen!"

Clemens blieb plötzlich stehen, seine Wangen wurden roth und heiß. „Du wirst Dich jetzt erklären, was Deine letzten Worte meinen," sagte er fest.

„Daß ich ein Narr wäre! Ich habe Dir ja gesagt, daß ich noch nicht hinter all diese Räthsel bin. Bei jeder Andern wüßt' ich's ebenfalls. Hier aber hoff' ich noch zu lernen."

„Nimm dieses Wort zurück und schwöre diese Gedanken ab oder bei Gott, es thut nicht gut zwischen uns!"

Wolf, phlegmatisch wie er war, sah ihn von der Seite an und sagte lachend: „Ich glaube gar, Du bist in das Mädchen verliebt und willst das Experimentiren Dir selber vorbehalten. Sei doch nicht kindisch und überwirf Dich nicht um Worte."

„Sind es nur Worte, so kostet's Dich nichts, sie zurücknehmen."

„Warum? Ich schäme mich ihrer nicht. — Geh', Du bist ein Narr!"

„Und Du bist eine niedrige, gemeine Seele, der Nichts heilig ist!"

„Oho! Nun kommt die Reihe an Dich, zu widerrufen!"

„Ich widerrufe nicht."

„So weißt Du, was die Folge ist. Du hörst von mir, sobald wir in der Stadt sind."

Damit ging er kaltblütig von ihm, dem Dorfe zu. Clemens blieb eine Weile, wo er stand. „Der Elende!" brach es von seinen Lippen. Seine Brust arbeitete heftig, ein bitterlicher Schmerz nistete in ihr, er warf sich zwischen den Aehren zu Boden und lag lange, jedes Wort, das ihn empört hatte, tausendmal wiederholend.

Als er spät am Abend in das Haus zurückkehrte, fand er gegen seine Erwartung die Familie noch beisammen. Wolf fehlte. Der alte Herr ging mit starken Schritten durch das Zimmer; die Mutter und Marleue saßen und hatten eine Arbeit auf dem Schooß gegen die Sitte des Hauses zu so später Zeit. Als Clemens ins Zimmer trat, stand der Pfarrer still und wandte das Haupt ernst nach ihm um. „Was hast Du mit Deinem Freunde gehabt? Er ist auf und davon, da wir über Feld waren, und hat nur einen kurzen Gruß hinterlassen. Als wir nach Hause kamen, fanden wir einen Boten,

der seine Sachen abholte. Habt Ihr Euch verfeindet? Denn warum sollte er sonst so übereilt unser Haus verlassen?“

„Wir hatten einen Wortwechsel. Es ist mir lieb, daß ich ihn nicht mehr unter diesem Dache finde.“

„Um was entzweitet Ihr Euch?“

„Ich kann es Dir nicht sagen, Vater. Ich hätt' es gern vermieden. Aber es gibt Dinge, die ein rechtschaffener Mensch nicht mit anhören darf. Ich kannte ihn lange, daß er roh ist und weder sich noch irgend Wen schont. So wie heut', sah ich ihn nie.“

(Schluß folgt.)

Der Häringskönig.

(Fortsetzung.)

Jürgen entkleidete sich und zog ein Paar Handschuhe an. Kaum war er damit fertig, so ließ sich ein höchst eigenthümliches Geräusch von Norden aus dem offenen Meere her vernehmen; bald darauf sah man in dieser Richtung eine Helle über die Meeresfläche hinlaufen, welche ab- und zunahm.

„Das sind die weißen Bäuche der Häringe,“ sagte Sirtema zu Jürgen; „nun paß auf!“

Jürgen stieg aus dem Boot ins Wasser und schwamm einige Ellen weiter vorwärts, bis er einen goldleuchtenden Punkt gewahr wurde, der sich langsam gegen ihn herbewegte. Alsdann nahm er seinen Standpunkt ganz genau in der Richtung dieses goldleuchtenden Körpers und erhielt sich wassertretend immer auf einer Stelle.

Das glänzende Ding kam näher und näher; jetzt sah man, daß es ein Fisch war, denn die Helle des Scheins ließ es erkennen — und wirklich, es war der Häringskönig, wie ihn Sirtema beschrieben hatte. Er kam ganz schnurgrade und ganz sachte auf Jürgen zu, der schon die Finger krümmte. Jetzt! ein Griff und rasch ein zweiter — und der Fisch zappelte in der festgeschlossenen Faust des glücklichen Jünglings. Mit drei Stößen war er beim Nachen; Willem half ihm herein. Den Fisch setzten sie in einen verdeckten Kübel mit Meerwasser und fuhren eiligst zum Schiffe zurück.

Als sie an Bord waren, band Willem das Steuer los, rief die Wache aus dem Schlafe und schrie dann laut: „Welaan! de heringen zyn daar!“ Alsbald erhob sich die Mannschaft vom Schlafe und eilte auf's Verdeck, um den Fang zu beginnen.

Noch nie, seit Willem Sirtema auf der Buyse Two Gezusters van Alblasserdam fuhr, war er so gut ausgefallen. Man drehte daher um und erreichte zuerst vor allen Häringsfängern die holländische Küste wieder.

Die Buyse legte in Leyden an und verkaufte ihre Ladung für den fünfhundertfachen Werth. Jürgen Müllejans aber nahm gar zu eilfertig Abschied von dem Schiffe und begab sich mit seinem Kübel in die Stadt, fortwährend des Glücks gewärtig, das ihm widerfahren sollte. Er miethete sich in einem Wirthshause ein, und vergewisserte sich auf seinem Zimmer, daß der Häringskönig in dem Meerwasser des Kübels noch lebe; alsdann schloß er die Stube zu und ging auf den Straßen umher. Es wollte sich den Tag nichts ereignen, den folgenden Tag auch nicht und den dritten wieder nicht. Da überlegte Jürgen, daß es doch wohl besser sei, bei Willem Sirtema anzufragen, was er weiteres zu thun habe. Das hatte er schändlich vergessen. Aber nun war es freilich zu spät, denn als Jürgen zum Hafen kam, hörte er, die Buyse sei gleich wieder in See gegangen, nachdem sie geklärt habe. Verdrießlich kehrte er zurück und wartete noch acht Tage in Ungeduld auf das Erscheinen seines Glückes, dann aber entdeckte er sich dem Wirthe, weil er sein Herzeleid nicht mehr bei sich behalten konnte.

Der Wirth rieth ihm, den Fisch zum Professor de Boetgezant zu bringen, der gerade gegenüber wohne und solche Raritäten theuer bezahle. Jürgen befolgte den Rath des Wirthes und traf den Professor im Schlafrock und Pantoffeln bei sehr schlechter Laune am Schreibtische.

Der Kopf dieses Mannes hatte eine außerordentliche Aehnlichkeit mit dem eines mürrischen Katers, und seine zischende und pfuchzende Art zu reden erhöhte diese Aehnlichkeit noch mehr. Er befahl Jürgen, den Kübel in die Ecke des Zimmers neben der Thüre zu stellen und am Nachmittage wieder zu kommen.

Als Jürgen zur bestimmten Stunde wieder erschien, sagte der Herr Professor de Boetgezant in seiner speienden, pfuchzenden und pfnauchzenden Art: „Ei was! Dummheiten! Clupea harengus! sonst gar nichts! Geb' keine fünf Stüver dafür! Da habt Ihr, was Euch gehört für Euren Häring!“

Mit diesen Worten drückte der Professor dem enttäuschten Jürgen ein Vierstüverstück in die Hand und schob ihn halb mit Gewalt zur Thüre hinaus. Jürgen ging in sein Gasthaus, packte seufzend und weinend seine Sachen, bezahlte seine Zeche und verließ die Stadt Leyden ärmer an Hoffnungen, als je in seinem Leben. Er beschloß bei sich selbst, in seine Heimath zurückzukehren und in die Armee Friedrichs des Großen, seines Herrn und Königs, einzutreten. Vielleicht gab es einen Krieg und er

wurde todtgeschossen, dann war er ja sein Elend auf einmal los. — So kam er nach Wesel am Rhein, da lag grade das löbliche Infanterieregiment von Assseburg. Dazu ließ er sich anwerben und nahm die Muskete. Nun war aber bei dem Regiment von Assseburg ein Feldscheer, ein sehr studirter Mann, welcher sich den Jürgen Müllejans zu allerlei Handreichungen und Diensten ausbehielt, wenn vorkam. Auf diese Weise wurde Jürgen mit dem Arzte sehr bekannt und gewann ihn lieb, wenn er auch eine Nase hatte wie ein Hahnenschnabel, und ein Gesicht wie ein Gückelhahn, und eine solche krähende Sprache, die durch Mark und Bein ging.

Eines Tages hatte Jürgen Müllejans dem Doktor seine Sache mit dem Häringskönig erzählt, worauf dieser sagte: „O Du dreifacher Dummkopf! mußtest Du dem Professor glauben? Du hast Dein Glück verscherzt!“

Einige Zeit später aber sagte der Feldscheer heimlich zu Müllejans: „Jetzt gilt's, Freund! Du desertirst über die holländische Grenze zurück. Hier sind Kleider, hier ist Geld. Wir müssen dem Leydener Professor den Fisch wieder abjagen.“

Jürgen willigte auf Zureden des Doktors ein und floh. In Arnheim, wohin er glücklich gelangte, wartete er auf den Feldscheer acht Tage. Da kam derselbe endlich, und Beide reisten nun unverzüglich nach Leyden, stiegen in Jürgens bekanntem Gasthause ab und ließen sich sodann beim Professor de Boetgezant melden. Der Feldscheer wurde vorgelassen, während Jürgen Müllejans im Vorzimmer zurückblieb. Durch die Glasthüre konnte man trotz des grünen Vorhanges in die Stube des Professors sehen und auch ziemlich hören, was darin vorging. Jürgen wußte nichts Gescheidteres anzufangen, als durch diese Thüre zu lugen und zu lauschen. Da hatte er denn ein sonderliches Spektakel.

„Ihr habt ein Exemplar von rex harengorum, das gebt heraus!“ rief der Feldscheer mit krähender Stimme.

„Ei was! Ich kenn' Euch nicht, was wollt Ihr?“ schrie der Professor zischenden Tones.

„Er gehört meinem Diener!“

„Ich hab' ihn gekauft!“

„Ihr habt ihn gestohlen!“

„Hinaus, Ihr Grobian!“

„Kikeriki!“

„Miau! Pfz! pfz!“

In diesem Augenblicke stürzten die beiden Männer auf einander los, aber es war nicht mehr der Professor, sondern ein großer schwarzer Kater; es war auch nicht mehr der Feldscheer, sondern ein mächtiger Gockelhahn, welche mit grimmigen Pfotenschlägen und Schnabelhieben einander bekämpften. Das hatte eine ganze Weile unter großem Tumult gewährt, bis die Katze unten lag und der Gockelhahn, siegreich mit den Flügeln klatschend, krähte — auf einmal saßen beide Männer wieder ganz ruhig im Sopha.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Wenn der Kopfsalat recht schön ist, doch bald dahin kommt, daß er aufschießen will, schneidet man ihn von der Wurzel ab und setzt ihn im Keller auf Sand. Man kann so die festen Häupter nicht blos mehrere Tage, sondern auch etliche Wochen bewahren, während sie im Garten sehr bald in die Höhe gegangen sein würden. Ebenso schneidet man den Blumenkohl mit den obersten Blättern aus, bindet diese oben zusammen und setzt die Häupter im Keller auf Sand. Die einzelnen Häupter kann man so recht gut aufheben, bis mehrere nachkommen, oder überhaupt bis man sie braucht.

Lampencylinder für Petroleumlampen springen sehr leicht, besonders bei solchen Lampen, die geraden Docht haben, weniger bei denen, deren Docht rund ist. Um das sehr häufige Springen zu vermeiden, braucht man nur die Ecken des geraden Dochtes rund zu schneiden, wodurch die Flamme eine mehr runde Form erhält, also auch nicht an den beiden Endseiten des Dochtes der Cylinderwandung so nahe kommt und letztere ungleichmäßig erhitzt, wodurch das Platzen meist bewirkt wird, wenn die Sorte des Glases etwas spröde war.

Mannigfaltiges.

Eine Frau kam zum Pfarrer, um ihm den Tod ihres Mannes anzuzeigen. Auf die Frage des Pfarrers, ob bei dem Leichenbegängniß auf dem Kirchhof gesungen werden solle, antwortete sie: „Wellewez, Herr Pfarrer, s'ist glei lustiger!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 67. Sonntag, 4. Juni 1865.

Ee Rebradur. [1])

Motto: Eins schickt sich nicht für Alle;
Sehe Jeder, wie er's treibe!
(Göthe.)

„Was Dunner, [2]) Kumbär! [3]) hanner do
Uf'm Owe steh'n und fiere? [4])
Der Traut, der könnt' durch sei Geruch
Mich währlich nit verführe!"

„Das — wiß'ner nit, und han doch fat
Mer schtets die feinschte Nase;
De Kaffe röcht'ner meilewelt —
Behabdet die Fraa Base.

Doch ohne Jur — was ich do koch',
Daß könne'ner nit errode;
A hanner Recht, es riecht nit fein,
Nit no Muschkat un Brode.

Do guckt, was ich im Hawe han!" —
„Die Uhr! sin ihr bei Sinne?
Kumbär! was dies bedeure [5]) soll,
Kann mei Verschtand nit finne!"

„Und isch doch klor wie Sunneschein:
Mei Uhr isch nimmeh gange;
Was glab'ner dann, daß ich mit ihr
Jetzt dabber [6]) soll anfange? —

Eene hole vun de Künschtler do,
Die laafe mit de Kaschte;
Mit ihrem ew'ge Kling, Klang, Klang!
Nit ruhe un nit raschte.

Nei guckt'm der die Uhr nor an,
Do kammer Baße bleche;
Und glab'ner gar, daß sie dann geht?
Wie werner euch verreche!

Ich mach' e dhüchtig Feuer an,
Dhu Wasser in de Hawe;
Un koch' die Uhr zwee Schtunne lang,
Dann fang' ich an se schawe.

Und isch se widder blank und hell,
Hol' ich die Ohlig [7]) »Kanne«
Un schmeer e Viertelschobbe dran,
Das setzt se ganz in Schtanne." [8])

Der Michel pipst ke Sterweswort,
Un drückt sich schnell no Douse;
Do hängt sei alt Schwarzwälderin,
Die hat schon lang die Mouse.

Ke Ticktack, ke Schtunneschlag,
Das isch nit ausschalbe;
Un dann das viele Kreuz, das macht
Ihm a noch seine Alve!

Des Oweds [9]) schun um Neun se ruft:
O Mann! so geh' doch häme;
Ke Schobbe meh' — s'isch gleich elf Uhr,
Denk, wann die Schandarm käme!

Un Morjeds [10]) kaum, daß groot [11]) der Daa, [12])
Do fangt sie an se keife:
Uf! Michel, uf! s'isch sechs vorbei,
Hörscht nit die Vögel peife!

So geht es fort vun Daa zu Daa,
Der Ehemann muß sich füge;
Ee Uhremacher darf der Fraa
Nit in das Zimmer riechte.

Doch geht es ous, sie kann nimmeh'
So fort die Ordning führe;
Denn Michel isch jetzt selbscht im Schtand
Die Uhr se reberire.

---

[1]) Eine Reparatur, [2]) Donner, [3]) Compère, [4]) fieren, [5]) bedeuten, [6]) schnell.

[7]) Oel, [8]) Stand, [9]) Abends, [10]) Morgens, [11]) graut, [12]) Tag.

Er macht e Feuer wie e Höll,
Zum Butze wetzt er's Messer;
Un kocht die Uhr drei Schtunne lang,
Er gladt, sie schabt sich besser.

Jetzt isch's genunk. — Zum Dausendkrenk!
Mei Uhr, die isch doch drinne!
Doch wie er krabscht, doch wie er sucht,
Er kann se nimmeh' finne!

Do sin blos Hölzte, groß un kleen,
Ball lang, ball rund, ball zackig;
So schwimmt's im Hawe, kunnerbunt,
Un ansesleh'n ganz schnackig.

Der Michel denkt, s'isch Hexerei,
Die man mit ihm getriewe;
Hans hat sei Uhr so a gekocht,
Die — isch doch ganz gebliewe.

Do kummt der grad zur Dhür erin;
O Kumbär! luh'n [13]) was Sache!
Wie ihr vorhin, so han a ich
Mei Uhr jetzt wolle mache!"

Un Hans guckt sich de Plunner an,
Kunnt's Lache nit verbeiße;
„Bei mir isch's ganz e anner Ding,
Mei Uhr — die isch vun Elfe!"

Erfw. *Fr. Luxenburger.*

Die Blinden.

(Schluß.)

Der Pfarrer sah den Sohn an und sagte mit leiserer Stimme: „Wie werdet Ihr's ausmachen?"

„Wie es Sitte ist unter jungen Leuten," erwiederte Clemens ernst.

„Weißt Du, wie es unter Christen Sitte ist, Beleidigungen auszugleichen?"

„Ich weiß es, aber ich kann nicht so handeln. Wenn er mich beleidigt hätte, so könnt' ich ihm vergeben und ihm die Züchtigung schenken. Aber er hat ein Wesen beleidigt, das mir sehr nahe steht!"

„Ein Mädchen, Clemens?"

„Ja, ein Mädchen."

„Und Du liebst dieses Mädchen?"

„Ich liebe sie," sagte halblaut der junge Mann.

„Ich hab' es mir gedacht," fuhr der Alte auf. „Die Stadt hat Dich verdorben; Du bist der Weltkinder eines geworden, die den Dirnen nachgehen, sich raufen um sie und sie zu ihren Götzen erwählen. Ich aber sage Dir, so lang ich lebe, will ich arbeiten, Dich zum Herrn zurückzuziehen und will Deine Götzen zertrümmern. Hat Gott Wunder an Dir gethan, damit Du ihn verläugnest? So wäre es besser, Du säßest noch in der Nacht und hättest die Thore ewig verschlossen, durch die der böse Geist mit seinen Verlockungen in Dein Herz gedrungen ist."

Mühsam bezwang der junge Mann seine Aufwallung. „Was gibt Dir ein Recht, Vater," rief er endlich, „mir unedle Neigungen zuzutrauen? Weil ich thun muß, was nöthig ist, um in der Welt den Uebermuth des Gemeinen niederzuhalten, bin ich darum niedriger? Es gibt verschiedene Wege, gegen den unsaubern Geist zu kämpfen. Deiner ist friedlich, denn Du hast es mit der Masse zu thun. Ich stehe dem Einzelnen gegenüber und kenne meinen Weg."

„Du wirst ihn nicht wandeln," rief der Alte eifernd aus. „Willst Du Gottes Gebote mit Füßen treten? Der ist mein Sohn nicht mehr, der die Hand an seinen Bruder gelegt hat. Ich verbiete Dir den Kampf, kraft meiner väterlichen und priesterlichen Gewalt. Hüte Dich, ihr zu trotzen!"

„So stößest Du mich aus Deinem Hause," sagte Clemens düster. Eine Pause trat ein. Die Mutter, die in Thränen ausgebrochen war, stand auf und stürzte zu ihrem Sohn. „Mutter," sagte er ernst, „ich bin ein Mann, ich darf mir nicht untreu werden!" Er näherte sich der Thüre und blickte nach Marlene hinüber, die ihn mit den blinden Augen schmerzlich suchte. Die Mutter folgte ihm, sie konnte vor Schluchzen nicht sprechen. „Halt ihn nicht auf, Frau!" rief der alte Mann. „Er ist unser Kind nicht, wenn er Gottes Kind nicht sein will. Laß ihn geh'n, wohin er will. Er ist todt für uns!"

Marlene hörte die Thüre gehen und die Pfarrerin mit einem Schrei des tiefsten Mutterschmerzes zu Boden stürzen. Da wich die Lähmung von ihr, in der sie bisher gesessen hatte. Sie stand auf, ging zur Thüre und trug mit gewaltsamer Anstrengung die ohnmächtige Frau auf ihr Bett. Der Alte stand am Fenster und sprach kein Wort. Seine gefalteten Hände zitterten heftig.

Eine Viertelstunde später klopft es oben an der Thüre von Clemens' Kammer. Der junge Mann öffnete und sah Marlene vor sich stehen. Sie trat still ein. Die Kammer war voll Unordnung. Sie stieß mit dem Fuß an den Reisekoffer und sagte schmerzlich: „Was willst Du thun, Clemens?" Da brach ihm sein starrer Schmerz. — Er ergriff ihre Hände und drückte seine Augen dagegen, die in Thränen standen. „Ich muß es thun," rief er weich. „Ich habe lange empfunden, daß ich

[13]) seht.

seine Liebe verloren habe. Vielleicht fühlt er, wenn ich ihm fern bin, daß ich nie aufgehört habe, sein Kind zu sein.“

Sie richtete ihn auf und sagte: „Weine nicht so, ich habe sonst nicht die Kraft, Dir das zu sagen, was ich Dir sagen muß. Deine Mutter würde es sagen, wenn der Vater ihr nicht wehrte. Ich hörte es seiner Stimme an, wie schwer es ihm ankam, hart zu sein. Aber er wird hart bleiben, ich kenne ihn wohl. Er glaubt, daß seine Strenge Gottesdienst sei, daß er sein eigen Herz zum Opfer bringen müsse.“

„Und Du glaubst auch, daß er es müsse?“

„Nein, Clemens. Ich weiß nicht viel von der Welt und kenne die Gesetze der Meinung nicht, die Ehrenmännern den Zweikampf gebieten. Aber Dich kenne ich genug, um zu wissen, daß der Leichtsinn der Welt Dir nichts anhaben konnte, daß Du Dein Thun und Lassen mit aller Strenge prüfst, auch diesen Schritt. Du wirst ihn der Welt schuldig sein und Deiner Geliebten. Aber Du bist Deinen Eltern mehr schuldig als Beiden. Ich kenne das Mädchen nicht, das man Dir beleidigt hat, und fühl' es wohl nicht so ganz, wie es Dich aufbringen muß, für sie nicht Alles zu thun. Unterbrich mich nicht. Glaube nicht, daß die Furcht mit im Spiele sei, Du könntest mir um ihretwillen den Rest der Freundschaft entziehen, den Du mir in den letzten trennenden Jahren bewahrt haben magst. Ich gönne ihr Dich ganz, wenn sie Dich glücklich macht. Aber Du darfst das um ihretwillen nicht thun, was Du thun willst, und wäre sie Dir theurer als Vater und Mutter. Du darfst nicht im Zorn aus Deiner Eltern Hause gehen, das sich Dir dann auf immer verschließt. Dein Vater ist alt und wird seine Grundsätze mit ins Grab nehmen. Er hätte Dir den Kern und Inhalt seines ganzen Lebens zu opfern, wenn er nachgäbe. Du opferst ihm die flüchtige Achtung, die Du in den Augen fremder Menschen besitzest. Denn, wenn jenes Mädchen, das Du liebst, sich von Dir losſagen könnte, weil Du die alten Tage Deines Vaters nicht verbittern wolltest, — ſo wäre ſie Deiner nie werth geweſen!“

Die Stimme verſagte ihr. Er hatte ſich auf einen Stuhl geworfen und ſtöhnte heftig. Sie ſtand noch immer nahe an der Thüre und wartete, was er ſagen würde. Auf ihrer Stirne lag ein ſeltſam geſpannter Zug, als horche ſie mit den Augen zu ihm hinüber. Plötzlich ſprang er auf, trat zu ihr, legte ihr beide Hände auf die Schultern und rief: „Für Dich wollt' ich's thun und für Dich bezwing' ich mein Herz!“ Damit ſtürmte er an ihr vorbei und die Treppe hinab.

Sie blieb droben. Seine letzten Worte hatten ihr ganzes Weſen erſchüttert und eine Fluth jauchzender Gedanken ſtrömte über ihr ſcheues, unglaubiges Herz. Sie ſetzte ſich zitternd auf den Mantelſack. „Für dich, für dich!“ klang es ihr im Ohr. Sie fürchtete faſt ſeine Rückkehr, wenn er es anders gemeint hatte — und wie ſollte er es nicht anders meinen? Was war ſie ihm? —

Endlich kam er wieder herauf. Die Unruhe drängte ſie, ſie ſtand auf und wollte aus der Thüre. Da trat er ein, faßte ſie in die Arme und ſagte ihr Alles.

„Ich bin der Blinde!“ rief er. „Du biſt die Sehende, die Seherin. Was wär' ich jetzt ohne Deine Klarheit? Ein Verwaiſter durch alle Zukunft, vertrieben von allen Herzen, die ich liebe, durch unſelige Verblendung! Und nun — nun — Alles wieder mein und mehr als ich wußte, als ich ſonſt mir gönnte!“

Sie hing ſtumm und heftig hingegeben an ſeinem Halſe. All' die lang verhaltene Innigkeit ward frei und glühte in ihrem Kuß und verachtete die armen Worte.

Der Tag brach an über ihrem Glück. Nun wußte er, was ſie bisher ſtandhaft verſchwiegen hatte und was dieſelbe Kammer mit angeſehen, in der ſie jetzt, für immer einander unverlierbar, in der anbrechenden Frühe ſich die Hände drückten und ſchieden.

Im Laufe des Tages kam ein Brief, den Wolf noch in der Nacht geſchrieben hatte. — Sobald er das Dorf hinter ſich gelaſſen, war ſein Unmuth über ſich ſelbſt ausgebrochen. Er ſchrieb nun von ſeinem Aufenthalt in der Schenke und klagte ſich heftig an. — Das edle Gefühl, das ihm das Mädchen eingeflößt, ſei ihm ſo fremd geweſen, daß er ſich mit ſeiner Rohheit dagegen gewahrt habe. Er bat Clemens, ſich ihm nicht ganz zu entziehen, wenn er ſich auch ſcheue, ihm perſönlich wieder zu begegnen. Was ſolle aus ihm werden, wenn ſich die Beſten ganz von ihm losſagten!

Als Clemens dieſe Zeilen Marlene vorgeleſen, ſagte ſie bewegt: „Er dauert mich! Wie viel hätte er ſich und uns erſparen können!“ — „Und wie viel hat er uns gegeben,“ ſagte Clemens. „Meine Augen hat er aufgethan, daß ich nun in die Fülle Deiner lichten Seele blicken kann. Und auch für ihn, denk' ich, wird noch die Liebe tagen.“

Der Häringskönig.

(Fortsetzung.)

„Ich wußte in der That auch nichts damit anzufangen," sagte der Professor.

„Glaub's wohl," meinte der Feldscheer. „Es gibt nur Wenige, die die Tugend des Fisches kennen."

„Und was muß damit geschehen?" frug der Professor.

„Erst sagt mir, wo Ihr den Fisch aufbewahrt habt?"

„Draußen, hinterm Schrank in einem Kübel."

„Der Fisch lebt noch?"

„Gewiß; und das ist eben das Wunderbare; ich gab ihm einmal in drei Wochen kein frisches Seewasser und doch lebte er. Sonst stehen die Häringe schnell ab."

„Gut! Ich will Euch das Geheimniß sagen, aber Ihr gebt Halbpart für mich."

„Deß dürft Ihr wohl sicher sein, Ihr seid stärker als ich."

„Nun denn: Ihr zieht dem Häring durch die Schwanzflosse einen seidenen Faden und knüpft ihn mit drei Knoten. Dann setzt Ihr ihn ins Wasser, wo es immer sei, wenn es nur fließt. So lange der Faden hält, ist Euch das Fischlein dienstbar und muß Euer Glück machen wohl oder übel mit Geld und Gut tonnenweise."

Dies hatte der Feldscheer mit verhaltener Stimme gesprochen, aber doch daran nicht gedacht, daß sich Jürgen bei dem Lärm von vorhin die Thüre ein ganz klein wenig geöffnet. Da man nun jetzt draußen im Vorzimmer ein Geräusch hörte, als ob Jemand die Thüre nach dem Vorplatze schließe, so sprangen beide Männer, von einem und demselben Gedanken durchblitzt, kerzengrad auf die Beine und hoben zitternd, horchend den Zeigefinger zur Nase. Dann rief der Feldscheer mit sanfter Stimme: „Heda! Jürgen, komm doch herein!"

Ein Poltern auf der Treppe war die Antwort. Mit lautem Schrei stürzten beide Männer ins Vorzimmer. Der Feldscheer rüttelte an der Thüre nach außen; sie war verschlossen und verriegelt. Der Professor schlüpfte hinter den großen Schrank; da lag auf einem Bänkchen ein Vierstüverstück statt des Kübels, der da gestanden hatte.

„Jürgen!" rief der Feldscheer weinerlich wüthend, indem er mit der Schulter gegen die verschlossene Thüre rannte. „Jürgen, mach' auf! Du sollst den dritten Theil haben! Es war nur mein Spaß! Jürgen! lieber Jürgen! Schuft, Herzensjunge!"

Da hatte eben der Professor aus einem Gefache des Schrankes gar hurtig eine besprochene Weißdornwurzel gelangt und hielt sie an das Thürschloß. Krachend flog die Thüre auf. Der Feldscheer im Eifer des Anrennens stürzte jählings auf den Vorplatz, warf den Famulus und die Köchin des Professors um, die voll Schrecken herbeigeeilt waren, und schoß unter lästerlichen Flüchen auf dem Bauche die Treppe hinunter. Auf dem Absatz der Treppe erhob er sich, sprang die übrigen Stufen hinab und ereilte schäumend vor Wuth die Hausthüre. In demselben Augenblicke hatte der Professor oben ein Fenster aufgerissen und rief: „O weh, Ihr habt ihn entwischen lassen!"

Der Feldscheer schnitt ein grimmiges Gesicht herauf und streckte dem Professor die Zunge heraus. Dieser aber voll Zorns sah sich nach etwas um, das er dem Feldscheer auf den Kopf werfe und erwischte dessen dreieckigen Hut, der auf dem Tischchen am Fenster liegen geblieben war. Den warf er heftig hinunter und traf den Feldscheer gerade in das grimmige Gesicht. Der Getroffene stülpte den Hut in den Nacken, reckte den Kopf und stieg mit Hals und Schultern, wie eine Rakete aus sich heraus, jählings in die Höhe, gab dem Professor einen Nasenstüber und zog sich dann wieder zusammen. Der Professor schlug eilends das Fenster zu, der Feldscheer aber lief wüthend davon.

Spät am Abend desselben Tages langte ein eiliger Wanderer in der Schenke am Hafen von Amsterdam, genannt zum „Witachtige duisje" bei der Wittwe Philippina Ter Schouwen an. Es war Jürgen Müllersens. Noch hatte er an einem Tragriemen den Kübel umhängen, in welchem der Häringskönig schwamm oder vielmehr nicht schwamm; denn da der gute Junge wie ein Blutvergießer gelaufen war, so schwappte alles Wasser bis auf ein geringes heraus, also daß der Fisch kaum seinen Kopf netzen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Sylben-Palindrom.

1. 2.

An des rieselnden Baches stillem Rande
Prang' ich in herrlich schmuckem Gewande.

2. 1.

Oft in des Armen klaffendem Sacke,
Nie in dem wohlgepfropften Packe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 68. Dienstag, 6. Juni 1865.

Aus den Bergen.

Es wird selten ein Jahr vorübergehen, ohne daß auf einem größeren Bergwerke nicht ein oder mehrere Menschen verunglücken.

Die Sache ist so gewöhnlich, daß die Geschichte eines solchen Unfalls häufig nur wenige Tage die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt, dann wird sie über den Mühen des Tages und anderen Ereignissen vergessen.

Und doch ist mit der vergessenen Geschichte zugleich das Glück oder Leben eines Menschen ausgelöscht und mit ihm vielleicht über das Schicksal einer Familie entschieden. Nur selten erhält sich ein solcher Fall lange Zeit in einer Gegend und bildet noch in späteren Jahren den Gegenstand der Erzählung, wenn Bergleute am heimischen Herde oder in der Schenke zusammen sitzen.

Das Leben eines Bergmannes ist so einförmig, wie die dunklen Schachte, die es umschließen. Aber wie viele Momente der Gefahr umschließt dies einförmige Leben! Und wie wunderbar und mannigfaltig sind diese Gefahren! wie wunderbar auch oft wieder die Rettung, welche, wie fernes Dämmern des Tageslichts in einem finsteren Stollen, plötzlich die drohende Todesnacht endet.

Die Geschichte dieser Gefahren und Rettungen ist meist sehr einfach und nur ein kleines, mehr oder minder tragisches und poetisches Bild in engem Rahmen.

Es herrscht eine gewisse Harmonie zwischen diesen Geschichten, die sich mit geringen Aenderungen von Zeit zu Zeit wiederholen, und sie gleichen der Unzahl von Spuck-, Zauber und Gespenstergeschichten, welche ausschließlich dem Revier der Berge so eigenthümlich sind, nur mit dem Unterschiede, daß die Staffage in erstern Wesen mit Fleisch und Blut bilden und der Dämon nur für das geistige Auge sichtbar wird, während in den letztern die freundlichen oder hämischen Kobolde unverhüllt hervortreten und selbstthätig und sichtbar ihre Rollen darin abspielen.

Wie nahe sind sich überhaupt Sage und Geschichte, und wie leicht und gerne verkehrt sich diese von selbst, wenn lange Jahre an ihr vorübergestrichen, zur Sage, ganz so wie versunkene Wälder nach Jahrhunderten in anderer Gestalt als mächtige Kohlenlager wieder auftauchen.

Während in der Geschichte Ehrgeiz und Habsucht, Zufall und Unvorsichtigkeit die Katastrophe herbeiführen, ist es dann nach der Sage ein neckischer Kobold, welcher die Sinne blendete, hier eine Falle legte, dort die Grubenlampe auslöschte und Alles in Nacht, Finsterniß und Verwirrung stürzt.

Im Schachte ist an der Zimmerung auszubessern. Der Zimmermann nimmt sein Werkzeug zu sich und macht sich zur Fahrt in die Tiefe zurecht.

Es ist ein Sitz, sehr einfach aus zwei Stricken zugerichtet, der mittelst eines Seils an der großen Schachtwinde befestigt ist; die Winde wird langsam abgelassen, bis der Mann an den Ort gelangt, wo die Ausbesserung vor sich gehen soll. Dann wird die Winde angehalten und gebremset. Hier hängt er nun in der Schwebe, vielleicht vierzig Klafter bis zum Schachtkranz oder sich und hundert Klafter unter ihm die dunkle Leere bis zum Sumpfe.

Oben um die Schachthüre lehnen müßig zwei Bergleute, gähnen, plaudern und warten auf die nächste Schicht, welche sie zur Arbeit ruft. Unter ihnen, wie ein Sternchen, flimmert das Grubenlicht des Zimmermanns, das ihm bei seiner Arbeit leuchtet. — Er selber singt, sein Lied tönt aus der Tiefe empor, und dazwischen schallen melancholisch die Schläge seiner Axt an der hölzernen Verschaalung des Schachtes. — Plötzlich ist das Lied unterbrochen, die Axtschläge haben mit einem Male aufgehört, das matte Licht der Grubenlampe ist erloschen. Es war wie ein geller, aber ferner und erstickter Schrei

— man weiß nicht, woher er kam, dann tiefes Schweigen.

Der Mann hat fehl gehauen, sein Hieb traf das Seil und schnitt es entzwei, er selber stürzte in die Tiefe. Er hat ausgesungen und ausgelebt und schnell, wie der Ton in der Luft erstarb sein Leben.

Der Verwalter eines Bergwerks, ein ältlicher Mann, befährt die Grube, um bei den Arbeiten und Maschinen nachzusehen, von den Veränderungen des Ganggesteins Einsicht zu nehmen.

Sein Geschäft führt ihn an das Ende eines langen, dunklen Laufes, er prüft mit der Lampe das Gestein, er klopft mit dem Hammer an den Wänden, er besichtigt die abgeschlagenen Stufen sorgfältig mit der Lupe am Grubenlicht; so geht es langsam in dem dunklen Stollen vorwärts; plötzlich tritt er unvorsichtig in die Leere und verschwindet dem nachfolgenden und erstaunten Knappen wie eine Geistererscheinung, wie Hamlet unter den Brettern des Theaters.

Man hatte vergessen, die Schlagthüre des Schachts zu schließen, der Arme war in den Schacht hinausgetreten, wo er hundert Klafter niedersinkt, aber sein weiter Flausrock, den er aus Bequemlichkeit und seines gichtigen Leidens willen nie ablegt, breitet sich wie ein Fallschirm um die hagere Gestalt und gänzlich unversehrt gelangt er in die Tiefe. Dort treffen ihn die Knappen, welche sogleich nachsteigen, bewußtlos am Boden und bringen ihn zu Tage. Ein hitziges Fieber hält ihn auf dem Lager. Er geht heil und gesund daraus hervor, aber er bringt die Erinnerung nicht mehr aus dem Kopfe, es ist ihm unmöglich, ohne Schwindel an einem Schachtgebäude vorüberzugehen und er muß sein lang gewohntes Grubenamt für immer aufgeben.

Die Gefahr, welche den Bergmann umgibt, nimmt oft eine andere, geisterhafte Gestalt an. Unsichtbar naht sie sich ihm in bösen Dünsten.

Ein Knappe läßt sich in einen Schacht nieder, der vielleicht ein Jahrhundert und darüber verlassen stand und dessen Auslenkungen seit längster Zeit kein menschlicher Fuß betreten. Der weite Raum ist mit taubem Gestein versetzt, dazwischen glitzern und funkeln feuchte Vitriolkrystalle und wunderbare Pflanzen sprossen ringsum aus den Ritzen. Nebenan am Boden dehnt sich ein weißer, schimmliger Schleier, der eine Pfütze umhüllt, die wie ein tückisches Gewürm im Dunkeln lauert. Während er an dem Verfatzgestein mit dem Hammer herumprüft, fällt ein Stück davon in die Pfütze und zerreißt ihren jungfräulichen Schleier. Aber durch die kleine Oeffnung, die der fallende Stein bewirkt, dringt alsogleich ein Schwall lang gefesselter Miasmen, unsichtbar erhebt sich der böse Schwaden, die Sinne des armen Knappen werden umnebelt und, wie nach dem Stich einer Schlange, fühlt er den nahen und unvermeidbaren Tod an sich heranschleichen. — Noch versucht er schwindelnd an einer Seitenwand hin zu tappen und sich zu erhalten, umsonst, er schwankt, er strauchelt, denn Kopf und Füße versagen den Dienst, er fällt bewußtlos zu Boden und seine Gefährten, die nach einiger Zeit nach dem Vermißten suchen, finden statt seiner nur eine starre Leiche.

Dort arbeiten zwei weiße Sklaven, nackt, wie sie Gott erschaffen, der Schweiß perlt in großen Tropfen von ihrer Stirne, ihre Leiber sind geröthe und wie vom Feuer versengt. Es gilt einen Brand abzudämmen, der das Innere eines Bergwerkes ergriffen hat. Durch die Ritzen des Gesteins flimmert die Gluth und Lohe, und weißlichter Rauch züngelt hie und da empor und wallt in langen Streifen durch die Gänge. Aber die Arbeit soll rasch vor sich gehen, nicht blos das Schicksal des Berges, ihr eigenes Leben fordert Eile und Umsicht.

Sie sind in dem engen und dunklen Zwinger zusammengepfercht mit dem Tode, der von Zeit zu Zeit nach ihnen zu langen scheint, und wie der Gladiator mit der wüthenden Bestie im Circus, ringen sie hier mit dem wilden Element, aber ungeschaut, unbelobt und unermuthigt von einer Beifall jauchzenden Menge.

Zuweilen blickt auch das Glück zauberhaft lächelnd und lockend in das Leben des Bergmannes, und wir begegnen dem Wechsel von tiefster Noth zu reichem Gewinn.

Ein Eigenlöhner, der seine neue Grube im Schweiße seines Angesichts selber bearbeitet und von dem kümmerlichen Ertrag sieben Kinder erhalten soll, rastet einen Augenblick, um seine ermatteten Kräfte zu sammeln; seine Lampe ist an der vorstehenden Ecke des Zimmerbalkens aufgehängt; da raschelt etwas zu seinen Füßen, er folgt mit seinen Blicken dem wandelnden Gegenstand; es ist eine Ratte, die sich mit dem hinabgefallenen Brodsamen seines Mittagsbrodes beschäftigt; endlich verschwindet sie mit ihrer gemachten Beute in einem kleinen Loche am Fußboden, das er erst entdeckt, als er näher hinzuleuchtet; er will wie zum müßigen Spiele ihren Schlupfwinkel weiter verfolgen und schlägt mit dem Eisen ein größeres Stück aus dem Loche. Die Ratte ist verschwunden, er setzt noch einmal sein Eisen an, das Eisen prallt ab, aber ein purpurner Streif zeigt sich an der Stelle.

Darf er seinem Auge trau'n? — es ist herrliches Rothgülden, das mit seinem schimmernden rothen Striche ihm zugleich die Morgenröthe einer besseren

Zukunft verkündet. Er hat einen reichen Gang dieses kostbaren Silbererzes entdeckt, der zu einem Fortunatussäckel wird und ihn und seine Familie über schnell anwachsender Wohlhabenheit jede Erinnerung vergangenen Elends in kurzer Frist vergessen macht.

Alle diese Geschichten sind der Wirklichkeit entnommen, nur einige kleine Rollperlen an der langen Kette von Wechselfällen, wie sie sich im Bereiche der dunklen Schächte vielfältig ereignen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Häringskönig.

(Fortsetzung.)

Weder in Leyden, noch unterwegs in Leyderdorp oder in Woubrugge, oder in Rhynzaterwoude, oder in Amstelveen oder selbst in Oortoom hatte sich Jürgen sicher genug gefühlt, um das dem Feldscheer abgelauschte Einfädeln, Durchziehen und Knüpfen des seidenen Fadens vorzunehmen. Drum war es jetzt die höchste Zeit, daß ihm die Wittwe Philippina Ter Schouwen mit Nadel und Faden beisprang. Die drei Knoten waren bald geknüpft, wenn auch dem guten Jürgen die Hände dabei etwas zitterten, und nun schlenkerte er den zappenden und zappelnden Fisch weit hinaus in das Hafenwasser. Der Fisch schnellte ein paar Mal, sei es vor Vergnügen oder aus Dankbarkeit in die Höhe und tauchte alsdann unter; Jürgen aber schlüpfte durch die Hinterthüre, aus welcher er heraus gekommen war, unbeschrieen in die Küche hinein und begab sich auf seine Stube. Nachdem er ganz erklecklich zu Abend gegessen hatte, ließ er sich einen Grogh und eine Pfeife geben, womit er die Stunden bis zum Schlafengehen ausfüllte. Nur schöne, ergötzliche und lustige Dinge waren es, mit denen sich Jürgen dabei in Gedanken beschäftigte und mit denen er sich zu Bette legte.

Andern Morgens gegen 9 Uhr ging er hinunter in die Schenkstube, wo er damals den Steuermann Sirtema mit den Hamburger Matrosen getroffen hatte. Das war jetzt ein Jahr her und darüber, denn man schrieb den 5. Juni 1779. Auf einmal ging die Thüre auf und drei Männer traten ein, die frugen nach Mynheer Jürgen Müllejans, welcher gutem Vernehmen nach dahier wohne. Jürgen erschrack wohl anfangs ein wenig, aber das war gleich vorüber, als die drei Männer ihre Sache auszurichten begannen. Sie kamen von dem Herrn Erasmus van den Scherpensteenen, Eigner des Schiffes „Two Gezusters van Alblasserdam", und trugen in dessen Auftrag dem Mynheer Jürgen Müllejans für die diesjährige Fahrt die Stelle als „Gezaghebber" des genannten Schiffes an, unter der Bedingung, daß derselbe zehn Prozent vom ersten Zug und einen zweiten Zug für sich frei haben solle, nachdem der erste Fang ausgeschifft worden sei.

Jürgen wollte sich mit seiner Jugend und Unerfahrenheit entschuldigen, als ihm Jemand von hinten auf die Schulter schlug. Es war der Steuermann Willem Sirtema.

„Welaan!" sagte er, „zonder omslag! een leelyk veulen wordt somtyds een mooi paard!"

Mit diesen aufmunternden Worten nickte er dem neugebackenen Schiffshauptmann zu und dieser schlug ein, ohne sich weiter zu bedenken. Also war Jürgen Müllejans von heute an Befehlshaber der Häringsbuyse „Two Gezusters van Alblasserdam", auf welcher er das Jahr zuvor die Fahrt als gemeiner Matrose gemacht hatte. Willem Sirtema, der alte Steuermann, half aus, wo es nöthig war, und so ging denn das Schiff am 12. Juni 1779 früh 3 Uhr in See.

Grade in der Johannisnacht traf die Buyse auch diesmal einen mächtigen Zug Häringe unfern der schottischen Küste, und als man das Schiff fast bis zum Sinken gefüllt hatte, wehte ein so überaus günstiger Wind zur Heimkehr, daß es ordentlich zum Verwundern sein konnte. Alles war grade wie bestellt. In der ersten Nacht der Heimfahrt klopfte es an die Koje des Befehlshabers, der noch in einem Buche las.

„Was gibt es?" frug Jürgen Müllejans, vom Buche emporblickend.

„Kommt einmal auf's Verdeck!" rief es draußen.

Jürgen eilte auf's Verdeck und sah da den alten Sirtema stehen, der ihm näher winkte. Als der junge Kapitän näher getreten war, deutete der Steuermann über die Schiffswandung ins Meer und so erblickte jener etwa fünfzehn Armslängen vom Bord den Häringskönig, welcher dem Schiffe stet und ruhig nachschwamm. Das war in der folgenden Nacht wieder so, ganz deutlich sah man den leuchtenden Kopf und den weißen Bauch des Fisches. Ohne jeglichen Unfall langte die Buyse in Amsterdam an und entledigte sich zu Gunsten des Herrn Erasmus van den Scherpensteenen ihrer Ladung mit ungeheurem Vortheil. Sobald dieses geschehen war, stellte der gedachte Herr, seines Versprechens gemäß, dem Kapitän Müllejans das Schiff „Two Gezusters van Alblasserdam" zur Verfügung. Es wurde also hübsch sauber ausgesetzt, mit neuem Mundvorrath versehen und ging am 8. Juli, früh Morgens 3½ Uhr, aus dem „Y" auf's Neue in See.

Als man aber den Zuyder See geklärt hatte und jenseits des Texel in die offenbare Nordsee einlief, gehorchte das Schiff dem Steuer nicht mehr, sondern ging in unerklärlich raschem Laufe anstatt rein Nordost, wie es hätte gehen müssen, Südwest bei West fort. Es half kein Steuern und kein Segelstellen, die Buyse behielt ihren Cours bei. So kam man bei Dünkirchen vorüber in den Kanal, aus dem Kanal in die spanischen Gewässer, von da an Portugal vorüber stracks auf Madeira zu, und dies Alles mit zauberhafter Schnelligkeit. Jürgen Müllersans und Willem Sirtema wußten sehr bald, wie das zusammenhänge, denn sie sahen schon in der ersten Nacht den Häringskönig in stetem Striche vor dem Bugspriet der Buyse herziehen und so fort in jeder folgenden. Bei Tag konnte man den Fisch nicht sehen, weil er da nicht leuchtete, aber zuweilen schnellte er aus dem Wasser empor, gleichsam um sich zu überzeugen, ob auch die Buyse ihm noch folge. So kam man an den kapverdischen Inseln vorüber in die Gewässer, welche den Sklavenhändlern und Brasilienfahrern so gut bekannt sind. Die Küste von Brasilien blieb rechts liegen, man fuhr an der Mündung des Plata vorüber und passirte die Gestade Patageniens. Dann ging es um das Kap Horn in die Südsee und aufwärts nach Chile.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Englische Kammerfrauen.) In der Pall-Mall Gazette bringt ein kleiner Artikel, unterschrieben „Eine Kammerfrau", pikante Mittheilungen über die Obliegenheiten dieser armen gequälten Menschenklasse. Es heißt darin: „Zu London verlangt man viel von uns, wir müssen sehr erakt sein, denn die Modedamen kleiden sich während der Saison wenigstens fünfmal täglich um. Man fordert von uns, daß wir feine Manieren haben; daß wir nicht älter als 35 Jahre seien; daß wir immer bei guter Laune sind, obwohl wir ganze Wochen hindurch bis Morgens vier Uhr wachen müssen, ein für Augen und Gesundheit gleich schädlicher Gebrauch. Wir müssen schneidern, die neuen Nähmaschinen gebrauchen, für den Morgen, für den Abend, für den Hof und den Spazierritt coiffiren können, gut plätten, lesen, schreiben und besonders rechnen; oft hat man mich, wenn ich eine Stelle suchte, gefragt, ob ich gereist, ob ich französisch und deutsch spreche. Und noch einen nicht geringen Theil der Funktionen einer Kammerfrau gibt es, der jetzt wieder für neu gilt, in Wahrheit aber eine Reminiscenz aus alten Zeiten ist. Sie muß in Pastell malen können, wenn auch nicht nach, doch auf der Natur, muß alle Verschönerungsmittel der Malerei und des Färbens anzuwenden wissen: so verbreitet ist der Gebrauch von Roth auf den Wangen, von Antimon für die Augenlider, Pastell für die Augenbrauen, Belladonna, das man ins Auge einführt, um die Pupille zu vergrößern, Blau, um auf der Schläfe Adern zu malen, Ninon-Schminke und Perl-Weiß für den Rest der Haut, ätzende Farben, um den Haaren die natürliche Farbe zu nehmen und ihnen den rothbraunen Ton zu geben oder palma vecchio, der jetzt modern ist. Man muß diese Ingredienzien, die für die Personen, welche sich ihrer bedienen, gefährlich sind, sehr geschickt anwenden. Doch ist der Gebrauch jetzt unter jungen und alten Damen so verbreitet, daß selbst eine gewöhnliche Bauersfrau diese Ingredienzien anzuwenden und wieder fortzunehmen verstehen muß."

(Neues Concertinstrument.) Senator Wright von Newjersey, in Nordamerika, hat sich ein bedeutendes Vermögen erworben, und zwar durch Peitschenconcerte. Man kann mit einer Peitsche eine förmliche Melodie knallen, und Wright reiste mit Leuten umher, welche Peitschen verschiedener Länge hatten, mit denen sie eingeübt waren, so daß durch ihr Knallen nach dem Takt eine Art Musik entstand, die zwar nicht melodisch, aber doch neu war, und mehr Geld einbrachte, als die beste Musik gethan haben würde.

Ein lebendiger Gorilla ist durch den Entdecker dieser Affenart, Du Chaillu, der im Begriff steht, Afrika, von West nach Ost längs des Aequators zu durchwandern — nach England eingeschifft worden. Er hatte deren drei gefangen, unter denen ein erwachsenes verwundetes Weibchen, von dem er sagt: „Es war ein furchtbarer Anblick, das große Thier an Hand und Fuß gebunden, wüthend schreien zu sehen."

Auflösung des Sylben-Palindroms in № 67:

Erle — leer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 69. Freitag, 9. Juni **1865.**

Aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

Vielleicht verlohnt es sich, ein solches einfaches Geschichtchen hervorzulangen und es im rechten Rasler und mit seiner weiteren Umgebung unverkünstelt wiederzugeben.

Tief im Gebirge lebte ein Müller. Sein Haus stand in einer waldigen Schlucht, die sich eine kleine Stunde zwischen den Bergen hinzog, welche sich übereinander kuppelförmig erhoben, hie und da von nackter Felswand unterbrochen. Im Hintergrunde traten beide Bergesreihen allmälig zusammen und bildeten eine rund ausgebogene Querwand, von der ein weiter und hoher Gebirgsrücken staffelförmig und vielverzweigt sich erhob und an dessen höchsten Felsenhörnern in der Entfernung selbst Gletscher sich anlehnten.

Das Haus war nach der Landessitte gebaut, geräumig, freundlich von Außen, reinlich von Innen. Auf den dicken Mauern von Stein, ungefähr bis zu fünf Schuhen vom Boden auf, ruhten die Balkenwände, sauber gezimmert und fest gefügt, aber ohne Anwurf oder Tünche.

Ueber dem einstöckigen Gebäude streckte ein hölzernes Giebeldach aus Schindeln, statt der Nägel mit Steinen beschwert, schützend seine Ränder vor, und ganz vorne an der Giebelkante war unter einem kleinen erhöhten Schutzdach, das die Form eines Thürmchens hatte, eine Glocke angebracht, mit der das Zeichen zum Mittag- und Abendessen gegeben wurde.

An der Vorderseite und rechten Seitenwand lief eine hölzerne Gallerie, welche zum Trocknen des Flachses und der Wäsche diente und zu der man durch den Gang des oberen Stockwerkes, sowie auch durch eine äußere Treppe gelangte, die unten mit einem Gitter abgesperrt war.

In geringer Entfernung schäumte ein Wildbach vorüber, der etwas ober dem Hause abgedämmt in einem hölzernen Fluder sein Wasser der Mühle zuführte. Hinter dem Hause waren ein kleiner Hausgarten und einige Joch Wiese- und Ackergrund.

Aber auf der Wiese wuchs nur saures Gras und auf dem Acker gelangte das Getreide selten zur vollen Reife, so daß nur auf die Erdäpfelernte sicher zu rechnen war.

Dafür gehörte eine ansehnliche Alpe jenseits der Querwand, welche die Schlucht abschloß, zur Wirthschaft, zwischen Zirbelkiefern, Lärchen- und Fichtenbeständen, einen fetten und reichlichen Weideplatz umschließend, der für sechzig und mehr Stück Rindvieh im Sommer ausreichte, von denen ein Theil im Herbste verkauft und der andere in den geräumigen Ställen des Gehöftes überwintert wurde. Die Alpenwirthschaft wurde durch eine Schweizerin und einen Hüter besorgt, welche hier die Sommermonate idyllisch zwischen ihren Kühen, Geisen, Böcken, Schafen und Schweinen zubrachten und Käse, Schmalz und Butter machten, von denen das Meiste nach den Berg- und Hüttenwerken der Umgegend und in dem benachbarten Badeorte verkauft wurde.

Das Anwesen war schuldenfrei und im Stande, eine große Familie zu ernähren. Der Müller galt für einen reichen und glücklichen Mann und seine Stimme war angesehen in der Gemeinde.

Er war auch ganz geschaffen zu einer Respektsperson im Lande, — groß, von stattlichem Körperbau, fester und mannhafter Haltung, im Geschäfte redlich, treu seinem Wort, gegen seine Oberen von anständigem Benehmen ohne Unterwürfigkeit.

Er trug einen langen Rock von gutem Tuche, über seine rothe Weste mit den silbernen Knöpfen ging der breite, grüne Hosenträger, der die bockslederne kurze Hose festhielt, und die blauen Strümpfe umhüllten ein Paar wohlgerundete Waden.

Er hielt sein Hauswesen im besten Stande, er sah darauf, daß seine Leute gut gehalten waren, er zahlte den größten Lohn und bei der Kost ward

das Schmalz nicht gespart, dafür forderte er gute Arbeit; er war mit seinen Abgaben und Steuern nie im Rückstande und in allen Streithändeln und Wirthschaftsfragen war sein Schiedsspruch gesucht und von entscheidender Wichtigkeit.

Der Ehrgeiz ist nicht blos in Palästen daheim. Auch in dem bescheidenen Hause des Bürgers und Bauers hat er häufig sein Standquartier. Der Müller hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Mit Beiden hatte er weitgehende Pläne. Der Sohn sollte studiren und etwas Rechtes werden.

Jakob wurde zum Pfarrer in die Vorbereitung geschickt. Dann brachte ihn der Vater nach der Hauptstadt und sorgte für eine anständige Unterkunft. Er studirte brav. Die Ferien verstrichen im elterlichen Hause. Er war in der siebenten Schule, als die Mutter zu kränkeln anfing und einem vorzeitigen Tode entgegeneilte.

Der Müller mußte seiner Frau auf dem Todtenbette versprechen, daß Jakob ein Geistlicher werden sollte. Die fromme Frau glaubte nur in dieser Weise Ehrgeiz und christliche Demuth in Einklang zu bringen. So war es auch längst im Voraus ausgemacht und auch der Sohn hatte nie einen anderen Gedanken. Als er die achte Schule hinter sich hatte, trat er in das geistliche Seminar. Dort zog er durch Frömmigkeit, fleißige Studien, gefälliges Benehmen die Aufmerksamkeit des Fürsterzbischofs auf sich, der ihn nach geendetem theologischen Kurse als Hofkaplan zu sich nahm, und eine reiche Pfründe stand ihm für die nächste Zukunft in Aussicht.

Der Hofkaplan war ein feiner, blasser Mann geworden, von jenen ansprechenden Formen, wie sie dem gebildeten und höheren Klerus eigen sind und ihre Wirkung namentlich nach unten nie verfehlen.

Der alte Müller war immer voll stiller Seligkeit und ein verklärter Zug ging um sein Angesicht, wenn seines Sohnes Erwähnung geschah. Es war die einzige schwache Seite, bei der er leicht zu packen war. Ja man erzählt, daß Leute, die Etwas von ihm haben wollten, in kluger Weise nur ihre Bewunderung für seinen Jakob an den Tag zu legen brauchten. Wer sich seinem Sohne zu empfehlen wußte, oder auch nur vorgab, sich um dessen Schutz und Rath zu bewerben, hatte auch den Alten für sich gewonnen.

Dabei war er im Besitze seiner Tochter nicht minder glücklich. Das Mädchen war das schönste in der Gegend, frisch wie eine bethaute Rose, brav, sittsam, häuslich.

Der Alte war streng und ging in den Begriffen, von dem was sich schickt und nicht schickt, viel weiter, als man in der Gegend die Dinge zu nehmen pflegte. Der Verkehr zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlechte ist in diesen Gebirgsgegenden ein sehr wenig beschränkter und kommt erst die Liebe ins Spiel, so wird manche Freiheit gegönnt, die anderswo weit über die Grenzen des Erlaubten reichen würde.

Der alte Müller dachte hier anders und wurde darin von dem geistlichen Sohne unterstützt, der von der Hauptstadt einen fleißigen, brieflichen Verkehr unterhielt und in allen wichtigen Fragen des Hauses und der Familie zu Rathe gezogen wurde, aber auch des Jahres wenigstens ein- oder zweimal nach der Heimath kam.

Dafür wollte der Vater auch hoch hinaus mit dem Mädchen. Seine Tochter sollte die Mühle erben mit allem Zugehör und einen reichen Eidam ihm zubringen. Sein künftiger Eidam sollte entweder ein tüchtiger Gewerbsmann sein, der selber einige Schock harte Thaler in die Haushaltung mitbringen konnte, oder ein Beamter, aber kein kleines Schreiberlein, sondern schon was Rechtes, der Ansehen und Geltung habe, oder ein reicher Landwirth und Viehzüchter mit großem Anwesen, vollen Ställen und Vorrathskammern. Er sollte die benachbarten Grundstücke an sich kaufen, mehren und verbessern. Dann wollte sich der Alte zur Ruhe und in den Auszug begeben, wozu er bereits ein kleines Nebenhaus ausersehen hatte, um der neuen Wirthschaft mit Rath und That zur Hand zu sein.

So dachte der Vater und fand in den Gesinnungen seiner Tochter insoferne eine Unterstützung, als diese sich wenig um die Männer zu kümmern schien und außer ihrer Hauswirthschaft, die sie aus dem Fundamente verstand und musterhaft besorgte, mit Niemand verkehrte.

Sie hatte das zwanzigste Jahr erreicht. Einige Freier hatten sich gemeldet, aber das Herz des Mädchens hatte geschwiegen und den strengen Anforderungen des Vaters hatte Keiner genügt und entsprochen.

Da war der Krämer im Badeorte, ein reicher Mann, aber roh und ungeschlacht; er konnte nur schlecht lesen und schreiben und die schöne Müllerstochter, die zwei Jahre im Kloster der Ursulinerinnen in der Hauptstadt in Schule und Erziehung gewesen, eignete sich vortrefflich, was ihm mangelte, zu ersetzen.

Aber der Alte zeigte keine Freude über die Besuche des Krämers, er war mürrisch, so lange er zugegen war, er kehrte ihm nur immer eine Seite zu und das Ohr, das er von der Natur an dieser Seite mitbekommen; niemals würdigte er ihn der vollen Scheibe seines Gesichts, er zuckte stumm die Achseln, wenn der Handelsmann seine Wünsche und Anträge

zu verſtehen gab, und brachte durch ſeine einſilbigen und unbeſtimmten Antworten den Liebhaber nach und nach in gelinde Verzweiflung, ſo daß er endlich von ſeinen Bewerbungen wieder abließ.

Da war der Kanzeliſt auf dem Pfleggerichte, er zählte ungefähr 34 Jahre, trug einen braunen Frack und lichtgraue Beinkleider, ſein Leib war vom Sitzen und Schreiben etwas vorgeneigt und er mußte ſeinen ſchwachen Augen mit Brillen zu Hilfe kommen.

Er war kahlköpfig, blaß vom Geſicht, übrigens ein ganz verſtändiger Mann, ſpielte die Violine und ſang Bariton. An jedem Donnerstage kam er Nachmittags in die Mühle, um mit Martha zu ſingen, welche Solo- und Chorſängerin in der Kirche war. Bei dieſer Gelegenheit verſuchte er das Herz der ſchönen und reichen Müllerstochter zu gewinnen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Häringskönig.

(Fortſetzung.)

Die Mannſchaft der Buyſe „Two Gezusters van Alblasserdam", mit Ausnahme Jürgen's und Willem's, war ſeit der Ausfahrt aus dem Texel in eine Art Betäubung verfallen. Die Leute verrichteten ihre Arbeit, aßen, tranken und rauchten ohne ein Wort zu ſprechen oder eine Miene zu verziehen, kurz, ſie geberdeten ſich wie Nachtwandler. Selbſt Jürgen, wenn er, über Bord blickend, das Schiff mit immer größerer Geſchwindigkeit dahin fliegen ſah, mußte ſich oft an der Naſe zupfen oder ins Ohr kneipen, ob er auch wache. So ging es in raſender Eile weiter über die Linie hinaus, an der Küſte von Neuſpanien hinauf. Das war ein ganz unbekanntes, faſt nie befahrenes Meer, wohin man jetzt gerieth. Rechts lag eine felſige, zerriſſene Küſte, darin öffnete ſich eine große Bai mit ganz ruhigem Waſſer. Die Buyſe lief ein und hielt in einer Bucht im Hintergrunde der Bai endlich an. Jürgen ließ Anker werfen und ging, weil die Nacht darüber einbrach, andern Morgens mit Sirtema ans Land.

Die Büchſe über der Schulter ſtreiften ſie an einem großen Fluſſe hin, der in die Bucht mündete, in der ſicheren Erwartung, daß ihnen irgend etwas Beſonderes begegnen müſſe. Dem war jedoch nicht ſo; die Nacht brach ein, und da ſie noch weit vom Schiffe entfernt waren, mußten ſie darauf denken, ein Nachtlager zu wählen. Sie fanden Schutz in einer Felſenhöhle für dieſe Nacht, und brachen andern Tags früh auf, um den Strand wieder zu gewinnen; allein nun zeigte ſich, daß ſie ſich verirrt hatten. Einen ganzen Tag gingen ſie die Kreuz und Quer, um das Ufer des großen Fluſſes zu erreichen, von dem ſie ſich unklugerweiſe entfernt hatten. Indeſſen wurde es wieder Abend, ihre Lebensmittel waren bis auf ein Stück Brod aufgezehrt, und ſie konnten daher von Glück ſagen, daß ihnen ein Rudel Damhirſche aufſtieß, von dem ſie ein Stück ſchoſſen. An einer lichten niedern Stelle des Waldes, wo mehrere Lachen ſtehenden Waſſers auf ſtattgehabte Ueberſchwemmung deuteten, machten ſie ein Feuer an und brieten daran ein Viertel des erlegten Thieres. Als der Braten gar war, aßen ſie, und als ſie gegeſſen hatten, legten ſie ſich ins hohe Gras unter einem Baum zur Ruhe nieder.

Andern Morgens erhoben ſie ſich und erblickten zu ihrer großen Freude vom Gipfel eines niedern Hügels das längſt geſuchte Flußufer ganz in der Nähe. Als ſie ſich darüber vergewiſſert hatten, kehrten ſie zu ihrer Feuerſtätte zurück, wo ſie die Reſte ihres Mahles aus den Kohlen ſcharren wollten, um unterwegs etwas zu haben, falls die Rückkehr lange dauere. Indem aber Jürgen mit den Schuhſpitzen in den Kohlen herum ſtörte, wühlte er einen Klumpen auf, welcher vor ihm hinrollend ſtellenweiſe prächtig glänzte und blitzte. Er hob den Klumpen auf, wiſchte den Schmutz ab, hielt ihn gegen die Sonne, wog ihn — es war pures edles Gold.

Ein jäher Freudenſchreck durchzuckte ihn, daß er laut ausſchrie. Sirtema ſchwang den Hut; dann aber warfen ſie ſich zur Erde und wühlten und gruben, als gelte es den Mittelpunkt der Erde zu erreichen. Binnen einer Stunde hatten ſie über tauſend Pfund Gold ausgewühlt. Sie nahmen davon in ihre Jagdtaſchen, was ſie tragen konnten, deckten das übrige zu und kehrten ans Ufer des Fluſſes, von da aber an Bord des Schiffes zurück.

Andern Tags nahmen ſie ein Boot mit zwei Mann zum Rudern, fuhren flußaufwärts, landeten und ſchafften eine Anzahl leerer Tönnchen, welche ſie mitgebracht hatten, an den Fundort des Goldes. Dann füllten ſie dieſelben mit dem vorhandenen Golde, und ſuchten mit Hilfe von Spitzhaken, die ſie bei ſich führten, neue Klumpen. Als ſämmtliche Tönnchen gefüllt waren, trugen ſie ſolche in das Boot und fuhren nach dem Schiffe zurück, wo ſie dieſelben im Raume bargen. Das wiederholten ſie dreimal und dann lichteten ſie die Anker.

Faſt noch geſchwinder als die Herfahrt war die Heimfahrt. Der Häringskönig zeigte Tag und Nacht den Weg. In der Nacht vom 9. auf den 10. Auguſt 1779, als die Buyſe „Two Gezusters van Alblasserdam" gerade auf der Höhe von Dunkansby Head Ausgangs des Pentland Firth ſegelte, ver-

schwand derselbe mit einem Male, und nun ging auch das Schiff seinen gewohnten Gang. Die aus ihrem Nebel erwachende Mannschaft nahm ihre Besinnung wieder an und warf die Netze flugs nach Häringen aus.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Amerikanisches Kochrezept zu einem Gericht Mariage.) Man nimmt einen jungen Herrn und eine junge Dame. Der junge Herr ist am besten roh, die junge Dame aber muß ganz zart sein. Man bringt den jungen Herrn an die Mittagstafel und gießt an ihn ganz langsam ein Glas Portwein, und will man es ganz fein haben, etwas Champagner dazu. Will er damit noch nicht warm werden, so nimmt man noch eine Flasche dazu. Wird er hierauf roth, so setzt man ihn ins Gesellschaftszimmer; ist es Winterszeit, an's Kaminfeuer neben die Dame, thut eine Handvoll grünen Thee dazu, etwa drei Tassen für eine Person, und läßt sie leicht aufwallen; ist es Sommer, so stellt man sie in die freie Luft, etwa an's Fenster, jedenfalls möglichst weit von den Anderen weg, dann besteckt man die Dame mit Blumen, setzt sie an's Klavier und rüttelt, bis sie singt. Hört man den Herrn dabei seufzen, so wird das Gericht sehr gut.

Hierauf nimmt man sie wieder weg und setzt sie in eine Ecke zu einem Tisch mit Albums oder einem Schachbrett und erhält sie den Abend über in gelinder Wallung.

Man wiederholt dies zwei bis drei Mal in derselben Weise, und die Hauptsache ist, daß stets ein sanftes Feuer unterhalten werden muß; ist dasselbe zu stark, so läuft Alles über, ehe das Gericht zu Stande kommt, ist es zu schwach, so gerinnen sie oder werden zu Eis.

Wie lange sie am Feuer sein müssen, richtet sich ganz nach den Umständen; thut man viel Münzen mit des Königs Brustbild hinein, so geht es ganz rasch; mit Bankzetteln garnirt, nimmt sich die Schüssel besonders gut aus. Man richtet an, es ist eine wahre Delikatesse für zwei Personen; Essig darf nie dazu genommen werden, weil das Gericht ohnehin leicht sauer wird.

(Eine heitere Anekdote.) Die „Erinnerungen eines Musikanten" erzählen: Mozart und Haydn waren einst zusammen zum Essen eingeladen. Der Erstere, der ein lustiger Gesellschafter war und den Champagner sehr liebte, sagte zu Haydn: „Ich wette 6 Flaschen Champagner, daß ich ein Stück komponiren will, welches Sie nicht vom Blatte spielen sollen." — „Ich nehme die Wette an," antwortete der Meister lächelnd. — Mozart ging an den Schreibtisch, warf einige Noten auf's Papier und reichte sie Haydn hin. Dieser war erstaunt über die Leichtigkeit der Komposition, setzte sich an's Piano und rief: „Mozart leidet an Geldüberfluß! Er will durchaus Champagner bezahlen." Plötzlich hielt Haydn nach dem Vorspiel an und rief: „Wie soll ich das spielen? Meine beiden Hände sind an die äußersten Enden des Piano's geschickt, und zu gleicher Zeit soll ich eine Taste in der Mitte anschlagen!" — „Das stört Sie? Gut, sehen Sie her," antwortete Mozart und setzte sich an's Piano. Er präludirt. An der betreffenden Stelle angekommen, schlägt Mozart, ohne anzuhalten, die Taste in der Mitte an, indem er sie mit der Nasenspitze berührt. Alle Zuschauer brechen in ein Gelächter aus. — Haydn nämlich hatte eine Stumpfnase, Mozart eine sehr lange. Haydn bezahlte auf diese Weise die Geringfügigkeit seines Riechorgans mit sechs Flaschen Champagner.

Ein Bauer, der die Stadt besuchte, wollte auch einmal ins Theater gehen. Da er aber auf dem Theaterzettel gelesen hatte, zwischen dem ersten und zweiten Akt ist ein Zwischenraum von zwei Tagen, so nahm er ein Brod, einen Schinken und zwei Flaschen Wein mit ins Schauspielhaus; seiner Frau aber ließ er durch die Botenfrau sagen, daß er erst in zwei Tagen heimkomme, er sei im Theater.

Im Frühling.

— Auch sag' ich euch, 's ist Alles heilig jetzt,
Und wer im Blühen einen Baum verletzt,
Der schneidet ein wie in ein Menschenherz;
Und wer sich eine Blume pflückt zum Scherz
Und sie dann von sich schleudert sorgenlos,
Der reißt ein Kind von seiner Mutter Schoos;
Und wer dem Vogel jetzt die Freiheit raubt,
Der sündiget an eines Sängers Haupt;
Und wer im Frühling bitter ist und hart,
Vergeht sich wider Gott, der sichtbar ward.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 70. Sonntag, 11. Juni 1865.

Aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

Der Alte kam eben dazu, als der neue Abälard noch die Violine in der linken Hand und den Fidelbogen mit der Rechten schwingend zu seiner Heloise von Liebe stammelte, die ihn ruhig und unbefangen an ihren Vater verwies. Der Alte maß den kühnen Freier von der Sohle bis zum Wirbel, rümpfte Mund und Nase, zwinkte mit den Augen, schüttelte den Kopf, erhob die Arme und machte so unzweideutige Geberden, daß es der Betroffene gerathener fand, ehe er noch an das väterliche Herz mit seiner Werbung appellirte, sich so schnell als möglich mit hüpfenden Beinen durch die Thüre zu entfernen.

Auch der Oberförster war nicht blind für die schöne Martha. Er war ein schöner, stattlicher Mann von 30 Jahren, war Wittwer und hatte ein Kind, man rühmte seine Einsicht und Kenntnisse und sprach von seiner nahen Beförderung. Aber er hatte nicht gut gelebt mit seiner ersten Frau und sein Herz und seine Liebe waren von der unendlichen Ausdehnung eines Goldschlägerhäutchens, und von den Schönen des Gebirgs war vielen ein solches zerrissenes Flitterchen seines Herzens zu Theil geworden.

„Der Oberförster hat seiner ersten Frau viel Kummer gemacht," mahnte der besorgte Vater, „und er wird es auch seiner zweiten machen, liebe Martha. Besser ist es, wenn Du auf ihn nicht hörst. Der Rechte wird sich noch finden."

Martha hörte die Mahnung und blieb kalt. Sie hatte keine Romane gelesen, aber sie forderte von dem Manne, dem sie ihre Hand geben wollte, treue, warme Liebe, welche ihr der Charakter des Oberförsters nicht verbürgte.

Je reiner ihr eigenes Herz, desto mehr stieß sie die bekannte Lebensweise ihres Freiers unangenehm zurück, der Freier selbst blieb einige Zeit beharrlich, aber da auch seine Versprechungen und Betheuerungen, sich zu bessern, nichts fruchten wollten, zog er sich endlich verdrießlich von seiner undankbaren Werbung zurück.

Martha lebte wieder wie sonst; ruhig und einförmig vergingen die Tage.

In der Nachbarschaft lebte eine alte Frau, die Wittwe eines Oberhutmanns vom Bergwerk, die eine kleine Pension genoß und von dieser, von Näh- und Strickarbeit und von Aushilfe bei den Kranken lebte. Martha kam von Zeit zu Zeit zu ihr und hörte gerne auf ihre Erzählungen.

Zuweilen fand sich auch ein entfernter Vetter bei ihr ein. Es war ein hübscher Bursche von vier und zwanzig Jahren, brav, aber blutarm, aus Böhmen zu Hause, der Sohn guter Eltern, aber der Vater hatte Unglück und war frühzeitig gestorben.

Der Knabe mußte als Leuchtknabe seinen selbstständigen Verdienst suchen, lernte die Bergarbeit und kam als wandernder Bergknappe auf das kaiserliche Bergwerk, wo er bald durch gutes und anständiges Benehmen zum Steiger vorrückte.

Er war voll Eifer und Lernbegier, aber es fehlte noch in vielen Stücken. In seinen freien Nebenstunden suchte er mühsam nachzuholen, was er in früheren Jahren versäumt hatte, da er vorerst auf Brod und Erwerb denken mußte.

Er spielte die Zither und blies das Klarinett und verdiente sich bei der Musikbande, welche die Bergleute unter sich bildeten, manchen Groschen. Wenn eine Hochzeit war oder sonst ein feierlicher Aufzug, so fehlte der schmucke Franz nicht. Er gefiel den Mädchen, aber er schien es nicht zu wissen oder kümmerte sich nicht darum. Sie hielten ihn für stolz, während er demüthig und bescheiden war.

Franz hatte ein eigenes Geschick, die Volksweisen auf der Zither gut vorzutragen. Das versparte er sich auf seine Besuche bei der alten Base, wohin er auch gerne seine Zither mitbrachte.

Dann ging ein freundliches Lächeln über sein sonst ernstes Gesicht. Martha strickte an ihrem Strumpfe, die Alte spann am Spinnrocken, Franz sang seine Lieder, zuweilen erzählte er auch von seiner Heimath oder seiner Mutter. Eine Stunde war vorüber. Martha mußte nach Hause, Franz begleitete sie, meist still und einsilbig neben ihr herschlendernd, und eilte wieder an seine Arbeit oder auf sein Stübchen, wo er las oder musizirte.

Der Hofkaplan kam auf Ferien nach dem väterlichen Hause. Der Vater hatte eine neue Einrichtung auf seiner Wirthschaft getroffen, wobei er den Rath seines Sohnes wünschte. Auch hatte er für mögliche Fälle sein Testament gemacht. Der Sohn war den Tag über mit seinem Vater, oder beschäftigte sich mit seinen Büchern, am Abend saß er mit Martha im Haingarten oder ging spazieren, er im langen, schwarzen Talar, Martha in der landesüblichen Tracht, denn nie hatte der Vater erlaubt, sie abzulegen, obgleich sich andere, minder bemittelte Mädchen schon nach der städtischen Mode kleideten. Zwar hatte der kurze Rock einem langen Kleide Platz gemacht, aber ihr blühendes Gesicht steckte unter einem spitzen Hut, von dem die breiten Bänder rückwärts hinabflatterten. Das Kleid ging hoch herauf über die jungfräuliche Brust und über das Kleid schmiegte sich der dunkle Spenser, der noch immer ihre schönen Formen abprägte.

Der geistliche Bruder, seinen Studien und dem beschaulichen Ernste seines Berufslebens in der Hauptstadt entrückt, fand in dem Umgang mit seiner Schwester und in dem Austausch ihrer Empfindungen einen Ersatz für die Lücken, die seine Verhältnisse ihm selber unbewußt in seinem Gemüthsleben zurückließen.

In sittenreinen Menschen, denen ihr Beruf auf der einen Seite Entsagung und Aufopferung auferlegt und welche in treuer Pflichterfüllung längst gelernt haben, alle Regungen ihres Herzens zu prüfen und zu überwachen, findet eine gewisse Art von Schwärmerei einen willigen Boden, die sich so gerne dafür mit erhöhter Wärme auf Alles wirft, was ihnen erlaubt, edel und gut dünkt.

So hatte seine brüderliche Neigung, der Ausdruck seiner Worte, die er an Martha richtete, etwas Fromminnigs.

Der junge Kaplan erging sich offen, ohne Rückhalt in seinen Gedanken und Gefühlen vor seiner treuen Schwester und schmeichelte sich durch seine Milde in ihr volles Vertrauen, das ihm so gerne entgegenkam.

Sie fragte ihn und lauschte seinen Erzählungen. Er sollte ihr die Welt vermitteln, die sie so wenig kannte und die ihr auch der Bruder nur von seinem Standpunkte aus schildern konnte.

In alle seine Gespräche mischte er, fern von salbungsreicher Phrasenmacherei, seine frommen Anschauungen, die bei ihm aus dem innersten Gemüthe flossen.

Es konnte nicht fehlen, daß der Bruder nebenher nach den Herzensgeheimnissen seiner Schwester forschte. Das Herz des Mädchens war ein Wiesenwässerchen, dem man bald auf den Grund sah. — Sie hatte hier nichts zu vertrauen und nichts zu verschweigen. Dennoch war Manches zu errathen, was sich in keine Worte bringen ließ.

Der Steiger Franz war dem Geistlichen mit seiner Schwester einige Male begegnet und hatte schüchtern und freundlich gegrüßt, Martha war roth geworden und ihre Blicke suchten den Boden. Der Geistliche fragte und Martha erzählte unbefangen von ihren unschuldigen Zusammenkünften.

„Und wie gefällt Dir der Franz?“ fragte einmal der Geistliche dazwischen.

Martha schwieg.

„Sei offen, liebe Martha, mir kannst Du es schon sagen.“

„Er gefiele mir recht gut,“ sagte Martha, „es ist ein guter, vortrefflicher Mensch, er erhält seine Mutter von seinem kargen Lohn, dabei ist er verständig, ja er liest selbst in Büchern, aber es ist nichts, es kann nichts sein. Er ist arm und der Vater ist stolz. Du weißt es, lieber Bruder. Ich muß mir die Sache aus dem Kopfe schlagen und ich will es auch — —“

Mit diesen Worten war Vieles gestanden und mehr, als der Geistliche zuvor von der Sache gehalten hatte. Der Bruder fühlte, daß seine Schwester wahr spreche und bekräftigte sie in ihren Vorsätzen. Er meinte, sie sollte ihre Besuche bei der alten Frau gänzlich aufgeben und jeden weiteren Gedanken fahren lassen.

Der alte Müller hatte eine Geschäftsreise nach einem nahen Gebirgsorte vor. Er war sein eigener Kutscher. Niemand führte die Pferde sicherer. Der Wagen war eingespannt, der Knecht reichte ihm die Peitsche, der Geistliche und Martha standen am Wagen.

„Ich bin frühzeitig wieder zurück,“ sagte der Alte und gab seiner Tochter noch einige Aufträge, ließ dann die Peitsche leicht über den Rücken seiner Pferde hinfliegen und fuhr mit einem „B'hüt Gott“ — von dannen.

Der Müller machte seine Geschäfte im Dorfe ab und war früh wieder auf der Heimkehr. Es war ein schöner Frühlingsnachmittag, die Sonne

brannte warm und schwül zwischen den Bergen. Der Müller lehnte sich bequem im Wagen zurück und ließ die Zügel durch seine Hand fallen. Er hatte die Hälfte des Weges zurückgelegt. Die Berge verengten sich hier und der Weg lenkte in einen schmalen Gebirgspaß ein, rechts eine Felsenwand, die fast senkrecht niederstarrte, weiter oben gipfelten sich steil ansteigend Lehnen und Abhänge übereinander, auf denen im Hochsommer das weidende Vieh sein Futter suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Häringskönig.

(Schluß.)

Als man davon genug hatte, wandte die Buyse das Steuer und kehrte wohlbehalten nach Amsterdam zurück. Dorten wurden die Häringe für ein Spottgeld verkauft, aber von den Fäßchen im Raume wußte kein Mensch außer Sirtema und Jürgen. Es hätte auch Niemand von Schiermonnik Oog bis nach Sas van Gent daran geglaubt, daß die Buyse „Two Gezusters van Ablasserdam“ in der Zeit vom 8. Juli, wo sie auslief, bis zum 20. August, wo sie heimkehrte, an einem der nördlichsten Punkte der Westküste Neuspaniens geankert habe. Jürgen schwieg darüber wohlweislich, wie auch Willem Sirtema, und Jener beeilte sich, als die Häringe verkauft waren, ein Tönnchen Gold an's Land zu schaffen, welches er bei einem Wechsler in Goldbarren, klingende Münze und Wechselbriefe umsetzen ließ. Es war eine große Summe, die er bekam, und davon gab er jedem seiner Leute ohne Unterschied fünfzehnhundert Gulden. Nachdem Jürgen Müllejans seine Matrosen auf diese splendide Weise ausgelohnt hatte, begab er sich zu dem Herrn Mynheer Erasmus van den Scherpensteenen und überantwortete ihm sein Schiff. Zugleich aber frug er an, ob es dem hochmögenden Herrn nicht etwa verkäuflich sei.

Mynheer Erasmus van den Scherpensteenen nahm den jungen Schiffshauptmann sehr freundlich auf, behielt ihn zum Frühstück bei sich und wurde mit ihm am Schluß desselben wegen des Verkaufs auf eine Summe von 28,000 Gulden einig. Die Urkunde wurde noch denselben Tag ausgestellt und der Kaufpreis in Goldbarren bezahlt.

Nun traf es sich aber, daß der Herr Erasmus van den Scherpensteenen, welcher in Amsterdam mehrere Häuser hatte, ein solches gerade gegenüber dem Herrn Vinandus van der Bontebluft besaß, worin ein anderer Kaufmann zur Miethe wohnte, den Jürgen von früher her sehr wohl kannte. Dies Haus wollte Jürgen um jeden Preis besitzen, und Herr van den Scherpensteenen war so freundlich, es ihm für 100,000 Gulden abzulassen. Jürgen ließ nun seine Goldtonnen in die Keller bringen und richtete sich in dem Hause in wenigen Wochen auf's Allerprächtigste ein. Er kaufte nach und nach sechs große Schiffe, bemannte und befrachtete sie und trieb Handel damit nach Westindien.

Das hatte denn schon ein volles Jahr gedauert, als Herr Vinandus van der Bontebluft endlich auf die Veränderung aufmerksam wurde und seinen Buchhalter frug, was das für ein Geschäft da drüben sei.

Der Buchhalter erzählte seinem Herrn, daß Mynheer Erasmus van den Scherpensteenen dies sein Haus verkauft habe, und zwar an einen grundreichen Mann, der mit sechs großen Schiffen nach Westindien handle. Dieser grundreiche Mann sei aber Niemand anders, als Herr Jürgen Müllejans aus Wachtendonk.

Herr Vinandus van der Bontebluft schüttelte zwar erstlich sehr ungläubig das Haupt, da sich aber Alles bestätigte und er namentlich dem Herrn Müllejans einige Zeit später auf der Börse begegnete, wo man jenen höher respektirte als ihn selbst, der blos drei Schiffe auf der See hatte, so gewann es der wortkarge, stolze Mann über sich, den Nachbar anzureden. Das war ein vielleicht noch nie erhörtes Ereigniß, und doch war es so.

Drei Tage später machte Jürgen seinen Besuch bei der Familie van der Bontebluft, und sah hier zum ersten Mal nach jener betrübten Trennung Mejoufrouw Jacobea wieder, die indessen noch viel größer und schöner geworden war. Acht Wochen später wußten alle Leute von der guten Gesellschaft in Amsterdam, daß Mynheer Jürgen Müllejans mit Mejoufrouw Jacobea van der Bontebluft verlobt sei, und einen Monat später fand die Hochzeit statt.

So war das geduldige, ausdauernde und treue Harren des armen jungen Mannes aus Wachtendonk auf's Schönste und Ueberraschendste belohnt. Zur Erinnerung an die Ursache seines Glückes hatte er einen Fisch mit Goldkopf und rothen Flossen als Wappen angenommen und den Wahlspruch: „Regt door zee!“

Willem Sirtema, der alte Steuermann, aber wurde auf seinen eigenen Wunsch Kapitän des größten der sechs Westindienfahrer, und lebte, als er die See nicht mehr halten konnte, wohlgepflegt bis an seinen Tod im Hause seines glücklichen Freundes.

Mannigfaltiges.

(Ueber das Tödten der Fische.) Nach dem „Feuille du Cultivateur“ sollen die Reisenden in Holland durchgängig die Erfahrung machen, daß die dortigen Fluß- und See-Fische ungleich schmackhafter seien, auch viel festeres Fleisch haben, als die in andern Ländern auf den Tisch gebrachten. Diese Vorzüglichkeit soll aber lediglich die Folge davon sein, daß dort die Fische in dem Augenblick, während dessen sie aus dem Wasser gezogen werden, sogleich getödtet werden, während es bei uns Gewohnheit ist, dieselben oft Tage lang, nachdem sie aus dem Wasser genommen sind, in einem langsamen Todeskampfe schwebend zu erhalten und erst unmittelbar vor der Zubereitung vollständig zu tödten. Diese Gewohnheit ist um so auffallender, weil es bei uns Niemand in den Sinn kommt, das Fleisch von Säugethieren, die in Folge von Krankheit zu Grunde gegangen oder abgeschlachtet werden mußten, zu genießen; ja es ist der Verkauf des Fleisches von kranken Thieren strenge verboten, da der Genuß desselben unzweifelhaft schädliche Folgen für die Gesundheit nach sich zieht. Nun wird es aber Niemand einfallen, zu bestreiten, daß Fische, denen man eine verhältnißmäßig lange Zeit die nothwendigste Lebensbedingung (frisches Wasser) entzogen hat, krank werden müssen, oder daß der Genuß des Fleisches kranker Fische minder gesundheitsgefährlich sei, als desjenigen von kranken Säugethieren. Also auch ganz abgesehen von der Erfahrung, daß das Fleisch von Fischen, die sogleich beim Herausnehmen aus dem Wasser getödtet werden, viel schmackhafter ist, als das von solchen, denen man noch Stunden oder Tage lang ein ebenso unnatürliches als qualvolles Leben läßt, muß schon im Interesse der Gesundheit des Fische konsumirenden Publikums darauf gedrungen werden, daß die Fische sogleich beim Herausnehmen aus dem Wasser getödtet werden. Dieses Tödten selber geschieht übrigens gemeiniglich auf eine außerordentlich rohe Weise, von der wir uns schon oftmals zu unserem großen Leidwesen überzeugen mußten; man schlägt nämlich die Fische so lange mit dem Kopf gegen einen harten Gegenstand, bis sie das Leben verloren haben, während es doch viel zweckmäßiger wäre, ihnen dasselbe durch Trennung des Hirns vom Rückenmarke, also durch einen hinter dem Kopfe beizubringenden Schnitt mit einem Male zu nehmen. Ein Grund für die grausame Gewohnheit, die Fische nicht sogleich zu tödten, wenn sie aus dem Wasser kommen, mag in dem Glauben zu suchen sein, daß das Fleisch der getödteten Fische zu schnell in Verwesung übergehe, daß man also die Fische erst unmittelbar vor der Zubereitung tödten dürfe. Diese Ansicht ist aber ganz unrichtig, denn das Fleisch eines getödteten Fisches erhält sich, an einem kühlen Orte aufbewahrt, mindestens 48 Stunden vollkommen frisch, während es eine noch nicht gehörig gewürdigte Thatsache ist, daß das Fleisch aller Thiere, welche in aufgeregtem Zustand getödtet worden sind, wie z. B. das der Rehe oder gerade der nach der üblichen Weise getödteten Fische, auffallend schnell der Verwesung anheimfällt.

(Ein hoffnungsvoller Junge.) In Hamburg bat neulich ein Knabe seinen Vater, er möge ihm doch einen kleinen hübschen Pony kaufen. „Der ist mir zu theuer, mein Sohn!“ sagte der Vater. „Ach,“ meinte der Kleine, „Du brauchst mich ja nur ein Jahr nicht in die Schule zu schicken, da sparst Du's wieder am Schulgeld!“

(Bär und Rettig.) „Wenn Du ein Kürschner bist, Danziger, dann sag' mir einmal, wodurch sich ein schwarzer Bär von einem schwarzen Rettig unterscheidet.“ „Nun, der Bär wächst über sich und der Rettig unter sich.“ — „Na, der Bär ist auswendig pelzig und der Rettig inwendig.“

„Was willst Du trinken, Jack — Schnaps, Grog oder Punsch?“ fragte der Kapitän einen Matrosen. „Nun, ein Schnäpschen und bis der Punsch fertig ist, ein Glas Grog!“ antwortete er.

Ein Schielender, der in einen schlimmen Prozeß verwickelt war, fragte seinen Rechtsbeistand:

„Wie geht die Sache?“

„Wie Sie sehen,“ war die Antwort.

---

*Logogryph.

Mit u im Winter plag ich dich
Und mögest gern mich melken;
Mit e bin Jägerbeute ich,
So magst du mich wohl leiden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº. 71. Dienstag, 13. Juni 1865.

Aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

Einzelne Fichten und Föhren stacken windschief im Rasen oder neigten sich kühn über einen Absturz hinaus, mit ihren nackten Wurzeln in den Rissen eines Felsblockes sich festhaltend. Noch weiter oben, dem Auge unsichtbar, waren hohe Bergeskuppen, auf der zugewandten Nordseite noch tief in Schnee verhüllt, und auch in den Mulden und Schluchten lag noch hoher Schnee, schmutziggrau und in kleinen Körnern sich ablösend, und reichte hie und da an den Schattenstellen weit vorwärts die Lehnen herab hart bis zum Rande schon üppig ergrünter Flächen, die mit zahllosen Schmalz- und Schlüsselblumen bedeckt waren. Linker Hand vom Wege ging es sehr abschüssig in einen tiefen steinigen Graben, in welchem ein Wildbach auf riesigem Bett dahnlärmte, hie und da noch von einer Schneedecke überwölbt, gleichsam als weitest vorgeschobener, verlorner Posten gegen den anrückenden Frühling aufgestellt, während an den sonnigsten Stellen schon die grünen Lenzesboten an Bäumen und Sträuchern hinausflatterten und das fette, frische Grün saftig hervortrat auf der Folie des Himmels und dem Grau der Felsen. Ein durchsichtiger, feiner Duft, so unnachahmlich dem geschicktesten Farbenkünstler, schien die Luft zu durchweben und umhauchte alle Gegenstände, sie wie mit einem glänzenden Firniß umhüllend.

Der Müller schmauchte seine Pfeife mit Knaster gefüllt und ließ die Pferde den sacht abfallenden Weg hinab langsam dahin traben.

Da knistert es anfangs leise und immer vernehmlicher hoch über ihm, ein dumpfer Donner, wie der Fall oder das Anprallen einer gewaltigen Masse, folgte dem Knistern. Die Schläge wiederholten sich rasch, die Luft erfüllte sich mit weißen Stäubchen, im Nu zu einer ungeheuren Masse anschwellend, es wurde dunkel um ihn und er fühlte sich von einem unbekannten Gegner mit Roß und Wagen ergriffen und fortgeschleudert; eine Lawine war abgegangen, das Bewußtsein hatte ihn verlassen und als er wieder zu sich kam, lag er zusammengekrümmt, finstere Nacht um ihn, und umhertappend mit den Händen erkannte er, daß er unter einem Berg von Schnee lebendig begraben sei, der einen kleinen Bogen über ihn bildete, so daß er noch Athem schöpfen und seinen schrecklichen Zustand recht begreifen konnte.

Er schrie, seine Stimme verhallte wie in einem Sarge, er wühlt mit den Händen umher, aber sein Kampf mit dem kalten Element drohte die Masse aufzurühren und vollends über ihn hereinzustürzen, verzweifelnd ließ er ab von seinem fruchtlosen Bestreben, sein Kopf verwirrte sich und er sank auf's Neue in Bewußtlosigkeit.

So mochte er einige Zeit gelegen haben, er hatte für das Maß der Zeit kein Gedächtniß. Als er zu sich kam und sein Auge sich wieder zum erstenmale erschloß, war es Nacht und finster um ihn wie ehe, nur war es ihm, als ob er außer dem melancholischen Rauschen des Wassers einen unbestimmten Ton, ein fernes Rufen vernähme.

Der Ton oder seinem Haupte drang näher und näher, der Müller wollte sich aufrichten, aber er war starr und steif und der hereinstürzende Schnee zwang ihn aufs Neue, in seiner Stellung zu verharren, um sein Leben nicht noch mehr zu gefährden. Da lichtete es sich plötzlich ober ihm und ein Stückchen blauer Himmel erschien wie durch ein Wunder ober seinem Haupte, er wollte rufen, aber die Stimme versagte ihm, stumm und sprachlos blickte er aufwärts, als das freundliche Antlitz des Knappen Franz, wie die Erscheinung eines Engels, über der lichten Oeffnung auf ihn niederblickte.

Franz war an diesem Tage nach dem Bergwerk unterwegs. Er befand sich in dem entscheidenden Augenblicke auf der entgegengesetzten Seite des Gebirgspasses

unten an der Wendung, er hatte die abstürzende Lawine mit angesehen und war ihrer Gewalt selber mit genauer Noth entkommen. Er hatte Roß und Wagen noch erblickt und sah sie ebenso schnell vor seinen Augen verschwinden, denn die Lawine riß sie mit sich über das hölzerne Geländer, das sie an mehreren Stellen zu Boden drückte, in den tiefen Graben, wo sie unter der Schneemasse verschwanden.

Dem armen Jungen sträubten sich die Haare empor, als er das Unglück erschaute; einige Augenblicke stand er vor Entsetzen wie eine Bildsäule, aber er hatte sich rasch gefaßt, er wußte den Müller unterwegs, er hatte seinen Wagen erkannt, das spornte doppelt seine Thätigkeit.

Aber was sollte er anfangen, allein, hilflos, ohne Werkzeuge? Der Schnee lag mehrere Klafter hoch aufgehäuft, die Straße und die ganze Breite des Grabens ausfüllend, in einer langen Strecke von dreißig bis vierzig Schritten.

Er übersah die ganze Größe der Gefahr, er wußte, daß nur die schnellste Hilfe retten konnte, aber allein wie er war, vermochte er nichts. Er erinnerte sich zum Glücke, daß Holzknechte in der Nähe waren, um Baumstöcke auszuroden. Er sprengte nach dieser Richtung, traf hier die Knechte und forderte sie auf, ihn schnell zu begleiten. Sie nahmen Hauen und Schaufeln und folgten ihm an die Stelle. Keine Spur verrieth, wo der Wagen mit den Pferden und der Müller lag, über Alles breitete sich der hohe, wirre Schneehaufen. Sie untersuchten mit Stangen den Schneeboden und als sie auf diese Weise einmal den Weg erforscht hatten, war ihnen dies ein Wegzeiger, daß hier auch der Müller in der Nähe sei, der aus dem Wagen herausgeschleudert, wahrscheinlich nur einige Schritte noch weiter entfernt von der Straße ab, liegen mußte.

Mit verdoppeltem Eifer und vereinten Kräften beschleunigten sie ihre Arbeit, der Schnee wurde bei Seite geschafft, bald lag er nur mehr einige Schuhe tief bis zum Bachesrand. Noch einige kräftige Schaufelstöße und siehe da, unter ihnen zeigte sich eine freie Wölbung. Franz trat hinzu, schaute hinunter und sah hier den Müller in gekrümmter Stellung, der an die Schneewand gelehnt, mit geschlossenen Augen, von dem Lichte geblendet, sein blasses Antlitz zu ihm empor wendete. Einige Bewegungen zeigten ihm sogleich zu seiner höchsten Freude, daß er noch lebe.

Franz war nun mit einem Sprunge neben dem Müller, er schickte die Knechte an die Stelle, wo der Wagen lag, um dort rasch einige Stricke herauszuholen. Mit dem einen Ende wurde der Müller festgemacht, das andere um einen Pfosten des Geländers geschlungen und auf diese Weise der lebendig Begrabene aus seinem kalten Sarg emporgehoben. Oben wurde schnell aus Baumästen eine Bahre gerichtet, und da der Müller nothdürftig war, sich selbst zu regen, so trugen ihn Franz und einer der Holzknechte vorwärts, bis sie nach einer halben Stunde zu dem nächsten Hause gelangten.

Unterdessen blieben die zwei Anderen zurück, um auch den Wagen mit den zwei Pferden auszuschaufeln. Der Wagen war in Trümmern, die Pferde waren todt. Ein Leiterwagen wurde herbeigeschafft, um diese stummen Zeugen des Unglücks weiter zu bringen.

Unterdessen war nach dem Arzt geschickt; der Müller hatte sich in so weit erholt, daß er im Stande war, in einer Kutsche nach Hause geführt zu werden.

Martha und der Geistliche hatten keine Ahnung von dem, was vorgefallen war. Wer beschreibt ihre Empfindung, als sie von dem Unglücke hörten und der Vater gerettet und wohlerhalten in ihren Armen lag. Franz war zurückgeblieben, um sich jedem Danke zu entziehen.

Martha hatte eine schlaflose Nacht. Der gräßliche Vorfall verfolgte sie in ihrer Einbildung, aber mitten hinein mischte sich das Bild des Knappen Franz als rettenden Engels.

Der Muth und die Geistesgegenwart, die er bewiesen, das Gefühl des Dankes über die Rettung des Vaters fachten nie entschlummerte Empfindungen wieder an und die Liebe stimmte mächtiger als je in ihrem Herzen empor. Zugleich begann sie zu hoffen, — sie hoffte auf ihren Vater, der Franz sein Leben schuldete, und auf ihren Bruder, der diese Stimmung zu ihren Gunsten benützen würde.

Franz selbst ließ sich nicht blicken. Er zog am andern und übernächsten Tag Erkundigungen ein und blieb selber ferne. Martha sprach zu ihrem Vater, der sich bei seinem kräftigen Naturell vom Schreck und körperlichen Unwohlsein schnell erholt hatte, viel und häufig von der letzten Begebenheit; sie war froh, den Namen Franz dabei zu nennen, sie war froh, den Namen Franz dabei zu nennen, sie zu Benehmen rühmen und hervorheben zu können.

Der Vater selbst wünschte ihn zu sehen, um ihm seinen Dank zu beweisen. „Er ist arm, was kann ich für ihn thun? Wenn er sich nur blicken ließe — er soll sich was ausbitten von mir.“ Martha erröthete und senkte die Augen. Der Geistliche blickte auf Martha und errieth ihre Gedanken.

Er wollte das Eisen schmieden, so lange es warm war und meinte: „Nun, Vater, ich wüßte schon, was er sich von Dir ausbitten würde.“

„Und das wäre?“

„Kannst Du es nicht errathen?“

„Laßt mich mit Eurem Rathen aus," sagte der Alte, „rund heraus, so lieb' ich es."

„Frage die Martha," sagte der Sohn.

„Die Martha, wie soll die das wissen — —?"

„Und ob sie es weiß!" antwortete der Geistliche.

„So soll sie es sagen," war des Vaters Antwort.

„Hörst Du," sagte der Geistliche, „nun, Martha!"

Martha stand wie mit Purpur übergossen.

„Nun, Vater, was würdest Du sagen," begann der Geistliche, „wenn er sich Deine Martha ausbitten wollte."

„Wie? Was? —" sagte der Alte und horchte auf.

„Er hat schon lange ein Auge auf sie geworfen, aber er war zu schüchtern, auch fürchtete er, Dir mißfällig zu sein, und Martha selbst hat sich jedes Gedankens entschlagen, denn sie weiß um Deine Pläne und beforgte Deine Mißbilligung —."

(Fortsetzung folgt.)

Die Rache eines großen Mannes.

1.

Nach der unglücklichen Schlacht von Agincourt bemächtigten sich die Engländer des ganzen nördlichen Frankreichs, welches, statt vereinigt dem gemeinsamen Feinde entgegenzutreten, noch überdies der Spielball von zwei Parteien, der Burgunder und der Armagnacs, war, die durch ihre Fehden zu fortwährenden Aufständen, blutigen Meutereien und allgemeiner Gesetzlosigkeit Anlaß gaben. Zu Ende des Jahres 1418 unternahm der Dauphin Karl, Sohn des unglücklichen und schwachen Königs Karl VI., begleitet von den vornehmsten seiner Anhänger, den Armagnacs, eine Reise durch das Land, bei welcher Gelegenheit er auch einen kurzen Besuch in der Stadt Bourges machte, welcher den Ausgangspunkt unserer Geschichte bildet.

In einer engen dunklen Straße dieser alten Stadt stand ein hohes, aber schmales Haus, dessen unterer Theil als Laden diente, in welchem alle Arten Felle und Pelze von wilden Thieren zu sehen waren. Es war spät am Morgen. In dem Laden saß ein alter Mann und ein Jüngling, welcher dem Aussehen nach zwanzig Jahre zählen mochte. Der Erstere hatte seine Augen mit forschenden ängstlichen Blicken auf den jungen Mann gerichtet, der das Haupt auf den Arm gestützt so in Gedanken versunken war, daß er seine ganze Umgebung zu vergessen schien. Die Züge des Jünglings waren schön, und es lag in ihrem Ausdruck etwas Edles und Kühnes. Dagegen deuteten die kleinen, schwarzen, lebhaften Augen, die von dicken Brauen umgeben waren, und das spitzige Kinn auf Nachdenken, Verstand und Scharfsinn hin.

Jacques, dies war der Name des jungen Mannes, entgegnete jetzt auf eine Bemerkung, die der alte Mann gerade gemacht hatte: „Hallet, Vater, Ihr thut der Dame Isabeau Unrecht. Es ist Zeit, daß ich mich darüber ausspreche. Ihr wißt, wie freundlich mich der Herr von Menuetou seit drei Jahren behandelt hat, seit dem Tage, wo ich seine Tochter vom Ertrinken in dem Aurou rettete, als das Boot, worin sie sich befand, umschlug. Ihr wißt, wie oft wir schon erlaubt wurde, die Jagdpartieen zu begleiten und an den Spielen auf dem Schlosse Antheil zu nehmen. Die häufigen Gelegenheiten, die Dame Isabeau zu sehen, brachten eine vollständige Aenderung in meiner Gefühls- und Denkweise hervor. Ich entdeckte bald, daß das, was ich für sie fühlte, Liebe war. Ich gab mir alle Mühe, diese aufkeimende Leidenschaft zu unterdrücken, ich nahm alle Vernunftgründe zu Hilfe, aber trotz aller Bemühungen behielt die Liebe die Oberhand über den Verstand und wand sich täglich in engeren Umschlingungen um mein Herz. Die Dame war stets freundlich gegen mich, aber sie ließ sich niemals das Geringste merken, daß sie meine Gefühle theile. Dies und ihr von Natur etwas stolzes Wesen hielt meine Leidenschaft in ihrer Gegenwart zurück, konnte sie aber nicht unterdrücken. Ich weiß nicht, ob sie jemals eine Ahnung davon hatte, gestern aber sind mir, ohne daß ich es wollte, einige Worte entschlüpft, wodurch sie eine Andeutung davon erhielt. Ich glaubte wahrzunehmen, daß sie diesen ersten Schritt nicht ungünstig aufnahm, was mir den Muth gab, in feurigen Worten meine Gefühle gegen sie auszusprechen. Zuerst war sie erstaunt und richtete sich stolz empor. Eine Wolke flog über ihr Gesicht und das Blut stieg ihr in die Wangen. Ihr Blick erschreckte mich, ich kam in Verwirrung und verwünschte innerlich den Mißgriff, den ich begangen, als sich auf einmal der Ausdruck ihres Gesichts veränderte. Lächelnd und halb scherzend sprach sie einige ermunternde Worte, welche mich mit neuem Muthe erfüllten. Dann sich zum Fortgehen wendend, sagte sie mit einem Lächeln noch Folgendes: Jacques, Wenige in Deiner Stellung würden es gewagt haben, eine so kecke Sprache gegen mich zu führen, aber ich liebe ein kühnes Herz und Einen, den die auf seinem Wege liegenden Hindernisse nicht schrecken. Mein Vater ist stolz, wie Du weißt, aber er hat noch niemals Nein zu mir gesagt. Sei guten Muths

und komme morgen Nachmittag um zwei Uhr zu mir. In einigen Stunden werde ich wissen, ob Glückseligkeit mein Loos auf dieser Welt sein soll."

Als Jacques Coeur zur festgesetzten Stunde in dem Palast ankam, den der Herr von Menneteu während seiner Anwesenheit in Bourges bewohnte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß die Dienerschaft für seinen Besuch bereits mit den nöthigen Befehlen versehen war, denn sie führten ihn mit allem Gepränge von Ehrfurcht und Feierlichkeit in den großen Empfangsaal, wo er die Ankunft ihrer edeln Herrin erwarten sollte. Dieses Benehmen der Lakaien gegen Einen von seiner niedrigen Stellung erfüllte Jacques mit Bestürzung. Er wußte kaum, was er davon denken sollte und fühlte sich höchst unbehaglich.

Wenige Minuten darauf wurden zwei Flügelthüren am oberen Ende des Saales aufgerissen und die Dame Isabeau trat in reichem Anzuge an der Hand eines Mannes von edelm, kriegerischem Aussehen herein. In ihrem Gefolge befand sich eine Anzahl Herren und Damen, während sich unten im Saale eine andere Seitenthüre öffnete, durch welche die gesammte Dienerschaft des Hauses hereintrat. Fräulein Isabeau mochte etwa achtzehn Jahre alt sein. Sie war schön von Gesicht und von tadelloser Gestalt, aber der Ausdruck hochfahrenden Stolzes that ihrer Liebenswürdigkeit Eintrag.

Jacques war über die Gesellschaft, in die er sich auf einmal versetzt sah, so bestürzt und verwirrt, daß er fast den Kopf verlor und bereits daran dachte, sich so schnell als möglich zurückzuziehen. Als er aber den Schwarm von Lakaien erblickte, durch die er sich hätte hindurchdrängen müssen, so blieb er wo er war und wünschte sich tausend Klafter tief unter die Erde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein geistlicher Widersacher der Reifröcke aus alter Zeit.) Lucas Osiander (geb. 1534 zu Nürnberg. 1567 Hofprediger und Konsistorialrath zu Stuttgart, 1593 Prälat von Adelberg, gestorben 1604) ist der Verfasser einer uns vorliegenden „Predig, von hoffertiger, ungestalter Kleidung der Weibs und Mannes Personen", die Anno 1586 zu Tübingen im Druck erschienen. Nachdem der gelehrte geistliche Herr in dieser Predigt gegen die Hoffahrt im Allgemeinen, sowie gegen den Luxus und das Unwesen in der Ausschmückung der Mode und dem Gebrauch der einzelnen Kleidungs- und Toiletten-Stücke sich in derben Worten, namentlich gegen das weibliche Geschlecht ausgelassen hat, sagt er in Bezug auf die Reifröcke: „Ferner haben wir noch eine Hoffahrt auß fremdden Landen gebracht, nämlich die Reiff unden an den Weibskleidern, die haben diesen unßen und zierlichkeit: Wann ein Weibsbild nahe zu einem Tische steht, oder aber niedersitzen will, so stehn die obersten Kleider, von wegen des Reiffs, über sich, eines Schuchs hoch, also, daß man darunter die anderen geringen und nachgiltigen Kleider sehen kann. Wann sonsten ein Schalksnarr zu einer ehrlichen Frauen oder Jungfrauen hinzu ging, und hübe ihr vornen das Kleid so hoch auf, so gäbe man ihm ein Maulschellen, daß ihm Mund und Nasen blutet, und man thäte ihm recht. Nun aber wir die Kleider selbsten also machen lassen, daß sich dawornen aufthun, so soll es eine hübsche herrliche Zierd seyn, das doch ein unsittige häßliche Hoffahrt ist." Zum Schlusse seiner Predigt sagt noch Osiander: „Und da man in gemein von der Kleidung der Weibs und Manns Personen reden soll, ist dieses an uns Teutschen hoch sträflich, daß wir wunder selten zehn jahr lang einerley art und manir in Kleidungen behalten, sondern sobald wir etwas neues ersehen, das aus Italia, Frankreich, Niederland oder andern Nationen kompt, so seind wir gleich wie die Affen, und vermeinen, wir müssens also bald in gleicher Form machen lassen, dieses ist eine große leichtfertigkeit, die uns Teutschen bey andern Völkern sehr verkleinert."

Im Kollegium für Aerzte weiblichen Geschlechts zu New-York wurden am 1. März d. J. 15 Damen zu Doktorinnen promovirt. Die promovirten Damen hatten den vollständigen ärztlichen Unterrichtskursus durchgemacht, wie er für Studenten der Medizin vorgeschrieben ist. Professor Dunbar bemerkte in einer Rede, daß volle zwei Drittel der Kranken in New-York Frauen und Kinder sind. Die Krankheiten des weiblichen Geschlechts wären von den Aerzten im Allgemeinen nicht gut verstanden, und ihre Behandlung sollte daher gründlich herangebildeten Aerztinnen überlassen werden.

Auflösung des Logogryphs in № 70:
Schnupfen. Schnepfen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 72. Freitag, 16. Juni **1865.**

Aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

„Hm," sagte der Alte, „daraus wird nichts — ein Stückel Feld kann er haben — eine Kuh aus meinem Stall, wenn ihm damit gedient ist, einen Sack harter Thaler, wenn er Geld braucht, aber meine Tochter! nun und nimmermehr — das ist meine Meinung, einmal für immer, und ich will, daß mir Niemand weiter mit dieser Sache komme." Er drehte den Rücken und ging unwillig aus dem Zimmer.

Martha weinte, auch der Geistliche besorgte, daß es dabei bleiben werde, denn er kannte den unbeugsamen Sinn seines Alten. Zwar versuchte er noch einige Male, ihn bei der weichen Seite zu packen, ihm zu schildern, daß das Mädchen selbst ihm wohlwolle, daß er ein braver, wackerer Bursche sei — aber der Alte erwiederte darauf kein Wort, sondern schüttelte nur den Kopf und ging aus dem Zimmer.

Nach einigen Tagen begegnete der Müller dem Knappen Franz, er ging auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand und dankte ihm.

„Franz," sagte er, „Ihr seid ein wackerer Bursch', ich möcht' Euch meinen Dank beweisen und wünschte, daß ich Etwas für Euch thun könnte, aber da hat mir mein Sohn gesagt, daß Ihr an meinem Mädel Gefallen habt; seht, ich bin ein gerader Mann und da sag' ich Euch offen, daraus wird nichts, das thut's nicht. Ihr seid ehrlich und brav, aber Ihr seid arm, es ist keine Schande, aber es thut's nicht, mein Eidam muß ein Landwirth sein und selbst was ins Haus bringen, also wir versteh'n uns und darum keine Feindschaft. — Braucht Ihr sonst Etwas? Benöthigt Ihr Geld? Kann ich Euch helfen in was immer für einer Sache? Ihr unterstützt Eure Mutter? —"

Franz sagte nichts, — das Blut schoß ihm in die Wangen, er blickte mit großen Augen den Müller an. „Ich danke Euch, Müller," sagte er kurz, und um seine zusammengekniffenen Lippen spielte ein wehmüthiger Zug, der fast etwas Ironisches hatte. — Dann fragte er nach seiner Gesundheit, grüßte noch und ging vorüber.

Mit dieser Begegnung schien Alles abgethan und auch der letzte Faden gerissen. — Martha kam nicht mehr zur alten Frau und Franz ließ sich selten im Dorfe blicken.

Sonst war Alles dem äußeren Anschein nach im alten Gange. Nur mit Franz war eine auffallende Veränderung vorgegangen.

Er war recht schwermüthig geworden. Man errieth die Ursache, aber seine Kameraden getrauten sich nicht, ihn damit aufzuziehen. Ohnehin hielt sie sein Wesen, das ihn weit über seinen Stand emporhob, immer in einer gewissen Entfernung.

In dieser Zeit war ein Unglück geschehen. Ein Bergknappe hatte sich nach dem Abkehren am Samstag auf den Heimweg gemacht, der ihn über einen Gletscher führte. Er war aber nicht nach Hause gekommen. Man verfolgte seine Spur und fand ihn in einer Eiskluft abgestürzt; der Nebel war unversehens eingebrochen und der Arme abgeglitscht, man zog seine Leiche starr und erfroren aus der Tiefe.

„Ich wollt', ich wäre an seiner Statt," klagte Franz und seine Augen füllten sich mit Thränen, „was würde an mir liegen? — Der Arme hat ein Weib, hat Kinder, an mir hat Niemand etwas zu verlieren." Ein Alter verwies ihm diese Rede, er nannte sie gotteslästerlich und den Himmel herausforderndo.

So verstrichen wieder mehrere Wochen. Der Geistliche auf der Mühle schickte sich zur Abreise an und der Tag war festgesetzt. Die Schwester nahm sich seinen Abschied mehr als je zu Herzen.

Es war der Freund und einzige Vertraute, der sie in dieser traurigen Zeit verlassen sollte. Zwar

hatte sie nichts mehr mit ihrem Bruder in ihrer Herzensangelegenheit gesprochen, Beide vermieden dies Kapitel, aber die Gegenwart des Bruders, der sie verstand und ihre Gedanken errieth, der mit ihr gefühlt hatte und wußte, was in ihr vorging, war schon allein für sie tröstlich und erhebend. Mit einer eigenen Angst sah sie daher den Tag der Abreise immer näher rücken und weinte still in ihrer Kammer.

Seit mehr als vierzehn Tagen war Franz nicht mehr vom Berge gekommen. Ein neuer Erbstollen war angeschlagen und wurde mit größtem Eifer betrieben. Sechs Bergleute arbeiteten darin in wechselnden Schichten.

Man war auf ungefähr zwanzig Klafter im festen Gestein vorgedrungen. Der Fels mußte Schritt für Schritt gesprengt werden. Eines Morgens fuhr Franz mit zwei anderen Bergleuten zur Morgenschicht im Berge ein.

Man hatte in den vorhergehenden Schichten nur vorwärts getrachtet und wollte die gehörige Breite später nachnehmen. Ein Klafter vor dem Feldort — so heißt das Ende eines betriebenen Stollens — ragte an der rechten Seitenwand ein mächtiger Felsblock in den Stollen, der ihn verengte und heute weggesprengt werden sollte. Das Sprengloch war schief gebohrt, die Zündröhre wurde eingelegt, der Schwamm daran befestigt.

„Das wird heute knallen und ein tüchtiges Trumm wegreißen," sagte der eine Arbeiter.

„Mit dem heutigen Bohrloch ist doppelte Arbeit erspart," sagte der Andere.

„Nun fertig," rief der Erste und gab das Zeichen, sich zurückzuziehen.

Die Kameraden sprangen nun bei Seite, der Erste und Zweite liefen einige Schritte in der Richtung gegen Tag zu, wo sie sich hinter einer Latte, die zu diesem Zwecke aufgerichtet war, verbargen, um dort den Schuß abzuwarten. Franz hatte sich verspätet und sprang nun auch bei Seite, aber in der entgegengesetzten Richtung um eine kleine Wendung, die hier der Gang machte, am äußersten Ende des Stollens, dort lehnte er sich an der Felswand in eine Ecke.

Kaum dort angelangt — ging der Schuß los. Es war ein furchtbarer Knall; dann prallten einzelne Trümmer an die entfernte Lattenwand und flogen noch weit hin durch den Gang, die Lampe verlöschte und zu gleicher Zeit vernahm man den dumpfen Lärm einer gewaltigen Masse, die zu Boden stürzte. Alles war in Nacht und Dunkel begraben und von der Erschütterung waren die Knappen eine kleine Weile wie betäubt.

„Das hat gut gepackt," rief Franz zuerst von seiner Stelle.

„Mache Licht, Martin!" rief Andreas, „damit wir sehen, was wir ausgerichtet."

Andreas greift nach seinen Zündhölzchen, um Licht zu machen; er konnte die Lampe nicht gleich finden, endlich erhaschte er sie am Boden, zündete sie an und allmälig erhellte sich das Dunkel. Andreas leuchtete umher, noch geblendet von der Finsterniß.

„Mache Licht, Andreas, was flunkerst Du so lange herum," rief es aus einer Ecke.

Es war Franzens Stimme — aber sie klang so dumpf, so sonderbar, wie aus einer Gruft oder weiter Entfernung.

„Wo bist Du, Franz!" riefen Martin und Andreas.

„Hier, hier!" rief es wieder. Der Klang war derselbe.

Die beiden Anderen leuchteten mit der flackernden Grubenlampe umher und standen vor dem Felsstück.

„Wo bist Du?" riefen die Kameraden ängstlicher werdend und blickten sich um, als ob sie wünschten, sich in der Richtung, von woher der Schall kam, geirrt zu haben.

„Hier, hier!" rief es, „warum kommst Du mit dem Lichte so lange nicht zu Stande?"

Martin und Andreas sahen sich an und der Schreck malte sich auf ihren Gesichtern.

„Um Gotteswillen, Franz! Du wirst doch nicht —" riefen sie wie aus Einer Kehle.

„Macht nur — ich bin hier — aber ich kenne mich nicht aus — ein Felsstück liegt mir im Wege — macht nur, daß es bald hell wird — was pfuscht Ihr so lange mit dem Anzünden? —"

Den Beiden wurde nun Alles klar, das Felsstück hatte sich mitten in den Weg gelegt und ihn gänzlich abgesperrt. Sie leuchteten vorerst an den Wänden umher, aber hier war nicht auf Handbreite Raum, das Felsstück erfüllte die ganze Stollenbreite.

Andreas stieg nun auf Martins Schulter, tappte und leuchtete an der Firste hin und wieder, aber das Felsstück reichte auch hier bis ganz hinauf und nur ein schmaler Spalt, eine kleine Oeffnung, kaum genug, um einen Arm durchzustrecken, war übrig geblieben.

Franz war abgesperrt in einem engen Raum von kaum einem Klafter im Gevierte, ohne Licht, auf das kleinste Maß von Luft beschränkt, lebendig eingemauert in einem steinernen Sarge. Nur ein schmaler heller Streifen zog sich oben am Rande hin.

Es war der Schimmer der Grubenlampe, der durch den schmalen Spalt drang, zugleich wie der letzte Hoffnungsschimmer von Rettung.

Das erste Gefühl und Bewußtsein seiner Lage war für den armen Franz ein schauderhaftes, und doch ermaß er noch nicht den ganzen Umfang der Gefahr, in der er schwebte. Er tappte in der Finsterniß umher, er strengte seine Kraft an, er hoffte irgend einen Stein zu bewegen, sich einen Ausweg zu verschaffen; bald zeigte sich, daß er umsonst gehofft hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rache eines großen Mannes.

(Fortsetzung.)

„Willkommen in unserem Hause, Herr Jacques Coeur," sagte Herr von Menneton, denn er war es, welcher Isabeau bei der Hand hielt, „und mit was können wir unserem Freunde dienen?"

Die Frage brachte Jacques über alle Maßen in Verlegenheit. Er stammelte einige unhörbare Worte, blieb dann still und wurde blaß, als ob ihn eine Ohnmacht anwandeln wollte.

„Nun wohl, da er entweder nicht sprechen will oder ihm der Muth dazu fehlt, so werde ich es für ihn thun," sagte Isabeau mit schneidendem Sarkasmus. „Messires, mein geehrter Vater hat Eure Anwesenheit in einer Sache von Wichtigkeit gewünscht. Zuerst laßt mich eine Frage an Euch richten: Gesetzt, ein Bürgerlicher würde Euch um die geringe Gunst der Hand einer Tochter oder Schwester von Euch ersuchen. Was würdet Ihr darauf antworten?"

„Ich würde ihn am höchsten Thurme meines Schlosses aufhängen lassen!" schrie der junge und heftige Georg de la Tremoille, der Sprößling eines der edelsten Häuser Frankreichs.

„Ich würde ihn einen Tag am Pranger ausstellen lassen," sagte der milder gesinnte Franz von Montberon.

„Nein, ich würde mich damit begnügen, ihn von meinen Bedienten auspeitschen zu lassen," sagte die edle Dame Johanna von Vendome.

„Ihr seid zu streng, meine edeln Freunde," sagte Isabeau in demselben Tone wie zuvor. „Mich dünkt, es gibt noch einen besseren Weg, eine solche Sache abzumachen. Hier steht der edle Herr Jacques Coeur, Sohn und Erbe des hohen und mächtigen Pierre Coeur, edeln Bürgers und Herren der Pelzhändler von Bourges, der, nachdem er sich herabgelassen, sein Auge auf mich, Isabeau von Menneton-Salon zu werfen, nunmehr gekommen ist, ihre Hand zur Ehe zu begehren."

Die Rede der Dame wurde hier durch ein allgemeines Gelächter, durch ironische Ausrufe von Seite der Höhergestellten und durch schlechte Witze von Seite des Bedientenvolks unterbrochen.

Während dem stand Jacques Coeur mit übereinander geschlagenen Armen da und schaute mit erhobenem Haupte und festen Blicken Denjenigen ins Gesicht, die sich derart auf seine Kosten lustig machten. Die Verwirrung und Scham, die sich im ersten Augenblicke auf seinen Wangen gezeigt hatten, waren einer tödtlichen Bläße gewichen. Ein sichtbares Zittern, nicht die Folge der Furcht, sondern der Kränkung und verbissenen Wuth ging durch seinen Körper. Seine Brust hob sich und in seinen Mienen war der Ausdruck von Trotz und Verachtung unverkennbar.

„Junger Mann," sagte Herr von Menneton, als er diese so wenig erwartete Haltung des Bürgerlichen wahrnahm, „ich hoffe, diese Lektion wird Dir künftig von Nutzen sein. Andere würden wahrscheinlich strenger gegen Dich verfahren, aber Deine Jugend und ein Dienst, den Du früher meinem Hause geleistet, sprechen zu Deinen Gunsten. Nun gehe in Frieden und merke Dir's: Wärst Du auch der Eigenthümer des glänzendsten Palastes in Bourges, der Besitzer von Land und Leuten, so hättest Du selbst eine Provinz für unsern unglücklichen Monarchen gewonnen, oder die stolzen Engländer an ihre eigenen Küsten zurückgetrieben, so könntest Du dadurch doch nimmermehr den Flecken Deiner niedern Geburt austilgen. Deßhalb gib für immer den Gedanken auf, Dein plebejisches Blut mit dem eines edeln Geschlechts vermischen zu wollen, sonst könnte Dir Schlimmeres widerfahren als jetzt."

„Genug, Messire!" schrie Jacques, nicht länger im Stande an sich zu halten, „Ihr und Eure stolze Tochter gedachtet mich zu demüthigen. Aber ich schäme mich keineswegs meiner Geburt. Auch war es nicht Ehrgeiz, der meine Schritte leitete. Eure Lektion, wie Ihr es zu nennen beliebt, hat mich nur das gelehrt, daß ungemessener Stolz und Hohn Schönheit, Anmuth und alle jene Eigenschaften zerstören, die allein ein Weib liebenswürdig machen. Stolze Dame, Euer Benehmen hat mir die Augen geöffnet und mein Herz wieder frei gemacht, wofür ich Euch nur dankbar bin. — Und Ihr, edle Räthe, die Ihr zusammenberufen wurdet, um einen armen Plebejer zu verlachen, erfahret von mir, daß nicht Alle meines Gleichen blind sind, sondern daß sie recht wohl wissen, wie oft ein hochfahrendes Benehmen und stolze Worte nur dazu dienen, Verbrechen und Schande zu decken!"

Bis jetzt hatte die Gesellschaft die Sache nur als einen Spaß behandelt, Jacques' letzte Worte aber

erregten einen allgemeinen Ausbruch des Zorns, und mehrere der ergrimmten Adeligen stürzten auf den kecken Jüngling zu, um ihn zu züchtigen.

„Haltet ein, Messires!“ rief Herr von Menneteu, „dies wäre zu viel Ehre für den unverschämten Burschen. Auf, Ihr Lakaien, ergreifet ihn, führt ihn an den Fluß und taucht ihn so lange unter, bis er um Gnade bittet. Hütet Euch aber, ihm sonst irgend ein Leid zuzufügen.“

Jacques wurde demgemäß von den Bedienten ergriffen und fortgeführt. Als sie ihn, umgeben von einem wachsenden Volkshaufen, durch die Straßen schleppten, kam von der entgegengesetzten Seite ein Zug Reiter daher.

„Der Dauphin! der Dauphin!“ schrieen mehrere Personen, weßhalb man Halt machte.

Derjenige, der voranritt, war ein Jüngling von fünfzehn bis sechzehn Jahren. Wehmuthvollen, gemischt mit einer gewissen Sorglosigkeit, bildete den Hauptzug seines Gesichts.

„Was soll diese Gewaltthätigkeit bedeuten?“ rief er, als er dem Volkshaufen nahe kam.

Wenige Worte reichten hin, ihn von der Strafe zu unterrichten, welche über Jacques verhängt werden sollte, während er über die Ursache in Unwissenheit blieb.

„Laßt den Jüngling los!“ rief er mit gebietender Stimme, ein Befehl, welcher augenblicklich vollzogen wurde. „Gehet und sagt dem Herrn von Menneteu, daß ich es nicht dulden werde, daß die guten Bürger meiner Städte und Flecken auf diese Weise behandelt werden. Die Adeligen dürfen nicht vergessen, daß sie keine Macht in den privilegirten Städten besitzen, wo die Bürger so frei sind als sie selbst. Wenn sie sich über etwas zu beschweren haben, so mögen sie sich an die Gerichtshöfe wenden.“

„Lang lebe der Dauphin, unser edler Regent!“ schrie der Volkshaufen und warf die Mützen in die Höhe, während der Troß der Bedienten aus Furcht, daß das Volk sich an ihnen vergreifen könnte, eiligst die Flucht ergriff.

„Segen über Euch, edler Prinz. Gott gebe, daß der niedrige Bürgerliche einst im Stande sein möchte, seinen Dank für Eure Güte abzustatten,“ murmelte Jacques, als Karl an ihm vorbei ritt. Der Prinz hörte die Worte, drehte sich um, nickte und lächelte in seiner sorglosen Weise.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Frauen-Duell aus politischen Motiven.) Man meldet aus Indianopolis, der Hauptstadt des nordamerikanischen Staates Indiana: Vor Kurzem erlaubte sich eine Maryländerin, ein hübsches sechzehnjähriges Mädchen, in dem Indianopolis Baptisten-Seminar die Freiheit, ein Hoch auf den landesflüchtigen Jefferson Davis auszubringen. Von einem andern Mädchen gewarnt, wiederholte sie den Frevel, worauf die andere auf sie losging und sie zum Kampfe aufforderte. Beide Mädchen rauften sich nun eine Zeitlang, daß Hut, Haare, Kopfputz, Bänder, Blumen und andere Toilettenstücke davonflogen und Beide heftig bluteten, bis endlich das Unions-Mädchen den zerzausten Kopf der Rebellin unter den Arm packte und nun so lange auf sie loshämmerte, bis diese versprach, zu widerrufen und den Eid der Treue zu schwören. Die Rebellin mußte mit blaugeschlagenen Augen ihr Bündel schnüren und mit dem ersten Zuge nach ihrem Maryland abreisen.

Die englischen Yacht-Wettfahrten haben bisher zum Schauplatz ihrer Thätigkeit immer nur Flüsse oder höchstens Küstenstrecken gehabt. Nunmehr aber sollen sie in einem größeren Maßstabe stattfinden, und es wird in der That nächstens schon, zum ersten Male, eine große Ozean-Yacht-Wettfahrt von Plymouth nach Gibraltar abgehalten werden. Allen zum königlichen Yacht-Club gehörenden Schiffen ist die Betheiligung dabei gestattet. — Ob sich wohl Vater Neptun mit seinem Hofstaate von Tritonen und Nereïden bei einem solchen, auf seinem Gebiete noch nie dagewesenen Schauspiele als neugieriger Zuschauer auf den Wogen schaukeln wird?

(Mißverständniß.) Der Vater des berühmten Sohnes Gerstäcker sel. Andenkens, ein schlichter Mann, war einmal in Kassel im Theater und hörte seinen Sohn singen. Das Publikum war entzückt und am Schlusse rief man allgemein: „Gerstäcker heraus!“ Dem alten Manne traten die Thränen in die Augen und in weinerlichem Tone wandte er sich zu seinem Nachbar mit den Worten: „Hab' ich den Leuten doch nie Etwas zu Leide gethan und jetzt wollen sie mich sogar hinaus haben!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 73. Sonntag, 18. Juni 1865.

Aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

Aber auch jetzt verlor Franz den Muth nicht gänzlich. Die Kameraden sprachen ihm Trost zu, er solle Geduld haben, sie wollten ihn jetzt verlassen, um draußen Rath und Hilfe zu schaffen. Bald würden sie wieder zurück sein.

Der helle Spalt an der Firste verschwand. Gänzliches Dunkel umhüllte den Armen. Er war den peinlichsten Gedanken preisgegeben, — hilf- und rathlos auf den fremden Beistand beschränkt, der ihm von Außen kommen würde.

Zwei, drei Stunden verstrichen, man hörte Tritte schallen und verwirrte Stimmen und oben am Rande erschien auf's Neue der helle Streifen. Die Kameraden waren mit dem Bergschaffer und anderen Knappen zurückgekommen, um nun zu berathen, was zu thun sei.

Aber die Lage zeigte sich nur noch trostloser, als man sie gedacht; der Fels, der sich in den Stollen eingezwängt, war wohl mehr als ein starkes Klafter dick, von festestem Gestein und keine Hoffnung, ihn so bald zu bewältigen. Der einzige schnelle Ausweg: den Fels zu sprengen, mußte vorderhand außer Betracht bleiben, da eine solche Sprengung für den eingesperrten Franz mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr verknüpft war. Ohne ihn zu sprengen, brauchte es mehrere Tage, um ein solches Loch darein zu schlagen, daß der arme Franz hindurch kommen konnte. Der Raum war zu eng und unbequem, als daß mehr als zwei Mann zugleich daran arbeiten konnten; wie langsam ging eine solche Arbeit! In der Zwischenzeit konnte der arme Franz verhungern und in seinem engen Verließe verschmachten.

Seine Lage war auch sonst die peinlichste, die man sich nur denken kann. Franz konnte weder sitzen noch liegen, allenfalls sich auf den Knieen zusammenkauern, und in dieser Stellung sollte er vielleicht viele Tage ohne Speise und Trank ausdauern. Die Luft war in dem beschränkten Raum eingeengt und schlecht und kaum genügend, ihn bei Athem zu erhalten.

In dieser Rathlosigkeit wurde die kostbare Zeit vergeudet. Endlich wollte man sich doch an den Versuch machen, mit Schlägel und Eisen eine Oeffnung durchzuschlagen, wozu sich eben am Spalte die beste Gelegenheit bot.

Das Eisen klapperte rüstig an dem Gestein, man ermunterte sich gegenseitig zur Ausdauer, und da einmal begonnen war, so überließ man sich allzugerne der Hoffnung und bestärkte sich wechselnd darin, in kurzer Zeit so weit zu kommen, um dem Gefangenen durch den vergrößerten Spalt an einer Stange Lebensmittel zuzustecken, und mit dieser Stärkung konnte er vielleicht die Zeit seiner Gefangenschaft überdauern und den Augenblick seiner Befreiung abwarten.

So waren mehr als vier und zwanzig Stunden verstrichen, als sich eine neue Gefahr dazu gesellte, welche alle anderen überbot und zu einem geänderten und raschen Entschluß drängte.

Durch den weggesprengten Felsen war in dem übrigens trockenen Stollen ein Wasser-Aderchen entblößt worden, auf das Niemand anfangs achtete. Am zweiten Tag aber war in dem schmalen Raum, auf den der arme Franz beschränkt war, so viel Wasser zugesickert, daß er bereits bis an die Waden im Wasser stand, und die Quelle, nachdem sie sich einmal einen Weg gebahnt, floß von nun an immer reichlicher.

Die Gefahr war auf dem höchsten Gipfel angelangt. Man konnte wohl noch von unten einen Abzugskanal versuchen, aber dies brauchte neue Kräfte und neue Weile, und dazu war nicht mehr Zeit.

„Es ist nur mehr ein Weg der Rettung," sagte der Bergschaffer, „und wir müssen es dem armen

Franz überlassen, ob er ihn wagen will. Jeder Augenblick Zögerung vergrößert die Gefahr und bringt uns zuletzt um die einzige Möglichkeit der Rettung! — Mit der Arbeit, wie wir sie jetzt versuchen, ist nichts mehr auszurichten, alles das währt zu lang und kein Ende ist abzusehen. Wir müssen den Felsen sprengen oder Franz ist verloren. — Der Fels muß gesprengt werden. — Möglich, daß er den armen Franz bei der Sprengung unter seinen Trümmern begräbt, aber besser ein schneller Tod von einem losgerissenen Felstrumm, als der lange Tod des Verhungerns oder des Erstickens im Wasser nach langer Todesangst."

„Das allein kann noch retten, wenn's der Himmel nicht anders beschlossen hat."

Eine Pause stummen Schweigens begleitete diesen Vorschlag. Die Arbeiter theilten die Ansicht ihres Vorstandes. Niemand täuschte sich über die Größe des Wagnisses — es war ein Loosen um Tod und Leben mit fünf schwarzen und einer weißen Marke — aber es war der einzige Weg möglicher Rettung. Man rief Franz, man theilte ihm den Vorschlag mit und mit muthiger Stimme gab er seine Einwilligung.

Mittlerweile hatte sich die Kunde auch nach dem Thal verbreitet und war bis in das Gebirgsdorf gedrungen, wo der Müller hauste.

Der Müller war schweigsam und in sich gekehrt, — Martha wurde aus ihrer stillen Traurigkeit emporgerissen. Sie rang die Hände, ihre Augen rötheten sich und füllten sich mit Thränen, aber sie weinte nicht.

Bald nach der ersten Kunde von dem Unglücke auf dem Berge brachte ein Knappe die Nachricht, daß Franz eingewilligt habe, das Felsstück zu sprengen. Er wollte sich aber zuvor christlich zum Tode bereiten und begehrte daher nach einem Beichtvater. — Sein Wunsch war, daß Martha's Bruder das christliche Werk thue. Der Kaplan nickte mit dem Kopfe und säumte nicht, sich zu seinem geistlichen Geschäfte anzuschicken.

Martha nahm diese Nachricht ruhig hin, sie schien von nun an auf Alles mit Ergebenheit gefaßt zu sein. — Sie schritt im Zimmer auf und ab, dann trat sie rasch aus der Thüre und hinaus vor's Haus. Der Vater ging ihr nach und schaute verwundert, was das werden solle.

Draußen aber eilte sie auf ein Kreuz zu, welches den Heiland trug und wenige Schritte entfernt an einer Stelle stand, wo sich zwei Fußwege trennten. Dort warf sie sich auf den Betschemel.

Der Vater stand unter der Hausthür und sah ihr zu. „Du hast gebetet," sagte er, als sie aufstand und zurückkehrte.

„Ja," sagte sie ruhig, „für Franz, für mich, für Dich, er möge unseren Hochmuth und unsere Sünden verzeihen und uns glücklich machen."

Der Alte wandte sich ab und zerdrückte eine Thräne im Auge.

„Und nun, Vater," sagte Martha, „komm, Du und ich, wir müssen den Bruder nach dem Knappenhaus auf den Berg geleiten."

Der Vater ließ sich überreden, er spannte selbst seinen Wagen an und alle Drei fuhren nach dem Berge bis zur Stelle, wo nur ein Fußweg steil aufwärts führte und der Wagen an der Knappenschenke, die dort stand, halten mußte.

Dann stiegen sie aus und machten sich den Berg hinan. Vater und Tochter blieben im Knappenhaus, der Geistliche, von einem Steiger begleitet, fuhr im Stollen ein. Er traf hier mehrere Arbeiter versammelt, die Neugierde und Mitleid hierher geführt hatte.

Die Bohrarbeit war so weit vorgeschritten, daß nur mehr das Zündrohr eingelegt zu werden brauchte.

„Glück auf!" riefen sie, diesmal mit traurigem Tone, als der Geistliche kam, und machten ihm ehrerbietig Platz. Dann zogen sie sich zurück. Der Kaplan näherte sich dem Felsen, kündigte seine Ankunft dem armen Gefangenen an und vernahm, an den Felsen gelehnt, seine Beichte, die dieser in Demuth, aber mit der ruhigen Entschlossenheit eines Mannes ablegte, der dem Tode ins Antlitz zu sehen gewohnt ist.

„Te absolvo," sagte der Geistliche nach vernommener Beichte, „in nomine patris et filii et spiritus sancti," und betete leise.

„Ich habe nun noch einen weltlichen Auftrag," sagte der Geistliche. „Mein Vater und meine Schwester Martha lassen Sie grüßen, Franz."

Franz schluchzte hinter dem Felsen.

„Und nun entschlagen Sie sich aller anderen Gedanken und richten Sie diese nur auf die Ewigkeit. Ich werde mich zurückziehen — die Knappen werden kommen, in wenigen Minuten ist Alles entschieden. Was auch geschehen möge, Alles kommt aus der Hand des Himmels."

Als der Geistliche sich entfernte, kamen ihm die Knappen entgegen und baten ihn, sie bei ihrem Werk zu segnen. Sie knieten nieder, beteten andächtig ein Vater Unser und empfingen den Segen des Priesters.

Dann zog er sich zurück. — Die Bergleute loosten um die glückliche Hand, die das Zündrohr und den Schwamm anlegen sollte; das Loos fiel auf Martin.

„Glück auf!" riefen die Anderen dreimal und entfernten sich, um Martin nicht zu beirren, der

nun allein hinzu trat und die letzten Vorbereitungen zum Schusse traf.

Dann zog sich auch dieser zurück und lautlos warteten Alle in der Entfernung mehrerer Schritte auf den Erfolg.

(Schluß folgt.)

Ein Preisrichterspruch.

Bei dem in der Stadt Rottweil am 4. und 5. Juni stattgefundenen Liederfest des Schwäbischen Sängerbundes gab das Preisgericht über die wettsingenden Vereine ein Gutachten ab, dessen Entscheidungsgründe allgemeiner interessiren dürften, als die von den Richtern gemachten Ausstellungen von der Mehrzahl der deutschen Gesangvereine in Beachtung genommen werden sollten. Die Entscheidungsgründe lauten nach dem „Schwäbischen Merkur“ folgendermaßen:

Im Allgemeinen war die Besetzung der verschiedenen Stimmen eine gute. Man hörte klangvolle Tenore und kräftige Bässe. Desto mehr aber ließ die Schönheit, Ausgiebigkeit und Tonbildung zu wünschen übrig, und wo nach dieser Seite hin mangelhafte Vorbildung vorliegt, kann von einem harmonisch reinen Gesang, von deutlicher, guter Aussprache keine Rede sein. Die Stimmen offenbaren fast durchweg eine verderbliche Neigung, den Ton im Hals und der Kehle oder in der Nase zu bilden. Durch erstere Manier wird er gedrückt, unfrei, unschön und der Gesang verliert für den Hörer alles Anmuthige und Erquickliche. Der schwäbische Dialekt, der so viele Kehllaute hat, setzt dem Sänger große Hindernisse entgegen und bildet eine stete Veranlassung, den Ton, anstatt ihn frei ausströmen zu lassen, in die Kehle zurückzudrängen. So aber entsteht ein gepreßter, unschöner Gesang, der, sobald ein Verein in einer Einzelleistung auftritt, dieselbe wesentlich beeinträchtigt. Der sogenannte Nasenton ist nicht minder unschön, er ist zudem kraftlos, ohne Gehalt, leierisch und kann sogar komisch und lächerlich werden. In erster Reihe aber soll der Gesangston klangvoll, wohlthuend und schön sein. Strebt man nach Schönheit des Tons, dann wird auch die Rauigkeit und Härte, ja Schroffheit, die so oft beim Männergesang störend zu Tage tritt, verschwinden, es wird eine reine Intonation möglich werden, und nicht immer ein in die Höhe Treiben, besonders der Mittelstimmen, zu rügen sein, und endlich wird ein so geschmackvoller Vortrag sich erzielen lassen können, der eine Dilettantenleistung allein zur Höhe einer kunstgemäßen zu erheben vermag. Möglich nun, daß viele Dirigenten nicht genug auf einen schönen Ton dringen und zu viel sich mit der bloßen Einübung der Noten befassen, möglich auch, daß die Sänger nicht genug die Wünsche und Ermahnungen ihrer Dirigenten berücksichtigen. Es ist sehr schwer, einem Sänger, der dreißig Jahre hindurch eine schlechte Gesangsmanier hatte, eine bessere beizubringen, zudem gar so viele, die etwas zu leisten vermeinen, häufig alle allgemeinen Bemerkungen ihrer Dirigenten nicht auf sich beziehen und sie unbeachtet lassen; andererseits aber dürfte endlich auch darauf zu dringen sein, daß in denjenigen Anstalten, aus denen die meisten Dirigenten hervorgehen, den Schullehrerseminarien, ein besserer Gesangunterricht, der besonders kunstmäßige Ausbildung mehr berücksichtigte, gegeben werde. Hinsichtlich der Aussprache ist zu bemerken, daß die Texte im Ganzen ziemlich verständlich zu Gehör kamen, daß aber hier Manches zu verbessern übrig bleibt. Man soll nicht Voterland oder Vaterrland, Blomendoft, Aufehnthalt, Zaiiit, heilik singen, sondern die Aussprache, besonders der Vokale, besser berücksichtigen. Das g darf nur dann in ein leichtes k verwandelt werden, wenn ein Vokal darauf folgt. Beim ei verwandelt sich das e in a; fällt dieser Doppellaut auf eine längere Note, so verweilt man auf dem a (oder e) möglichst lange, und geht möglichst leicht und schnelt über das i hinweg, nicht umgekehrt. Auffällig war besonders bei vielen Vorträgen eine gewisse Lahmheit und Mattigkeit, und ein Mangel an Frische und schwungvoller Ausführung. Der Grund davon ist theilweise in einem störenden Vergreifen der Tempi, die oft außerordentlich langsam und schleppend genommen wurden, zu suchen, vielleicht auch in dem Umstand, daß in Folge zu häufigen Singens gewisser Pièceu die Kompositionen für die Sänger selbst allen Reiz verlieren. Wie soll aber, wenn einmal bei den Sängern eine Erschlaffung der Empfindung eingetreten ist, noch eine Wirkung nach Außen hin möglich sein? Wo jedoch dem Vortrage die nöthige Frische fehlt, da geht ihm auch die Schärfe der rhythmischen Betonung ab, da mangelt ihm der angemessene Ausdruck, und die Folge davon ist, daß die Wirkung dem Inhalte einer Komposition nie zu entsprechen vermag. — Unter den vorgetragenen Liedern fanden sich ganz werthlose, deren Vortrag nie einen Erfolg zu erzielen im Stande sein wird. Wiederum hatten einzelne Vereine Stücke gewählt, die weit über ihre Kräfte gingen, die darauf verwendete Mühe nie lohnen konnten. Möchten doch besonders in diesem Punkt die Dirigenten vorsichtiger wählen. Eine geschmacklose, wirkungslose,

fade, nichtssagende Komposition wirft nicht nur auf die musikalische Befähigung und Einsicht des Dirigenten ein schlechtes Licht, sondern sie wird auch allen auf ihre Einübung gerichteten Fleiß zu Schanden werden lassen. — Schließlich noch die Bemerkungen, daß es keinen guten Eindruck macht, wenn ein Verein sein Preislied answendig vorträgt; der Schluß auf eine allzu mechanische Einübung liegt hier zu nahe, — und daß es im Interesse der Zuhörer und der Beurtheilung sehr wünschenswerth wäre, die Anzahl der Verse eines Liedes möglichst zu beschränken. Ein zum Wettgesang gewähltes Lied sollte nie mehr als zwei Strophen haben, wenigstens sollten, wenn auch deren mehrere vorhanden sind, nie mehr als zwei bis drei gesungen werden. — Das Preisgericht, das diese Entscheidungsgründe abgab, bestand aus den Herren Dr. Frey von Rottweil, M. A. Heim von Rottweil, G. Kürz von Villingen, H. M. Schletterer aus Augsburg und Wilh. Speidel aus Stuttgart.

Mannigfaltiges.

(Der Mensch und die Sieben.) Abraham a Santa Clara stellt mit dem Menschen und den Sieben folgenden eigenthümlichen Vergleich an: „Die 7 Wunder der Welt sind lauter Larifari gegen den Menschen, und ist höchst zu verwundern, nachdem Gott den Menschen erschaffen, da hat er den siebenten Tag geruhet, daher der Mensch in lauter Sieben bestehet. In der siebenten Woche bekommt der noch ungeborene Mensch seine erste Gestalt, im siebenten Monat seine ganze Vollkommenheit; im 7. Monat nach der Geburt gehen ihm die Zähne auf; im 7. Jahre zeigt sich der Verstand; im 2mal 7. sproßt die erste Wolle heraus um die Lippen; im 3mal 7. wächst der Bart; im 4mal 7. hat der Mensch seine wahre Stärke; im 5mal 7. ist der Mensch in der Natur am vollkommensten; im 6mal 7. hat er den allerbesten Verstand; im 7mal 7. ist der Mensch in seinem besten Alter; im 8mal 7. ist er zu allen guten Rathschlägen am allertauglichsten; im 9mal 7. nehmen die Kräfte ab; im 10mal 7. ist meistens das Ende des Lebens."

Ursprung der Schnurrbärte. Als die Mauren in Spanien herrschten, waren Christen und Muselmänner so vermischt, daß sie sich selbst nur mit großer Mühe zu erkennen wußten. Hierdurch schien ihre Gesammtheit in Gefahr gebracht zu sein und sie ersannen daher ein Zeichen, wonach sich die Brüder in Gott auch äußerlich zusammenfinden konnten, um einander beizustehen in Tagen der Gefahr. Sie ließen daher unter der Nase einen horizontalen Haarstreif stehen, welcher der Schnurrbart war, und unter der Lippe einen kleinen senkrecht herabfallenden Busch von Haaren, wodurch ein Kreuz angedeutet wurde. So ist eigentlich der Schnurrbart das Symbol der Freiheit und Brüderlichkeit und alle Kriegsleute und Diener der Kirche trugen dasselbe in ihrem Antlitz zur Schau.

(Ein Trost für Raucher.) Nach Dr. Schmarde, („Reise um die Erde," Braunschweig 1861. 2 Bd.) haben die Menschenfresser in Neuseeland schon bemerkt, daß das Fleisch der Tabakraucher den Geruch und Geschmack dieses narkotischen Krautes annehme und dadurch für sie ungenießbar werde. Gefressen werden also die Raucher nicht!

„Wie waren Sie mit dem heutigen Geschäft zufrieden?" wurde eine Putzhändlerin von einer Bekannten gefragt. — „Sehr schlecht," lautete die Antwort, „ick konnte nich eene einzige Haube an den Mann bringen!"

Eine glückliche Ehe ist das schönste Band, durch welches Gott die Menschen an das Leben knüpft. Wer unverheirathet stirbt, hat nur halb gelebt.

Gemeinnütziges.

Grüne Erbsen dienen zu einer angenehmen Zuthat an viele Speisen und sind sehr leicht das ganze Jahr hindurch zu erhalten. Man pflückt nämlich die Schoten ab, wenn die Erbsen noch jung und weich sind, trocknet die Schoten an der Sonne, nimmt dann Erbsen (Körner) heraus und bewahrt sie an einem trockenen Orte auf. Wenn sie wieder aufgequellt werden, sind sie den frischen gleich.

Räthsel.

Ich bin ein Fluß. Mein Nam' ist eine Lüge,
Weil ich sehr weit von Sachsen liege.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 74. Dienstag, 20. Juni 1865.

Aus den Bergen.

(Schluß.)

Man hörte einen dumpfen Knall, ein weißer Rauch züngelte durch das dunkle Gestein, dann fielen einige Trümmer zu Boden, dann lautlose Stille ringsumher.

Niemand wagte das Stillschweigen zu unterbrechen und nahe hinzu zu treten.

„Er gibt kein Zeichen des Lebens," sagte Andreas, „er ist todt!"

„Er ist todt!" wiederholte ein Anderer.

Man nahm die Grubenlampen und trat näher hinzu. Der Schuß war tief und gut gebohrt und hatte seine Wirkung gethan; ein gewaltiger Riß ging von oben nach unten und kreuzte sich nach mehreren Richtungen, einzelne Trümmer waren herausgefallen, die übrigen Stücke lagen gelockert übereinander.

„Lebst Du, Franz?" rief Andreas — keine Antwort; „Er ist todt!" sagten Alle zu einander.

Nun wurden die Krampen angesetzt, um die Trümmer wegzureißen. Die obersten Trümmer waren bereits abgeräumt, man konnte an den Rest des Felsstückes hinansteigen wie an eine erstürmte Bresche, und leuchtete nun mit der Grubenlampe nach dem engen Verließe.

Welche Scene bot sich nun dem Auge! Franz lag auf den Knieen mit gefalteten Händen, das Antlitz an den Fels gelehnt, todtenblaß und starr, ohne Zeichen des Lebens.

Das Wasser war bereits bis an die Brust des Knieenden aufgestaucht, aber er war unverletzt, hart neben ihm war ein Felsstück niedergerollt, den geringen Raum zwischen seiner Fußsohle und der Felswand ausfüllend, und hatte ihn von unten bis oben mit dem Gischt des aufsprützenden Wassers besudelt. Man hob Franz in die Höhe, man rüttelte ihn, man fühlte an seine Pulse — bald überzeugte man sich, daß ihn nur eine Ohnmacht umfangen hielt.

„Ein schützender Engel hat dieses abgerissene Stück in seinem Sturze gelenkt," sagte der Geistliche, tief bewegt, als er auch herzukam und Alle verwundert und gerührt ihm zeigten, was ihnen wie ein Wunder vorkam.

Der aus seinem Grabe Wiedererstandene erholte sich in kurzer Zeit so weit, daß er, auf die Arme seiner Kameraden gestützt, weggeschafft werden konnte. Im ernsten, aber freudigen Schweigen folgten ihm die Uebrigen.

Im Knappenhaus erwarteten sie der Müller und seine Tochter. — Ein Knappe war vorausgeeilt und brachte die frohe Kunde der Rettung. Der Müller weinte wie ein Kind. Er nahm seine Tochter bei Seite und sprach nur die wenigen Worte:

„Martha, wenn Du noch desselben Sinnes bist, ich habe nichts mehr einzuwenden. Hier ist eine Fügung des Himmels."

„Ich habe mich verlobt," sagte Martha ruhig. „Als ich an dem Kreuze betete, habe ich es der heiligen Jungfrau Maria geschworen, entweder dem Franz zu gehören, oder ins Kloster nach Seben zu gehen, wo man auch der Mutter Schwester, die gute Katharina, einkleidete. Von meinem Gelübde konnte mich nichts mehr abbringen. — — Vater, ich bin noch desselben Sinnes. Mache nun, was Dir gut dünkt."

Die Thüre öffnete sich, Franz, noch schwach und sich mühsam fortschleppend, trat herein. Ihm nach die Anderen. Franz erröthete, als seine Augen auf Martha fielen, von deren Ankunft er noch nichts wußte. Zögernd blieb er an der Schwelle.

Der Müller trat ihm entgegen, die ersten Begrüßungen waren vorüber. „Franz," sagte er, „ich habe ein Unrecht an Dir gut zu machen. Schon einmal hat mir der Himmel einen Fingerzeig ge-

geben, das zweitemal soll er mich nicht so starrköpfig und hartherzig treffen."

Franz glaubte ihn zu verstehen. Ein freudiger Zug ging über sein blasses, leidendes Angesicht.

„Für Dich soll gesorgt sein," fuhr der Müller fort. „Du ziehst vom Berge und kommst zu uns. Ich übergeb' Dir die Pirthschaft und Alles, was ich habe. Du nimmst Deine Mutter zu Dir — und schreibst ihr heute noch. Sie soll uns wirthschaften helfen. Was Du aus der Martha machst, das überlaß ich Dir. Jetzt schau' auf Dich und Deine Gesundheit und wenn's Gott will, in drei Wochen ist Hochzeit."

Und so geschah es auch. Franz zog vom Berge in des Müllers Haus, wo er nach wenigen Tagen vollends erstarkte. Der Geistliche blieb noch so lange, bis er nach ein paar Wochen die Hände der Liebenden am Altare zusammenfügte.

Franzens Mutter wurde aus Böhmen verschrieben und wohnte dem Feste bei. Sie blieb bei ihrem Sohne. Franz und Martha sitzen nun auf der Mühle und betreiben die Wirthschaft.

Aus dem Knappen ist ein tüchtiger Müller und Landwirth geworden, der den Fremden, wenn sie zuweilen aus dem nahen Badeorte auf ihren Ausflügen zu ihm kommen, sein Schicksal erzählt, und denen er dann überglücklich seine Martha zeigt, zu der ihm das Unglück auf dem Berge verholfen hat.

Die Rache eines großen Mannes.

(Fortsetzung.)

2.

Jahre flossen dahin. Die ärmliche Wohnung des Pelzhändlers Pierre Coeur und eine ganze Reihe anderer, die in der Umgebung standen, waren verschwunden, und an ihrer Stelle erhob sich ein stattlicher Palast, eines der schönsten Baudenkmäler jener Zeit, welches um Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein Muster für die Baumeister wurde und selbst heute noch alle Beachtung verdient. Ueber dem Thore war das Wappen des Eigenthümers ausgehauen mit folgendem Motto in altfranzösischer Sprache: A Vaillans Cuer Rien Impossible! (Einem braven Herz (Cœur) ist nichts unmöglich.) Diese fürstliche Wohnung gehörte unserem Jacques Coeur. Der Sohn des armen Pelzhändlers war nun der reichste Mann in Europa, mit einem Sitz im Rathe seiner Nation und im Zenith seiner Macht. Und auf welche Weise ist dies so gekommen? Genaueres läßt sich darüber nicht ermitteln. Die Ursache von Jacques Coeur's schnell erlangtem Reichthum war selbst seinen Zeitgenossen ein Geheimniß. Die Leichtgläubigen derselben hegten die Vermuthung, er habe den Stein der Weisen entdeckt. Die Thatsachen, so weit man sie kennt, sind folgende: Sein Vater hinterließ ihm einiges Kapital, durch das er in den Stand gesetzt wurde, eine Geschäftsverbindung mit den beiden Brüdern Godart einzugehen. Zu dieser Zeit war der französische Handel äußerst beschränkt. Mit entfernten Ländern bestanden noch ~~gar keine Verbindungen, während sich Genua, Florenz~~ und Venedig im unbestrittenen Besitz des gesammten orientalischen Handels befanden. Der kühne und unternehmende Jacques Coeur besuchte der Reihe nach diese Städte, wo er sehr Vieles lernte, was ihm bei seinen späteren riesigen Handelsunternehmungen, wozu er bereits den Plan gefaßt, von Nutzen sein konnte. Darauf unternahm er eine längere Reise nach Aegypten und Syrien, wo es ihm gelang, mit dortigen Fürsten und Kaufleuten ausgedehnte Verbindungen anzuknüpfen. Nach seiner Rückkehr richtete er mit seinen Gesellschaftern zu Marseille ein großes Handelsgeschäft ein, und als im Jahre 1439 die letzteren starben, wurde er der alleinige Inhaber der Firma, nachdem er vorher schon das Haupt derselben gewesen. Er besaß eine Flotte von zwölf großen Schiffen, welche ausschließlich im Handel mit der Levante beschäftigt waren, und sein Haus wurde bald der einzige Vermittler, durch den Frankreich die Produkte dieses reichen Landes bezog. Der größte Theil der im Lande vorhandenen Münzen ging jetzt durch seine Hände. Dreihundert Agenten, welche ihren Sitz in verschiedenen Theilen Europa's, Asiens und Afrika's hatten, standen in seinem Dienste, während sein persönlicher Einfluß bei den mohamedanischen Fürsten größer als der eines europäischen Herrschers war.

Der Dauphin, dessen Auftreten in Bourges zu Gunsten von Jacques Coeur bereits erzählt wurde, war nun König Karl VII. Im Jahre 1435 berief der Monarch den einflußreichen Kaufherrn zu sich und legte bald darauf die Ordnung der finanziellen Angelegenheiten des Königreichs in seine Hände. Jacques Coeur handelte in seinem öffentlichen Amte ganz nach denselben Grundsätzen, die er in seinem Geschäftsleben stets beobachtet hatte, d. h. er stellte auch hier Ordnung und strenge Rechtlichkeit als leitende Prinzipien auf, und so gelang es ihm, die gänzlich zerrütteten Finanzen des Königreichs auf einen für die damaligen Verhältnisse ganz gedeihlichen Zustand zu bringen. Dadurch und durch die sehr bedeutenden Vorschüsse, die er dem Staatsschatze aus seiner eigenen Kasse machte, setzte er den

König in den Stand, die Engländer aus Frankreich zu vertreiben, wo sie seit 1415 die reichsten Provinzen besetzt hatten. In Anbetracht der unermeßlichen Dienste, welche Jacques Coeur seinem Lande und Könige geleistet, wurden er und seine Nachkommen in den Adelsstand erhoben. Sein Bruder Nikolaus wurde Bischof von Luçon, seine Tochter heirathete den Sohn und Erben des Herrn von Mareuil und St. Palaie, und sein ältester Sohn Johann ward zum Erzbischof von Bourges erhoben. Obschon ein öffentliches Verbot bestand, welches den Beamten im Dienste des Staats den Betrieb von Geschäften untersagte, so wurde doch zu Gunsten von Jacques Coeur eine Ausnahme zugelassen, und er setzte nach wie vor die Handelsoperationen, die seinem Lande so große Vortheile brachten, fort. Sein Reichthum war jetzt sprichwörtlich geworden. Man sagte nicht mehr: „so reich wie Krösus", sondern: „so reich wie Jacques Coeur". Er war der größte Grundbesitzer im ganzen Lande, denn er hatte mehr als vierzig Grafschaften und Baronien gekauft, und besaß in allen größeren Städten Frankreichs zahlreiche Paläste und Häuser. Der Gebrauch, den er von seinen Reichthümern machte, legt das beste Zeugniß für seinen Charakter ab. Vor Allem war er bestrebt, die materiellen Hilfsquellen seines Landes zu entwickeln und zu fördern. Er beschützte die Künste und Wissenschaften, deren Wiederaufblühung in Frankreich großen Theils seinem Verdienste beizumessen ist. Ganz besonders aber lag ihm die Unabhängigkeit und Freiheit seines Vaterlandes am Herzen. Wo diese in Frage kamen, schreckte er vor keinem Opfer zurück. Im Jahr 1448 schoß er dem König, für den er eine große Zuneigung hegte, ein unverzinsliches Anlehen von 200,000 Goldkronen, damals eine ungeheure Summe, zur Befreiung der Normandie vor, und ein Jahr darauf war diese letzte Besitzung der Engländer auf französischem Boden ihren Händen entwunden. Jacques Coeur wurde mittlerweile mit den wichtigsten und ehrenvollsten Aemtern bekleidet, so unter andern mit der Verwaltung der Provinz Languedoc und mit einer großen Gesandtschaft an den Papst, für welche er seine eigenen Schiffe verwendete. Geehrt durch das Vertrauen seines Monarchen, mit einer Stimme in den öffentlichen Angelegenheiten seines Landes betraut, geachtet im Auslande und der reichste Mann seiner Zeit, war Jacques Coeur in sich selbst eine Macht, geliebt von dem Bürgerstande, dessen Einfluß durch seine Erfolge gehoben wurde, und im Stillen gehaßt von dem Adel, der aber nichtsdestoweniger sich vor ihm beugte und sein Geld borgte. Dies war der Mann, dessen Bekanntschaft wir nach Ablauf von dreißig Jahren in dem Augenblick wieder erneuern wollen, wo er in einem Gemache seines glänzenden Palastes zu Bourges sitzt.

Jacques Coeur, der am Hofe das Amt eines Argentier (Finanzministers) bekleidete, hatte sich in seinem Aeußern, seitdem wir ihn zum letzten Mal sahen, sehr wesentlich verändert. Sein Benehmen war gesetzter und ruhiger. Er zeigte, daß er eine größere Herrschaft über sich gewonnen. Sein Blick war durchdringender, und um seine Lippen spielte mitunter ein geheimnißvoller Zug, den man öfters an Männern beobachtet, welche durch ihre Laufbahn genöthigt sind, ihre Worte sorgfältig auf die Waagschale zu legen. Aber die edeln und kühnen Gesichtszüge, wodurch sich einst der Jüngling auszeichnete, waren auch, nur mit mehr Würde gepaart, an dem Manne reiferen Alters noch sichtbar. Der berühmte Kaufherr und Finanzmann saß in einem großen, reich mit Schnitzwerk verzierten Lehnstuhl und hörte seinem Sekretär zu, der, an einem kleinen Tische sitzend, aus einer langen Pergamentrolle vorlas, während andere Dokumente vor ihm ausgebreitet lagen. Es war dies ein Verzeichniß von Summen, welche Jacques Coeur auf den Verkauf von Ländereien verwendet, ausgeliehen oder verschenkt hatte.

Als der Sekretär die verschiedenen Namen ablas, so ergab es sich, daß nicht blos Fürsten, Herzoge, Grafen, Marschälle und andere vornehme Personen, sondern auch königliche Prinzen sich unter seinen Schuldnern befanden.

„Dem Herrn von Tremoille," las der Sekretär, „für die Grafschaften Saint-Fageau, La Couldron, La Vau, Megilles und die Baronien von Toucy und Perouse die Summe von 20,000 Goldkronen."

„Das war ein gutes Geschäft, Stephan," sagte Jacques Coeur, mit sichtbarer Befriedigung sich die Hände reibend. „Ich bin hart gegen Herrn von Tremoille verfahren. Ich hörte einst diesen stolzen Adeligen davon sprechen, er wolle den Bürgerlichen an dem höchsten Thurme seines Schlosses aufhängen lassen. Ich habe niemals diese übermüthigen Worte vergessen, und als er später in dringender Geldverlegenheit den Bürgerlichen um ein Anlehen angehen ließ, so lehnte ich es ab. Er trug mir dann diese Güter zum Kauf an, was ich ebenfalls ablehnte. Zuletzt kam er in eigener Person. Bei dieser Zusammenkunft erinnerte ich ihn an eine gewisse Scene, bei welcher ich betheiligt war. Er hatte sie entweder vergessen oder stellte sich nur so, verfehlte aber nicht, sich deßhalb zu entschuldigen. Ich war nicht mehr der kleine Handelsmann zu Bourges, sondern der edle Messire Jacques Coeur. Zuletzt kaufte ich seine Güter um den Preis, den

ich selbst stellte. Er ist einer der wenigen Menschen, gegen die ich einen wirklichen Groll hege; er aber gibt mir ihn mit vollen Zinsen zurück. Ich betrachte ihn in der That als meinen größten Feind, denn er haßt mich wie den Satan selbst. Lies weiter, Stephan."

„Dem Herrn Franz von Montberon und der Dame Johanna von Vendome, Demoiselle von Mortaing, seiner Frau, am 1. Mai 1438 ein Anlehen von 2000 Goldkronen, ferner am 13. September 1440 2000 Kronen, ferner —"

„Laß es gut sein, ich weiß, daß der Gesammtbetrag 6000 Kronen ist. Armer Montberon, er ist todt. Er hat mich einst zwar nicht zum Besten behandelt, aber ich verzeihe ihm, denn im Ganzen war er doch kein böser Mensch. Aber seine Wittwe ist einer meiner Hauptfeinde, zweifelsohne, weil sie mir diese Summe schuldig ist."

Stephan wollte weiter lesen, als ein Diener eintrat.

„Es ist Jemand draußen, der mit Euch zu sprechen wünscht, Messire," sagte der Bediente. „Er weigert sich, seinen Namen zu nennen. Der Kleidung nach ist er ein Adeliger und dem Aussehen nach ein hochbejahrter Greis. In seiner Begleitung befindet sich eine Dame."

„Laß sie eintreten."

In wenigen Minuten wurden die Fremden ins Zimmer geführt.

„Der Herr von Mennetou!" rief Jacques Coeur verwundert aus.

„Messire Jacques Coeur?" fragte der Besucher, den Hausherrn zweifelhaft ansehend.

„Zu dienen, Messire," erwiederte Jacques. „Ich sehe, es kommt Euch sehr schwer an, einen Mann wieder zu erkennen, mit dem Ihr einst sehr gut bekannt waret."

„Ja, ja, da kann kein Zweifel sein, es ist mein alter Freund Jacques Coeur," sagte der alte Mann, die Hand des königlichen Ministers ergreifend. „Und hier steht meine Tochter. Ziehe den Schleier zurück, Isabeau."

Die Dame, welche in Trauer gekleidet war, gehorchte dem Gebote ihres Vaters und enthüllte das Gesicht einer Frau von 45 bis 50 Jahren. Es waren in der That die Züge der stolzen Isabeau früherer Tage, noch immer voller Hochmuth. Ihre Schönheit aber war entschwunden, die Runzeln hatten derselben hart zugesetzt und Sorgen und Leiden ihre unverkennbaren Spuren zurückgelassen. Dem Herrn des Hauses stieg bei ihrem Anblick das Blut ins Gesicht, seine Stirne runzelte sich und ein Lächeln der Schadenfreude flog über seine Züge. Aber dies dauerte nur einen Augenblick. Der Ausdruck der Verachtung und des Zorns ging schnell in Mitleid über und mit einer Verbeugung lud er seine Besucher zum Sitzen ein.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In Berlin werden jetzt neben den Dienstmännern nun „Reinigungsdiener" angestellt und zwar an 148 verschiedenen Punkten der Stadt. Dieselben sind an ihrem Dienstschilde kenntlich und bekommen für vollständiges Reinigen der Kleider 6 Pf. (1/2 Sgr.), für das Wichsen der Stiefeln gleichfalls 6 Pf. Schon vor mehrern Jahren wurde ein solches Unternehmen begründet, welches jedoch an der Theilnahmlosigkeit des Publikums scheiterte. Obgleich auch besonders in dem staubigen Berlin im Sommer ein häufiges Reinigen der Kleider als ein wahres Bedürfniß erscheint, so dürfte es doch wohl eine Zeit währen, bevor sich das Publikum daran gewöhnt, seine Toilette auf der Straße zu arrangiren. Uebrigens gibt das Fremdenblatt noch den Rath, diese Reinigungsdiener auch mit Nähzeug, Stecknadeln und einem Spiegel zu versehen; wenn sie dann so aufgestellt werden könnten, daß man einen in der Nähe befindlichen Hausflur benutzen kann, so dürfte sich ihre Geschäftsthätigkeit wohl bedeutend erweitern und vorzüglich auch mit für Damen eine Wichtigkeit erlangen.

Eine Dame sagte zu einem sehr großen, hagern und obenein häßlichen Bekannten, als dieser sich einmal von ihr verabschiedete: „Scheiden Sie nicht so lang und kommen Sie hübsch wieder!"

Das menschliche Herz hat drei Naturreime: Das Herz der Fröhlichen auf Scherz, das Herz der Liebenden auf Schmerz und das Herz der Vornehmen auf Erz.

Auflösung des Räthsels in № 73:

Nahe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 75. Freitag, 23. Juni 1865.

Eine fromme Lüge.

1.
Der Mediziner als Pächter.

Fünf Stunden von Münster in Westphalen liegt ein jetzt sehr bescheidenes Dorf, welches noch vor einem halben Jahrhundert ein blühendes Städtchen gewesen ist; denn damals war es der Sommeraufenthalt des geistlichen Landesherrn, des Kurfürsten von Köln und Fürstbischofs von Münster.

Christoph Bernhard von Galen, der kriegerische Bischof, der mit seinem kleinen Heere ebenso große kriegerische Gelüste befriedigte, wie Karl der Zwölfte von Schweden mit dem seinigen; der Frankreich, Holland und Dänemark den Krieg erklärte und ihn glorreich ausfocht, wenn er auch nicht gerade diese Länder eroberte, hatte dort zuerst ein Schloß erbaut, einen großen Garten mit Weihern, Bosquets, Hügeln, dichten Taxuswänden und Hunderten von Hermen darum angelegt. Im daran grenzenden Walde hatte er die schönsten Alleen schlagen lassen und dann eine Mauer umher gezogen, die das reiche Wild ihm sichern mußte. Und so hatte noch zur Zeit des letzten regierenden geistlichen Herrn, des Erzherzogs Maximilian Franz, der großen Maria Theresia jüngstem Sohne, in ununterbrochener Reihe heiteres Wohlleben im Städtchen gewaltet. Die fürstlichen Beamten hatten sich in der Nähe Villen erbaut; das Gefolge des Kurfürsten, wenn er dort weilte, wohnte freilich im Schloß, aber wie viele Andere wollten die Sonne der fürstlichen Nähe nicht missen, ohne geradezu durch ihre Pflicht an ihn gefesselt zu sein; diese miethteten dann für hohe Preise im Städtchen sich niedere Zimmer und machten sie wohnlich mit Dingen, die sie aus der Hauptstadt herbeischleppen ließen.

Maximilian Franz machte während seiner Regierung keinen längeren Aufenthalt im Städtchen; nur für die großen Jagden hielt er sich einige Tage dort auf, aber auch für diese kurze Zeit folgte ihm immer ein Schwarm von Edelleuten und Geistlichen, welche Eigenschaften freilich im Bisthum Münster sehr häufig in einer Person vereinigt zu sein pflegten, da der ritterbürtige Adel im Besitze der reichen Pfründen war.

Aber alle die Beflissenheit ihm zu dienen und ihm zu folgen, vermochte nicht das Herz des Fürsten ihnen zuzuneigen; Maximilian Franz liebte die „Junker“ nicht, und was er an Freundlichkeit dem Adel versagte, gewährte er auf das Gütigste den Bürgern und ganz besonders den Bauern, die auch diese Gönnerschaft wohl zu schätzen wußten.

Seine Gesinnungen waren, da er kein Hehl daraus machte, so allgemein bekannt, daß ein alter Schulze, den er eines Tages auf seinem Spaziergange nach den Aussichten der Ernte frug, ihm kühn antwortete: „Es sieht nicht besonders gut aus, Kurfürstliche Durchlaucht, es sind zu viele Junker unter dem Korn.“

Lächelnd frug der Fürst, was das heiße?

„Wir nennen hier auf dem Lande,“ sagte der Bauer mit unschuldiger Miene, „die langen Halme so, die den Kopf hoch tragen und nicht beugen, weil nichts drin ist.“

Der Kurfürst lachte so sehr, daß sein ganzer ungeheurer Leibesumfang in zitternde Bewegung gerieth und gab bei der Tafel den neu geternten Ausdruck aus der Landwirthschaft zum Besten, der natürlich sehr belacht wurde, weil Jeder der Anwesenden sich für eine Ausnahme von der Bauernregel, das heißt, Keiner für einen leeren Kopf hielt!

Das ist jetzt Alles vorüber, der Bauer fühlt sich nicht mehr als den Liebling des „Herrn“. Mit bäuerischer Verdrossenheit, westphälischem Phlegma und religiöser Unduldsamkeit gegen Ketzer und Andersgläubige — die letztere Eigenschaft geht in unserem ehemaligen Städtchen und jetzigen Dorfe so weit,

daß unter den 1500 Einwohnern kein einziger Jude leben darf, — liegt er dem sauern Tagewerke ob. Aus dem Schlesse ist eine Damastfabrik geworden und seinen Haupthau und seine rechten Flügel hat man abgebrochen — wie die Wiedertäufer in Münster ihren Feinden Haupt und Hand abschlugen — um daraus einen großen Gestütestall in der nächsten Stadt zu bauen! Aus dem Park mit den schönen Alleen und Durchsichten ist ein „Busch“ geworden, in dessen Dickicht man nur noch mit Mühe die Spuren der ehemaligen Anlagen auffinden kann. Die Mauer, die den Park umschloß, ist auch verschwunden und das Wild läßt sich vom Förster selten mehr dort betreffen und genießt seine Freiheit. Aus dem vielbewunderten Schloßgarten ist ein Gemüsefeld, aus den Weihern sind Sümpfe geworden. Bosquets und Hecken hat man rasirt, und die Nachtigallen, die in Menge darin einheimisch waren, sind verstummt wie die schöne große Orgel in der ebenfalls von Christoph Bernhard von Galen erbauten Kirche; letztere, weil die Gemeinde zu arm ist, um sie repariren zu lassen, erstere, weil man ihnen ihre Wohnungen demolirt und sie obdachlos gemacht hat; nun werden wohl die glücklicheren Vögel ihre Stimmen wo anders ertönen lassen, während die arme Orgel schweigen muß!

Zu dem jetzt so verarmten Dorfe gehört aber, nur ein paar Büchsenschüsse davon entfernt, ein Pachthof, dessen stattliche rothe Dächer einen glänzenden Kontrast zu den ärmlichen, meist schornsteinlosen Dächern des Ortes bilden. Dieser Pachthof gehört dem Grafen von K., dessen Wohnsitz, ein schönes Schloß, ein paar Meilen weiter in entgegengesetzter Richtung von Münster liegt. Der Pachthof ist schon seit fünf Generationen in den Händen derselben Familie. Der jetzige Pächter ist ein sehr junger hübscher Mann mit auffallend städtischem Ansehen. Auch seine Frau ist eine zierliche Erscheinung und offenbar, was ihre Kleidung betrifft, die Löwin des Dorfes, welcher am Sonntage alle Bauernmädchen den Schnitt ihres nächsten neuen Kleides absehen!

Bernhard und Therese Artmann, so heißt das junge Ehepaar, haben auch noch vor wenig Jahren wahrhaftig nie daran gedacht, daß ihr Schicksal sie einst für immer in diese ländliche Einsamkeit verschlagen werde. Denn Bernhard, obgleich der Sohn des vorigen Pächters, war als Zweitgeborner nicht zu seinem jetzigen Berufe bestimmt; sein ältester Bruder, der dazu erzogen worden, hatte nach des Vaters Tode die einträgliche Pachtung antreten sollen, Bernhard hingegen in Münster und später in Berlin Medizin studirt. Da starben kurz nach einander Bruder und Vater, und der Graf ließ Bernhard in Berlin fragen, ob er Lust zur Pachtung habe. Bis zu seinem achtzehnten Jahre war er freilich auf dem Pachthof gewesen und hatte nur von seinem zehnten Jahre an täglich im nächsten Städtchen, das nur eine kleine Stunde entfernt lag, das Gymnasium besucht. Der Graf meinte aber, er werde die Kenntniß der Landwirthschaft doch von der Geburt her erblich in sich tragen; dann schrieb auch seine einzige Schwester, er möge doch kommen und nicht Ursache sein, daß sie „unter fremden Leuten“ sein müsse. Eine alte Tante, eine Art ökonomischen Wunders, seit ihrer Geburt auf dem Hofe ansässig, versprach überdies ihn mit allen ihren Kenntissen zu unterstützen und seine Geliebte — denn er hatte in seinem 21. Jahre schon eine Geliebte — redete ihm auch zu, der Wissenschaft, zu deren Erlernung ihm ja doch die reichen Mittel fehlten, Valet zu sagen und seinen Acker zu bauen. Er frug, ob sie ihm nach Westphalen folgen wolle, sie sagte freudig zu.

Therese war keine Berlinerin. Ihr feiner sächsischer Accent verrieth das bald; eine Waise, war sie zu Verwandten nach Berlin gekommen, die ihr das junge Leben, welches sie ihr durch mühsame Arbeit und schwere Pflichten ernst und trüb machten, nur zu verherrlichen meinten, indem sie ihr von Zeit zu Zeit ein neues Kleid schenkten!

„Aber,“ frug Therese, nachdem sie so rasch ihr Jawort gegeben, „werden mich Deine Landsleute auch unter sich dulden, mich, die Ketzerin, die „Calvinerin“, wie Du sagst, daß sie noch immer Alle nennen, die dem evangelischen Glauben anhängen?“

Bernhard lachte. „So schönen blauen Augen verzeihen auch meine Landsleute etwas Ketzerthum, Niemand wird Dir eine Locke Deines schönen braunen Haares krümmen.“

Und Bernhard ging und wurde Pächter.

Einige Monate später holte er seine Braut aus Berlin, und die sonst so fanatischen Bauern ließen auch wirklich dem lieblichen Geschöpf sein Ketzerthum nicht entgelten, wenigstens bemerkte sie nichts davon und als sie ein Jahr darauf Bernhard einen Sohn schenkte und dieser Sohn zum Kirchenportale hereingetragen wurde, über dem Christoph Bernhard's von Galen edles Wappen noch immer prangt, und dort in feierlicher Taufe die erste Weihe des katholischen Glaubens empfing, vergaßen sie es beinahe ganz, weßhalb Therese immer in der Frühmesse fehlte und beinahe jeden Sonntag von ihrem Manne im nächsten Städtchen abgeholt wurde, wohin sie der alte Knecht zu ihrer Kirche geleitete.

Bernhard war ein ſehr fleißiger, ein ſehr intelligenter und dabei ein ſehr geſunder Menſch; wie wäre es möglich, mit dieſen drei Eigenſchaften, ſobald der beſte Wille von der Welt dazu ſich befindet, nicht ein guter Landwirth zu werden? Der Graf war ſtolz auf dieſen Pächter und rühmte ſich bei ſeinen Bekannten des Kunſtſtücks, das er vollbracht, indem er aus einem leckeren Studenten, welche Benennung übrigens Bernhard nie verdient hatte, einen ſoliden Landwirth gemacht habe.

(Fortſetzung folgt.)

Die Rache eines großen Mannes.

(Schluß.)

„Viele Jahre ſind vergangen und viele Veränderungen haben ſtattgefunden, ſeit wir uns zum letzten Mal ſahen," bemerkte Jacques.

Iſabeau ſtimmte durch eine Verbeugung zu, während ihr Vater erwiederte: „Nur zu wahr, Meſſire. Euch hat das Glück mit ſeinen Gaben überläuft, gegen uns hat es ſich dagegen über alle Maßen hart bewieſen. Der Krieg hat mich ſelbſt auf's Tiefſte heruntergebracht, und meine Tochter, die einen Mann geheirathet, der zwar einen guten Namen trug, aber ein ſchlechter Gatte war, iſt nach zwanzigjährigen Sorgen Wittwe geworden mit einem Leibgedinge, das jährlich kaum 200 Livres trägt. Wir kommen, um die Güte von —"

„Einem, wollt Ihr wahrſcheinlich ſagen, in Anſpruch zu nehmen, der den ſchönſten Palaſt in Bourges und viele Güter und Schlöſſer beſitzt; der die Mittel dazu hergab, eine Provinz zu gewinnen und die Engländer an ihre eigenen Küſten zurückzutreiben, der aber deſſenungeachtet noch nicht im Stande war, den unauslöſchlichen Flecken ſeiner niedern Geburt auszutilgen. Mein Gedächtniß trügt mich nicht, nicht wahr, Meſſire?"

„Es iſt nur zu getreu, Meſſire," ſagte Herr von Mennetou; „aber ich möchte gern annehmen, daß Euer Verdruß weniger lang währt, als die Erinnerung daran."

„Und was kann der niedrig geborene Jacques Coeur thun, um dem edeln Herrn von Mennetou einen Dienſt zu leiſten?"

„Meine drei Güter Mennetou-Salon, Berleu und Yvoi, welche ſeit mehreren Jahren verpfändet waren, ſind jetzt von meinen Gläubigern mit Beſchlag belegt worden, und ich wünſchte ein Anlehen, um ſie auslöſen zu können, welches —"

„Unmöglich!" ſagte Jacques Coeur.

„Wie, mit hinlänglicher Sicherheit der Rückzahlung?"

„Unmöglich!" wiederholte Jacques.

„Und darf ich den Grund der Weigerung wiſſen?" ſagte der alte Edelmann, ſichtbar gekränkt.

„Weil dieſe Güter mein Eigenthum werden müſſen. Ich beabſichtige darauf zu bieten, und wer vermag ein höheres Gebot zu legen?"

„Die niedrige Seele des Bürgerlichen wohnt noch immer unter der ſchimmernden Hülle des Emporkömmlings. Kommt, Vater, laßt uns gehen. Wir hätten niemals hieher kommen ſollen," ſagte Iſabeau mit einem Blick der Verachtung, als ſie ſich von ihrem Sitz erhob.

„Welches iſt der Betrag der Schuld, wofür dieſe Güter verpfändet ſind?" fragte Jacques Coeur den alten Mann in ruhigem Tone, indem er that, als habe er die Worte und Bewegung Iſabeau's nicht bemerkt.

„Achttauſend Kronen," ſagte der Edelmann.

„Und wie hoch ſchlagt Ihr den Werth der Güter ſelbſt an?"

„Zu zwölftauſend Kronen, etwas mehr oder weniger."

„Und wollt Ihr den doppelten Betrag dafür nehmen, nachdem die darauf haftenden Schulden getilgt ſind?"

Vater und Tochter machten die Augen weit auf und ſtarrten verwundert den Kaufherrn an, der ihren Blicken mit der größten Ruhe begegnete.

„Und wer würde geneigt ſein, einen ſolchen Handel einzugehen, und mich ſo in den Stand ſetzen, meine anderen Güter frei zu machen, und mich und meine Tochter für den Reſt unſeres Lebens wieder zu einem gewiſſen Wohlſtand zu erheben?"

„Euer gehorſamer Diener Jacques Coeur!"

„O mein edler Freund, laßt uns das Vergangene vergeſſen. Ich habe Euch einmal eine Lektion geben wollen, aber die, welche ich ſo eben empfangen, ſchließt eine weit gediegenere Lehre in ſich, indem ſie mir beweiſt, daß der wahre Edelmuth nicht im Blute, ſondern im Herzen liegt," und der hochgeborene Adelige umarmte ſeinen plebejiſchen Genoſſen. Seine Tochter aber behielt ihr kaltes verächtliches Benehmen bei.

„Meſſire," ſagte Jacques Coeur mit einem Lächeln, „aus Mißgeſchick ſprießt oft das Glück empor. Vor vielen Jahren mußte ich in Eurem Hauſe für meine Einfalt eine ſchwere Strafe zahlen, aber es ſtellte ſich nachher heraus, daß ſie für mich wirklich eine gute Lehre enthielt. Ohne ſie würde ich wohl ſchwerlich im Stande ſein, Euch dieſen kleinen Dienſt

zu erweisen. Binnen zwei Stunden werden die nöthigen Dokumente zur Unterfertigung und das Geld zur Auszahlung bereit sein. — Dame," fuhr er fort, sich an Isabeau wendend, „dies ist meine Rache!"

Im Juli 1451 wurde dieser berühmte Mann ein Opfer der schmählichsten Verleumdungen, welche von denjenigen, die ihn wegen seiner Reichthümer haßten, gegen ihn ausgestoßen wurden. Unter ihnen befanden sich vor Allem Georg von Tremoille und Johanna von Vendome, deren Charakter unsern Lesern bereits bekannt ist. Ins Gefängniß geworfen und vor Richter gestellt, die man aus seinen bittersten Feinden ausgewählt hatte, wurde Jacques Coeur in die ungeheure Summe von 400,000 Goldkronen und zur Konfiskation seines ganzen liegenden und fahrenden Vermögens verurtheilt, welches man größtentheils um Spottpreise an seine Verfolger verkaufte. Sein geliebtes Weib starb gebrochenen Herzens während der Gefangenschaft ihres Gatten, der mit Hilfe eines seiner Geschäfts-Agenten endlich im Jahre 1453 aus dem Kerker entwich und nach Rom entfloh. Hier wurde er von dem Papste, der sein persönlicher Freund war, sehr gut empfangen und sogar in seinem eigenen Palast aufgenommen. Glücklicher Weise befand sich ein Theil seiner Reichthümer außerhalb Frankreichs, und die meisten seiner Agenten waren ehrliche Männer, welche ihm über die Gelder, die sie noch in Händen hatten, Rechnung ablegten. So blieben dem Flüchtling immer noch bedeutende Mittel zur Verfügung. Er starb im November 1456 auf der Insel Chios, während er einen Theil der gegen die Türken gesendeten Flotte befehligte. Im folgenden Jahre ließ endlich der König von Frankreich dem Manne, der ihm und seinem Lande so viele und bedeutende Dienste geleistet hatte, wenn auch zu spät, einigermaßen Gerechtigkeit widerfahren, indem er das ungerechte Urtheil umstieß und seinen Erben den kleinen Theil der noch übrigen konfiszirten Güter zurückgab. Karl VII. kann deßhalb geachtet von dem Brandmal der Undankbarkeit durch die Geschichte nicht freigesprochen werden. Es ist ja auch bekannt genug, wie er gegen Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans, verfuhr.

Mannigfaltiges.

(Origineller Diebstahl.) Die Besitzerin einer Wäschehandlung in Berlin befand sich eines Mittags in der vorigen Woche allein in ihrem Laden, als ein fein gekleideter Herr bei ihr eintrat und Hemden zu kaufen wünschte. Er wählte lange und entschied sich endlich für die besten, die es gab, das Stück zu 5 Thlr. Er ließ sich ein Dutzend einwickeln, legte eine wohlgefüllte Brieftasche auf den Ladentisch und schien eben bezahlen zu wollen, als ihm noch einfiel, daß es doch gut wäre, ungefähr zu sehen, wie die Hemden säßen. Die Dame war gern bereit, ihm in dieser Beziehung gefällig zu sein und zog sich ein Hemd über ihr schwarzes Taffetkleid. Vorne war der Käufer vollkommen befriedigt, nur hinten schienen ihm die Falten nicht recht zu sitzen und er hatte längere Zeit dort zu ziehen und zu zupfen, bis er sich überzeugte, daß auch dort der Schnitt nichts zu wünschen übrig lasse. Nachdem er darauf noch einmal mit freundlichem Lächeln die Dame von Vorne betrachtet, steckte er die Brieftasche ein, nahm das Packet mit den 11 Hemden in die eine, den Hut in die andere Hand und empfahl sich. Im ersten Augenblicke stand die Eigenthümerin ganz verdutzt, im nächsten sah sie ein, daß sie betrogen sei und wollte dem frechen Diebe nach. Allein im Mannshemde konnte sie doch nicht auf die Straße; so schnell als möglich knöpfte sie das Hemd auf und wollte es abstreifen, allein es ging nicht, mit ihm zusammen hob sich auch das schwarze Taffetkleid und selbst die Unterröcke; der Bösewicht hatte mit langen Nadeln hinten überall das Hemd festgesteckt; ehe sie alle Hindernisse beseitigt und als sie endlich in höchster Aufregung auf die Straße stürzte, war der Gauner längst verschwunden.

(Raudglossen.) Ein Doktor, der ein großer Liebhaber von leckeren Mahlzeiten war, befand sich *meist* bei einer reich besetzten Tafel. Als eine Schüssel aufgetragen wurde, um deren Rand eine Menge kleiner Pastetchen lagen, deutete er mit den Fingern nach diesen und sagte: „Istæ notæ marginales mihi multum placent". („Diese Randglossen gefallen mir sehr.")

Räthsel.

Es ist ein kleines Ding, man tritt's mit Füßen ;
Doch muß oft unter seiner Bürde,
Vergibt er seine Männerwürde,
Der Eh'mann es durch's ganze Leben büßen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 76. Sonntag, 25. Juni 1865.

Eine fromme Lüge.

(Fortsetzung.)

Als ihm Bernhard pflichtschuldigst die Geburt seines Söhnchens anzuzeigen kam, weil der Graf sich ihm zum Pathen angetragen, empfing ihn dieser mit bekümmertem Gesicht und sagte traurig: „Ach, Artmann, wären wir erst so weit. Aber," sagte er nach einer kleinen Pause, durchblitzt von einem Gedanken, „ich will Dir etwas sagen, wenn meine Frau mir auch einen gesunden Sohn schenkt, dann sollst Du Pathe sein und kein Anderer." Da der Graf Artmann von seiner frühesten Kindheit kannte, so hatte er die Gewohnheit ihn Du zu nennen beibehalten.

Bernhard blickte den Grafen überrascht an. Herablassung war sonst gerade nicht dessen starke Seite, aber bald errieth er die Wahrheit, daß nämlich der Graf, der wohl fühlen mochte, daß sein Hochmuth kein dem Himmel wohlgefälliger Zug sei, da Demuth die erste Eigenschaft eines Christen ist, sich durch diese Herablassung eine besondere Gnade zu erkaufen wähnte. Bernhard sagte deßhalb ganz ruhig: „Wie Sie befehlen, Herr Graf."

Der Herr Graf ließ nun auch sogleich anspannen und fuhr mit Bernhard, der auf einem seiner Ackergäule hergeritten, auf den Pachthof, besuchte die junge Mutter, der er eine goldene Brosche für die Frau „Gevatterin" auf die Bettdecke legte, ging dann mit in die Kirche und hob eigenhändig den Erstgeborenen seines Pächters, einen wunderbar schönen und kräftigen Jungen, aus der Taufe.

Vier Tage später, es fing schon an zu dämmern und Bernhard saß vor dem Bette seiner Frau und besprach mit ihr, welche Kenntnisse einst ihr Kind sich erwerben, welche Laufbahn es ergreifen und Gott weiß noch, was es Alles thun sollte, als ein Reiter auf den Hof gesprengt kam und eilig nach Artmann frug.

Als der Knecht diesen herbeigeholt, sah Bernhard, daß es der Reitknecht des Grafen war, der noch zu so ungewohnter Stunde heraus kam.

„Was ist's, Castmir?" frug er den Reiter, der schwerfällig aus dem Sattel stieg.

„Sie haben bei uns einen jungen Grafen!" sagte lakonisch der Bediente, indem er seinem Pferde, das der Knecht abführte, wohlgefällig nachsah und Letzterem dabei anstatt dem Thiere einen kleinen Schlag mit der Gerte gab.

„Ist es wahr, Castmir, einen Sohn?"

„Ja, ja, Herr Artmann, so ist's. Und Sie sollen morgen früh um zehn Uhr da sein und das Kind aus der Taufe heben," sagte lauernd der rothköpfige Bursche.

„Wirklich?" frug Artmann, um doch etwas betroffen.

„Ja, ja," wiederholte Castmir, „und Sie sind der einzige Pathe und zwar," setzte er mit boshaftem Lächeln hinzu, „weil man doch keine Comtesse zu Ihrer Frau Gevatterin machen mag!"

Artmann biß sich in die Lippen und frug kurz: „Woher wissen Sie denn das Alles? denn ebenso wenig wie Sie begreifen, daß der Graf seinen Pächter zum Pathen nimmt, ebenso wenig begreife ich, daß der Graf seinen Reitknecht zu seinem Vertrauten macht."

„Sind Sie mir böse, Herr Artmann? das kommt nur davon, daß Ihnen der Doktor noch in den Knochen liegt! Aber seien Sie ruhig, unser hochgräflicher Herr hat uns Nichts vertraut; was ich weiß, weiß ich durch Lisette, die Kammerfrau, die gehört hat, wie der Graf es der Gräfin sagte."

„Wie geht es der Gräfin?" frug nun Bernhard, um nur etwas Anderes zu sprechen.

„O schlecht! das Kind soll ein großer starker Junge sein, aber die Gräfin ist so schwach, sie konnte ja immer kaum auf den Füßen stehen und obgleich sie die Nase hoch genug trägt, kann sie

doch den Kopf nicht aufrecht halten," antwortete der Bediente und beachtete seinen eigenen Witz.

Bernhard befahl dem aus dem Stall zurückkehrenden Knecht, dem Reitknecht ein Glas Bier zu reichen und kehrte an das Bett seiner Frau zurück, um ihr von seiner neuen Würde und von seinem morgenden kleinen Reise zu erzählen.

Therese nahm wie alle lebhaften und gutmüthigen Frauen nur die heitere Seite der Sache auf und freute sich; sie sah im Antrag des Grafen eine besondere Zuneigung zu ihrem Manne und schloß hundert günstige Schlüsse für ihre beiderseitige Zukunft daraus.

Bernhard ließ sie sprechen, als sie aber fertig war, sagte er ruhig: „Daß er mich zum Pathen gewählt hat, ist nichts als eine Buße, mit der er den Himmel zu bestören meint."

„Ich verstehe Dich nicht," frug verwundert die Frau.

„Wenn ich noch Student in Berlin wäre, würde ich Dir die Sache erklären, indem ich sagte: Diese Pathenschaft ist der Ring, den Polykrates ins Meer warf, um die Götter mit seinem Glück zu versöhnen."

Therese lachte. „Nun verstehe ich Dich! Aber Du thust gewiß dem Grafen unrecht."

Bernhard schwieg.

Am andern Morgen ritt Artmann mit dem Reitknecht nach dem Schlosse. Ein kleines Mantelsäckchen, das er hinter sich auf das Pferd geschnallt hatte, enthielt seine Garderobe, denselben tadellosen Berliner Frack, in welchem er sich vor einem Jahre hatte trauen lassen.

Kaum angekommen, wies ihm der Verwalter auf seinen Wunsch ein Zimmer an, wo er sich umkleidete, und als er nach einer Viertelstunde heraustrat, konnte gewiß Niemand in dem schönen, schlanken, blonden Mann den Pächter desselben hochgeborenen Herrn sehen, der ihm in ziemlich vernachlässigter Kleidung auf dem Korridor begegnete.

„Ei, wie fein hast Du Dich gemacht," sagte etwas spöttisch der Graf.

Bernhard wurde dunkelroth, sagte aber nur, indem er einen kleinen Strauß der schönsten Rosenknospen dem Grafen entgegen hielt: „Wollen Sie das der Frau Gräfin vom Pathen Ihres Kindes geben?"

„Meine Frau darf keine Blumen riechen," antwortete der Graf, indem er nachlässig den Strauß auf den nächsten Stuhl warf.

„So will ich sie meiner Frau wieder mitbringen," sagte beleidigt Artmann, „die freuen sie mehr als Alles."

Der Graf bemerkte nicht einmal, daß Bernhard unter „Alles" auch goldene Brochen verstanden haben wollte und daß er den Pächter tief gekränkt, indem er das zweite Geschenk für die „Frau Gevatterin" zurückgewiesen; und was auch der Graf heute sagen und thun mochte, Alles verletzte den gereizten Bernhard, und heute, wo es das erstemal war, daß ihn der Graf auszeichnete und ehrte, fühlte er sich auch zum erstenmale von ihm gedemüthigt.

Bei der Tafel, wo nur die nächsten Verwandten des Grafen gegenwärtig waren und Bernhard mit der größten Freundlichkeit behandelten, welche auch die hochmüthigsten Vornehmen immer gegen Menschen haben, bei denen sie durchaus keine Ansprüche vermuthen, war und blieb Bernhard verstimmt, und selbst als er mit dem Neugeborenen auf dem Arme dastand, der seinen Namen Christoph Bernhard erhielt, dachte er: Daß mir vergönnt ist, dies kleine Kind hier zu halten, soll mir nun eine große Ehre sein, während mein armer süßer Junge sich geehrt fühlen soll, daß ihn der gräfliche Mann an meiner Seite auf den Armen hielt, und mein Junge ist doch viel schöner, größer und kräftiger als dieser gräfliche Sproß!

Das war nun nicht so ganz wahr, denn das gräfliche Kind war wirklich auch ein schönes und gesundes Geschöpf und natürlich in den Augen aller Bewohner des Schlosses ein vollständiges Wunder!

Nach der Taufe empfahl sich Bernhard dem Grafen, der ihn noch länger zurückhalten wollte, und schützte vor, daß seine Frau noch zu schwach sei, als daß er sie so lange verlassen dürfe.

Therese aber war glücklicherweise gar nicht schwach und empfing freudig ihren Mann, der ihr nun viel Schönes erzählen sollte. Bernhard aber sagte nur kurz: „Es ist gar Nichts vorgefallen, was der Rede werth wäre," und ging wieder hinaus, um mit den Knechten zu rechnen. Therese aber lehnte ihr schönes fremdliches Gesicht in die Hand und sagte nach einer Weile lächelnd zu ihrer Schwägerin, einem kränklichen Mädchen, die am Bette saß und strickte: „Wenn wir als Erbfehler die Eitelkeit besitzen, so besitzen die Männer dafür den Hochmuth: was ist nun schlimmer?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Wiener Heirathsgeschichte.

„Drück' nur die Aeuglein zu
Und laß das Forschen sein,
Paß auf, es kehrt im Nu
Fortuna bei dir ein."

Ja wohl, das Glück kommt über Nacht, ohne daß man sich's versieht, unerwartet und unverhofft.

Davon weiß wohl jener Wiener Schneidermeister am besten zu erzählen, der vor wenigen Wochen durch einen glücklichen Zufall mit einem Male aus einer düsteren, sorgenvollen Position gerissen wurde, der „im Nu“ die Existenz seiner Familie, und insbesondere die seiner einzigen Tochter begründete.

Wie das gekommen, wollen wir eben hier erzählen, frei von jeder romanhaften Ausschmückung und frei von jeglicher Hinzuthat. Der ganze Vorfall ist eben an und für sich romantisch und pikant genug, er bedarf, um allgemein zu interessiren, keinerlei Nachhülfe einer lebendigen Phantasie.

Nur die einfache Hinweisung auf ein geschichtliches Faktum erscheint wesentlich. Auf die Geschichte jener unglücklichen Jephta nämlich, die in Folge eines Gelöbnisses ihres Vaters, des Feldherrn im Kriege gegen die Amoniter, zur ewigen Jungfräulichkeit verdammt wurde. Das Gelöbniß lautete, wie bekannt, dahin, daß, wenn der Krieg einen glücklichen Ausgang nehmen sollte, er das Erste, was ihm aus seinem Hause begegnen wird, opfern wolle. Und seine einzige Tochter Jephta war es, die, als sie von dem ruhmvollen Ausgang des Krieges Kenntniß erlangt hatte, ihrem rückkehrenden Vater mit Pauken und Cymbeln entgegeneilte, um ihn freudig und würdig zu begrüßen, und die somit in Folge des Gelöbnisses zwar nicht geopfert in des Wortes wahrer Bedeutung, doch zur ewigen Jungfräulichkeit verdammt wurde.

Dieser geschichtliche Stoff bildete das Thema eines Gespräches zwischen drei jungen Leuten, welche an einem der Spieltische in einem viel besuchten Kaffeehause in der Leopoldstadt sitzend, schon deßhalb die Aufmerksamkeit der anderen Gäste auf sich lenkten, weil in jenem Kaffeehause sich fast ausschließlich Stammgäste einfinden, die drei erwähnten Herren aber Jedem, selbst dem „Kaffeesieder“ fremd waren.

Sie führten ihr Gespräch ganz laut, so laut nämlich, daß an dem benachbarten Tische Alles gehört werden konnte, selbst wenn man nicht die Absicht hatte, von dem interessanten Diskurs etwas zu erlauschen. Und interessant war der Diskurs.

Die drei Herren besprachen den historischen Stoff nach allen Richtungen, sie wußten genau anzugeben, wer unter den Schriftstellern der alten, neuen und neuesten Zeit sich jenes historischen Stoffes bemächtigt hatte, und in wie weit die Behandlung desselben bei dem einen oder anderen Dichter eine mehr oder weniger gelungene gewesen.

Allein plötzlich nahm das Gespräch eine ganz eigenthümlich humoristische Wendung. Einer aus dem Kleeblatte warf nämlich im Laufe des Diskurses die Bemerkung hin: Es wäre doch drollig, wenn sich einer im Gegensatze zu dem erwähnten rauhen Krieger fände, der das Gelöbniß thun würde, das erste Mädchen zu heirathen, das ihm in den Weg kommt.

Der Gedanke wurde sogleich aufgegriffen. „Das könnte sogar einer von uns thun,“ meinte ein zweiter aus der Gesellschaft.

„Gerade Du wärest der Rechte,“ erwiederte hierauf Derjenige, der die Frage aufgeworfen, seinem Nachbarn. „Du bist ja ein Freund von Abenteuern, und das wäre doch ein prächtiges Abenteuer, wenn Du beispielsweise das Stubenmädchen vom Hotel — zur reichen Frau Gräfin machen würdest.“

„Nun glaubt Ihr, ich wäre dies nicht im Stande zu thun? Mein Wort darauf, daß ich in dieser Weise mein Glück versuche, auf gewöhnlichem Wege habe ich's ohnehin noch nicht gefunden,“ — entgegnete der Angeredete.

Und noch in mancherlei Variationen wurde dieses Thema durchsprochen, allerlei ernste und komische Einwendungen wurden gemacht; derjenige aber, der in so origineller Weise seine Zukünftige zu wählen versprach, erklärte schließlich im ernsten und fast feierlichem Tone: „Daß er nun und nimmermehr den Gedanken aufgebe, daß er das Schicksal zu seiner Brautwerberin machen wolle.“

Als wenige Momente hierauf die drei Fremden sich entfernten, hatte wohl keiner von ihnen eine Ahnung, daß ihr harmloses Gespräch sich bedeutungsvoll für eine ganze Familie gestalten werde.

Am nächsten Morgen saß der Graf T. beim Frühstück, aufmerksam ein Zeitungsblatt lesend. Er mochte an das Gelöbniß von gestern in diesem Augenblicke nicht mehr gedacht haben. Da klopfte es leise an der Thüre, und ohne erst das „Herein“ abzuwarten, öffnete sich dieselbe, und der junge Herr Graf sah sich einem Mädchen gegenüber, für welches das Wörtchen „reizend“ wie geschaffen schien. Ohne alle Schüchternheit, mit der Naivetät der wahren Unschuld näherte sich das Mädchen dem Grafen, diesem ein Briefchen überreichend. Er nahm es mit einem freundlichen Lächeln, bot der liebenswürdigen Briefträgerin einen Platz an, und öffnete das Schreiben. Eine ganz eigenthümliche Stimmung bemächtigte sich des Herrn Grafen, je weiter er in dem Briefchen las, und als er damit zu Ende war, blickte er im ersten Augenblicke das hiedurch etwas verlegen gewordene Mädchen sehr ernst an, bald aber gewann er wieder seine freundliche Stimmung, und die schöne Briefträgerin bei der Hand nehmend, redete er sie also an:

„Sie sind wohl von dem Inhalte des Briefchens unterrichtet?“

„Ja wohl!“ erwiederte das Mädchen.

„Nun und da haben Sie sich so leicht entschließen können, heute hier zu erscheinen?“ frug erstaunt der Graf.

„Ja warum denn nicht?“ entgegnete ganz naiv das unschuldige Mädchen. „Es ist ja nicht das erste Mal.“

„So, schön,“ bemerkte mißtrauisch werdend Graf T. „Sie haben schon oft solche Briefchen ausgetragen?“

„Versteht sich,“ erwiederte ganz unbefangen die Angeredete. „Ich geh' überall hin, wohin mich der Vater schickt. Warum sollte ich nicht! Ich richte überall mehr aus als unsere Lehrjungen.“

„Wie meinen Sie das?“ frug der Herr Graf.

„Sehr einfach. Die Lehrjungen bringen von den Kundschaften fast nie Geld nach Hause; wenn die nur ihr Trinkgeld bekommen, da sind sie schon zufrieden. Damit ist aber dem Vater wenig geholfen. Euer Gnaden wissen ja, ein Geschäftsmann braucht jetzt viel Geld, da werd' ich immer einkassiren geschickt, und“ — setzte sie lachend hinzu — „die Herren sind immer so freundlich, mich nicht mit leeren Händen wegzuschicken.“

„Sie sind also der Meinung, daß dieses Briefchen eine Rechnung enthält?“

„Was denn sonst?“ frug erstaunt das Mädchen.

„Nun, so hören Sie.“

Der Herr Graf nahm das Briefchen vom Tisch, wohin er es während des Gespräches gelegt halte, und las:

„Euer Hochwohlgeboren haben gestern im Café.. in Gegenwart von zwei Freunden das Geldbniß gethan, das erste Mädchen, das Ihnen in den Weg kommen sollte, zu ehelichen. Die gütige Vorsehung hat nun mich zum Werkzeug gemacht, um Euer Hochwohlgeboren vor einem unglücklichen Zufall zu bewahren. Ich war zufällig Ohrenzeuge Ihres Geldbnisses, und sofort stieg in mir der Gedanke auf, meine einzige Tochter zu Ihrer Frau zu bestimmen. Sie ist selbst die Ueberbringerin dieses Schreibens. Sie werden finden, daß sie schön, und, wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, mit ihr zu sprechen, auch daß sie wohl erzogen ist. Geld hat sie freilich nicht — aber Euer Hochwohlgeboren sind ja reich, und Sie werden also mit Ihrem Vermögen diese Lücke ausfüllen können. Ich glaube Ihnen mit diesem Briefchen einen großen Dienst erwiesen zu haben. Denn als Kavalier hätten Sie doch Ihr Wort jedenfalls gehalten. Wer weiß, welches Mädchen Ihnen zuerst in den Weg getreten wäre. Diesmal ist es noch die Tochter eines ehrlichen Bürgers, Ihres Ihnen ganz ergebenen Dieners und so Gott will sehr dankbaren Schwiegervaters

Johann K., Schneidermeister.

„Sie sehen also, mein Fräulein, daß es sich diesmal nicht um die Bezahlung einer Rechnung handelt.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, fügte der Graf hinzu: „Indeß bin ich Ihrem Vater dennoch sehr verbunden, er hat mich vielleicht wirklich vor einem großen Unglück bewahrt. Sie werden mir also erlauben, daß auch ich Sie nicht mit leeren Händen fortlasse. Ich will meine Rechnung vollständig bezahlen, und zu diesem Behufe gestatten Sie mir, daß ich Sie nach Hause zu Ihrem Vater begleiten darf.“

Das Mädchen war ganz verdutzt, sie wußte nichts zu antworten, ohne Widerrede nahm sie den dargebotenen Arm des Grafen, der sich zum Schneidermeister führen ließ.

Das dort stattgehabte Zwiegespräch wiederzugeben, halten wir für überflüssig. Genug, die feierliche Verlobung fand in Gegenwart zahlreicher Bekannter und Freunde in den nächsten Tagen im Hause des Schneidermeisters statt.

Mannigfaltiges.

So groß ist die Konkurrenz der Londoner Photographen geworden, daß man in einzelnen — allerdings nicht sehr eleganten — Stadttheilen oft photographische Ateliers mit folgenden Inschriften findet: „Ein photographisches Porträt für 6 P. (5 Sgr.) und eine Cigarre als Zugabe“, oder auch, „und eine Tasse Kaffee als Zugabe“ oder auch „und eine Scheibe guten Specks als Zugabe“.

In Wien sind einige industrielle Musiker (der Himmel bewahre uns vor ihren Nachfolgern) um die Bewilligung eingekommen, statt der Leierkästen zum Spielen in den Straßen ein Klavier benutzen zu dürfen. Das Instrument wir d auf Rädern stehen.

Auflösung des Räthsels in №. 75:

Pantoffel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 77. Dienstag, 27. Juni 1865.

Eine fromme Lüge.

(Fortsetzung.)

2.

Er kann schon laufen.

Ein Jahr war verflossen. Das Glück auf dem Pachthofe war immer in ungetrübter Blüthe geblieben. Therese war noch dieselbe schöne, blühende, glückliche Mutter und Frau, Bernhard der fleißige und erfolgreiche Oekonom; daß seine kränkliche Schwester gestorben, war kein Unglück zu nennen, denn das Mädchen hatte nie Freude am Leben gehabt. Die alte Tante hingegen war noch ebenso rüstig wie früher und schaffte so viel und fleißig, daß Therese ihrem Kinde manche Stunde widmen konnte. Und dennoch hatte ein trüber Schleier auf den Bewohnern des Pachthofes gelegen, denn ein schweres Jahr war vorübergezogen und hatte die ohnedem dürftigen Bewohner des Dorfes ganz verarmt. Daß Bernhard auf seiner Pachtung das Korn und die Kartoffeln reichlicher und besser geerntet, gereichte ihm eher zur Qual, denn nun kamen alle die armen Leute zu ihm und sagten: Ihr und Euer Graf, der ohnedem so reich und gesegnet ist, habt durch die bessere Ernte noch mehr gewonnen, während wir Alle nichts bekommen haben. Sagt ihm das nur. Ihr könnt Beide Etwas hergeben.

Sagen mochte aber Bernhard gar nichts mehr, denn der Graf, obgleich er nicht geizig war, war doch nichts weniger als großmüthig; nachdem er eine Spende von ein paar hundert Thalern an die Armen der Umgegend hatte verabreichen lassen, meinte er nun sich losgekauft zu haben und schlug Bernhard jede fernere Unterstützung für die Armen ab. Ja, als Bernhard damit nicht gleich zur Thür hinaus ging, erlaubte er sich sogar einige sehr übelaunige und unhöfliche Worte in den langen rothen Bart zu murmeln, die aber leider Bernhard sehr gut verstand.

Seitdem hatte der Pachter das Schloß nicht mehr betreten, die Geschäfte machte er ab, indem er den Rentmeister, der in einem Nebenhäuschen wohnte, besuchte. Den Armen aber hatte er sein eigenes Saatkorn, seine eigenen Pflanzkartoffeln beinahe alle gegeben, denn es war Frühling und das schönste Wetter der Welt, Alles wuchs und gedieh, aber reif war noch kein Körnchen, wovon sich nur ein Vögtein hätte sättigen können.

Schon mehrere Male hatte die Gräfin Therese sagen lassen, sie möge doch einmal mit ihrem Kinde auf das Schloß kommen, damit sie es mit dem jungen Grafen vergleiche, ihr sogar den Wagen angeboten, der sie abholen sollte, aber Bernhard hatte das nicht gelitten und immer geantwortet: „Meine Frau kann nicht abkommen."

Zu Therese sagte er: „Wenn sie Dein Kind sehen will, kann sie herkommen, sie hat nichts zu thun und fährt ohnedem mit dem Jungen alle Tage spazieren." — Das that denn auch die Gräfin eines Tages, denn der mütterliche Stolz ging bei ihr noch über den gräflichen.

Als die Kalesche, mit den vier Mecklenburgern bespannt, wie heutzutage noch immer der westphälische Adel über Land fährt, auf den Pachthof rollte, eilte Therese an den Schlag; kaum aber hatte die Gräfin, die sie heute zum erstenmale sah, sie erblickt, so rief sie auch schon mit strahlenden Augen, indem sie auf ihr neben ihr sitzendes Kind zeigte, das eine Wärterin in den Armen hielt: „Denken Sie, Frau Artmann, er läuft schon!"

Therese beantwortete diese wichtige Nachricht nur mit einem freundlichen Lächeln, worin ein gewisser Stolz nicht zu verkennen war. Deßhalb frug die Gräfin denn auch überrascht:

„Läuft am Ende der Ihrige auch schon?"

„Seit acht Wochen," bemühte sich Therese mit Mäßigung und Demuth hervorzubringen.

„Seit acht Wochen! Er ist aber drei Tage älter!"

„Jawohl!“ sagte Artmann, der auch an den Wagen kam, „er wird aber nicht so gepflegt wie der junge Graf.“

„Oho,“ rief Therese scherzhaft böse, „man sollte meinen, ich vernachlässige mein Kind!“

„Wo ist er?“

„Im Garten, aber wollen die Frau Gräfin nicht etwa aussteigen? im Garten ist's so schön!“ setzte Therese hinzu, weil sie fürchtete, die Gräfin werde meinen, sie wolle sie in ihr bescheidenes Zimmer führen.“

„Ja ich will aussteigen,“ sagte die Gräfin, „aber Sie erlauben mir wohl, in Ihr Zimmer zu treten, ich bin noch zu schwach, um das stille Sitzen in freier Luft zu ertragen.“

Der Bediente und Artmann hoben die feine Gestalt der Dame aus dem Wagen. Sie stützte sich sorglos auf ihres Pachters Schulter, indem sie mit nachlässiger Haltung die kleine gepflasterte Strecke durchschritt; hinter ihr trug die Wärterin das Kind, das mit einer Eleganz gekleidet war wie ein französischer Prinz.

Auf der Schwelle von Theresens Wohnzimmer, das nach dem Garten zu lag, blieb die Gräfin stehen und sagte überrascht: „Wie hübsch ist es hier!“

Die äußerst einfache Einrichtung war auch ein redendes Zeugniß für Theresens guten Geschmack und ihren häuslichen Sinn, und sicher war ihr Zimmer, dessen Inhalt nicht den zehnten Theil der Einrichtung des Boudoirs der Gräfin gekostet, doch wohnlicher.

Ein grün und grauer Wachsteppich deckte den Boden, ein glattes, hellgrünes Papier die Wände, die Meubles, mit dunkelgrünem Damast überzogen, standen aber alle an der richtigen Stelle, der kleine Schreibtisch war mit zierlichen Nippsachen, Geschenken ihrer Berliner Freundinnen bedeckt, und an den Fenstern, die halb von weißen, halb von grünen wollenen Vorhängen verhüllt waren, standen schöne große Epheugitter und dazwischen Blumentische von Holzrinde mit Rosenknospen. An den Wänden hingen ein paar gute Kupferstiche und einige Bücherbretter.

„Wie hübsch!“ wiederholte die Gräfin noch einmal und ging zum Kanapee, ließ sich matt darauf nieder und befahl der Wärterin, ihr das Kind zu reichen, das sie sogleich auf den Boden stellte, um es seine neue Kunst zeigen zu lassen.

Das gräfliche Kind machte einige schwankende Schrittchen, weinte aber dann und seine Mutter nahm es nun auf den Schooß.

Da ertönte auf dem Gange ein helles Glöckchen.

„Was ist das?“ frug die Gräfin.

Therese lachte. „O weiter nichts als mein kleiner Clemens. Weil nicht immer Jemand Zeit hat, auf ihn zu achten und ich doch von dem kleinen Mann wissen muß, wo er ist, habe ich ihm eine kleine helle Schafschelle umgebunden, da kann ich ihn immer gleich finden, wenn er sich verlaufen hat.“

Die Gräfin schlug erschrocken die Hände zusammen.

„Welche Grausamkeit! das arme Kind! Wenn mein Mann hört, wie hart Sie seinen kleinen Pathen behandeln!“

In diesem Augenblicke öffnete Therese ihrem Kinde die Thür und hörte darüber nicht die Vorwürfe der Dame. Auf der Schwelle erschien nun ein prächtiges Kind. Nicht viel größer und auch nicht viel stärker als der gräfliche Sproß, aber wie viel gesünder, lebhafter und selbstständiger!

Wie ein zweijähriges Kind durchrannte er das Zimmer auf den kleinen Grafen zu und streckte seine Aermchen nach ihm aus und streichelte seine Händchen, indem er immer mit schmeichelndem Tone: „Ei, ei,“ rief.

Therese weidete sich an dem Anblick, die Gräfin aber, indem sie ihre schmale, durchsichtige Hand auf den blonden Lockenkopf des Pachtersſohnes legte, sagte zu seiner Mutter mit Thränen in den Augen: „Geben Sie mir das Kind mit, ich will es mit dem meinigen erziehen!“

Therese wurde blaß bei dem Gedanken, lachte dann aber hell auf. „Wie Sie mich mit Ihrem Scherz erschreckt haben, gnädige Gräfin.“

„Kein Scherz! Welch ein Glück für meinen kleinen Bernhard, solchen munteren Gespielen zu haben, und Sie haben ja doch hier so viel zu thun, daß Sie ihn nicht recht beaufsichtigen können.“

„Meinen Sie, weil er die Schelle trägt? O Frau Gräfin, ich denke jede Minute des Tages an das Kind, es ist mein höchstes Glück, und mich von ihm zu trennen, würde mir geradezu den Tod bringen.“

„Dann kann natürlich auch nicht die Rede davon sein. Aber finden Sie nicht, daß die Kinder sich ähnlich sehen, dieselben blauen Augen, dieselben blonden Löckchen, dasselbe Stupfnäschen, nur ist der Ihrige stärker.“

Und schöner, dachte Therese; und das war er auch, ihr kleiner Sohn überstrahlte das blasse Kind der Gräfin.

Therese frug nun die Gräfin, ob sie keine Erfrischung befehle.

Mit der Sorglosigkeit, die ihr eigen war, sagte die bleiche Frau, indem sie ihr Gesicht mit halbgeschlossenen Augen auf die Hand stützte und, schon ermüdet das Kind zu halten, es ihrer Wärterin zurückgab: „Was haben Sie denn, was Sie mir geben können, lassen Sie hören?“

Thereſe wurde dunkelroth, hielt aber an ſich und ſagte: „Befehlen Sie nur!“

„Haben Sie vielleicht Himbeerſaft?“

„Jawohl, ſoll ich Ihnen ein Glas friſches Waſſer dazu bringen?“

„Oder was noch beſſer wäre, aber das haben Sie wohl nicht —“

„Wenn Sie mir es ſagen?“

„Schwarzen Thee? Haben Sie ſchwarzen Thee, aber nur keinen grünen, denn davon bekäme ich ein Nervenfieber.“

„Meine Verwandten haben mir aus Berlin noch kürzlich ſehr guten ſchwarzen Thee geſchickt.“

„So bitte ich um eine Taſſe.“

(Fortſetzung folgt.)

Eine Heirath auf Probe.

Es iſt ſchon viel die Rede geweſen von den Ueberlieferungen, Gebräuchen und Zeremonien, welche bei den Hochzeitsfeierlichkeiten der verſchiedenen Völker der Erde in Geltung ſind. Aber nie noch iſt, meines Wiſſens, öffentlich der gemüthvollen, ſinnigen Art und Weiſe Erwähnung geſchehen, in welcher die Einwohner der norwegiſchen Gebirgsdörfer ſich zu dem ſchweren und entſcheidenden Schritte einer Eheſchließung vorbereiten. Es ſcheint mir nun, daß ſich wohl der Mühe verlohne, eine Schilderung dieſer patriarchaliſchen Sitte des nordiſchen Volksſtammes hier zu geben, ſei es auch nur, um den Kontraſt anſchaulich zu machen, in dem ſie zu unſeren eigenen überfeinerten Gewohnheiten ſteht. Zu dieſem Behuf will ich den Leſern eine kleine Liebesgeſchichte erzählen, die ſich in den Bergen in der Nähe von Chriſtiania zugetragen.

Mit fünfzehn Jahren war Margarethe das ſchönſte Mädchen ihres Dorfes — nein, aller Dörfer weit und breit in der Runde. Sie hatte ein reizendes Geſichtchen, einen eleganten Wuchs, einen liebenswürdigen Charakter und einen frühreifen Verſtand. Natürlich war ſie der Stolz und die Freude ihrer Familie, die leider nur eine armſelige Hütte ihr Eigen nannte. Die Mutter war durch lange Zeit krank darniedergelegen; Margarethe hatte ihr, obwohl ſelbſt noch ein Kind, die Sorge für die jüngeren Geſchwiſter und das Hausweſen ſchon frühzeitig gänzlich abgenommen und Tag und Nacht unverdroſſen und unermüdet für ihre Angehörigen gearbeitet. Jetzt aber, da ſie fünfzehn Jahre alt war und ſich für ein erwachſenes Frauenzimmer hielt, glaubte ſie ſich ſtark genug, um ihr Glück in der Fremde zu ſuchen und auf dieſe Art auch zum Wohlergehen ihrer Familie mehr beitragen zu können. Sie ſuchte und fand einen Platz als Magd in einem reichen Hauſe zu Chriſtiania, nahm eines Tages Abſchied von ihren geliebten Eltern und Geſchwiſtern, und begab ſich mit ihrem frommen und unverdorbenen Herzen allein auf den Weg nach der Hauptſtadt, mit nichts ausgerüſtet, als einem langen, eiſenbeſchlagenen Stocke, um den Schnee zu ſondiren, und mit Schlittſchuhen an den Füßen, um über die weiten Eisflächen flüchtig hinwegzugleiten.

In dem häuslichen Bagno, das ſie jetzt betrat und in welchem ſie von nun an wohl oder übel lebte, hatte ſie lange Zeit zu leiden, zu weinen und zu kämpfen. Am Tage die gröbſte anſtrengendſte Arbeit verrichten, oft Hunger und Durſt leiden, und dennoch die ſchimpflichſten Redensarten über ſich ergehen laſſen, ihre Thränen trocknen, beten und ſich ſtill ins Unvermeidliche fügen; Nachts in einem feuchten Winkel des Hauſes ſich niederlegen, um nicht zu ſchlafen, wachend zu träumen und kummervollen Herzens ſich ihrer Familie, ihrer Freunde, ihrer Jugend und ihres früheren Glückes zu erinnern: darin beſtand ihr Leben den ganzen langen Winter hindurch, den ſie in Chriſtiania zubrachte. Aber, was liegt daran? kommt ja doch jetzt der Frühling, nicht wahr? Eis und Schnee werden bald ſchmelzen, der Himmel in tiefem Blau, die Erde in ſattigem Grün prangen, die Berge mit Blumen ſich überziehen, und die Vögel von Neuem und ſchöner als je ihre Geſänge erſchallen laſſen! Um das Maß ihres Glückes voll zu machen, vernahm Margarethe, die nun ſechzehn Jahre zählte, plötzlich ich weiß nicht welche geheime Stimmen in ihrem Innern, die eine nie gehörte Sprache zu ihr redeten; Stimmen, welche ihr die ſüßeſten und zarteſten Dinge von der Welt verhießen: es waren die Hoffnung, die Einbildungskraft und die Liebe, welche lachend, ſingend, murmelnd um das arme Mädchen herum plauderten, gleich unſichtbaren Göttern, die es auf die Schönheit, Unſchuld und Jugend abgeſehen haben. — Margarethe begann zu ſeufzen und ſich zu langweilen, und ſie ſeufzte ſo lange und ſo bange, daß der Zufall ſich ihrer erbarmte und ihr eines Tages einen jungen Landsmann in den Weg warf, einen unerſchrockenen Jäger, Namens Iberr, einen armen Teufel, den ſie oft im Gebirge geſehen hatte und der ſich's nicht beſſer verlangte, als mit ihr zu ſeufzen und ſich zu langweilen.

Die Ordnung der Vermögens-Angelegenheiten nahm bei den zwei Liebenden nicht allzu viel Zeit in Anſpruch; keines von Beiden beſaß etwas außer Schönheit, Jugend, Muth und Hoffnung. Und

so beſchloſſen ſie denn, unverweilt von ihren Anverwandten die Erlaubniß zu erwirken, zum vorläufigen Verſuch der Heirath auf Probe zu ſchreiten.

Getreu der Sitte des Landes, erſchien Margarethe im väterlichen Hauſe, die Arme auf der Bruſt gekreuzt, den geliebten Freund zur Seite; kniete auf den Boden der Hütte nieder und rief mit tiefbewegter, zitternder Stimme:

„Vater, ich führe Euch hier meinen Gatten zu.“

„Wer biſt Du? wie heißeſt Du?“ fragte der Greis, die Augen auf den jungen Mann gerichtet.

„Ich heiße Ibert; bin noch nichts, hoffe aber etwas zu werden; von nun an will ich der Freund, der Beſchützer, die Stütze und der Gatte Eurer Tochter ſein.“

„In Ermanglung von Reichthümern, haſt Du wohl die Abſicht, rechtſchaffen zu arbeiten? — Ja. — Verſtand? — Ich glaube. — Eine gute Geſundheit? — Ich hoffe. — Ehre? — Ich ſchmeichle mir. — Liebe? — Ich bin deſſen ſicher. — Umarme mich denn; hier iſt meine Tochter, mögeſt Du ſie glücklich machen! — Gott wird mir helfen!“

Ibert ergriff ſohin die Hand Margarethens, und ging nun, um ſeinerſeits die Zuſtimmung und den Segen ſeiner Mutter einzuholen, die am andern Ende des Dorfes wohnte.

„Mutter,“ rief er, die Augen geſenkt und das Haupt entblößt, „ich führe Euch hier meine Frau zu.“

„Wer biſt Du? woher kommſt Du und wie heißeſt Du?“ fragte die alte Dörflerin, Margarethen zulächelnd.

„Ich heiße Margarethe, bin eine einfache Magd und komme von Chriſtiania, mit meinem guten Freunde, meinem Geliebten, um Euch zu dienen, Euch zu gefallen und Euch zu lieben.“

„Wie alt biſt Du? — Sechzehn Jahre. — Biſt Du gut? — Wie meine Mutter. — Brav? — Man ſagte mir zuweilen, ich ſei ſchön; indeß, ich komme aus der großen Stadt und bin arm! — Weißt Du wohl, mein Kind, welches Loos einer ehrbaren Frau wartet, welche heirathet? — Singend zu arbeiten und klaglos zu leiden. — Und wenn Dein Herr befiehlt? — So werde ich ihm gehorchen. — Und wenn er Dich ſchilt? — So werde ich verſuchen, ihm zuzulächeln. — Und wenn er Dich mißhandelt? — So werde ich für ihn beten. — Und wenn er Dich ſchlägt? — So werde ich meinen Schmerz und meine Thränen verbergen. — Und wenn er Dich nicht mehr liebt? — Dann werde ich ſterben.

Am Morgen nach dieſer doppelten Szene fand die Verlobung in einer lärmenden Familienverſammlung ſtatt; Ibert und Margarethe tauſchten weinend ihre Ringe; bald auch erfolgte das kirchliche Aufgebot, und einen Monat ſpäter unterwarfen ſich die beiden Liebenden den ungewiſſen Erfolgen, den Prüfungen einer Heirath auf Probe.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Dombaulotterie.) Nachdem nunmehr auch die dritte Serie von Kunſtwerken für die Lotterie zum Vortheile des Dombaues angekauft worden iſt, beläuft ſich jetzt die Summe der zu dieſem Zwecke erworbenen Kunſtwerke auf 99, darunter ſind 11 Aquarelle, eine Zeichnung, drei Marmorſkulpturen, ein Holzſchnitzwerk und 83 Oelgemälde. Der Geſammtkaufpreis dieſer Werke beträgt etwa 28,000 Thlr.

(Die Feſtjungfrauen.) Als Feſtjungfrauen zur Begrüßung des Sängerzuges beim Dresdener Sängerfeſt haben ſich ſo viele junge Damen aus allen Kreiſen der Einwohnerſchaft angemeldet, daß die Zahl, welche man urſprünglich im Auge hatte, 300, weit überſtiegen werden könnte.

Vom Feldmarſchall Laudy erzählt man ſich Folgendes: Als ihm bei herannahendem Alter die Haare ausgingen, ſagte ſein Kammerdiener More: „Ich will's noch erleben, daß Excellenz eine Perücke tragen.“ „Und ich,“ ſagte der Feldmarſchall, „wette 100 Dukaten, daß man auf meinem Kopfe keine Perücke ſehen wird.“ Nach einer darauf erfolgten Krankheit riethen ihm die Aerzte eine Perücke zu tragen und er that es auch. Später fand man in ſeinem Teſtamente ein Billet folgenden Inhalts: „Meinem Kammerdiener More ſollen außer Legat und Penſion 100 Dukaten, die er mir abgewonnen, ſogleich ausbezahlt werden.“

Ein zudringlicher Bettler kam ſehr oft zu einem und demſelben Herrn, bis ihm dieſer endlich erklärte, daß er ihm nichts mehr geben wolle. — „Nur dies eene Mal noch,“ entgegnete jener, „haben Sie Mitleid mit mir! Ich liege krank zu Hauſe un kann Nischt verdienen!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 78. Freitag, 30. Juni 1865.

Eine fromme Lüge.

(Fortsetzung.)

Therese ging nun hinaus, um gleich darauf mit einer Serviette wiederzukommen, die sie auf dem runden Tisch vor der Gräfin ausbreitete, um dann auf einem der Stühle, den sie zunächst dem Kanapee rückte, Platz zu nehmen und sich bescheiden mit einer weiblichen Arbeit zu beschäftigen, während die Gräfin, in Gedanken versunken, dem Spielen der beiden Kinder zusah, die unter Aufsicht der Wärterin in einer Ecke des Zimmers mit einigen Holzklötzchen spielten und zuweilen hell dabei auflachten.

Die Gräfin Agnes war durchaus keine hochmüthige und stolze Frau, und hielt sich selbst für äußerst bescheiden und anspruchlos; aber sie war das einzige Kind eines reichen Ehepaars, der letzte Sproß eines alten gräflichen Hauses, dessen Güter auch alle ihrem Manne einst zufallen sollten, und verwöhnt und verzogen in einer Weise, daß sie im Stande war, ihre Umgebung geradezu zu mißhandeln, ohne auch nur die leiseste Ahnung davon zu haben. Von Kindheit an kränklich, hatte sie nie einen Tadel vernommen und auch noch jetzt, wenn ihre Mutter sie besuchte, behandelte diese sie wie ein krankes Kind. Man hatte bei der Gräfin systematisch den krassesten Egoismus ausgebildet, der aber eigentlich nicht in ihrem Charakter wurzelte, denn sobald Jemand sie aufmerksam gemacht haben würde, daß es Opfer seien, was sie täglich und stündlich von den Anderen verlangte, so würde sie erschrocken darauf verzichtet haben; aber weil von jeher ihre ganze Umgebung, — sie hatte nur das Schloß ihres Vaters verlassen, um das Schloß ihres Gemahls zu beziehen — sie für die Hauptperson gehalten und als solche behandelt, hatte sie, sich selbst unbewußt, sich angewohnt, eine solche Behandlung, als sich von selbst verstehend, zu verlangen.

Seitdem sie Mutter war, war umgekehrt wie bei andern Frauen die Sache noch viel schlimmer geworden, denn für ihr Kind, mit dem sie als die zärtlichste Mutter sich übrigens ganz identifizirte, verlangte sie naiv von Jedermann auch das größte Opfer, weil sie selbst sich bereit fühlte, es zu bringen, ohne doch je in dem Falle zu sein, es zu thun; denn um ihrer wirklich sehr schwachen Gesundheit willen wurde jede mütterliche Beschwerde von ihr fern gehalten. Das Kind durfte nicht bei ihr schlafen, sie durfte es nicht nähren, nicht einmal auf dem Arme tragen; nur seine Gesellschaft war ihr in den Tagesstunden vergönnt, und dieses einzige Glück ließ sie sich auch um keine Minute verkürzen.

Nach einer kleinen Weile brachte Theresens Dienstmädchen den Thee und was dazu gehörte, die Gräfin sprach noch immer nicht, sondern beobachtete mit neugieriger Verwunderung Theresens Geschicklichkeit bei der Zubereitung des Thees.

Endlich sagte sie: „Wie gut Sie das verstehen.“

Therese erröthete wieder, aber sie antwortete nur: „Das Kompliment hat mir bisher nur mein Mann gemacht.“

„Trinken Sie zusammen Thee?“

„Im Winter jeden Abend, und nachher ist er so gut, mir einige Stunden lang vorzulesen.“

Die Gräfin legte sich zurück und sagte nach einer Weile mit einem sonderbaren Tone, dem etwas wie ein Seufzer voranging: „Sie sind wirklich eine glückliche, eine wahrhaft beneidenswerthe Frau! Ich war weit entfernt, mir Ihre Existenz hier so harmonisch, so ideal zu denken.“

„Ach, ideal ist sie auch nicht, gnädige Gräfin, und wenn meine alte Tante mir nicht so freundlich die schwersten Sorgen abnähme, ich fände selten Zeit, hier in meinem traulichen Zimmer zu sitzen und müßte mich den ganzen Tag in Küche und Keller, im Kuhstall und in der Milchkammer umhertreiben.“

„Alſo dahin kommen Sie doch?“

„O Frau Gräfin, viel mehr als ich hierherkomme!“

Die Gräfin betrachtete mit einem Blicke des aufrichtigſten Mitleids ihre ſchöne Wirthin.

„Meinem Manne mußte es im Anfange doch noch viel ſchwerer werden,“ fuhr Thereſe plaudernd fort, „denn zwiſchen ſeinem jetzigen und frühern Leben iſt ein noch viel größerer Kontraſt. Ich hatte doch immer die Arbeiten einer Haushaltung, wenn auch nur kleinen, geleitet. Er aber hatte nur der Wiſſenſchaft gelebt, um hier dann ganz in das durchaus materielle Treiben einer großen Oekonomie aufzugehen!“

„Freilich,“ ſagte die Gräfin ſinnend, „das iſt noch viel ärger. Wo iſt Ihr Mann?“

„Ich weiß es nicht, Frau Gräfin, ſoll ich ihn ſuchen?“

„Nein, nein,“ ſagte etwas ängſtlich die Dame, denn ſie wußte nicht, ob ihr Mann es billigen werde, wenn ſie hier mit ſeinem Pachter Thee trinke. Mit der Frau war das etwas Anderes, das ging allein ſie ſelbſt an und ſie war, wie geſagt, nicht bewußt hochmüthig, ſondern fand wirkliches Gefallen an der jungen Frau, freute ſich an deren Bekanntſchaft und nahm ſich vor, recht freundlich und herablaſſend gegen dieſelbe zu ſein.

Als ſie fortfuhr, nahm ſie auch wirklich die Zuneigung Thereſens mit, die ſchon nach einer halben Stunde Zuſammenſeins mit weiblichem Takt die Gräfin durchſchaute und das Unabſichtliche ihres ſo oft beleidigenden Benehmens richtig würdigte.

„Nun, wie gefällt Dir Ihre hochgräfliche Gnaden?“ frug Bernhard ſpöttiſch ſeine Frau, nachdem er die Dame wieder in den Wagen gehoben, und während in der Allee, die zum Hofe führte, nur noch der Staub, den die vier Mecklenburger in die Höhe warfen, zu ſehen war.

„O gut.“

„Gut? Dieſe Frau, die wegen ihres Hochmuths und ihres Uebermuths förmlich berühmt iſt, ſelbſt unter ihres Gleichen?“

„Sie verdient das nicht. Sie iſt nur ſehr verwöhnt und verzogen. Du hätteſt hören ſollen, wie ſie mir vorklagte, daß ihre Eltern, ihr Gemahl und ihr Arzt ſie durchaus noch dieſen Sommer, nach Oſtende zu gehen, bewegen wollten, weil ſie aber verlangten, ſie ſolle ihr Kind bei ſeiner Großmutter laſſen, da ihm die Reiſe leicht ſchaden könne, ſo werde ſie nicht gehen. Wie liebt ſie ihr Kind! Wie kann Jemand, der ſo tiefes Gefühl beſitzt, hochmüthig ſein? Das können nur oberflächliche Menſchen.“

„Sie liebt das Kind nur, weil es ihr Kind, ihr Fleiſch und Blut, ein Theil von ihr ſelbſt iſt; o, ich kenne dieſe Art von Elternliebe,“ ſagte Bernhard.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Heirath auf Probe.

(Schluß.)

Am Morgen des lang erſehnten großen Tages inſtallirte ſich Iberr kurz und gut im Bette der Hochzeitskammer, die Abends zuvor mit allem für einen jungen Haushalt Erforderlichen ausgeſtattet worden war; auf ein gegebenes Zeichen ſtellte ſich Iberr ſchlafend, und Margarethe erſchien auf der Thürſchwelle; ihre Freundinnen und Gefährtinnen drängten ſie mit Geberde, Blick und Stimme ſachte vorwärts; das junge Mädchen verſuchte zu gehen, zitternd, auf der Zehenſpitze; ſie überblickte traurig die Mauern dieſes Zimmers, das zweifelsohne nunmehr das ihrige ſein ſollte; endlich, nachdem ſie all ihre Feſtigkeit, ihren Verſtand und ihre Liebe zu Hilfe gerufen, ſchickte ſie ſich an, ihre Rolle in dieſer kleinen Heiraths-Komödie, die ſich während eines ganzen Tages bei verſchloſſenen Thüren abſpielen ſollte, durchzuführen.

„Mein Freund!“ murmelte zuerſt Margarethe, ihrem Verlobten mit dem Finger auf die Stirn klopfend, „es iſt ſchon ſpät; laß uns aufſtehen und raſch an die Arbeit gehen.“

„Guten Morgen, Margarethe,“ antwortet plötzlich der wie überraſcht aufwachende ſchöne Schläfer; „was iſt für Wetter draußen?“

„Ein abſcheuliches. Du kannſt heute nicht jagen.“

„Deſto beſſer, ſo bringen wir den Tag in traulichem Beiſammenſein zu; willſt Du, Margarethe?“

„Ei freilich.“

Iberr ſtand auf, um ſich hinter den Vorhängen des Alkovens anzukleiden, und die junge Frau widmete ſich ganz unbefangen und ohne zu lachen den Verrichtungen im Haushalte. Zuerſt fegte ſie mit dem Beſen das Zimmer aus, reinigte die Möbel und ſcheuerte das vorhandene Zinngeſchirr; dann beſchäftigte ſie ſich voll mütterlicher Zärtlichkeit mit der noch ſchlafenden kleinen Familie; ſie nahm aus den hiezu im voraus hergerichteten Kinderbettchen niedliche Puppen, welche zweifelsohne die künftige kleine Familie Margarethens darſtellten, und wickelte ſie in Windeln, eins nach dem andern dabei küſſend und herzend, als wenn es ſich in Wirklichkeit um lebende kleine Geſchöpfe gehandelt hätte. Hierauf, nachdem die Ordnung in den materiellen Dingen

des Hauses ein wenig hergestellt war, ward Margarethe wieder ganz die Gattin Iberr's, die sanfte Gefährtin, die sich's zur Aufgabe gemacht, ihm zu gefallen und zu dienen. Hurtig setzte sie sich vor einen Spiegel, legte mit flinkem Finger ihre schönen blonden Haare in Locken, zierte sie mit Bändern, Blumen und Perlen, und zeigte eine außerordentliche Freude beim Anlegen eines goldenen Halsbandes, das sie von ihren bescheidenen Ersparnissen sich angeschafft, prachtvoller Ohrgehänge, welche das erste Geschenk ihres Verlobten waren, und einer Fluth von Spitzen, die ihrer Großmutter angehört hatten; kurzum, sie gefiel sich darin, sich für ihren überglücklichen Gatten so schön und verführerisch als möglich zu machen.

Bis jetzt war aber erst die Hälfte des furchtbaren Tagewerkes gethan; sie hatte bisher nur die leichte Seite der Heirathsprobe berührt, welch' letztere alle Wechselfälle, Verlegenheiten und Mühsale eines wirklichen ehelichen Lebens umfassen sollte. Margarethe verbrachte nun ganze Stunden mit Nähen, Stricken und Spinnen, wie es einer guten Hausmutter geziemt. Um die Essensstunde befanden sich die beiden verliebten Gefangenen in einer eigenthümlichen Verlegenheit: die norwegische Sitte verlangt gebieterisch, daß auf dem Tischtuche nur ein einziges Glas, ein einziger Teller, ein einziges Messer, alles in allem nur Ein Couvert sich befinden sollte; sie verlangt auch, daß knapp bei Tische nur ein einziger Stuhl stehe. Wie da sich zurechtfinden? Wie da trinken, essen und sich setzen zu Zweien? Da mußte wohl gute Miene zum bösen Spiele gemacht werden. Iberr, der Herr, der Gebieter in seinem Haushalt, setzte sich ohne Zögern zu Tisch; die gehorsame Margarethe nahm Platz auf den Knieen ihres Geliebten, ihres Verlobten, ihres Gatten, und wahrlich, die karge Beschaffenheit des Mahles that weder dem Appetit, noch der Zärtlichkeit, noch der liebevollen Innigkeit dieser beiden glücklichen Eheleute Abbruch.

Nach beendigter Mahlzeit ließ sich plötzlich der Ton einer Dreyorgel im Hause vernehmen; ein volksthümlicher deutscher Walzer war es, den Margarethe wohl zwanzigmal schon, und zum Entzücken, getanzt hatte, bei dessen ersten Klängen sie aber jetzt Aufregung und Beben fingirte. — Was soll das bedeuten? rief auch der Bräutigam, den Ueberraschten, Enttäuschten, ja selbst Beunruhigten trefflich nachahmend. Mein Freund, erwiederte die junge Frau, es ist heute Kirchweih' im Dorfe und der Ball wird bald beginnen... Iberr, mein vielgeliebter Iberr, darf ich nicht dem Feste beiwohnen? Sag', darf ich nicht auf diesem Ball erscheinen? — Geh', gute Margarethe, such' Deine Freundinnen und Gefährtinnen auf; Du hast den ganzen Tag gearbeitet — es ist nun billig, daß Du Dich am Abend unterhaltest.

Durch den Geist ihrer Rolle verpflichtet, sich auf einem Ball zu wähnen, um daselbst mit aller Welt zu tanzen, setzte sich Margarethe in eine Ecke des hochzeitlichen Gemachs, sich den Anschein gebend, als erwarte sie sehnlichst das Erscheinen eines hübschen Tänzers; Iberr näherte sich plötzlich seiner Frau, schlängelte lange um sie herum, ergriff endlich schüchtern ihre Hand und fragte sie mit honigsüßer, einschmeichelnder Stimme:

„Will schön Grethchen nicht einen Walzer mit mir tanzen?"

Margarethe entsprach der freundlichen Aufforderung, erhob sich, schlang die Arme um ihren Partner und begann sich im Kreise zu drehen, so munter, so unablässig, wie nur irgend eine leidenschaftliche Verehrerin des Walzers, die nicht gewohnt ist, eher aufzuhören, als bis der letzte Ton verklungen.

Endlich kam der Abend heran und bei den letzten Strahlen der untergehenden Sonne sagte Margarethe ihrem präsumtiven Gatten Lebewohl; abermals liebkoste sie ihre schlummernden Kindchen, betete hierauf, legte sich dann behaglich zu Bette und schloß die Augen, wie wenn sie, die unermüdliche Tänzerin, bis zum nächsten Morgen hätte schlafen wollen.

War der Versuch der Probeheirath günstig ausgefallen für die junge Frau und den jungen Gatten? Waren sie entzückt Eines von dem Anderen? Hatten sie Zeit gefunden, sich hinreichend kennen und verstehen zu lernen? Noch eine Minute, ein einziger Kuß und das Räthsel ist gelöst.

Iberr näherte sich Margarethen, die wachend, und bebend vor Furcht oder Freude, sich schlafend stellte; er neigte sich über sie, um sie zu befragen, ihr von seinen Gefühlen und Gedanken, von seinen Hoffnungen und seiner Liebe zu sprechen; er nahm die Stirn des jungen Mädchens in seine Hand, bat sie, ihre schönen Augen aufzuschlagen, flehte sie an, ihm nur einen Blick, eine Geberde, ein armes Wörtchen zu gönnen... so sehr, daß Margarethe endlich wie durch Bezauberung erwachen mußte, und die beiden Gatten sich umarmten.

Im selben Augenblick stürzten unter schallendem Gelächter, Musik-Fanfaren, Glückwünschen und fröhlichen Gesängen die Freunde, Verwandten und Bekannten ins Hochzeitsgemach. Nachdem eine mehrere Minuten lang andauernde ohrenbetäubende Musik verhallt war, erfolgte in feierlichster Weise die Fragestellung an Iberr und Margarethe, und die zur Unterzeichnung des eigentlichen Ehevertrages berufenen

Zeugen verlasen nun mit lauter Stimme, den Forderungen der Moral und der Landesgewohnheiten entsprechend, das sogenannte Kuß-Protokoll.

Nicht wahr, ein solches Sittengemälde, das im Rahmen einer leichten Skizze darstellt, wie einst das häusliche Leben einer achtbaren Hausfrau beschaffen gewesen, und wie es immer sein sollte, wird bei allen Blaustrümpfen nur ein geringschätziges Lächeln hervorrufen? Sei es darum; was hat auch die Mißgunst eines Blaustrumpfes in der Meinung und Achtung aller vernünftigen Männer zu bedeuten!

Mannigfaltiges.

(Ein Kaffeeservice.) Vor Kurzem wurde von einem Herrn A. Baratti von Richmond dem Präsidenten Johnson ein Kaffee- oder Theeservice zum Geschenk gemacht, welches Jefferson Davis gehört hatte und von dem Genannten in der von Letzterem vor der Räumung von Richmond angestellten Auktion von Silbersachen erstanden worden war. Das fragliche Service ist eine vollständige Miniaturnachbildung einer Eisenbahnlokomotive mit daranhängendem Tender. Der Lokomotivkessel enthält den Kaffee oder Thee, macht und entladet ihn durch einen Hahn, wobei eine Dampfpfeife anzeigt, wenn der Thee oder Kaffee fertig ist. Der Kessel der Lokomotive ist von Porzellan, und die Figur des Feuermanns, von demselben Material, erscheint an der Lokomotive, die Glocke kräftig läutend, was wahrscheinlich die Frühstücks-, Mittagstisch- und Abendbrodglocke bedeuten soll. Der Tender, ein Gemisch von Messing und anderm Metall, trägt den Zucker in einem eleganten Zuckerkästchen, mit einem Becherchen für Cognac und kleinen Gläserchen von geschliffenem Glase. Die Seiten des Tenders sind mit Cigarrenständern verziert. Die interessanteste Einrichtung von Allem ist aber eine Spieldose, irgendwo im Tender angebracht, welche, aufgezogen, acht beliebte Volksmelodieen spielt, die lang genug sind, während der Frühstücks-, Mittag- und Abendtafel zu unterhalten. Die ganze Geschichte, Maschine und Tender, ruht auf zwei schön eingelegten Kaffeebrettern. An der Seite der Lokomotive ist in Miniatur auf einem Schildchen zu lesen: „Präsident Jefferson Davis“, was beweist, daß das Ganze als ein Geschenk zu seinem Gebrauch aus Vergnügen gebaut wurde. Bern, gerade da, wo der „Kuhfänger“ sein sollte, ist das konföderirte Nationalbanner und die Schlachtfahne zu sehen, verschlungen mit der Nationalflagge von Frankreich.

(Ein zärtlicher Bräutigam.) Verflossenen Freitag Nachmittag feierte der Brauknecht Joseph Sch. in einem Gasthause in Simmering seine Hochzeit und hatte eine ziemlich große Anzahl Gäste hiezu eingeladen. Nach der Trauung setzte sich das Brautpaar sammt den Gästen zur Tafel, wobei der Bräutigam auf seinem Teller einen zierlichen Pantoffel fand, und als nun über diesen Spaß, den ein Gast veranlaßt hatte, nicht nur die Gesellschaft, sondern auch die Braut unwillkürlich zu lachen anfingen, gerieth der Gefoppte so in Wuth, daß er seiner Braut eine derbe Ohrfeige gab, welche sie zu Boden streckte, wodurch eine allgemeine Entrüstung hervorgerufen wurde. Die mißhandelte Braut hat nicht nur den groben Gatten sogleich verlassen, sondern auch bereits die nöthigen Schritte zur Ehescheidung eingeleitet.

Gemeinnütziges.

Wiederholt wird das Wasserglas als ein vorzügliches Mittel zur Konservirung der Eier empfohlen. Das Verfahren ist einfach folgendes: Man erwärmt eine nicht allzukonzentrirte Wasserglaslösung auf etwa 30° C., legt die Eier hinein und taucht sie, da sie auf der Flüssigkeit schwimmen, öfter unter. Nach zehn Minuten sind die Poren der Schalen von kohlensaurem Kalk vollständig geschlossen. Man bringt nun die Eier auf einen hölzernen Rost und läßt sie trocknen, wonach ihnen ein festhaftender glänzender Ueberzug verbleibt.

Erbsen sollen in den Gärten vor Sperlingen, Hühnern und Tauben vollkommen geschützt werden können, wenn man die Reihen der Saat mit Scheve (Abfall bei der Bearbeitung des Flachses) bedeckt. Die bezeichneten Thiere sollen ihrem Instinkt zufolge dieses Material meiden, weil es Stacheln in den Schnabel und Hals bringt.

Frisch gelegte Eier dürfen nicht eher gegessen werden, als 8 oder 10 Stunden nach dem Legen, weil das Weiße sich noch nicht vor dieser Zeit ausgebildet hat und noch nicht seinen köstlichen Wohlgeschmack besitzt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 79. Sonntag, 2. Juli 1865.

Was soll unser Geist doch voll Hochmuth sein?

Von Abraham Lincoln, dem hingeschiedenen Präsidenten der Union.

Was soll unser Geist doch voll Hochmuth sein?
Wie Wolkengebilde, wie Blitzesschein,
Wie ein sinkender Stern, wie die Woge sich bricht,
Schnell trennt ihn das Grab von dem rosigen Licht.

Wie von Eichen und Weiden der Herbstwind streift
Die Blätter und welk durcheinander sie häuft,
So wird Jugend und Alter des Todes Raub,
Der Fürst und der Bettler zerfallen in Staub.

Das Kind, der Mutter theuerstes Gut,
Die Mutter, der's eben am Herzen geruht,
Der Vater, der segnend sie beide umfaßt,
Sie alle erstarrten im Tode erblaßt.

Deine rosige Wange, dein leuchtender Blick,
O Mädchen, der Liebe, der Jugend Glück,
Sie liegen im stummen, im finstern Grab
Mit ihm, der so glühende Küsse dir gab.

Die Königshand, welche das Scepter trug,
Der Priester, der Geister in Fesseln schlug,
Der Weise, der Held, den der Dichter uns preis't: —
Verloren, versunken, von Würmern verspeist.

Der Bauer, der schwer sich durch's Leben geplagt,
Der Hirte, der flink über Felsen gejagt,
Der Bettler, der ängstlich die Gabe erspäht,
Sie schwanden wie Gras von der Wiese gemäht.

Sie Alle vergingen, wie Blumen verblüh'n,
Sie wichen, das And're nach ihnen sich müh'n;
Nach Tausenden Tausend — in Wonne, in Leid, —
Im ewigen Wechsel das Alte erneut.

Was unsere Ahnen — das sind wir auch heut':
Dieselbe Natur uns're Blicke erfreut;
Wir trinken vom Quell, an dem sie auch geruht,
Es wärmt uns der nämlichen Sonne Glut.

Wir denken nichts Neues, was sie nicht gedacht,
Wie sie, schreckt uns auch des Todes Nacht,
Wir klammern, wie sie, an das Leben uns fest,
Das doch Alle im Fluge erlahmen läßt.

Sie liebten — die glühenden Herzen sind kalt;
Sie zürnten — die Flüche sind längst verhallt;
Sie weinten — die Augenhöhlen sind leer;
Sie jubelten — Todte jubeln nicht mehr.

Sie starben, ja, starben — wir wandeln dahin
Auf Blumen, die ihrem Moder entblüh'n,
Sind Gäste des Hauses, das sie sich erbaut,
Und schau'n, was die faulenden Wand'rer geschaut.

O Hoffnung, Verzagen, o Lust und Pein,
Ihr wechselt wie Regen und Sonnenschein,
Mit Lächeln und Thränen, in Nacht und Licht,
Wie Brandung auf Brandung im Strome sich bricht.

Wie ein Athemzug nur, wie des Auges Blick,
So kurz ist der Weg in das Nichts zurück,
So kurz vom Palaste zum Todtenschrein:
Was soll unser Geist da voll Hochmuth sein?

Eine fromme Lüge.

(Fortsetzung.)

3.
Wer ist das Opfer?

Man hatte die Gräfin wirklich überredet, nach Ostende zu reisen und ihr vergöttertes Kind so lange unter der Hut ihrer Mutter zurückzulassen. Der Graf hingegen begleitete seine Gemahlin in das Seebad.

Im Anfange bekam die Trennung Mutter und Kind gleich wohl, die Gräfin erfreute ſich einer ganz ungeſtörten Ruhe und das Kind genoß, weniger von der ängſtlichen Mutter bewacht, mehr Freiheit, gedieh und entwickelte ſich ſichtbar. Da, ganz plötzlich, die Gräfin war vielleicht drei Wochen abweſend, erkrankte der kleine Bernhard, der Arzt erklärte, das Gehirn ſei affizirt, und man ließ den Grafen von Oſtende kommen, der nur unter einem Vorwande ſeine Gemahlin zu verlaſſen wagte und ihr keine Silbe von der Krankheit des Kindes mittheilte. Aber ſchon als der Vater ankam, war das Kind rettungslos und nach drei Tagen war es eine Leiche.

Bernhard, der am Todestage ſeines Pathen hinüber geritten war, ſah zufällig den Grafen, aber Keiner erkannte den Anderen. Der Graf erkannte Bernhard nicht, weil er überhaupt Niemand ſah, und Bernhard kannte ihn nicht, ſo verändert war ſein Gutsherr, der dennoch ſo viel Faſſung behielt, den Schloßbewohnern zu befehlen, den Todesfall möglichſt geheim zu halten, damit nicht ein Gerücht zu der Gräfin bringe, die vielleicht ſchon unterwegs war, und wirklich kam ein Brief vom Badearzte, der ſchrieb, die Gräfin habe die Rückreiſe angetreten, weil ſie, von ſchwerzlichen Ahnungen ergriffen, behauptet, ihrem Kinde ſei etwas zugeſtoßen. Niemand begleitete ſie als ihre Kammerfrau, aber die habe ihm, dem Arzte, bei der Abreiſe mitgetheilt, die Gräfin ſei in einer ſolchen Aufregung, daß ſie für ihre Beſinnung fürchte.

Was war zu thun? Der Graf empfing den Brief am Sarge ſeines Kindes und morgen ſollte die unglückliche Mutter eintreffen! Und ſo kam es, daß bei der nun folgenden Beiſetzung der Leiche in die Familiengruft der ſo zärtliche Vater kaum an ſeinen geſtorbenen Liebling, ſondern nur daran dachte, wie er ſeiner Gemahlin dieſen Todesfall verberge, bis ſie kräftiger ſei, einen ſo furchtbaren Schlag zu ertragen. Da hörte er hinter ſich ein unterdrücktes Schluchzen, er wandte ſich unwillkürlich, um zu ſehen, wer ſeinem Kinde dieſe Theilnahme zolle; ſein Auge fiel auf Bernhard, der ſeinem Pathen die letzte Ehre zu erweiſen herüber gekommen, und der nun weinte wie ein Mann, der es nicht gerne thut.

Als die Beiſetzung vorüber war, trat der Graf zu ihm, nahm ſeine Hand und ſagte gerührt: „Artmann, ich danke Dir.“

„Ich muß wahr ſein, Herr Graf!“ ſtotterte der bleiche Bernhard, „nicht das Mitgefühl allein hat mich ſo ergriffen — ſondern vorhin, als wir Alle an den offenen Sarg traten, war es mir gerade, als ſehe ich darin mein eigenes Kind vor mir liegen! Dieſe Aehnlichkeit iſt es, die mich ſo tief erſchüttert hat!“

„Dein Kind,“ rief der Graf, dem dieſe Worte wie ein Wink von Oben waren, „Dein Kind gleicht dem meinen? o raſch — raſch zu Deinem Hofe, laſſe mich Dein Kind ſehen!“

Und eine Viertelſtunde darauf fuhr der Graf wirklich mit Bernhard im raſcheſten Trabe davon.

Thereſe war im höchſten Grade erſtaunt, als ſie den Grafen mit ihrem Mann bei ſich eintreten ſah. Er grüßte ſie kaum und frug nur eilig: „Wo iſt Ihr Kind?“

„Im Nebenzimmer.“

„So holen Sie es, ich bitte Sie, und Du, Artmann, bringe mir aus der Wagentaſche ein Päckchen, das ich dort eingeſteckt.“

Das Kind kam auf dem Arme der Mutter, der Graf betrachtete den Knaben ſo lange und aufmerkſam, als wolle er des Kindes Seele mit den Augen verſchlingen, bis Thereſe ganz ängſtlich wurde.

„Er iſt größer, ſtärker und blühender — aber das haben Sie ja Alles meiner Frau vom Kinde geſchrieben — er gleicht ihm außerordentlich — es iſt offenbar — es iſt ein Wink von Oben.“

Der Graf bedachte nicht, daß der Tod ſeines einzigen Kindes ein viel deutlicherer Wink geweſen — er nahm Artmann, der eben hereintrat, das Päckchen aus der Hand und ſagte zu Thereſe:

„Ich bitte Sie, ziehen Sie dem Kinde dieſe Kleider meines Bernhard an und bringen Sie mir ihn dann, ich möchte ſehen, ob es möglich iſt, ſich zu täuſchen und ihn für mein verſtorbenes Kind zu halten.“

Thereſe wagte dem todtenblaſſen Mann, den die Thränen am Reden hinderten, nicht zu widerſprechen, obgleich ſie ſeine Zumuthung nicht begriff, trug ihr Kind ins Nebenzimmer und zog ihm das feine Brüſſler Battiſthemdchen, die geſtickten Höschen, das himmelblaue Cachemir-Kittelchen und das ſchwarzſammtne Jäckchen in möglichſter Eile an und ſchnürte die bunten ruſſiſchen Stiefelchen an ſeine runden Füße, dann ſcheitelte ſie halb abſichtslos die kurzen blonden Löckchen ihres Kindes in derſelben Art, wie ſie geſehen, daß der kleine Bernhard ſeine Löckchen trug und führte ſo ihr Kind zum Grafen zurück.

Als ſie eintrat, ſtürzte der unglückliche Vater auf ihr Kind zu, hob es hoch auf und rief: „Ja Du biſt ſo wie er; der barmherzige Gott hat Dich mir geſandt und Jedermann ſoll Dich hinfür für mein Kind halten.“

Das Kind, das nur ein paar Wochen mehr als ein Jahr zählte und das natürlich noch nicht ſprechen konnte, ſtreckte ganz erſchrocken die Arme nach ſeiner

Mutter aus, die ebenso erschrocken in ihres Mannes blasses Gesicht sah. Endlich sagte Artmann vorwurfsvoll: „Herr Graf!“

„Haltet mich nicht für wahnsinnig! Ich sage Euch im Ernst! Ihr müßt mir Euer Kind mitgeben, damit ich es der Gräfin als ihr eigenes zeigen kann, sie würde die Nachricht seines Todes nicht ertragen.“

„Eher das Leben!“ riefen aus Einem Munde Bernhard und seine Frau.

Der Graf sah sie verwundert an. „Es versteht sich von selbst, daß ich zu jedem Opfer bereit bin.“

Bernhard fuhr auf, aber Therese legte ihm die Hand auf den Mund und sagte: „Stille, lasse mich reden!“

„Herr Graf, das Kind ist unser höchstes Glück, wir können es nicht missen, um keinen Preis der Welt!“

„Um keinen Preis der Welt?“ frug verwundert der Graf, der hier eigentlich an gar keinen Widerstand gedacht. — „Nun wohl,“ sagte er nach einer Pause, „ich will das Kind nicht für immer, nur auf ein halbes Jahr — bis dahin, hoffe ich, wird die Gesundheit meiner Frau so gestärkt sein, daß sie die Wahrheit ertragen kann und will sie sich, wenn sie Alles erfahren, von dem Kinde nicht trennen, könnt Ihr ja auf das Schloß ziehen, ich gebe Euch die Rentmeisterstelle.“

„Nein,“ sagte Bernhard kalt, „keinen Tag gebe ich das Kind fort.“

„Ist die Gräfin kränker?“ frug Therese nun in welchem Mitgefühl, ihr Kind, das sich vom Grafen zu ihr geflüchtet, fest an sich drückend.

„So krank und von den Seebädern und bangen Ahnungen so sehr aufgeregt, daß ihre Kammerjungfer gesagt hat, sie fürchte für ihren Verstand! Und wenn sie morgen ankommt und ihr Kind nur noch unter der Erde finden kann —“

Therese trat, das Kind auf dem Arme, zu ihrem Mann und sagte mit zitternder Stimme:

„Wenn sie stirbt, sind wir ihre Mörder. Gib das Kind mit — wenn es die Mutter nicht für das ihrige erkennt, haben wir keine Schuld, erkennt sie es dafür, so mag sie sich einige Wochen an ihm erfreuen; dann will ich kommen und ihr die Wahrheit sagen und sie wird sie ertragen mit Gottes Hilfe und wird mir mein Kind, das mir Gott schenkte und Gott ließ, zurückgeben. Bernhard — lade kein Verbrechen auf unsere Seelen!“

Bernhard sagte nur trotzig, indem er sich abwandte — „Du hast diesen Betrug zu verantworten, Therese, denn ein Betrug bleibt es immer! Aber thue, was Du willst.“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Omnibus.

Es dürfte nicht uninteressant und unzeitgemäß sein, die kurze Geschichte der Omnibuswagen zu erzählen, zumal jetzt, wo über Regelung des Stellwagenverkehrs so viel gesprochen und geschrieben wird. Der Omnibus, dieses demokratische, volksthümliche Fuhrwerk, entstand zu einer Zeit, in welcher der Adel Alles und das Volk gar nichts galt, zur Zeit der Regierung Ludwig's XIV., und der Erfinder des Omnibus war Niemand geringerer als Pascal, der große Mathematiker. Um den nützlichen Gedanken Pascal's zur Ausführung zu bringen, bildete sich eine Gesellschaft, an deren Spitze nebst Pascal der Herzog von Roanes und einige reiche Edelleute standen. Auch Ludwig XIV. lieh dem Unternehmen seine mächtige Stütze. Der König erließ eine Ordonnanz, in welcher er befahl, für die Omnibusse die Richtungen zu bestimmen, und wenn es nothwendig wäre, neue Wege zu bahnen. Die Märzsonne des Jahres 1662 strahlte über die lustige Stadt Paris, als sie zum ersten Male einen Omnibus sah. Die Eröffnung der ersten Omnibuslinie ging mit großem Pomp vor sich. Die Kutscher trugen schöne blaue Röcke, auf deren vorderen Theil die vereinigten Wappen des Königs und der Stadt Paris gestickt waren. Der ganze Hofadel und eine Menge Bürgerlicher erschienen bei der Feierlichkeit, denn Ludwig XIV. machte selbst eine kurze Spazierfahrt auf dem ersten Omnibus. Der Omnibus war, wie der Name es ausspricht, ein Wagen für Alle, der für festes und billiges Fuhrgeld den Verkehr zwischen den entlegenen Vorstädten der großen Stadt Paris vermitteln sollte. Die Idee des Omnibus fand um so größeren Anklang, als zur Zeit Ludwig's XIV. die Preise der Miethwagen enorm waren, während Jedermann die in einem Omnibus zu entrichtenden fünf Sous zu erschwingen vermochte. Die Omnibuswagen — deren es anfangs nur sieben gab — verkehrten auch zu jeder Stunde zwischen den bestimmten Punkten, mochten sie nun besetzt gewesen sein oder nicht. — Einige Zeit boten die Omnibusse überall den Gesprächsstoff dar und gehörten zu den interessantesten Gegenständen des Tages. Später fanden es die Vornehmen nicht mehr vereinbar mit den eleganten Gewohnheiten, einen Omnibus zu benützen und wendeten ihre Vorliebe wieder den eigenen Kutschen oder den blos für ein oder zwei Personen berechneten Miethwagen und endlich den langweiligsten aller Beförderungsmittel, den Sänften, zu.

Dem Beispiele der Vornehmen folgten auch die Bürgerlichen, weil jenes Modefieber, welches heute

grassirt, gewiß auch damals schon geherrscht hat; was dem Vornehmen nicht gefällt, ist auch nicht nach dem Geschmacke der Niedriggestellten, und so war es denn kein Wunder, wenn der anfangs so beliebte und protegirte Omnibus in Verfall und Vergessenheit gerieth. Man versuchte es zwar hie und da mit ähnlichen Unternehmungen, aber dieselben fanden nicht mehr die nöthige Unterstützung. Nur als die Eisenbahnen anfingen, die Landstraßen kreuz und quer zu durchschneiden, als mit der Dampfschifffahrt die Reiselust erwachte, feierte der Omnibus in London im Jahre 1820 seine Auferstehung und erfreut sich seitdem ununterbrochen eines sehr bedeutenden Aufschwunges. Jetzt trifft man den Omnibus in jeder bedeutenderen und größeren Stadt Europa's und Amerika's an. Trotz des alten Ursprungs kann der Omnibus ein Kind des 19. Jahrhunderts genannt werden, denn ohne die Erfindungen und riesigen Fortschritte unseres Jahrhunderts wäre ein solches Institut nicht neuerdings zu Stande gekommen.

Literarisches.

Graf Adalbert Bandissin, ebenso bekannt als Vorkämpfer für die Befreiung seiner Heimath, wie beliebt als Schriftsteller, gibt im Verlage von Eduard Hallberger in Stuttgart unter dem Titel: **„Schleswig-Holstein, Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1864"** ein Werk heraus, das die allgemeine Beachtung im höchsten Grade verdient. Auf die dem Verfasser eigenthümliche, humoristische, höchst unterhaltende Weise werden wir mit dem letzten ruhmvoll beendeten Kriege, den Waffenthaten der Oesterreicher und Preußen, den Bedrückungen der Dänen, der Geschichte, den Verhältnissen und Gegenden des Landes und dem Charakter der Bevölkerung bekannt gemacht. Nur wirklich Interessantes, Originelles wird berührt, Unwesentliches übergangen so daß wir mehr eine spannende Erzählung, als eine Beschreibung vor uns zu haben meinen, aber eben deßhalb einen so überraschenden Total-Eindruck des Geschilderten erhalten, daß wir empfinden, erst durch die Lektüre dieses Werkes sei uns ein durchaus richtiges Bild der Herzogthümer, seiner Geschichte, Bewohner und Eigenthümlichkeiten geworden. Erwähnen wir hiezu noch den überaus reichen Bilderschmuck (das Werk soll ca. 200 Illustrationen enthalten), welcher uns in werthvollen, künstlerischen Holzschnitten Alles veranschaulicht, was nur irgend das Interesse erwecken kann, so erhalten wir dadurch das Gesammtbild eines höchst werthvollen Werkes, wie es über den erwähnten Gegenstand noch nicht existirt, und ein würdiges Denkmal der wichtigsten Ereignisse, das verdient in Jedermanns Hände zu kommen. Das lieferungsweise Erscheinen und der höchst billige Preis von nur 6 Sgr. oder 21 kr. rhein. pr. Heft macht die Anschaffung dieses Prachtwerkes selbst dem Unbemittelten leicht möglich.

Mannigfaltiges.

(Trauriges Ende.) Ein Mann von 72 Jahren, Professor an öffentlichen Anstalten, erscheint am 1. Juni als Vagabund angeklagt zu Lyon vor dem Tribunal, von einem Sergeant de ville auf dem Quai um 1 Uhr Nachts schlafend gefunden. Ihm zur Seite fand man eine Flasche Branntwein und ein Päckchen Zündhölzchen. Als men ihn weckte, erklärte er, daß er beabsichtige, sich das Leben zu nehmen, denn er besitze weder einen Unterhalt noch Existenzmittel. — Präsident: Wie alt sind Sie, welche Beschäftigung, welche Existenzmittel haben Sie? — Angeklagter: Ich bin 72 Jahre alt, bin Professer, bin ohne Hilfsquellen und unglücklich. — Präs.: Was thaten Sie am Quai? — Angekl.: Ich wartete Mitternacht ab, um sodann eine bessere Welt aufzusuchen. — Präs.: Was wollen Sie damit sagen? — Angekl.: Ich wollte mir den Tod geben. Ich ziehe den Tod diesem Leben voll Elend und Entbehrungen aller Art, selbst des Brodes, vor. (Sensation.) — Präs.: Hat der Sergeant de ville dieses Papier bei Ihnen gefunden? (der Präsident liest): „Potesne Domine dare parvum auxilium cadaveri ambulanti?" („Könntest du, Herr, einem wandelnden Leichnam eine kleine Hilfe angedeihen lassen?") „Ich bin am Ende, der Herr wollte nicht, daß ich auf der Bank der Auserwählten einen Platz finde!" — Angekl.: Es ist leider zu wahr. (Er weint.) Präs.: Ist das Alles wirklich lauter Wahrheit oder leere Deklamation? — Angekl.: Sagen Sie, was soll ich denn mit 72 Jahren anfangen? Präs.: Wenn Ihr Elend in Wahrheit so groß ist, so werden sich Menschen finden, die dafür ein Herz haben. Wir sind aber darum nicht minder gezwungen, Sie wegen Vagabundirens zu verurtheilen. Der Unglückliche wird zu 14 Tagen Haft verurtheilt. — Das ist das Ende eines Lehrers der Jugend.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 80. Dienstag, 4. Juli 1865.

Eine fromme Lüge.

(Fortsetzung.)

Der Graf nahm seinen eigenen Mantel ab und schlug ihn um das Kind und bat Therese, ihm ihr Mädchen mitzugeben, von dem das Kind auch willig sich hinaustragen ließ; aber als es schon auf dem Flur war, eilte ihm Therese nach, preßte es unter strömenden Thränen an ihr Herz und meinte diese Trennung nicht überleben zu können.

Der Graf nahm ihre Hand und sagte leise: „Bald holen Sie sich ihn wieder."

Und er machte das weinende Kind von ihr los, stieg mit ihm in den Wagen und fuhr rasch davon.

Therese kehrte gebrochenen Herzens in ihr Zimmer zurück und lief in ihrem Innern rief eine Stimme: „Du hast Dein Kind verloren, für immer, für ewig!" und als sich die Märtyrerin der Menschenliebe an ihres Gatten Brust werfen wollte, um da Trost zu suchen und zu finden, wandte er sich von ihr ab und verließ das Zimmer — Therese aber durchlebte an jenem Abend und in der darauffolgenden Nacht alle jene Schmerzen, die das Schicksal der Gräfin bestimmt hatte, denn die Ahnung ihres Innern rief immerfort: Du hast Dein Kind auf ewig verloren!

4.

Die glückliche Mutter.

Auf dem Schlosse war Alles in Bewegung. Die junge Gräfin wurde erwartet, und die alte Gräfin, ihre Mutter, war eben abgereist, weil sie sich nicht stark genug fühlte, ihrer Tochter gegenüber den Tod des geliebten Enkels zu verbergen, obgleich sie auch vollkommen die fromme Lüge des Schwiegersohnes billigte.

Ein Befehl des Herrn hatte sämmtliche Schloßbewohner, vom Rentmeister bis zum Kühjungen, in dem Saale versammelt. Mitten unter ihnen, aber doch durch einen ehrerbietigen Kreis von ihnen getrennt, stand Graf Clemens, bleich, mit zusammengezogenen Brauen und ließ forschend seine Blicke auf die Umgebung schweifen, um zu sehen, ob auch kein Einziger fehle. Endlich sagte er mit scharfer Stimme: „Ich habe Euch Alle hierher rufen lassen, um Euch einen gemessenen Befehl zu ertheilen. In einer Stunde wird die Gräfin vielleicht eintreffen und sie darf nicht den Tod — unseres —" hier stockte die scharfe Rede etwas — „unseres Kindes erfahren. Der Sohn des Pachters Artmann wird ihr statt ihres Kindes entgegengebracht werden. Gelingt es nun mit Gottes Hilfe und sie hält wirklich den kleinen Clemens für unseren Bernhard, so darf ihr Niemand, nicht heute und nicht später, den Irrthum benehmen. Wer dies mein Verbot überschreitet und absichtlich oder unabsichtlich der Gräfin die Wahrheit auch nur ahnen läßt, wird — nicht etwa des Dienstes entlassen, die Angst davor wird Keinen vorsichtig machen, der es nicht schon ist, nein, sondern wer den Tausch verräth, wird — das schwöre ich bei meiner gräflichen Ehre, — von mir eigenhändig niedergeschossen wie ein toller Hund! Wer aber schweigt, nicht blos gegen die Gräfin, sondern auch gegen Jeden außerhalb des Schlosses, erhält den vierten Theil seines Gehalts am Schlusse des Jahres als Zulage. Nun geht!"

Und wortlos, auch ohne nur zu flüstern, verließen Alle, einer nach dem andern, den Saal; der Graf aber bestieg sein Pferd, um seiner Frau entgegen zu reiten, obwohl diese Begegnung ganz den Stempel des Zufälligen tragen sollte, da er der Gräfin nichts vom Briefe des Badearztes verrathen durfte.

Vielleicht war Graf Clemens, seitdem er lebte, noch nicht in solcher Gemüthsbewegung gewesen wie jetzt, und es war nicht der schnelle Trab seines schlanken englischen Pferdes, was sein Herz so hoch schlagen ließ. Denn er liebte wirklich seine Frau, vielleicht nur weil sie in ihrer apathischen und doch

reizbar nervöſen Gemüthsſtimmung den vollſten Gegenſatz zu ſeinem heftigen, eigenſinnigen und harten Weſen bildete. Die Gräfin Agnes war nicht ſchön, denn ſie war zu blaß, zu mager und zu kränklichen Anſehens, um trotz regelmäßiger Geſichtsbildung, ſchöner blonder Haare und der weißeſten Zähne dafür zu gelten, überdem trugen ihre Züge den Stempel einer Apathie, die ihren großen blauen Augen alles Leben raubte, jener Apathie, die man bei Menſchen, die viel erlebt haben, Blaſirtheit nennt. Blaſirt konnte man aber die Gräfin nicht nennen, denn ſie hatte nichts erlebt, keine Schickſale und keine Leidenſchaften. Der dankbaren Liebe zu ihren Eltern war das Gefühl, das ſie für ihren Gemahl hegte, ſehr ähnlich, und kein anderer Mann hatte je ſelbſt nur ihre Phantaſie in Anſpruch genommen. Wie ruhig ſie ihm ſich geſchenkt, hatte Clemens auch wohl bemerkt, und vielleicht, bei ſeinem hauptſächlich in Widerſprüchen wurzelnden Charakter, hatte gerade dies ein lebhaftes Gefühl für ſie in ihm erweckt. Ebenſo klar ſah er auch, daß die Liebe zu ihrem Kinde den Stempel des Leidenſchaftlichen trug, ſah wohl, wie jeden Morgen beim erſten Anblick des kleinen Bernhard die bleichen Wangen ſeiner Frau ſich hoch rötheten und ihre matten Augen erglänzten, ſah wohl, daß dies Kind allein den Schlüſſel zu ihrem innerſten Herzen beſitze und der ganze Reiz ihres Lebens geworden. Darum glaubte er auch und Jeder, der Gräfin Agnes kannte, mußte es mit ihm glauben, ſie werde den Tod dieſes vergötterten Kindes mit dem Leben oder mit ihrer Vernunft bezahlen.

Der Graf war im ſcharfen Trabe wohl eine halbe Meile geritten, als aufwirbelnder Staub ihm die Nähe eines Wagens verkündete. Er hielt die Zügel ſeines Pferdes an, um genauer zu ſehen, und als er mit der Hand die Augen beſchattete, dünkte es ihm wirklich, als wehe der bekannte blaue Reiſeſchleier ſeiner Frau aus dem entgegenkommenden Wagen auf.

Als er ſie mit Gewißheit erkannte, ſchnürte ſich ſeine Bruſt auf eine Weiſe zuſammen, daß er nicht mehr Athem holen konnte. Wenn ſie nun den Betrug durchſchaute, das fremde Kind nicht für das ihrige erkannte, war es dann nicht zehnmal ſchlimmer, als wenn er ihr offen und ſchonend den gemeinſamen Verluſt mittheilte? Je näher ſie kam, je mehr ſchwankte er, ob er den ſo feſt beſchloſſenen Plan durchführen ſolle, und als er am Schlage hielt und ſie ihm die Hand entgegenſtreckte, hatte er ihn ganz und gar aufgegeben.

Als ſie aber mit feuchten Augen und zitternder Stimme frug: „Wie geht es dem Kind?“ konnte er nichts Anderes hervorbringen als: „Gut, vortrefflich!“

Sie warf ſich zurück im Wagen, faltete die Hände und die Augen zum Himmel erhebend, rief ſie leidenſchaftlich: „Guter Gott, ich danke dir! Wie ſieht er aus? Iſt er ſtärker geworden? Läuft er viel? Spricht er etwas?“

„Er ſieht ſo gut aus,“ ſtotterte der Graf, indem er den Hals ſeines erhitzten Pferdes ſtrich, „daß Du ihn gar nicht wieder erkennen würdeſt. Als wir ihn Deine Mama entgegenbrachte, habe ich ihn nur daran und an den Kleidern erkannt. Er hat ſich unendlich zu ſeinem Vortheil verändert — und läuft wie ein Hirſch!“

„O mein Gott! wäre er nur hier; dieſe Viertelſtunde wird mir fürchterlich lang werden!“

„Aber,“ frug der Gemahl, „warum kommſt Du über Hals und Kopf, warum warteteſt Du nicht ab, bis ich Dich holte? Morgen wollte ich abreiſen.“

„Verzeihe, aber mich überfiel eine tödtliche Angſt wegen des Kindes; ich träumte fortwährend entſetzliche Dinge. — Wie geht es der Mama?“

„Sie iſt heute Morgen abgereist, weil Dein Vater ſchrieb, er habe einen heftigen Katarrh — Du kennſt ihre Aengſtlichkeit.“

Der Graf ſtieg nun vom Pferde, gab es dem Bedienten und ſetzte ſich zu ſeiner Frau in den Wagen, die ſich in ſtillſeliger Erwartung an ſeine Schulter lehnte und mit ſehnſüchtigem Auge nach der Gegend blickte, wo das Schloß, welches ihren größten Schatz, ihr Kind barg, hinter Bäumen lag.

Wer den Grafen beobachtet hätte, als der Wagen auf den Schloßhof fuhr, würde über ſeine todtenblaſſen Züge erſchrocken ſein. — Aller Augen aber waren auf die Gräfin gerichtet, die mit den Blicken ihr Kind ſuchte.

„Da man Dich nicht erwartet,“ ſagte ihr Gemahl, „wird Dir die Wärterin das Kind nicht entgegen bringen, überdem habe ich ihr bei dem heftig wehenden Winde verboten, heute auszugehen.“

Die junge Mutter flog die breite Schloßtreppe hinauf, daß ihr Gemahl ihr kaum folgen konnte. Als ſie droben die Thüre des Zimmers aufſtieß — es war vielleicht zum erſtenmale in ihrem Leben, daß ſie ſelbſt eine Thürklinke berührte — ſaß das Kind Thereſens gerade auf dem Schooße der Wärterin und wurde gefüttert.

Die Gräfin warf ſich daneben auf die Kniee, ſah ihm ins Geſicht — und ſagte dann halb traurig und halb froh: „Er ſieht ganz anders aus, Du haſt Recht, ich hätte ihn auf der Straße nicht wieder erkannt — aber ſchöner, viel ſchöner iſt er geworden,“

und sein Händchen zum Munde führend, frug sie mit unaussprechlicher Zärtlichkeit: „Kennst Du mich noch, mein süßes Kind?“

Statt aller Antwort schrie der kleine Junge, weil die Liebkosung der Gräfin ihn am Essen hinderte.

„Er ist so hungrig,“ sagte die Wärterin, indem sie den Grafen ansah, „später wird er freundlicher sein, denn er kennt Sie gewiß noch.“

Die glückliche Mutter blieb nun ruhig kniend neben dem Kinde liegen und wartete ab, bis seine Mahlzeit fertig war. Dann nahm sie ihn auf den Schooß, und da sie einiges Zuckerzeug aus der Tasche zog und es ihm anbot, sagte der Kleine auch wirklich, weil er nur von Therese solche Näschereien empfangen hatte: „Mama, Mama!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Das Dresdener Sängerfest.) Wie der „D. A. Z.“ aus Dresden berichtet wird, steht das musikalische Festprogramm nunmehr fest. Am 22. Juli, beim Empfange in der Festhalle, werden gesungen: Empfangslied von Pabst, Hymne von Herzog Ernst, Mozarts Bundeslied; am 23. Juli bei der Bundesbannerweihe: Fahnenlied von Müller „von der Werra“, Sängerbundeslied von Frauenstein, Arndt's Vaterlandslied. Im ersten Concert desselben Tages: „Festgesang an die Künstler“ (Mendelssohn), „Mag auch die Liebe weinen“ (Schneider), „4 Psalm“ (Otto), „Liedesfreiheit“ (Marschner), „Gesang im Grünen“ (Preiskomposition von Faißt), „Das deutsche Schwert“ (desgleichen von Schuppert). „Völkergebet“. (Abt), 2 Volkslieder (Silcher), „Heil dir, Göttin des Gesanges“ (Krebs), „Wo möcht' ich sein“ (Zöllner), „Sängers Gruß“ (J. G. Müller), „Siegesgesang“ (Lachner). Beim Sängerkommers des Abends: „Freie Kunst“ (Stunz). Am 24. Juli: „Hymnus“ (Preiskomposition von Mohr), Schubert's „Nacht, Geisterschlacht“ (Preiskomposition von Kretzschmer), „Nachtlied“ (Reissiger), „Kirchweih' zu Schwyz“ (Preiskomposition von Tietz), „Siegeslied“ (desgleichen von Tschirch), „Mottette“ (Hauptmann), 2 Volkslieder (Rietz und Krebs), „Thürmerlied“ (Preiskomposition von Eycken), „Kapelle“ (Kreutzer), „Schwertlied“ (Weber), „Te Deum“ (Rietz). Die Leitung der beiden Concerte ist den Herren Otto (Dresden), Faißt (Stuttgart), Krebs (Dresden), Herbeck (Wien), Rietz (Dresden) übertragen worden, die der übrigen Gesänge den Herren Tschirch (Berlin), Langer (Leipzig), Otto (Dresden). Die von 200 Sängern auszuführenden Soli haben übernommen: Leipzig, Gotha, Rudolstadt, Würzburg, Nürnberg, Wien, Prag, Teplitz, Berlin, Hannover. Das Orchester beider Concerte bilden die Musiker der Dresdener Garnison (209 Mann). Beim Empfange der Sänger werden an den Bahnhöfen und den Landeplätzen der Dampfschiffe acht Chöre Musik thätig sein, bei den Reveillen am 23., 24. und 25. ebenfalls 8, beim Festzuge 20 mit über 500 Mann. Die Concertmusik auf dem Festplatze (108 Mann) wird namentlich deutsche Meisterwerke zu Gehör bringen. Auf dem Festplatze soll Alles aus dem flachen gewöhnlichen Luftreiben vermieden werden, z. B. Schau- und Glücksbuden, Carroussels, Schießstände, Tanzsalons und der Leierkasten. Dagegen soll auf alle körperlichen Bedürfnisse die gebührende Rücksicht genommen werden. Außer der Wirthschaft der Halle werden sich allerlei Restaurationen, Weinhandlungen, Trink- und Eishallen, Kuchen-, Kaffee-, Fleisch-, Brods-, Obst-, Tabak- und andere Verkäufe bieten. Nicht fehlen wird ein Wechselgeschäft, Postexpedition, Schreibstube, Zeitungs- und Telegraphenamt, Rasir-, Wasch-, Garderobe-, Kleiderreinigungssäle 2c. 2c.

Ein Mann, dem es sehr schwer hält, an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, ist M. Copeau, der vor dem Zuchtpolizeigericht zu Paris erscheint, um wegen Vagabundirens und Einschlagens von Fensterscheiben Rechenschaft abzulegen. Der Mann hat ein gutes Geschäft, nur dauert die morte saison gar zu lang, zehn bis elf Monate des Jahres, und um dieselbe sorgenlos zu verbringen, schlug er so lange Fensterscheiben ein, bis ihm die Pforte des Gefängnisses aufgethan ward. Zuerst provozirte er die menschliche Gerechtigkeit, indem er einem Schweinemetzger die Scheiben zerschlug. Der entlieg ihn aber mit einem unsanften Fußtritt. Dann versuchte er sein Glück bei einem Pfefferkrämer, der ihm mit einem Paar Ohrfeigen Amnestie ertheilte und mit dem Besenstiel den Weg zeigte. Den da ging er zu einem Bijoutier, der für Beschädigung seiner Glasscheiben besonders empfindlich ist, allein auch hier ward kein Sergeant de Ville geholt, sondern der Ladendiener schüttete ihm einen Kübel Wasser auf den Kopf. Endlich erbarmte sich ein Weinhändler seiner und ließ ihn einstecken. Das Gericht verurtheilte ihn zu 3 Monaten Gefängniß, was ihm viel zu wenig ist. Denn wenn er loskömmt, fängt seine Arbeit noch lange nicht an. Seine Arbeit besteht

nämlich, wie er dem Gerichtshof weitläufig auseinandersetzt, darin, daß er je zwei Maikäfer in kleinen Schachteln zusammenbringt und sie mit kleinen Degen bewaffnet als Duellanten auf der Mensur einander gegenüberstellt, „zur Freude der Kinder und zur Beruhigung der Familien“. Der arme Cepeau wird noch viele Fensterscheiben zerschlagen müssen, ehe seine Maikäferindustrie wieder in Flor kömmt.

Ausdauer kann man den Engländern nicht absprechen. Ungeachtet des elenden Zustandes, in welchem sich bis vor Kurzem das Themsewasser befand, begründete sich doch eine Thames-Angling-Protection-Society vor mehreren Jahren. Da keine Fische mehr in dem Schwarzwasser Londons leben wollten, half die Gesellschaft der Natur nach, brütete alljährlich 40,000 Fische aus und warf sie in den Strom. Und in der That, schließlich half das. Auch die Fische gewöhnten sich an ihr faules Element, und seitdem durch ungeheure Kloakenumlagen (unberufen!) eine Säuberung des Gewässers erzielt worden, hat man in voriger Woche den ersten Lachs wieder in der Themse-Mündung gefangen. Der Verwegene wurde auf dem großen Fischmarkt von Billingsgate ausgestellt und mancher dicke Alderman der City (Aldermen der City sind immer dick) stahl sich ein Stündchen von der „vermuthlichen“ Arbeit hinweg und machte dem Unglaublichen seine Visite. Der Fisch wanderte denn auch schließlich in den Magen dieser Behörden. Bei London hat man es erst zu einem kleinen Fisch gebracht. Er wurde vor vierzehn Tagen im Schlamm aufgelesen und war nur eine Kreuzung zwischen Kaulbarsch und Ifeley, von drei Zoll Länge. Indessen ist, wie die deßhalb geschriebenen Leitartikel versichern, aller Anfang sehr schwer.

Am 28. Mai, Nachmittags, wurde in dem geräumigen Hofe des Palastes Archinto in Mailand ein Probeversuch mit der Luftstiege oder Luftbrücke des Mechanikers Paul Porta gemacht, welcher gelungen ausfiel. Es ist dies eine Stiege aus mehreren Stücken bestehend, welche man in wenigen Minuten bis zur bedeutenden Höhe von 30 Metern aufrichten kann; als Grundlage dient ihr ein Wagen von festen Formen, welchen man durch einfache Handbewegung von einem Ende zum andern schaffen kann, ohne daß die darauf stehenden Personen nöthig haben, abzusteigen. Die Stiege, bis zu ihrer äußersten Höhe gebracht, kann einen Winkel von 45 Graden beschreiben und schwere Lasten tragen. Diese Stiege, horizontal ausgebreitet, kann auch dazu benutzt werden, um den Uebergang über einen Strom zu ermöglichen und als eine Schiffbrücke zu dienen.

Folgender authentische Nachweis theilt die verschiedenen Mittel mit, deren sich hervorragende Sänger bedienen, um während der Vorstellungen ihre Stimme aufzufrischen: Die Sonntag aß in den Zwischenakten Sardinen, Frau Dorus kalten Kalbsbraten, Frau Desparre trank heißes Wasser, Fräul. Cruvelli Bordeaux mit Champagner gemischt, Adelina Patti labte ihre Kehle mit Bier, Fräul. Sax speist Beefsteaks, Frau Cabel Birnen, die Ugalde dürre Zwetschen, und die Trebelli trinkt Unmassen schwarzen Kaffee's, Troy labt sich mit Milch, Mario raucht nur so lange nicht, als er auf der Scene steht, und die Bordi-Mamo kann nicht einmal die Zwischenakte abwarten, sondern geht, wenn es nur irgend möglich ist, während der Scene auf einen Moment zwischen die Coulissen, um zu — schnupfen.

In den Vereinigten Staaten existiren 53 religiöse Sekten, darunter 10 verschiedene Arten von Baptisten, 9 von Methodisten, 13 von Presbyterianern und 2 von Quäkern. Die Baptisten zählen 1,724,373 Seelen, die Methodisten 1,651,732. Die römisch-katholische Kirche hat 3,177,140 Bekenner. Die zehn Untersekten der Baptisten führen merkwürdige Namen: die regelrechten Baptisten, die Antimissions-Baptisten, die Baptisten vom siebenten Tage, die Baptisten von den sechs Principien, die Uferbrüder, die Weinbrennerianer, die Mennoniten, Campbelliten und Dunker.

Ein Buchhändler pries einen neuen Roman in der Anzeige desselben durch die Worte an: „Jedermann wird dieses Buch mit Vergnügen aus der Hand legen.“

Charade.

Die erste ist ein ekelhaftes Thier;
Einen weiblichen Namen nennen die zwei Letzten dir.
Sprichst du französisch das Ganze aus,
Wird sogleich eine Stadt daraus.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 81. Freitag, 7. Juli **1865.**

Eine fromme Lüge.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin drückte den kleinen Clemens an's Herz und blickte strahlenden Auges nach dem Gemahl, der in der Fensterbrüstung stand und, wie sie nun zu ihrer großen Verwunderung gewahrte, nicht nach ihr und dem Kinde, wie er sonst zu thun pflegte, sondern hinab nach dem Schloßhofe blickte und ihr den Rücken zukehrte.

„Clemens," rief sie laut, „freue Dich mit mir an unserem wundervollen Kinde!"

Aber der Graf, den alle Fassung verlassen, antwortete nicht, sondern verließ rasch, ohne ihr das Gesicht zuzukehren, das Zimmer. Sie frug verwundert die Wärterin, die am andern Fenster stand, was unten im Hofe vorgehe.

„O das Reitpferd —" stotterte die Frau, die auch in die neue Rolle sich noch nicht recht finden konnte.

Die Gräfin aber sagte mit dem Lächeln der glücklichen Mutter, indem sie Theresens Kind fest an ihr Herz drückte: „So sind die Männer, über ein Pferd vergessen sie ihr Kind! Aber ich — ich vergesse Dich nicht und nie mehr, das schwöre ich bei allen Heiligen, soll man mich auch nur auf einen Tag von Dir trennen!"

Graf Clemens aber war nicht bei seinem Pferde, wie die Wärterin in ängstlichem Eifer log, sondern hatte sich in seinem Zimmer eingeschlossen und dort ging der sonst so harte und gefühllose Mann händeringend auf und ab und frug mit leise zitternder Stimme sich selbst: „Werde ich die Kraft haben, dies zu ertragen? Zu sehen, wie Agnes das fremde Kind in glücklicher Liebe auf Händen trägt, während ich weiß, daß unser Liebling drunten in der kalten Gruft vermodert?" —Endlich machte seine schmerzbeladene Brust sich Luft in dem brünstigen Gebet, daß der Himmel ihnen ein zweites Kind schenken und dadurch seinem Herzen auch wieder Vaterfreude verleihen möge!

5.

Die unglückliche Mutter.

Sechs Wochen waren verflossen, seitdem der kleine Clemens Artmann Bernhard hieß und im gräflichen Schlosse als einziges Kind von der Gräfin und der ganzen Dienerschaft gehegt und auf Händen getragen wurde.

Bernhard und Therese waren nicht auf dem Schlosse gewesen, aber Therese hatte ihr Mädchen, die mit im Geheimnisse war, weil sie damals das Kind fortgebracht, öfter zur Wärterin geschickt, um den Knaben zu sehen in der Frühe des Morgens, wenn die Gräfin noch schlief; und dann hatte die betrübte Mutter ihr krankes Herz gelabt an der Kunde, wie wohl und blühend ihr Liebling sei — obgleich es auch wieder ihr Herz zerriß, als sie erfuhr, daß ihr Kind jetzt wirklich die Gräfin Agnes „Mama" nenne! Bernhard, anstatt sie zu trösten, machte ihr Vorwürfe, daß sie ihr Kind hergegeben und erklärte ihr eines Abends, er werde die Pachtung kündigen am Schlusse des Jahres, sein Inventar verkaufen und mit ihr und dem Kinde im nächsten Frühjahr nach Amerika ziehen.

Therese schwieg. Wenn sie nur ihr Kind wieder gehabt hätte! Aber nach einer Weile sagte sie entschlossen zu Bernhard:

„Morgen gehe ich auf das Schloß und hole das Kind!"

„Glaubst Du, sie würden Dir es geben?" frug Bernhard spöttisch.

„Ich gehe zur Gräfin und sage ihr Alles."

„Als wenn so eine vornehme Dame zu sprechen wäre!"

„Ich mache Lärm!"

„Dann wirft man Dich zum Schlosse hinaus und ich schieße dafür den Grafen todt — komme dann ins Zuchthaus —"

„Um Gotteswillen, hör' auf! Aber wie willst Du denn das Kind wiederbekommen?"

„Durch die Gerichte! Wenn ich den Pacht gekündigt, zeige ich den Gerichten an, daß der Graf mir mein Kind, das ich ihm nur auf einige Wochen mitgab, nicht zurückgeben will —"

„Die Gerichte werden Dir nicht glauben."

„Ich habe zwei Zeugen, Deine Magd und den rothen Casimir, dem ich dafür, daß er die reine Wahrheit für einen Pächter einem Grafen gegenüber aussagt, die Ueberfahrt nach Amerika bezahlen werde, denn er ist Livrée- und Europa-müde."

„Der Graf wird ihn erschießen — er hat sein Ehrenwort gegeben, erzählte die Wärterin meiner Betty —"

„Deßhalb wird er vorher nach der Stadt gehen und den Schutz der Gerichte in Anspruch nehmen. Er ist ein Trotzkopf und diese Drohung des Grafen hat ihm vielleicht allein Lust gemacht, ihn zu verrathen — wir haben Alles besprochen, obgleich ich erst die Klage in einem halben Jahre eingeben kann, weil eher nicht der Kündigungstermin einfällt. Ich mag nicht sein Pächter mehr sein, wenn ich ihn einmal eingeklagt habe. Darum Geduld bis dahin!"

„Ein halbes Jahr sollte ich noch ohne mein Kind sein?"

„Geh' und hole Dir es früher!"

Am anderen Morgen kleidete sich Therese noch sorgfältiger als gewöhnlich, befahl dem Knecht, ein Pferd vor den kleinen Korbwagen zu spannen und sie nach dem Schlosse zu fahren.

Es war schon beinahe Mittag, als sie dort ankam, und der Reutmeister, vor dessen Thür sie abstieg, bemerkte zu seinem Bedauern, wie bleich und magrer die hübsche, blühende Frau seit wenigen Wochen geworden — die Ursache errieth er nur zu gut, aber er wagte nicht mit ihr darüber zu sprechen und sie sagte auch nichts, sondern bat ihn nur, sie bei dem Grafen zu melden, den sie in wichtiger Angelegenheit allein zu sprechen wünsche.

Es dauerte eine volle Viertelstunde, ehe der Reutmeister wieder kam, um sie schweigend hinüber ins Schloß und bis an des Grafen Kabinet zu geleiten, das der Graf, sobald sie eingetreten war, abschloß.

Er war nicht allein, neben ihm stand ein hoher Mann in geistlicher Tracht, ein Oheim der Gräfin Agnes.

Graf Clemens ging der zitternden Therese freundlich entgegen und bot ihr einen Sessel an, während er selbst und sein Verwandter in der Fensternische stehen blieben.

„Sie wollen Ihr Kind, Frau Artmann, ist's nicht so?" frug nun der Graf.

„So ist's — ich kann seine Entfernung nicht länger ertragen — meine Gesundheit leidet darunter."

„Lassen Sie mir ihn ein einziges Jahr und fordern Sie dafür, was Sie wollen!"

„Ein Jahr! Und am Schlusse des Jahres würden Sie gerade so sprechen!"

„Wenn uns der Himmel bis dahin wieder ein Kind schenkt, gewiß nicht —"

„Nein, nein, um keinen Preis der Welt verkaufe ich die Gegenwart meines Kindes! Nicht um eine Million!"

Der Geistliche, den der Graf anblickte, näherte sich nun Therese und sagte mit sanfter Stimme: „Sie sind zwar nicht mein Beichtkind —"

„Ich bin Niemandes Beichtkind!" antwortete Therese, härter, als sie es sonst in ähnlichem Falle gethan haben würde; „ich bin eine evangelische Christin."

Der Geistliche sah den Grafen verwundert an; der Letztere hatte diesen Umstand ganz vergessen und ihn aufzefordert, den Vermittler zu machen!

Therese weidete sich etwas an der offenbaren Verlegenheit der beiden Männer, sagte aber dann mit der ihr eigenen Gutmüthigkeit: „Sagen Sie aber nur in Gottes Namen, was Sie sagen wollten, hochwürdiger Herr, denn Sie sind auch in meinen Augen ein Priester Gottes — bin ich doch in einer katholischen Kirche von einem katholischen Priester mit einem katholischen Manne getraut — mein Kind ist auch dort getauft — ich bin bereit zu hören, und zwar aufmerksam und andächtig zu hören, was Sie mir sagen werden."

„Nun wohl," sagte der Geistliche, aber etwas weniger zuversichtlich, als er begonnen, „sagen Sie mir ernstlich und ehrlich, verlangen Sie Ihr Kind zurück, weil Sie glauben, daß sein Aufenthalt hier im Schlosse es irgendwie geistig oder körperlich schädigen könne?"

„Ob das der Fall sein kann, weiß Gott allein, aber ich glaube und fürchte es nicht, sonst würde ich es auch nicht auf einen einzigen Tag hergegeben haben."

„Nun wohl, ich sehe, Sie antworten mir ganz offen — beantworten Sie mir also auch noch eine Frage auf dieselbe Weise?"

„Fragen Sie!"

„Sie verlangen also nur Ihr Kind zurück, um die Sehnsucht Ihres eigenen Mutterherzens nach ihm zu stillen?"

„Ja, und die Sehnsucht meines Mannes, dessen gewohnte Heiterkeit seit der Entfernung des Kindes ganz verschwunden und der mir allein die Schuld seiner Schmerzen vorwirft, denn er würde nicht sein

Kind hergegeben haben! Aber ich, gerade weil ich mein Kind noch mehr liebte als er, konnte mir auch die Gefühle der Gräfin vergegenwärtigen und hatte deßhalb mehr Mitleid mit ihr!“

„Das Bewußtsein einer so edlen That und die Ueberzeugung von dem Glück der Gräfin muß Ihnen auch eine Befriedigung gewähren!“

„Das thut es auch — diese Ueberzeugung ist meine einzige Freude und das Bewußtsein, der Menschenliebe ein solches Opfer gebracht zu haben, mein einziger Trost — aber das sind Alles nur Sandkörner gegen das Gewicht meines Schmerzes und meiner Sehnsucht.“

(Fortsetzung folgt.)

Von dem Festplatze des Schützenfestes in Bremen.

Dem Festblatte entnehmen wir folgende Beschreibung von dem Festplatze des Schützenfestes: Der eigentliche Festplatz hat einen Flächeninhalt von einer Million Quadratfuß. Den Mittelpunkt desselben bildet der Gabentempel. Er ist in Form eines Achtecks in seinem untern Theil erbaut. Dieser Unterbau besteht aus einer Terrasse, welche sich um den Tempel schließt. Dieser selbst hat an allen acht Seiten hohe Fenster, durch welche man von der Terrasse aus die in seinem Innern aufgestellten Festgaben beschauen kann. Der Tempel spitzt sich thurmartig nach oben zu und hat bis zu seinem Knopf eine Höhe von 50 Fuß. 130 Schritt entfernt steht die Festhalle. Ihre Façade, die Vorhalle, macht in ihrer einfachedlen großartigen Erscheinung einen imposanten Eindruck. Man denke sich als mittleren Theil und Haupteingang dieser Façade die schönen Formen eines griechischen Tempels, an welchem sich zu beiden Seiten die Front fortsetzt. Die Vorhalle hat eine Länge von 420 Fuß, und neben dem Haupteingang zwei weitere Eingänge an der Fronte. Da man nun auch von den beiden Seiten in dieselbe gelangen kann, so wird, wenn auch Tausende von Menschen die Festhalle umwogen, an ein Gedränge nicht zu denken sein. In ihrem Innern bietet sie einen 40 Fuß breiten, 35 Fuß hohen und durch 32 weite Fensteröffnungen vollständig erhellten luftigen Raum. Treten wir nun über ein paar Stufen in die etwas höher gelegene Festhalle selbst, welche sich im Halbrund an die Langseite der Vorhalle anschließt. Es ist ein kolossaler Raum von 68,000 Quadratfuß, darauf berechnet, daß 4000 Personen hier speisen können. Der ganze Bau ist großartig angelegt. In seinem Querschnitt stellt sich uns der Speisesaal als eine Art Basilika dar, indem das Dach des inneren Halbkreises um ein Bedeutendes höher ist, als das des äußern Theiles. Den Mittelpunkt des ganzen Raumes, das Centrum des Halbkreises, bildet die Rednerbühne; unter ihr sind zunächst die Plätze für 24 Berichterstatter, sodann die Tafel für den Bundesvorstand und die Ehrengäste. Von diesem Mittelpunkte aus laufen die Festtafeln strahlenartig aus. Wenn es überhaupt möglich ist, so hofft man durch diese Einrichtung es zu erreichen, daß der Redner für den größten Theil der Anwesenden verständlich wird, zumal die Festhalle von der Vorhalle mittelst einer ganz durchgehenden Wand getrennt und auf diese Weise alle Vergänge in derselben dem Lärm des Festplatzes entzogen sind. Zwischen den Festtafeln, welche sich stufenweise um 2 Fuß bis zuletzt 8 Fuß erheben, laufen breite Gänge für die Kellner. Von der Rednerbühne gerade aus führt ein breiter Mittelgang hinab in die Küche, Vorrathsräume, Weinlager ꝛc. Diese Nebenräume haben einen Flächeninhalt von 5700 Quadratfuß. Der mittlere Theil ist die Küche, und im anstoßenden Raume befindet sich der Dampfkessel, durch welchen der große Herd der Küche mit seinen 18 Bratröhren zum Kochen der Speisen fortwährend heiß gehalten wird. An die Festhalle selbst reihen sich links und rechts kleinere Räume, welche theils für Conditoreien und Restaurationen, theils für die Lesehalle, theils für das Post- und Telegraphenbureau bestimmt sind. Wir treten wieder auf den Festplatz hinaus und gehen vom Gabentempel aus zur Sänger- und Fahnenhalle. Diese liegt am nördlichen Ende des Festplatzes, also gerade dem Portal gegenüber. Auch sie ist in antikem Style gehalten wie alle Gebäude des Festplatzes. Man streitet sich mit Recht darüber, ob die Festhalle, oder ob diese, die Sänger- und Fahnenhalle, das Schönste auf dem Festplatze sei. Sie erhebt sich in der Mitte tempelartig. Den beiden Seiten schließen sich, als von Pfeilern getragen, nach Innen offene Räume an. Vor dem Tempel wird sich die Statue der Germania erheben. Hehrer Ernst, erhabener Stolz, göttliche Ruhe charakterisiren die einfache Gestalt; unnahbare Hoheit leuchtet aus dem vorwärts schauenden Antlitz, das von dem langen eichenbekränzten Lockenhaar umschlossen wird; der einfache, äußerst wirksame Faltenwurf des Mantels verdeckt nur zum Theil den hochemporgerichteten Körper, an dem der Kettenpanzer auf Brust und Leib sichtbar wird; die Rechte berührt das mächtige Schwert, die Linke den Schild, aber beide Waffen sind auf den Boden gestützt, und der Schild soll nicht gerüttelt, das Schwert soll nicht geschwungen

werden; der Wehrgurt hält das faltenreiche Gewand zusammen, das, auf die Füße herabwallend, den Ausdruck der ruhigen Würde verstärkt. So ist bei aller Idealität der Grundauffassung die Gestalt im Einzelnen kraftvoll realistisch. Die Fahnenhalle ist so eingerichtet, daß man von beiden Seiten auf breiten Treppen zu dem 40 Fuß hohen mit einer Balustrade versehenen platten Dach des Tempels, der sogenannten „Fernsicht" gelangen kann. Von hier aus hat man den weitesten Umblick. Besonders schön wird sich der Festplatz mit seinem reichen Fahnenschmuck und dem bunten Menschengedränge von hier ausnehmen. An den hintern Theil der Sängerhalle, jedoch von ihr völlig verdeckt, schließt sich ein langes Gebäude, welches für die Schießbureaux und Alles, was dazu gehört, bestimmt ist. An diesen Raum schließt sich dann im rechten Winkel die eigentliche Schießhalle, welche eine Länge von 1600 Fuß hat und in jeder Beziehung bequem eingerichtet ist. Es sind im Ganzen 150 Scheiben aufgestellt, 90 Feldscheiben und 60 Standscheiben. Von den Feld- und Standscheiben sind je 5 Festscheiben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Innerhalb des Festkomites, das für die poetische und musikalische Seite des Bremer Schützenfestes zu sorgen hat, war der Gedanke angeregt worden, daß ein patriotisches Lied wünschenswerth sei, welches in kräftiger und erhebender, dabei echt volksthümlicher Weise der Begeisterung der Festgenossen einen Ausdruck gebe. Um ein solches Bundeslied zu erlangen, wurde ein Preisausschreiben beschlossen, jedoch nicht in der hergebrachten Weise einer allgemeinen Konkurrenz, sondern so, daß sechs bedeutende Dichter aufgefordert werden sollten, ein Lied zu dichten. Ueber die eingehenden Gedichte das Urtheil zu fällen, übernahmen die Herren Hertzberg, Ruperti und Willatzen, sämmtlich in Bremen. Dieselben entschieden sich für ein Lied von Hermann Lingg in München, das durch poetischen Gehalt und Kraft des Ausdrucks geeignet ist, im besten Sinne volksthümlich zu werden. Nun ersuchte man sechs bedeutende Komponisten, jenes Lied in Musik zu setzen. Die eingegangenen Melodieen schlossen sich so vortrefflich der Dichtung an und waren so glücklich erfunden, daß die Preisrichter, die Herren Reinthaler, Ritter und L. Rakemann, ebenfalls in Bremen, sich lange nicht entscheiden mochten. Endlich vereinigten sie sich zu dem Urtheil, daß die Kompostition von Franz Wüllner in München den Preis verdiene, indem diese vor allen den poetischen und patriotischen Inhalt des Bundesliedes auch im Gesange zum vollen Ausdruck bringe. Das Lied ist einstimmig, wird nunmehr instrumentirt und soll unter Orchesterbegleitung bei dem großen Festmahl, wo es sich dem Spruch auf Deutschland anschließen könnte, gesungen werden. Eine zweite Bearbeitung derselben Melodie für Männerchor gelangt in einem großen Concert in der Festwoche zur Aufführung. Ueberhaupt wird die Musik bei dem großen Bundesschießen vorzüglich vertreten sein. Mehrere ausgezeichnete militärische und andere Musikkorps sind gewonnen worden; sie versprechen eine glänzende Ausstattung des großen Festzuges am 16. Juli und vereinigen sich in zwei Concerten am Montag und Freitag der Festwoche mit einem sehr bedeutenden Männerchor zur Ausführung einer Anzahl von schönen und kräftigen Kompositionen, theils für Orchester allein, theils für Männergesang mit und ohne Begleitung.

Zwei Landmädchen kommen nach Turin, auf dem Wege begegnen sie einem gutmüthig aussehenden dicken Herrn und fragen ihn:

„Ist das die Corpus Christi Kirche?"

„Jawohl, aber was wollt ihr denn da thun?"

„Ei, sonderbare Frage, da wollen wir beten."

„Eitelkeit, das ist verlorene Zeit! schaut mich mal an, ich bete nie und bin doch gesund und wiege beinahe 200 Pfund!"

„Ei," antwortete das jüngste Mädchen, „das wundert mich gar nicht; mein Vater hat ein Schwein, das wiegt schon 300 Pfund und hat nie Weihwasser gesehen."

Der gutmüthige Dicke drehte sich rasch um, einer Schnapsschenke zu, wo er sich wahrscheinlich ein Gläschen zur Verdauung der fetten Bauernkost holte.

Das Geheimniß gleicht dem jungen Weine, der immer die Flaschen zu zersprengen droht.

Auflösung der Charade in № 80:

Lausanne.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 82. Sonntag, 9. Juli 1865.

Eine fromme Lüge.

(Fortsetzung.)

„Ich will Ihnen einen Rath geben! Vergrößern Sie Ihre Wohlthaten, dehnen Sie sie so weit aus, daß sie Ihrem mütterlichen Schmerz die Waage halten," sagte der Geistliche, indem er abwechselnd auf den Grafen und auf Therese blickte.

„Wie meinen Sie das? Ich verstehe Sie nicht! Ich thue für die Armen, was meine Verhältnisse mir erlauben und vielleicht noch mehr!"

„So lassen Sie meinen Neffen hier, der so großes Interesse an Ihrer Opferfähigkeit hat, für Sie eintreten. Lassen Sie ihn den Armen vergelten, was Sie für seine Frau thun — das ist nicht mehr als billig, und Sie können auf diese Weise eine Wohlthäterin werden, wie es sonst nur einer Frau mit fürstlichem Vermögen vergönnt ist — gebieten Sie über seine Kasse für die Armen."

Therese stand auf — bleich, zitternd an allen Gliedern, und dem Geistlichen nahe tretend, legte sie ihre bebende Hand auf seinen Arm, indem sie ihre thränenden Augen zu ihm erhob.

„Sagen Sie mir noch einmal, was ich thun soll — mit einem Male kann's mein armer Kopf nicht fassen!"

Der Geistliche nahm ihre kalte Hand zwischen seine beiden und sagte in mildem Tone, selbst ergriffen von der Aufregung der Frau, die er zur Märtyrerin der Barmherzigkeit stempelte:

„Sagen Sie zu meinem Neffen: Gib mir für meine Armen, auf daß sie leben können und ich will Dir mein Kind noch lassen, auf daß Deine Frau leben kann."

„O Gott!" sagte Therese händeringend. „Es gibt so viele Arme bei uns — beinahe das ganze Dorf — und diese Aussicht — o Gott, der Winter ist vor der Thür, ich darf sie nicht verhungern lassen, während ich sie retten kann. Und sich zum Grafen wendend, frug sie:

„Wie lange wollen Sie noch mein Kind?"

Der Graf hatte, im Falle Therese sich bereit zeige, auf den Vorschlag des Geistlichen einzugehen, ihren Knaben noch für drei Jahre fordern wollen — wagte aber jetzt dem sichtbaren furchtbaren Schmerz der Mutter gegenüber diese lange Zeit nicht auszusprechen.

Als er noch immer beklommen schwieg, sagte Therese, plötzlich sich entschlossen aufrichtend: „Ich will Ihnen das Kind noch auf ein Jahr lassen, aber dann kaufen Sie die beiden stehengebliebenen Flügel des alten Schlosses und geben es als Armenhaus der Gemeinde nebst den Gründen, die dazu gehören, und die hinreichen, der kleinen Zahl, die darin Platz findet, Brod und Kartoffeln zu gewähren."

Der Graf sagte sogleich, ohne sich zu besinnen: „Ich nehme Ihren Vorschlag an."

Der Geistliche blickte ihn um dieser Bereitwilligkeit wegen betroffen an, aber dem Grafen schien die Forderung nicht so groß, wie seinem Oheim, weil er wohl wußte, daß, wenn er die letzten Trümmer des abgetragenen Schlosses mit dem Garten zu einem so wohlthätigen Zweck ankaufe, die Regierung ihm einen äußerst niedern Preis stellen werde.

Als der Graf nichts weiter hinzusetzte, wandte sich Therese und sagte mit leiser Stimme: „So habe ich jetzt und während der Dauer eines ganzen Jahres nichts mehr in diesem Schlosse zu thun!"

Sie wollte gehen, aber an der Thür wandte sie sich um und lebhaft auf den Geistlichen zugehend, sagte sie mit leuchtenden Augen:

„Sie nehmen von hier die Ueberzeugung mit, mein ewiges Glück auf Kosten meines irdischen Glücks gegründet zu haben; ich danke Ihnen dafür von ganzem Herzen!"

„Nun," sagte gerührt der Geistliche, „in einem Jahre wird Ihr irdisches Glück wieder hergestellt sein!"

„Wenn ich es erlebe," sagte Therese mit einem Lächeln, das dem Manne durch die Seele schnitt.

Er wandte sich zu seinem Neffen und frug bittend:

„Kann denn die Mutter nicht zuweilen ihr Kind sehen?"

Therese wäre beinahe vor ihrem Fürsprecher auf die Kniee gefallen, als der Graf mit der höflichen Kälte eines vornehmen Mannes sagte:

„Es ist unmöglich, das könnte meiner Frau Alles verrathen."

„Aber," frug nun Therese schüchtern, „die Frau Gräfin gehen so frühe zu Bett — könnte ich nicht wenigstens des Abends dann im Schlaf mein Kind sehen?"

„Seitdem sie zurück von Ostende ist, muß trotz dem ausdrücklichen Verbot der Aerzte das kleine Bett dicht vor dem ihrigen stehen, und da Ihr Kind," setzte der Graf mit bitterem Lächeln hinzu, „viel ruhiger schläft, als das unsere es gethan, so möchte ich meiner Frau diese Freude nicht verwehren!"

Therese ging, nachdem sie noch dem geistlichen Herrn einen dankenden Blick für seine Verwendung zugeworfen. Unten bestieg sie ihren kleinen bescheidenen Wagen und mit sehnsüchtigem Blick nach den hohen Scheiben, hinter denen sie ihres Herzens Liebling wußte, fuhr sie von dannen.

6.

Der Wohlthäter.

Sechs Wochen darauf verkündete der Pfarrer von der Kanzel, der hochgeborene Herr Graf von K. wolle in nicht genug zu würdigendem christlichen Sinne das alte Schloß nebst Garten und Felder, das ihm die Verwaltung der königlichen Domänen verkauft, als Armenhaus der Gemeinde schenken, zum Dank möge nun hinfort die Gemeinde jeden Sonntag für ihren Wohlthäter beten.

Unten saß Bernhard in seinem Stuhle und ein unendlich bitteres Lächeln flog über sein blasses Gesicht!

Als er bei dem Nachhausekommen Therese die Nachricht mittheilte, sagte sie mit einem Anflug von Glück in ihren sonst so trüben Zügen:

„Gott sei Dank! Das freut mich, daß er Wort hält."

„O jetzt wird er noch Wort halten," sagte spöttisch Bernhard.

„Wie meinst Du das?"

„Nun, er wird Dir noch manches Jahr abkaufen wollen und darf doch deßhalb nicht gleich vom Anfang an im Handel unehrlich sein."

„Bernhard — Bernhard! Sprich nicht so! Sage selbst, konnte ich Nein sagen, verdiente ich dann auch nur den Namen einer Christin?"

„Seit wann ist Christenthum mit Märtyrerthum synonym?"

„Seit je," sagte die Frau feierlich, „seit je! Wer den Namen des Herrn trägt, muß auch wie er für die Menschen sich zum Opfer bringen können!"

Bernhard schwieg. Wie er bei allen Mittheilungen seiner Frau über ihre Zusammenkunft mit dem Grafen geschwiegen hatte, denn obgleich er ihre Seelengröße einsah und würdigte, verdroß ihn doch die ganze Uebereinkunft im Innersten der Seele, und selbst des Geistlichen Mitwirkung, der freilich im Interesse des Grafen, aber doch durchaus nach seiner priesterlichen Ueberzeugung gehandelt hatte, hielt er für eine bloße Intrigue zu Gunsten der vornehmen Dame.

Therese führte ein stilles und freudenloses Leben. Bleich und schweigsam saß sie in ihrem Zimmer; den Leuten, die nach ihrem Kinde frugen und denen sie gesagt, es sei bei ihren Verwandten in Berlin, antwortete sie nur durch ein schmerzliches Lächeln. Um die Landwirthschaft kümmerte sie sich gar nicht mehr, glücklicherweise besorgte die alte Tante das Nothwendigste. Für Arme gab es wenig zu thun, denn des Grafen Wohlthat hatte goldene Früchte getragen, überall wurde er gerühmt, die Zeitungen verkündeten sein Lob und der König schickte ihm sogar einen Orden!

Ein Vierteljahr war qualvoll für die arme Mutter verflossen, da erhielt sie vom Grafen einen Brief; er schrieb:

„Seitdem ich auf Ihr edles und großmüthiges Fürwort hin den Armen der Gegend ein Asyl beschafft, kommen von allen Seiten Anforderungen an meine Opferfähigkeit, besonders aber drängt mich der Geistliche Ihres Ortes, der alten merkwürdigen Kirche eine neue Orgel zu schenken, damit man dort, wie er sagt, würdiger für mich beten könne — wem diese Gebete im Himmel zu Statten kommen, wissen Sie am besten.

Wollen Sie, großmüthige und reiche Frau, dem im Vergleich mit Ihnen so armen Manne das große Kapital, das Sie ihm geliehen, noch ein halbes Jahr länger in Obhut und Genuß lassen, so bin ich bereit auch dies Opfer zu bringen.

Gewähren Sie bald eine Antwort Ihrem dankbaren

Grafen K."

Therese reichte, ohne ein Wort zu sagen, den Brief ihrem Manne, der, als er ihn gelesen, nach seiner Weise lachte:

„Diesen Brief kann man als Supplement zum Machiavell drucken lassen!" rief er aus. „Der Graf gibt Dir die Ehre, aber nur Dir verständ-

lich, denn er spricht klüglich nur von Deinem Fürwort — unser Kind nennt er ein einem armen Manne geliehenes Kapital, hütet sich aber wohl zu sagen, daß er selbst der Schuldner ist!“

„Was soll ich thun?“

„Ihm abschreiben — denn sonst müßte ich im nächsten Herbst allein nach Amerika gehen.“

„So bleibst Du wirklich dabei und willst am Neujahr kündigen?“

„Gewiß, oder noch besser, ich thue es jetzt schon als Antwort auf diesen Brief.“

„Wenn Du nicht anders willst, so bin ich natürlich bereit, Dir zu folgen, aber nicht ohne das Kind, sage ihm das.“

(Fortsetzung folgt.)

Von dem Festplatze des Schützenfestes in Bremen.

(Schluß.)

Noch haben wir der Bauten des Festplatzes selbst, der verschiedenen Gebäude Erwähnung zu thun, welche sich gegenüber der Festhalle in einem in der Mitte geöffneten Halbbogen erheben; sie sind für Restaurationen bestimmt, und als hervorragend nennen wir davon zwei große Tanzsäle, jeder 60 Fuß breit und 120 Fuß lang, in ihrem Innern mit Gallerieen versehen. Durch die Oeffnung dieses Halbbogens treten wir auf den Volksfestplatz, welcher einen Flächeninhalt von 500,000 Quadratfuß hat. Hier ist das Gebäude für die Gewerbe-, Marine- und Produktenausstellung. Es ist in Form eines nach dem Festplatze zu offenen Rechtecks erbaut, dessen größere Seite eine Länge von 235 Fuß hat; das ganze Gebäude mit seinen zwei Seitenflügeln bildet einen Flächeninhalt von 20,000 Quadratfuß. Der ganze Festplatz wird am Abend durch Tausende von Gasflammen erleuchtet werden. Die Gaskronen sind sehr glücklich an den zahlreichen Fahnenstöcken in halber Höhe angebracht. — Ueber die obenerwähnte Gewerbe-, Marine- und Produktenausstellung schreibt die Hamburger Börsenhalle: In der Ausstellung der Importartikel oder Handelsprodukte sollen sämmtliche durch Bremens Handel und Schifffahrt eingeführten Rohstoffe nach ihren verschiedenen Sorten und Jahrgängen und den Ländern der Herkunft zusammengestellt werden, unter Hinzufügung von Notizen über den wissenschaftlichen Namen und Handelsnamen, über die Abstammung, Gewinnung und Verwendung des betreffenden Produkts. Man beabsichtigt, aus dieser Sammlung ein dauerndes Museum von Handelsrohprodukten zu machen, damit neben den statistischen Tabellen künftig auch ein körperliches Bild der durch den Platz umgesetzten Güter des menschlichen Verkehrs in Bremen vorhanden sei. Eine solche Sammlung ist auch in wissenschaftlicher Hinsicht von großer Bedeutung, denn nur zu oft kommt es vor, daß einzelne Waaren nach einigen Jahrzehnten vollständig aus dem Handel verschwinden, und selbst für die Wissenschaft, z. B. für die Analyse, welcher ein Handelschemiker vielleicht dringend bedarf, um einen Ausspruch vor Gericht zu thun, nicht wieder zu erlangen sind. — Die zweite Ausstellung der Schifffahrtsgegenstände wird die aus dem Binnenlande kommenden Gäste vermuthlich noch mehr anziehen. Darum sollen wo möglich alle verschiedenen Arten von Schiffen in ganzen Modellen und in Halb- oder Konstruktions-Modellen dargestellt werden, um die Einzelheiten der Konstruktion, der Verbindung und Verbolzung, die verschiedenen Systeme der Spanten, Beplankung und Deckbefestigung zu veranschaulichen, so wie Schiffsmaschinen, Geräthschaften, Holzarten, nautische Instrumente, Ruder, Pumpen, Steuerapparat, Segeltuch, Tauwerk und andere Erzeugnisse der mit der Rhederei und Seefahrt verbundenen Gewerbe aufgestellt werden. Auch Modelle von großen Wesertonnen, von Baaken, Leuchtthürmen, von Hafenanlagen, Trockendocks, Krähnen, Schleusenthoren, ferner Modelle ausländischer Fahrzeuge und Boote aller Art, sowie Taucherapparat, Rettungsapparat, Gegenstände der Ausrüstung der Schiffe, wie Proviant, Medizinkiste ꝛc. werden aufgestellt werden und gewiß zahlreiche Besucher anlocken.

Mannigfaltiges.

In dem Gemeinderath einer mitteldeutschen Stadt kam ganz kürzlich das Gesuch eines ehrlichen Schneiders aus einem kleinen thüringischen Herzogthume um Aufnahme in den Bürgerverband zur Verhandlung. Unter den vielen Papieren, welche die deutsche Gewissenhaftigkeit verlangt, bevor sie einem Auswärtigen erlaubt, als Bürger in einer Stadt zu leben, als da sind: Tauf-, Impf-, Militärfreischein, Vermögensnachweis-Schein ꝛc. befand sich auch ein Sittenzeugniß, welches von der Ortsbehörde ausgestellt und von dem herzoglichen Kreisgericht beglaubigt, also lautet: „Sittenzeugniß: Daß der Schneidergeselle N. N. aus N. sich zur christlichen Religion bekannt, weder in Konkurs oder als Verschwender der selbstständigen Verwaltung seines Vermögens enthoben,

noch eine Zuchthaus- oder wegen gemeiner Verbrechen eine Festungsstrafe im Sinne der diesseitigen Gesetzgebung oder in den letztvergangenen zehn Jahren eine Arbeitshausstrafe erlitten habe, noch in den letztverflossenen fünf Jahren wegen liederlichen Lebenswandels oder wegen Arbeitsscheu in einer Korrektionsanstalt detinirt worden sei, noch auch sich in einer Untersuchung befinde, welche nach Maßgabe der einschlagenden Gesetze eine den gedachten Gesetzen entsprechende, oder eine Lebensstrafe, oder eine Detention in einer Korrektionsanstalt zur Folge haben könne, noch wegen grober Widersetzlichkeit gegen obrigkeitliche Anordnungen eine Gefängnißstrafe von mindestens vier Wochen wirklich verbüßt oder noch zu verbüßen hat — wird demselben auf geschehenes Ansuchen glaubhaft bezeugt." Unsere Leser werden im ersten Augenblick lachen, wie es auch in jener Gemeinderathsversammlung geschah, als das merkwürdige Schriftstück vorgetragen wurde, aber ist die Sache wirklich so lächerlich? — Nein, sie ist eben nur — polizeimäßig.

(Die Lästerallee.) Was! eine Lästerallee? Wo ist denn diese? Seid beruhigt, liebe Leser und Leserinnen, sie ist weit weg, in Helgoland. Wer von Hamburg aus dort hinüberschifft, der wird selbst beim ruhigsten Wetter seekrank. Besonders leiden die Damen sehr. Wenn nun das Boot landet, versammelt sich die ganze Badegesellschaft mit Musik, um die Ankommenden, die gewöhnlich sehr jämmerlich aussehen und kaum gehen können, zu empfangen. Da werden nun über den miserablen Zustand, den jeder der Anwesenden hat durchmachen müssen, die schlechtesten Witze und Anmerkungen gemacht, und so ist eigentlich die Ankunft in Helgoland, das Passiren der Lästerallee, das Durchgehen zwischen zwei Reihen gefunder, froher und spottsüchtiger Menschen, wenn man selbst elend zum Sterben, beschmutzt, derangirt ist, und das Alles unter Musik, etwas weniger angenehm. Kommt man aber heute krank und elend nach Helgoland und verwünscht die gesammte Lästerallee, durch die man muß, in Grund und Boden, so stehen die Meisten doch morgen schon mit den Andern vergnügt und froh in Reihen und erwarten ihre Opfer.

(Eine Parthie Sechsundsechzig um eine Frau.) In Wayne County ging vor längerer Zeit ein verheiratheter Mann in den Krieg und wurde bald darauf todt gemeldet. Seine Wittwe heirathete wieder, erschrack aber sehr, als vor einigen Tagen der todt geglaubte Gemahl wieder erschien. Beide Männer beschlossen, um den Besitz der Frau Karten zu spielen, und thaten es auch vor vielen Zeugen. Merkwürdig war es, daß jeder mit Gewalt zu verlieren trachtete. Das Resultat des Spieles war, daß die Frau ihrem ersten Manne zufiel.

(Auch etwas Landwirthschaftliches.) Die Frau Pfarrerin in — hatte einst eine Brut Hühner, von welchen eins um's andere zu Grunde ging; ihre Nachbarin, die Hansebäuerin, hatte ebenfalls welche, die heiter davon wuchsen. Nun sagte die Frau Pfarrerin: Hansebäuere, was gebt Ihr Eure Hühnlein, daß diese so gedeihen? Weißbrod, entgegnete diese; und was füttern Sie, Frau Pfarrerin? Ach, ich hab' denselben noch gar Nichts gegeben, ich habe immer geglaubt, sie saugen noch.

Bei einem in der Nähe von Rothenacker, im würtembergischen Oberschwaben, ausgebrochenen Gewitter fuhr der Blitz in einen Baum und verletzte fünf unter demselben Schutz suchende Personen; dabei bildeten sich — wie der „Staatsanzeiger" erzählt — bei zweien derselben, einer Frau und einem Knaben, am Leib die Aeste des Baumes, durch welchen der Blitzstrahl fuhr, sammt den Zweigen und Blättern mit vollkommener Deutlichkeit ab.

(Guter Witz.) Der Quellenfinder Abbé Richard hat bei Gelegenheit seines jüngsten Aufenthalts in Darmstadt einen großen Beweis seines ungewöhnlichen Talents gegeben. Als nämlich die Kommission mit ihm auf der Roßdorfer Chaussée dahin fuhr, kam ihnen auf hundert Schritte eine sogenannte Milchkutsche entgegen. Messieurs, rief sogleich der Abbé, voilà de l'eau!

Logogryph.

Sage das Wort, das ein Flüßchen und einen Verwandten benennet,
Ueberdieß auch ein Maß, welches für Flüssiges dient.
Setze mit „Berg-" das zweite Zeichen des Wortes zu Anfang,
Nennt's dir ein Städtchen sodann, liegend am nämlichen Fluß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 83. Dienstag, 11. Juli 1865.

Bundeslied der deutschen Schützen.

Gedichtet von Hermann Lingg.

Wohl ist im Nord und Osten
Das Land vom Feinde frei,
Doch soll darum nicht rosten
Der Stutzen und das Blei.
Die Schüsse sollen knallen
Zur rechten Freud' und Lust,
Die Lust soll wiederhallen
In jeder deutschen Brust.

Wo Meereswogen brausen,
Wo stolze Ströme geh'n,
Und wo im Sturmesſausen
Die hohen Tannen weh'n —
Wir halten blank die Wehre
In Frieden und Gefahr,
Und wahren deutscher Ehre
Und Sitten immerdar.

O Vaterland, und schallet
Dein Ruf, wir sind bereit;
Hoch schlägt das Herz und wallet,
Dir bis zum Tod geweiht.
Ja deutsches Land, du Wiege
Der Kraft und Tüchtigkeit,
Der Männer und der Siege,
Dein sind wir allezeit.

Eine fromme Lüge.

(Fortsetzung.)

Bernhard setzte sich an den Schreibtisch seiner Frau, schrieb dem Grafen in ihrem Namen und kündigte ihm dabei in seinem Namen den Pachtvertrag.

Aber schon am folgenden Tage erhielt Therese wieder einen Brief vom Grafen, des Inhalts, daß, wenn sie seinen Wunsch gewähren wolle, er außer dem besprochenen Geschenk für die Kirche auch bereit sei, dem Gehalt des Schullehrers ihres Dorfes zweihundert Thaler zuzulegen, da ihm der Pfarrer gesagt, daß die Besoldung so gering sei, daß man bisher nie einen tüchtigen befähigten Lehrer dafür erhalten könne und die Kinder deßhalb sehr vernachlässigt in ihrem Wissen seien; die künftige Generation werde sie dann segnen, hatte der Graf hinzugesetzt.

„Oder ihn," sagte Bernhard, der trotz Theresens heroischem Zureden auf seinem Willen beharrte, im Herbste Europa zu verlassen, obgleich er selbst vom Grafen keine Antwort auf seine Kündigung erhalten hatte. Therese schrieb deßhalb diesmal dem Grafen selbst, sie könne nicht einwilligen, da sie ihrem Manne mit dem Kinde folgen werde.

Nun schrieb der Graf zum drittenmale an sie, und zwar, daß er bereit sei, auch noch ein Krankenhaus der Gemeinde zu schenken, wenn sie noch eine halbjährige Frist zulegen wolle, und zwar ein Krankenhaus mit einer Dotation für sechs Kranke.

Die arme Therese! Wie unglücklich machte sie dieser Brief, dieser dritte und letzte Vorschlag! — Konnte sie ihn zurückweisen, ohne eine ewige Sünde an den Alten und Kranken des Dorfes zu begehen? Sie klagte Bernhard ihr Leid; aber der war wie immer grausam genug, ihr nicht mit seinem Rath beistehen zu wollen. Er sagte nur: „Mach' es wie Du willst — aber ich gehe im Herbste nach Amerika!"

Therese entschied sich nach langem Kampfe. Auch noch dies Opfer entschloß sie sich zu bringen, weil sich die Stimme ihres Gewissens nicht anders beschwichtigen ließ; daß Bernhard ohne sie nach Amerika gehe, glaubte sie glücklicherweise nicht!

Als sie Bernhard das Resultat ihrer Ueberlegungen mittheilte, schwieg er. Das war überhaupt das

größte Unglück, welches das Scheiden des Kindes aus dem Pachthofe begleitete — die früher so innige Harmonie zwischen seinen Eltern war verschwunden, um — nicht Zank und Streit — sondern einem kalten Nebeneinanderleben Platz zu machen. Wie schmerzhaft empfand das Therese, deren verwaistes Mutterherz doppelt der Liebe des Gatten bedurft hätte, aber Bernhard grollte ihr, daß sie sein Kind dem Grafen, den er haßte, hingegeben.

Und als die arme Frau damals vom Schlosse gekommen und ihm gesagt hatte, sie habe sich und ihn auf ein Jahr ihres Kindes beraubt um der Armen willen, da wußte er freilich dem Heroismus seiner Frau nichts entgegen zu setzen, er war auch zu gewissenhaft, ihr noch ferner Vorwürfe zu machen, aber er grollte immer fort, und den Verlust des Kindes, den er schmerzlich empfand, ließ er seine Frau entgelten, die doch noch mehr darunter litt.

Die Winterabende, die sie sonst so behaglich verbracht, gingen wie die Tage in melancholischem Schweigen vorüber. Therese, deren weiches weibliches Gemüth nach einem Halt suchte, den ihr sonst die Liebe ihres Mannes in so reichem Maße gewährt, gab sich einer gewissen religiösen Schwärmerei hin, die sonst gar nicht ihrem gesunden Sinne entsprach. Sie ging wenig oder gar nicht aus, denn Jedermann, den sie sah, erzählte ihr noch immer mit verwunderungsvollem Staunen von der plötzlich erwachten Wohlthätigkeitsliebe des Grafen, zu welcher der Bau einer neuen Orgel, die Installirung eines größtentheils von ihm besoldeten Schulmeisters und das Krankenhaus, das im Bau begriffen, neue Beiträge lieferten. Die einzige Nachricht von ihrem Liebling erhielt die arme Mutter noch immer durch ihr treues Dienstmädchen, dem das Mitleid der Wärterin bereitwillig den Anblick des Kindes gönnte.

So kam der Frühling. Die neue Orgel sollte am nächsten Sonntage zum erstenmale ertönen und das ganze Dorf war in gespannter Erwartung, denn der Herr Graf hatte versprochen, zusammt der Frau Gräfin dem Hochamt beizuwohnen.

Mit Tagesanbruch schon rannten die weißgekleideten Festspalier-Kinder mit hochgeschürzten Röckchen durch die schmutzigen Gassen; der Weg aus dem Hause des Pastors nach dem des Küsters war fortwährend belebt mit Ornamente und Leuchter tragenden „Kirchenvätern", denn so hieß der Ausschuß frommer Bürger, die für das „leibliche Wohl" des Gotteshauses sorgten.

Therese hatte sich in ein großes Tuch gewickelt und stand an einen Baum des Kirchhofs gelehnt, um die Frau ankommen zu sehen, in deren Augen sie das Glück lesen wollte, das ihr Kind ihr bereitete.

Die Glocken läuteten, sogar einige Böller waren gelöst worden; die Kinder, an ihrer Spitze der Schulmeister, bildeten die eine Seite des Spaliers, auf der anderen Seite war die sämmtliche Bauerschaft, angeführt vom regierenden Bürgermeister, Alles gegenwärtig, die Wohlthäter des Dorfes, Ihre hochgräflichen Gnaden, zu empfangen.

Endlich kamen sie! Die vierspännige Karosse brauste daher, bis sie am Spalier angekommen war, wo sie stille hielt, damit der Graf die Rede des Bürgermeisters vernehmen und beantworten könne.

Als der Wagen vor der Kirchthüre hielt, stellte sich Therese auf einen Grabstein, um zu sehen, wer im Wagen sei. Es war gut, daß Niemand sie gewahrte, sonst würde am Ende die arme Frau um ihrer Neugierde willen noch gescholten worden sein und als von einer Ketzerin würde man es gar noch als eine doppelte Profanation angesehen haben. So aber blickte Niemand nach ihr und alle Augen waren auf die „Wohlthäter der Gemeinde" gerichtet, den Grafen und die Gräfin, die allein im Wagen saßen.

Ein Gedanke schoß wie ein Blitz durch den Kopf der unglücklichen Mutter. Ihr Kind war also jetzt allein im Schloß! Welche Gelegenheit, es endlich einmal wiederzusehen und an ihr Herz zu drücken! Sie hatte ja nicht versprochen, dies zu unterlassen. Niemand wurde dadurch gekränkt und die Wärterin, die eine gutmüthige Frau war, verschwieg sicher ihr Kommen. Aber schnell mußte es geschehen, denn das Hochamt dauerte nur eine Stunde und dann trugen natürlich die vier Renner das gräfliche Paar mit Blitzesschnelle wieder nach Hause.

Athemlos flog sie nach dem Pachthofe, um den Knecht zu bitten, ein Paar junge feurige Ackerpferde, die ihr Mann erst kürzlich gekauft, einzuspannen und sie nach dem Schlosse zu fahren.

Als sie nach Hause kam, war Niemand da — selbst nicht ihr treues Mädchen, ja sogar die alte Tante war zur Kirche, um den „Aufzug", wie sie es nannten, zu sehen. Was sollte sie thun? Sie konnte den Knecht, der freilich gutmüthig genug war, um ihretwillen die Kirche und ihre Sehenswürdigkeiten zu verlassen, nicht von dort holen und auch nicht von dort holen lassen, denn er saß neben ihrem Manne und dann wäre dieser unfehlbar mitgekommen und hätte vielleicht ihr Unternehmen verhindert!

(Fortsetzung folgt.)

Der rothe Ibis.

Jagdabenteuer aus den Sümpfen Louisiana's in Amerika.

Ich bin so zu sagen ein geborener Jäger und ich glaube, daß Niemand im Stande ist, irgend eine Sorte von Jagd zu nennen, die ich nicht praktisch verstünde. Nur einen Ibis, einen der interessantesten Vögel Amerika's, hatte ich noch nicht geschossen. Eigentlich war ich blos des Ibis wegen in die heißen Sümpfe, Seen, Buchten und Lagunen gezogen. In meiner kostbaren Sammlung von Jagdtrophäen sollte der Ibis nicht länger fehlen. Lange hatte ich mich in den südlichen Theilen herumgetrieben, ohne einen Vogel zu entdecken. Endlich wagte ich mich allein mit meiner Doppelbüchse und meinen Pulvervorräthen in einem gewöhnlichen Kahne eines Tages weiter und immer weiter hinein in die schlüpfrigen, schlammigen Buchten und Baien, die der Mississippi schon 300 Meilen (es ist immer von englischen Meilen die Rede) vor seiner Mündung um sich herum gerissen hat. Diese labyrinthischen Ströme, Baien und Buchten sind in der Regel sehr tief, zuweilen eng, zuweilen sehr weit und mit Inseln in deren Mitte. Sie sind mit ihren Sümpfen und Moräasten die wahre Heimath der Krokodile und Alligators und eines nicht minder unfreundlichen Geschöpfes, des Flußhai's. Schaaren von Wasser- und Sumpfvögeln kreisen und kreischen über ihnen und waten durch deren schwarzen Urschlamm; der rothe Flamingo, der weiße Reiher, der Trompeterschwan, der blaue Fischreiher, die wilde Gans, der Kranich, der Schlangenvogel, der Pelikan und endlich der Ibis in mehreren Arten. Unter ihnen kreist die Aristokratie der Sümpfe, der weißköpfige Adler und andere Söhne vom Stammbaume der Raubvögel, die zuweilen herabschießen und sich bald Vögel, bald Fische holen. Die Natur strotzt hier noch von häßlicher Ueberfruchtbarkeit an scheußlichen Reptilien, Fischen und Insekten, die von den Schaaren der Vögel, obgleich diese von ihnen leben, nicht verdünnt, geschweige vertilgt werden können. Unabsehbare Wassernetze wirren sich in allen Richtungen durch die Sümpfe und sind zwischen manchen Ansiedelungen die einzig möglichen Wege. Südlich nach dem Golf hin hören bald alle Bäume auf, und 50 Meilen ringsum ist nichts zu sehen als Sumpf und Wasser. Hier in dieser baumlosen Wasser- und Sumpfwüste schwamm und ruderte ich, um einen Ibis zu erwischen.

Ich war von einer kleinen französisch-kreolischen Kolonie ganz allein abgefahren, selbst ohne Hund, da mein theurer Liebling kurz vorher, als er mir durch eine Bucht nachschwamm, von einem Alligator verschlungen worden war. Der schlüpfrige Strom trug mich langsam weiter und immer weiter, ohne daß ich meinen Vogel entdeckte. Eine Zweigbucht begegnete mir sehr lockend mit ihren Inseln, auf denen Riedgräser in ungeheurer Fülle sich bogen. Ich ruderte mich hinein. Alles erschien hier unberührt und urkräftig in einer so furchtbaren Einförmigkeit und Stille, daß ich gleichsam vor mir selbst erschrack, hier mich zu besinden und sogar Lärm zu machen. Doch hatte das Gefühl, daß ich wohl das erste menschliche Wesen sein könne, welches dieses Stück Schöpfung sah, bald etwas Erhebendes für mich. Ich fing an, mich meiner Herrschaft über die Schöpfung bewußt zu werden und tüchtig unter die unschuldigen, noch ganz furchtlosen Thiere hineinzuschießen. Schon hatte ich einen großen Holzibis und einen von der weißen Species, doch noch keinen rothen, auf den mir's eigentlich ankam. Inzwischen holte ich mir einen weißköpfigen Adler vollends herunter, der, offenbar neugierig und keine Gefahr ahnend, sich weit herabgelassen hatte, um mich in der Nähe zu besehen. Ich mochte ungefähr drei Meilen stromaufwärts gerudert sein, als ich mich entschloß, die Ruder hereinzunehmen und mich zurücktreiben zu lassen. Doch merkte ich zugleich, daß sich die Bucht weiterte. Von Neugier gepackt, trieb ich rasch weiter hinauf. Nach einigen hundert Schlägen befand ich mich am Ende eines ziemlich eirunden Sees von etwa einer Meile im Umfange. Er war tief, schwarz und voll von Alligators. Ich sah deren bösliche Riesenkörper und ihre langen, gezackten Rücken nach allen Richtungen hin- und herfahren und Fische oder einander verzehren; doch war das nichts Neues für mich. Ich hatte das Schauspiel schon zu oft auf meinen Excursionen gesehen. Was mich am meisten aufregte, waren rothschimmernde Punkte auf einer kleinen Insel, beinahe mitten im See. Das konnten rothe Ibis sein. So ruderte ich eifrig heran, doch vorsichtig genug, um sie nicht aufzuscheuchen. Die Sonne brannte hell und heiß und beleuchtete glänzend die blendend rothe Reihe von Vögeln, die, auf einem Beine stehend, entweder schliefen oder in tiefe Gedanken versunken waren. Jetzt sah ich, daß es keine Flamingo's waren. Die Gestalt ihrer Schnäbel, einer Degenklinge ähnlich, und ihre Größe von etwa drei Fuß (der Flamingo hat fünf) überzeugten mich, daß ich eine Kompagnie Ibis vor mir sah. Sie standen am entgegengesetzten Ende der Insel, die kaum 70 Ellen maß. Mit der größten Vorsicht schob ich den Kahn herum und legte meine Doppelbüchse an. Der Rauch zerstob rasch und ich sah Alle davon fliegen bis auf einen. Mit leidenschaftlicher Hast sprang ich aus

dem Kahne und auf meine Beute, einen richtigen rothen Ibis. Freudig kehrte ich zurück, sah aber zu meinem Schrecken den Kahn schon weit davontreiben. In meiner Leidenschaft hatte ich ihn nicht befestigt. Ich wollte nachspringen, merkte aber, daß das Wasser dicht am Ufer gleich klaftertief war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein seltsamer Austausch der Visitenkarten.) Am letzten Christkindimmelfahrtstage fuhren in einem Coupé zweiter Klasse mehrere Herren und eine Dame auf der Eisenbahn von Mannheim nach Heidelberg. Einer der Herren, welcher Lust bekam, eine Cigarre zu rauchen, wendete sich höflich an die Dame mit der Frage, ob sie es gestatte, eine solche anzuzünden. Auf die Entgegnung genannter Dame, daß sie unwohl sei und aus diesem Grunde nicht wünsche, daß im Coupé geraucht werde, steckte der betreffende Herr seine Cigarre wieder in die Tasche. Auf der Station Friedrichsfeld stieg in dasselbe Coupé ein Heidelberger Corps-Student mit brennender Cigarre im Munde. Der Herr, welcher sich aus Rücksicht für die Dame des Rauchens enthielt, ersuchte den Jünger der Wissenschaft, aus demselben Grunde seinen Glimmstengel bei Seite zu legen. Dieser aber erklärte mit burschikoser Nonchalance: dies genire ihn nicht. Der Gegner bemerkte hierauf: sein Benehmen sei das eines Lümmels! Der Student rauchte fort und schien keine Notiz über die Aeußerung seines Gegners genommen zu haben; als jedoch der Zug in Heidelberg ankam, übergab er demselben eine Karte, indem er sich die seinige ausbat. Der Fremde, der die Bedeutung recht wohl verstand, nahm sie entgegen und that, als ob er eifrig in seinen Taschen nach seiner eigenen Visitenkarte suche; plötzlich aber erhob er sich und schlug dem duellsüchtigen Musensohne rechts und links hinter die Ohren, indem er ausrief: „Ich bin der Thierbändiger Kreuzberg!"

In einem alten deutschen Gedicht findet sich folgende naive Stelle:

„Als man schrieb: dem Treuen und Frommen,
Da war noch was zu bekommen;
Als es hieß: dem Edlen und Festen,
Da gab es auch noch was zum Besten;
Jetzt, da man schreibt: Wohl- und Edelgeboren,
Ist Hopfen sammt dem Malz verloren."

Da die widersinnigen Brief-Anreden „Hochwohlgeboren und Wohlgeboren" jetzt allmälig in Mißkredit kommen und abgeschafft werden, ist Hoffnung vorhanden, daß an unserm Zeitalter nicht Hopfen und Malz verloren ist.

In zwei Prozessen, welche in London wegen Entschädigungen und Schmerzensgelder, herrührend von Bißwunden und zerkratzten Gesichtern, verhandelt wurden, stellte sich heraus, daß die eine Verklagte, ein altes Mädchen, ihre neun Bulldoggen nur mit den zartesten Hühnchen und Konditorwaaren zu füttern pflegte, und die Andere, ebenfalls ein altes Mädchen, sich einer Hausgesellschaft von 114 Katzen erfreute, die sie von einem einzigen Paare aufgezogen.

Im österreichischen Museum ist soeben ein wenigstens für Oesterreich vollständig neuer Industrieartikel ausgestellt, eine aus der Tapetenfabrik von Sieburger in Prag hervorgegangene Landkarten-Tapete. Das ausgestellte Muster ist eine 14 Fuß hohe und 20 Fuß breite Eisenbahnkarte von Mitteleuropa. Für die Eisenbahn-Lokalitäten der Staatseisenbahngesellschaft sind bereits solche Tapeten in Aussicht genommen, und es wird betreffenden Ortes in Erwägung gezogen, inwiefern sich dieselben auch etwa für Schulen, Bureaux ꝛc. empfehlen würden.

(Dichter-Dasein.) „Was hilft alles Dichten und Trachten!" rief ein Poet beim Anblick seiner abgetragenen Garderobe aus, „wenn das Dichten in solche Trachten bringt?!"

Gemeinnütziges.

(Einfaches Mittel gegen üble Gerüche.) Man schneidet Zwiebeln, ohngefähr zwei bis drei, in Scheiben und stellt sie auf einen Teller in die mit üblen Krankengerüchen angefüllten Räume. Mit unglaublicher Schnelligkeit entziehen dieselben allen Geruch, müssen jedoch alle 6 Stunden gewechselt werden. Jedenfalls sind solche allen Räucherungen vorzuziehen, indem letztere nicht die üblen Gerüche in sich aufnehmen und entfernen, sondern nur verdecken.

Auflösung des Logogryphs in № 82:
Ohm, Homberg a. d. Ohm.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 84. Freitag, 14. Juli 1865.

Eine fromme Lüge.

(Fortsetzung.)

Sie ging zum Stalle. Wie um sie zu grüßen, blickten die jungen Pferde sich nach ihr um. Konnte sie nicht selbst fahren? Wie oft im ersten Jahre ihrer Ehe hatte im Scherze ihr Mann ihr die Zügel gelassen, um ihr Talent zu erproben; und hingen nicht die Geschirre neben den Pferden, hatte sie nicht oft dem Knecht zugeschaut, wie er sie ihnen um den glänzenden Hals gehängt?

Sie entschloß sich rasch, und indem sie ihre zierliche Gestalt auf die Zehen erhob, nahm sie das Lederzeug vom Nagel und warf es den Thieren, die freudig wieherten, über. Dann zog sie eins nach dem anderen in den Schober, wo das kleine leichte Wägelchen stand; Alles gelang ihr vortrefflich; sie nahm die Peitsche und ohne das Haus wieder zu betreten, denn sie fürchtete Jemand zu begegnen, schwang sie sich auf den Sitz und rasselnd flog der kleine Wagen über den gepflasterten Hof durch die Straßen des Dorfes an der Kirche vorbei, in welche alle Menschen sich gedrängt hatten, hinaus auf die Chaussée, die nach dem Schlosse führte. Es waren zwei gute Meilen zurückzulegen, aber was kümmerte das die muthige Frau?

Ihre kleine zarte Hand peitschte unbarmherzig auf die kräftigen Pferde, die bald im Galopp mit dem leichten Wagen davonflogen. So jagte die kühne Frau an mehreren Landleuten auf der Chaussée, die kopfschüttelnd dem kühnen Beginnen der wohlbekannten schönen Pächterin zusahen, vorüber.

7.

Die beiden Väter.

Als Bernhard der Erste aus der Kirche kam, war er sehr verwundert, sein Haus offen und leer zu finden. Seine Tante und die Magd, die bald nach ihm sich einstellten, wußten ihm nicht zu sagen, wo Therese sei.

Noch höher wuchs sein Staunen, als der Knecht ihm meldete, daß die Pferde und der Wagen fehle. Bernhard dachte sich aber bald den Zusammenhang; nur glaubte er nicht, daß Therese selbst gefahren, sondern er hoffte, daß sie irgend Jemand gefunden, der sich zu ihrem Kutscher hergegeben. Ein eintretender Bauer belehrte ihn aber, daß er vor einer Stunde seiner Frau auf der Chaussée begegnet, wie sie in rasender Eile an ihm vorübergesaust. Die Richtung, die sie genommen, bestätigte ihn in seiner Vermuthung und er ließ nun schnell einen seiner alten Gäule satteln, um ihr, die er schon wieder auf dem Rückwege glaubte, entgegen zu reiten, denn er war sehr besorgt, da er die Gefahr mit so jungen Pferden als Mann viel besser würdigte, wie seine kühne Frau.

Es läutete Mittag, als er aus dem Dorfe hinausritt und sein Herz schlug zum erstenmale seit langer Zeit mit Sehnsucht der armen Frau entgegen, mit welcher er um diese Zeit sich immer zum einfachen Mahle gesetzt und die er so lange vernachlässigt. Er mochte etwa eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt sein, als ihm auf der Chaussée ohnweit eines ländlichen Gasthauses ein ihm wohlbekannter Müller begegnete. Als der Mann Artmann's ansichtig wurde, lenkte er vom Fußpfad ab und winkte ihm zu halten.

Der Müller kam nun dicht zu ihm heran und Bernhard erschrack über dessen ernstes, trauriges Gesicht.

„Reitet nicht weiter, Artmann, kehrt um und verfügt Euch nach Hause, ich will Euch begleiten."

„Was ist's — sagt es mir," frug Bernhard, dem die fürchterlichsten Ahnungen die Kehle zuschnürten und ihm nicht mehr als diese wenigen Worte hervorzubringen gestatteten.

„Geht nicht nach jenem Krug — dort gibt's einen schrecklichen Anblick! Kehrt um!"

„Ich will auch nicht dahin, ich will meiner Frau entgegen —“

„Eurer Frau? Die trefft Ihr nicht, die ist schon zu Hause, kehrt mit mir um, da werdet Ihr sie finden.“

„Nein, ich kehre nicht um!“

„Wenn ich Euch aber sage, daß es zu Eurem Besten ist!“

„Sagt mir die Wahrheit — ist meiner Frau vielleicht etwas zugestoßen?“

„Ich will Euch Alles sagen, wenn wir in Eurem Hause sind!“

Bernhard's Blut gerann — es mußte etwas Fürchterliches geschehen sein, daß der sonst nicht weichmüthige Mann es ihm nicht hier auf offener Straße zu sagen wagte!

Mit einem Male schrie Bernhard, dessen scharfes Auge die Trümmer seines Wagens vor dem Wirthshaus entdeckt, auf:

„Meine Frau liegt todt in jenem Hause!“

„So ist's!“ sagte nun lakonisch der Müller; „wenn Ihr es wißt, so hilft kein Läugnen!“

Ohne weiter etwas zu hören, sprengte Bernhard voran, am Wirthshaus sprang er vom Pferde und ließ es allein weiter laufen, um stürmisch die Hausthüre zu öffnen. Der Wirth, der ihm auf dem Flur entgegen kam, wollte ihn verhindern, weiter zu gehen, aber Bernhard schob ihn bei Seite und riß die Thüre eines Saales auf, in dem er, wie ihm eine Ahnung sagte, die todte Märtyrerin finden werde.

Sie lag wirklich da! Auf das Gastbett hatte man sie getragen und die Tochter des Wirthes war beschäftigt, das Blut von dem schönen, leblosen Antlitz zu waschen.

Laut weinend stürzte Bernhard zur Seite des Bettes nieder.

„Therese, Therese, verzeihe mir! Nur noch einmal schlage Deine süßen blauen Augen auf, um mir zu sagen, daß Du mir nicht grollst, daß ich in frevlem Starrsinn Dich mit Deinem armen Herzen so allein gelassen! Therese, o Therese!“

Aber sie schlug die Augen nicht mehr auf, nur ein unbeschreiblicher Zug um den Mund deutete an, daß sie trotz ihrem entsetzlichen Tode schmerzlos geschieden.

Ihre Pferde, die nur im Schritt oder höchstens im leichten Trabe zu fahren gewohnt waren, hatten, von ihr mit athemloser Eile getrieben und gejagt, in tollem Rennen den Wagen an einem Steinpfeiler zerschellt. Therese, vom Wagen geschleudert, hatte wahrscheinlich schon im ersten Augenblick sich tödtlich verletzt, indem sie mit dem Kopfe aufschlug, denn an demselben befand sich eine breite Wunde, aus der ein Strom von Blut geflossen war. Die Pferde, ganz scheu geworden, waren mit den Trümmern des Wagens weiter gerannt, und erst lange, nachdem man sie eingefangen, fand man am Wege die Leiche, die man eben in den Krug gebracht hatte, als Bernhard ankam.

Es war 4 Uhr, die gewöhnliche Speisestunde im Schloß, und der Graf mit seiner Gemahlin saß bei der Tafel; zwischen ihnen auf einem hohen Stühlchen Thereſens Kind, das erst seit einigen Tagen die Ehre genoß, mit seinen Eltern zu speisen. Die Gräfin schob dem Kinde einige Süßigkeiten in den Mund, während der Graf lächelnd zusah, denn es gab jetzt schon Stunden, wo er ganz vergaß, daß der kleine Bernhard eigentlich nicht des Pachters Namen, sondern seinen eigenen, Clemens, trug und nicht sein Kind, sondern des Pachters Kind war!

Da hörte man im Vorzimmer auffallend schwere und rasche Schritte erschallen, die beiden Lakaien, die bei Tafel aufwarteten, sahen sich verwundert an, als die Thüre aufgerissen wurde und bleich, mit entstellten Zügen und lose flatterndem Halstuch Bernhard Artmann auf der Schwelle erschien.

Indem er die Drei am Tische abwechselnd mit irren, stieren Blicken ansah, blieb er wie ein Gespenst am Eingang stehen. Der Graf, von dessen Wangen auch alle Farbe wich, erhob sich und ihm entgegen tretend, frug er mit schwankender Stimme:

„Was willst Du, Artmann?“

„Mein Kind!“ sagte Bernhard drohend.

Der Graf wandte mit wiedereroberter Fassung sich um und bedeutete durch einen Wink die Gräfin, sich zu entfernen. Bernhard sah mit verschränkten Armen ruhig zu, wie sich die erschrockene Frau erhob und sich von einem der Bedienten ihre Mantille umhängen ließ; als aber auf ihren Befehl einer der Bedienten das Kind vom Stuhle nehmen wollte, um es ihr nachzutragen, stürzte Bernhard wie rasend hinzu, faßte den Lakaien an der Brust, schleuderte ihn weit von sich und rief:

„Wer das Kind wegbringen will, den erwürge ich. Niemand soll mir mein Kind anrühren!“

Der Graf blickte nach seiner Frau, die noch immer zitternd dastand, und indem er mit dem Finger auf die Stirne deutete, gab er ihr ein Zeichen, daß Bernhard verrückt geworden und sagte dann: „Gehe, Agnes, ich will allein mit Artmann reden und lasse nur das Kind, hier unter meinem Schutze ist es sicher.“

Nur widerstrebend gehorchte die bebende Frau, weil sie Bernhard wirklich für wahnsinnig und es

für heilige Pflicht hielt, ihre Geſundheit ſelbſt zu ſchonen, da ſie neuen Mutterhoffnungen entgegen ging. Als ſie draußen war, ſagte der Graf zu ſeinem Pachter:

„Geh' jetzt nach Haus, Bernhard, denn es würde mir leid thun, gegen einen alten Jugendfreund, wie Du biſt, meinen Leuten zu befehlen, Gewalt zu gebrauchen."

„Das heißt," ſagte Bernhard, „Sie wollen mich die Treppe hinunter werfen laſſen, weil ich mein eigenes einziges Kind holen will?"

„Ueber das Kind habe ich mit Deiner Frau geſprochen —"

„So ſprich auch jetzt mit ihr," ſagte Bernhard mit gräßlichem Spott.

„Wo iſt ſie?"

„Im Tönnis-Krug."

„Warum haſt Du ſie dort gelaſſen?"

„Weil ſie todt iſt!"

(Schluß folgt.)

Der rothe Ibis.

(Fortſetzung.)

Ich ſah blitzſchnell ein, daß mein Kahn und ich verloren ſeien, unwiederruflich, obgleich ich im erſten Augenblicke das Schreckliche, Beiſpielloſe meiner Lage noch nicht in vollem Umfange einſah. Meine kleine, troſtloſe, öde, ſumpfige Inſel lag mitten in einem See, und dieſer See mitten in einem Labyrinthe von Sümpfen, Inſeln und Flüſſen, die noch nie ein Menſch geſehen haben mochte. Ich wußte, daß hier meilenweit kein Menſch, ringsum kein Menſch wohne. Schwimmen konnte ich nicht und würde mir auch wenig geholfen haben. Auf der Inſel kein Baum, kein Stecken, nicht die Spur von Holz, wovon ich hätte etwas zum Schwimmen machen können. Der Schrecken der Einſamkeit und Verlaſſenheit überfiel mich mit ſeiner ganzen rieſigen Allgewalt. Niemand konnte mich hören oder ſehen oder nur ahnen, denn in der Kolonie, wo ich mich aufhielt, war ich nur als Fremder bekannt, der ſich zuweilen Wochen lang nicht ſehen ließ; ſie hielten mich für eine Art Wundertier, das zuweilen nie geſehene Thiere, die ich in ihrer Nachbarſchaft geſchoſſen, nach Hauſe bringe. Sonſt wußte Niemand etwas von mir und Niemand hatte ein Intereſſe an mir, nur vielleicht mit Ausnahme einer wunderſchönen Kreolin. Man konnte mich alſo nicht eher vermiſſen, als bis ich vielleicht verhungert oder von einem Alligator verdaut worden war.

Ich begriff dies Alles in weniger als einer Minute. Ich ſchrie, ich brüllte nach allen Seiten, obgleich ich wußte, daß mich Niemand hören konnte. Nur meine Stimme hörte ich als Antwort weithin verhallen. Die Reiher kreiſchten und der weißköpfige Adler ſchien ein wahnſinniges Hohngelächter aufzuſchlagen. Ich hörte auf zu ſchreien, warf mein Gewehr zur Erde und mich daneben. Ich habe einmal lange in einem düſtern Kerker geſeſſen, ich bin einmal einem Banditen begegnet, der mir die geſpannte Piſtole vor die Stirne hielt. Niemand wird das angenehme Situationen nennen, auch waren ſie's für mich nicht. Ich habe mich einmal in einer Prärie von Texas verloren, auf dem unendlichen Meere feſten Landes mit mannshohem Graſe, ohne die geringſte Spur von Baum, Gegenſtand, Stern oder ſonſt einem möglichen Leiter. Das war noch ſchlimmer. Man ſieht ſich ringsum die Augen aus; man ſieht nichts, man hört nichts, man iſt allein mit Gott und zittert vor ſeiner eigenen Gegenwart. Alle Sinne verſchwimmen, das Gehirn dreht ſich im Kreiſe und wir mit ihm, man fürchtet ſich vor ſich ſelbſt, man erſchrickt, daß man denken kann. Von Allen verlaſſen, fürchteſt du, daß dich dein eigener Geiſt verlaſſe. Das iſt ſchrecklich, unſäglich furchtbar, aber man kann's ertragen, und ich würde es lieber doch zwanzigmal durchmachen, ſtatt nur eine Minute der erſten Stunde meiner jetzigen Lage wieder zu erleben. Dein Gefängniß iſt dunkel und ſchweigend, aber du weißt, daß du Mitgefangene haſt und der Schließer kommen und dir ein menſchliches Geſicht zeigen wird, ſei es noch ſo häßlich und barbariſch. Verloren in der Prairie biſt du allein, aber du biſt frei. Auf meiner Inſel war ich allein und gefangen, gebunden, mehr als gebunden. Die Schrecken des Gefängniſſes und der Prairie ſtürzten ſich mit gleicher Gewalt auf mich. Dazu kamen zahlloſe Maſſen von häßlichen Ungeheuern. — Endlich verlor ich das Bewußtſein. Ich hatte mich den ganzen, heißen, tropiſchen Tag abgearbeitet, ohne etwas zu mir zu nehmen. Ich war zermalmt und dachte ſchon halb unbewußt mit einer Art Gleichgiltigkeit an ein elendes Verderben. So mußte ich viele Stunden zugebracht haben, denn als ich die Augen wieder aufſchlug, war die Sonne ſchon im Sinken. Ein ſchauderhafter Umſtand brachte mich wieder zu mir ſelbſt und auf die Beine. Ich ſah und fühlte mich von dunkeln, ſcheußlichen Gegenſtänden umgeben. Sie waren lange vor meinen Augen geweſen, aber ich hatte ſie in meinem traurigen Halbbewußtſein nicht geſehen. Ich dachte wohl in meiner Ohnmacht daran, aber ohne Kraft, mich davor zu fürchten. Endlich hörte ich ſie, ein ewig

unvergeßliches, gräßliches Blasen und Brausen, Röcheln und Schnarchen, zuweilen ein dunkles, tiefes Zischen, endlich wie das rasende Gebrüll eines wüthenden Bullen. Jetzt riß das Entsetzen meine Augen auf; riesige Eidechsen — Alligators rund um mich und über mich herkriechend. Sie krochen und rochen und schnaubten und brüllten dicht über die ganze Insel hinweg, und schienen offenbar im Zweifel, was mit mir anzufangen sei, da ihnen ein solcher Leckerbissen zum ersten Male vorkam. Ihre riesigen weiten Rachen öffneten sich gegen mich, und ihre scheußlichen, bleiernen Augen starrten mich an. Im furchtbarsten Entsetzen sprang ich auf und die riesigen Ungeheuer krochen und stürzten durch und übereinander nach allen Seiten ins Wasser. Sie hatten noch keinen Menschen gesehen, geschweige gegessen. Die scheußlichsten Thiere erkennen in ihrer Riesenkraft die Herrschaft des Menschen an, so lange dieser sie nicht durch Verfolgung und Mord demoralisirt hat. Die Krokodile Indiens und Aegyptens stürzen sich mit Wuth auf jeden Menschen, diese „unschuldigen" hier flohen mit großem Entsetzen vor dem „Herrn der Schöpfung". Dies Gefühl brachte mich wieder zu mir selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein ehrenwerther Richter.) Der „International" erzählt einen Vorfall, der zu beweisen geeignet ist, welch ehrenwerther Stamm unter den englischen Polizeirichtern zu finden ist. Vor Mr. Yardlay, einem Polizeirichter zu Marylebone, wurde Mr. Charles Baldwin Lever gebracht, unter der Anklage, daß er einen in der Ausübung seiner Pflicht begriffenen Policeman geschlagen habe. Mr. Lever verantwortete sich mit der gewöhnlichen Entschuldigung, er habe Wein getrunken und sei berauscht gewesen. Außerdem führte er viele Zeugen an, Advokaten und Doktoren, um seine Ehrenhaftigkeit zu beweisen. Darauf erklärte der Richter, die Vernehmung der Entlastungszeugen, durch welche der ehrenhafte Charakter Lever's dargethan werden wolle, sei nicht nothwendig, nachdem er (der Richter) mit des Angeklagten Eltern bekannt und befreundet sei. Er müsse aber trotzdem seine Pflicht erfüllen. Allerdings, setzte er fort, haben meine Kollegen die Gewohnheit, die Trunkenheit mit Geld zu bestrafen. Aber diese Art zu strafen ist ungerecht. Sie ist für den armen Mann, der sein Brod im Schweiße seines Angesichts verdient, schwer und schmerzlich, und ist dem Reichen gegenüber nichts als ein bloßer Schein, ja diese Milde dient sogar dem Vermöglichen als eine Lockung, um sich Exzesse hinzugeben, welche wohlerzogener Leute unwürdig sind. — Es ist Zeit, diesen Vorgängen, die sich seit einiger Zeit zu häufig wiederholen, eine Schranke zu setzen, und, schloß Yardley zum allgemeinen Erstaunen, so leid es mir auch thut, sehe ich mich genöthigt, Sie zu sieben Tagen Gefängniß zu verurtheilen. Alles war wie aus den Wolken gefallen. Man protestirte, berief sich auf die Präjudiz. Nichts half. Ein Zellenwagen führte Mr. Lever in das Besserungshaus von Goldbathfield, wo er durch sieben Tage über die Gesetze der Mäßigkeit nachdenken konnte.

(Aus dem Leben.) Ein Dienstmädchen in München, das soeben vom Lande herrinkam, hatte für ihre Dienstherrschaft einen Gang zu besorgen, der sie vor der Hofgarten-Kaserne in dem Augenblicke vorbeiführte, wo die ältere Mannschaft im Bajonettfechten sich übte, das Gesicht durch Visire geschützt. Ihr Erstaunen, ja fast Entsetzen war groß, mit geöffnetem Munde blieb sie eine Weile stehen und wie von Angst getrieben, eilte sie dann plötzlich fort. Daheim erzählte sie dann ihrer Frau in größter Aufregung, sie hätte schier was Schauerliches gesehen, vor der Kaserne seien die Soldaten mit Gewehren auf einander losgesprungen. Die müßten etwas Schlimmes angefangen haben, denn Alle hätten Maulkörbe angehabt.

(Eine ambulante Advokaten-Kanzlei.) Die „Fövarosi Zapok" melden: Ein Pesther Advokat, der es müde geworden, in seiner Kanzlei vergebens auf Klienten zu warten, sitt auf den originellen Gedanken gerathen, seine Kanzlei mobil zu machen; er läßt sich nämlich eine auf vier Rädern ruhende hölzerne Bude anfertigen, in welche er seine Kanzlei verlegen und die er abwechselnd in den verschiedenen Stadttheilen aufstellen will.

(Ein Recensentenfeind.) Als der französische Historiograph Mezeray 1863 starb, fand man unter seinem Nachlaß ein altes Goldstück sorgfältig in Papier gewickelt, worauf Folgendes von seiner eigenen Hand geschrieben war: „Dieses Goldstück habe ich seit zwanzig Jahren aufbewahrt, um dafür ein Fenster auf dem Greveplatz zu miethen, wenn einmal ein Recensent gehangen wird."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 85. Sonntag, 16. Juli 1865.

Trostgedicht für die Kleinen.

Es hat mich immer sehr verdrossen,
Wenn man mich nur die Kleine hieß;
Viel Thränen hab' ich schon vergossen,
Daß Gott so klein mich bleiben ließ;
Doch jetzt hab' ich mir Zeit genommen
Und überdachte mir es recht,
Da bin ich endlich d'rauf gekommen,
Es sei denn doch nicht gar so schlecht.

Ihr Leidensschwestern, die der Himmel
Nicht hoch zu sich emporgestreckt
Und darum, weil ihr im Getümmel
Nicht vorragt, Mancher höhnt und neckt,
Bleibt hübsch am Boden, seid bescheiden,
Erhöhen soll euch mein Gedicht;
Hört an, was euch zum Trost im Leiden
Und um euch zu vertheid'gen, spricht.

Es sagt ein wahr Wort aller Zeiten,
Daß alles Kleine herzig ist,
Weil man die Liebenswürdigkeiten
Ja niemals mit der Elle mißt.
Ein jeder Mensch wird gut geboren,
Das Böse schleicht sich später ein,
Da sind die Großen all' verloren,
Bei Kleinen ist der Platz zu klein.

Uns kümmern Wetter nicht und Stürme,
Wir können immer ruhig sein!
Der Blitz schlägt eher in die Thürme,
Als in die niedern Hütten ein.
Mama Natur gab uns ganz weise
In Duodezformat heraus
Und schmückt auf unsrer Lebensreise
Gleich einem Taschenbuch uns aus.

Wir wissen besser zu gefallen,
Wir schmiegen leichter uns ins Joch,
Und wenn wir Kleinen etwa fallen,
So fallen wir doch nie so hoch.
Wie oft geschieht es bei dem Großen,
Daß er nicht g'rade gehen kann;
Wir haben's besser, denn wir stoßen
Uns nicht so leicht die Köpfe an.

Die undankbaren Männer klagen,
Das Weib sei eine Last sogar:
D'rum wird ein Jeder lieber tragen
Die klein're Last, das ist doch klar.
Die Kleine macht nur kleine Schmerzen,
Der Mann ist sicher vor Betrug!
Denn in der Kleinen kleinem Herzen
Ist blos für Einen Raum genug.

Wir sind nur Miniaturgeschöpfchen
Und darum lieblich anzuseh'n.
Zwar ist es wahr, daß kleine Töpfchen
Gewiß viel leichter übergeh'n;
Dies kommet daher, weil die Flammen
Mehr sind getheilt im großen Haus;
Bei uns sind enger sie beisammen,
Da brennt's denn gleich zum Dach hinaus.

Von all den kleinen großen Leuten,
Die schon gelebet, red' ich nicht;
Sagt nicht das Sprichwort aller Zeiten:
Was groß ist, ist — ich sag' es nicht,
Sonst könnte man den Text mir lesen
Und sagen: Macht die Kleine ja
Von Kleinigkeiten nicht ein Wesen,
Als wäre niemand Großes da.

Nur Eines drängt mich noch zu sagen,
Das soll auch nicht verschwiegen sein:
Ich muß die Großen alle fragen:
Wen lud Gott selber zu sich ein?
Uns hat sein Sohn in Schutz genommen!
Sprach nicht der Spender alles Lichts:
Die Kleinen lasset zu mir kommen!?
Doch von den Großen sprach er nichts.

Eine fromme Lüge.

(Schluß.)

Der Graf fuhr zusammen, als habe ihn eine Viper gestochen.

„Todt? Unmöglich! Ich habe sie heute Morgen auf dem Kirchhofe stehen gesehen, als wir in Eure Kirche fuhren!“

„Eben deßhalb! Weil sie Euch in unsere Kirche fahren sah, wollte die Arme die Zeit benutzen und ihr Kind sehen — und spannte selbst ein und fuhr, um Euren gräflichen Rossen zuvorzukommen, so rasend darauf los und peitschte die Pferde, bis — o Gott — o Gott — sei mir barmherzig!“

Er barg sein Gesicht in seine Hände und weinte wie ein Kind; der Graf, der tief erschüttert war, trat neben ihn und die Hand auf seine Schulter legend, sagte er leise: „Soll meine Frau auch sterben, weil die Deinige starb — soll die fromme Lüge, die ich jetzt tief beklage, uns Beide zu Wittwern machen? Bernhard, lasse mir das Kind, bis meine Frau ihrem zweiten Kinde das Leben geschenkt hat — in einem halben Jahre kannst Du, bei meiner Ehre, es hier abholen.“

„Nein, nein!“ rief plötzlich Bernhard, sich wild die Haare aus der Stirne schüttelnd, „nein, ich lasse es nicht — ich will nicht einsam verzweifeln, während Ihr hier glücklich seid auf meine Kosten.“

„Und ich, Bernhard, gebe auch nicht nach,“ sagte der Graf nun wieder eiskalt, indem er einen Bedienten rief und ihm befahl, das Kind wegzubringen, und als Bernhard es verhindern wollte, ihn selbst mit eisernem Griffe am Arme hielt.

„Noch einmal, Artmann, zwinge mich nicht zum Aeußersten.“

Bernhard wollte den Griff des Hausherrn abschütteln, aber als dies der noch gegenwärtige Diener sah, wollte er seinem Herrn zu Hilfe eilen. Der Graf winkte ihm aber zurückzubleiben und sagte dann wieder weicher:

„Geh', Artmann, geh' jetzt!“

Was sollte Bernhard thun? Er hob nur die Hände zum Himmel und rief bitter anklagend:

„Und du siehst zu und duldest, daß man mir hier so begegnet?“

Der Graf führte ihn mit sanfter Gewalt zur Thüre, schloß sie hinter ihm ab und sagte beim Hinausgehen laut zu seinem Diener:

„Der arme Artmann ist verrückt geworden.“

8.

Die Kirchenväter.

In Theresens Zimmer, das wir im Anfang unserer Erzählung geschildert haben, stand an der Stelle, die sonst das Sopha einnahm, der Sarg der jungen Frau. Er war noch offen und im weißen Kleide, das ihr die alte, sorgsame Tante angezogen hatte, sah sie aus wie eine Braut.

Bernhard verließ, seitdem er vom Schloß zurückgekehrt, die Leiche nicht und spendete ihr alle Liebe, die er in der letzten Zeit der lebenden Frau versagt hatte.

Auch jetzt saß er vor der Leiche und hielt eine ihrer kalten Hände in den seinen, als es leise an die Thüre pochte und Jean Kortenstiel, einer der Kirchenvorsteher oder „Kirchenväter“ eintrat. Als er die Leiche gewahrte, blieb er an der Thüre stehen, aber Bernhard winkte ihn herbei und sprach apathisch:

„Was wollt Ihr, Jean, sagt es mir und setzt Euch.“

Aber der Bauer folgte der letzten Anforderung nicht, sondern versetzte, indem er die Mütze zwischen den Fingern drehte:

„Ihr habt ein Grab für sie bestellt, ist's nicht so?“

„Gewiß! Und morgen wird sie beerdigt.“

„Auf unserem Kirchhof?“

„Gewiß!“

„Bernhard,“ sagte nun der alte Bauer, indem er seine Mütze immer heftiger drehte, „gebt den Gedanken auf und laßt doch lieber Eure Frau im nächsten Städtchen begraben — da sind ja so viele Calviner!“

„Wollt Ihr sie etwa nicht hier begraben lassen?“ rief Bernhard, indem er aufsprang und vor den „Kirchenvater“ trat.

„Ne,“ sagte der Bauer, „wir wollen es nicht — nicht um Euch zu kränken — sondern des Beispiels halber — es ist noch Keiner bei uns verscharrt, unser Kirchhof ist noch rein!“

Bernhard faßte den alten Mann und sagte mit lauter, vor Wuth bebender Stimme:

„Wahnsinniges Volk! Eurer Wohlthäterin, die für Euch gestorben, der Ihr ein Armenhaus, eine Kirchenorgel, ein Krankenhaus und Eure Kinder einen guten Unterricht verdanken, der gönnt Ihr nicht ein Grab auf Eurem Boden, damit er nicht verunreinigt werde!“

Der Bauer sah ihn erschrocken an, denn indem Bernhard das Verdienst aller Wohlthaten, die der Graf im letzten Jahre dem Dorfe erwiesen, für seine Frau in Anspruch nahm, gab er ihm den sichern Beweis, daß er verrückt geworden, und den Abend erzählte er Jedem, der es hören wollte im Wirthshause: „Bernhard's Artmann ist unwis worn!“

Bernhard aber sprach zu sich selbst: „So mußte es kommen! Mich will man die Treppe hinunter werfen in dem Hause, das meinem Kinde sein Glück

verdankt; und meiner Frau verfagt das Dorf, deſſen Wohlthäterin ſie für ewige Zeiten war, ein Grab bei ſeinen Gräbern."

Am folgenden Tag fuhr Bernhard ſelbſt die Leiche ſeiner Frau nach dem nächſten Städtchen, wo ſie im Schooße der kleinen Gemeinde ihrer Glaubensbrüder aufgenommen wurde.

Er ſelbſt verließ den Pachthof, verkaufte Alles und bereitete ſich zur Ueberfahrt nach Amerika, — allein wollte er aber das Weltmeer nicht durchſchiffen und früher, viel früher, als die vom Grafen ihm abgedrungenen ſechs Monate abgelaufen waren, brachte ihm eines Abends der Graf ſelbſt ſein Kind auf die niedere Kammer, die er für's Erſte im Dorfwirthshaus bezogen.

„Wir ſind quitt," ſagte der Graf. „Geſtern Nacht iſt meine Frau geſtorben, nachdem ſie ein todtes Kind geboren. Seit jenem Schrecken, den Du ihr verurſacht haſt, als Du damals Dein Kind zu fordern kamſt, war ſie leidend — ich war ſchuld am Tode Deiner Frau, Du biſt es am Tode der meinigen! Hier iſt Dein Kind!"

Bernhard hörte nichts. Jubelnd hob er ſein letztes Glück auf und preßte es an ſein Herz, bis das Kind ſchrie und ſich nach dem „Papa" umſah, aber der war verſchwunden und acht Tage ſpäter beſtieg Bernhard einen Wagen, der ihn nach Bremen zum Schiffe bringen ſollte, hinter ihm die alte Tante, die anfangs ſo gegen Amerika geſcholten hatte und nun doch mitging um des mutterloſen Kindes willen, das ſie doch nicht dem „Mannsvolk" überlaſſen wollte, denn da würde ja das „Thereschen" aus dem Grabe kommen und über's Weltmeer wandern müſſen, um ihr Kind zu behüten, wie alle Mütter in Weſtphalen ſie nach dem Tode noch hüten, wenn ihre kleinen Kinder verlaſſen ſind — und „Thereschen" ſollte die ewige Ruhe haben, ſagte die alte Frau. Das hatte ſie doch verdient!

Der rothe Ibis.

(Fortſetzung.)

Ich beſchloß nun mit allem Scharfſinn, Alles zu verſuchen und zu durchdenken, was möglicher Weiſe zu meiner Rettung dienen könnte. Ich unterſuchte jeden Zoll der Inſel, ſondirte jede Tiefe ringsum durch tollkühnes Hineinwaten, wobei ich jedesmal mit dem dritten, vierten Schritte bis an den Hals verſank. Die Ungeheuer umſchnarchten mich hier unverſchämter, ſo daß ich bald erſchreckt an's Ufer ſprang und mit triefenden Kleidern die Inſel auf's Neue durchforſchte. Von allen Seiten dieſelbe hohle Antwort: keine Rettung.

So trieb das Entſetzen mich immer wieder über den öden, kahlen Schmutzhaufen von Inſel hin und her, bis Nacht, Verzweiflung und matter Heißhunger mich wie ein neues Heer von Todfeinden packten und den Angſtſchweiß aus jeder Pore trieben. Das Heer ſchwoll zu einer furchtbaren Maſſe an. Die unzivilisirte Urnatur gab ſich ein Concert. Das Qua-Qua des Nachtreihers, das Striekſchen der Sumpfeule, der Verzweiflungsſchrei der Rohrdommel, das Schluchzen der großen Waſſerkröte, das Geklirr des Glockenfroſches und das heiſere Zirpen der Savannah-Grille ſtürzten von allen Seiten unaufhörlich in ſteigenden und ſinkenden und wieder ſteigenden Schwellungen an mein Ohr und begleiteten das nahe Schnarchen, Brüllen und Platſchen des Alligators. Erſt mit Beginn der Nacht bekam hier die Natur, die ungezähmte, ihr erhabenſtes, entſetzliches Leben. Ich wollte nicht ſchlafen, aber ich fiel zuſammen und meine Augen zu, als könnte ich ſie nie wieder aufſchlagen. Aber das Kriechen, Schnarchen, Brüſten und Ziſchen um mich herum und endlich die Berührung eines feuchten, kalten Ungeheuers, das über mich gebogen, eben ſeinen Schlag mit dem Schweife appliziren zu wollen ſchien (ich kannte ihre Manier), gaben mir eine entſetzliche plötzliche Kraft, mit der ich auf und zur Seite ſprang. Faſt in demſelben Augenblicke peitſchte das Ungeheuer den Boden, wo ich gelegen, daß Sand und Schmutz weit umherſtoben.

Meine Oberherrſchaft war bald gebrochen, der Reſpekt vor mir war dahin. Ich nahm mein Gewehr und ſchoß auf das größte der Ungeheuer, ohne es zu tödten. Doch ſtürzten alle davon. Sie ſind kugelfeſt und haben ihre Achillesferſe blos im Auge oder unter der Vorderkralle. Ich ſchlief nun, wenigſtens wachte ich ſpäter auf oder wurde vielmehr durch die ſchleimige, kalte Berührung von einem dieſer Ungeheuer aufgeſchreckt. Ich ſprang wieder auf und ſchoß einem ins Auge. Es peitſchte mit furchtbaren Schlägen den weichen Sandboden und brüllte ein paarmal auf; dann lag es lang geſtreckt. Die anderen waren wieder geflohen, kehrten aber zum Theil faſt augenblicklich zurück und bildeten eine Art von Zirkel um mich. Ich ſchrie und ſchwang mein Gewehr und ſchoß zuweilen, doch mit immer weniger Erfolg, ſo daß ich, obgleich körperlich und geiſtig zerbrochen, doch nicht wieder an's Schlafen denken konnte. Endlich kam der Morgen, heiß und feucht, und beleuchtete mit neuen Farben mein furchtbares Schickſal. Woher Frühſtück nehmen, nachdem ich, den Tag vorher ohne Mittag- und Abendbrod, dieſe

Nacht durchlebt hatte? Ich trank gierig das scheußliche Wasser, ohne den Durst löschen zu können. Und wie den Hunger? Was konnte ich essen? Den Ibis. Aber wie ihn kochen? Womit Feuer machen? Kochen ist eine moderne Erfindung, ein Luxus für verweichlichte Gourmands. Ich befreite den Ibis von seinem prächtigen Gefieder und aß ihn auf. Nein, ich war ökonomisch und hob mir einen Theil für die Zukunft auf. Er mochte mit den Knochen 3 Pfund wiegen, doch mußte ich ihn zur zweiten Mahlzeit — eines déjeuner sans fourchette — schon bis auf die Knochen abnagen. Ich verfluchte die Stunde, in der ich Geschmack an solchen Mahlzeiten gefunden und meine Naturwissenschaft wünschte ich mit sammt Audubon, Buffon und Cuvier in diese Urwüste bis an den Hals.

Was nun nach dem Ibis? Todthungern? Noch nicht. Da liegt mein riesiger Nachbar, das todte Krokodil. Sind in England Ochsenschwänze eine Delikatesse, so kann ein Alligatorschwanz immer noch gut genug sein, den Hungertod hinauszuschieben. Freilich, ich hungerte noch einen Tag und eine Nacht, ehe ich an meine Fleischkammer ging, und dann verbreitete das Aas einen so entsetzlichen Geruch, daß ich, da keine Spur von Wind ging, genöthigt war, es mit ungeheurer Anstrengung ins Wasser zu bringen. Aber ich schoß einen anderen und schnitt mir ein derbes Stück aus dessen Schweife.

Du schauderst, Leser? Schaudere nicht, sondern denke in Demuth daran, was der Mensch sei in seinem Hunger. Im Hunger und im Tode sind alle Menschen gleich, glaube ich. Hast du einmal gehört, christlicher Leser, von jenen Matrosen, die sich im Stillen Ozean von ihrem untergehenden Schiffe auf ein Boot gerettet und auf einer Fahrt von sechs Wochen 3 von ihren Unglücksgefährten, die das Loos traf, aufgegessen und ihren Durst von deren Blut gestillt hatten? — Ich verlange von keinem Menschen, daß er seinen Nächsten ohne Grund liebe, viel weniger seine Feinde; aber wer einen Menschen absichtlich hungern ließe, dem möcht' ich ins Auge schießen, wie einem Alligator.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein gutes Herz.) Folgende Episode, die sich in Dresden ereignete, dürfte nicht ohne Interesse sein. Ein Maschinenmeister aus dem fernen Würtemberg, der längere Zeit in Dresden gearbeitet und nun nach seiner Heimath zog, gedachte aus Anhänglichkeit an Sachsen sich ein Andenken mitzunehmen und zwar ein lebenslängliches. Er wollte eine Dresdnerin heirathen. Diesen Vorsatz führte er aus und ließ in ein dortiges Blatt ein Heirathsgesuch einrücken, das dahin lautete, daß er auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine Frau suche, die hübsch, jung und nicht ganz ohne Vermögen sei. Das hatte Erfolg, und es meldeten sich 37 an der Zahl, theils mit, theils ohne Photographie, theils mit, theils ohne Geld. Er las alle Briefe und fand, daß manche recht schwülstig, manche recht einfach geschrieben waren. Zuletzt kam noch ein Briefstein mit unscheinbarem Papier, mit einem Fingerhut war das Petschaft ersetzt. Er wollte ihn, nachdem in den anderen Schreiben schon recht annehmbare Parthieen ihm geboten waren, bei Seite legen und nicht erst lesen. Ein Freund fordert ihn aber auf, auch diesem letzten Beachtung zu schenken. Die Buchstaben waren von zitternder Hand geschrieben, auch einige Thränen schienen auf das Papier gefallen zu sein. Es bot sich ihm dort ein Mädchen an, das blutarm war, eine alte Mutter und noch 6 kleine Geschwister habe, die sie mit der Nähnadel alle ernähren müsse. Sie selbst sei lange krank gewesen und habe mit den Ihrigen Hunger gelitten. Sie sehne sich so gern einmal, selbst unter den bescheidensten Ansprüchen eine Frau zu werden, damit sie nicht mehr mit ihrem kränklichen Körper und ihrer armen Mutter so Hunger leiden müsse. Sie habe gar nichts, aber ein gutes Herz, auch setzte sie hinzu, sie sei nicht ganz häßlich. — Das war nun freilich nicht viel, aber der Maschinenmeister dachte, sehen muß er sie, und es wurde ein Rendezvous verabredet. Sie wohnte in der Antonstadt und hatte, wie sie sagte, am Hause, wo sie im Souterrän wohnte, nicht einmal eine Hausnummer. Das Haus selbst war nur an zwei grünen Fensterladen zu erkennen. Der Würtemberger sah sie, verliebte sich in sie und heirathete sie noch in Dresden. Er nahm Mutter und alle 6 Geschwister mit in die Heimath und vor Kurzem schrieb er, daß er zwar eine arme Frau, aber eine brave Frau geheirathet, die jetzt ganz gesund und fröhlich sei. Er könne nicht glücklicher sein.

„Das Wort Souffleur läßt sich doch gar nicht ins Deutsche übersetzen," meinte Jemand im Theater. „O, warum nicht!" meinte ein Anderer: „Kastengeist!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 86. Dienstag, 18. Juli 1865.

Nunziata.

I.

Kein Theil Italiens hat seine alten wirklich patriarchalischen Gebräuche reiner erhalten, als Ligurien und selbst das stolze Genua, die Genova superba, hat in seiner ganzen Physiognomie etwas Streng-ernstes und zugleich Geschäftiges, das sich seit Jahrhunderten bewahrt. Seine Bewohner, welche fast alle dem Handel ihre Zeit widmen, scheinen jeden anderen Zeitvertreib, jede gleichsam profane Belustigung, wie sie in anderen Gegenden und Städten Italiens vorkommen, zu fliehen, gleichviel, welcher Rang oder welche Vermögensverhältnisse sich an ihren Namen knüpfen. Es herrscht fast in allen besseren Familien der Gebrauch, den größten Theil des Vermögens unter die Töchter zu vertheilen und den männlichen Nachkommen nur so viel zu lassen, als gerade nöthig ist, daß sie ihre künftige Existenz erringen können. Und dieser Gebrauch ist denn auch sehr viel daran schuld, daß die Jünglinge in ihren ersten Jahren äußerst thätig sind und besonders in den fernen Weltgegenden durch Spekulationen jeder Art sich eine eigene Existenz zu gründen suchen. Sobald ein Genueſe sein Ziel erreicht hat, sobald er durch dieses bewegte Leben zugleich auch in seiner Weise seine Jugend genossen, schreitet er zu dem prosaischen Akte der Heirath und zeichnet sich in der Regel als guter Gatte und Vater aus.

Diese an sich so einfachen Sitten der an natürlichem Reiz so reichen ligurischen Küsten, dieses antike und gewissermaßen ernstwürdige Familienleben hat das Gefühl der Achtung und des strengen Gehorsams gegen die elterlichen Bestimmungen wach und lebendig erhalten. Der Vater bewahrt hier eine wirklich absolute Autorität über die Seinen und selbst noch dann, wenn sie, selbst verheirathet, zu Familienvätern werden; die Eltern sind hier für die Söhne gleichsam der Vermittler zwischen Gott und den Menschen, und selbst bei getrennten weltlichen Interessen erleidet der Charakter dieser Beziehungen auch nicht die unbedeutendste Veränderung. Das Gesetz mag wohl eine zivile Emanzipation zwischen Vater und Sohn aussprechen, allein die moralische Emanzipation ist bis zur letzten Stunde verbannt. Eine unauslöschliche Ehrerbietung vor den Rathschlägen der Familienhäupter, ein vollständiges Vertrauen in ihre Erfahrung machen den Söhnen jedes Opfer, jede Verläugnung eines anderen Gefühles möglich und leicht. Die katholische Religion steht in diesen Gegenden gleich wie die Sehnesliebe fest, unbeweglich, schwanklos und unerschüttert, keine Diskussion schwächt ihre durch die Macht der Zeit fortdauernden Prinzipien. Man hat hier in manchen Gegenden noch, und besonders von Seiten des weiblichen Geschlechts, die Treue des Mittelalters bewahrt, und an dieselbe knüpft sich ein guter Theil des Aberglaubens jener Zeiten. Die heilige Madonna nimmt alle Schwüre jungfräulichen Glaubens entgegen, und niemals würde man vergessen, ihr für eine empfangene Wohlthat die verdiente Erkenntlichkeit zu beweisen.

Jeden Morgen eilen die Jungfrauen und Mädchen zur Messe, ehe noch die Sonne ihren siegreichen Lauf beginnt; in ihrer natürlichen Anmuth ziehen sie dahin, von ihrem weißen, durchsichtigen Schleier verhüllt, den sie Pezzotto nennen, und ohne uns von poetischer Uebertreibung hinreißen zu lassen, könnten wir sie den Engelsgestalten vergleichen, mit ihren niedlichen, wohlgeformten Gestalten, auf denen ein so lieblich-schönes, naiv-frisches Köpfchen sich wiegt.

In Ligurien ist die Erziehung der Mädchen sehr beschränkt: sie lernen das Italienische mit vieler Anmuth sprechen, schreiben, rechnen, so weit es zur Haushaltung nöthig ist und außerdem die heilige Geschichte und das Hauptsächlichste der vaterländischen

Geschichte; im Uebrigen sind ihre Beschäftigungen rein nur der Haushaltung und dem Familienleben gewidmet. Die Mütter erlauben fast niemals das Lesen eines Buches, das nicht von Heiligen oder dem Paradiese spricht. So sehr die Mädchen auch im Allgemeinen ihre Einfachheit und eine oft weitgehende Ignoranz bewahren, so kann man ihnen doch eine gewisse natürliche Intelligenz nicht absprechen. Sie gehen dem Ehestand meistens entgegen, ohne nur das Geringste von der Welt zu kennen; sie lassen sich in der Regel den zukünftigen Gatten von ihren Eltern wählen, sie lieben ihn gleichsam auf den Rath ihrer Eltern und sind oft 5, 6, ja oft bis zu 8 Jahren versprochen, ohne daß ihre Treue dadurch im Geringsten nachläßt. Es ist wahr, daß ihre Liebe nicht glühende Leidenschaft ist, sondern sie trägt vielmehr den Charakter einer innigen Freundschaft. Der Jüngling hat auch zu viele Geschäfte, von Jugend auf ist er auf zu ernste Gegenstände hingewiesen, als daß er sich so leicht von der Liebe, welche ein Mädchen einflößt, beherrschen lassen würde. Das Mädchen seinerseits, welches bis zum Augenblicke des Brautstandes in einer von ihren Eltern nicht bewilligten Zuneigung keine Nahrung für ein solches Gefühl findet, vermag dasselbe auch nicht bis zur Leidenschaft zu steigern. Ohne Uebertreibung kann man deßhalb behaupten, daß das weibliche Geschlecht Liguriens zum größten Theile nur in den sanfteren Gefühlen der Gattin und Mutter lebt und jenen leidenschaftlichen Charakter der Liebe nicht kennt, wie er die Herzen der Süditalienerinnen bewegt. Wir läugnen jedoch nicht, daß es nicht an Ausnahmen fehlt, welche schroff genug abstechen gegen die allgemeine Regel, und in dieser Ausnahme tritt dann unwillkürlich der heißblütige italienische Charakter zu Tage. Wir möchten deßhalb zum Schlusse kommen, daß vielleicht nur die Gelegenheiten sowohl für die Jünglinge als auch für die Mädchen fehlen, um die Leidenschaft ihre volle Macht üben zu lassen, denn sobald der Kreis des Familienjoches gesprengt ist, welcher in Folge der männlichen und weiblichen Erziehung die Seele des Individuums gleichsam fesselt, da brechen dann die Leidenschaften mit aller Heftigkeit, mit unwiderstehlicher Gewalt hervor und drängen oft zu den äußersten Exzessen.

Indem nun gewöhnlich die Jünglinge während mehrerer Jahre versprochen sind, ist es, wie früher bemerkt, Sitte in Ligurien, ihnen nur wenig zu hinterlassen und dafür die Töchter um so reichlicher auszustatten.

Die Jünglinge treten zum größten Theile im frühen Alter schon in den Seedienst, sie ziehen in ferne Gegenden und kehren alljährlich in ihr Vaterland zurück, namentlich zur Weihnachtszeit, um diese Feier im Kreise der Familie zu verleben. Ehe sie sich dem ungewissen Geschicke des Meeres anvertrauen, oder noch öfter, während ihres Jahresbesuches erwählen sie sich eine Geliebte, una galante. Der Jüngling hat da in der Regel 18, das Mädchen 13 bis 14 Jahre; sie schwören sich Treue mit Genehmigung der Eltern, dann zieht der Versprochene ruhig wieder in die Fremde, gewiß, bei seiner Wiederkunft, sobald er sein Vermögen erworben, seine Braut treu und liebend zu finden, bereit, ohne jedweden störenden Gedanken, eine gute Hausfrau und Mutter zu werden. Von keiner Seite zeigt sich auch der geringste Gedanke von Mißtrauen oder Eifersucht. Sie haben vor Gott und ihren Eltern geschworen; wer könnte einem solchen Schwure treulos werden?

Es sind nun 3 bis 4 Jahre her, daß 2 Mädchen fast von gleichem Alter, wenn auch die Eine jünger schien, mit gleicher Schönheit begabt, jedoch jedes in seiner Art verschieden, die Bewunderung aller Jünglinge in einer lieblichen Gegend, 18 Meilen von Genua, erweckten. Albissola-Marina liegt am Meeresstrande in der herrlichsten Lage der Welt, inmitten einer lachenden Natur, umweht von Wohlgerüchen blühender Citronen.

Marina und Nunziata gehörten zu der Mittelklasse von Albissola. Der Vater Marina's besaß eine blühende und renommirte Töpferfabrik; er hätte sich leicht weiter hinaufschwingen können, wenn er in seiner Bescheidenheit und bei seiner Arbeitslust nicht diese Stellung vorgezogen haben würde.

Wir nennen ihn hier Antonio, indem wir es vorziehen, die Personen, welche in dieser Erzählung eine Rolle spielen, nur mit dem Vornamen zu bezeichnen. Auch ist in den genuesischen Provinzen jeder Einzelne meist nur unter seinem Taufnamen bekannt, welcher deßhalb natürlich manche Abkürzungen und Veränderungen erleidet, damit man die bezeichneten Personen von einander zu unterscheiden im Stande ist.

Antonio also war ein guter Alter von 65 Jahren, groß und etwas hager, dabei aber stark und muskulös; mit dem 35. Jahre verheirathet, erfreute er sich einer wirklich gesegneten Ehe von 8 Kindern. Zwei davon waren jedoch schon frühe gestorben, so daß ihm nur noch 4 Töchter und 2 Söhne blieben, von denen der älteste 24 bis 25 Jahre, die älteste Tochter 20 Jahre zählte.

Vor etwa 12 Jahren war diese Familie durch 2 Waisen bereichert worden, die Kinder eines weitläufigen Vetters von Antonio, der jedoch einer seiner

besten Freunde war. Diese beiden Waisen waren ohne Schutz, ohne Obdach bei dem Tode ihrer Eltern zurückgeblieben; allein Antonio nahm sich ihrer an und hielt sie als seine eigenen Kinder. Eine solche Handlungsweise ist in Ligurien nichts Seltenes, und selbst ärmere Leute würden nicht gescheut haben, unglückliche Waisen, wie Pippo und Nunziata, bei sich aufzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Der rothe Ibis.

(Schluß.)

Nachdem ich meinen frischen Alligatorschwanz „in Gottes freier Natur" verzehrt hatte, fühlte ich mit Wollust eine Art von angloſächſiſchem Phlegma und Comfort wiederkehren. Ich fühlte sogar das Bedürfniß, meine Zähne zu stochern, aber freilich weder Natur noch Kunst boten hier diesen Artikel feil. So sah ich ruhig ins Weite über meinen Fleischvorrath hinweg (selig ist der Besthende) und bemerkte, wie sich ein dunkler Körper träge auf der Oberfläche des Wassers umhertrieb. Freilich sah ich bald, daß es nur der verwesende Alligator war, den ich ins Wasser gebalgt hatte; aber ich sah mehr. Ich sah den Grund, warum das Aas schwimme. Es ist geschwollen, es haben sich in dem Prozesse der Verwesung Gase entwickelt — um aus dieser Verwesungsluft mein Leben zu holen. Ja, so kannst du, Kind der Noth, die schon Größeres im Leben schnf und erfand, als die Rettung eines Menschenlebens. Ich dachte an den schwimmenden Alligator, an seine geschwollenen Eingeweide, an die Eingeweide in dem vor mir liegenden. — Wie ein Blitz schoß ich auf ihn zu, schnitt ihn auf, riß die Eingeweide heraus, reinigte sie, blies sie mit einer Feder vom Ibis auf, verband sie und wickelte sie mir um den Leib. Nun konnte ich schwimmen. Mit meiner geladenen Flinte ging ich keck ins Wasser. Es trug mich so schön, daß ich gleichsam in demselben stand und ging in möglichster Nachahmung der Wasservögel. Mein Gewehr hielt ich tapfer über's Wasser, um es gegen Alligatoren zu gebrauchen und mich nicht ohne Gegenwehr verschlingen zu lassen. Zu meiner Freude wurde ich gar nicht attakirt: Alles schlief den tropischen, schweren Schlaf unter der Mittagssonne. Ich hatte sogar auch die rechte Zeit zu meiner Rettung getroffen. Nachdem ich etwa eine halbe Stunde Wasser getreten hatte, näherte ich mich dem Ausgange der Bucht. Wer beschreibt meine Seligkeit, als ich hier mein Boot entdeckte? Es hatte sich in einem Winkel des Morastes festgefahren. Mit Riesenkraft schwang ich mich — ja ich hatte nach dreitägiger Pein der unsäglichsten Art jetzt doch wieder Riesenkraft — in mein Boot, und zwang es mit gewaltigen Ruderschlägen, pfeilschnell durch die träge Wassermasse zu schießen. Dabei dachte ich daran, den Krokodilen einen Tempel zu erbauen oder eine ungeheure Ode auf diese Lebensretter zu dichten. Doch ich werde zu bald in diesem Gedanken gestört und auf bessere gebracht. Wie ich so durch den „Urschlamm" Amerika's dahinruderte, sah ich unweit ein herrliches Boot treiben. Mein erster Wunsch bei diesem Anblicke war: Gebe Gott, daß etwas Brod oder wenigstens Käse darin sei!

Aber es war mehr darin. Ich ruderte langsam heran und sehe zu meinem Erstaunen die schöne Creolin aus meinem Hotel, wo ich die letzten sechs Monate logirt hatte, wie todt im Kahne liegen. Aber sie schlief blos. Das Geräusch, welches mein Näherkommen verursacht hatte, weckte sie; sie schlug die Augen wirr auf und stürzte sich dann mit einem Freudengeschrei an meinen Hals, wobei wir beinahe Beide ins Wasser gefallen wären. Hernach bat sie gleich erröthend um Entschuldigung. Ich habe ihr von meinem Vorhaben erzählt, daß ich in dieser Richtung auf die Ibisjagd gehen und Abends wahrscheinlich wieder da sein werde. Nun sei ich in Ewigkeit nicht gekommen. Da habe es ihr keine Ruhe gelassen u. s. w.

Lieber Gott, was blieb mir nun übrig, als sie zu heirathen? Ich hätte es wahrscheinlich auch ohne dies gethan, denn ich liebte sie längst, wie ich die „gute Gesellschaft" meines Vaterlandes haßte, die blos Stand mit Stand, Pfunde mit Pfunden und Farbe mit Farben verheirathet, um der Welt kein Aergerniß zu geben. Ich aber gebe mit Freuden der ganzen Welt Aergerniß, wenn ich damit nur meiner feurigen, schönen Blume, die mich immer wie personifizirtes Morgenroth anlächelt, einen frohen Genuß mehr verschaffen kann.

So weiße Zähne und so rosige Laune sind in der ganzen Welt nicht zum zweiten Male da. Ebenso hat kein Museum der Welt solch ein Wunder in Spiritus als ich, nicht solche merkwürdige Krokodilskaldaunen. Ich nehme das herrlichste Weib aus dieser Geschichte mit, und damit der Leser auch nicht ganz leer ausgehe, geb' ich ihm den guten Rath: das Boot allemal, ehe er aussteigt, festzubinden. Wer nicht am Wasser wohnt, kann sich unter Boot jedes beliebige und beliebte andere Ding vorstellen oder auch sagen: Ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dache. Uebrigens braucht sich der Leser nicht einzubilden, daß ich rohen Ibis

und Krokodilenschwanz gegessen, um ihm zuletzt eine solche ungekochte Moral aufzutischen. Es passirte mir wirklich Alles so auf meiner Ibisjagd. Daß ich mir doch noch einen von den schönen, rothen Spezies geschossen, ohne ihn aufzufressen, gereicht wahrscheinlich mir mehr zur Freude als dem Leser.

Mannigfaltiges.

Das Städtewesen hat in der jüngsten Zeit wieder eine seit dem Mittelalter verschwunden gewesene Bedeutung erlangt. Die Großstädte wachsen plötzlich im kolossalsten Maßstabe. Europa umfaßt dermalen drei Städte mit mehr als einer vollen Million, drei weitere mit mehr als einer halben Million Menschen: das gewaltige London (nach der Zählung von 1860) mit 2,800,000, Paris mit 1,700,000, und Konstantinopel mit angeblich 1,075,000. Dann kommen Berlin mit 930,000, Wien und St. Petersburg mit je 580,000. Kolb bezeichnet die Städte mit einer Bevölkerung von 200,000 bis 500,000 als: Großstädte dritter Klasse. Es gibt deren 16, und davon gehören nicht weniger als 7 dem großbritannischen Staat an; Frankreich und Rußland haben je 2. Italien (ohne Venedig), Belgien, Niederlande, Spanien und Portugal je 1; Deutschland ist zur Zeit in dieser Kategorie nicht vertreten. — Eine vierte Klasse bilden die Städte von 100—200,000 Einw. Es sind ihrer 42, wovon 8 auf Großbritannien und 7 auf das deutsche Bundesgebiet kommen (Hamburg 180,000, München 166,000, Prag 142,000, Breslau 140,000, Köln 119,000, Triest 105,000, Frankreich und Italien erscheinen mit je 5, Spanien mit 3, Belgien mit 2 ꝛc.) — So ergibt sich für ganz Europa eine Gesammtzahl von 64 Großstädten mit mehr als 100,000 Bewohnern, wovon 16 in Großbritannien, 9 im deutschen Bundesgebiete (im ganzen österr. Kaiserstaate 5, in ganz Preußen 3, im übrigen Deutschland 3). In Frankreich finden sich 8, in Italien (ohne Venedig) 6; in Rußland nur 4; ebensoviel in Spanien; in Belgien und der Türkei je 3, in den Niederlanden 2, in Dänemark, Schweden, Portugal und Rumänien je 1. a. Hieran reihen sich die Mittelstädte, nämlich 75 Gemeinden mit 50—100,000 Einw.; b. 48 zwischen 40 und 50,000 und c. 146 zwischen 25 und 40,000. Von der Gesammtzahl dieser Mittelstädte (270) sind 54 in Großbritannien, 39 in Frankreich, 36 im deutschen Bundesgebiete (33 in Gesammtösterreich, 16 in Gesammtpreußen, 21 im übrigen Deutschland). Italien erscheint (ungerechnet Venetien) mit 22, Rußland mit 29, Spanien mit 13, Belgien mit 8, die Niederlande mit 7 ꝛc. — England ist weitaus am reichsten an Groß- und Mittelstädten, dann kommen fast gleichstehend Frankreich, Deutschland und Italien. Arm an solchen Mittelstädten sind Spanien und Rußland, was unverkennbar mit der ganzen Kulturentwickelung dieser Länder zusammenhängt.

(Dienstmädchen-Strike.) Das reizende idyllische Fischerthal bei Barmen ist zum Rütli geworden; unlängst fand dort ein Strike einer bedeutenden Anzahl von weiblichen Dienstboten statt. Unter einem Lohn von 40 Thlrn. gedenkt keine der Reizenden eine Herrschaft mit ihren Dienstleistungen zu beglücken, denn bei der gewaltigen Steigerung aller Luxusgegenstände, als Hüte, Bänder, Krinolinen ꝛc. ꝛc. ist bei kleinem Lohne und so unbedeutenden Trinkgeldern mit Madame in Toilette nicht zu konkurriren. Besonders aber als lästig für zarte Hände wurde das Schrubben aus den Funktionen der weiblichen Dienstboten gestrichen, das können die Herrschaften ja selbst besorgen, oder Männer dazu engagiren. Die Dienstmädchen wollen nicht mehr Dienerinnen von Madame sein, sondern Gefährtinnen, Gespielinnen, Gesellschafterinnen. Die Pflichten einer Hausfrau werden bei diesem gewaltigen Fortschritt bedenklich, dieselbe wird sich etwas früher dem Schlafe entwinden müssen, Zimmer wärmen, Kaffee kochen, die Bonne wecken, ja nicht vor 8 Uhr, aber im zartesten Tone, die Gute kann schwache Nerven haben, den Kaffee an's Bett bringen und ihr gehörig Zeit lassen, Toilette zu machen, um, wenn es gefällig wäre, die nöthigen Ausgänge zu besorgen; sollte es etwas langsam gehen, so wird die Hausfrau wohl helfen müssen.

Charade.

Mein Erstes speist, als wär' es Glaubenspflicht,
Bei aller Welt, nur bei sich selber nicht.
Von meinem Zweiten wird (wen sollt' es nicht erheben?)
Dort ein Planet und hier ein Fürst umgeben.
Mein Ganzes ist, was oft der Wanderer besucht
Und beim Verlassen oft verflucht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 87. Freitag, 21. Juli **1865.**

Nunziata.

(Fortsetzung.)

Pippo war damals 12 Jahre alt, gerade wie sein Vetter Lorenzo. Früh gereift zum ernsten Nachdenken durch den Tod seines Vaters, und durch die Güte Antonio's und dessen Gattin in dem Gefühle der Dankbarkeit aufgewachsen, fühlte er sich zu jedem Opfer bereit, welches der gute Alte von ihm hätte begehren können. Obschon er sich bei Antonio wie zu Hause fühlte, wußte er doch recht gut, daß er diese Stellung nur der Güte seines zweiten Vaters verdankte. Nunziata, damals nur 6 Jahre alt, begriff nichts von dem Wechsel, als daß sie ihren Vater vermißte, den sie mit aller kindlichen Zärtlichkeit liebte und recht schmerzlich beweinte.

Für sie war Alles anders geworden. Theresa, die Gattin Antonio's, liebte sie und that Alles, was ihre Kürtheit begehrte. Allein sie war nicht das einzige und nicht das jüngste Mädchen der Familie; noch ein anderes kam nach ihr und verlangte seinen Theil an der mütterlichen Liebe: Nunziata sah sich von ihr geliebt, ohne jedoch in ihrer Liebe die zärtliche, liebkosende Pflege zu finden, an welche sie zu Hause gewohnt war. Sie wähnte sich inmitten einer Familie, welche sie aus Gewohnheit liebte und in welcher sie gegen den Vater und die Mutter aus Pflichtgefühl die tiefste Verehrung hegte. Ihre liebende Anhänglichkeit galt Marina: beide Mädchen waren durch die Bande der zärtlichsten, der wahren Schwesterliebe sich zugethan.

Marina repräsentirte gleichsam die Kraft, indessen in Nunziata die schüchterne Schwäche mit einer verborgenen leidenschaftlichen Gluth sich paarte. Beide hatten schwarze Augen, eine hohe Stirne und auf ihren Lippen ruhte ein lieblliches Lächeln; allein die Augen Marina's trugen den Ausdruck der Festigkeit, des Stolzes und jenen eigenen Glanz, wie man ihn so selten findet, indessen jene Nunziata's unter ihren dichten Wimpern das Gefühl der Zärtlichkeit bargen und in ihrem durchsichtigen Blicke die leichte Erregtheit des Herzens verriethen. Die regelmäßigen Gesichtszüge Marina's harmonirten vollkommen mit denen ihres Bruders, es war das vollkommen gleiche Profil. Aus der leichten Biegung der Nase sprach Kühnheit und Entschlossenheit. Nunziata hatte hingegen ein schön und regelmäßig geformtes Profil, auf welchem die Anmuth und das Gefühl des Weibes sich erkennen ließen. Die Wangen der Ersteren waren voll, blühend und frisch wie eine Pfirsische; die Wangen Nunziata's waren durchsichtig, leicht gebleicht und nur von Zeit zu Zeit färbten sie sich wie im flüchtigen Hauche mit dem leichten Roth einer Herbstrose. Gleichwie im Gesichtsausdruck, so herrschte auch in den Körperformen zwischen Beiden eine gewisse Verschiedenheit. Marina war groß und voll gebaut und, wie alle Ligurerinnen, schon mit 14 Jahren vollkommen entwickelt. In ihr hatte die schaffende Natur ihren ganzen Reichthum und Ueppigkeit verschwendet: ihre Bewegungen und ihr Gang waren voll Anstand und Würde, sie glich einer jener stolzen Frauengestalten, wie wir sie noch heute so sprechend schön in den Gemälden der reichen Gallerieen der alten genuesischen Paläste dargestellt finden. Nunziata, obgleich nur 2 Jahre jünger als ihre Schwester, schien ein Mädchen von kaum 15 Jahren. Sie war kleiner als Marina, allein ihr ganzer Körperbau hatte etwas äußerst Anmuthiges und Bewegliches. Wenn man beiden Mädchen mit ihrem Pezzotto auf der Terrasse begegnete und ihre schönen Gesichtszüge sich nur im Umrisse erkennen ließen, konnte man schwerlich sagen, welche wohl am meisten anspreche. Die Eine schien mehr dem Auge, die Andere mehr dem Herzen zu gefallen: wenn es möglich gewesen wäre, hätte man sie vielleicht Beide gewünscht, denn die Eine schien gewissermaßen die Andere zu ergänzen.

II.

Mit dem Beginne dieſer vollſtändig wahren Geſchichte befanden ſich Pippo und Lorenzo auf dem Meere, d. h. ſie hatten ſich vor etwa 6 Jahren eingeſchifft, um ihr Glück zu verſuchen. Der Erſtere war mit Marina, der Letztere mit Nunziata verſprochen. Pippo, welcher die wärmſte Anhänglichkeit für Antonio's Familie hegte, hatte ſchon ſehr frühe ſich zu Marina hingezogen gefühlt. Das Mädchen hatte ſich gleichſam unter ſeinen Augen zur ſchönen und ſtolzen Jungfrau entwickelt. Die brüderliche Zuneigung der erſten Jahre machte bei Beiden bald einer ſchweigſamen, aber um ſo tiefer gefühlten Liebe Platz. Die ſchön entwickelte Marina liebte Pippo bereits mit 13 Jahren. Allein wenn gleich der Jüngling endlich das Geheimniß des Mädchens ergründete, ſo wagte er dennoch nicht, auf ihren Beſitz als Gatte zu hoffen. Antonio hatte für jede ſeiner 4 Töchter eine Ausſteuer von 30,000 Franken beſtimmt; Lorenzo und ſein jüngerer Bruder ſollten je 10,000 Franken erhalten und ſich in fernen Welttheilen ein Vermögen erwerben. Pippo beſaß gar nichts, ſein verſtorbener Vater hatte ihm nichts hinterlaſſen als Schulden, welche Antonio zum Theile tilgte. Wie ſollte alſo Pippo hoffen, daß dieſer alte Herr nach allen dieſen Opfern und nachdem er für den Verlaſſenen ſo väterlich geſorgt, auch noch ſeine Tochter geben werde, welche auf die glänzendſten Partieen der Umgegend Anſpruch machen konnte?

Pippo hatte nun das Alter erreicht, in welchem er die Nothwendigkeit erkannte, die ihm von der Natur verliehene Intelligenz und innere Thätigkeit in Anwendung zu bringen. Momentan in der Fabrik Antonio's beſchäftigt, fühlte er recht wohl das Bedürfniß eines größeren, weiteren Wirkungskreiſes; allein ſo groß war die Achtung und Ergebenheit gegen ſeinen Wohlthäter, daß er es nicht wagte, hierüber nur ein Wort zu äußern.

Eines Tages aber nahm ihn Antonio bei Seite und ſprach zu ihm: „Ich weiß nicht, ob Du mit Deiner bisherigen Lebensweiſe zufrieden biſt; aber ich glaube, daß Du Deine Zeit beſſer anwenden könnteſt. Du biſt 18 Jahre alt, ſtark und kräftig und die Strapazen können Dich gewiß nicht abſchrecken. Möchteſt Du nicht ein wenig auf der See reiſen, Dir durch Deine Thätigkeit und Deine Intelligenz ein kleines Vermögen ſammeln, dann hierher zurückkehren, Dein Erworbenes in einer Unternehmung oder in einer Fabrik placiren, wie ich es gethan habe, und Dich verheirathen, um glücklich und zufrieden zu leben, wie es alle Deine Landsleute zu thun pflegen?"

„Oh, mein Vater!" rief der Jüngling, „das wäre wohl der ſchönſte Traum meines Lebens — aber —"

„Aber was? — Doch höre mich an, ob mein Projekt Dir gefällt. Ich betrachte Dich wie meinen Sohn, ich liebe Dich ebenſo wie Lorenzo, allein Du wirſt einſehen, daß ich meinen Kindern einen Theil meines Vermögens, das ihnen einſt zufällt, nicht entziehen und Dir geben kann —. Still, ruhig!" rief er, als er bewerkte, daß ihn Pippo unterbrechen wollte. „Laß mich ausreden, ich bitte Dich darum. Lorenzo hat genug ſtudirt, er iſt vernünftig und hat jetzt ſein Patent als Kapitän al lungo corso (zu Seefahrten in die hohe See), ein Armatore (Schiffsausrüſter) hat mir ein Schiff verſprochen und ich habe beſchloſſen, Lorenzo ſeinen Vermögensantheil zu geben und ihn einzuſchiffen. Wenn Du willſt, ſo kannſt Du mit ihm gehen, Deine Intereſſen mit den ſeinen zu verbinden. Ich gebe Lorenzo 10,000 Franken; ich kenne Deine Rechtſchaffenheit und gebe Dir ebenſoviel, allein unter einem anderen Titel: dieſe 10,000 Franken ſollen ein Vorſchuß auf die Ausſteuer Deiner Gattin ſein —"

„Meiner Gattin!" rief Pippo, welcher ſich kaum zu faſſen wußte.

„Ja, der Ausſteuer Marina's, wenn Du ſie zur Gattin willſt —"

„Mein Gott!" ſagte der Liebende, indem er die Hand auf's Herz legte; „Ihr gebt mir Marina? die Baſe Marina mein!"

„Nun, was iſt da Außerordentliches daran?" meinte der Alte mit ſchalkhaftem Lächeln. „Habe ich vielleicht nicht richtig gerathen? Liebſt Du ſie nicht?"

„Ach! ob ich ſie liebe!"

Marina war, wie ſich denken läßt, nicht minder glücklich als Pippo. Schon längſt hatte das männlich ſchöne Antlitz des Vetters, ſein gutes Herz, insbeſondere aber ſein ſtolzes Auftreten und die in ſeinem ganzen Weſen ſich ausſprechende Entſchloſſenheit das Herz des Mädchens gewonnen. Ein Familienfeſt beſiegelte das Eheverſprechen; Pippo und Marina wurden verlobt und die Abreiſe der beiden Jünglinge nach einem Monate beſchloſſen. Allein dieſe Familienfreude war nicht vollſtändig. Lorenzo ſah ſeine Hoffnungen nicht auf gleiche Weiſe von Erfolg gekrönt. Er war nicht verlobt. Er liebte die kleine Nunziata mit einer anderen Liebe, als Geſchwiſter ſich zu lieben pflegen. Die nur kindlichen Reize des Mädchens ließen Antonio nicht denken, daß ſein Sohn für dieſes mehr fühlen könne, als ein Gefühl reiner Freundſchaft. Allein die Mutter erkannte aus

den traurigen Blicken, welche ihr Sohn auf das blendend weiße Antlitz Nunziata's richtete, was in seiner Seele vorging. Sie besprach sich deßhalb mit ihrem Gatten darüber, und so wurde auch die Verlobung Nunziata's beschlossen, wenn diese gleich noch nicht 13 Jahre alt war.

(Fortsetzung folgt.)

Bandjockel.

Eine Kriminalgeschichte.

Es war im Jahre 1796, als die Einwohner des kleinen fränkischen Städtchens E. durch die Nachricht von einem schrecklichen Mord in die heftigste Aufregung versetzt wurden. Etwas Aehnliches war dort noch nicht vorgekommen. Man konnte sich wohl erinnern, daß vor langer Zeit einmal eine Schlägerei stattgefunden, bei welcher Blut floß und ein junger Bursche das Leben eingebüßt hatte, aber ein kaltblütiger Raubmord war in jener Gegend etwas ganz Unerhörtes. Die Umstände, unter denen die That verübt wurde und die Personen des Ermordeten trugen allerdings auch das Ihrige dazu bei, die allgemeine Aufregung und Entrüstung zu steigern. Die Thatsachen waren im Wesentlichen folgende: Seit einer langen Reihe von Jahren hatte jene Gegend jährlich zweimal ein Hausirer besucht, welcher den Bewohnern diejenigen kleinen Bedürfnisse, die man nur aus der Ferne beziehen konnte, regelmäßig zuführte. Das Land war damals noch mit großen schönen Waldungen bedeckt, die Gegend hatte wenig Industrie und deßhalb auch wenig Verkehr mit der Außenwelt. Um in die nächste große Stadt zu gelangen, brauchte man wenigstens zwei Tagreisen, und so wurde die Ankunft des wandernden Handelsmannes mit seinem mannigfachen buntfarbigen Kram von Jung und Alt stets mit Freuden begrüßt.

Jakob Henkel, bekannt unter dem Namen Bandjockel, war aber auch für sich selbst schon eine allgemein beliebte Persönlichkeit. Seine unversiegbare Heiterkeit, die munteren Scherze und Erzählungen, die er stets in Bereitschaft hatte und nicht ohne Takt an den Mann zu bringen wußte, und seine uneigennützige Gefälligkeit verschafften ihm überall eine willkommene Aufnahme. Der Ruf seiner Ehrlichkeit war so fest begründet, daß ihm Aufträge aller Art, ja selbst größere Geldsummen zur Besorgung anvertraut wurden. Sein Geschäft hatte der Mann mit einer Anzahl kleinerer, hauptsächlich für das weibliche Geschlecht bestimmter Artikel, die er auf dem Rücken mit sich herumtrug, begonnen, daher sein Name Bandjockel. Später aber, als sich der Handel immer mehr ausdehnte, hatte er sich Wagen und Pferde angeschafft, mit denen er sein nicht unbedeutendes Lager von Ort zu Ort führte. Es gab kein Kind in der ganzen Gegend, das den Bandjockel nicht kannte, und sein Erscheinen war jedesmal eine Art Fest für Jung und Alt.

Der Hausirer hielt sich in der Regel jedes Mal zwei Tage in dem Städtchen E. auf, setzte aber am zweiten gegen Abend gewöhnlich seine Reise fort, um auf einem zwei Stunden entfernten Landgute zu übernachten.

Bei seinem letzten Besuche hatten die Geschäfte ihn länger als gewöhnlich aufgehalten, und bei seiner Abreise begann es bereits zu dämmern. Als am folgenden Morgen einige Arbeiter vor Tagesanbruch sich nach dem obengenannten Landgute begeben wollten, fanden sie eine halbe Stunde von dem Städtchen entfernt die Pferde des Hausirers, da, wo die Straße durch den Wald führt, an einem Baum angebunden und den Wagen seines Inhalts beraubt. Der Eigenthümer desselben war aber nirgends zu sehen. Doch glaubte man bei dem schwachen Lichte des anbrechenden Tages Blutflecken auf dem Sitze des Wagens zu bemerken. Die Leute eilten sofort in das Städtchen zurück, und nachdem man dort ihre Erzählung vernommen, strömten Hunderte von Personen an den Ort, um die Sache zu untersuchen.

Da es mittlerweile Tag geworden war, so hatten sie keine Schwierigkeit, den Körper des Hausirers aufzufinden. Er lag schrecklich verstümmelt seitwärts in einem Gebüsch. Die Mörder hatten ihn mit schweren eichenen Prügeln niedergeschlagen, von denen noch zwei aufgefunden wurden und woraus sich ergab, daß die That von mehreren Personen verübt wurde. Am Wagen und eine ziemliche Strecke in den Wald hinein fand man in dem weichen Boden die Spuren von schweren benagelten Schuhen, dann aber hörten sie plötzlich auf, und mehrere Anzeichen ließen darauf schließen, daß die Träger ihre Fußbekleidung abgezogen hatten und baarfuß weiter gegangen waren.

Als man den Körper des Ermordeten nach dem Städtchen zurückbrachte, gerieth die Bevölkerung in einen förmlichen Aufruhr, denn der Tod des alten Bandjockel wurde als ein Verlust für die ganze Gegend angesehen. Man stellte eine allgemeine Streife an, die sich auf mehrere Stunden im Umkreis erstreckte, man durchsuchte alle verdächtigen Plätze in der Gegend, aber keine Spur von den Thätern und dem gestohlenen Gute ließ sich entdecken. Es wurden zwar

einige verdächtige Individuen verhaftet, aber wieder in Freiheit gesetzt, da sie ihr Alibi nachzuweisen vermochten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Europäer als chinesische Beamte.) In dem Krieg der chinesischen Regierung gegen Taiping-Rebellen waren bereits mehrere europäische Offiziere mit Einübung und dem Kommando von chinesischer Militi betraut worden; neuerdings werden aber auch Beispiele bekannt, daß Europäer selbst in der Administration verwandt werden, zunächst für die Steuererhebung in den Häfen, die vertragsmäßig den Europäern geöffnet sind. Begreiflich hatte man Anfangs auch diese Beamten als Fremdlinge behandelt; jetzt aber ist es wenigstens schon einigemal vorgekommen, daß solche Beamte aufgefordert wurden, in Peking das Mandarinen-Examen zu machen, damit ihnen dann auch höhere Stellen übertragen werden können; mit diesen ist für kleine Vergehen der Untergebenen eine Gerichtsbarkeit verbunden, auch viele Ehrenrechte sind noch dem Mandarinenstande vorbehalten. Für die Eingeborenen ist das Mandarinen-Examen ein äußerst schwieriges, da man von ihnen große Belesenheit in den heiligen Texten über Religion und Gesetzgebung verlangt; sie sollen für jeden Vers, den der Examinator ihnen vorlegt, das betreffende Buch und den Zusammenhang angeben können, in welchem er mit andern Versen steht; auch die verschiedenen Auslegungen, die er gefunden hat, sollen ihnen bekannt sein. Den Europäern scheint man solche Zumuthungen nicht zu machen, von ihnen soll wohl nur der Form genügt werden; wenigstens wird berichtet, daß die Mandarinen europäischer Abkunft — sie sollen Deutsche sein, früher im Dienste von Kaufherren — vorher nur wenige Jahre in China zugebracht hätten. Es ist zu wünschen, daß weitere Details darüber nach Europa gelangen; der Eifer, mit dem sich die Chinesen für die Projekte von Eisenbahnen interessiren, zeigt ebenfalls, daß der Widerwille gegen europäisch. Kultur vorzüglich nur mehr in denjenigen Kreisen sehr heftig ist, welche bei einer Umgestaltung zu verlieren fürchten. Es sei dabei noch erwähnt, daß auch in Indien die Eingeborenen sich zu Dampfschiff. Unternehmungen drängen; bei der Benutzung der Dampfschiffe und Eisenbahnen, die ja in Indien an Länge schon die des preußischen Staates übertreffen, zeigen sie eine ganz komische Hast; sie fürchten, die Maschine könne nach so raschem Laufe unmöglich lange genug stillstehen, um auch sie noch aufzunehmen.

Der amerikanische Eishandel, der anfangs verlacht ward und Verluste brachte, wirft jetzt Millionen Gewinn ab. Vor etwa 60 Jahren fing ein Handlungshaus Tudor in Boston zum ersten Male an mit Eis zu handeln. Aber es setzte dabei gegen 5000 Dollars zu. Der Handel wurde dessenungeachtet fortgesetzt, bis 1812 der Krieg mit England das Geschäft wieder zerstörte. Mit dem Frieden 1815 ging's mit neuen Kräften daran und es versandte Eisladungen nach Havannah, den südlichen Städten Amerika's, selbst nach Ostindien. Ausdehnung des Geschäfts und ungeheurer Gewinn riefen bedeutende Konkurrenz hervor, so daß 1847 schon über eine Million Zentner Eis in 258 Schiffen nach aller Welt versandt wurden, wofür alle Welt zusammen so viel bezahlte, daß die Eishändler 3 Millionen Dollars dafür ernteten. Beim Ausbruche des letzten Bürgerkrieges wurden in einem Jahre 2 Millionen Zentner Eis aus den großen Seen hinter Boston verschifft. Merkwürdiger Weise hat dadurch ein bisher ganz werthloser Artikel, Sägespäne, einen bedeutenden Handelswerth bekommen. Sägespäne bilden nämlich den schlechtesten Wärmeleiter, so daß das Eis, darin verpackt, unter dem Aequator durch Sonnengluth hingefahren werden kann, ohne daß es thaut. Auch die Eismagazine in Boston bestehen durchaus nicht aus Kellern, sondern aus sägemehlumgebenen Räumen über der Erde. Zur Verpackung des Eises in Schiffen nach Kalifornien, Ostindien, China u. s. w. werden so viel Sägespäne verbraucht, daß viele Leute blos deßhalb Holz sägen, um von den Spänen zu leben.

(Solide Wirthschaft.) „Das ist aber doch zu stark, Herr Wirth, da sind' ich gar Zwirn in der Suppe." — „Ah, du lieber Gott, wo wird denn Zwirn herkommen, das sind feine Nudeln." — „Aber da sehen Sie mal, das ist ja nicht zum Zerreißen." — „Ja, bei uns ist Alles auf Solidität berechnet."

Auflösung der Charade in № 86:
Gasthof.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 88. Sonntag, 23. Juli 1865.

Blieskastel's Feuerwehr.

Ein kräft'ger Sproß der neusten Zeit,
Gar lebensfrisch erblühend,
Dem edelsten Beruf geweiht,
In Treu' und Eintracht glühend;
So steht vor Andern schön und hehr
Der Kraft-Verein — die Feuerwehr,
Mit ritterlichem Sinn
So stark und groß und kühn.

Wer edler Zwecke hohes Ziel
Mit männlichem Beginnen
Erstreben und erringen will —
Soll der es nicht gewinnen?
Und ist wohl eine Pflicht so schön
Als die, dem Nächsten beizustehn,
Vom Brudersinn belebt —
Wenn er im Unglück bebt? —

Des Bliesthals Perle, unsre Stadt,
Vom Himmel reich gesegnet,
Gar manchen starken Arm noch hat,
Wenn ihr Gefahr begegnet;
Doch wo geregelt und vereint
So Kraft als Muth erscheint —
Da wirken Wunder sie,
Viel Eintracht Kraft verlieh.

Und loderten ins Vaterland
Des Aufruhrs wilde Flammen,
Die Feuerwehr bekämpft den Brand,
Steht fest und treu zusammen.
Ja fest, gleich wie der Fels im Meer,
Nicht wankend, ob auch ringsumher
Das Ungewitter brüllt
Und tobt so grauß und wild!

O, daß uns edle Kampfbegier
Noch recht viel Streiter brächte!
Zu Gruß und Handschlag bieten wir
Uns gern die deutsche Rechte.
Ob hoch, ob nieder, arm und reich,
Ein Band umschlingt uns alle gleich,
Hier gilt nur Manneskraft;
Heran, faßt an — und schafft!

Und Bayern's Stern, Fürst Ludewig,
Blickt freundlich auf uns nieder,
In seinem Thun stets ritterlich,
Sieht treue Bürger wieder.
Dem Land zur Wehr und ihm zur Ehr',
Das ist der Spruch der Feuerwehr,
Dem Freund zum mächt'gen Schutz,
Und nur dem Feind zum Trutz.

Nunziata.

(Fortsetzung.)

„Ich gebe ihr eine Aussteuer mit," sagte Theresa, welche etwas eigenes Vermögen besaß. Nunziata konnte und sollte nicht darüber zu Rathe gezogen werden. Man sagte ihr einfach: „Du heiratheſt Lorenzo in 6, 8 oder 10 Jahren," und das an Folgsamkeit gewöhnte Mädchen antwortete: „Ja," als ob es sich um einen Gang in die Messe oder an das Seeufer gehandelt hätte. Sie hatte den jungen Kapitano gerne, hatten sie doch immer mit einander gespielt; wie oft hatte er sie in seinen Armen getragen, sie vertheidigt, wenn sie mit ihrem Bäschen in Streit gerieth; sie mußte ihn deßhalb mindestens wie einen Bruder lieben. Daß sie seine Gattin werden sollte, machte ihr jedoch weder Schmerz, noch auch große Freude.

Das abenteuerliche Seeleben, die Gefahren und Strapazen jeder Art entwickelten die beiden Jünglinge in körperlicher und moralischer Beziehung.

Als sie das erste Mal in ihre Heimath auf Besuch kamen, fanden ihre Verwandten und Bekannten, daß sie sich sehr zu ihrem Vortheile verändert hatten. Ihre gebräunte Gesichtsfarbe gab ihnen ein männliches Aussehen, das sehr gefiel. Besonders Pippo schien gestählt, aus seinem Aeußern sprach ein fester Charakter und ein unbeugsamer Muth, wodurch besonders Marina's Liebe sich geschmeichelt fühlte. Aus Lorenzo seinerseits sprach mehr Sanftmuth, sein Auftreten und seine Sprache bewahrten noch eine gewisse Schüchternheit, indessen die Sprache Pippo's etwas kurz Angebundenes, Imponirendes hatte. Man konnte mit leichter Mühe erkennen, daß beiden Jünglingen ein ausgezeichnetes Herz in der Brust schlug, daß sich jedoch Pippo leicht zu Haß und Rache verleiten lassen konnte, indessen Lorenzo mehr zum Lieben und Verzeihen sich geneigt fühlte.

Jedesmal, wenn beide Jünglinge etliche Tage im Familienkreise zubrachten, gab es ein großes Fest in Antonio's Haus und Alles war in Bewegung. Pippo und Marina waren überglücklich, vertrauensvoll sahen sie dem Augenblicke ihrer dauernden Verbindung entgegen. Bei immer stürmischerer Liebe schienen ihnen die Augenblicke des Beisammenseins allzukurz. Bei der Abreise Pippo's konnte die stolze und starke Marina ihre Thränen nicht zurückhalten. „Die heilige Madonna und meine Liebe mögen Dich begleiten," sagte sie jedesmal schluchzend, und Pippo saugte mit einem glühenden Kusse ihre Thränen ein.

Lorenzo und Nunziata waren weit ruhiger. Allerdings weinte auch das kleine Bäschen bei der Abreise ihres Bräutigams; aber sie war an sich schon weit leichter zum Weinen geneigt als Marina, und weinte oft ohne besondere Ursache, so daß man überhaupt nicht wissen konnte, ob sie ihres Bruders oder des Kapitäns wegen weinte. Der arme Lorenzo war von heißer Liebe durchdrungen, und je öfter er seine schöne, kleine Nunziata sah, je mehr erwachte in ihm der Wunsch, sie an sein Herz zu drücken, ihr zu sagen und wieder zu sagen, wie innig und leidenschaftlich er sie liebe; seine Liebe wäre zur Anbetung geworden, wenn das Mädchen seiner Liebe ein Zeichen der Erwiederung gegeben hätte. Allein Nunziata schien trotz ihrem süßen Lächeln, trotz ihrem freundlichen Entgegenkommen nur Freundschaft und nichts weiter für ihn zu fühlen. Lorenzo war schüchtern in ihrer Gegenwart. Täuschte er sich? Niemanden aus der Familie Antonio's war in dem Benehmen Nunziata's Etwas aufgefallen; nur dem Liebenden konnte es nicht verborgen bleiben, daß seine Liebe keine Erwiederung finde. Der Kapitän, so sehr er auch jeden Zweifel in seinem Herzen zu verschließen suchte, ließ dennoch eines Tages in Gegenwart Pippo's unwillkürlich ein Wort entschlüpfen, welches darauf Bezug hatte. Als jedoch Pippo's Augen zornig aufglühten, seine Lippen voll Wuth erblaßten, schrack er zurück.

„Was sagst Du?" hatte dieser gerufen, „meine Schwester sollte Dich nicht lieben? Nunziata, welche Alles Deiner Familie verdankt, sollte wagen, einen anderen Wunsch im Herzen zu tragen als den Antonio's? Ich will mit ihr sprechen."

Lorenzo bat ihn, dies nicht zu thun; einige Tage nachher gab er sich alle Mühe, ihn über die Neigung Nunziata's zu beruhigen. Er versicherte, sie zärtlicher, mittheilsamer als früher gefunden zu haben und behauptete, daß er jetzt wohl einsehe, nur die Schüchternheit sei Ursache ihrer Zurückhaltung.

„Gut," erwiederte Pippo mit dem Ausdrucke der Zufriedenheit, aber zugleich mit einem Tone, welcher zu verstehen gab, daß, wenn dem nicht so sein würde, Nunziata es mit ihm zu thun habe.

Von diesem Tage an sprach Lorenzo nur selten von Nunziata mit seinem Freunde. Er fürchtete allzusehr für sie die Heftigkeit Pippo's, dessen Charakter er nur zu gut kannte; denn er wußte ja, wie dieser auch bei noch so heftiger Aufregung stets eine äußere Ruhe zu bewahren wußte, welche weit schrecklicher war, als der heftigste Wuthausbruch. Zu gleicher Zeit strebte er seinerseits darnach, seine eigenen Zweifel niederzukämpfen.

III.

Wir haben gesagt, daß Pippo und Lorenzo schon seit 6 Jahren reisten. Während dieser Zeit lebten die beiden verlobten Mädchen ruhig und zurückgezogen, indem sie in den freien Stunden die Kirche und die öffentlichen Feste besuchten. Theresa, welche zu altern begann und deren Gesundheit ihr jede Anstrengung verbot, überließ ihrer ältesten Tochter die Sorge um das Hauswesen. Marina war dadurch sehr beschäftigt, da in Antonio's Familie eine strenge Pünktlichkeit heimisch war, wie man sie überhaupt in jenen Gegenden findet. Marina war auch in der That die würdige Schülerin Theresa's, sie hatte die mütterlichen Hoffnungen in dieser Beziehung noch übertroffen.

„Du wirst glücklich sein mit Deinem Pippo," sagte deßhalb auch Theresa, „wenn er Dich so fleißig und sorgsam im Hauswesen sieht. Nunziata ist nicht so," setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

Obgleich es Nunziata in der That nicht an der nöthigen Erziehung fehlte, um eine gute Hausfrau zu werden, obgleich sie das Beispiel der von ihr geliebten und bewunderten Marina täglich vor Augen

hatte, fühlte sie dennoch nicht die geringste Lust oder Neigung am Hauswesen. Sie that Alles, was man ihr auftrug, mit vieler Behendigkeit und ohne Zaudern, allein sie war stets herzlich froh, wenn man sie ruhig im Gärtchen hinter dem Hause ließ, von wo aus sie träumerisch nach den Wogen des Meeres blickte, welche mit wildem Getöse an den Felsen der Küste sich brachen; hier konnte sie stundenlang auf einer Bank sitzen, in die Wogen schauen und den Wohlgeruch einsaugen, mit dem die blüthenbedeckte Küste die Lüfte schwängerte.

„Du arbeitest wenig, meine Tochter," sagte oftmals Theresa zu ihr.

Nunziata war dann während mehreren Tagen sehr eifrig, ja unermüdlich; dann aber verfiel sie von Neuem wieder in ihr voriges Träumen.

(Fortsetzung folgt.)

Bandjockel.

(Fortsetzung.)

So waren fast drei Monate verflossen, und obschon das Gerücht niemals müde wurde, immer neue Vermuthungen zu Tage zu fördern, so hatte man doch noch nichts entdecken können, was auf die wirkliche Spur der Mörder führte.

Da wurde auf einmal der Verdacht auf einen gewissen Philipp Schneider, welcher den Spitznamen der Jägerlippel führte, hingelenkt. Dieser war ein alter Holzhauer, der seit vierzig Jahren eine einsame Hütte im Walde bewohnte. Von den Förstern als Aufseher verwendet, galt er allgemein für einen ehrlichen, aber höchst beschränkten Menschen, der außer seinem speziellen Wirkungskreis, in den er sich mechanisch eingelebt hatte, kaum eine Kenntniß und noch weniger eine Theilnahme für die ihn umgebenden Verhältnisse verrieth. Man hielt ihn deßhalb allgemein für blödsinnig. Mit ihm lebte sein Neffe, ein großer rüstiger Bursche, der, bei dem alten Manne ohne Schule und Unterricht aufgewachsen, fast ebenso beschränkt und unwissend wie dieser war. Niemand hatte bisher auch nur im Entferntesten daran gedacht, auf diese beiden harmlosen Leute einen Verdacht zu werfen. Ja man hatte nicht einmal ihre Hütte einer Durchsuchung unterworfen.

Der alte Jägerlippel und sein Neffe waren zwar vernommen worden, ob sie nichts gesehen oder gehört hätten, was auf den Mord Bezug haben konnte, aber ihre verworrenen Aussagen waren alle ohne allen Belang, und der alte Mann machte geradezu den Eindruck der Unzurechnungsfähigkeit.

Da ereignete es sich eines Tages, daß der Amtmann des Bezirks, der für einen großen Kriminalisten galt, auf der Jagd von einem Platzregen überrascht wurde, vor dem er sich in die nah gelegene Hütte des Holzhauers flüchtete. Wie er so allein in der Stube saß, fielen ihm ein paar Schuhe auf, welche am Ofen zum Trocknen hingen. Er besah sie genauer, verglich sie mit den Nachweisen, die er bei sich führte, und fand zu seinem Erstaunen, daß sie in der Größe und Benagelung in einen Theil der Fußtapfen paßten, die man auf dem Schauplatze des Mordes aufgefunden hatte. Diese Entdeckung versetzte den Gerichtsherrn in nicht geringe Aufregung. Unbekümmert um den herabströmenden Regen, eilte er nach Hause, um sogleich mit Akten, Schreibern und Gerichtsdienern wieder in die Waldhütte zurückzukehren.

Als sie dort anlangten, saßen die Bewohner bei ihrem ärmlichen Mittagsmahle. Das Corpus Delikti, die Schuhe, hingen noch an ihrem früheren Platze. Der alte Mann wurde zuerst ins Verhör genommen, es war aber nichts weiter aus ihm herauszubringen, als daß sein Neffe die Schuhe irgendwo gefunden habe. Bei einer genaueren Durchsuchung der Hütte fanden sich auch einige Gegenstände, welche unzweifelhaft dem Hausirer gehört hatten.

Als der Neffe hierüber inquirirt wurde, gestand er ohne Verlegenheit und Zaudern, daß er die Schuhe sowohl als die anderen Sachen in einer verborgenen Höhle gefunden, welche sich in einer tiefen Waldschlucht befinde. Die beiden Inquisiten mußten den Weg dahin zeigen, und bei der Untersuchung des Platzes wurden noch mehrere Kleinigkeiten aus dem Kramе des ermordeten Handelsmanns entdeckt, welche die Thäter wahrscheinlich verloren oder vergessen hatten. Die größeren werthvollen Gegenstände waren dagegen verschwunden.

Der Holzhauer und sein Neffe wurden darauf ins Gefängniß abgeführt. Daß sie die Mörder seien, galt jetzt als eine ausgemachte Thatsache, und die Gerichtsdiener hatten Mühe, die Gefangenen vor der Wuth des Volkes zu schützen. Bei den hierauf vorgenommenen Verhören bestanden diese aber darauf, daß sie unschuldig seien, daß sie von dem Mord nichts wüßten und daß sie diese Gegenstände, welche zu ihrer Belastung dienten, zufällig gefunden hätten. Auf die Frage, warum sie keine Anzeige von dem Fund gemacht, gaben sie keine befriedigende Antwort. Sie schienen eben der Meinung zu sein, daß das, was sie fänden, ihnen als Eigenthum angehöre.

Da alle Versuche, sie zu einem Geständniß zu bewegen, oder überhaupt etwas aus ihnen herauszubringen, erfolglos waren, so beschloß der Amt-

mann, ihre Verstocktheit durch eine gelinde Anwendung der Folter, welche zu jener Zeit, wenn auch selten, doch bei besonderen Gelegenheiten noch immer im Gebrauch war, wo möglich zu brechen. Die Größe des Verbrechens, die schweren Verdachtsgründe und die Hartnäckigkeit der Angeschuldigten schienen die Anwendung dieses außerordentlichen Zwangsmittels zu rechtfertigen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Petroleum-Aether als Heilmittel.) Unter dem Namen „Petroleum-Aether zum Einreiben" kommt aus der Petroleumraffinerie von Hirzel und Gerhardt in Plagwitz bei Leipzig, der ersten, welche in Deutschland errichtet worden, schon seit 2½ Jahren ein Präparat in den Handel, welches unter den schmerzstillenden Mitteln entschieden den ersten Rang mit einnimmt und überall, wo es bekannt wurde, rasche und bleibende Aufnahme gefunden hat. Bei Dr. Wunderlich, Direktor der Klinik am Jakobshospital in Leipzig, hat sich z. B. der Petroleum-Aether bei hitzigen Gelenkrheumatismen, chronischen Rheumatismen, schmerzhafter Rippenfellentzündung, Lungenentzündung mit Schmerzen, sogenanntem Herenschuß und bei Schmerzen unbestimmter Art sehr wohlthätig erwiesen und auch in anderen Städten, z. B Würzburg, Frankfurt a. M. sind bereits dieselben günstigen Erfahrungen gemacht worden, so daß mit vollem Rechte behauptet werden kann, daß sich der Petroleum-Aether in allen Fällen zu äußerlichen Einreibungen mit bestem Erfolge verwenden läßt, wo es gilt, vorhandene rheumatische oder andere örtliche körperliche Schmerzen zu bekämpfen. Von der Bedeutung, welche der Petroleum-Aether bereits erlangt hat, erhält man dadurch den schlagendsten Beweis, daß allein im Jakobshospital in Leipzig jährlich 250—300 Pfund davon verbraucht werden, wobei zu bemerken, daß für je eine Einreibung 14 Drachmen erforderlich sind. Der Geruch des Petroleum-Aethers ist sehr schwach und durchaus nicht belästigend; auch ist er bedeutend billiger, als die anderen ätherischen Mittel.

Eine wunderbare Seltenheit war vor einigen Tagen im Bahnhof der Main-Rheinbahn zu Darmstadt zu sehen. Gerade an der Stelle, an welcher zwei frequente Fahrgeleise sich kreuzen, hatte nämlich ein Lerchenpaar sein Nestchen an einen Schienenast fest angebaut. Es waren bald in dem gefahrvollen Nestchen 4 Eierchen vorhanden und mit größter Aufmerksamkeit wurde jetzt das Nestchen von einigen Bahnbeamten beobachtet. Bei jedem Zuge, der über dem Haupte des brütenden Vögelchens hinwegsauste, bückte sich dasselbe jedesmal mit seinem Köpfchen so lange, bis die Waggons sämmtlich vorüber waren; dann erst richtete es sich wieder auf. Drei wurden unter diesen lärmenden Umständen glücklich ausgebrütet. Als eins der Jungen zum erstenmal das Nestchen verließ, setzte es sich auf die Eisenbahnschienen. Die beiden Alten waren dabei zugegen. Der Zug kam herangebraust. Das besorgte, verzweifelte Locken derselben half nichts. Im Nu, als die Gefahr den höchsten Grad erreicht, flog eins der Alten zum Jungen, packte es mit dem Schnabel an seinem Kopfbüschelchen und schleuderte es neben die Bahnlinie. Der Zug rollte im nämlichen Augenblicke vorbei; das Junge war gerettet. Ein Bahnbeamter, welcher diesem Akte wunderbaren Instinkts gerade mit zugesehen hatte, entschloß sich, das Nestchen mit den Jungen der Gefahr nicht mehr ausgesetzt zu lassen. Er legte das Nestchen mit den andern Jungen zur Seite der Bahnlinie in den Klee nieder, wobei ihm die alten Lerchen so zu sagen auf dem Fuße folgten. Bald werden nun Alte und Junge zusammen ihren Dankgesang in hoher Luft triller.

In Leipzig saßen während der Lehrerversammlung viele Lehrer in einem öffentlichen Garten, unter andern ein etwas auffallend korpulenter. „Jun' Tag, lieber Herr College!" mit diesen Worten kommt ein langer, spindeldürrer auf ihn zu — „was sind Sie man für ein Landsmann?" — „Ich bin ein Reuße." — „Und ich" — den Kopf in die Höhe reckend, einen Fuß vorwerfend und mit der Hand auf die Brust schlagend — „bin ein Preuße." — „Das habe ich Ihnen gleich an der Figur angesehen," entgegnete der Reuße; „bei Ihnen verzehrt das Militär Alles, mir aber läßt mein Fürst auch Etwas." Ein Augen- und Ohrenzeuge hat diese Anekdote dem Meininger Regierungsblatt mitgetheilt.

Charade.

Die ersten Beiden nützen, wenn man sie setzt in Brand;
Von Dritter findest du in jeder Ellenwaaren-Handlung allerhand.
Das Ganze zeigt am reinsten sich als Diamant

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 89. Dienstag, 25. Juli **1865.**

Nunziata.

(Fortsetzung.)

Zu den Zerstreuungen Nunziata's gehörten besonders die Besuche, welche sie mit der Erlaubniß Theresa's bei einer alten Tante, ihrer Pathin, machte. Adelig und früher reich, war sie jetzt arm und heruntergekommen und lebte von einer sehr bescheidenen Pension; dadurch war es ihr auch nicht möglich, die kleine Nunziata nach dem Tode ihres Vaters bei sich aufzunehmen. Sonst würde die alte Annunziata sie unbedingt zu sich genommen haben, da sie die Kleine zärtlich liebte; sie mußte sich deßhalb begnügen, das Mädchen mit ihren Zärtlichkeiten zu überhäufen, sobald dasselbe auf kurze Augenblicke sie besuchte.

Auch das Mädchen liebte ihre Tante, und sehr oft erbat sie sich die Erlaubniß zu Hause, mit ihrer Stickerei bei der Tante arbeiten zu können. Hier war sie fleißiger, weil eine Liebkosung oder ein Kuß der alten Annunziata ihr als Aufmunterung diente. Oftmals bemitleidete sie die Tante, wenn sie das Mädchen mit solchem Eifer arbeiten sah.

„Ach, Tante," erwiederte dann das Mädchen, „Marina arbeitet weit mehr als ich; im Vergleich mit ihr arbeite ich gar nichts."

„Aber Du bist auch schwächer, arme Kleine! Deine kleinen Händchen sind nicht für jede Art von Arbeit gut," erwiederte dann die Alte mit dem Tone des Mitleids.

Diese Tante wohnte in einem unansehnlichen Hause, das jedoch durch seine vereinzelte Lage am Meeresstrande die herrlichste Aussicht auf eine Hügelreihe bot, welche sich amphitheatralisch hinter Albissola erhob.

Im Frühlinge des Jahres, in welchem unsere Geschichte beginnt, vermiethete die alte Annunziata ein Zimmer an einen Jüngling, welcher einige Zeit in dieser Gegend Liguriens sich aufhalten wollte. Es war dies ein sehr ruhiger Miethsmann, dabei ernst und, wie es schien, etwas melancholisch gestimmt; vielleicht kam es auch der Alten so vor, da er eifrig in seiner Stube arbeitete und nur wenig mit ihr verkehrte. Es war ein Mailänder, welcher im Jahre 1848 sein Vaterland verließ, obgleich seine Familie in Mailand lebte und er ganz gut zurück hätte kehren können, da bei seiner Jugend in jener bewegten Epoche für ihn keine besondere Strafe gewartet hätte. Allein Giulio Ferri hatte sich in Piemont viele Freunde erworben und war besonders mit einem der berühmtesten in Turin etablirten Maler befreundet, welcher als sein schwerer compromittirter Landsmann nicht heimkehren konnte. Ferri beschloß deßhalb, bei seinen künstlerischen Anlagen unter der Leitung dieses Landsmannes sich mit Ernst der Malerei zu widmen. Als drittes Kind einer zwar angesehenen, jedoch zahlreichen und nicht gerade reichen Familie, wußte er recht wohl, daß er nichts von dieser zu erwarten hatte und sich deßhalb selbst eine Existenz gründen müsse. Bei den Ideen, welche er im Jahre 1848 eingesaugt, wollte er nicht in Mailand wohnen. Er strebte jedoch minder nach Reichthum, denn nach künstlerischem Ruhme. Er fühlte sich zum Künstler geboren und er blieb auch in der That nicht unbekannt in der Künstlerwelt: etliche seiner Gemälde, welche in der Kunstausstellung von 1853 und 1854 in Turin figurirten, ermunterten ihn, auch zur Pariser Ausstellung ein Gemälde zu liefern. Wenn auch sonst seine Produktionen nicht gerade in erster Linie glänzten, so hatten doch gewiß die letzteren die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Giulio liebte, wie die Künstler überhaupt, schöne Landschaften aufzusuchen, welche ihren Reiz der Natur allein verdanken; so kam er nach Ligurien und nachdem er das geräuschvolle Genua verlassen, zog diese zauberisch schöne Gegend von Albissola-Marina ihn unwillkürlich an.

Sein Benehmen war ansprechend, sein Anzug zwar modisch, allein man erkannte gleich eine gewisse künstlerische Vernachlässigung. Im Uebrigen war er ein hübscher Jüngling mit blauen Augen, blondem Haare und einer feinen, wirklich mädchenhaft weißen Haut. Er war schlank gebaut, doch aber nicht gerade hager, und man sah sehr gut, daß er zu jeder Art Körperübung fähig war. Seine offenen Stirne ließ etliche Falten erkennen, welche von einer etwas stürmischen Lebensweise Rechnung gaben. Ihr nach zu urtheilen, schien er älter, allein seine frische Gesichtsfarbe und die vollen Lippen gaben ihm sein jugendliches Aussehen wieder; er war 25 Jahre alt.

Es bedarf wohl keiner Versicherung, daß bei seiner Liebe für die Schönheiten der Natur auch das schöne Geschlecht seinen Einfluß auf ihn übte. Besonders des Sonntags hafteten seine Blicke auf diesen lieblichen Gestalten, deren üppiges Haar, von goldglänzenden Nadeln gehalten, unter dem durchsichtigen Gewebe des Pezzotto die schön geformten Züge erkennen ließ. Wenn sie an ihm vorübergingen mit ihren schwarzen Augen, die Blicke zu Boden gerichtet, das Gebetbuch in der Hand, da fiel ihm diese so natürliche Bescheidenheit auf, welche vielleicht auch hin und wieder, jedoch äußerst selten, zur Coquetterie dient.

Oftmals hatte er in dieser Weise Marina und Nunziata beobachtet; er kannte ihren Namen nicht, wußte ebensowenig, welcher Klasse der Gesellschaft sie angehörten; allein Beide erschienen ihm so anziehend, daß er über ihrem Anblicke alle Anderen vergaß und ihnen allein seine künstlerische Aufmerksamkeit schenkte. Allein wenn man auch zwei schöne Gestalten mit einem Male erfaßt und erkennt, so kostet es doch oft genug Mühe, zu entscheiden, welcher man den Vorzug geben will. Bei Giulio war die Wahl bald getroffen. Die Feinheit und Zartheit im ganzen Wesen Nunziata's übten mehr Gewalt über ihn, als der römische Stolz Marina's. Diese Letztere erschien ihm als ein ausgezeichnetes Modell, und er wäre glücklich gewesen, dasselbe in seinen Studien zu besitzen; aber in Nunziata's träumerischen Blicken erkannte er ein zärtliches, liebefähiges Herz und wenn er sie vielleicht auch nicht beim ersten Blicke schon liebte, so fühlte er sich doch mächtig von ihr angezogen, und dies ist unzweifelhaft die erste Phase des Liebens.

Ob er gleich an ernstliche Liebe dachte? Gewiß nicht. Wenn ein Jüngling eine erste Neigung für ein Mädchen in sich fühlt und der Wunsch in ihm erwacht, sie wieder zu sehen, zu sprechen, denkt er wohl gleich daran, welches das Ziel dieser Neigung sein solle? Giulio sah zwei Mädchen, das eine schöner als das andere, er betrachtete beide mit Wohlgefallen; dann hafteten seine Blicke mit mehr Aufmerksamkeit auf den Zügen Nunziata's und er dachte bei sich: wenn ich jemals ein Mädchen lieben sollte, so müßte sie diesem gleich sehen. Er fühlt sich erregt, es fehlt ihm etwas, wenn er sie nicht gesehen, und unwillkürlich wird ihm der Gegenstand seiner anfänglichen Bewunderung theurer, als er je gedacht. Von einem unbekannten Gefühle überwältigt, will er nur lieben, um zu lieben, ohne an die wahrscheinlichen Folgen dieser Neigung zu denken.

War die Wahl seiner jetzigen Wohnung eine Folge der über das Mädchen eingezogenen Erkundigungen? Wußte er, welche verwandtschaftlichen Beziehungen dasselbe mit der alten Annunziata verbanden? Wir wüßten es nicht zu sagen. Allein das ist gewiß, daß er ein Zimmer bei der alten Tante miethete, sich hier einrichtete und zum Entwurfe seines Gemäldes anschickte.

Was unvermeidlich kommen mußte, kam. Nunziata besuchte wie vordem ihre Tante und arbeitete bei ihr; Giulio trat nicht aus seiner Stube, Beide sahen sich und nach und nach — das Uebrige läßt sich leicht errathen.

Ich werde nicht versuchen, zu erzählen, auf welche Weise diese Liebe entstand, wie sie nach und nach stärker wurde. Auch die schönsten Darstellungen haben nur für Liebende Interesse, und zwar nur für solche, welche es im wahren Sinne des Wortes sind. Gibt es deren viele? Wir wissen es nicht. Sei dem, wie ihm wolle, so werden wir jedenfalls schnell darüber hinweggehen, um nicht das zu wiederholen, was in einem ganzen Schock von Romanen auf die verschiedenartigste Weise dargestellt wurde.

Giulio und Nunziata liebten sich, so viel können wir sagen. Für den jungen Maler war es ein besonderes Vergnügen, in Nunziata ein Mädchen zu finden, welches von dem Getreibe der Welt auch nicht den geringsten Begriff hatte; sie war weder albern noch unbeholfen, sondern nur unwissend und höchst einfach. Diese Einfachheit saß ihr jedoch sehr gut und die Unwissenheit war ein leicht zu verbesserndes Uebel. Und wahrlich der Gedanke, die Erziehung des Mädchens zu vollenden, hatte für den jungen Maler einen nie gekannten Reiz.

Die beiden Liebenden verkehrten anfänglich im Tone der Freundschaft, ohne daß Nunziata ihrerseits irgend etwas Anderes dabei dachte; die Tante sah nichts Böses darin; es fiel ihr nicht ein, daß Nunziata den fremden Jüngling lieben könnte. Sie war ja seit 6 Jahren versprochen, und sie glaubte

deßhalb, daß dies ihr als Schild gegen jede andere Regung dienen müsse. Sie meinte auch, daß si-Giulio gegenüber Allem vorgebeugt habe, nachdem sie ihm gesaat:

„Meine Nichte hat ihren Galante*) auf dem Meere, sie sind seit 6 Jahren versprochen und wahrscheinlich nächste Weihnachten wird die Hochzeit sein.“

Giulio antwortete nichts, allein wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß er sich durch diese Mittheilung nicht entmuthigen ließ; er biß sich wohl ein wenig auf die Lippen bei dem Gedanken, daß das Mädchen einen Galante habe, der es liebe oder doch geliebt habe; allein das Abenteuer erschien ihm deßhalb nur um so lockender und er blieb bei seinem Vorsatze.

(Fortsetzung folgt.)

Bandjockel.

(Fortsetzung.)

Der junge Mensch leate schon nach den ersten Graden der Tortur ein Geständniß ab. Länger dagegen hielt der alte Mann, den ein Leben voller Mühsale und Entbehrungen mehr gegen den Schmerz abgehärtet hatte, die schwere Prüfung aus, bis auch er sich als schuldig bekannte. Beide jedoch stellten die Theilnahme von anderen Mitschuldigen entschieden in Abrede.

Auf dieses Bekenntniß hin wurden sie, ohne Rücksicht darauf, daß sie später ihr Geständniß widerriefen, zum Tode verurtheilt. Damals machte man wenig Federlesen mit den sogenannten Malifikanten. Jeder Ort, wo ein kleiner Gerichtssitz war, hatte seinen eigenen Galgen, und das Hängen war an der Tagesordnung. Selbst Diebstähle von verhältnißmäßig geringem Belange konnten einen Mann an den Galgen bringen. Es war demnach nicht zu erwarten, daß man gegen einen Mörder milder verfahren würde, und in der That erhielt das Urtheil ohne Anstand die obergerichtliche Bestätigung.

Die Hinrichtung wurde auf Freitag den 17. Okt. festgesetzt. Es war bereits der 10te, und somit nur eine Frist von sechs Tagen noch übrig. Die Bewohner des Städtchens und der Umgegend sahen dem verhängnißvollen Ereignisse mit gemischten Gefühlen entgegen. Die Meisten betrachteten die Hinrichtung als eine gerechte Sühne für das schreckliche Verbrechen, und nur Wenige hatten Bedauerniß mit dem alten Lippel und seinem Neffen, welche bisher keinem Kinde etwas zu Leid gethan.

Daß sie die wirklichen Schuldigen seien, wurde als zweifellos angenommen, und wenn auch einmal ein Bedenken darüber auftauchte, so wagte man es der allgemeinen Stimmung und dem strengen Amtmann gegenüber nicht auszusprechen. Dieser jedoch war mit dem Resultate des Prozesses ebenfalls nicht zufrieden. Er hegte nämlich die feste Ueberzeugung, daß die Verbrecher Mitschuldige hätten, die sie nicht verrathen wollten.

Dieser Gedanke, der sich dem Amtmann erst nach Fällung des Urtheils mit seiner ganzen Stärke aufgedrängt hatte, ließ seinem kriminalistischen Stolze keine Ruhe. Aus den Gefangenen war für jetzt nichts mehr herauszubringen. Sie setzten allen seinen Fragen und Ermahnungen nur ein dumpfes Schweigen entgegen. Seine einzige Hoffnung war deßhalb auf ihr letztes Bekenntniß gerichtet.

So rückte der Tag der Hinrichtung immer näher heran. Es war bereits Donnerstag Mittag, und eine Anzahl Arbeiter damit beschäftigt, den Galgen in gehörigen Stand zu setzen, als durch einen Zufall sich ein neues Licht über die schreckliche That zu verbreiten schien. Gegen drei Uhr Nachmittags kam nämlich ein Knabe aus einem benachbarten Orte in die Apotheke des Städtchens und verlangte für einige Kreuzer Hoffmann'sche Tropfen, ein damals allgemein beliebtes Arzneimittel. Zur Aufnahme der Medizin brachte der Junge ein starkwandiges Glasfläschchen von eigenthümlicher Form und mit eingeschliffenem Glasstöpsel mit. Als der Apotheker dasselbe erblickte, wurde er blaß und fing heftig an zu zittern. Dieses Fläschchen hatte, wie er bestimmt wußte, dem Hausirer gehört. Er, der Apotheker, hatte es mehr als zwanzigmal in den Händen gehabt, um es mit einem dem kölnischen Wasser ähnlichen Parfüm zu füllen, wovon der galante Krämer seinen weiblichen Kunden einige Tropfen auf die Sacktücher zu gießen pflegte. Zum letzten Male war das Fläschchen am Tage, wo der Mord vorfiel, neu gefüllt worden, und der Apotheker hatte es bei dieser Gelegenheit dem Eigenthümer selbst in die Hand gegeben. Auch war bei Oeffnung des Stöpsels der eigenthümliche Geruch des Parfüms noch ganz deutlich wahrnehmbar.

Diese Entdeckung schien dem Apotheker wichtig genug, um davon dem Gerichte die Anzeige zu machen.

*) Es ist vielleicht nicht unnöthig, hier nochmals darauf hinzuweisen, daß das Wort „Galante“ im genuesischen Dialekte eine ganz andere Bedeutung hat, als in den Dialekten des übrigen Italiens, wie im piemontesischen und lombardischen. Der genuesische „Galante“ ist der Jüngling, welcher mit Erlaubniß der Eltern einem Mädchen den Hof macht, das Wort hat vollkommen dieselbe Bedeutung, wie anderwärts das Wort „fidanzata“, Verlobter, Bräutigam.

Er traf deßhalb die nöthigen Anordnungen, den Knaben zurückzuhalten, und eilte mit dem Fläschchen zum Amtmann. Dieser, als er die Geschichte gehört, glaubte endlich einen Schlüssel gefunden zu haben, um den übrigen Mitschuldigen auf die Spur zu kommen. Nachdem er seinen Myrmidonen den Befehl ertheilt, sich mit der nöthigen Mannschaft in Bereitschaft zu halten, begab er sich selbst in die Apotheke. Um Aufsehen zu vermeiden, wollte er den Knaben dort ins Verhör nehmen.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Von dem früher durch uns besprochenen Werke: **„Schleswig-Holstein, Kriegs- und Friedensbilder, herausgegeben vom Grafen A. Baudissin“**, sind jetzt einige weitere Lieferungen erschienen und der Redaktion dieses Blattes zugeschickt worden. Unser erstes günstiges Urtheil über dieses Werk können wir nach Durchsicht der vorliegenden neuen Hefte nur wiederholen, und es freut uns, daß die gesammte deutsche Presse die gleiche Anerkennung zollt. Wir führen z. B. nur eine Besprechung der „Bremer Morgenpost“ an. Dieses Journal spricht sich aus wie folgt:

„Schleswig-Holstein, Kriegs- und Friedensbilder, herausgegeben von Graf A. Baudissin“, heißt ein Werk, welches im Verlag von E. Hallberger in Stuttgart erschienen ist und uns in seinen ersten Lieferungen vorliegt. Ein schätzenswerthes Buch! In sehr angenehm leichtem Styl erzählt uns der durch seine schriftstellerische Thätigkeit für Schleswig-Holstein, seine Romane und Skizzen genugsam bekannte Verfasser Alles, was er über Land und Leute von Schleswig-Holstein sagen kann, und dessen ist eine große Fülle, da Baudissin nicht nur geborener Schleswig-Holsteiner ist und mit Lieb- und Treue Alles stets im Auge behielt, was zwischen den beiden Meeren vorging, sondern auch das Land in den verschiedensten Perioden durchwanderte und kennen lernte; er hat sein Vaterland gekannt in seiner Schmach; er hat es sich erheben sehen im ersten schleswig-holsteinischen Kriege, und hat selbst in den Reihen derer gestanden, die das Schwert zogen gegen seinen Todfeind; er sah die Demüthigung des verrathenen und verlassenen Volkes; er hat mitgejubelt, als die alte Scharte auszuwetzt wurde und hat die Befreier seines Vaterlandes Schritt für Schritt begleitet, als sie die dänischen Fesseln brachen. Gerade Baudissin schien berufen zu sein, uns ein Bild von den Zuständen und Schicksalen der Herzogthümer zu entrollen und er hat diese Aufgabe mit großem Geschick und mit vielem Glück gelöst. Anziehende Schilderungen der Landschaften und des Charakters, der Sitten und der Gewohnheiten der Bewohner sind verknüpft mit den Darstellungen der Ereignisse aus alter, neuer und jüngster Zeit, durchwebt mit Erinnerungen aus des Verfassers Kindheit, mit anziehenden Zeichnungen von Charakteren und humoristischen Geschichtchen und Anekdoten. Auch die Ausstattung des Buches ist eine vortreffliche, sehr hübsche Illustrationen von O. Fikentscher, E. Hartmann, J. Kleemann, C. Kolb, Th. Weber u. s. w. sind dem Texte beigegeben und erhöhen dessen Werth. Der Preis ist dabei ein recht geringer, es erscheinen 12 Hefte, das Heft von 4 Bogen mit 16 Illustrationen kostet 6 Sgr., die Ausgabe wird sicher Keinem gereuen.

Mannigfaltiges.

(Zartgefühl.) In den amerikanischen Zeitungen findet man jetzt „Couverts für Herren und Damen“ angezeigt, das sind aber nicht die Couverts, die man beim Briefschreiben gebraucht, sondern man umschreibt mit diesen Worten nur bescheidentlich dasjenige Kleidungsstück, das man der Haut zunächst zu tragen pflegt und welches das amerikanische Zartgefühl nicht zu nennen wagt.

Berlin. Eine öffentliche Wirthschaft annoncirt ein „Familienfest mit Kinderball“ unter der Anzeige, daß „Kinder, welche die Zensur Nr. 1 vom letzten Quartal an der Kasse vorzeigen, freien Eintritt und freie Fahrt auf dem Carroussel erhalten.“ — Ein neuer Beitrag zur Schulfrage!

Im Briefkasten der „Frankf. Latern“ finden wir folgende Antwort an einen C. in Darmstadt: „Sie fragen bei uns an, woher der Name des badischen Flüßchens Oos stamme: Es ist vor alten Zeiten einmal ein Sachsenhäuser hineingefallen.“

Auflösung der Charade in № 88:
Kohlenstoff.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 90. Freitag, 28. Juli **1865.**

Nunziata.

(Fortsetzung.)

IV.

Was Nunziata betrifft, so konnte sie sich nicht Rechenschaft geben über das Gefühl, das sie in der Nähe des Malers empfand; sie wußte nur so viel, daß die Gegenwart Lorenzo's sie niemals in diese Aufregung versetzte, welche Freude und Qual zu gleicher Zeit verursacht. Ein Blick des Mailänders genügte, daß sie die Augen niederschlug und sie gestand es sich ein, daß sie Lorenzo weit mehr geliebt hätte, wenn er Giulio gleich sähe. Mit anderen Worten, sie liebte den Unbekannten, ohne es selbst recht zu wissen; ihr Lächeln, ihre unwillkürliche Aufregung, ihr Erröthen und ihr Erbleichen waren davon die besten Beweise. Allein die alte Annunziata bemerkte nichts davon. Die Treue und Beständigkeit sind in jenen Gegenden so sehr zu Hause, daß es ihr gar nicht einfiel, nur einem Verdachte Raum zu geben. Das Mädchen hätte sich allerdings damit ausreden können, daß sie Lorenzo eigentlich niemals geliebt habe; allein die Tante wußte hier keine Unterscheidung zu machen. Denn wenn einmal ein Mädchen den ihr von den Eltern als ihren künftigen Gatten Vorgestellten angenommen hat, so ist Jedermann überzeugt, daß dasselbe ihm „wohlwill". Man sagt in der That nur „volersi del bene", das Wort „amare" ist im Genueser Dialekt fast ein unbekanntes Zeitwort. — Nunziata wollte Lorenzo in der That wohl, somit mußte sie glücklich sein, ihn zu heirathen.

Eine Liebe ohne die elterliche Sanktion ist in den Augen der Genuesen etwas so Unrechtes, daß Nunziata nur bei dem Gedanken hätte zittern sollen. In der That, als Giulio zuerst von Liebe sprach, erschrack sie und wollte sich ernstlich beleidigt fühlen — aber sie hatte nicht den Muth dazu! Die Freude, sich geliebt zu sehen, ließ hinlänglich ihre eigene Liebe erkennen. Es war zu spät, von dem Pfade, den ihr Herz ihr wies, zurückzuweichen. Sie gestand offen ihre Lage und erzählte ihre Geschichte in voller Unschuld; Giulio glaubte ihr vollkommen, er hatte das Mädchen hinreichend kennen lernen, um an ihrer Wahrhaftigkeit nicht zu zweifeln.

„Ich werde nicht mehr zu der Muhme gehen," sagte das Mädchen traurig, „ich gehöre mir nicht mehr an! Lorenzo wird sich nächstes Jahr hier mit meinem Bruder Pippo niederlassen, sie werden mit einander eine Seifensiederei errichten — meine Zukunft ist entschieden!"

„Allein wenn Sie Lorenzo nie geliebt, wenn Sie ihn nicht lieben können?"

„Ich liebe ihn," sagte Nunziata sanft, „ich liebe ihn wie meinen Bruder Pippo."

„Aber das ist nicht hinreichend," erwiederte der Künstler mit Wärme, von der Einfachheit und Unschuld des Mädchens entzückt, und entwarf nun ein poetisches Bild der Liebe, wie wir sie kaum schöner in den Romanen geschildert finden. Nunziata verstand nicht Alles, was er sagte, allein seine Stimme übte einen weit höheren Zauber als die Worte.

Sie kehrte fortwährend von Zeit zu Zeit zur Tante zurück. Oftmals ließ diese die beiden jungen Leute allein, da sie auch die Mittagsmahlzeit des Malers besorgte. Sie saßen dann zusammen auf einem mit frischem Grün umrankten Altane, auf welchem ein süßes Dämmerlicht herrschte, indessen zu ihren Füßen die Wellen an das Ufer anschlugen, der Duft der Blumen erfüllte die Luft, der Gesang der Vögel mischte sich in das Säuseln des Windes und das dunkle Blau des Himmels wölbte sich über ihnen; die ganze Natur lud zur Liebe ein. Auch Nunziata liebte, allein die düstere Ahnung eines Unglücks ließ sie erzittern.

„Nunziata, meine süße Nunziata," sagte der Künstler eines Tages zu ihr, „weßhalb bist Du

so nachdenkend in meiner Nähe? Wenn Du Lorenzo nicht liebst, so soll Dich Niemand zwingen, an ihn zu denken; die Liebe läßt sich nicht befehlen, meine Theure, sie überfällt uns unbewußt; wenn Du Lorenzo nicht liebst, so ist dies ein Beweis, daß er Dir keine Liebe einzuflößen im Stande ist; ist dies Deine Schuld? Sind wir denn gezwungen, aus Rücksicht für Andere Jemanden zu lieben? Deßhalb, mein Engel, betrübe Dich nicht mehr, denke nicht mehr an Deinen Verlobten, werde mein Weib, und ich schwöre Dir, daß Du glücklicher sein sollst, als Du es je mit Lorenzo sein könntest."

„Ich habe aber geschworen ihn zu heirathen," erwiederte Nunziata zitternd, „mein Bruder würde in Wuth gerathen, wenn er erfährt, daß ich Lorenzo nicht mehr haben will. Meine Wohlthäter, die Tante, sie alle werden über meine Undankbarkeit betrübt sein, Marina würde mich meiden und alle anderen Mädchen mit Fingern auf mich weisen, wie auf eine Verbrecherin."

„Ich werde Dich weit von hier wegführen, wo man sich um diese Muthausbrüche nicht kümmert."

„Allein wer schützt mich vor dem Zorne der Madonna?" entgegnete mit frommem Schrecken die arme Nunziata.

Giulio kannte die Landesgebräuche hinlänglich, um zu wissen, daß es vergebliche Mühe sein würde, die herrschenden Vorurtheile zu bekämpfen. Er beschränkte sich darauf, ihr zu versichern, daß die heilige Madonna sich nicht über Etwas erzürnen könne, was nicht im Entferntesten ein Vergehen sei. Er setzte ihr auseinander, daß jedes Mädchen das Recht habe, sich ihren Geliebten und Gatten zu wählen, und daß es nicht allein eine Thorheit, sondern selbst ein Vergehen sei, der Natur gegenüber, den Gefühlen Gewalt anthun zu wollen.

„Ich werde das Alles dem Herrn Antonio selbst beweisen; wenn ich ihn sehe, halte ich gleich bei ihm um Deine Hand an; dann gehe ich nach dem Pymont und dann nach Mailand und Ende dieses Sommers komme ich zurück, um Dich abzuholen."

Nunziata bat Giulio voll Angst, diesen Plan nicht auszuführen. Sie fürchtete die Vorwürfe der Familie Antonio's. Auch sollten Pippo und Lorenzo gegen Ende des Sommers kommen, um etliche Tage zu bleiben. Was würde Pippo sagen?. Es waren minder die Vorwürfe des Verlobten, als diejenigen des Bruders, welche sie zittern machten. So jung und unerfahren sie auch war, so fühlte sie recht gut, daß der Mann, welcher wahrhaft liebt, dem von ihm geliebten weiblichen Wesen sich stets ergeben zeigt und eher jede Qual erduldet, als sie zu beleidigen, und Lorenzo war in der That sehr gefühlvollen Gemüthes und würde Nunziata niemals beleidigt haben.

„Was soll ich aber thun?" fragte Giulio nachdenkend.

„So, müssen Sie in Ihre Heimath reisen und können erst Ende des Sommers zurück sein?" fragte das Mädchen.

„Es ist nicht anders möglich; ich bin fest entschlossen, mich zu verheirathen, und will vorher mit meinem Vater sprechen und meine Familienangelegenheiten ordnen."

Es war Giulio Ernst. Er war dem Mädchen zugethan und fühlte recht gut, daß ein zärtliches, liebendes und naives Weib zum Künstler weit mehr passe, als eine geistreiche Dame. Auch war Nunziata nicht albern, nur konnte sie nicht mehr wissen, als sie gelernt hatte. Giulio hatte die Absicht, nach seiner Verheirathung mit Nunziata noch einige Zeit in Ligurien zu bleiben, fest überzeugt, sie während dieser Zeit hinlänglich herangebildet zu haben, um sie in die besten Kreise der Hauptstadt einführen zu können.

Eine solche Verbindung würde vielleicht in der Folge unglücklich gewesen sein; die einfache und schüchterne Nunziata wäre vielleicht in der großen Welt nicht an ihrem Platze gewesen. Allein Giulio liebte und dachte sich nichts Schöneres und Anmuthigeres, als seine Nunziata.

„Sprechen Sie nicht mit Antonio, um Gotteswillen!" sagte das Mädchen, „ich verspreche Ihnen meine Hand, wenn Sie nach Albissola zurückkehren. Sobald Lorenzo kommt, werde ich ihn dahin bereden, daß er auf mich verzichtet."

Die Liebe findet immer Auswege, Nunziata hatte nur Hoffnung auf die Schwäche Lorenzo's; sie wußte, daß ein Wort von ihr bei dem Seemann genüge.

„So sei es, wie Du willst," sagte Giulio, indem er ihre Hand küßte; „allein von diesem Augenblicke sei meine Braut vor Gott, sei die Meinige."

„Armer Lorenzo!" murmelte Nunziata.

„Wie!" rief der unerbittliche Künstler, „Du liebst ihn also, da Du an ihn denkst, während ich Dir von meiner Liebe spreche! Du behauptest mich zu lieben, und Du bedauerst einen Andern; Du behauptest mich zu lieben, und willst nicht mir gehören! Du hast ein schwaches Herz, Nunziata!"

„O nein! o nein! nein! Ich liebe Sie — ich liebe Dich!"

„Ah! So ist's recht," erwiederte Giulio und schloß sie in die Arme; „Du bist mein auf immer, nicht wahr?"

„O ja!" erwiederte sie bebend, und indem sie ihre Lippen auf die seinen preßte, setzte sie hinzu:

„Kannſt Du noch ſagen, daß ich nicht Dir gehöre?“

Giulio war glücklich und ſchwor, niemals ein anderes Mädchen ſein nennen zu wollen als Nunziata.

(Fortſetzung folgt.)

Bandjockel.

(Schluß.)

Nach langem Hin- und Herfragen brachte der geſtrenge Herr aus dem Jungen, welcher ſehr eingeſchüchtert war, endlich ſo viel heraus, daß ſein Vetter (ſo nennt man in jener Gegend den Onkel) das Glas mit mehreren anderen Sachen nach Hauſe gebracht, daß ſein Vater ihm ein anderes Glas für die Medizin gegeben, daß er dieſes zerbrochen und dann heimlich das mitgebrachte genommen habe. Der Vater des Knaben und deſſen beide ledigen Brüder, welche in demſelben Hauſe wohnten, waren Taglöhner und ſtanden in der Gegend nicht im beſten Rufe, obſchon man ihnen außer kleinen Felddiebſtählen und Waldfreveln nichts Beſonderes zur Laſt legen konnte.

Der Amtmann hielt indeß die erhaltenen Indizien für wichtig genug, die Verhaftung der Brüder zu veranlaſſen, und um die richtige Ausführung ſeiner Befehle zu überwachen, zog er ſelbſt mit der aufgebotenen Mannſchaft hinaus. Als die kleine Schaar das Städtchen verließ, fing es bereits an dunkel zu werden, und als ſie an dem betreffenden Dorfe anlangten, war die Nacht vollſtändig hereingebrochen. Die Annäherung an das einzelnſtehende Haus geſchah mit der größten Vorſicht, und ſo gelang es, die Bewohner deſſelben völlig unvorbereitet zu überraſchen.

Bei der darauf vorgenommenen ſehr ſorgfältigen Hausſuchung fand man außer einer Summe baaren Geldes eine Menge Gegenſtände, welche dem ermordeten Krämer gehört hatten. Die drei Männer, deren man ſich gleich anfangs verſichert hatte, wurden deßhalb geſchloſſen und ins Gefängniß abgeführt. Mit der Frau des Hauſes aber nahm der Amtmann an Ort und Stelle ein ſummariſches Verhör vor. Nach einigen Ausflüchten legte ſie denn auch das vollſtändige Geſtändniß ab, daß ihr Mann und ihre beiden Schwäger den Hauſirer ermordet und beraubt hätten. Sie habe ſeit dieſer Zeit keine Ruhe mehr gehabt, beſonders aber, ſeit ſie erfahren, daß zwei unſchuldige Menſchen für das Verbrechen leiden ſollten.

Das Uebrige iſt bald erzählt. Dem Amtmann gelang es, durch geſchickte Benützung der vorliegenden Indicien und durch Confrontirung mit der Frau, ſelbſt ohne Anwendung der Folter, die drei Brüder nach und nach zu einem vollſtändigen Geſtändniß zu bringen, wodurch der ganze Hergang des Verbrechens offen und klar dargelegt wurde.

Der geſtrenge Richter war indeß durch dieſes Ergebniß noch keineswegs befriedigt. Er hatte nun einmal die Meinung gefaßt, daß der alte Holzhauer und ſein Neffe bei der That betheiligt ſein müßten, und dieſe Anſicht wollte er auch jetzt nicht aufgeben. Er fuhr deßhalb fort, auf deren Mitſchuld zu inquiriren, und obſchon alle ſeine Bemühungen nach dieſer Richtung hin ohne Erfolg blieben, ſo dauerte es doch noch geraume Zeit, bis der alte Lippel und ſein Neffe ihre Freiheit wieder erhielten. Dagegen ſuchte die Bevölkerung durch vielfache Beweiſe des Wohlwollens ſie für die ausgeſtandenen Leiden einigermaßen zu entſchädigen.

Der Neffe, welcher ſpäter zu guten Umſtänden gelangte, iſt erſt vor acht Jahren geſtorben. Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß die wirklichen Verbrecher der verdienten Strafe nicht entgingen.

Dieſe durchaus wahre Begebenheit liefert einen neuen Beweis, wie ſeltſam zuweilen die Wege der Vorſehung ſind, um ein verborgenes Verbrechen an's Licht zu ziehen. Sie bietet aber zugleich ein neues warnendes Beiſpiel dafür da, wie trügeriſch in Kriminal-Prozeſſen mitunter die bloßen Indizienbeweiſe ſind. Richter und Geſchworene können deßhalb bei Beurtheilung derſelben nicht vorſichtig genug ſein, beſonders wenn es ſich um eine Strafe handelt, wofür es, wenn ſie einmal vollzogen iſt, keine Sühnung mehr gibt.

Mannigfaltiges.

(Ein verzeihliches Verbrechen.) Wie man aus Waſhington ſchreibt, hat ſich eine junge Dame, Miſtreß Perrine, durch kriegsgerichtlichen Spruch wegen Verraths zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt, mit einem Gnadengeſuch an den Präſidenten Johnſon gewandt. Es gelang den Bemühungen ihrer Freunde, ihr Zutritt zu dem Staatsoberhaupt zu verſchaffen. In der Audienz zog die Schöne alle Regiſter ihrer Liebenswürdigkeit auf, um ihre Sache in beſtmögliches Licht zu ſtellen. Ihr ganzes Verbrechen, verſicherte ſie, beſtand darin, daß ſie bei Nacht die föderirten Linien paſſirte, getrieben von dem ſehr natürlichen Wunſche, einen ſchönen jungen Mann auf kurze Zeit zu umarmen, der zwar Offi-

zier im Rebellenheer, darum aber nicht weniger ihr Geliebter war. Mistreß Perrine war so klug, einfließen zu lassen: er war mein Geliebter, obgleich er Rebell war; es war ihr also nur um die Person zu thun, nicht um die Sache. Weiter, fährt sie fort, sei nichts gegen sie bewiesen, noch zu beweisen; sei es aber einer so großen Nation, nach dem so glorreichen Sieg der gerechten Sache würdig, ein schwaches Weib in den Kerker zu werfen, das nur dem Zug seines von der Politik nicht berührten Herzens gefolgt sei? — Der Präsident soll zwar die Gegenfrage gethan haben: was wohl aus der Republik geworden wäre, wenn alle Damen des Nordens die Linie passirt hätten, um die feindlichen Offiziere, resp. Soldaten zu umarmen? Gleichwohl, fügte er milder hinzu, ist das böse Beispiel zum Glück nicht ansteckend gewesen; ich will sehen, was sich für Sie thun läßt. Die Begnadigung wurde bewilligt.

Zwei junge Hamburger, welche auf einer auswärtigen Universität studiren, geriethen kürzlich in Streit und wurden in ihren Aeußerungen so heftig, daß eine Herausforderung die Folge war. Das Duell sollte am Sonnabend voriger Woche stattfinden. Ein in der Universitäts-Stadt lebender Bekannte der Mutter eines der beiden jungen Leute gab dieser noch zur rechten Zeit Nachricht von deren Vorhaben, so daß sie mit ihrer Tochter sich auf den Weg machen konnte, um wo möglich das schlimme Ereigniß zu verhindern. Sie kommen an, der Sohn, als Beleidigter, will von keinem Vergleich wissen, und weder die Bitten der Mutter, noch das Flehen der Schwester sind im Stande, ihn von dem „Ehrenhandel" zurückzuhalten. Da entschließt sich die bildschöne Schwester des Herausforderers, ihr Heil bei dessen Gegner zu versuchen. Sie begibt sich zu diesem hin. Die rührende Angst des anmuthigen Mädchens, die Zähren, welche dem seelenvollen Auge entströmen, machen auf den jungen Mann einen unbeschreiblichen Eindruck, er erbietet sich zu Allem. Sie reicht ihm zitternd vor Freude die Hand, er preßt diese an seine Lippen, geht mit ihr zu dem halsstarrigen Gegner und versöhnt diesen durch eine Zurücknahme der Beleidigung. In den Armen liegen sich die jungen Männer, und kurz darauf liegen sich, von der Mutter gesegnet, in den Armen die — Verlobten.

(Ein standhafter Passagier.) Bei dem letzten Eisenbahn-Unfall nächst Rednal in England wurde das stoische Benehmen eines tödtlich verwundeten Passagiers bemerkt, der, am ganzen Körper zerschunden, mit gebrochenen Beinen dalag. Man mußte ihm beide Beine abnehmen und zahlreiche Verbänder anlegen. Er hatte Fieber-Paroxysmen. In den lichteren Augenblicken diktirte er sein Testament — ganz genau, Paragraph nach Paragraph. Er bestimmte, daß sein Vermögen in gleiche Theile unter seine Frau und Kinder vertheilt werde. Ein Stück des Testaments war diktirt, als ihm ein Bein abgenommen war. Die Abnahme des andern folgte, worauf er die Fortsetzung seiner letztwilligen Verfügung niederschreiben ließ. Zwischen der Anlegung der einzelnen Verbände war er theils im Delirium, theils diktirte er. Dann sendete er seiner Frau telegraphisch seinen Segen für die ganze Familie und verschied. An diesem Manne war ein Feldherr verloren gegangen.

(Ein verdächtiges Telegramm.) In München wurde vor Kurzem ein neues Stück gegeben: „Lincoln's Tod." Der Verfasser lebt in Regensburg und schreibt, während er noch an dem Werk arbeitet, nach München an den Darsteller des Lincoln, daß sich die Ermordung des Präsidenten auf dem Theater nicht gut machen und er diesen Vorgang nur erzählend bringen werde. Der Münchener Lincoln ist aber damit nicht einverstanden und der Dichter erhält eine telegraphische Depesche des Inhalts: „Ermordung in der Loge muß stattfinden. Antwort umgehend." Einige Stunden nach Eintreffen dieses Telegramms in Regensburg findet sich ein Polizeibeamter bei dem Dichter ein und bittet sehr ernst um Aufklärung über den räthselhaften Wortlaut der Depesche, worauf er sich natürlich, von der wahren Sachlage bald überzeugt, erstaunt und lachend wieder entfernte.

(Das Eldorado für pensionirte Offiziere ist die schöne Stadt Graz in Steiermark. Dort wohnen jetzt 61 Generale, 63 Obersten, 48 Oberstlieutenants und 127 Majore, die Hauptleute ꝛc. sind noch gar nicht gezählt.

Unpolitisches Zwiegespräch.

Ein Mann mit zwei Ochsen. —
„Wohin denn, ihr Drei?"
„„Wir danken der Nachfrag',
Am Vierten vorbei.""

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 91. Sonntag, 30. Juli 1865.

Nunziata.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, da die alte Tante gerade sich besonders zärtlich gegen Nunziata zeigte, begann diese ihre Liebe zu Giulio zu bekennen. Die Alte war wie vom Himmel gefallen und wurde böse; Nunziata erbleichte und weinte. Die Alte umarmte sie, sie liebte die kleine Nichte und hatte eine Art unwillkürlicher Abneigung gegen die Familie Antonio's, da diese sich gehoben hatte, indessen die ihre zu keiner Geltung kommen konnte. Dennoch aber rieth sie dem Mädchen, auf den Künstler zu verzichten und ihr gegebenes Versprechen zu halten.

„Aber meine liebe, gute Tante, ich habe dem Herrn Giulio versprochen, ihm für das ganze Leben anzugehören."

Die Alte beugte das Haupt, gleichsam als wollte sie sagen: welches Unglück auch daraus entstehen möge, so soll doch Dein Wunsch erfüllt werden."

„Ich bin recht strafbar, nicht wahr, Tante?" sagte das Mädchen, welches sich durch die Worte Giulio's nicht ganz hatte überzeugen lassen.

„O ja, meine Kleine, es ist immer ein großes Vergehen, seinem Schwure untreu zu werden; allein weine nur nicht, ich will die heilige Madonna so lange bitten, bis sie Dir, wie ich hoffe, vergeben hat. Du mußt aber ein Gelübde thun: Du versprichst ihr Dein schönstes Ohrgehänge, wenn es uns gelingt, Dich den heirathen zu machen, den Du liebst; aber vor Allem sprich mit Deinem Beichtvater."

„Ja, Tante, das will ich thun," sagte Nunziata, „bringt einstweilen der heiligen Madonna dies goldene Kreuz." Mit diesen Worten löste sie ein goldenes Kreuz von ihrer Brust, das einzige Andenken an ihre Mutter. „Meine Mutter wird mir vergeben," setzte sie hinzu, indem sie eine Thräne vom Auge wischte.

Die Liebe des Künstlers und der Nunziata stand nun gleichsam unter der Protektion der Tante. Die arme Alte fühlte die gleichen Gewissensbisse wie ihre Nichte. Sie betete und besuchte Messe um Messe, um die Vergebung für ihre Nichte zu erlangen. Sie dachte mit Schrecken an das den beiden Liebenden bevorstehende Unglück; denn sie erinnerte sich, daß sich Beide an einem Freitag zuerst gesehen, an diesem Unglückstage, an welchem jeder gute Genuese vermeidet, zu reisen, sich zu verheirathen oder irgend etwas Wichtiges zu unternehmen. Als sie das Mädchen auf diesen Umstand aufmerksam machte, senkte diese erbleichend das Haupt.

„Ach, Tante, diese Liebe wird mein Unglück sein!" murmelte sie.

„So sage ihm, daß er Dich in Ruhe läßt, er soll nach Turin gehen, dort findet er Mädchen genug."

Nunziata sah sie fast zornig an, ein dunkles Feuer leuchtete in ihren Augen, es war die Gluth der Liebe und der Eifersucht, welche daraus sprach.

„Nein!" sagte sie mit leiser Stimme, „ich liebe ihn; ich kann es Euch nicht sagen, was ich in seiner Nähe fühle: eine Erregung, eine Beengung der Brust, etwas, was ich nie vorher gefühlt. Das ist Liebe, nicht wahr, Tante?"

„Wahrhaftig, ich weiß es nicht; ich gestehe Dir, daß ich nie so Etwas gefühlt habe."

„So habt Ihr Euren Gatten nie geliebt?"

„Ich habe ihn sehr geliebt, mein liebes Kind, ich war sehr glücklich mit ihm; aber ich gestehe, daß ich dabei immer ruhig geblieben bin und weder besondere Aufregungen noch Herzbeengungen verspürte."

„Da seid Ihr sehr glücklich gewesen! Wißt Ihr nicht, daß nur der Gedanke, er könne eine Andere betrachten, mich fieberisch schüttelt? daß ich sterben würde, wenn er eine Andere auch nur einen Augenblick liebte? Ihr sagt mir, daß es in Turin schöne Mädchen gibt, ich habe niemals daran gedacht, jetzt fürchte ich seine Abwesenheit."

„Du bist zu kindisch; sei mindestens vernünftig, wenn Du nicht aufhören kannst, an ihn zu denken. Wenn er Dir gesagt hat, daß er Dich liebt, so muß es wahr sein; weßhalb hätte er Dich täuschen sollen?“

Die Tante war ebenso naiv als die Nichte! Glücklicherweise dachte Giulio nicht daran, ihren Glauben Lüge zu strafen.

Nunziata wendete sich an ihren Beichtvater, der sie mit ewiger Verdammung bedrohte, wenn sie den Schwur, den sie Lorenzo geleistet, breche. Von diesem Tage an wurde sie noch trauriger und schweigsamer, sie erschrack vor jeder Kleinigkeit. Sie vermochte nicht auf Giulio zu verzichten. Sie fürchtete den Beichtstuhl und vermied ihn zu betreten, so viel sie nur vermochte.

V.

Gegen Ende Mai war der Künstler von Albissola abgereist, ohne daß sich Jemand darum bekümmert hätte, wie es sonst in kleinen Orten geschieht; man kümmerte sich nicht um die Ursache seines Aufenthalts und nicht um jene seiner Abreise. Niemand äußerte über Nunziata den geringsten Verdacht. Die Nachbarschaft sah sie wohl zu der Tante gehen, allein man wußte, daß sie mit Lorenzo versprochen sei und es fiel keinem Menschen ein, daß sie einen Anderen lieben könne.

Im Juli kehrten Pippo und Lorenzo zurück. Man kann sich das Bangen denken, das sich Nunziata's bemächtigte. Als sie ihren Bräutigam sah, wußte sie sich kaum zu bewältigen, sie eilte auf ihren Bruder Pippo zu, umarmte ihn und ihr Haupt auf seine Brust beugend, sagte sie in höchster Aufregung:

„Wie lange blieben wir ohne Nachrichten! Ich fürchtete schon ein Unglück.“

„Mädchen Du!“ rief Pippo, indem er ihren Kopf aufrichtete, „aeh', geh', sehe Lorenzo an, dem Du noch kein Wort gesagt.“

Und Pippo wendete sich dann zu Marina, welche ihn mit offenen Armen empfing und sich an dem männlichen Antlitz des jungen Seemanns nicht satt sehen konnte.

Als Lorenzo seine Verlobte umarmte, fühlte er, daß sie so viel wie möglich ihr Antlitz von dem seinen zu entfernen suchte; endlich aber, da sie nicht anders mehr konnte, sich küssen ließ, den Kuß aber nicht erwiederte. Lorenzo sah sie erbleichen und von einem Gefühle durchbebt, das ihm wahrlich nicht Liebe zu sein schien. Nunziata überließ sonst immer ihr Angesicht dem Kapitän zum Kusse, ohne dabei weder große Freude noch Schmerz zu zeigen; sie betrachtete dies als einen höchst gleichgiltigen Akt, zu dem Lorenzo als Verwandter und Verlobter ein Recht hatte. Jetzt aber fühlte sie eine Art Abscheu, als Lorenzo's Lippen die ihrigen berührten, und sie dachte unwillkürlich an den Kuß der Liebe, den sie auf Giulio's Mund gedrückt hatte.

Lorenzo betrachtete sie jetzt aufmerksamer und es fiel ihm allein auf, sie verändert zu finden. Sie hatte wohl das zarte Kolorit, allein ihre schwarzen Augen waren matt und eingefallen, ein blaubrauner Kreis schien sie zu umhüllen und gab ihnen den Ausdruck tiefen Leidens. Die gerötheten Wangen deuteten auf einen fieberhaften Zustand und Lorenzo ward um so mehr in dieser Ueberzeugung bestärkt, als die Hand des Mädchens glühend heiß in der seinen ruhte.

„Bist Du krank?“ fragte er sie theilnehmend.

„Ich? Ach nein!“

Nunziata log; denn sie war in der That seit Giulio's Abreise krank; die Liebe ist, wie bekannt, der schlimmste Feind der Vernunft. Und die Liebe dieses einfachen Mädchens mußte bei dessen ursprünglich leidenschaftlichem Temperamente noch weit unvernünftiger sein als jede andere; es war für Nunziata zum Bedürfnisse geworden, Giulio zu sehen, gleichsam die Worte von seinen Lippen zu trinken, seine Blicke aufzusaugen, jeden Augenblick ein Lächeln, einen Händedruck mit ihm zu wechseln. So lange sie ihn ein- bis zweimal wöchentlich sehen konnte, riefe Tage an seiner Seite zubrachte während ganzer Stunden, labte sie sich gleichsam die übrigen Tage an der süßen Erinnerung. Allein seit fast zwei Monaten war Giulio verreist, seit fast zwei Monaten schmachtete sie dahin, ohne an irgend Etwas Theil zu nehmen. Sie zweifelte nicht an seiner Treue, er hatte die heiligsten Schwüre gethan, an deren Wahrheit eine Tochter Liguriens nicht zweifeln konnte; die Worte des Künstlers stärkten sie gegen jeden Gedanken der Eifersucht; aber wie eine schöne Blume bedurfte sie des belebenden Sonnenblicks, Briefe und Erinnerungszeichen konnten den Blick aus dem Auge des Geliebten, seiner Stimme Laut nicht ersetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Hofball.

In Thüringen erzählt man sich folgende Anekdote, welche sich im Anfang dieses Jahrhunderts im Bade Liebenstein ereignet haben soll. Es war in der Zeit, wo Alt und Jung die Arbeit und den

Kerker unſerer geiſtigen Arbeiter, die Studirzimmer in der Stadt, verläßt, wo Fürſten und Große in glänzender Equipage ins Bad reiſen, Schüler und Gelehrte von beſcheidenen Anſprüchen mit Stock und Ranzen ein Stückchen von der ſchönen, großen Natur durchkreuzen; es war in der Zeit, wo Jung und Alt hinauszieht ins freie Gebirge, um auf Moosteppichen die vom Winter gelähmten Beine zu recken und, wenn auch keinen wunderwirkenden Geſundbrunnen, ſo doch die viel geſündere Waldluft zu trinken. In dieſer Zeit war es, als ein alter Dorfſchulmeiſter mit ſeinem Sohne, einem jungen Seminariſten, ſich aufgemacht hatte, um ſich in dem nahen Thüringer Wald von den vielen Anſtrengungen und Aergerniſſen, die ſein Stand mit ſich brachte, zu erholen.

Der gute Alte hatte diesmal ſeine beſten Kleider angelegt und auch ſein Sohn hatte ſich in ſeinen Tuchrock gehüllt, der ihm bis an die Wade reichte. Wie vornehm glaubten ſie ſich auszunehmen in ihrer altväterlichen Tracht! Und doch belächelte ſie noch vornehmer ein Lakai, der daher geſprungen kam, als ſie gegen Abend ſich dem Kurhauſe des Bades Liebenſtein näherten.

„Da oben muß Tanz ſein, Vater,“ bemerkte der junge Mann, als man ganz deutlich die Töne eines Walzers vernahm.

„Hättet Ihr auch keine Luſt, Vater,“ fuhr er dann fort, „ſo könntet Ihr doch mit mir hinaufgehen, ich möchte gern Eins mitwalzen.“

Dieſer willigte ein und nun zog der Sohn den Vater raſch mit durch die prächtigen Gartenanlagen bis zu dem Hauſe, von wo aus man die Muſik erſchallen hörte.

Doch, du armer Tanzluſtiger! Der Eingang iſt verſchloſſen.

Allein, was thut man nicht des Vergnügens wegen! Iſt auch die Hauptthüre nicht geöffnet, ſo gibt es vielleicht eine Hinterthüre; wie ſollten denn auch Tänzer und Muſikanten da hinaufgekommen ſein?

So dachte der junge Mann und, ſeinem Vater vorangehend, umſpähte er das ganze große Gebäude.

Eine Barrière, welche den Hintereingang von der öffentlichen Promenade trennte, ward überſprungen und bald ſtiegen ſie ſachte die Treppe hinan. Eine kleine Thüre führte ſie in den prachtvoll ausgeſtatteten Saal, wo ſie ſich, ohne bemerkt zu werden, gleich am Eingange auf einer Bank niederließen. In dem Saale war nun ein Drängen und Treiben, ſo bunt und kurzweilig, wie es die beiden Fremdlinge noch nie geſehen hatten. Dieſe hatten im Anfang viel zu ſtaunen und wußten ſich einander noch Mancherlei heimlich zuzuraunen. Sie ſahen, wie ſo viele vornehme Herren, in lauter Sammt gekleidet, zu den ſeidenen Damen hinüberſchwebten, wie ſie ſich verneigten und dann voller Anmuth ſich zum Tanze anſchickten; ſie ſahen, wie Alt zu Alt, Jung zu Jung ſich paarte und wie ſich Keins von dem heiteren Vergnügen ausſchloß.

Nur da drüben auf jenen rothen Sammtſtühlen ſaßen zwei ſchöne Damen, eine jüngere und eine ältere, die, wie es ſchien, nicht das Glück hatten, zum Tanze engagirt zu werden.

„Das iſt nicht recht von den Herren,“ dachte der Seminariſt, „daß ſie ſich der beiden ſchönen Damen gar nicht annehmen. Vielleicht wachſt Du Dich verdient, wenn Du wenigſtens Eine von ihnen vom immerwährenden Sitzen erlöſeſt.“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(„Guten Morgen, Herr Fiſcher!“) Die Entſtehung dieſer volksthümlich gewordenen und ſcherzweiſe bald als Gruß, bald als Ablehnung gebrauchten Redensart ſoll mit der Perſon eines Königsberger Kandidaten der Theologie, Namens Fiſcher, zuſammenhängen, der ſehr arm, ſehr fleißig, aber auch ſchon ſehr alt war, ohne eine Stelle erhalten zu haben. Mit großem Eifer ſtudirte er unabläſſig die Bibel und machte dabei allerhand Entdeckungen über die Sündhaftigkeit der Menſchen. So fand er unter Anderem, daß das Grüßen wider die ausdrücklichen Gebote der heiligen Schrift ſtreite, denn Ev. Luk. Kap. 10, V. 4 ſtehet geſchrieben: „Und Ihr ſollt Niemand auf der Straße grüßen.“ Daß mit dieſen Worten nur denen, die als Verkünder der neuen Lehre ausziehen, geſagt werden ſoll, ſie möchten ruhig ihres Weges ziehen, nicht unterwegs Bekanntſchaften machen, geht aus dem Zuſammenhang hervor. Um den aber kümmerte der gute Fiſcher ſich nicht viel, und grüßte darum fortan Niemand mehr, ſondern wurde auch von Zorn erfüllt, ſo oft der verbotene Gruß ihm dargebracht wurde, was häufig genug geſchah. Dem auszuweichen, ging Fiſcher bei Tage gar nicht mehr aus; nur früh Morgens mußte er ſich, da er zu arm war, hierzu Bedienung zu halten, aus dem durch ſein ſehr gutes Waſſer berühmten Haberberger Brunnen ſeinen Trinkbedarf holen. Doch ſelbſt auf dieſer Morgenpromenade traf er mit Arbeitern zuſammen, die ihn grüßten und um ſo eifriger, je mehr ſie merkten, daß der Gruß ihn ärgere. Beſonders

that sich ein Fleischergeselle durch sein regelmäßiges und kräftiges: „Guten Morgen, Herr Fischer!“ hervor. Der Kandidat war außer sich, aber Trinkwasser mußte, gutes wollte er haben, und so bat er denn bei dem Magistrate um Schutz gegen diese unchristliche Neckerei, die seinem frommen Sinn ein tägliches Aergerniß gab; insbesondere bezeichnete er aber den bösen Fleischergesellen als seinen schlimmsten Gegner. Als der Magistrat ihn abwies, wandte er sich an die Polizei, dann an die Regierung, den Minister, aber Niemand konnte ihm helfen. Endlich machte er eine noch in Akten vorhandene Eingabe an den König, schilderte seine Noth und bat den Landesherrn um kräftiges Einschreiten gegen das sündliche: „Guten Morgen, Herr Fischer!“ Das Schriftstück wurde an die Regierung abgegeben und von dieser der Direktion des Hospitals, in welchem der arme Kandidat inzwischen Aufnahme gefunden hatte, mit der Anweisung zugestellt, man möge den Bittsteller durch vernünftige Vorstellung zu beruhigen suchen. Im Spital führte er sein Sonderlingsleben fort, verließ selten das Bett und gestattete noch seltener Jemandem Zutritt in seine Klause. In seinem Nachlaß fand man als Früchte seiner langen Studien ganze Säcke voll kleiner Bücher, angefüllt mit ebenso zierlicher als eigenthümlicher Schrift, die Niemand entziffern konnte. Die Geheimnisse seiner Studien sind mit ihm gestorben, überlebt hat ihn nur das volksthümlich gewordene, selbst auf die Bühne gebrachte: „Guten Morgen, Herr Fischer!“, das deutsche Seitenstück zu dem französischen „Bon soir Monsieur Pantalon!“

(Ländlich-sittlich.) General Grant wurde am Tage vor seiner Abreise von Chicago zum erstenmale zur Kapitulation gezwungen, und zwar von jungen Damen, die ihn mit Sturm einnahmen. Mrs. Livermoore sprach nämlich zu ihm: „diese Mädchen sterben vor Verlangen, Sie zu küssen — aber sie wagen es nicht zu thun.“ „Ei,“ sprach der galante General, „wenn sie mich gerne küssen wollen, warum thun sie es nicht? Keine hat es mir noch angeboten, seitdem ich hier bin.“ In einem Nu flogen wohl einhundert Feen über ihn her. Er versuchte einen Rückzug, aber vergeblich; er bemühte sich durch den ihn umschlingenden Rosenkranz durchzubrechen, aber ohne Erfolg. Darauf bekannte er sich zum erstenmale als überwunden und wartete ruhig der Dinge, die da kommen sollten. Noch niemals wurde ein solcher Mann einer solchen Feuerprobe unterworfen. Heranstürmten die Mädchen in Rotten, in Linie oder einzeln; sie hefteten ihre rosigen Lippen auf seine Stirne, sie warfen ihm Küsse auf Nase, sie schmatzten ihn auf die Wangen, Kinn und Nacken. Dutzende von Küssen müssen im Backenbarte des Generals verloren gegangen sein und dort noch versteckt liegen. Während seiner schrecklichen Feuerprobe erröthete der Held von 100 Schlachten, bis sein Gesicht fast purpurroth glühte. Endlich war die „edle Raserei“ der Mädchen theilweise abgekühlt, und er entkam.

Als Kaiser Karl V. einmal um sein Urtheil über die sieben Sprachen, deren er kundig war, gefragt wurde, gab er zur Antwort: „Er spreche: Spanisch mit Gott, Lateinisch mit einem Gelehrten, Französisch mit einem Gast, Italienisch mit seiner Braut, Deutsch mit einem Soldaten und Böhmisch mit dem Teufel.“

(Maulwurf und Staar.) Nachdem nachgewiesen worden, daß der Maulwurf ungemein nützlich, indem er jährlich 11,000 Engerlinge, Würmer, Schnecken, Mäuse verzehrt, somit der ihm wegen Aufwerfens etwelcher Erde gelieferte Vertilgungskrieg ein großer Unverstand, ist nun auch ein anderes nützliches Thier, der Staar, von einer Schuld entlastet worden. Dieser Vogel, der in Ländern, wo kein Weinbau ist, mit Vorliebe gepflegt wird, weil er Millionen schädlicher Insekten vertilgt, war bisher in den Weingegenden scheel angesehen, weil man glaubte, er fresse die Trauben. Neuerdings hat sich nun herausgestellt nach den „Mittheilungen des würtembergischen Thierschutz-Vereins“, daß auch dies ein Irrthum war. Denn wenn sie auch wie die Spatzen manchmal eine Beere mitnehmen, so sei doch ihr Hauptanziehungspunkt die Insekten (Wespen, Spinnen, Schnecken), wovon im Herbst die Weinberge wimmelten. Die Beeren, die am Boden lägen, seien gerade ein Beweis dafür, da sie (wahrscheinlich durch das Herumfliegen der Staaren herabgeschüttelt) doch nicht aufgefressen würden.

Logogryph.

Denke ein Wort dir, das gleich einer ärmlichen Hütte; —
Anfang und Ende hinweg, — hast du ein geistig Getränk.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 92. Dienstag, 1. August 1865.

Nunziata.

(Fortſetzung.)

Die folgenden Tage waren Feſttage für das eine Paar und Tage der Qual für das andere. Nunziata hatte ſtets fort eine Bitte, ein Geſtändniß auf den Lippen, das ſie dann wieder zurückdrängte: war Lorenzo nicht bei ihr, ſo ſchien es ihr ſo leicht, ihn zu bitten, daß er auf ſie Verzicht leiſte. Die natürliche Schüchternheit des Kapitäns hatte lange ſie glauben laſſen, daß er ſie nur wenig liebe. Als ſie noch nicht die Liebe kannte, wußte ſie nicht, daß die wahre Liebe ſich unter dem Kleide der Schüchternheit berge. Jetzt aber, da ſie durch Giulio die Liebe hatte kennen lernen, wußte ſie, daß man ſich unendlich lieben könne, ohne ſeine Gefühle einzugeſtehen. Hatte nicht auch Giulio ſo begonnen? Sie erinnerte ſich wohl, daß auch er, der doch an Worten nicht verlegen war, anfangs ſie ſchweigſam betrachtete und ſeufzte. Wenn ſie ſich deßhalb Lorenzo gegenüber befand, erkannte ſie aus ſeiner Unruhe die Gefühle, welche ihn bewegten, und ſie hatte nicht den Muth, ſich ihm anzuvertrauen, ein Gefühl des Mitleids hielt ſie gleichſam zurück. Bald waren auf dieſe Weiſe zwei Wochen vorüber (die Abreiſe der Seeleute war auf dieſen Zeitpunkt beſtimmt). Nunziata ſah nicht ohne Bangen dieſen Augenblick herannahen: was würde Giulio ſagen, wenn er ſie, ihrem Verſprechen zuwider, noch an Lorenzo gebunden fände.

Lorenzo ſeinerſeits beobachtete das Mädchen und fürchtete jeden Augenblick, ihr Schmerzen zu verurſachen, da er ſie bei dem zärtlichſten Blicke erbleichen und zittern ſah. Beunruhigt über das Wohl des ihm ſo theuren Weſens wendete er ſich mehrmals an Marina, welche den Charakter Nunziata's am beſten kannte. Die Tochter Antonio's hatte auch den Wechſel in dem Benehmen ihrer Geſpielin bemerkt, allein ſie ſuchte vergebens, ſie auszuforſchen; immer erhielt ſie von dem Mädchen, das ſonſt niemals ſich gegen ſie verſchloſſen gezeigt hatte, die Erwiederung, daß es nichts habe und daß ſie doch ja ihre Beobachtungen Thereſa nicht mittheilen ſolle. Marina dachte, daß Nunziata nicht beläſtigt ſein wolle und ſchwieg. Auch beſchäftigte ſie die Gegenwart Pippo's allzuſehr, als daß ſie Zeit gehabt hätte, ſich um die Angelegenheiten Anderer zu bekümmern.

Es waren nur noch wenige Tage bis zur Abreiſe Lorenzo's. Nunziata war niedergeſchlagener als jemals. In ihren Augen ſprach ſich fortwährend eine Bitte aus, wenn ſie denen des Kapitäns begegneten. Er ahnte es nicht und gab ſich den widerſprechendſten Vermuthungen hin.

Eines Abends, als die ganze Familie das Meer entlang ſich erging, der Lieblingsſpaziergang der dortigen Bewohner, ſchritt Lorenzo mit ſeiner Verlobten den Anderen voran und indem er ihren Arm in den ſeinen nahm, ſagte er zu ihr: „Was ſuchſt Du mir zu verbergen? haſt Du irgend einen Schmerz, der Dich quält? Ich reiſe bald ab, ich will — das heißt, ich bitte Dich, mir die Urſache Deiner Trauer zu ſagen. Wünſcheſt Du Etwas? Behandelt man Dich nicht gut zu Hauſe? Laſſen ſie Dich zu viel arbeiten? Fühlſt Du Dich deßhalb leidend?“

Der arme Verliebte war weit von der wahren Urſache entfernt! Nunziata fühlte gerade bei dieſen Worten, welche die ganze Aufmerkſamkeit, die Sorge um ihr Wohl erkennen ließen, ihren Muth wanken. Sie ſchwieg.

„Du haſt kein Vertrauen in mich, ich ſehe es und das thut mir wehe!“ rief Lorenzo. „Nun, trotzdem, ich bin zu Allem bereit, was mir möglich iſt, zu thun, um Deinen Wünſchen zu entſprechen. Sprich, ich ſchwöre Dir, kein Opfer ſoll mir zu groß ſein.“

„Kein Opfer!“ ſagte Nunziata, indem ſie einer Hoffnung Raum gab.

„Ja, meine theure, meine liebe Nunziata, ich werde Alles thun, was Du begehrst."

„Mein Gott! mein Gott!" dachte das Mädchen, welche nicht wußte, auf welche Weise ſie ihm ſagen ſollte, daß ſie ihre Freiheit wünſche.

„Nun, ſo ſprich, Nunziata."

„Wirſt Du mir auch vergeben?" fragte ſie mit ſchwacher und zitternder Stimme.

„Dir vergeben? Was iſt vorgefallen? Ich will Alles wiſſen; ſprich!"

Nunziata zitterte noch heftiger. Lorenzo gerieth ſelten in Zorn, allein in dieſem Augenblicke hatte ſie Angſt vor ihm.

Es folgte eine lange Pauſe. Der Kapitän fühlte an ſeinem Arme das Herz des Mädchens heftig ſchlagen, er ſah ſie beim Scheine der Sterne und des aufſteigenden Mondes erbleichen, allein ſie war ihm nie ſchöner erſchienen. Ein ſchrecklicher Gedanke ſtieg in ſeinem Herzen auf.

„Nunziata," begann er endlich, „Du liebſt mich nicht. Es iſt unnöthig, es zu läugnen; ich leſe es in Deinem Herzen, unſere Hochzeit erſchreckt Dich."

„Ja," erwiederte Nunziata mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Ah!"

Der arme Lorenzo war ſicherlich nicht auf eine ſolche Antwort gefaßt. Er beugte ſein Haupt und bedurfte eine Viertelſtunde, um ſich wieder zu ſammeln, eine Viertelſtunde der Folter für ſeine Begleiterin.

„Da unſere Hochzeit Dich erſchreckt, ſo möchteſt Du ſie rückgängig gemacht ſehen? Weßhalb ſagteſt Du es nicht gleich?"

„Ich hatte Angſt vor Pippo."

„Es iſt wahr," erwiederte Lorenzo kurz.

Bei dieſen Worten drückte Nunziata unwillkürlich ſeinen Arm an ihre Bruſt, ſie fühlte, daß trotz Allem Lorenzo ihr einziger Beſchützer ſein werde.

„Es iſt gleich ſchwer für mich, als auch für Dich ſelbſt, einen Beſchluß aufzugeben, der ſchon vor ſo langer Zeit gefaßt wurde: ich ſpreche Dir nicht von meinem Schmerze. Ich liebe Dich, Nunziata, ich liebe Dich mit der ganzen Kraft meines Herzens, von ganzer Seele; allein Deine Kälte gibt mir die Kraft, mich zu bewältigen. Ich bin bereit, auf Dich vollſtändig zu verzichten; allein was werden Deine Freundinnen, was unſere Eltern dazu ſagen?"

„Im Namen des Himmels! Es iſt unmöglich, meinerſeits die Entſagung auszuſprechen; haſt Du es nicht ſelbſt geſagt, daß Pippo kein Mitleid mit mir haben würde?"

„Ah! So ſoll ich es thun und als ein Verräther, als Mann ohne Wort erſcheinen? Ich danke Euch für den Lohn, den Ihr mir für meine Liebe von 6 und mehr Jahren bietet!"

Nunziata fühlte die Wahrheit dieſer Worte, ſie hatte ſich ſelbſt ſchon die gleichen Vorwürfe gemacht. Die Gewiſſensbiſſe, welche ſie verfolgt hatten, die Worte ihres Beichtvaters, Alle verdammten ſie noch weit unbarmherziger, als ſie Lorenzo es im Stande geweſen wäre. Sie ließ den Arm des Kapitäns los und murmelte unzuſammenhängende Worte, in denen von dem Zorne des Himmels, ihres Bruders und der heiligen Madonna die Rede war.

Lorenzo nahm wieder ihren Arm, nachdem er einen Blick zurückgeworfen hatte. Der übrige Theil der Familie war weit zurück und die hier gewechſelten Worte konnten nicht bis dahin dringen. Pippo ſchritt mit Marina vor Antonio und Thereſa. Wenn nun aber auch der Bruder Nunziata's die Worte nicht hören konnte, ſo kannte Lorenzo doch ſeinen ſcharfen Blick, der aus den Bewegungen der Schweſter ſehr leicht einen Verdacht ſchöpfen konnte. Er ſagte deßhalb zu ihr: „Sei mindeſtens vorſichtig, ich bitte Dich; verrathe Dich nicht. Ich nehme Alles über mich, ich will morgen mit meinem Vater ſprechen, ich will ihm ſelbſt, wenn es ſein muß, ſagen, daß ich eine Andere liebe! Nun ſei aber ruhig, ſprechen wir nicht mehr davon. Da Du Anſpruch machſt auf den höchſten Grad meiner Ergebenheit, ſo laſſe jedes Gefühl der Dankbarkeit, das mich nur ſchmerzlich berühren könnte! Du ſiehſt, ich bin ſchwach wie ein Knabe, weil ich Dich leidenſchaftlich liebe. Zweifle nicht, daß mir an Deinem Glücke tauſendmal mehr gelegen iſt, als an meinem Leben."

Die arme Nunziata wußte nur durch ihre Blicke, durch ihre Thränen zu antworten. Sie fühlte die ganze Größe des Opfers und war tief bewegt: allein der Egoismus der Liebe iſt viel zu groß, als daß ſie dieſe Seelengröße durch ein gleiches Opfer zu lohnen gedacht hätte.

Glücklicherweiſe kamen ſie jetzt nach Albiſſola. Nunziata fühlte ſich erleichtert und hoffte, daß ſie ſich nun bald ihren Gedanken und Gefühlen überlaſſen könnte, ohne darin geſtört zu ſein.

Allein ſie wurde aus ihren Betrachtungen durch die Stimme Pippo's geſtört, der mit ſeiner Verlobten die Beiden erreicht hatte.

VI.

„Und Ihr ſeid ſo ſchweigſam?" fragte der glückliche Galante Marina's fröhlich. „Wie könnt Ihr nur ſo ſtille ſein? Ich habe ſchon geglaubt, daß Ihr mit einander ſchmollet, als ich Nunziata den Arm Lorenzo's verlaſſen und dann wieder annehmen ſah."

„Wir ſchmollen niemals, wie Du weißt," ſagte Lorenzo trocken.

Pippo betrachtete jetzt ſeine Schweſter näher; ſie hatte wohl ihre Thränen getrocknet, allein die Spur derſelben war nicht ganz verwiſcht.

„Was zum T. . . iſt da los!" rief der Seemann in ſeiner derben Weiſe. „Lorenzo iſt nachdenkend und Nunziata hat geweint! Wahrhaftig, Ihr habt nicht das Ausſehen von zwei Verlobten."

„Ich ſehe in der That, daß Nunziata traurig iſt," meinte Marina.

„Morgen ſollt Ihr die Urſache wiſſen," erwiederte Lorenzo mit der größten Ruhe.

Und mit dieſen Worten brach er das Geſpräch ab, die bejahrten Eltern mit den übrigen Kindern erwartend. Die Familie kehrte nach Hauſe zurück. Die jungen Leute fühlten ſich gegenſeitig unbehaglich: Nunziata vermochte nur mit Mühe ihre Thränen zu verbergen, Lorenzo heuchelte eine Ruhe, welche er ſelbſt nicht fühlte, Pippo fühlte ſich gegen Jemand erzürnt, ohne zu wiſſen, ob er gegen die Schweſter oder den Vetter ſeinen Zorn auslaſſen ſollte, und auch Marina fühlte ſich ſchmerzlich berührt. Als Nunziata ſich zurückzog, folgte ſie ihr, um ihr Geheimniß zu erfahren.

(Fortſetzung folgt.)

Auf dem Hofball.

(Schluß.)

Der Sohn theilte dem Vater ſeinen Plan mit, indem er meinte, man könne es nicht immer ſo treffen, zumal er heute ſeinen Sonntagsrock angezogen habe.

„Glück zu!" ſagte der Vater und ſchob den Zaudernden mitten unter die Tänzer. Dieſer ging ſchnurſtracks auf die Jüngere von den beiden Damen zu, machte einen plumpen Knicks und ſagte:

„Liebes Fräulein, darf ich die Ehre haben?"

Dabei hielt er ihr gar artig die Hand hin, ſie beſann ſich aber eine Weile, legte dann die Mantille ab und trat mit ihm in die Kolonne der Tanzenden.

Doch beim erſten Schritt des Paares ſtob dieſe auseinander, die tanzenden Paare traten hintenan und ließen jenen den Vorrang. Die Muſik ließ ſich nicht ſtören; aber kaum thaten die beiden Tänzer den erſten Schritt, ſo ertönte ein lärmender Tuſch; kaum hörten ſie zu tanzen auf, ſo erſchallte ein zweiter und wiederum machten die Vornſtehenden ehrerbietig Platz.

Der junge Schulmeiſter war wie betäubt von Dem, was um ihn vorging; denn ſo pflegten die Bauerndirnen in ſeiner Heimath nicht Ball zu halten.

„Entweder ihr ſeid närriſch oder ich bin's," dachte er und fuhr fort zu tanzen. Aber nach wie vor daſſelbe Wunder.

Dem jungen Manne war's, als ob er unter Feen gerathen wäre, die hier mit ihm ihr muthwilliges Spiel trieben.

Als der Tanz vorbei war, geleitete er ſeine Dame ſo höflich, wie es ihm möglich war, an ihren Sitz und kehrte wieder zu ſeinem Vater zurück. Kurz darauf näherte ſich ihm ein einfach gekleideter alter Herr, welcher ihn bat, doch auch einmal mit der älteren von jenen beiden Damen zu tanzen.

Der Tanzluſtige ließ ſich das nicht zweimal heißen, und als die Muſik wieder begann, machte er ſich zu der anderen Dame auf. Aber war ſchon vorher die Ehrerbietung groß, ſo war ſie jetzt noch größer.

Der Arme wußte jetzt kaum, wo er ſich befand und hatte Noth, ſich zu beſinnen, wie er denn eigentlich hierher gekommen ſei. Als auch dieſer Tanz unter demſelben Zeremoniell beendigt war, trat derſelbe alte Herr, der ihn vorhin angeredet hatte, zu ihm und forderte ihn auf, mit ihm eine Flaſche Wein zu trinken. So begab er ſich mit dem alten Herrn in ein Nebenzimmer, wo er unter gemüthlicher und keineswegs vornehm klingender Unterhaltung manches Glas guten Weines ausleerte.

Er hatte es nicht gewagt, den alten Herrn nach ſeinem Namen zu fragen; auch ſah er, von dem Glanze jener Feenwelt noch geblendet und ein wenig berauſcht von dem Weine, den ihm der gute alte Herr eingeſchenkt hatte, das Billet gar nicht an, das ihm ſein freundlicher Gaſtgeber beim Abſchied überreichte, ſondern drückte ihm fröhlich die Hand und eilte mit ſeinem Vater, den man unterdeſſen auch nicht vergeſſen hatte, die bekannte Treppe hinab.

Erſt am anderen Morgen fiel es ihm ein, daß er auch eine Viſitenkarte bei ſich habe; die Karte enthielt aber eine Einladung zum Frühſtück, die ihm der alte Herr noch beſonders aufgeſchrieben hatte. Auf der anderen Seite war auch ſein Name zu leſen, er hieß: Karl Auguſt, Herzog von Weimar. Die beiden Damen aber waren ſeine Gemahlin und ſeine Nichte.

Mannigfaltiges.

(Moriz Saphir.) Der ſeiner Zeit in ganz Deutſchland bekannte und gerngeleſene humoriſtiſche

Schriftsteller Moriz Saphir gerieth in den letzten Jahren seines Lebens, die er in Wien verbrachte, mit einem dortigen Literaten in einen Federkrieg, der mehrere Wochen die Feuilletons zweier Zeitungen füllte. Saphir's Gegner nannte ihn wiederholt einen alten, aus der Mode gekommenen Narren, dessen Pritsche keine Kraft mehr besitze ꝛc., und erklärte endlich unter der Ueberschrift: „Mein letztes Wort an Herrn Saphir," er selbst und jeder andere anständige Journalist schreibe für die Ehre, während Saphir nur für's Geld schreibe. Darauf erwiederte Saphir ganz kurz als sein letztes Wort gegen Herrn X: „Jeder schreibt für Das, was ihm fehlt!" Die witzige Antwort zog die Lacher auf seine Seite, und der Krieg war zu Ende. — In der That war das Geld stets knapp bei dem Humoristen, ja, als er auf dem Sterbebette lag, sogar so knapp, daß der Kaiser von Oesterreich und die Erzherzogin Sophie ihm bedeutende Unterstützungssummen schickten. Beim Empfang derselben sagte der Kranke gelassen: „Setzt da, ich habe die Wassersucht und zapfe Andre ab!" — Der Witz stand ihm in jedem Augenblick zu Gebote, wenn er seiner bedurfte, und diese überraschende Schlagfertigkeit hatte ihm einst in gesunden Tagen auch den Beutel des alten Anselm Rothschild aufgeknöpft. Saphir befand sich nämlich in Frankfurt a. M., gerieth, wie aller Orten, in Klemme und bat einen Freund, der mit Rothschild bekannt war, den baronisirten Banquier für ihn um ein Darlehen anzugehen. Der Freund trug Herrn von Rothschild die Sache vor. „Wie viel braucht er?" fragte dieser. — „Fünfhundert Thaler," brachte der Andere zaghaft heraus. „Er soll zu mir kommen und wenn er einen Witz macht, soll er sie haben!" versprach der alte Anselm oder Amschel, wie Heinrich Heine ihn nennt. Der Freund eilte mit der Aufforderung zurück, Saphir sagte: „Wenn er weiter nichts will, als einen Witz —" und ging. Sobald er in Rothschild's Zimmer getreten und seinen Namen genannt, kam ihm der alte Herr freundlich entgegen: „Ah, ich weiß, Herr Saphir, Sie kommen um das Geld!" — „Nein, Herr Baron, Sie kommen d'rum!" versetzte der Schalk ohne Besinnen. — „Sollen's haben, sollen's haben!" rief der reiche Mann und öffnete lachend sein Pult.

Bei einem in Chicago für verwundete Unionstruppen veranstalteten Bazar wurden unter Anderem auch Stimmzettel zu einem Dollar per Stück verkauft. Diese Stimmzettel dienten dazu, die Wahl des schönsten Mädchens Chicago's vorzunehmen. Im Ganzen wurden 3471 derartige Stimmzettel abgesetzt. Die meisten derselben erhielt eine Miß Wilson mit 1073 Stück, welche somit feierlich für die Schönste der Stadt erklärt ward und den Schönheitspreis, ein Etui im Werth von 1000 Dollars erhielt. Die nächste Schönste erhielt nur 1068 und die Dritt-schönste 722 Stimmen. Das Reinerträgniß des Bazars war am Tage vor dem Schlusse 257,000 Dollars.

Die Stadtverordneten in Zwickau haben neulich an der Bezeichnung „Todtengräber" Anstoß genommen, und hat das Collegium den Rath ersucht, eine zeitgemäßere Bezeichnung für den Mann aufzusuchen. Dies ist denn auch geschehen und in Zukunft wird Zwickau statt einem Todtengräber einen „Friedhofsgärtner" haben. Der Name klingt zwar etwas poetischer, wird sich aber schwerlich in den allgemeinen Sprachgebrauch einbürgern.

Im Freiberger Tageblatt kündigt ein bekannter und renommirter Destillateur und Restaurateur, Hofmann auf der kleinen Borngasse, zwei Sorten neuer Liqueure an, die um ihrer originellen Namen willen jedenfalls auch anderwärts die gebührende Beachtung finden werden. Der eine dieser Liqueure heißt: „Cohiwohmohiloraboraphiana", der andere „für die vielen Festlichkeiten des Jahres" empfohlene trägt den schönen Namen; „Deutschenlandforstschützenturnersängerfahnenweihfeuerwehrfestliqueur".

(Verbesserung des Weinmostes.) In neuester Zeit wurde die für Weinproduzenten gewiß sehr wichtige Entdeckung gemacht, daß der Weinmost durch eine kleine Zuthat von Salz entschieden verbessert werden kann. Fein pulverisirtes Salz wird nämlich in einem Gefäße gut gebrannt und sodann in die gefüllten Fässer derart vertheilt, daß ungefähr ein halbes Loth Salz auf einen Eimer Most kommt. Es dürfte übrigens nicht allgemein bekannt sein, daß die Türken auch den Kaffee auf ähnliche Weise behandeln. Man schüttet nämlich, bevor das kochende Wasser aufgegossen wird, zwei Messerspitzen voll Salz auf ein Loth Kaffee, wodurch der Geschmack des Getränkes bedeutend verbessert wird. Jedermann kann sich leicht hiervon überzeugen.

Auflösung des Logogryphs in № 91:

Baracke — Arrac.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 93. Freitag, 4. August 1865.

Nunziata.

(Fortsetzung.)

Allein Marina's Bestreben war vergeblich. Nunziata wußte wohl, wie sehr Marina sie liebte; sie erinnerte sich, daß sie sich stets auch ihre geheimsten Gedanken mitgetheilt; aber in diesem Augenblicke hätte sie ihr nicht um Alles in der Welt eingestanden, was ihr Herz bewegte. Marina liebte ihren Bruder und würde sich auf das Tiefste verletzt gefühlt haben von dem Betragen der Base; auch fühlte Nunziata, der Beständigkeit und Treue Marina's gegenüber, sich viel zu schuldig, als daß sie ein Geständniß wagen wollte.

„So liebst Du mich nicht mehr, Nunziata? Sonst theiltest Du mir alle Deine Leiden mit und jetzt hast Du Geheimnisse vor mir," sagte Marina, indem sie ihre Jugendgespielin wie eine jüngere Schwester mit Zärtlichkeiten überhäufte. „Es ist schon einige Zeit her, daß Du verschlossen gegen mich bist, ich habe Deine Trauer stets der Dir eigenen Ungeduld zugeschrieben, mit der Du meinen so lange abwesenden Bruder erwartetest. So täuschte ich mich, da seine Ankunft Dich nicht beruhigen konnte?"

Das Zwiegespräch blieb hier in der That stehen. Nunziata gab auf alle ihr gestellten dringenden Fragen keine Antwort. Sie suchte unter den ängstlichsten Gefühlen ihr Lager auf. Welche Nacht Lorenzo zubrachte, läßt sich denken. Er bewohnte das gleiche Zimmer mit Pippo; der Kapitän barg sein Haupt in die Kissen, um die sich ihm unwillkürlich aufdringenden Seufzer besser ersticken zu können. Pippo legte sich, ohne ein Wort zu sprechen, zu Bette, allein er hatte ein so ernstes Aeußere angenommen, daß sein Freund voll ängstlicher Sorge an die geliebte und ihm untreu gewordene Nunziata dachte.

Den folgenden Tag ging Lorenzo zu seinem Vater und blieb mehr als eine halbe Stunde bei ihm: er verließ dessen Gemach ruhig, aber bleich wie ein Todter. Pippo, der ihm begegnete, nahm ihn gewaltsam beim Arme und führte ihn nach dem Garten.

„Wirst Du mir denn endlich einmal Aufschluß geben?" sagte er nun mit der ihm eigenen Derbheit, aus welcher jedoch die Freundschaft zu Lorenzo sprach.

„Es ist wohl nöthig," sagte Lorenzo; „ich zögerte es zu thun, weil ich sicher bin, dadurch Deine Freundschaft einzubüßen."

Pippo betrachtete ihn mit offenem Munde.

Lorenzo beeilte sich nun, als ob er eine Last von sich zu wälzen habe, hinzuzusetzen: „Das Ganze ist, daß ich Deine Schwester nicht heirathe."

„Was! Was sagst Du! Ist es ein Scherz? Weßhalb willst Du sie nicht heirathen?"

„Ich liebe sie nicht mehr."

„Und mir sagst Du das? Mir, dem Zeugen Deiner freudigen Aufregung, wenn wir von ihr sprachen? Ich weiß, daß Du sie mehr liebst als Dich selbst; sie ist's, die Dich zurückweist!"

„Nein, ich versichere es Dich; doch spreche selbst mit meinem Vater. Ich habe schon seine Vorwürfe anhören müssen. Für diesen ehrwürdigen Alten ist es peinlich genug, mich wortbrüchig zu sehen."

„Nochmals frage ich Dich: willst Du mir den Grund Deiner Erklärung sagen oder nicht?"

„Habe ich Dir ihn denn nicht gesagt: ich liebe sie nicht mehr!"

„Und möchtest Du mir nicht auch noch sagen, daß Du eine Andere liebst? O Lorenzo! Lorenzo! Bin ich Dir nicht seit 6 und mehr Jahren überall hin gefolgt? Weiß ich nicht, daß das, was Du mir sagst, unmöglich ist? Allein ich will von Nunziata selbst die Wahrheit erfahren. Wenn Du sie nicht mehr lieben würdest, hättest Du nicht die ganze Nacht wegen ihr geseufzt."

„Ich bitte Dich, Deine Schweſter nicht zu fragen,“ ſagte Lorenzo. „Wenn irgend Jemand ſchuldig iſt, ſeinem Worte untreu wurde, ſo bin ich es, ich ſchwöre es Dir. Das arme Mädchen iſt unſchuldig.“

Der Bruder Nunziata's zündete ruhig ſeine Pfeife an und entfernte ſich. Lorenzo folgte ihm, um ihn zu überzeugen; der Andere wurde ungeduldig und antwortete endlich: „Gut, gut, ich glaube Dir, laß mich aber jetzt in Ruhe. Du haſt ſelbſt geſagt, daß Du gewiß ſeieſt, meine Freundſchaft zu verlieren; Du haſt ſie in der That verloren. Addio, ich will allein geben.“

Und er ging dem Meere zu.

Beim Mittagstiſche waren alle Anweſenden traurig. Der Vater und die Mutter ſprachen nichts, die jungen Leute aßen ohne zu wollen, die Kinder ſahen bald die Eltern, bald die Geſchwiſter an, ohne zu wiſſen, was das Schweigen bedeute.

Nach kaum aufgehobener Tafel eilte Nunziata umgekehren zur Tante. Seit 8 Tagen war ſie nicht bei ihr geweſen und ſie fühlte ein Bedürfniß, ihr alle peinigenden Gefühle und Ereigniſſe mitzutheilen. Ein unbewußtes Angſtgefühl machte ſie an allen Gliedern zittern.

„Irgend ein Unglück ſteht mir bevor,“ ſagte ſie, indem ſie ihr Antlitz an der Bruſt der Alten barg; „der Beichtvater hatte es mir wohl geſagt, daß mich dieſer ſchuldvollen Liebe wegen die Strafe erreichen werde.“

Die Tante ſuchte vergebens ſie zu tröſten. Da ſie nichts Anderes zu ſagen wußte, ſo verſprach ſie ihr, noch den gleichen Abend eine Kerze auf dem Altare der heiligen Madonna anzuſtecken. Sie ſuchte ſie dann dadurch zu ermuthigen, daß ſie meinte, wenn Lorenzo auf die Hochzeit verzichte, ſo habe ſie ja nichts mehr zu fürchten.

So endlich gelang es ihr, nach und nach Vertrauen auf die Zukunft dem Mädchen einzuflößen, das bis zur einbrechenden Nacht bei der Alten blieb.

„Mein Gott!“ rief Nunziata endlich, „es iſt ſchon Nacht.“

„Ich begleite Dich,“ ſagte die Tante und nahm ihren Rezzotto.

Allein in demſelben Augenblicke öffnete ſich die Thüre und Pippo trat ein. Nunziata zitterte wie Eſpenlaub und die Alte erbleichte, ohne ſelbſt zu wiſſen weßhalb.

„Ah! Du biſt hier,“ ſagte Pippo mit ruhiger Stimme, indem er ſeine Cigarre mit den Zähnen zerquetſchte, „man ſucht Dich zu Hauſe. Komm!“

Und er bot der Schweſter ſeinen Arm.

Die Alte wollte ſie begleiten.

„Es iſt unnöthig, wie Ihr ſeht,“ ſagte Pippo. Nunziata hüllte ſich in ihren weißen Schleier, in der Hoffnung, ihre Thränen beſſer verbergen zu können. Sie wollte den kürzeſten Weg einſchlagen.

„Nein,“ ſagte der Seemann, „gehen wir dem Meere entlang; wir können dann beſſer mit einander ſprechen.“

VII.

Die Worte Pippo's erhöhten die Angſt des Mädchens, es wagte nicht, ihren Arm auf den ſeinen zu ſtützen, ſo ſtreng war ſein Blick.

Das Herz des Bruders ſchlug nicht minder heftig als das der Schweſter; trotz ſeinem ſchroffen Weſen liebte er dennoch Nunziata nicht minder als Lorenzo, und er fühlte, daß es ſich hier um ſeine eigene Ehre handle. Unbeſtändigkeit und Leichtſinn kannte er bei ſeinem Freunde nicht; er wußte zu gut, daß er nicht aufgehört habe, Nunziata zu lieben. So mußte ſie die Schuldige ſein, ſo hatte ſie den Schwur gebrochen; ſie, die nicht wagte, die Folgen ihres Fehlers zu tragen, die ſich auf die Lüge des Verrathenen ſelbſt ſtützte. Dieſer Gedanke drängte ſich dem ehrlichen Seemann auf und er trug wahrlich nicht dazu bei, ihn beſonders milde gegen das Mädchen zu ſtimmen.

Er brach endlich das Stillſchweigen mit einer Frage, welche Nunziata noch mehr erbleichen machte.

„Nunziata, liebſt Du Lorenzo?“

Dieſe erwiederte nicht gleich; allein ſie überlegte: da ſie nun ihren Verlobten nicht zu heirathen brauche, ſo könne ſie ohne zu lügen geſtehen, daß ſie ihn wie eine Schweſter liebe; ſie antwortete deßhalb mit einem „Ja“.

„Wie einen Verlobten?“ ſetzte Pippo bei.

Dieſes Mal ſchwieg ſie, ſie wollte nicht offen lügen und vermochte es auch nicht, als Pippo nochmals zum zweiten und dritten Male fragte.

„Schweigen iſt bejahen,“ ſagte nun Pippo. „Du antworteſt nicht, alſo liebſt Du ihn. Ich wußte es, daß dem nicht anders ſein konnte. Lorenzo liebt Dich ſo ſehr! Er iſt ein ſo guter Junge! Gut, gut: die Hochzeit ſoll noch vor unſerer Abreiſe ſtattfinden; Ihr ſeid dann feſter mit einander verbunden und Du kannſt ruhiger Lorenzo's Rückkunft abwarten, bis er ſich feſt in ſeinem Heimathlande niederläßt.“

Nunziata erſchrack über die Worte des Bruders. So hätte ſie Lorenzo betrogen und anſtatt die Hochzeit ganz rückgängig zu machen, dieſelbe ſogar noch beſchleunigt?

„Aber,“ ſagte ſie ſchüchtern, „Lorenzo hatte mir geſagt —“ Sie vermochte nicht weiter zu ſprechen.

„Was hat er Dir geſagt? — Ah, Du wagſt nicht fortzufahren,“ ſetzte Pippo hinzu, „Du haſt

Recht, denn Du wärest eine Lügnerin! Oh, ich habe Euch Beide wohl verstanden; Lorenzo beschuldigt sich, Dich nicht mehr zu lieben, weil Du ihn nicht mehr liebst; Lorenzo hat ein edles Herz, er will Dir um jeden Preis Deine Freiheit zurückgeben und Du erröthest nicht, von dieser Lüge Vortheil zu ziehen? Du weißt, daß die Verliebten dem Gegenstande ihrer Liebe gegenüber schwach sind, und Du benützest diese einzige Schwachheit Lorenzo's! Und Du wagst noch, Dein Angesicht im Sonnenlicht zu erheben! Ja, Du bist meine Schwester nicht!"

(Fortsetzung folgt.)

Präsident Johnson und die Kinder.

Ein Verein sogenannter Sonntagsschulen der Stadt Washington und Umgegend beging am 25. Mai das Gedenkfest seines 25jährigen Bestehens. Etwa 5000 Schüler und Schülerinnen und 700 Lehrer und sonstige Schulbeamten bildeten den Festzug. Vor der eigentlichen Feier wallte diese stattliche Menge hinaus nach dem weißen Hause, der offiziellen Residenz des jedesmaligen Präsidenten, brachte Johnson ein endloses Hurrah und defilirte dann in wohlgeordneten Reihen an ihm vorbei, während ihm Tausende von Kinderhänden Blumenstrauß auf Blumenstrauß in den Hut warfen, bis dieser die duftende Last nicht mehr fassen konnte und ein mächtiger Korb die weitere Blumenfülle bergen mußte. Der Anblick der frischen, fröhlichen Kindergesichter, ihre Lust, die unerschöpflichen Vivats, die aus den kleinen Kehlen hervorjubelten — es muß entzückend gewesen sein. Der hübscheste Moment aber war gewiß, als der Präsident vor dem äußeren Gitter seines Amtssitzes Posto faßte, die kleinsten Mädchen neben sich auf herbeigeschaffte Tische und Stühle stellte, sämmtliche Kinder um ihn herum einen Kreis schließen ließ und dann, helle Freude in den Augen, eine Rede an die jugendliche Versammlung begann, welche bewies, daß sein Ruhm kein unbegründeter gewesen ist.

„Wenn ich recht verstehe," hob Johnson an, „so seid Ihr hier versammelt, einmal, um zu zeigen, wie viele Kinder die Schule besuchen, und sodann hauptsächlich, um dem höchsten Beamten der Nation Eure Achtung zu erweisen. Und diese Achtung, Ihr bringt sie heute einem Manne dar, der sehr wohl die Lage armer Kinder zu würdigen weiß. Zeit meines Lebens ist es mir zuwider gewesen, wenn ich Menschen über ihr Verdienst und Gebühr schätzen und ehren sah und ich will hier in meinen Worten an Euch, meine jungen Freunde und Freundinnen, die Ihr mir die Ehre Eures Besuches erweist, ausdrücklich hervorheben, daß ich ein Feind bin jeder Vergötterung irdischer Dinge und sterblicher Personen, daß ich dem wahren Verdienste aber jederzeit die gerechte und ziemende Achtung und Würdigung gezollt zu sehen wünsche. Meine kleinen Töchter und kleinen Söhne — ich darf Euch ja wohl so nennen? — lernt also zeitig unterscheiden zwischen Werth und Unwerth, Ihr sowohl, welche das Schicksal in besserer Lebenslage aufwachsen läßt, wie Ihr, die Ihr in minder günstigen Verhältnissen lebt.

Ihr, denen größere Vortheile geboten sind, werdet nicht eitel und geckenhaft, weil Eure Eltern Euch ein klein wenig besser kleiden oder etwas besser erziehen können; wisset vielmehr und fühlet, daß Eure Eltern und Eure Lehrer allein Euch nicht zu erziehen vermögen. Ob Eure Angehörigen arm oder ob sie reich sind, ob Ihr begabt seid oder nicht — Ihr müßt Euch selbst erziehen! Eltern, Lehrer und sonstige Vorzüge, deren Ihr Euch erfreut, sind nichts als die in Eure Hand gegebenen Mittel, mit denen Ihr selbst Euch die Bahn durch das Leben gestalten und ebnen müßt. Allein nimmermehr bildet Euch ein, daß Ihr irgend etwas Besseres seid, als Eure weniger günstig situirten oder minder befähigten Kameraden. Anstatt daß Ihr sie erniedrigt und ihre Lage noch drückender macht, muß es Euer Stolz sein, sie zu dem Punkte emporzuziehen, auf welchem Ihr selbst steht. — Meine Ueberzeugung ist es immer gewesen, daß die große Masse unseres amerikanischen Volkes emporgehoben werden kann. Und wenn dies Ziel erreicht, werden wir die größte und erhabenste Nation dieser Erde sein. —

Meine kleinen Töchter und Söhne, merkt wohl auf das, was ich Euch in Wahrheit und Aufrichtigkeit sage: wäre ich im Stande, Euch Etwas zu lehren, was Euch Alle alsbald auf einen höheren geistigen und sittlichen Standpunkt heben könnte, ich würde stolzer sein, als wenn ich vierzig Male zum Präsidenten erwählt worden wäre! Schaut Euch um, hier steht das Haus des Präsidenten und dort drüben das Kapitol einer mächtigen Nation, und Ihr blickt auf Die, welche die Gesetze geben und handhaben, als auf überlegene und erhabene Personen. Denkt aber einmal einen Augenblick nach. Ihr seid der Nachwuchs, die Ernte hinter uns. Alle diese Gebäude und die ganze Regierung, eines Tages werden sie unter Eure Kontrole fallen und Euer Eigenthum werden, und Ihr werdet die Prinzipien der Staatskunst, der Religion und der Menschlichkeit zur Ausführung zu bringen und zu überwachen haben.

Ihr Knaben, wie Ihr da um mich ſteht, Jeder Sohn ſeiner Mutter, Jeder von Euch iſt geborener Kandidat für den Präſidentenſtuhl. Warum wollt Ihr mithin nicht ſofort anfangen, Euch für dieſen Präſidentenſtuhl zu erziehen? Und Ihr, meine kleinen Töchter, Ihr könnt zwar keine Präſidenten werden; aber Jede von Euch iſt geborene Kandidatin für die Würde einer Präſidentenfrau. Deſſen müßt Ihr Euch bewußt werden und darum müßt Ihr Alle ſonder Verzug Euch auf ſo hohe Stellungen vorbereiten. — Alles, was der Menſch unternimmt, muß die Billigung Deſſen gewinnen, welcher die Geſchicke und Ereigniſſe der Welt behütet. Das iſt mein Glaube, wenn ich einen habe. — Die Zeit iſt gekommen, wo die erſte Frage ſein muß, nicht was der Menſch glaubt, ſondern ob er ein guter Mann oder ein gutes Weib iſt. Wenn der Menſch gut iſt, dann kommt wenig darauf an, welcher Kirche oder welcher Religionsgenoſſenſchaft er angehört. — — „Noch einmal, meine Kinder," lautete der Schluß der Rede, „erzieht Euch ſelbſt! Seid fleißig und beharrlich; füllt Eure Geiſter mit Allem, was gut iſt; ſtapelt Alles, was der Aufbewahrung werth iſt, auf in Euren Köpfen und Eure Erkenntniß wird wachſen und groß werden!"

Der Präſident wollte nun in die inneren Räume ſeiner Wohnung zurückkehren, allein die Menge verſperrte ihm den Weg. Sämmtliche Damen und Herren, die ſich um die Prozeſſion geſchaart hatten, wollten ihm die Hand ſchütteln, und der gutmüthige Johnſon wehrte ihnen nicht.

Mannigfaltiges.

In der letzten Sitzung der Ethnologiſchen Geſellſchaft zu London las Profeſſor Bell einen Aufſatz vor, den er ſichtbares Sprechen (Visible Speech) betitelt. Er hat, ſagt man, zur Landarzſtellung ein Syſtem von Zeichen erfunden, das ſich von jeder Verbindung von Buchſtaben unterſcheidet, denn die Zeichen des Alphabets deuten nicht an, wie das geſchriebene Wort auszuſprechen iſt. Die Menſchenſtimme kann durch die mannigfachen Stellungen von Zunge und Lippen, und durch Aus- oder Einathmen 96 verſchiedene Laute hervorbringen. Die von Profeſſor Bell erfundenen Symbole ſtellen die Art dar, wie bei Hervorbringung jedes dieſer 96 Laute die Sprechwerkzeuge ſich in Bewegung ſetzen; wie man das Symbol ſieht, kann man mit Zunge, Lippen, Lunge und Kehle nach Bedürfniß operiren, um den angezeigten Laut hervorzubringen. Er ließ die Zeichen nicht ſehen, da er ſie geheim hält, in der Hoffnung, daß die Regierung ſich bewegen laſſen werde, die Erfindung anzukaufen, die, ſeiner Ueberzeugung nach, das Erlernen oſtindiſcher Sprachen ſehr erleichtern würde; doch ſtellte er einige Verſuche an, um die Brauchbarkeit des Syſtems zu erweiſen. Er erſuchte die Anweſenden, irgendeinen Laut auszuſtoßen, der ſich nicht durch Buchſtaben angeben läßt, und zeichnete ihn dann in ſeinen Symbolen an. Hierauf wurden ſeine zwei Söhne, die vorher das Zimmer verlaſſen hatten, wieder hereingerufen und aufgefordert, bei einem Blick auf das Zeichen die Laute nachzuahmen, was ſie mehrmals mit großem Erfolge thaten.

(Theorie und Praxis.) „Aber Roſa, ſoeben ſagte man mir, man habe Dich geſtern am Arme eines Herrn im Stadtparke geſehen; läugne nicht, ich habe das aus verläßlicher Quelle." — Roſa (entrüſtet): „Aber Tante, wie können Sie doch meine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ſo verkennen, Sie wiſſen doch, daß ich jetzt Knigge's „Umgang mit Menſchen" ſtudire."

Eines Tages ging Kaiſer Alexander auf den Boulevards, bei der Admiralität zu Petersburg ſpazieren, als ihm ein in Trunkenheit taumelnder See-Offizier begegnete. „Was machſt Du hier?" fragte der Kaiſer ernſt. „Euer Majeſtät," lallte der Offizier, „ich — ich lavire." Der Kaiſer lächelte, und der Offizier hatte ſich durch die Antwort vom Arreſte befreit.

(Eine neue Konfeſſion.) Bei der letzten Volkszählung in Stettin fand ſich auch ein Dienſtmädchen vor, welches auf die Frage nach ſeiner Religion behauptete, keine zu haben. Als man ſich nun erkundigte, zu welcher Kirche ſie ſich denn bekenne, erwiederte ſie: „Zur — Kuhblanckſchen" (ein Dorf bei Damm).

Gaſt: „Ich konnte von dem Roſtbraten kaum die Hälfte genießen, ſo zäh war er. Warum haben Sie ihn mir denn empfohlen?" Kellner: „Weil — weil ich — — " Gaſt: „Nun — weil?" Kellner: „Weil — weil — ich — beſſer beißen kann als Euer Gnaden und — weil ich mich ſchon — auf Ihren Roſtbraten gefreut habe."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 94. Sonntag, 6. August 1865.

Nunziata.

(Fortsetzung.)

Nunziata ertrug stillschweigend die Vorwürfe des Bruders; selbst wenn sie gewollt hätte, wußte sie keine Antwort zu geben, da sie sich des Schluchzens nicht erwehren konnte.

Pippo fuhr jedoch fort: „Aber per la santissima Pasqua! Du sollst nicht triumphiren! Ich will selbst Antonio aufklären, der sich über das Betragen seines Sohnes grämt. Er soll nicht mehr trauern. Lorenzo fände wohl etwas Besseres als Dich, wenn er Dich nicht liebte; aber er liebt Dich, verstehst Du mich? Du sollst ihn heirathen und glücklich machen, ich schwöre es bei meinem Seelenheile!"

„Nein!" antwortete Nunziata mit ziemlich fester Stimme, indem sie in ihrer Liebe zu Giulio den Muth zu diesem Worte gefunden hatte.

„Nein, sagst Du? Und wenn ich es will?"

Das Mädchen beugte das Haupt, sie hatte nicht den Muth mehr zu sagen. Pippo richtete sich auf beiden Füßen auf, preßte zornig ihren Arm und rief ihr mit drohender Stimme die Frage nach der Ursache dieser Weigerung ins Ohr, daß sie vor Angst fast verging. Einen Augenblick tanzten alle Gegenstände vor ihrem Blicke, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Als sie wieder zu sich kam, saß sie am Strande, Pippo hatte ihren Schleier gelüftet und hielt sie mit fester Hand aufrecht. Beim Scheine des aufsteigenden Mondes las Nunziata in dem Blicke ihres Bruders die Unbeugsamkeit seines Willens. Sie sah ein, daß sie nur die Wahl hatte, sich zu unterwerfen oder die Folgen seines Zornes zu erdulden. Allein die Unmöglichkeit fühlend, länger zu kämpfen, hoffte sie vielleicht, durch ein freies Geständniß eher das Herz ihres Bruders zu erweichen; sie wußte, Pippo liebte sie — sollte er nicht Mitleid mit ihrer Liebe haben?

Als der Jüngling sah, daß sie wieder zum vollen Bewußtsein erwacht war, fragte er sie von Neuem nach dem Grunde ihrer Weigerung. Nunziata ließ sich neben ihm auf die Kniee nieder und suchte seine Hand zu fassen; er stieß sie zurück.

„Keinen Kniefall," sagte er; „stehe auf und rede, ich will Alles wissen."

Nunziata stand auf und begann nun mit zögernder und oft unterbrochener Stimme zu erzählen, auf welche Weise ihre Liebe zu dem fremden Jünglinge begann; nach und nach gewann ihre Stimme mehr Sicherheit und Leben, und sie suchte durch die Darstellung ihrer inneren Zweifel und Leiden, die Schilderung ihrer Skrupel, das Interesse des Bruders zu erwecken; allein dieser unterbrach sie mit barscher Stimme:

„Wie heißt dieser Mensch? Wo befindet er sich? Wo hast Du ihn kennen lernen?"

Das Mädchen nannte seinen Namen und sein Geburtsland, allein sie wollte nicht verrathen, daß sie ihn im Hause der Tante habe kennen lernen, aus Furcht, diese dem Zorne ihres Bruders auszusetzen. Nunziata glaubte dieses Mal ein Recht zur Lüge zu haben, sie sagte, daß sie ihn oft aus der Wohnung der Tante herausgehen sehen, daß er sie oft gesprochen und ihr endlich geschworen habe, sie ewig zu lieben.

Pippo barg sein Haupt in die Hände, nicht Zorn und Verachtung allein, sondern ein tiefer Schmerz hatte ihn ergriffen. Wie sollte er nun, da er Alles wußte, sie zwingen, Lorenzo noch zu heirathen? Wenn Lorenzo Alles wüßte, würde er nicht vorziehen, jede Qual eher zu erdulden, denn ein Mädchen zu heirathen, das sich so sehr vergaß; sollte er nicht, als sein Freund und Bruder, ihm diese Schuld der Schwester bekennen, wenn er sie noch nicht wußte, und konnte er es?

Er wagte kaum die Schwester anzublicken aus Furcht, daß sein Zorn ihn überwältige; sein Schweigen,

die Seufzer, welche ſich ſeiner Bruſt entrangen, weckten aber in dieſer eine Hoffnung. Sie glaubte, daß er durch ihre Worte erweicht ſei, und Muth faſſend, begann ſie mit zögernder Stimme: „Ich bin ſtrafbar, ich weiß es; Gott allein weiß, welche Vorwürfe ich mir gemacht, ich wollte Giulio fliehen, allein die Liebe war ſtärker als mein Gewiſſen!“

„Wo iſt er jetzt?“ unterbrach ſie Pippo.

„Er iſt in ſein Heimathland gegangen, um etliche Familien-Angelegenheiten zu ordnen und hauptſächlich um die Zuſtimmung ſeines Vaters einzuholen; dann kommt er hierher zurück, um mich zu heirathen,“ erwiederte Nunziata, welche ſich über die ſcheinbare Ruhe Pippo's täuſchte.

Ein ſeliſames Lächeln flog über deſſen Lippen. „Wenn aber Jemand Dir die Nothwendigkeit darlegte, daß Du auf ihn verzichteſt und in ein Kloſter gingeſt, anſtatt vergebens zu warten —“

„Ich würde Nein ſagen — denn ich kann mich dem Dienſte des Herrn nicht weihen, mein Herz gehört ſein!“ rief Nunziata in der Aufregung ihrer Liebe.

Pippo ſprang heftig auf. Seine Augen ſprühten Flammen. Nunziata fuhr zurück, indem ſie einſah, daß der Zorn, den ihr Bruder in ſeinem Schweigen nur zurückgedrängt hatte, noch mit gleicher Heftigkeit in ihm wüthe.

„Es iſt wahr!“ ſagte er, indem er ihre beiden Hände faßte und heftig preßte, „Du biſt unwürdig, die Braut des Herrn zu ſein! Du biſt ein Geſchöpf, vor dem Alle ſich abwenden ſollen, Du mußt den Mädchen unſeres Landes Abſcheu einflößen! — Und glaubſt Du, daß Derjenige, dem Du Dein Herz geſchenkt, das bereits einem Anderen gehörte, ſein Verſprechen halten wird? Arme Betrogene! Du erwarteſt ihn vergebens, Gott iſt gerecht! Du haſt dem ſchmeichelnden Geplauder eines Fremden gelauſcht, der von Land zu Land nach Abenteuern jagt; ihm zu liebe haſt Du den edelſten, den großmüthigſten Jüngling zurückgeſtoßen, den ich jemals kannte; jetzt wird nun Dein Herz auch betrogen werden! In dieſer Stunde biſt Du verläugnet, Deine Verzweiflung iſt vergebens, Thorheit Dein Weinen — Du haſt Dein Schickſal verdient!“

Nunziata bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen, ſie wußte vor Schluchzen kein Wort zu ſagen.

„Weißt Du, was ich verſucht wäre zu thun?“ fuhr Pippo fort. „Ich möchte Dich in die Arme nehmen und Dich ins Meer werfen. Es wäre ein Akt der Gnade für Dich.“

Nunziata ſchrack zurück.

„Fürchte nichts,“ ſetzte Pippo verächtlich hinzu, „ſei ohne Furcht, ich werde Dir kein Haar krümmen, wenn Du auch nicht werth biſt, zu leben. Addio, ich überlaſſe Dich Deinen Gewiſſensbiſſen. Von dieſer Stunde gibt es keine Gemeinſchaft zwiſchen uns. Ich verzichte auf die Autorität, die ich gegen Dich geübt; Du biſt meine Schweſter nicht mehr; ich werde die Spaltung zu beſchwören ſuchen, welche Du in zwei Familien gebracht.“

Nunziata hörte die Worte ihres Bruders, ſie ſah ihn weiter gehen, allein ſie war nicht im Stande, vom Flecke ſich zu rühren; erſt nach einer Weile fand ſie die nöthige Kraft, um den Weg zu ihrer Tante zu ſuchen.

Die alte Annunziata ſuchte vergebens ſie zum Sprechen zu bringen; die Jungfrau wußte nur durch Weinen ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen; allein ſelbſt dadurch legte ſich die fieberiſche Erregung nicht, ihr Körper zitterte, ihre Zähne ſchlugen zuſammen. Die Tante wollte voll Schrecken Thereſa und Marina oder doch einen Arzt herbeirufen; allein Nunziata hielt ſie zurück, indem ſie mit ſo bittender Miene das Haupt ſchüttelte, daß die Alte, nachdem ſie das Mädchen zu Bette gelegt, ſich zu deſſen Häupten niederſetzte und ihrem Willen in keiner Weiſe widerſprach.

VIII.

Indeſſen herrſchte im Innern der Behauſung Antonio's ein ſchmerzliches Schweigen. Das bejahrte Haupt dachte bei ſich nach, auf welche Weiſe es am paſſendſten Pippo den Entſchluß ſeines Sohnes mittheilen könne. Der Vater hatte den Worten ſeines Sohnes Glauben geſchenkt, er war auf das Tiefſte davon verletzt; nicht daß er in der Weigerung Lorenzo's einen Verluſt für die Familie ſah, wußte er ja recht gut, daß der junge Kapitän ſehr leicht eine beſſere Parthie machen könnte; nein, außer der Zuneigung, welche ihm das unter ſeinen Augen aufgewachſene Mädchen einflößte, war es beſonders das Gefühl der in ihm wurzelnden Rechtlichkeit, welche ihm die Verbindung Beider, weil ſie nun einmal beſchloſſen war, wünſchenswerth machte. Er war feſt entſchloſſen, trotz der Unbeſtändigkeit ſeines Sohnes, die Waiſe mit gleicher Liebe zu behandeln. Auch Thereſa war traurig, ſie hatte Alles der Braut Pippo's geſagt, und dieſe weinte ohne an den Verrath Lorenzo's zu glauben. Es war ja noch ſo kurze Zeit, daß ihr Bruder mit wahrer Begeiſterung von ſeiner kleinen Nunziata ſprach! Wie ſollte er nun auf einmal ſie nicht mehr lieben? Sie ahnte zum Theile die Wahrheit; allein ſie ſprach ihre Ideen nicht aus, aus Furcht, die Sache noch zu verſchlimmern; ſie litt bei dem Gedanken an die ſchmerzliche Lage deſſen, der liebt, ohne wieder geliebt zu ſein. Lorenzo kam gegen Abend; Antonio,

Thereſa und Marina gingen nach dem Garten, als Pippo zurückkam, nachdem er zum Aufſuchen Nunziata's ausgegangen war, die man natürlich bei der Muhme glaubte. Man fragte ihn nicht ohne Ungeduld, ob er ſie nicht gefunden habe.

(Fortſetzung folgt.)

Wann ſchlafen die Mütter?

„Wann ſchlafen denn eigentlich die Mütter?“ Dieſe Frage warf einſt ein junger Mann in einer Geſellſchaft anderer jungen Leute auf, und ein älterer Herr antwortete: „Die Hausmütter ſchlafen nie.“ — „Oho!“ rief Einer und riefen alle Anderen. „Jeder Menſch muß ſchlafen, ſonſt wird er krank; die Mütter haben hierin kein Vorrecht der Natur, ſo gut es vielleicht auch für die Kinder wäre.“

„Das iſt nur eine allgemeine Behauptung,“ nahm der alte Herr wieder das Wort, „aber ſie iſt noch durch keine Erfahrung bewieſen. Wer von Ihnen, meine jungen Freunde, hat je ſeine Mutter, den Fall einer Krankheit vielleicht ausgenommen, ſchlafen geſehen?“

Einer ſah den Andern an, die jungen Leute wurden verlegen. Endlich erklärten alle, daß ſie ſich nicht erinnerten, ihre Mütter, ſo lange ſie als Kinder im elterlichen Hauſe waren, je ſchlafen geſehen zu haben. Wenn ſie zu Bette gingen, war die Mutter noch wach, und wenn ſie früh aufwachten, fanden ſie die Mutter ſchon wieder in Thätigkeit, oder wenigſtens wachend.

Und wenn man Hunderte junger Leute fragen würde, die meiſten würden dieſelbe Antwort geben. Wie läßt ſich das auf natürliche Weiſe erklären?

Wir wiſſen es nicht; wir wiſſen nur, daß an den Müttern viel Wunderbares iſt, das ſich nicht auf natürliche Weiſe erklären läßt.

Da iſt ein Mädchen, die immer wie ein Stein ſchlief bis tief in den Morgen hinein, wenn ſie die Mutter nicht aufrüttelte, denn mit Rufen und Lärmen war ſie nicht zu erwecken. Sie heirathet, ſie wird Mutter und nun erwachte ſie bei der leiſeſten Klage des Säuglings in der Wiege. Wie ſich das Kind nur regt, iſt ſie wach und hilfsbereit, während der Vater nebenan von dem Geſchrei des Kindes nicht geweckt wird.

Dafür ſcheint aber die Mutter für andere Leute, für anderen Lärm kein Gehör zu haben. Der Gatte ſteht auf, zieht ſich an, geht auf und nieder, ſingt, pfeift, feilt und klopft, die Mutter ſchläft, ſo lange das Kind ſchläft. Nun tritt der Vater zur Wiege, er richtet das Kind, das ſich im Schlafe quer wälzte, er deckt es beſſer zu, das Kind rührt ſich und die Mutter iſt wach. So innig, ſo feſt ſchlingt ſich ein geiſtiges Band zwiſchen Mutter und Kind, es ſcheint, als ob noch ihr Blut in gleichem Gange pulſire, wie vor der Geburt, als ob das Kind an der Bruſt noch ein Theil ihres Leibes, ihres Lebens ſei, und ſie wacht und ſchläft mit dem Kinde, daher können die Kinder ihre Mütter nicht ſchlafen ſehen.

Aber das Leben gleicht wieder Alles aus. Wenn die Kinder herangewachſen ſind, wenn die Tochter wieder Kinder hat und nun die junge Mutter, die neue Hausfrau die Wache übernommen hat, dann bringen die Frauen den verſäumten Schlaf wieder ein; die Natur hebt ihre ausſtehenden Forderungen wieder ein. Alle Menſchen ſchlafen, auch die Mütter, aber erſt wenn — ſie Großmütter geworden ſind.

Mannigfaltiges.

Wie aus London berichtet wird, hat dort kürzlich eine eigenthümliche Ausſtellung ſtattgefunden. Eine große Anzahl von Damen hatte eine Einladung erhalten, mit ihren jungen Töchtern einem Feſte in einer der großen öffentlichen Hallen beizuwohnen, das ihnen zu Ehren veranſtaltet werde. Von 3 Uhr Nachmittags an kamen die eleganteſten Damen, ſtiegen aus ihren Equipagen und führten ihre reizenden Kinder in feſtlichen Frühlingsgewändern an der Hand. Die Frauen mit ihrem hoffnungsvollen Nachwuchſe gruppirten ſich um die Rotunde, wo die Muſik des erſten Garde-Regiments aufgeſtellt war. Um fünf Uhr war alles verſammelt. Endlich war die feierliche Stunde gekommen. Ein Herr, den Niemand kannte, beſtieg die Eſtrade und hielt mit feſter Stimme eine kurze Anſprache, in welcher er den mit Spannung erwarteten Aufſchluß verkündete. Der Zweck der Zuſammenkunft war, den ſchönſten Mädchen Preiſe zu ertheilen. Das Orcheſter ſpielte ein Muſikſtück, das kaum angehört wurde; derſelbe Herr proklamirte hierauf die Preiſe: Erſter Preis. Ein mit Diamanten und Opalen verziertes Armband im Werthe von 185 Pfd. St. (ungefähr 2000 fl.) Marie C., geboren 1857, ausgeſtellt (wörtlicher Ausdruck) von Lady C., ein blondes achtjähriges Mädchen von ſchlanker Taille mit ſtrahlendem Angeſichte, einer Alabaſterſtirne, Roſenwangen und himmelblauen Augen, die von Seidenwimpern beſchattet ſind. Ach, dieſe Augen werden einſt Opfer fordern . . . . Doch wozu der Zukunft vorgreifen. Zweiter Preis. Ein weißer Spitzenſchawl, im Werthe von 105

Pfd. St., Lady Harriet D., geb. 1856, ausgestellt von Marquise D. Die junge Lady iſt 9 Jahre alt, ſie iſt auch blond, aber zarter als ihre Rivalin gebaut, ſie hat noch Zeit, an Schönheit, Geiſt und Anmuth zu wachſen. Dritter Preis. Ein goldener Bouquethalter im Werthe von 65 Pfd. St., Laura M., geb. 1858, ausgeſtellt von Mrs. M. aus Windſor. Das Fräulein iſt eine lebhafte pikante Brünette mit prachtvollem Haarwuchſe.

In Mons fand am vorletzten Sonntage ein geflügelter Sängerkampf ſtatt, ein in ſeiner Art neues Preis- und Wettſingen. Die Sänger, die ihre Kehlen anſtrengten, um den Preis zu erringen, waren — Finken. Man hatte an hundert Käfige mit Finken aufgeſtellt. Der Wettgeſang war überaus lebhaft. Ein Kreis ſachkundiger, hochweiſer Kampfrichter hörte zu mit all der Würde und Gewichtigkeit, welche die hohe Bedeutung der Sache beanſpruchte, und die Finken wiederholten unzählige Male, ohne zu fehlen, das Motiv, das ebenſo tief bedeutend und ſinnreich war wie die meiſten Motive, die Offenbach ſo leidenſchaftlich gern und mit ſo vielem Geiſte komponirt; es lautete: Ran — plan — plan biskuit — biskuitt — biskorrian, oder: Ran — plan — widio. Um einen Preis zu gewinnen, iſt, wie Jedermann weiß, ſolch ein muſikaliſcher Text unumgänglich nothwendig. Diejenigen Finken, die aus Unachtſamkeit oder Mangel an muſikaliſchem Gehör in ihren Geſang noch „ran — plan — plan — witt“ oder „pti — pti — rekapio — plakapio“ hineinbringen, haben wenig Ausſicht, den Lorbeer zu erhalten. Man kann nach dieſer einfachen Darſtellung ſich leicht einen Begriff machen, welch ein feines Ohr dazu erforderlich iſt, um in ſolch wichtiger Sitzung Richter zu ſein. Ueber die Preisvertheilung fand ein ſehr lebhafter Disput ſtatt, der endlich zu folgenden Ergebniſſen führte: Der Sänger, der den erſten Preis erhielt, hatte innerhalb einer Stunde 609 Male „ran plan u. ſ. w.“ geſungen. Der zweite Gekrönte 558, der dritte 553, der vierte 525 Male in derſelben Zeit!

Belgiſche Blätter erzählen eine Affenrevolution im Pflanzengarten zu Antwerpen. Bekanntlich ſind dieſe Thiere in der Wildniß ſehr boshaft, und auch in der Gefangenſchaft iſt ihnen nicht ſehr zu trauen. Als ein neuer, wie es ſcheint, etwas barſcher Wärter die Herren Vierhändler mittelſt der Peitſche einlud, ſich aus dem Hofraum in deren reſp. Gemächer oder Käfige zurückzuziehen, flohen alle, wie verabredet, auf's Dach bis auf einen alten Orangoutang, der, ſtehen bleibend, fürchterliche Grimaſſen ſchnitt, die Zähne fletſchte und am Hinterbacken kratzte, was ein Zeichen des Zornes iſt. Ein neuer Peitſchenhieb des Wärters verſetzte denſelben vollends in Wuth, er ſprang auf deſſen Rücken, zerbiß die Ohrläppchen und zerriß die Wangen; dies war aber das Signal, daß das geſammte Affenvolk vom Dache herabeilte und den zu Boden geworfenen Wärter furchtbar zerarbeitete. Auf deſſen Hilferuf ſtürzten die übrigen Aufſeher mit Peitſchen und Stangen herbei; die Affen aber warteten deren Ankunft auf dem Kampfplatz nicht ab, ſondern flohen beim erſten Anblick blitzſchnell in ihre Käfige. Der erſte Wärter hat mehr als 20 Wunden und iſt nicht außer Lebensgefahr.

(Immer praktiſch.) Ein Engländer, dem der Wind auf einer Eiſenbahnfahrt den Hut vom Kopfe entführte, warf gelaſſen auch die Hutſchachtel durch das Wagenfenſter. Alles lachte. „Iſt der Hut zum Kukuk,“ ſagte ein deutſcher Jüngling, „mag auch das Futteral mitgehen.“ „Im Gegentheil,“ erwiederte der Engländer, „die Schachtel ſoll mir meinen Hut wiederbringen, denn in ihr ſteht mein Name; nun findet der Bahnwärter dieſe auch und ich erhalte meinen Hut unzerdrückt und in der Schachtel zurück.“ Und ſo geſchah es auch.

„Herr Wirth, bringen Sie mir eine Flaſche alten Rheinwein!“ — „Ja wohl!“ — „Wie alt iſt dieſer wohl?“ — „Er liegt ſchon fünfundzwanzig Jahre auf Flaſchen!“ — „So hat ſich dieſe Fliege aber gut gehalten, die noch lebendig darin herumzappelt!“

Vater Matz.

Der gute Alff! auch er iſt hingegangen
Ins Land, von wannen keine Wiederkehr;
Die Hand iſt ſtarr; in ſchwülen Sommertagen
Reicht ſie uns keine Labebecher mehr.
Wer ihn gekannt in ſeinem Thun und Treiben,
In ſeinem harmlos trockenen Humor,
Dem bleibt er werth und ewig unvergeſſen;
Die ſchöne Luſt doch mag zumeiſt ermeſſen,
Was ſie an ihm, dem Vater Alff, verlor.

Blieskaſtel. A.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 95. Dienstag, 8. August **1865.**

Nunziata.

(Fortsetzung.)

Pippo setzte sich auf die Holzbank nieder und erwiederte: „Seid ohne Sorge wegen meiner Schwester; es genüge Euch zu wissen, daß sie Eure und meine Sorge nicht verdient."

Er erzählte nun, was er durch sie erfahren hatte. Vater, Mutter und Tochter hoben mit dem Ausdruck des Erstaunens die Hände zum Himmel.

„Ich weiß nicht, welchen Entschluß man über ihr Schicksal fassen könnte," fuhr Pippo mit finsterem Ernste fort, „hier dürfte nur ein Kloster — —"

„Arme Nunziata!" fiel Marina ein, welche die Freundschaft zu ihrer Jugendgespielin wieder erwachen fühlte.

„Gott weiß," begann Pippo wieder, „welchen Schmerz ich fühle; ja, wenn ich nur meinem Zorne Rechnung getragen hätte —" Er schwieg still, wie erschreckt von einem fürchterlichen Gedanken.

Nach einem Augenblicke wendete er sich zu Marina und sagte mit barscher Stimme zu ihr: „Marina, auch Du willst mich wie Nunziata verrathen."

Die neben ihm sitzende Jungfrau weinte, aber ihre schönen, mit Thränen gefüllten Augen wendeten sich mit dem Ausdrucke so glühender Leidenschaft nach dem Seemanne, daß dieser, davon erschüttert, ausrief: „Verzeihe mir, ich bin ein Thor! Ich weiß ja wohl, daß Du eine Heilige bist." Und er drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

Marina wagte nun, sich nach Nunziata zu erkundigen und ob sie noch bei ihrer Tante sei. Pippo sprang, ohne zu antworten, auf und bat sie Alle, ihn an diesem Tage nicht mehr nach der Schwester zu fragen.

Man kehrte schweigend in das Haus zurück. Pippo suchte sein Zimmer auf, er fühlte sich hinfällig wie nach einer langen Krankheit, er wähnte sich um zehn Jahre gealtert. Ich liebte sie doch sehr, diese Undankbare, dachte er.

Als Lorenzo ins Zimmer trat, um sich zu Bette zu legen, warf sich Pippo in seine Arme, indem er ihn bat, ihm nicht mehr böse zu sein.

„Wie könnte ich Dir böse sein? Deine Worte waren nur zu sehr gerechtfertigt."

„Und Du willst mich noch immer täuschen! Ich weiß Alles," sagte Pippo traurig, „deßhalb verdamme mit der Schwester nicht noch auch den Bruder, ich bitte Dich."

Der Kapitän erschrack bei den Worten seines Freundes. Er bat ihn, als Bruder zu verzeihen und suchte die Unbeständigkeit Nunziata's zu entschuldigen.

„Du weißt ja, die Liebe läßt sich nicht befehlen," sagte er; „wenn sie mich nicht liebt, so ist das ein Zeichen, daß ich ihr nicht die Neigung einzuflößen fähig war, die ich für sie fühle."

Pippo sah aus den Worten des Kapitäns, daß dieser sich nicht geliebt wußte, allein die Existenz eines Rivalen nicht im Geringsten ahnte. Er begriff, daß die Liebe Lorenzo's, auf diese Weise zurückgewiesen, doch noch jedes Opfers fähig war, um nur ein Lächeln der Geliebten zu erlangen. Der Unglückliche öffnete Pippo sein ganzes Herz.

„Und Dich hat sie zurückgewiesen!" murmelte er.

„Verzeihe ihr, wie ich ihr verziehen habe, ich bitte Dich. Vielleicht kennt sie mich noch nicht hinreichend. — Wenn sie wüßte, wie ich sie liebe! — Doch, was liegt daran! Sie liebt mich nicht und das genügt! Aber schwöre mir, ihr weder von mir, noch von unserer Hochzeit zu sprechen, schwöre mir, sie in Ruhe zu lassen!"

„Ich schwöre es Dir."

„Gut! Wir werden in wenigen Tagen in die See stechen; wir haben noch etliche Tage Zeit, während deren ich nach Genua gehen will; dies gibt mir eine kleine Zerstreuung, die mir gut thun

wird. Du wirst mich dort zur bestimmten Zeit treffen. Grüße Deine Schwester für mich, sage ihr, daß ich ihr nicht zürne, daß ich jedoch ohne sie gesehen zu haben abreisen will."

„Ich verlasse Dich nicht, antwortete Pippo, „ich begleite Dich morgen, auch ich werde Nunziata nicht mehr sehen."

Die beiden Fremde sprachen noch einige Zeit mit einander, der Eine suchte den Anderen zu trösten, Beide fühlten sich unglücklich. Lorenzo war zwar sehr traurig, allein hatte er deßhalb alle Hoffnung aufgegeben? Konnte Nunziata nicht ihren Irrthum einsehen? Konnte er nicht, einmal zurückgekehrt und dauernd niedergelassen, das erreichen, was sie ihm jetzt versagte? Er wußte den Grund ihrer Weigerung nicht und wollte ihn nicht wissen — mag man auch behaupten, daß die Ungewißheit die schrecklichste Qual für die Liebenden sei, so zog er dieselbe dennoch tausendmal dem Gedanken der Gewißheit des Verlustes vor. Pippo, der den Verrath der Schwester kannte, der diese Verbindung als für immer gebrochen ansah und zugleich aber auch die volle Ueberzeugung hegte, daß der Geliebte Nunziata's nicht wiederkehre, er hätte weit eher vorgezogen, daß sie der Tod erreiche.

IX.

Als sich Pippo in sein Zimmer zurückgezogen hatte, bat Marina ihre Mutter, sie zur alten Tante gehen zu lassen, da sie besorgt war über das Loos ihrer Freundin. Von ihrem Brüderchen begleitet, befand sie sich bald am Bette Nunziata's.

Sie sah sie bleich und regungslos, die glanzlosen Augen ins Leere gerichtet, das Antlitz von den Spuren der Thränen entstellt, die Wangen todesbleich; nur hin und wieder hob ein tiefer Seufzer ihre Brust. Die Tante wußte sich nicht zu helfen, auf alle an Nunziata gerichteten Worte ward ihr nur die Bitte zur Antwort, sie allein zu lassen. Marina drang in sie, ihr zu vertrauen, allein erst nach langen, zärtlichen Bitten, welche Nunziata schweigend mit nach Marina gewendetem Haupte angehört hatte, erhob sie sich, schlang die Arme um den Hals ihrer Freundin und sagte mit zitternder und oft unterbrochener Stimme: „Meine theure, meine gute Schwester, ich verdiene Dein Mitgefühl nicht; mein Bruder hat Recht. Laß mich, ich bitte Dich darum; ich kann jetzt nicht nach Hause gehen, ich bleibe diese Nacht bei der Tante. Ich bitte Dich nur um Eins, mich allein zu lassen, Dich nicht um mich zu kümmern."

Die Verlobte Pippo's kehrte traurig zurück, sie theilte der Mutter mit, in welchem Zustande sie Nunziata getroffen; Beide verdammten sie, aber sie konnten sich nicht enthalten, sie zu bedauern.

Als Nunziata allein war, gab sie sich den traurigsten Betrachtungen hin. Was sie bei den Worten ihres Bruders am schmerzlichsten berührt hatte, war dessen Vorhersagung der Untreue Giulio's. Die Verachtung der Welt, der Zorn der Familie und theilweise selbst der des Himmels hätten sie weit weniger berührt, wenn sie der Wiederkehr des Geliebten versichert worden wäre. Allerdings war die Hoffnung nicht verloren; allein der Zweifel schien sich ihrer zu bemächtigen. Sie war wie alle Personen von wenig Energie den Qualen einer ersten Befürchtung hingegeben, die zur Verzweiflung führen kann. Sonst, wenn sie an den Tod dachte, schrack sie zurück, anders jetzt, da ihr die Möglichkeit vorschwebte, von Giulio verlassen zu sein. Sie wiederholte sich Wort für Wort, was ihr Pippo gesagt, und voll des Glaubens, daß er mehr von diesen Verhältnissen wissen müsse, da er sich in so bestimmter Weise ausdrückte, fühlte sie ihre Kräfte zurückkehren und mit ihnen den Entschluß, dem Leben zu entsagen.

Der Zweifel, den Pippo in ihre Brust gesäet, wurde ihr zur marternden Gewißheit, sie fühlte nicht den Muth, die Vorwürfe ihrer Eltern und die Verachtung ihrer Gefährtinnen zu ertragen. Sie betete, sie bat Gott um Vergebung für die Liebe, welche sie so hatte leiden machen und jetzt der Grund ihres Todes sei. Sie fühlte sich jetzt ruhiger, gestärkter.

(Schluß folgt.)

Die Macht der Musik.

(Eine Münchhausiade, erzählt vom Sänger Formes.)

Es war in London, ich hatte am Vorabend den Bertram gesungen und träumte eben von dem schönen Spanien und meinen Abenteuern am Hofe daselbst, als ich mich durch eine schwere Hand aufgerüttelt fühlte. Ich erwachte und mein Diener George stand vor mir, der mir, am ganzen Leibe zitternd, sagte, der Herzog von Devonshire sei eben gekommen und wünsche mich dringend zu sprechen.

Da ich mich niemals an lästige Besuche gewöhnen konnte, hatte ich meiner Dienerschaft die gemessensten Befehle gegeben, vor 1 Uhr Mittags Niemand vorzulassen; meine Entrüstung war daher nicht minder groß als mein Erstaunen.

Ich warf mich im Bette herum und sagte: Theile dem Herzog mit, ich sei jetzt nicht zu sprechen, er soll später kommen.

George erwiederte: Ich habe dem Herzog bereits erklärt, daß uns bei Entlassung verboten sei, Jemand Vormittags zu melden, allein er bestand auf seinem Wunsche, indem er hinzufügte, es handle sich um ein Menschenleben!

Um ein Menschenleben! Schafskopf, warum hast du das nicht gleich gesagt, rief ich nun und war im nächsten Augenblicke aus den Federn und in meinen Schlafrock geschlüpft. Der Herzog mag eintreten!

Wenige Sekunden später erschien der Herzog in der Thür, über sein Antlitz war tiefe Trauer gebreitet. Nach kurzer gegenseitiger Begrüßung sagte er: Herr Formes, verzeihen Sie, daß ich Sie zu so ungewohnter Stunde störe, allein der Arzt meiner Frau, welche seit Wochen erkrankt, nun in äußerster Gefahr schwebt, erklärte mir, es gebe nur noch ein Mittel der Rettung für sie, wenn Sie, für dessen Stimme und Gesang die Arme enthusiastisch schwärmt, die Güte hätten, in dem Gemache, das an ihr Boudoir stößt, ein Lied vorzutragen. Die Wirkung, welche dies auf ihre Nerven hervorbringen müßte, meint der Arzt, dürfte eine heilsame Krisis ihrer Krankheit herbeiführen.

Daß es nun für mich weiter kein Zögern und Besinnen gab, ist selbstverständlich; ich erklärte mich bereit, dem Herzoge, wenn ich nur erst Toilette gemacht, was ich im Handumdrehen zu besorgen pflege, folgen zu wollen.

Die Sache war übrigens nicht so einfach, als ich anfangs gedacht, denn die Herzogin befand sich nicht in London, sondern auf einem Schlosse des Herzogs, zwanzig Meilen entfernt, und ich sollte einem Versprechen gemäß vor Mitternacht in der Hauptstadt zurück sein. Die Pferde rannten mit Windeseile, wir saßen, ohne ein Wort zu wechseln, im Wagen, der Herzog im stummen Schmerz versunken, ich mit der Wahl des Liedes, welches ich singen sollte, beschäftigt. Als wir unter den gothischen Rundbogen in das Schloß fuhren, hatte ich es: „Der Wanderer“ von Schubert war das Heilmittel.

Wenige Minuten später standen wir, nachdem wir eine Reihe glänzender Gemächer durchschritten hatten, in einem Saale, in welchem, da die Fenster mit schweren Vorhängen verschattet waren, ein sanftes Halbdunkel herrschte. Der Herzog ergriff mich am Arm und führte mich leise zu einem Vorhange, hob ihn sanft empor und ich erblickte wenige Schritte vor mir die bleiche Gestalt der Herzogin auf dem Krankenlager. Mir begann das Herz zu pochen, da schien keine Rettung mehr möglich und Alles verloren, wenn nicht ein Wunder geschah. Von Stirne und Wangen war alle Farbe gewichen, die Augen lagen glanzlos, tief hineingesunken in den Höhlen, die Lippen waren fahl, die Hände, welche krampfhaft die Decke hielten, trostlos gelblich-weiß!

Ich mußte unwillkürlich mit den Achseln zucken: der Herzog ließ den Vorhang fallen und deutete auf einen prachtvollen inmitten des Saales stehenden Flügel, den ich erst jetzt bemerkte. Ich verstand den Wink und trat mit einer Empfindung — die ich nun zum erstenmale kennen lernte — mit Muthlosigkeit an denselben. Ich präludirte, um Fassung zu gewinnen, der Herzog blieb an dem Vorhang, welche die zu dem Boudoir der Herzogin führende Thür verhüllte, stehen. Ich begann nun das Lied. Sie wissen, wie ich den „Wanderer“ singe! und blickte nicht auf, bis der letzte Ton verhallt war. Als sich meine Blicke dem Herzoge zuwendeten, wurde ich durch die Wandlung, welche mit seinen Zügen vorgegangen, überrascht, er sah beinahe heiter aus; doch sollte es noch besser kommen! Der Herzog winkte mir, ich ging sachte zu ihm, er schob den Vorhang beiseite und ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu sollen, über Stirne und Wangen der Herzogin lag ein leiser Hauch von Röthe und die Augen sendeten uns sanfte Strahlen entgegen.

Ach, rief ich in meinem Entzücken beinahe überlaut, nun will ich ein „Uebriges“ thun und ich eilte an den Flügel und sang: „Im kühlen Grunde“. Sie wissen, wie ich das Lied singe!

Was soll ich weiter sagen? Vierzehn Tage später war Ball bei dem Herzoge von Devonshire und ich eröffnete ihn mit der — Herzogin! Das ist „Macht der Musik!“

Mannigfaltiges.

(Die Presse in Paris.) Gegenwärtig erscheinen in Paris 860 Journale und Revuen aller Art. Darunter nehmen keineswegs die politischen Blätter, wie man etwa meinen könnte, der Zahl nach die erste Stelle ein, nicht einmal eine der ersten, sondern die Blätter für Technologie (69). In Paris haben eine Menge Gewerbe, die Metzger, Schreiner, Schlosser, Uhrmacher, Goldschmiede, ihre eignen Journale, selbst die Lumpensammler ihr „Journal des Chiffons“. Für das religiöse Element sorgen zusammen 84 Blätter, nämlich 60 für katholische, 22 für protestantische Religion, 2 für Israeliten; Unterricht und Erziehung behandeln 20, Jurisprudenz 48, politische Oekonomie, Handel ꝛc. 48, Medizin 46, Landwirthschaft und Thierheilkunde 30, Natur-

wissenschaften und Mathematik 28, Geschichte, Geographie, Heraldik 25, Schöne Künste 67, Archäologie, Numismatik 19, Militärwesen 16, Finanzen, Börse 19, Eisenbahnen, Straßen-, Brücken-, Bergbau 22, Literatur 57, Moden, Damenarbeiten 54, Sport, Jagd ꝛc. 14, Freimaurerei 4, Spiritismus 5, Bibliographie 19 ꝛc., Damen-, Familien-, Jugend-Zeitungen gibt es 34, für Politik 25 (älteste die „Gazette de France“ seit 1630). Um sich alle diese Blätter zu halten, würde ein Jahresabonnement von ungefähr 30,000 Fr. erforderlich sein. In der Schachzeitung „La nouvelle Regence“ werden Parthien gespielt, bei denen man alle 3 Monate einen Zug macht und der Gegner vom Gegner oft tausend Stunden entfernt ist. Es besteht ein Journal für die Liebhaber der Panatelas- und Londres-Cigarren, „Le Fumeur“, eine Puppenzeitung und ein Journal für kleine Kinder „Baby“. Eine kleinste Zeitung „Le Lilliputien“ braucht für 20 ihrer Exemplare nur einen Bogen gewöhnliches Zeitungspapier.

(Stiergefechte in Frankreich.) In Mont-de-Marsan, also auf dem Lande des hochzivilisirten Frankreichs, haben nun wirklich Stiergefechte stattgefunden. Ein Augenzeuge berichtet hierüber an die „Liberte“ und bemerkt, daß in Bezug auf die Ausstattung des Kampfplatzes und in Betreff des auf demselben beschäftigten Personals die Arena von Mont-de-Marsan hinter den spanischen nicht zurückblieb. An beiden Tagen (Sonntag und Dienstag) war das 4000 Personen fassende Amphitheater vollständig besetzt, und wenn das Publikum auch nicht eine andalusische Leidenschaft und Begeisterung für diese Spiele an den Tag legte, so schien es doch ungemein befriedigt zu sein. Es hatte auch allen Grund dazu, denn es wurden an diesen beiden Tagen 13 Stiere erlegt, und 19 Pferde blieben auf dem Platze! Der erhabenste (!) Moment war, als am Dienstag ein Prachtexemplar von einem Stier vier Pferden das Garaus gemacht und, mit den Vorderfüßen auf dem zuckenden Leibe seines letzten Opfers kniend, unter gewaltigem Schnauben seine feurigen Augen in dem weiten Kreis umherrollen ließ. „Da wurde,“ so liest man in dem Bericht des Korrespondenten der „Liberte“, „das Publikum zu stürmischem Jubel fortgerissen und brachte Hrn. Latapie, dem würdigen Veranstalter der Festlichkeit, ein donnerndes Hoch aus!“ — Uebrigens protestirt bereits in den Blättern der Präsident eines Vereins gegen Thierquälerei gegen die Einführung einer so barbarischen Unterhaltung, außerdem sollen verschiedene Damen, als das Spiel zum blutigen Ernst zu werden anfing, ihre Plätze verlassen haben.

(Haushalt der Natur.) Einige statistische Notizen geben die Anzahl der nutzbringenden Pflanzen auf ungefähr 12,000 an, d. h. so viel sind uns bis jetzt bekannt. Nicht weniger als 2500 Pflanzen haben wirthschaftlichen Werth; darunter 1100 Früchte, Beeren und eßbare Kerne, 50 Zerealien, 40 eßbare Wurzeln und Knollen, 37 Zwiebeln, 420 Gemüse und Salate, 40 Palmenarten, 32 Arrow-root, 31 Zucker- und 40 Saleppflanzen. Von jeder dieser Arten gibt es natürlich noch viele Abarten. Weinartige Getränke erhält man von 200 Pflanzen, aromatische von 266. Man zählt 50 Ersatzmittel für Kaffee, 129 für Thee. Gerbestoffe kommen von 140 Pflanzen, Kautschuk von 96, Guttapercha von 7, Gummi und balsamische Harze von 389, Wachs von 10, Fett und ätherische Oele von 330; 88 Pflanzen liefern Potasche, Soda und Jod; 650 Färbestoffe, 47 Seife, 250 Fasern, die zum Weben geeignet sind, 44 Papier, 48 Stoffe zur Bedachung, 100 zum Flechten, 750 zum Bau; außerdem gibt es 815 Giftpflanzen. Nach Endlicher sind unter den 279 natürlichen Familien, die man kennt, nur 18, welche bis jetzt in keiner Weise nutzbar zu machen waren.

Ein witziger Journalist ließ sich bei Stehely in Berlin ein Glas Wasser mit einer Portion Zucker geben. Von dem letzteren blieben einige Stücke übrig. Ein anderer Gast benutzte einen günstigen Augenblick und ließ den Zucker in seine Rocktasche verschwinden. Der Journalist aber bemerkte den Diebstahl. Schnell ergriff er das fast noch volle Glas und sagte: Wollen Sie nicht so gut sein und das Wasser auch mitnehmen? und goß es dem Erschrockenen in die Rocktasche. Das allgemeine Gelächter wollte kein Ende nehmen.

Der große Musiker **Händel** war bei seiner riesigen Leibesgröße ein starker Esser und Trinker. Einst trat er in ein Londoner Speisehaus und verlangte ein Mittagessen für Drei. Er mußte lange warten und ward ungeduldig. „Warum kommt das Essen nicht?“ fragte er. „Wir tragen auf, sobald die Gesellschaft kommt,“ antwortete der Kellner. „Dann,“ sprach Händel, „bringt das Essen prestissimo: ich bin die Gesellschaft!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 96. Freitag, 11. August 1865.

Nunziata.

(Schluß.)

Der Tag begann zu grauen, als Nunziata vom Bette aufstand und an der Thüre der Tante lauschte. Die arme Alte war nach einer so stürmischen Nacht gegen Morgen endlich eingeschlummert. Nunziata wollte noch einmal, das letzte Mal, einen Kuß auf ihre Lippen drücken. Sie schlich sich leise in ihre Kammer; als sie jedoch am Fuße ihres Bettes ankam, kehrte sie bei einer leichten Bewegung der Alten wieder um: sie fürchtete sie zu wecken und durch sie von ihrem Vorhaben abwendig gemacht zu werden. Sie verließ endlich ohne Geräusch das Haus —.

Die Sonne stand schon hoch, als die Tante erwachte. Sie eilte nach dem Bette Nunziata's und suchte sie vergebens überall. Der erste Gedanke, der ihr in den Sinn kam, war, daß sie in Antonio's Wohnung zurückgekehrt sei. Sie wollte sich wohl gleich davon überzeugen, allein sie wagte es nicht, aus Furcht, Pippo zu begegnen. Sie ging endlich in die Kirche, in der Hoffnung, sie dort zu treffen; sie blieb lange dort, um für ihre kleine Nunziata zu beten, und kehrte dann endlich traurig und entmuthigt in die Wohnung zurück, ohne zu wissen, was sie thun solle.

Pippo und Lorenzo reisten denselben Tag nach Genua. Da die Familie sicher war, daß sich Nunziata bei der Muhme befinde, so kümmerte man sich anfänglich dort weniger um sie. Pippo hatte es Antonio vollkommen überlassen, über das Schicksal seiner Schwester nach Gutdünken zu entscheiden. Man sprach wenig über diesen Gegenstand, da man sich von demselben zu schmerzlich berührt fühlte.

Erst nach der Abreise der beiden Jünglinge begaben sich Theresa und Marina zu der alten Nunziata und konnten nicht begreifen, weßhalb das Mädchen nicht zurückkam. Alle suchten Erkundigungen einzuziehen, allein es war an diesem Tage ohne jeden Erfolg. Den anderen Tag jedoch wurde der Leichnam des armen Geschöpfes von dem Meere an die Küste geworfen, unweit von Albissola. Das Kleid des Mädchens hatte sich mit dem Pezzotto um die Füße geschlungen; das aufgelöste Haar lag auf den bleichen Wangen des so zarten Gesichts, das durch die 24 Stunden, die der Leichnam im Wasser zugebracht, schon in Verwesung überzugehen drohte.

Die Nachricht von diesem Unglücke kam rasch unter die Leute; die Familie Antonio's, welche ihre Nachforschungen fortgesetzt hatte, erhielt bald davon Kunde. Die alte Annunziata jedoch, welche ungeduldig umhergelaufen war, wußte es vor allen Anderen. Sie reklamirte den Leichnam der Nichte und ließ ihn in ihre Wohnung tragen.

Nach allen vergeblichen Versuchen, sie ins Leben zu rufen, kleidete sie den Leichnam ganz weiß an, dabei von einigen Nachbarinnen unterstützt, welche mit ihr weinten und schluchzten. Marina betete am Fuße der Todtenbahre für die Sünderin, welche ungerufen von der Erde schied.

Der ganze Tag verging hier in Thränen und Gebeten. Marina und die Tante entschlossen sich gemeinschaftlich, Nunziata zu ihrer letzten Ruhestätte zu geleiten. Sie sollte nicht in geweihter Erde ruhen: keine Kirche öffnete ihre Thore, kein Priester wollte ihre Hülle geleiten. Als die Todtengräber kamen, um die Bahre zu holen, deckte sie Marina mit Blumen zu, hüllte ihr Haupt in ihren Pezzotto und folgte mit festem und feierlichem Schritte, indem sie ihre Thränen zurückhielt. Die alte Tante wollte deßgleichen thun, allein sie hatte hiezu nicht die Kraft, die Kniee brachen ihr zusammen und sie mußte sich der Sorge der sie umgebenden Frauen überlassen. Die Verlobte Pippo's begleitete somit allein ihre Jugendgespielin zum Grabe, auf dem

sie noch bis zum Abend betete und weinte. Trotz ihrer physischen und moralischen Energie kam sie doch von dieser Todesscene so tief erregt zurück, daß ihre Mutter sie ins Bett bringen mußte; die ganze Nacht lag sie in fieberischer Aufregung.

Einen Monat nach dieser traurigen Bestattung Nunziata's kam Giulio zurück. Er eilte sogleich nach dem Hause der Tante, er traf die alte unglückliche Frau vollkommen gebeugt. Sie wußte auf alle Fragen des Jünglings nur durch Thränen zu antworten. Mehr als eine halbe Stunde war er schon da, bis sie endlich die Kräfte gewann, um ihm mit oft stockender Stimme den ganzen Hergang zu erzählen.

Giulio erbleichte und rief mit der Stimme der Verzweiflung: „Und ich kam, sie beimzuführen!"

Er wollte das Grab Nunziata's besuchen; man führte ihn in einen dunklen Winkel hinter der Kirchhofsmauer, wo er weder Kreuze noch Blumen fand. Er suchte vergebens die Stelle, welche einem Grabe gleich sah, überall war das Gras gleich üppig emporgeschossen. Entmuthigt senkte er das Haupt und verließ eilig diese Gegend, in welcher er, ohne es zu wollen, die schönste Blume geknickt hatte.

Eine Novelle aus der Wirklichkeit.

Die Ringstraße in Wien, so jung sie ist, hat auch bereits ihre kleinen Romane. Irgendwo am Ring — nähere Details sind überflüssig — wohnt ein junger Mann, hübsch, reich, unabhängig, kein Oesterreicher, aber von Oesterreich und Wien so gefesselt, daß er entschlossen ist, seine Renten, die er aus einer deutschen Handelsstadt als einziger Sohn eines coulanten Hauses bezieht, in der neuen Kaiserstadt zu verzehren. Der junge Mann, am Fenster liegend, erblickt auf der andern Seite des Ringes, will sagen, in der Entfernung von 30 Klaftern, eine junge Dame, deren Gesicht und Gestalt auf ihn einen lebhaften Eindruck machen. Man kokettirt hinüber, es wird herüber kokettirt, — man betrachtet sich durch Lorgnons, — lacht, da man sich gegenseitig bei der Lorgnonirung ertappt, endlich — um's kurz zu machen — zieht man Erkundigungen ein, unser Mann erfährt, die junge Dame sei die Waise eines hohen Beamten, der ihr ein kleines Einkommen hinterlassen u. s. w., sendet schließlich ein Briefle in, worin er den mächtigen Eindruck schildert, den die persönlichen Vorzüge seines vis-à-vis auf ihn gemacht und fleht um eine kurze Unterredung. Sie willigt ein und beordert den Liebeskandidaten in den Augarten; dort zur bestimmten Stunde, am angegebenen Plätzchen eintreffend, findet er sie auf einer Bank sitzend, sie deutet ihm an, neben ihr Platz zu nehmen; er entschuldigt sich, daß er nicht zuerst dagewesen, sie antwortet in so liebenswürdiger, geistreicher Weise, daß er davon entzückt, eben so sehr wie über ihre Schönheit, nicht umhin kann, diesem Entzücken in beiden Richtungen Worte zu leihen. „Und wenn Sie nun ein rechtes Gänschen gefunden hätten?" meint sie. „O!" ruft der junge Mann vorschnell, „das nimmt man bei den Wienerinnen nicht so genau!" Und da er sieht, daß bei diesen Worten eine dunkle Röthe das liebliche Antlitz der Dame überzieht, beeilt er sich, seine Unbesonnenheit zu verbessern, geräth aber, wie es bei lahmen Entschuldigungen zu gehen pflegt, in ein Labyrinth von Widersprüchen, während die junge Dame, ihm weit überlegen, die Auseinandersetzung, die sich über den Gegenstand entspinnt, mit einer Logik und Schärfe führt, und eine solche Fülle von Geist, Verstand und Bildung in der Vertheidigung ihrer Landsmänninnen entwickelt, daß der gute Junge aus dem klugen Norden endlich, auf allen Punkten geschlagen, um Gnade fleht, die ihm auch gewährt wird. „Zum Zeichen, daß ich nicht böse bin," spricht die Dame, „erlaube ich Ihnen, mir den Arm zu geben und mich zu meinem Wagen zu geleiten, der vor der Pforte steht." Der Glückliche gibt seinem Arm die malerischste Rundung, die Dame erhebt sich und legt ihre feine Hand daran, — aber, o Himmel! — beim ersten Schritte, den sie machen, entdeckt er, daß die Dame — hinkt, nicht etwa unbedeutend, sondern sehr stark, so daß sie die mitleidigen Blicke der Vorübergehenden auf sich zieht. Wie mit Eiswasser übergossen, wandelt der Bestürzte an ihrer Seite, mit einem wehmüthigen Lächeln spricht sie: „Glauben Sie denn, daß ich Ihnen dieses verschämende Rendezvous gewährt haben würde, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ein Blick auf meine Verkrüppelung hinreichen würde, Sie von Ihrer Schwärmerei zu heilen? Helfen Sie mir armen Krüppel in meinen Fiaker, es ist der erste und letzte Dienst, den ich von Ihnen begehre. Schön Dank dafür, leben Sie wohl!" Der Schlag fliegt zu, der Fiaker rollt fort und der junge Mann steht wie vernichtet am Portale des Augartens, der Kaiser Josephs ewig denkwürdige Worte als Inschrift trägt. Heimgekehrt, trat er unwillkürlich an's Fenster und blickt über den Ring hinüber, wie sonst.

Bis die Liebliche sich zeigte,
Und ihr liedlich Bild
Auf den Ring sich niederneigte,
Ruhig, engelmild.

Aber die Liebliche zeigte sich nicht mehr, die Rouleaux an ihren Fenstern bleiben herabgelassen, heute, morgen, übermorgen, alle Tage —, und je länger er sie nicht sieht, desto stärker wird die Sehnsucht, sie zu sehen; vor seinen Blicken schwebt ihr Madonnengesicht mit den Koboldaugen, in seinen Ohren klingt ihre vibrirende Stimme, in seinem Herzen zittert der Nachhall ihrer Güte, in seinem Hirn das Echo ihres Geistes, — vergebens suchte er Zerstreuung; ist's doch nur sie, die er finden will und nirgends findet. Endlich setzt er sich hin, schreibt eine klägliche Epistel an sie, poetisch, ausführlich und wehklagend zugleich, wie eine von Ovids Heroiden und schließt mit dem Geständniß, er könne ohne sie nicht leben, mit der Bitte, ihn durch ihre Hand zum Glücklichsten aller Sterblichen zu machen, welche banale Phrase schon an und für sich beweisen dürfte, daß der junge Mann an Geist nicht auf gleicher Stufe mit seiner Angebeteten stand. Die Rückantwort lautete lakonisch genug: „Reden Sie mit meinem Oheim, der mein Vormund ist." — Des anderen Morgens erscheint der Brautbewerber vor Dem, der die ersehnte Hand zu vergeben hat. Der Oheim, ein Musteronkel, wie wir ihn aus 1001 Lustspiel kennen, koramisirt ihn tüchtig, läßt sich jedes Jüpfelchen seines Vorlebens, seines Einkommens mit Dokumenten belegen und hält es endlich für Pflicht, auf das nicht bedeutende Vermögen der Begehrten, sowie auf ihr körperlich Gebrechen aufmerksam zu machen. „Ach, das weiß ich ja Alles!" ruft der Freier, „ich will ja nur ihr Herz, ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit, was liegt mir an der Schönheit des Körpers, die durch einen Fall über die Treppe, durch die Pocken, durch die nächstbeste andere Krankheit zerstört werden kann." — „Wenn Sie das einsehen, bin ich nicht abgeneigt, Ihnen meine Hand zu reichen," spricht plötzlich hinter ihm die süße Stimme, die er seit 14 Tagen nicht mehr gehört. Er wendet sich um und sieht sie in der ganzen Fülle ihrer Holdseligkeit; entzückt breitet er die Arme aus, sie an sein Herz zu drücken. — „Halt! erst müssen wir auch die Erlaubniß der Tante haben, gestatten Sie, daß ich Sie zu ihr führe?" — Und sie faßt seine Hand und schreitet an seiner Seite, „mit gleichem Schritt und Tritt", wie's im alten Liede heißt. Kaum seinen Augen trauend, stammelt der junge Mann: „Sie hinken nicht?" — „Nicht im Mindesten." — „Warum also der grausame Scherz?" — „Mich ärgerte die Nichtachtung, mit welcher Sie weibliche Bildung für Nebensache hielten, ich wollte um meiner selbst willen geliebt sein, nicht um des Bischens Schönheit willen, das ich mit der nächstbesten Küchenmagd theilen muß, das mir ein Zufall rauben kann. Darum erlaubte ich mir die kleine Prüfung." — „Und habe ich sie gut bestanden?" — „Zu meiner vollsten Zufriedenheit!" — Der junge Mann beugt sich entzückt über die Hand der gestrengen Prüfungs-Professorin und 3 Wochen darauf führte er als rechtmäßiger Besitzer dieser schönen Hand seine junge Frau nach Norden, um ihr seine Geburtsstadt zu zeigen und dann so schnell als möglich nach Wien zurückzukehren.

Mannigfaltiges.

Ein Wiener Korrespondent schreibt: Die Damen, deren süßeste Beschäftigung die Mode ist, konnten es wahrscheinlich nicht verschmerzen, daß Männer es waren, welche die Wetten um Nichtigkeiten zur Mode machten — und sie übertrafen sie in ihrer Nachahmung. In Döbling, bei Wien, hat sich ein eigener Wettklub gebildet, welcher nichts Anderes bezweckt, als die gewagtesten Wetten auszuführen. Der erste Turf war ein freies Feld. Samstag früh sah man einige äußerst zierlich gebaute „Bäuerinnen" auf ein freies Feld nächst Döbling marschiren. Wenn auch ihre Sprache, ihre zarten Hände und Füße Zweifel an der Aechtheit der „Landmädchen" aufkommen ließen, die Tracht jedoch war tadellos. Sie schritten mit Sensen, Rechen und Schaufeln hinaus „zur Arbeit". Ein Terrain wurde für einen halben Tag gemiethet, das Gras stand hoch, nun galt es, zu mähen, zu jäten ꝛc., und zwar ununterbrochen von 5 Uhr früh bis 12 Uhr Mittags. Begeistert machten sich die Damen in ihren kurzgeschürzten Kostümen an die Arbeit. Sie fingen stürmisch an, aber um halb 9 Uhr war die erste, und bis halb 10 Uhr die letzte derart schachmatt, daß sie sich niederlegten und sehnsüchtig ihre Equipagen erwarteten. Die Wette von 100 fl. gewann die junge Bäuerin, die zur Aufsicht mitgenommen wurde.

(Ein Damen-Seminar in den VereinigtenStaaten.) Eine der neusten Yankee-„Notionen" ist die eines Dr. Dio Lewis, des Vorstands eines sogenannten „hygienischenErziehungs-Seminars für junge Damen", in Lexington, Massachusetts, bei Boston, in welchem Dr. Beld einer seiner Gehilfen ist. Wie man hört, bestand bei einer kürzlich in diesem Seminar vorgenommenen Schlußprüfung eine der Uebungen (wenn wir es so nennen können) in einer sorgfältigen Messung der Taillen der Zöglinge, und in einer Vergleichung des Ergebnisses mit einer bei Eröffnung des

Semesters aufgenommenen und urkundlich aufbewahrten Messing, welche einen durchschnittlichen Reingewinn von $2^3/_4$ Zoll im Umfang seit dem verflossenen 1. Oktober zeigte. Einige Mädchen, die bei Beginn des Semesters als Kranke eintraten, sind mittlerweile gewöhnt worden, zehn englische Meilen ohne Ermüdung zu gehen, während ihre geistige Fortbildung vollen Schritt gehalten hatte mit der physischen. Ein alter Graduirter von Harvard erklärte: er habe an dieser berühmten Universität niemals lateinische Rezitationen mit angehört gleich denen der Mädchen in Lexington.

Wieder eine Lincoln'sche Anekdote, für die ein Korrespondent der „Cincinnati-Ztg." bürgt. General Shermann beklagte sich, daß ihm die Regierung nie deutlich zu verstehen gebe, welche Politik er befolgen solle. Er fragte endlich Lincoln geradezu, ob er Davis fangen oder entwischen lassen solle. Ich will Ihnen was sagen, erwiederte Lincoln. Hinten im Bezirk Sangamon lebte ein alter Mäßigkeitsprediger, der es mit der Lehre und Ausübung der totalen Enthaltsamkeit sehr streng nahm. Eines Tages hielt er nach einem langen Ritt in der Hitze sich im Hause eines Freundes auf, der ihm eine Limonade bereitete. Während der Freund das milde Getränk mischte, fragte er einschmeichelnd, ob er nicht ein kleines halbes Tröpfchen von etwas Stärkerem darin haben möchte, um sich nach dem heißen Ritt ein wenig zu erfrischen. Nein, sagte der Mäßigkeitsapostel, ich kann nicht daran denken; ich bin aus Grundsatz dagegen. Aber, fügte er mit einem schmachtenden Blick auf die daneben stehende Flasche hinzu, wenn Sie es so machen könnten, daß ohne mein Wissen ein Tröpfchen hineinkäme, so denke ich, es würde mir nicht gerade sehr wehe thun. Sehen Sie, General, schloß Lincoln, meine Pflicht ist es, die Flucht von Jeff. Davis zu verhindern; aber wenn Sie es so machen und ihn ohne mein Wissen entfliehen lassen könnten, so denke ich, es würde mir nicht arg wehe thun.

(Ein langwieriger Ehrenhandel.) In Boston zieht sich ein Duell seit ziemlich langer Zeit hinaus. Der eine Duellant A . . ., unverheirathet, schickte dem anderen B . . ., welcher verheirathet und Vater eines Kindes war, vor zehn Jahren eine Herausforderung. B. antwortete, ihre Stellungen seien zu verschieden, er hätte als Gatte und Vater viel mehr als A. zu riskiren und nehme daher das Duell nicht an. Ein Jahr darauf kommt ein zweiter Cartellträger zu ihm und theilt ihm mit, daß A. jetzt auch verheirathet und Vater eines Kindes sei und also hoffe, daß B. das Duell nicht mehr verweigere. B. hat aber inzwischen zwei Kinder, so daß die Ungleichheit noch nicht gehoben war. Im nächsten Jahre neue Herausforderung von A., da er jetzt ebenfalls zwei Kinder besitzt; neue Weigerung von B., der bereits drei hat. Nach den letzten Nachrichten liegt die Sache immer noch ebenso, das Verhältniß der Kinder ist 6 zu 7 und die Forderung wird jährlich wiederholt. Die ganze Verantwortung ruht jetzt also auf den Gattinnen der beiden Gegner.

Die „Geraer Zeitung" erzählt folgende komische Anekdote: Einer der in Dresden bei dem Sängerfest durch die Aufmerksamkeit der dorthin gesandten hiesigen Polizeibeamten entdeckten Berliner Taschendiebe wurde von einem preußischen und sächsischen Beamten im Waggon nach Röderau zurück transportirt. Kurz vor der Ankunft daselbst fragt er sehr höflich den sächsischen Beamten, wie viel es an der Zeit sei? Der Sachse greift nach seiner Uhr — aber sie ist verschwunden, und er kann sich gar nicht erklären, wo sie geblieben ist, bis der Berliner Langfinger als Probe seiner Kunst ihm nicht blos die Uhr, sondern auch noch das eskamotirte Portemonnaie überreicht.

(Auch ein Grund.) Ein Darmstädter Bürger hat eine Rheinhessin zur Frau, lebt jedoch nicht sehr glücklich mit ihr, in Folge dessen die junge Frau auf Scheidung angetragen hat. Wie ein Berliner Blatt versichert, soll die Dame unter Anderm als einen Grund zur Ehescheidung angegeben haben: „In Darmstadt ist es mir zu sandig."

In № 52 dieses Blattes vom 30. April l. J. haben wir unsern Lesern die Entstehung, sowie den Dichter und Componisten des allbekannten Liedchens: „O du lieber Augustin!" zur Kenntniß gebracht; das „Morgenblatt zur Bayerischen Zeitung" № 212 vom 4. d. M. gibt uns nun eine Nachricht, die wir nicht säumen wollen, ebenfalls mitzutheilen. Es schreibt nämlich: „Dem lustigen Bruder Augustin, der im Jahre 1678 als Volkssänger in Wien eine Rolle spielte und von welchem das bekannte Lied „O du lieber Augustin!" herrührt, wird von mehreren Verehrern in dieser Stadt an einem passenden Ort ein steinernes Denkzeichen errichtet werden."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 97. Sonntag, 13. August 1865.

Das Porträt eines Landschaftsmalers.

I.

Es war in einem Frühsommer, als eine Gesellschaft junger Künstler sich auf einem der anziehenden Gebirgsplätze heimisch eingerichtet hatte. Ein herrlicher Abend von unbeschreiblichem Eindruck breitete sich über die duftige Gegend. Die untergehende Sonne färbte einzelne Partieen in den Waldgruppen mit jenem eigenthümlichen Schmelz von Rothbraun, wie wir ihn hier und da auf Bildern großer Meister wiederzufinden glauben, während in Wahrheit hier die Kunst doch stets hinter der unnachahmlichen Natur zurückbleibt. — Vor einer Sennhütte sitzt ein junger Maler, Arthur Beck, auf seinem Schooße einen Teller haltend, dessen innere Fläche mittelst einer Oelflamme gleichmäßig schwarz berußt ist. Er ist eben beschäftigt, mit einem fein zugespitzten Holze in den schwarzen Grund einen Frauenkopf zu zeichnen, und je weiter diese ebenso eigenthümliche als schöne Radirung gedeiht, desto seliger strahlt das Auge des jugendlichen Künstlers. Man sieht es ihm an, daß das Bild kein bloßes Phantasiespiel ist; nein — hier führt sichtlich die Seele die geschickte Hand des Malers, um aus der Erinnerung ein Bild hinzuwerfen, dessen Original sie ganz und rein in sich aufgenommen hat.

Kaum ist das kleine, leicht zerstörbare Kunstwerk fertig, als dem tief in den Anblick des Bildes versunkenen Schöpfer desselben aus der Ferne ein fröhliches Jodeln und Jauchzen in das Ohr dringt, welches hier und dort durch gleiche Ausrufe von Lust und Freude beantwortet wird. Es rührt von den frohsinnigen Bergbewohnern, zumeist aber von den jungen Künstlern her, die zur Abendzeit von ihren Studien nach der Hütte zurückkehren. Beck, welchem heute der Haushaltungsdienst ausschließlich oblag, legt schnell das Bild auf eine Moosbank neben der Thüre und erscheint kurz darauf mit einem Fäßchen in dem Augenblicke, als eben einige seiner Genossen die kleine Plattform erreicht haben. Ein lautes Hoch, begleitet von einem abermaligen mehrstimmigen Jodeln, begrüßt den braunlockigen Ganymed, dessen freundlicher Aufforderung die ermüdeten Touristen nicht bedurften, um sich alsbald auf der grünen Matte auszustrecken und sich an dem schäumenden Gerstensaft zu laben. Inzwischen hat Einer der fröhlichen Schaar Beck's Bild zur Hand genommen und betrachtet es aufmerksam, mit einer Miene, die das beste Lob verräth. „Hört," ruft er dann den Freunden zu, „der Gewürzkrämer", — so nannten sie Beck, da er in dem gemeinschaftlichen Haushalte neben anderen Dingen auch für den nöthigen Gewürzvorrath zu sorgen hatte — „hat richtig in irgend einem Winkel unseres lieben Vaterlandes ein Liebchen; seht nur hier das neue Bild, immer und immer dieselben Züge!"

„Zeig' her!" rief ein Anderer, indem er schnell sein Skizzenbuch aufschlug, in welches Beck vor einigen Tagen ebenfalls einen Frauenkopf gezeichnet hatte.

„In der That," riefen Mehrere zugleich, beide Bilder vergleichend, „das ist viel; auch nicht eine Linie des schönen Kopfes ist anders! Gewürzler, Du und die Deine, Ihr sollt leben!"

„Leben! leben!" erscholl es im Kreise. Die Krüge klirrten aneinander und Arthur Beck leerte den seinigen bis auf den Grund.

Gleichzeitig trat ein flämmiger Sohn des Gebirges schwer bepackt heran, dem ein müder Genosse der Gesellschaft, welcher heute seine Einkäufe im nächsten Orte besorgt hatte, folgte. Jener legte seine Last nieder, während Letzterer schon von ferne mehrere Briefe in die Höhe hielt, und wer auf einen solchen hoffte, sprang dem unerwarteten Freudenstifter entgegen.

„Nun," rief dieser, „Gewürzler, willst Du keinen?"

Beck erwartete allerdings keinen Brief, er war daher über das Eintreffen eines solchen verwundert. Auf dem Couvert stand der Poststempel einer böhmischen Stadt, und zitternd löste er das ihm wohlbekannte Siegel. Beim Lesen überflog eine Röthe dermaßen sein Gesicht, das Papier zitterte so sichtbar zwischen seinen Fingern, daß er alsbald die Zielscheibe mancher Neckerei, und der Inhalt des Briefes mit der Skizze auf dem Teller in Verbindung gebracht wurde.

„Ja, Ihr habt's errathen!“ sprach Beck freudig, nachdem er fertig gelesen hatte; „Ihr wißt noch, daß ich vor wenigen Wochen für den Major v. Syneb eine Landschaft vollendete. Dieser Brief ist von ihm; ich soll sobald als möglich einen längeren Aufenthalt auf seinem Gute in Böhmen bei ihm nehmen, um das Porträt seiner Tochter anzufertigen und zugleich dem früheren Bilde einen passenden Platz in seinem Hause selbst anzuweisen.“

„Und seine Tochter ist —“

„Ist in jener Skizze zu sehen,“ unterbrach Beck den Redner.

„Und Du willst es wirklich wagen, Dich an's Porträtiren zu machen?“ fragte ihn lachend einer der Freunde.

„Warum nicht? Obwohl ich nie im Porträtiren besondere Studien machte,“ erwiederte Beck, „so hoffe ich doch, dies Eine ausführen zu können.“

Bei dieser Antwort strahlte sein Auge vor Freude, man las aus seinem Blicke das Bewußtsein, daß er sich des Unternehmens vollkommen gewachsen fühlte; es stand ja das Bild, das er liefern sollte, seit seinem ersten kurzen Aufenthalte auf dem Gute des Majors klar und deutlich vor seiner Seele. Es ist ein wunderbares Gefühl bei dem Künstler, wenn er, bisher nur auf einem Felde der Kunst thätig, plötzlich sich auf einem anderen und gerade an einem Gegenstande versuchen soll, der gewissermaßen ein Stück seines eigenen Ichs ausmacht, der ihm ein Heiligthum ist, von dem er sagt: Dies Eine und nur dies Eine. Und ein solches Gefühl spiegelte sich eben ab in den Augen des jugendlichen Schwärmers. Mochten auch seine Kameraden erinnert werden an die Episoden mancher Künstlerliebe, keiner von ihnen wagte jedoch, die Begeisterung des Genossen herabzustimmen; keiner wagte es, ihm die Kluft zu zeigen, die zwischen einem Maler und einer jungen Baronesse sich öffnet, keiner wollte ihm in diesem Augenblicke sagen, daß die freie Kunst in unserer Zeit meist nur ein schönes Spielzeug ist für die Großen und Reichen, welche nichts empfinden von der Anmuth, die von dem Werke der Kunst, rasch wie aus weicher Schaale, zu dem Beschauer hinüberwallt; — daß vielmehr auf dem schaffenden Künstler ein Fluch lastet, der zwar seine ganze Seligkeit ausmacht, aber dennoch ein Fluch ist, der nach der Meinung der feinen Gesellschaft ihm oft eine sehr zweideutige Stellung anweist, und der ihn daher von der Höhe seines Ideals in die schrecklichste Tiefe stürzt, wenn es das Schicksal nicht will, daß die Liebe diesen Fluch in Segen wandelt.

II.

Einige Tage später hatte sich Arthur von seinen Freunden getrennt und befand sich auf der Reise nach Prag, von wo er die nächste Post nach Benatscheck benutzte. Obwohl es hier bei seiner Ankunft schon dämmerig war, so hatte er doch keine Ruhe, den anderen Morgen abzuwarten, und nach kurzer Rast saß er daher in einem gemietheten Wagen, der ihn auf das in der Nähe von Melnick gelegene Gut des Majors bringen sollte.

Die Einrichtung seines Miethwagens erinnerte lebhaft an ehemalige Herrlichkeit, denn im Innern waren Wände und Sitze mit Seide überzogen und trotz der herunterhängenden, abgerissenen Lappen und des Schmutzes daran, noch die Spuren einstiger Schönheit bemerkbar. Der kaum hörbar dahin rollende Wagen bog eben in einen Waldweg ein. Vielhundertjährige Eichen mit ihren weitausgestreckten, dicht belaubten Aesten verursachten eine so plötzliche Dunkelheit, daß es den jungen Reisenden um so mehr unheimlich berührte, als der Himmel sich dichter und dichter bewölkte und heftige Windstöße in den knarrenden Bäumen das Herannahen eines Gewitters verkündeten.

„Wie lange fahren wir noch?“ rief Beck seinem kreischulterigen Kutscher zu.

„Noch zwei kleine Stunden,“ war die Antwort des Mannes, der seine Pferde nicht sonderlich zur Eile antrieb.

„Dann wünschte ich doch, daß Ihr erst die Fenster an dem Wagen einhängen möchtet; es könnte regnen und ohnehin fängt es an, kühl zu werden.“

„Was wünschen der gnädige Herr?“ fragte der Kutscher und hielt an.

„Die Fenster sollt Ihr einhängen!“ rief Beck mit verstärkter Stimme ärgerlich hinaus; statt jedoch beschieden zu werden, hörte er den wortkargen Rosselenker nur „Fenster!“ in den Bart hineinbrummen, dann knallte die Peitsche und die Pferde zogen wieder an.

Aergerlich über solches Fuhrwerk, warf sich der junge Mann in eine Ecke des Wagens, breitete seinen Mantel über sich und versuchte zu schlafen. Bald jedoch weckte ein dumpfer Donner den Schlum-

mernden. Rings um ihn war es finstere Nacht geworden und in schauerlichen Tönen jagte der Sturm durch die Bäume. — Aengstlich bog sich der Reisende durch die Oeffnung über den Wagenschlag, als ob er die Gegend erkennen müsse, aber in demselben Augenblicke schien der Schlag zu weichen. Ein anhaltender Blitz, dem ein hundertfach wiederhallender greller Donner folgte, schreckte den Spähenden zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Schatz.

Am 3. Oktober 1808 glich das Innere des Erfurter Schauspielhauses einem Mährchen aus Tausend und einer Nacht. Fünf Krystallkronen hingen von der Decke herab, und die Wandlichter warfen ihren Schein über den Rang, auf dem sammetne und seidene Kleider rauschten und Perlen und Diamanten blitzten. Vor der Gardine saß auf vergoldetem Sessel Napoleon zwischen dem Kaiser von Rußland und den Königen von Würtemberg, Bayern und Westphalen, und dahinter das Parterre, von Fürsten, Erbprinzen, Prinzen, Marschällen, Ministern und Generälen besetzt. Und die heute „Oedipe" von Voltaire aufführten, das waren nicht Leute, die nur des täglichen Brodes willen Komödie spielten, sondern die ersten Künstler des Théâtre français in Paris, die der Kaiser ebenso liebte wie verehrte, und die er nach Erfurt hatte rufen lassen, damit sie den Neid seiner hohen Kollegen erweckten. Talma als Oedipus übertraf sich an diesem Abend selbst, Mademoiselle Raucourt, welche die Jocaste gab und einen Mantel im Werth von 6000 Franken, ein Geschenk der Kaiserin Josephine, trug, riß Alles zu lauter Bewunderung hin. Die gekrönten Häupter waren denn auch ganz Auge und Ohr, nur er, der kaiserliche Wirth, der Stifter aller dieser Herrlichkeiten, saß da, als wären weder die Künstler, noch all' die Pracht für ihn vorhanden. Nachlässig hatte er die Füße übereinander gelegt; hin und wieder flüsterte er dem König von Sachsen, den er ganz besonders auszeichnete, ein Wörtchen zu oder wandte sich, um durch sein goldenes Perspektiv den Rang zu mustern. Aber gewöhnlich ließ er den Kopf auf der Lehne des Sessels ruhen und sann nach — über das Programm des morgenden Tages, des dritten des europäischen Kongresses? Ueber das Ergebniß der Verhandlungen? O nein, seine Gedanken schweiften hinauf zur Cyriarburg, die gleich einem Wächter Erfurt überragt, und er dachte daran, was sich da oben begeben würde in der zwölften Stunde, er sah wohl schon die gähnende Tiefe, in der es blitzte von Gold, Silber und Juwelen .... Als die Verstellung beendet war, sprang er empor. Eine achtspännige Karesse nahm ihn, den Kaiser von Rußland und den König von Sachsen auf. Angenehme Ruhe wünschend, führte er die beiden „Freunde" in ihre Gemächer, dann rollte er in sein Hotel auf dem Anger — ein Wink — der Intendant de Vismes stand vor ihm. „Alles bereit?" — „Um elf Uhr gehen die Maurer unter Aufsicht einiger Polizeibeamten auf die Cyriarburg!" — „Das Weib wird dabei sein, und auch Sie, de Vismes! Daß kein Aufsehen erregt wird! Man statte mir Bericht ab!" — „Sire ..." Der Intendant verneigte sich.

Als es Elf auf dem Dome schlug, stieg ein Häuflein, mit Brecheisen und Schaufeln versehen, zur Burg hinauf. Voran schritt eine alte Frau, die Heubnerin, wie die Chronik sie nennt; der Vollmond schaute in ihr Gesicht, und das glühte, als wäre der riesige Schatz eben entdeckt worden. Mit ebenso glühenden Wangen und funkelnden Augen war sie auch in der Frühe dieses Tages zum Intendanten gekommen und hatte verkündet, sie wäre ein Sontagskind und habe oben auf der Burg eine todte Nonne herumwandeln und immer auf einen und denselben Fleck deuten sehen, und das wäre das sicherste Zeichen, daß dort ein Schatz vergraben sei. Es wird nicht erzählt, warum die Heubnerin diese Entdeckung nicht für sich behalten, aber de Vismes hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu seinem Kaiser zu stürzen. Und derselbe Napoleon, in dessen Augen die ganze Welt ein Schatz war, der ihm früher oder später zur Verfügung stehen würde — derselbe Napoleon war durch die Mittheilung einer alten Frau so erregt worden, daß er sich an diesem ganzen Tage den Staatsgeschäften nur mit halber Aufmerksamkeit hingegeben hatte. Und jetzt stand er da am Fenster, allein, die Arme verschränkt, und er zählte die Sekunden, bis de Vismes wieder zu ihm stürzen und ausrufen würde: „Er ist gefunden!"

Und der Morgen kam, bleich und finster — und der Intendant kam, einen mit Rost überzogenen Schlüssel in der Hand. Der war gefunden worden, nichts weiter. Man hatte die Mauer so durchwühlt, daß ein darauf ruhendes Häuschen, in dem blutarme Leute wohnten, dem Einsturz nahe war. Aber die Heubnerin hatte geschworen, der Schatz müsse von seiner Stelle gerückt worden sein, wie das nach ihrem Zauberbuche zuweilen der Fall wäre. — Napoleon war verstimmt, einsilbig, zerstreut. Die übrigen gekrönten Häupter mochten diese üble Laune auf Rechnung der angreifenden Geschäfte setzen. Doch noch war ja nicht jede Hoffnung vorüber; de Vis-

mes ließ die Frau noch ein Mal rufen, und da sie hartnäckig auf ihrer letzten Aussage beharrte, so ging man in der darauf folgenden Nacht wiederum in ganz derselben Weise an's Werk. Dies Mal war es auf die entgegengesetzte Mauer, die gegen Mittag liegt, abgesehen. Aber was man auch that, wie eifrig man auch zerstören und wühlen mochte — nichts als Steine, Kalk und die sichersten Zeichen, daß hier Marders und Mäuseschaaren logirt hatten. Und er, der „Einzige", stand wieder am Fenster und sah mit fieberhafter Unruhe der Stunde entgegen, die den Intendanten zurückbringen würde. Als er dann endlich, endlich kam, ein Achselzucken hier, ein Fluch dort — das war Alles.

Und weiter? Das Sonntagskind, die Henkenerin, mußte ihren Scharfblick im Gefängniß büßen, doch erhielt sie im nächsten Jahre, nach den Siegen über die Oesterreicher bei Wien, ihre Freiheit wieder. Und zwei Mauern der Cyriaxburg waren größtentheils zerstört und mußten füglich wieder in Stand gesetzt werden. Aber auf kaiserliche Kosten? Wäre Napoleon dann nicht auf's Neue an diese hößliche Geschichte erinnert worden? — Was that der praktische de Vismes daher? Er ließ eine Kapelle, in der sich die Gräber einiger Kommandanten der Burg befanden, niederreißen und verkaufte Steine und Dachziegel an einen Maurermeister, der dafür die Ausbesserung der Breschen übernahm. — So erzählt der Chronist und bricht in ein Hohngelächter über den Weltbezwinger aus.

Literarisches.

Von dem schon wiederholt durch uns besprochenen Werke **Schleswig-Holstein, Kriegs- und Friedensbilder, herausgegeben vom Grafen A. Baudissin,** liegen der Redaktion die seither weiter erschienenen Lieferungen vor. Wir müssen gestehen, daß unser Interesse und unsere Freude an dem gediegenen Werke mit jedem Hefte zunimmt. So vielfach auch eben jetzt die deutschen Siege und Ehren vom vorigen Jahre in der Presse erzählt und mehr oder minder begeistert geschildert und besungen werden, so ist doch unter allen einschlägigen Werken diese neueste Schrift des Grafen Adalbert Baudissin diejenige, welche nach jeder Seite hin höchste Beachtung verdient. Der Inhalt derselben läßt kein wichtiges Moment jenes glorreichen Kampfes vermissen und orientirt überdieß den Leser auf's Genaueste nicht nur in den Verhältnissen, welche die Deutschen ins Feld riefen, sondern auch über den Kriegsschauplatz, den Charakter der Bevölkerung der Herzogthümer. Das Alles aber geschieht in jener gewandten und spannenden Darstellungsweise, welche den Namen des Verfassers schon längst den bedeutendsten Belletristen der Gegenwart zugesellte, und ziehen wir hiebei noch die wahrhaft künstlerische Ausstattung des Werkes mit gegen 200 Illustrationen in Betracht, so können wir nicht umhin, zu sagen, daß Verfasser und Verleger dem deutschen Volke hier das würdigste Denkmal ruhmreicher Waffenthaten errichtet haben. Das Prachtwerk sollte daher, zumal bei dem billigen Preise von nur 6 Sgr. oder 21 kr. rhein. pr. Lieferung, in keiner Bibliothek fehlen.

Mannigfaltiges.

(Rechtschreibung eines Schneiders.) Ein Meister der ehrbaren Schneiderzunft hat sich seine eigene Orthographie zugeschnitten, die als Muster dienen kann. Er schreibt: „Wadirung und Fanedur, 4 El Lister pr El 30, Futer für Armmel und Daschen, Knöpp und Kamehlkarn" u. s. w. — Er ist ein Feind der Sonntagsschule und setzt dem Bürgermeister und dem Schulrath, welche das Schulgesetz angewendet wissen wollen, den bockbeinigsten Widerspruch entgegen. „Mein' Junge," sagt er, „schick' ich nit in die Sundagsschul; die wisse genungk, und was se nit wisse, das lern ich se. Ich bin a nit in die Sundagsschul gegange und kann doch schreibe und e Rechnung mache so gut wie Ener.

(Woher kommt das Wort strike?) Das jetzt so oft vorkommende englische Wort strike (Arbeitseinstellung) ist ursprünglich Niederdeutsch: striken, streichen, herumstreichen, vagari. Schon im sechzehnten Jahrhundert gab es in Hamburg „strikende Wasserarbeiter", d. h. solche, welche die Arbeit wegen geringen Lohnes eingestellt hatten und herumstrichen.

Homonyme.

Furchtbar bin ich zu schau'n, wenn die Menschen thun,
was ich nenne;
Und doch lieblich dem Blick, schweift über mich er dahin.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 98. Dienstag, 15. August 1865.

Das Porträt eines Landschaftsmalers.

(Fortsetzung.)

„Ein fürchterliches Wetter!“ sprach Beck laut, als wollte er durch seine eigene Stimme sich denjenigen Trost einreden, den man empfindet, wenn man in solchem Unwetter als einsamer Wanderer in der Ferne menschliche Laute hört; und dabei fühlte er mit dem rechten Fuße nach dem Wagenschlag. Er hatte nicht geirrt; der Schlag stand offen und der Wind trieb in Strömen den niederfallenden Regen herein. Wieder ein Blitz und eisig überlief es den Reisenden, der auf dem Tritt des Wagens eine Frauengestalt zu bemerken glaubte. Unwillkürlich fuhr er mit der Hand nach der Stirne und den Augen, doch nein, er träumte nicht; zu deutlich sah ihn die Gestalt scharf, aber mit einem milden Auge an und schien empfindungslos gegen die Wucht des Sturmes und die Fluthen des Regens. Um ihren Mund spielte jener Zug von Mitleid, der nur den Frauen, und auch ihnen nur dann eigen ist, wenn durch ihre Seele, wie ein Hauch des Schöpfers, ein Gefühl von der Mitempfindung eines heiligen Schmerzes zieht, der ihnen erhaben und unantastbar ist und den sie in den tiefsten Falten ihres Herzens verbergen, um ihn hier, wie in einem Gottestempel, einzuschließen. Arthur saß anfangs regungslos, dann aber griff er hinaus, um mit kühner Hand sich Gewißheit über die plötzliche Erscheinung zu verschaffen; doch in demselben Augenblicke fühlte er seine Rechte erfaßt, in dem blauen Auge der räthselhaften Gestalt sah er Thränen glänzen: er sah sie ruhig ihren Fuß von dem Tritte setzen, er sah das Haar fesselos in schönen Wellen über ihre Schultern gleiten, er fühlte sich zurückgedrängt durch den sich schließenden Wagenschlag und — er konnte in der Dunkelheit nichts mehr erkennen.

Rechts und links schlug der Regen in den Wagen, allein Arthur fühlte nicht, daß seine Kleider bereits ganz durchnäßt waren; wie von einem Fieber befallen, das ihn bald eisig durchschauerte, bald glühend übergoß, saß er gedankenvoll in einer Ecke des Wagens und wurde erst aus seinen Träumen aufgeschreckt, als der Wagen über einen gepflasterten Weg rollte und dann still hielt.

Mit einem lakonischen „Arg' Wetter!“ öffnete der Kutscher den einen Schlag und kaum war Beck, das Ziel seiner Reise erkennend, herausgesprungen, so erschien in einem Fenster neben der Hausthüre das greise Haupt des alten Pförtners, der sich nach den Ankommenden erkundigte.

Alsbald öffnete sich dem Reisenden die Thüre und mit einem herzlichen „Willkommen!“ reichte ihm der Alte die Hand entgegen. „Schön, daß Sie da sind; der gnädige Herr erwartet Sie schon mehrere Tage,“ berichtete er sogleich und führte Arthur in sein Zimmer, das er mit einer Entschuldigung verließ, um erst das Reisegepäck in Empfang zu nehmen und dem Kutscher für die Nacht eine Herberge einzuräumen.

Arthur fiel erschöpft in einen Sessel und stützte sein lockiges Haupt in eine Hand. Die Müdigkeit hatte ihn vollends verlassen; aber nicht die Gedanken an die, die er hier zu finden hoffte, regten ihn auf, denn die Zerrissenheit seines ganzen Wesens, der stiere Blick und die Aengstlichkeit, mit der er bei jedem Geräusch sich umsah, waren nicht die Unruhe eines Liebenden, sondern ähnlich der eines Verfolgten, dessen Phantasie überall Späher und Diener der Gerechtigkeit sieht.

Eben schlug die Wanduhr im Zimmer Eins, als der Pförtner mit einer dampfenden Theekanne eintrat. „Sie müssen sich erst etwas erwärmen,“ begann er, indem er das Theebrett auf ein kleines Tischchen setzte und sich anschickte, dies dem Angekommenen vorzurücken, „denn Sie sind gewiß bei

der kühlen Regennacht —“ Hier hielt er inne. Sein Blick traf das bleiche Gesicht des Jünglings, in dem sich eine völlige Zerstörtheit ausdrückte. „Um Gotteswillen, Herr Beck, Sie sind doch nicht krank?“

Der Ton der Theilnahme und Vertraulichkeit, der in diesen Worten lag, wirkte belebend auf Arthur's Zustand. Freundlich nahm er des Alten Hand und sagte mit einem erzwungenen Lächeln: „Nein, aber es ist mir Etwas begegnet, das mir allen Schlaf raubt, lieber Ptaro, und wenn Ihr erlaubt, so nehme ich diese Nacht Quartier bei Euch und bleibe in diesem Sessel sitzen.“

„Behüte! Wenn ich das zugäbe, würde mich morgen der Herr Major schon ausschelten. Nein. Sie legen sich zu Bett, nach einer so weiten Reise und nach solcher Nacht geht nichts über die Bettruhe.“

„Aber wenn ich nun im Bette keine Ruhe finde? Ruhe finde ich diese Nacht nur da, wo ich die Athemzüge eines lebenden Wesens höre; laßt mich also hier.“

„Aber was in aller Welt ist denn dem jungen Herrn nur passirt?“ fragte Ptaro und schenkte dabei eine Tasse Thee ein.

„Darüber würdet Ihr lachen, wenn ich es Euch erzählte, allein so wahr ich bei Sinnen bin, was ich mit eigenen Augen sah, war kein Trugbild. O, dies milde himmlische Auge, das sie auf mir ruhen ließ!“

„Sie?“ fragte der Alte in langgehaltenem Tone und rückte sich zitternd einen Stuhl herbei, „Sie haben sie gesehen?“

„Wie Ihr so sonderbar fragt! Kennt Ihr sie etwa auch schon?“ —

„Sie sahen — —“ die Worte versagten dem Alten, aber das anhaltende ängstliche Zittern seiner Glieder zeigte, daß er mehr wußte, als er fragen konnte.

„Ptaro,“ begann Arthur wieder, „ist es Euch niemals begegnet, daß Eure Augen Etwas sahen, das Euch aller Verstand nicht entziffern konnte!“

„Jesus, Maria!“ rief der Gefragte, „Ihr habt — — nein, nein, Ihr könnt, Ihr dürft sie nicht gesehen haben!“

„Ich merke,“ sagte Arthur wieder, „ich sah nichts Fremdes, nichts Fremdes; drum erzählt mir, was Ihr von jener räthselhaften Erscheinung wißt, vielleicht bringt es mir meine Ruhe zurück.“

Der Alte stand auf und seine magere Rechte fuhr durch die wenigen Silberhaare, die ihm geblieben waren. Dann faltete er seine Hände und mit schmerzlicher Stimme begann er halblaut: „Gott, wem kann es denn nun gelten, Minna ist ja keine Tochter der Baronin!“

„Wie, das Fräulein ist keine Spneb?“ fragte Beck aufspringend und heftete erstaunt seinen starren Blick auf Ptaro, dessen Zustand jetzt nicht weniger erregt war, als der Arthur's.

Ohne jedoch auf die Frage zu antworten, bat Ptaro, Niemanden eine Silbe zu sagen, was Arthur begegnet sei. „O, es ist fürchterlich!“ rief er aus, „was soll es diesmal heißen, wo doch kein Opfer mehr da ist?“

„Ptaro,“ fiel Arthur ein, fast verwirrt durch die unverständliche Rede des Alten, „Ptaro, wie könnt Ihr von mir verlangen, eine Sache unberührt zu lassen, über die ich mir Licht verschaffen muß? Klärt mich auf und je nach Umständen werde ich zu schweigen wissen.“

„Sprachen Sie nicht von ihrem milden Auge?“ fragte jetzt Ptaro wieder und schien ruhiger zu werden.

„Sie hatte ein Auge,“ erwiederte der Gefragte, „wie es nur Engel haben können, und selbst die perlende Thräne, die darin glänzte, vermochte nicht, die Milde zu trüben.“

„Milde,“ flüsterte der Greis zufrieden vor sich hin, „das kann unser Glück sein, denn sie hatte sonst nur einen zürnenden Blick. Doch setzen Sie sich nieder, der Thee wird kalt; Sie sollen nun Alles erfahren, Alles; aber — Sie versprechen mir dann zu schweigen.“

Beide nahmen Platz, und während Arthur sich den Thee zurecht machte, sagte Ptaro:

„Um Ihnen Alles zu erzählen, muß ich von der Jugend unseres gnädigen Herrn anfangen. Sie wissen, seine Familie war sehr begütert, und so kam es, daß er, der einzige Sohn, als Lieutenant in einem Husarenregiment in Wien den großen Herrn spielen konnte. Dabei war er liebenswürdig und schön und manche Dame in der Kaiserstadt mochte ihre Augen auf ihn gerichtet haben, denn so oft er hierher kam, erzählte er mir ein Dutzend schöner Abenteuer. Es mögen jetzt wohl 20 Jahre sein, als er eines Tages unerwartet kam und gleich mit seinem Vater eine heftige Unterredung hatte, aus der ich nichts verstehen konnte als: Ich gebe dazu nie meine Einwilligung und wenn der Herr Sohn sich etwa unsuber betragen hat, so mag er sehen, wie er mit der Geliebten fertig wird, welche Worte der alte verstorbene Baron erhitzt ausrief und dabei das Fenster öffnete. Ich vergesse nie jenen Tag; der junge Herr kam, ohne Abschied genommen zu haben, mit geröthetem Gesicht herunter, warf sich in seinen Wagen und fuhr fort nach Prag. Kaum war ein halbes Jahr vergangen, so wurde der gnädige Herr Rittmeister und große Anstalten im Schlosse deuteten auf etwas Außerordentliches. So war es

auch; der junge Herr sollte Hochzeit halten; sein Vater reiste nach Wien und noch im Herbst bezog das junge Paar das Schloß. Trotz der Liebe, mit der die Gnädige an dem jungen Herrn hing, hatte sich dieser jedoch sehr verändert und war überaus ernst geworden; das Militärleben gefiel ihm bald nicht mehr und als Major bekam er noch in demselben Jahre seinen Abschied. Kurz darauf ging in der Nachbarschaft das Gerücht, der junge Herr v. Syneb sei so ernst und leidend wegen einer alten Liebe, denn sein Vater, allerdings ein harter unbeugsamer Mann, habe ihn zu seiner Ehe gezwungen, weil es ein Lieblingsplan von ihm gewesen sei, die Familien v. Syneb und v. Hatzdorf zu verbinden."

(Fortsetzung folgt.)

Großmama's Erinnerungen.

Es war Weihnachtsabend! Hell und lustig brannten die Lichter auf dem Tannenbaum, der nach gewohnter Weise mit süßen Gaben geschmückt und von einer jubelnden Kinderschaar umgeben war. Eltern und Großeltern ergötzten sich an der Freude der Kleinen und erinnerten sich wohl auch der Zeit, wo sie selbst mit staunendem Entzücken zum Weihnachtsbaum aufgeschaut und in der Ueberfülle ihres Glückes geglaubt hatten, daß der heilige Christ wirklich zur Erde herabsteige, um die liebsten Wünsche der Menschen zu erfüllen.

Bald wurde aber der Lärm so arg, daß man sich zurückzog und im Zimmer der Großmama einen traulichen Kreis bildete. Die dampfende Punschbowle stand auf dem Tisch, und während draußen der Sturm tobte und dicht die Schneeflocken an die Fenster trieb, rückte man einander unwillkürlich näher und die freundliche Großmutter, die mit glücklichem Lächeln ihren treuen Lebensgefährten anblickte, fragte: „Wilhelm, weißt Du wohl, heut' vor 40 Jahren?"

Ein herzlicher Kuß war die einzige Antwort dafür, aber Jeder wollte nun wissen, was die gute alte Zeit für Geheimnisse berge, und Großmama, immer bereit, Andern Freude zu machen, versicherte, daß sie keine schönere Feier dieses Tages kenne, als ein Stück ihrer Lebensgeschichte zu erzählen und Freud' und Leid der Vergangenheit noch ein Mal zu durchleben.

„Meine Kindheit war keine so frohe, wie die der lieben Kleinen da drinnen," begann sie mit einem Seufzer, „denn schon mit 5 Jahren verlor ich beide Eltern und kam in das Haus eines entfernten Verwandten, der selbst kinderlos mich zu sich nahm und mir so gern die Heimath ersetzt hätte. Auch seine Frau hatte gewiß den besten Willen dazu, aber eine maßlose Heftigkeit, die sich von Jahr zu Jahr steigerte und der auch nicht mit Ernst entgegen getreten werden durfte, da sie Folge einer Gemüthskrankheit war, machte das Leben ihrer Umgebung unerträglich. Niemand, der die liebenswürdige und scheinbar so engelsanfte Frau in Gesellschaft sah, konnte ahnen, daß diese ruhigen Gesichtszüge fürchterlich entstellt wurden und diese milde, wohltönende Stimme oft die schrecklichsten Verwünschungen ausstieß. Freilich folgten diesen Wuthausbrüchen auch Stunden der bittersten Reue, aber diese war doch nicht im Stande, Wiederholungen solcher Art zu verhindern. Als Kind zitterte ich vor der bloßen Möglichkeit, ihren Zorn auf mich zu laden — als erwachsenes Mädchen, wo meine Hilfe bei Besorgung des Hauswesens in Anspruch genommen wurde, geschah dies aber so häufig und bei so geringen Veranlassungen, daß ich oft in Verzweiflung war und Gott unter Thränen um meinen Tod bat. Merkte dann der Onkel, daß wieder ein „Sturm" ausgebrochen war, so suchte er durch verdoppelte Güte mich aufzuheitern und war, wenn dies nicht gelang, selbst so unglücklich, daß ich zuletzt Alles aufbot, um meinen Kummer vor ihm zu verbergen. Ein Mal sollte das Weihnachtsfest sehr glänzend gefeiert werden, und ich stellte eben im Salon die Tische zur Einbescheerung zurecht, als Tante Clara heftig aufgeregt hereinkam und erzählte, daß sie eben großen Aerger mit der Köchin gehabt. In solchen Momenten fehlte dann nur der kleinste Vorwand, um sie auf's Neue zu reizen, und ich zitterte bei dem Gedanken, daß die geladenen Gäste vielleicht gerade zu solchem Auftritt kommen könnten. Da fiel ihr Blick auf einen umgeworfenen Spucknapf, dessen Sand bis über die Teppichdecke gespritzt war, und ohne ein einziges Wort zu verlieren, schlug sie mich so heftig ins Gesicht, daß sofort ein Blutstrahl über mein Kleid herabstürzte.

Außer mir über diese schmachvolle Behandlung, wagte ich dennoch kein Wort zu sagen, sondern wollte in mein Zimmer gehen, um mich umzukleiden, als ich die unschuldige Ursache der mir zur Last gelegten Ungeschicklichkeit erblickte. — Es war der kleine Hund des Dr. Randow, der, als intimer Freund des Onkels, ihn häufig besuchte und dann stets seinen Pollux mitbrachte. Nun hatte die Tante die Thür offen gelassen, und der Hund, der unbemerkt hereingekommen war und mit dem Napfe gespielt hatte, drückte sich jetzt zitternd wie ein armer Sünder in eine Ecke. Auf einen Wink von mir begleitete er mich hinaus, aber wie ein Blitz durch-

zuckte mich der Gedanke, daß sein Herr gewiß auch Zeuge der mir zugefügten Demüthigung gewesen.

Warum mir gerade dies so schrecklich war; darüber konnte ich keine Rechenschaft geben, aber so viel ist gewiß, daß ich schluchzend in meiner Stube ankam und händeringend ausrief: „O hätte es jeder, jeder Andere gesehen, nur er nicht!“ Empört über sein ungartes Benehmen vergaß ich ganz, daß der arme Doktor doch nur ein zufälliger Zuschauer gewesen, und beschloß, alle meine Kräfte aufzubieten, damit er nicht merke, wie trostlos ich sei und mir wohl gar sein Mitleid zu Theil würde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Ursprung des Dominospiels.) Von einem so allgemein beliebten Spiele, wie das Domino ist, dürfte es manchem unserer geschätzten Leser nicht unwillkommen sein, die Entstehungsgeschichte kennen zu lernen. Die Erfindung dieses Spiels soll in das sechste Jahrhundert fallen. Zwei Bettelmönche von dem berühmten Kloster des Monte Cassino waren um irgend einer kleinen Sünde willen zusammen in eine Zelle gesperrt worden, und da sie sich langweilten, erfanden sie ein Spiel, zu welchem sie weiße Steinchen, wahrscheinlich Kreide, nahmen, sie viereckig schnitten und mit schwarzen Punkten bezeichneten. Sie setzten sie dann so zusammen, daß Reihen nach einer bestimmten Berechnung entstanden, welche ihren Geist munter erhielt. Da der Abt sie aber aus der Nähe überwachte, hatten sie verabredet, sowie sie Geräusch im Corridor vor ihrer Zelle hörten, den ersten Vers des ersten Vesper-Psalmes laut herzubeten: Dixit Dominus Domino .... Weiter konnten sie aber den Vers nicht auswendig und blieben daher stets beim Domino stecken. Und weil sich dies Wort nun immer wiederholte, nannten sie ihren neuen Zeitvertreib das Dominospiel. Als später ihre Strafzeit beendet war, fingen die Bettelmönche ihre Exkursionen wieder an und lehrten dabei den Italienern dies Spiel, verkauften ihnen auch die weißen, viereckig geschnittenen und mit schwarzen Punkten versehenen Steinchen, zeigten ihnen die verschiedenen Combinationen, und bald war dieses Spiel, das der Trägheit dieses Volkes von Lazzaroni zusagte, überall unter dem Namen bekannt, den ihm die beiden Mönche gegeben. Man machte später die sogenannten Steinchen aus Holz, Metall, Knochen, Elfenbein ꝛc., das Spiel vervollkommnete sich. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber verbreitete es sich und zwar zuerst in Frankreich, wo es zu dem abenteuerlichen, zum Spiel geneigten Charakter des Volkes gut paßte. Die ernsteren Deutschen spielen es nicht so viel, und die Engländer mit ihrem Realismus noch weniger. In Frankreich haben alle Kaffeehäuser bis zur ärmsten Dorfschenke dies Spiel aufgenommen, mit alleiniger Ausnahme des vornehmen Café Tortoni und einiger ihm gleichstehenden in Paris. Am stärksten wird es, so wie das Schach im Café de la Regence gespielt, und Paris, Rouen und Poitiers sind die drei Städte, welche sich rühmen, die feinsten Spieler zu haben. Aber in dieser industriösen Zeit bleibt dem Menschen kaum noch einer seiner Vorzüge unbestritten: Viele unserer Leser haben gewiß schon den berühmten Hund gesehen, der mit seinem Herrn Domino spielt! Früher reiste dieses Wunderthier mit seinem Meister umher; aber Berlin besitzt solch ein merkwürdiges Exemplar eigen, und Jeder kann die Geschicklichkeit desselben täglich bewundern.

Eines Tages, es war kurz nach Publizirung des deutsch-österreichischen Postvereins, erhält ein Forstpraktikant von seinem Vater einen Brief mit 22 Gulden Monatsgeld. Die aufgeklebten Briefmarken waren um einen Groschen zu niedrig gegriffen und das Postamt, um den gesetzlichen Zuschlag zu motiviren, setzt auf den Brief die Worte: „Langt nicht!“ Tags darauf läuft beim Postamt folgendes Schreiben ein: „Königliches Postamt! Muß ich ein- für allemal bitten, sich nicht in meine Privatsachen mischen zu wollen. Denn was geht es dasselbe an, daß bei mir 22 Gulden nicht langen? Das Postamt zahlt mir meine Schulden ja doch nicht und deßhalb muß ich mir jede unnöthige Bemerkung verbitten! Forstpraktikant S.“

(Amerikanische Berufsarten.) Bei der Volkszählung im Staate Massachusetts figuriren unter der Rubrik: Stand oder Gewerbe folgende sehr kuriose Bezeichnungen: Allerweltsknechte 5, Geigkäse 2, Philanthropen 2, praktische Christen 1, Dichter 1, Wilde aus Borneo 2, Handwerker a. D. 1, Bummler und Skandalmacher 8.

Auflösung der Homonyme in Nr. 97:

Nasen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 99. Freitag, 18. August **1865.**

Das Porträt eines Landschaftsmalers.

(Fortsetzung.)

„Hörte man denn nie etwas Genaueres darüber?“ unterbrach hier Arthur den Erzähler.

„Vielleicht bin ich der Einzige, der davon weiß,“ fuhr Ptaro fort. „Hören Sie weiter. Nach Verlauf von 4 Jahren brachte einst der Bote Briefe und Zeitungen, als der gnädige Herr gerade an dem Tische hier unter meinem Fenster saß. Ich sah, wie er die einzelnen Briefe durch seine Finger gleiten ließ und hastig einen erbrach. Beim Lesen rollten ihm die Thränen über die Wangen, dann legte er den Brief hin und ging nach dem Park zu. Bei einem alten Diener, der vollen Antheil an allen Familienangelegenheiten nimmt, ist Manches nicht mehr Neugier, was die Welt Neugier nennt, und so ging ich denn hinaus, um in den Brief zu sehen, sicher jedoch nur in der Meinung, daß man einen Trauerfall in der Familie gemeldet habe. Ja, ein Trauerfall war es, aber —,“ der alte Diener wischte sich hier eine Thräne aus den Augen und flüsterte leise vor sich hin: „der arme gute Herr!“

Beck, gespannt durch dies Intermezzo, konnte den Alten nicht gewähren lassen und bat ihn dringend, weiter zu erzählen.

„Ja, ein Trauerfall, aber eigener Art. Eine Dame, dieselbe,“ bemerkte Ptaro mit weicher Stimme, „der jene Worte des alten seligen Herrn galten, — eine Dame, die sich Sophie v. G. unterzeichnet hatte, — schrieb dem Major, daß sie der Gram endlich aufzehre und sie fühle, wie sie nur noch wenige Stunden zu leben habe. Diese wolle sie benutzen, dem gnädigen Herrn mitzutheilen, daß sie ihm verzeihe, da ja sein Herz nie ihr Unglück gewollt habe; ihr einziger Schmerz sei, daß eine andere Frau sich seines Besitzes erfreue, und dieser Schmerz verhindere sie, den Groll zu beseitigen, den sie gegen den Zerstörer ihres Glückes in der Brust trage. Die letzten Worte des Briefes lauteten ungefähr: Die kleine Minna, welche weinend in mir eine sterbende Schwester sieht, bricht mir vollends das Herz. Lebe wohl, die Kräfte versagen mir!“ —

Arthur saß regungslos in seinem Sessel. Die Cigarre, welche er sich angezündet hatte, war ihm entfallen, seine Lippen öffneten sich, um an den Erzähler eine Frage zu thun, aber er fürchtete, durch weitere Erkundigung nach jener Minna schonungslos ein Geheimniß zu lüften, das einem von ihm verehrten Manne angehörte, und hielt deßhalb diese Frage zurück.

Ptaro mußte Arthur's Auge verstanden haben und fuhr fort: „Ich weiß, was Sie zu fragen scheuen, Herr Beck, doch Geduld, ich werde Ihnen, so weit es zu wissen nöthig ist, nichts verschweigen. Kaum hatte ich jenen inhaltschweren Brief gelesen, so erschien die Baronin in der Thüre und kam auf den Tisch zu. Ein peinliches Gefühl durchzog mein Inneres, die Beine zitterten, das Blut färbte mir Alles bunt vor den Augen, denn der Brief könne nicht absichtlich liegen geblieben sein, fuhr mir wie ein Blitz durch die Sinne, und schnell, bevor die Gnädige mich erreichte, war er in meiner Tasche verschwunden, und ich eilte mit meinem Raube in den Park, um mich bei dem Herrn gleich anzuklagen. Ich fand ihn in einer Nische der obersten Terrasse sitzen, trübe und in Gedanken versunken. Meine Ankunft schreckte ihn zusammen, dann hörte er mich jedoch ruhig an und dankte in den herzlichsten Worten, indem er den Brief zu sich steckte. Deine Vorsicht, sprach er, erspart meiner Frau trübe Stunden; behalte den Inhalt für Dich, zu gelegener Zeit sollst Du mehr wissen. Der arme Herr! — gar bald schon fand er Gelegenheit, mich mehr wissen zu lassen. Die gnädige Frau genas kurz darauf des zweiten Kindes, eines Töchterchens, und wurde sehr krank. Acht Tage mochte sie gelegen haben,

als Nachts gegen 1 Uhr meine Thüre heftig aufgerissen wurde und ich an der Stimme des Eintretenden den gnädigen Herrn erkannte. Ptaro, Ptaro, rief er, ich habe sie gesehen; Gott, was wird aus mir werden! — Schnell war ich bei der Hand. Wen haben Sie gesehen? fragte ich. — Sie, sie, entgegnete er, die Schreiberin jenes Briefes, und dabei zog er jenen Brief aus der Tasche, den ich fast vergessen hatte. — Mehrere Tage später lag die gnädige Frau im Sarge und neben ihr das neugeborene Töchterchen. O, es war für mich ein herzzerreißender Anblick, den Vater, auf dem Arme den kleinen Sohn, weinend neben dem Sarge stehen zu sehen, während der alte Baron mit seinem stets gleichmäßigen finsteren Gesicht daneben stand und nicht ahnte, welchen Kampf sein Sohn im Herzen auszukämpfen hatte. — Kaum war," begann Ptaro nach einer Pause wieder, „die Beerdigung vorüber, so wurde ich hinauf zum Herrn gerufen. Du weißt, sagte er, von dem Inhalt jenes Briefes und die Schonung, mit der Du ihn vor meiner seligen Frau verbargst, verdient wohl, daß ich Dich nicht ganz in Ungewißheit lasse über das Schicksal Deines unglücklichen Herrn. Und nun erzählte er mir den Grund jenes heftigen Auftritts mit dem Vater, den er kurz vor seiner Verheirathung hatte. Sie erlassen mir dies, Herr Beck, denn es gehört nicht zu meiner Erzählung, und —"

„Wie lange ist es, daß Frau v. Syneb starb?" unterbrach Arthur den Alten.

„Sechzehn Jahre werden es diesen Herbst," antwortete Ptaro.

„Lieber Alter," begann Jener darauf, „aber wie könnt Ihr da so eigenthümlich sein? Wo' liegt denn im Mindesten hier ein Zusammenhang mit dem, was ich auf einer böhmischen Landstraße sah, und dem Phantasiegebilde des Majors?"

„Wollte Gott, es wäre nur Phantasie!" erwiederte Ptaro, „und der Zusammenhang? nun, den sollen Sie gleich hören. Zwei Jahre nach dem Tode der Gnädigen fuhr ein Kutscher mehrere Offiziere nach Prag, die hier bei dem Major zu Besuch gewesen waren. Bei seiner Rückkehr lief er eilig hinauf auf dessen Zimmer und erzählte, wie am Abend der Abfahrt, kaum tausend Schritte von hier, während des Fahrens eine Dame vor den Pferden gestanden habe, daß diese in der Dunkelheit gescheut und zur Seite gesprungen wären. Ich trat eben zur rechten Zeit ein, um den Herrn zu unterstützen, der sich bemühte, dem Kutscher den Glauben an solche Erscheinungen auszureden. Bei der Beschreibung der Dame mochte es ihm wohl mit diesem Ausreden auch so ernst nicht sein, und ruhig ließ er es zu, daß ich ihm ins Wort fiel und den Kutscher hinausbeschied. Ptaro, sagte er dann, der Fügung des Himmels kann man zwar nicht aus dem Wege gehen, aber ich muß doch fort von hier; ich werde auf einige Wochen mit dem kleinen Konstanz nach Wien reisen; sorge, daß morgen zur Reise Alles fertig ist. — Der Major reiste den andern Morgen mit seinem Söhnchen ab, aber schon am Tage der Abreise erkrankte der alte Herr und begehrte in der Nacht, daß ein Bote eilig nach Melnick reiten und den Arzt holen sollte. Nach zwei Stunden indessen kam der Bote mit aufgefallenem und blutendem Gesicht allein zurück; das Pferd, welches gescheut und den Bedienten abgeworfen hatte, wurde am Morgen von Bauern in der Umgegend aufgefangen. Sie können sich wohl denken, was ihm begegnet war? Doch wenn er auch Melnick erreicht haben würde, so wäre dennoch die ärztliche Hilfe zu spät gekommen, da schon vor der Wiederankunft des Bedienten ein Schlagfluß dem Leben des alten Herrn ein Ende gemacht hatte. Natürlich berichtete ich die Trauerbotschaft alsbald nach Wien. Doch weder eine Nachricht, noch der Herr selbst kam. Endlich, nach vierzehn Tagen, während welchen die Beerdigung längst hätte vorgenommen werden müssen, schrieb der gnädige Herr von Pesth aus und theilte uns mit, daß Konstanz in Wien bleiben solle, er selbst jedoch in Kürze kommen und eine sechsjährige Anverwandte mitbringen werde, die er adoptirt habe. Seine Ankunft verzögerte sich indessen bis zum Frühjahr, wo wir eines Tages von ihm und der kleinen Minna überrascht wurden. Frühjahr und Sommer flogen uns schnell dahin; die Kleine rief bei dem gnädigen Herrn ganz die Heiterkeit zurück, und an der Liebe, mit der er sie behandelte, sah ich wohl, daß an der Kleinen seine Seele einen besonderen Schatz hatte. Leider sollten ihm die trauten schönen Tage schon bald wieder verbittert werden. An einem milden Frühlingsabend des folgenden Jahres nämlich saß der Major ungewöhnlich spät drüben unter den Tannen und hatte die Kleine auf seinem Schooße, als er mich rief, um sie zu ihrer Gouvernante zu bringen. Auf dem gegenüberliegenden Wiesenplane traten eben einige Rehe aus dem Gebüsche und Minna wurde noch darauf aufmerksam gemacht. Statt jedoch der Richtung zu folgen, fiel sie, seitwärts nach einem Bosquet deutend, dem Herrn in das Wort und sagte: O sieh' nur, Papa, die schöne Frau dort! Beide sahen wir nach der bezeichneten Stelle und hierauf stumm uns selbst an; dann drückte er jedoch das Kind krampfhaft an seine Lippen und sagte schluchzend: Du kleiner Engel, könntest Du doch für Deinen unschuldigen Vater bitten!"

Der Alte, dem offenbar das Geschick seines Herrn sehr nahe ging, brach jetzt die ganze Erzählung mit dem kurzen Schlusse ab: „Was die nächste Zeit brachte, Herr Beck, errathen Sie wohl, und überheben mich des Unangenehmen, einen Schmerz zu berühren, der den guten Herrn damals auf ein langes Krankenlager warf; genug, daß er, wie Sie wissen, seinen Sohn Konstanz auch nicht mehr hat, daß seine einzige Freude noch das gnädige Fräulein ist, — mag sie ihm der Himmel erhalten!“

Hiermit reichte Ptaro seine Rechte dem jungen Manne entgegen und fragte ihn: „Können Sie nun schweigen?“

„Ich schweige!“ war die kurze Antwort des Gefragten, der seinen Sessel jetzt in eine Ecke des Zimmers rückte und seine Gedanken zu ordnen suchte, während Ptaro in das anstoßende Kabinet ging, um sich wieder zu Bett zu legen und den Morgen heranzuwachen, denn zum Schlafen ließ auch ihn die aufgeregte Stimmung nicht kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Großmama's Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Eifrig badete ich die Augen mit kaltem Wasser und hauchte dann ins Taschentuch, um jede Thränenspur zu vertilgen. Es gelang auch prächtig, denn ach! für Uebung darin hatte die Tante ja längst gesorgt, und was ich heute aus Stolz und Trotz that, suchte ich sonst aus Liebe für meinen Onkel zu thun.

So kam ich ins Gesellschaftszimmer und fand Alle lustig plaudernd versammelt, bis auf Dr. Randow, der, wie ich später erfuhr, sich mit Geschäften entschuldigt hatte, im Laufe des Abends aber dennoch erschien. Er war stiller als sonst, und weder ein bedauerndes noch irgend darauf bezügliches Wort zeigte, daß meine Furcht gegründet war. Nur zuletzt bei der allgemeinen Eindeckerung sah ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

Onkel legte nämlich für Pollux eine Wurst hin und umgab sie mit einem brennenden Lichterkranz. Natürlich war dies ein höchst komischer Anblick, denn das arme Thier sprang, von dem verführerischen Dufte angelockt, lustig herbei und schien die unbarmherzigen Lichter bei Seite schieben zu wollen — dann aber lief er bittend im Kreise herum, indem er seine Tantalusqualen durch die possierlichsten Sprünge an den Tag legte. Schon griff ich nach einem Lichte, um es bei Seite zu ziehen, da traf mich ein eigenthümlicher Blick des Doktors und ich hörte die leise geflüsterten Worte: „Nein, nein, Fräulein Melanie, er verdient diese Strafe.“

Wie gelähmt sank meine Hand herab, und ich sah wie in einem Zauberspiegel das ganze Bild, welches einige Stunden früher dieselbe Stelle dem Lauscher gezeigt hatte.

O es war schrecklich! Gestraft und behandelt wie ein Kind, hatte ich durch mein indolentes Benehmen dabei gezeigt, daß ich wirklich in geistiger Beziehung ein solches sei, und der scharfsinnige Beobachter an der Thür konnte leicht den Schluß ziehen, daß dies öfter geschehe und alles Ehrgefühl einer stumpfen Gleichgiltigkeit Platz gemacht habe. Kaum gewann ich so viel Selbstbeherrschung, um dem Rufe der Tante zu folgen, die mich zu einem reich belegten Tische führte, auf dem unter wirklich kostbaren Geschenken auch eine Menge jener eleganten Kleinigkeiten lagen, die, so unnütz sie auch immer sein mögen, dennoch nur ungern vermißt werden. Ein reizendes Nähkästchen von Ebenholz erregte durch seine kunstvoll eingelegte Arbeit die allgemeine Bewunderung, und ich erfuhr zu meinem Erstaunen, daß Dr. Randow der Geber desselben sei. Als ich ihm dafür dankte, gab er mir einen kleinen Schlüssel dazu und bat, ihn bald zu benutzen.

Was sollte dies bedeuten? Fragen konnte und wollte ich nicht, aber während der wenigen Minuten, die dem Aufbruch der Gäste vorangingen, stand mein Herz fast still, und der geheimnißvolle Schlüssel bebte in meiner krampfhaft geschlossenen Hand.

Kaum hatte ich meine Stube erreicht, so untersuchte ich auch schon den Inhalt des Kästchens und fand einen Brief, der gleich einem Talisman in mein Leben griff und Herzeleid in Freude und Glück verwandelte.

Mit wenig Worten, aber ruhig, ernst und gut, wie er selber, bot mir der Doktor seine Hand an, indem er sagte, daß sein Haus ihm öde und traurig erscheine, und daß er sich sehne, bei seiner Heimkehr ein liebes Gesicht zu sehen, das ihn nach den Mühen des Tages freundlich empfange und erquicke. Dann ging er weiter und versicherte, wie reich und schön sein Leben sein würde, wenn er das Recht besäße, für mein Glück und meine Zufriedenheit zu sorgen, und wie der Gedanke, er könne im Stande sein, die Stürme des Lebens wenigstens theilweise von mir abzuwenden, ihm ein so unendlich wohlthuender sei.

Was ich in der Nacht, die dem Lesen dieses Briefes folgte, gethan, gedacht und gefühlt habe, vermag ich nicht zu beschreiben — gewiß ist, daß ich vor der Größe meines Glücks zitterte. Meine schlum-

meraden Gefühle für Dr. Randow wären vielleicht nie aus ihren friedlichen Grenzen getreten, wenn das Geständniß seiner Gegenliebe den heimlich glühenden Funken nicht zur hellen Flamme angefacht hätte. Erst später fiel es mir ein, darüber nachzudenken, warum ich die Abende in seiner Gesellschaft so unendlich schön fand und warum Alles, was er sprach oder vorlas, noch Tage lang in meinem Herzen wiederklang. Auch durchging ich häufig meinen ganzen Bekanntenkreis, wenn die Tante davon sprach, daß der Doktor Diese oder Jene zur Frau wählen könnte, aber nie fand ich Eine, die mir seiner nur annähernd werth erschien. Und nun sollte ich, die in jeder Beziehung unter ihm stehende Waise, diesen Platz einnehmen, der mir der beneidenswertheste der Erde war. — Kaum dämmerte der Morgen, als ich den Segen meiner Pflegeeltern erbat. Auch Onkel, der liebe gute Onkel, weinte Thränen der Freude, daß er sein Kind in so treue Hände übergeben konnte, und es vereinigte sich Alles, um mich namenlos glücklich zu machen. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In New-York laborirt ein gewisser Solomon Andrews an einer Flugmaschine, welche vollkommener sein soll, als alle bisher erfundenen. Er verlangt nur 12,000 Doll. zur Herstellung der Maschine. Eine wissenschaftliche Kommission, bestehend aus dem Superintendenten der Küstenvermessung, A. D. Bache, dem Sekretär des Smithson'schen Instituts, Jos. Henry, und dem Major vom Geniekorps, J. C. Woodruff, hat mehreren Versuchen beigewohnt, die mit dem Modell der Maschine gemacht wurden, und hat dem Kongresse eine Geldverwilligung empfohlen, damit Versuche gemacht werden können, um das Projekt gründlich zu prüfen, dessen Gelingen sie für ziemlich wahrscheinlich hält. Das Modell besteht aus drei hohlen Cylindern von India Rubber, die mit Wasserstoffgas gefüllt werden; diese Cylinder laufen an beiden Enden in eine Halbkugel aus. Die Cylinder sind von verschiedener Länge, aber ziemlich gleichem Durchmesser und in Form eines Flosses mit einander verbunden; der mittlere ist mit einem Papiersegel versehen, das als Steuerruder dient. Unter dem Floß hängt der Tragkorb oder das Fahrzeug so, daß der Mittelpunkt der Schwere von der Mitte nach beiden Enden hin gewechselt werden kann, so daß die Cylinder entweder horizontal oder mit dem vorderen Ende aufwärts oder abwärts gerichtet in der Luft schwimmen. Die Steigkraft des Ballons ist eine senkrechte und eine wagrechte; die letztere treibt den Ballon gegen eine Luftströmung horizontal vorwärts, während die erstere ihn wie bei den gewöhnlichen Montgolfieren aufwärts treibt. In ziemlich ruhiger Atmosphäre könnte solch ein Luftschiff vielleicht nach beliebigen Richtungen gelenkt werden.

(Räuber-Kapitulation.) Von der Militärgrenze und zwar „von der Lika" schreibt man der „Agramer Zeitung" Folgendes: Unser Gebirgsland, zwischen dem waldreichen Türkisch-Bosnien und dem gebirgigen Dalmatien gelegen, war in der letzteren Zeit von Räubern außerordentlich überschwemmt. Unser neuer Regiments-Kommandant Oberst Edler v. Simic, kaum im Regiment angekommen, faßte die geniale Idee, die Räuber zu einer Zusammenkunft aufzufordern, und am 30. Mai geschah es, daß, als er auf der Reise sich befand, in der Gegend von Cerovac vierzehn Räuber, in prachtvollen Anzügen, nach Art der Sereschaner gekleidet und bewaffnet, unter Anführung des weitbekannten und seit 16 Jahren flüchtigen Räuberhäuptlings Lazo Skundric vor seinem Wagen in militärischer Ordnung aufmarschirten und nachdem sie ihn mit besonderer Ehrfurcht begrüßt, um Gnade baten. Acht ergaben sich darauf auf Gnade und Ungnade; die Uebrigen zogen sich zurück, versprachen aber vollste Besserung.

Ein Hauptmann zankte mit einem Soldaten wegen seines unreinen Hemdes und forderte ihn auf, solches mit einem andern zu wechseln. — Dieser entschuldigte sich, daß er nur ein Dutzend vorräthig habe, jedoch von der Nothwendigkeit verurtheilt wäre, sie alle gleichzeitig tragen zu müssen. „Wie so?" fragte der Hauptmann. „Ich habe eigentlich nur das eine Hemd, dies ist jedoch mit den elf andern geflickt."

Das originellste in Deutschland erscheinende Witzblatt kommt in Laibach unter dem Titel: „Waffenschmiedshammer, ein Blatt für Vorübergehende" heraus. Es erscheint nämlich im Auslagekasten des Herausgebers und Redakteurs, des Messerschmiedes Hoffmann, natürlich nur geschrieben und „so oft demselben ein guter Witz einfällt und er Zeit hat, ihn niederzuschreiben".

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 100. Sonntag, 20. August 1865.

Das Porträt eines Landschaftsmalers.

(Fortsetzung.)

III.

Arthur, der sowohl über die Geschichte des weißen Saales in Berlin, als auch über die so viel besprochene Erscheinung auf dem Throne Katharina's von Rußland oft genug gescherzt und gelacht hatte, saß am Morgen bei aufgehender Sonne noch wachend in seinem Sessel und gedachte fort und fort jeder Einzelheit der Erzählung, mit der Ptaro ihn aufgeregt hatte. Allein die ersten Strahlen, welche die Regentin des Tages durch die großen Fenster in die Stube warf, verscheuchten das Düstere seiner Blicke mit einer Allgewalt, als wolle sie mit ihrem Erscheinen selbst hinter der Stirne des Menschen Alles aufgehoben wissen, was nur irgendwie an das Dunkel erinnere.

Arthur erhob sich jetzt und sah hinaus. Der Himmel war völlig frei von Wolken geworden und er ging deßhalb ins Freie, um an dem Reize des jungen Tages und den tausendstimmigen Trillern und Sängen der ewig heiteren Sänger des Lenzes seiner Seele eine andere Stimmung zu geben.

Unter einer Anlage hochaufstrebender Tannen hatte er die ganze Breite des in romanischem Style aufgeführten alten Schlosses vor sich; rechts ein Park, dessen Landen und schattige Baumpflanzungen die mannigfaltigste Abwechslung boten und in dem die überall geschlängelten Wege unter der Mode ermüdender Gradlinigkeit noch nichts von ihrer Schönheit eingebüßt hatten, — während der linke Flügel des Schlosses an eine bewaldete Anhöhe grenzte, die von dem Eigenthümer mit den herrlichsten Anlagen versehen war.

Major v. Syneb gehörte zu denjenigen Naturen, die im Sommer so ziemlich mit der Sonne erwachen, dagegen aber schon früh des Abends die Ruhe aufsuchen und ärgerlich und einsilbig werden, wenn sie gegen ihren Willen die Stunde des Schlafengehens versäumen müssen. So kam es denn, daß er auch heute zeitig zu seiner gewöhnlichen Morgenpromenade erschien. Er war ein Mann von etwa 50 Jahren, groß und von einnehmendem Aeußern. Das dichte Kopfhaar schien frühe weiß werden zu wollen, doch war der sorgfältig gepflegte Schnurrbart noch schwarz wie das Auge, das Jedermann freundlich ansah und von dem Seelenschmerz, den der Major nach Ptaro's Berichten durchgekämpft hatte, kaum noch eine Spur zeigte.

Eben trat er mit seinem militärischen Schritte aus der Hausthüre und sah sich, sichtbar erstaunt, diese schon offen zu finden, nach rechts und links um, als er drüben unter den Tannen den jungen Maler bemerkte, der bereits auf ihn zukam.

„Ei willkommen, willkommen!“ rief der Major dem Angekommenen erfreut entgegen; „aber alle Wetter, wo kommen Sie so früh her?“

Arthur, der unmöglich die Wahrheit gestehen konnte, half sich schnell mit der Ausrede, daß er durch die Hitze des gestrigen Tages, und da die Künstlernatur sich ohnehin nicht dagegen sträube, zu so manchem Glas Wein verleitet sei, daß er vor Aufregung auf den Schlaf verzichten und mit Anbruch des Morgens das Freie habe aufsuchen müssen.

„Hat mir früher ebenso ergangen,“ erwiederte der Major mit freundlichem Lächeln; „doch entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich muß nun wohl dafür sorgen, daß wir heute den Kaffee etwas früher haben;“ — und bevor es Arthur noch verhindern konnte, war er schon auf dem Wege nach dem Hause.

Mit dem Erscheinen des Majors war Arthur aus seinen quälenden Gedanken gerissen und lebhaft erwachten die alten Gefühle, die er einst mit aus Syneb's Hause nahm. Er spähte hinauf nach allen Fenstern, aber wohl flackerten und spiegelten die

Sonnenstrahlen in den Scheiben, doch eine lebende Gestalt bewegte sich in keinem der Zimmer, und mit dem Bescheide, daß es noch zu früh sei, tröstete er sein lautpochendes Herz und ging dem wieder herauskommenden Major entgegen, der ihn unter einem Arme faßte und den Weg nach dem Park einschlug.

„Wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, mein Bester," begann Syneb, „so nehmen wir wie immer den Kaffee im Garten ein."

„Mit Vergnügen," antwortete Arthur. Doch war dies nur eine Form, denn die Besorgniß, daß der frühe Kaffee im Garten ihn um Minna's baldige Begegnung bringen könnte, machte ihn kleinlaut und würde ihn gewiß mehr und mehr verstimmt haben, wenn nicht der Major weiter fortgefahren hätte:

„Ich habe bereits meine Tochter mit der Nachricht Ihrer Ankunft überraschen lassen und hoffe, sie leistet uns Gesellschaft, denn Tag für Tag freute sie sich schon auf Ihre Ankunft."

„Das gnädige Fräulein ist zu gütig," entgegnete Arthur mit erröthendem Gesichte.

„Gütig? Potztausend, sie hat ja das größte Interesse dabei," meinte der Major, „Ihr Zitherspiel erwähnt sie bei jeder Gelegenheit, und dann hat sie nach Ihrer Abreise im vorigen Jahre das Malen so eifrig fortgesetzt, daß ich wirklich gespannt darauf bin, was der junge Meister zu seiner Schülerin sagen wird. Dabei kommen wir ja gleich auf eine Hauptsache, auf Ihre Kunst. Hören Sie, lieber Herr Beck, mit der neuen Landschaft haben Sie mir eine unendliche Freude gemacht; alle meine Bekannten bewundern das Werk und beneiden mich um dessen Besitz. Sie haben gewiß große Mühe bei dem Bilde gemacht."

Der Künstler sah den Major lächelnd mit dem Ausdrucke großer Bescheidenheit an und sagte: „Mühe? das könnte ich nicht sagen; ist man erst vollständig Herr über die Technik, so verschwindet alle Mühe und man sieht das Werk der Kunst wie ein Naturwerk als geworden an."

„Nimmermehr, nimmermehr!" lachte der Major; „alle Wetter, Sie wollten keine Mühe zu überwinden haben, wenn Sie ein solches Bild machen?"

„Sie irren, Werthester," setzte Arthur mit einem gewissen künstlerischen Stolze fort; „alle Mühe muß nothwendig verschwinden, wenn im Kunstwerk der Künstler nicht mehr sichtbar ist, wenn er sein inneres Bild vollständig in der Malerei niederlegt und dies dagegen sich zum Ausdruck seines Ideals umgebildet hat, so daß der Gegenstand von Objekt und Subjekt ganz aufhört und das Kunstwerk nicht mehr als gemacht, sondern als geworden erscheint. Ich muß gestehen, es berührt mich stets unangenehm, wenn ich höre, wie dieser Maler schöne Bilder, jener Dichter schöne Gedichte machen soll; das Wörtchen „machen" deutet allerdings auf eine Mühe, allein es schließt alle Kunst aus."

„Ihr Künstler seid und bleibt doch ein eingebildetes Völkchen," sagte hierauf der Major, „indessen soll das nicht etwa ein Vorwurf sein, im Gegentheil, ich finde es sehr natürlich, die Liebe zur Kunst mag Euch leicht zu besonderen Menschen stempeln."

Arthur wollte in dem begonnenen Thema weiter sprechen, doch kam der Major alsbald auf das anfertigende Bild seiner Tochter zu sprechen und sah seinen Gast erstaunt, vielleicht auch mißtrauisch an, als ihm dieser bekannte, daß es sein erstes Porträt sein würde. Freilich konnte er nicht sagen, daß dies Bild der Ausdruck seines höchsten Ideals wäre, allein er suchte doch Herrn v. Syneb jeden Zweifel an der glücklichen Ausführung zu nehmen.

Eben wollten beide Männer in einer Jasminlaube sich niederlassen, als das Original des auszuführenden Bildes in den Park trat.

Minna v. Syneb, die eben in das 20. Jahr ging, galt zwar für ein Mädchen, das fein und für die große Welt erzogen war, das aber durch liebenswürdiges, unbefangenes Auftreten Jedermann für sich einnahm. Wirklich, nur große Seelen der Väter oder Mütter können durch eigene Erziehung dies erreichen, denn alle Schönheit, die aus der Anmuth und liebenswürdigsten Unbefangenheit entspringt und den Mann fesselt, ist stets nur die Frucht der Liebe, die während der Erziehung wie ein schützender leitender Engel unter den Augen der Eltern die Tochter reifen läßt. Das findet Niemand leichter und besser heraus als der Künstler, sei er Mater, Musiker oder Dichter. Der in ihm wohnende Aesthetiker, gewohnt, an dem Schönen in der Natur seine Studien für die Kunst zu machen, so daß das Werk der Kunst dennoch uns als volle, reine Natur anlächelt, — der Aesthetiker im Künstler wird stets nur aufmerksam auf die vollendete Frauennatur, wenn sie auf dem Throne jener Unbefangenheit thront, um den Freiheit und Anmuth die Ritterpflichten erfüllen, die höchste Weiblichkeit die Krone ist und Würde und Liebenswürdigkeit die Gehorsam und Ehre fordernden unbeugsamen Gesetzgeber sind; während er einen Blick des Bedauerns auf jene armen Opfer der Institutstheorieen wirft, die entweder die den Frauen zugetheilte Freiheit nicht zu schätzen und zu achten wissen, oder das Bischen angeborene Liebenswürdigkeit unter den Institutsreglements einer mit allen Verkehrtheiten ausgestatteten alten Jungfer vergraben haben und sich mit einer Nüchternheit und

ängstlichen Gesetzmäßigkeit bewegen, die Alles um sich herum erkalten macht.

(Fortsetzung folgt.)

Großmama's Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

So verging ein Vierteljahr. Nandow war Sanitätsrath in K. geworden und kam, mich in meine neue Heimath abzuholen. Mit welcher liebevollen Sorgfalt hatte er sie geschmückt und mit welchem dankerfüllten Herzen betrat ich das Haus, welches mir ein Paradies dünkte. Jeder Blick entdeckte eine neue Aufmerksamkeit meines guten Mannes, und ein Hauch der Gemüthlichkeit wehte mir aus den Räumen entgegen, die mein zukünftiges Wohl und Wehe umschließen sollten.

Beim Theetisch entwarfen wir unsere Hausordnung, und auf meine dringende Bitte vertrieb mir Wilhelm seine kleinen Lieblingsneigungen und Gewohnheiten, deren Berücksichtigung auf die Behaglichkeit des Familienlebens so wesentlichen Einfluß übt, da die Männer fast ohne Ausnahme auf jene kleinen Liebesdienste Werth legen und die gewissenhafte Erfüllung derselben einem liebenden Frauenherzen so süß ist.

Froh wie ein König waltete ich des Morgens im Haushalt herum. Nachmittags sorgte ein kleines Glashaus mit Blumen und Vögeln, ein Bücherschrank und Instrument dafür, daß die Langeweile nie mein Gast wurde, wenn ich allein war. Blieb Wilhelm aber zu Hause, so verlebten wir so angenehme Stunden, daß die Zeit fast Flügel zu haben schien und ich die Tage, an denen unser Stillleben durch Einladung oder Besuch unterbrochen wurde, „verlorene" nannte. Bald übten wir vierhändige Musikstücke, bald lasen wir einander gegenseitig vor, und mein guter Mann wurde auf diese Art in mehr als einer Beziehung mein Lehrer. Er wählte stets ernste, gediegene Lektüre und seine klaren liebevollen Erläuterungen entrollten meinen entzückten Blicken eine neue Welt. Unbedingt das Liebste war mir aber, daß ich auch an seiner Berufsthätigkeit Theil nehmen durfte, denn Wilhelm hatte mir im Scherz den Vorschlag gemacht, sein Assistenzarzt zu werden. Er erzählte nämlich, daß eine Menge seiner Patienten aus Mangel an kräftiger, gesunder Kost in ihrer Genesung aufgehalten oder gar verhindert würden, und fragte mich, ob es mir Freude machen würde, in solchen Fällen Hilfe zu leisten. Natürlich willigte ich gern ein, denn mein reichliches Wirthschaftsgeld erlaubte mir die kleine Mehrausgabe ohne jegliches Opfer und die rührende Dankbarkeit der Armen vergalt die geringe Mühe tausendfach.

Einmal kam ich auch von einem solchen Gang zurück und fand meinen Mann in augenscheinlicher Ungeduld auf mich wartend.

„Melanie, eine Ueberraschung!" rief er mir schon von fern entgegen, und noch ehe ich Hut und Shawl abgelegt hatte, zog er mich zu sich auf's Sopha nieder. Ich war im höchsten Grade erstaunt, denn mein ruhiger Wilhelm war wie verwandelt und trotz aller neugierigen Fragen verfloß geraume Zeit, ehe ich erfuhr, daß Henri von Hochkirch nach H. versetzt worden und durch sein unverhofftes Erscheinen diese freudige Aufregung hervorgebracht habe. Jetzt kam die Reihe des Freuens auch an mich, denn ich wußte, wie sehr mein Mann seinen Vetter liebte und wie oft er dessen Besuch vergeblich herbeigewünscht hatte. Schon in früher Kindheit verband Beide die innigste Freundschaft, doch als sie später auf einer gemeinschaftlichen Reise bei stürmischer Ueberfahrt Schiffbruch erlitten und Henri seinen Vetter mit eigener Lebensgefahr vor dem Ertrinken rettete, da nahm die Freundschaft des Letztern einen fast schwärmerischen Charakter an. Jetzt waren Jahre seit ihrer Trennung vergangen, doch schon das kurze Wiedersehen hatte zur Auffrischung unzähliger Jugenderinnerungen genügt, und Wilhelm bat mich auf's Innigste, dem Freunde mit schwesterlicher Liebe entgegen zu kommen.

Wie hätte ich wohl anders gekonnt? Aber es war nebenbei Wilhelm's Wunsch, und ich gelobte mir feierlich, ihn um jeden Preis zu erfüllen; es wurde mir dies aber auch nicht schwer, denn Henri war so hübsch, als je ein Lieutenant gewesen und dabei so liebenswürdig und gemüthlich, daß ich ihn nach kurzer Zeit wirklich wie einen Bruder liebte.

Dankbar hatte er das Anerbieten, unser Tischgast zu sein, angenommen, und mein guter Mann sah mit stiller Freude, daß er sich immer mehr und mehr an uns anschloß und dadurch den leichtfertigen Vergnügungen der andern Offiziere fern blieb, was um so wünschenswerther war, da er gar kein Vermögen besaß und durch Spiel oder Trinkgesellschaften sehr leicht in Schulden gerathen konnte. Dabei schien er das lustige Leben seiner Kameraden gar nicht zu vermissen, und mit unverwüstlicher Heiterkeit brachte er alle Augenblicke irgend eine Abwechslung in unser sonst so stilles Leben. So liebenswürdig und talentvoll er aber auch sein mochte, so stellte ich doch immer Vergleiche zwischen den beiden Cousins an, die regelmäßig zu Gunsten Wilhelm's ausfielen, und mit unbeschreiblichem Stolze lauschte

ich ihren häufigen Debatten über wissenschaftliche Gegenstände, in denen der Letztere stets eine Geistesfülle zeigte, die ihn weit über Henri erhob.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Daheim, deutsches Familienblatt mit Illustrationen. Preis vierteljährlich 1/2 Thlr. Heft 9 und 10.

„Das Daheim bietet in diesen beiden neuesten Heften neben manchem Nebensächlichen und Unbedeutenden eine Fülle so tüchtiger und interessanter Beiträge und Illustrationen, daß es bei einigen fast schade ist, sie in den flüchtigen Bogen einer Zeitschrift zu sehen. Der novellistische Theil ist vertreten durch „die Erbtochter" von Strauß und die „Schwester Maria de las Angustias". Die letztere ist eine mysteriös-bewegte, sehr spannende Novellette aus den innern Kämpfen des heutigen Spaniens, von geschickter Feder entworfen. Die „Erbtochter" ist ein psychologisches Meisterstück von ergreifender Spannung und hohem Werth, wie man es vom Verfasser des „Tuvia Pantl" nur erwarten konnte. Zwei Novellen wie diese werden nicht alle Tage gedruckt. Ein Stück „Spanisches Schmuggelerleben", Erinnerungen eines Deutschen aus dem spanischen Grenzdienst, das unverkennbar den Stempel des Selbsterlebten trägt, führt auf denselben wilden, fremden Boden, der für das deutsche Publikum noch eine terra incognita ist. Ein noch fremderes, fast unheimliches Terrain, ist die „Verbrecherinsel in der Südsee", selbsterlebte Episode eines deutschen Seemanns, von dem ganzen Zauber des Düstern und Ergreifenden umgeben. Desto erquicklicher heimeln Ottilie Wildermuth's Schilderungen aus dem schwäbischen Hopfenlande und aus Uhland's und Kerner's Leben an, beide von vortrefflichen Holzschnitten begleitet. Ein ernstes, aber nicht minder interessantes Gegenstück dazu bietet ein Bild aus dem vielbesprochenen Gängeviertel zu Hamburg, ein Nachtstück des Elends und der Verkommenheit, in welches nur die Liebesthätigkeit einer Amalie Sieveking und ihrer Nachfolger einen Lichtblick zu werfen vermochte. Eine Spezialität des Daheim scheinen die Seebilder des Korvettenkapitäns Werner zu sein. Diese Bilder aus dem Seeleben sind belebt von einem so prächtigen Humor, von so liebenswürdiger und anmuthiger Darstellung, daß sie auf die Dauer eine Hauptanziehung bilden werden. Eine weitere Nummer führt uns auf die neuen preußischen Panzerschiffe Arminius und Cheops, von denen eine Abbildung beigegeben ist. Tüchtige und interessante Arbeiten belehrender und anregender Art sind ferner: Der Kampf um den Nordpol von Herm. Wagner; Das Arsenal Spandau; Hören und Nichthören von Sanitätsrath Dr. Erhard in Berlin. Ein guter Griff war der Piz Languard im Engadin, dieser jetzt so viel besuchte Graubündner Aussichtskönig. Besonders sorgfältig scheint das Daheim seinen naturwissenschaftlichen Theil zu pflegen. Schlegel's „aus der Kinderstube eine Vogelfamilie" ist ein reizendes Stück Stillleben eines Elsternvögelpaars. Strauß kämpft in einem etwas hochgehaltenen Artikel gegen die Konsequenzen der Darwin'schen Theorie. Hillt gibt eine interessante historische Episode aus dem Leben Maria Theresia's, die durch eine bildliche Darstellung nicht eben glücklich illustrirt ist. Sonst ist die Illustration Forçe des Daheim. Meyerheim's „Mutterliebe" und Speckter's „Hamburger Milchschenke" z. B. sind vortrefflich. Ein ernster Ton klingt an in dem nebenbei auch sehr unterhaltenden „Mann auf der Schecke", eine Episode aus Gellert's Leben, die ihn auch bildlich auf seinem Gaul im Leipziger Rosenthal vorführt, in Baur's Schilderungen zur Feier der Schlacht von Belle Alliance, in den werthvollen Erinnerungen eines evangelischen Feldpredigers aus dem französischen Lager von Sebastopol. Daß daneben auch Unbedeutendes mit unterläuft, ist wohl unvermeidlich. Im Ganzen muß man sagen, daß das Daheim die ihm gewordene rasche Verbreitung verdient, da es offenbar zu den besten Familienblättern zählt."

Mannigfaltiges.

„In Ihren Augen lese ich Ihre Gesinnung gegen mich," äußerte ein sich selbst gefallender anmaßender junger Mensch gegen eine Dame. „In diesem Falle," entgegnete die geistreiche Dame, „bin ich gewiß, daß Sie Niemanden Etwas davon sagen werden."

Charade.

Das Erste brechen viele Leute
Weit lieber als ein Bein.
Das Zweite bringt bald gute Beute,
Bald Lust, bald Aerger ein.
Das Ganze soll zum Scherz auch heute
Hiemit getrieben sein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 101. Dienstag, 22. August **1865.**

Das Porträt eines Landschaftsmalers.

(Fortsetzung.)

Ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerken können, mit welcher Liebe und Befriedigung Syneb's Blick der Tochter entgegeneilte, die in einem weißgrundigen, blau geblümten Hauskleide, bedeckt mit einem runden Gartenhute, unter dem ein nettes Morgenhäubchen die aufgesteckten Locken verbarg, lächelnd näher kam, wie einem alten Hausfreunde dem jungen Maler die Hand zum Gruße entgegenreichte und dann dem Vater küssend einen guten Morgen bot.

Der junge Mann hatte nur zögernd seine Hand in die dargebotene Rechte Minna's gelegt und diese — mochte es sein, daß auch ihr Herz eine freudige Erregung verbergen wollte — sich schnell nach dem Major hingewandt. Dann jedoch fielen ihre Blicke wieder auf Arthur und mit unbefangener Freundlichkeit fragte sie: „Und wie lange werden wir diesmal das Vergnügen haben, Sie hier zu behalten?"

„Nun," meinte Arthur, ohne weitere Komplimente zu machen, „vier Wochen werde ich wohl bei allem Fleiße nöthig haben, das Bild zu vollenden."

„Und dann," fiel der Major ein, „erwarten Sie hier den Besuch des Winters und machen bis dahin Studien in böhmischen Landschaften."

„Und spielen fleißig Zither," fuhr Minna fort; „ja, ja, machen Sie sich nur darauf gefaßt, daß Sie sobald nicht wieder fortkommen!"

Arthur lächelte und hätte gern gestanden, daß es zum längeren Bleiben gar keines vielen Zuredens bedürfe; doch hielt er mit jeder Aeußerung, die seine Wünsche verrathen könnte, zurück und sagte nur: „Ueberlassen wir das der Zeit und den Umständen."

„Richtig, richtig!" fiel der Major wieder ein, „Zeit haben Sie und Umstände, Sie zu halten, sollen sich schon finden."

Mittlerweile hatte ein Bedienter den Kaffee servirt und es entwickelte sich unter der kleinen Gesellschaft eine lebhafte Unterhaltung, bis sich Minna für den Morgen den Herren empfahl und Herr v. Syneb seinem jungen Gaste anrieth, sich noch einige Stunden Ruhe zu gönnen, um Nachmittags zu einer Ausfahrt in die Nachbarschaft gestärkt zu sein.

IV.

Tage waren vergangen. In der Gallerie des Herrn v. Syneb hatte durch Arthur die große neue Landschaft inmitten von Hunderten von werthvollen Gemälden ihren passenden Platz bekommen, und der Maler saß bereits am — Porträt der Geliebten. Ein Zimmer im ersten Stock war ihm als Atelier eingeräumt, und es konnte wahrlich für den Künstler eine bessere Wahl nicht getroffen werden, denn malerisch breitete sich unter ihm eines der schönsten kleinen Waldthäler aus.

Arthur saß vor seiner Staffelei und warf auf die Leinwand die erste Skizze von Minna's Bild. Während des Zeichnens war Ptaro eingetreten, allein der Maler sah, ohne auf die Außenwelt zu achten, fest und ernst auf seine Skizze; dann fuhr er mit der Linken durch seine braunen Locken, richtete den Blick nach der Decke des Zimmers, als ob er seinen Gedanken nachhänge und flüsterte mit gedämpfter Stimme: „Wahrlich, sie ist's!"

„Wen meinen Sie, junger Herr?" fragte Ptaro, indem er vortrat und die Skizze betrachtete. „Ei wahrhaftig, sie ist's! Wie muß sie erst ähnlich sein, wenn die Farben d'rauf kommen!"

Arthur war bei der Stimme des Alten erschrocken, doch sammelte er sich schnell und sagte: „Ich meine eine Andere. Schweigen wir indessen davon; ich werde dieser Tage für mich ein zweites Bild beginnen und dann sollt Ihr mir Eure Meinung sagen."

„Denken Sie doch nicht mehr an jene unselige Geschichte," meinte Ptaro; „ich sehe schon, es hat

keine Bedeutung für uns. Allerdings bin ich in den letzten Tagen bekümmert gewesen; Sie waren so still und nicht mehr so fröhlich als sonst; fehlt Ihnen Etwas, Herr?"

„Was soll mir fehlen, Alter," entgegnete Arthur; „ich bin wohl und das Leben gefällt mir hier. Wenn man nicht immer guter Laune ist, so hat das andere Ursachen."

„Nun," sagte Ptaro wieder, „aber heute wird die Laune bei Ihnen wohl noch nöthig sein. Der gnädige Herr läßt Ihnen sagen, daß noch auf heute Nachmittag Besuch drüben von Lenzburg angesagt ist; da rechnet er auf den jungen Herrn und läßt Sie bitten, mir Ihre Notenhefte und Zither mitzugeben und bald herüber zu kommen."

Die Einladung schien zwar keinen günstigen Eindruck auf den Geladenen zu machen, indessen mußte er sich wohl fügen und sagte zu Ptaro: „Geht nur, Ptaro, wenn es nöthig ist, sind die Noten bald geholt!" und damit wandte er sich wieder zu seiner Skizze, um sie mit einigen Linien noch zu vervollständigen.

Ptaro ging und Arthur legte nach einigen Minuten seine Materialien zur Seite, um ebenfalls das Zimmer zu verlassen. Noch in der Thüre aber drehte er sich um, sah wiederholt mit prüfendem Auge die schwarzen Linien auf der Leinwand an und eilte dann rasch hinauf in seine Wohnung, um den Anzug zu wechseln.

Die Gesellschaft des Majors wurde zahlreicher, als Arthur vermuthet hatte, und obwohl allgemeine Heiterkeit den ganzen Kreis belebte, so fühlte er sich doch fremd, so daß selbst sein freies Auftreten, welches ihn sonst überall gleich heimisch machte, diesmal nicht eine gewisse Kälte von ihm abzustreifen vermochte. Bereits war er eine Zeitlang im Gespräch mit zwei jungen Offizieren, v. Lanzing und dessen Freund Müllner, da trat der Major auf ihn zu und bat mit der gewöhnlichen Freundschaft, der Gesellschaft Etwas vorzutragen.

Arthur schritt auch alsbald auf den Flügel zu, in dessen Nähe Minna mit zwei anderen Damen stand. Unwillkürlich jedoch blieb er einen Augenblick stehen und musterte die schöne Gestalt, die hier im Kreise Anderer auf ihn einen Eindruck machte, wie er ihn nie zuvor empfunden hatte.

„Besinnen Sie sich, was Sie spielen wollen?" fragte Minna lächelnd und sah ihn dabei mit einem Blicke an, der ihn wie ein heiliger Segen übergoß.

„Das nicht," entgegnete Arthur, auf sie zutretend, „ich war nur zweifelhaft, ob ich Sie nicht bitten sollte, den Platz am Flügel mit mir zu theilen."

Bevor Minna noch antworten konnte, traten die beiden Offiziere heran und Lanzing klopfte Arthur auf die Schulter, indem er scherzend fragte: „Nun, Verehrtester, wollen Sie sich hier erst ein Thema suchen?"

Arthur, dem dies Intermezzo ein Stich in das Herz war, antwortete schnell und ziemlich verwirrt: „Ja, mein Herr!" hörte indessen nicht mehr die launigen Bemerkungen, welche sich die beiden Männer über diese Antwort erlaubten, und trat an das Instrument.

Ein disharmonischer Fortissimo-Akkord, im Augenblick so ganz der Ausdruck seines Gemüthes, schreckte die Gesellschaft aus ihrer Unterhaltung auf und Aller Blicke wandten sich nach dem Spieler, der den angeschlagenen Akkord plano in den reizendsten Wohlklang auflöste und dann in den wildesten Gängen seiner aufgeregten Seele freies Spiel ließ.

Als er zu Ende war und man ihn hier und dort belobte, verzogen sich die Winkel seines Mundes zu jenem eigenthümlichen Lächeln, das Stolz und Bedauern zugleich ausdrückt. Stolz, wenn die lobende Kritik des Künstlers eigenste Gefühle krönt, — Bedauern, wenn sie inkompetent und mehr Form als Wahrheit ist.

Ohne sich weiter um das Lob zu kümmern, schritt Arthur auf Minna zu, denn nur sie allein, dachte er, könne empfunden haben, welche Gefühle ihn beim Spiel beherrschten.

Die beiden Offiziere nöthigten eben eine der jungen Damen unter Bitten und Scherzen an's Instrument und auch die dritte verließ Minna in dem Augenblick, als der junge Maler in ihre Nähe trat. Er nahm neben ihr Platz und während die Saiten im Flügel wieder rauschten, erhob er das sonst so majestätisch-trotzig getragene, jetzt bis auf die Brust herabgesunkene Lockenhaupt und sah Minna stumm an. Diese brach endlich zuerst das Schweigen und sagte:

„Sie spielten heute nicht wie sonst."

„Sie wollen sagen, ich spielte schlecht?"

„Nein, nein, Sie spielten im Gegentheil für Andere vielleicht meisterhaft, auch ich erkenne an, daß Sie gut spielten, aber dennoch — ich weiß nicht, was es ist — Ihr Spiel that mir fast weh, es berührte mich unangenehm."

„Weh?" fragte Arthur; „ach — auch mir that es weh, sehr weh und dankbar würde ich Ihrem Herrn Vater gewesen sein, wenn er mich heute zum Spiel gar nicht aufgefordert hätte."

„Sie sind also nicht zum Spiel gestimmt?"

„O gewiß! Die Musik ist mir eine so liebe Freundin, daß ich für sie stets gestimmt bin. Aber

wissen Sie, es geht ihr wie einer treuen Geliebten, die willig allen Schmerz und aller Freude des Geliebten mit trägt. Und eben deßhalb hätte ich gern heute darauf verzichtet und meine Gefühle nicht wirr in den Tasten herumgejagt.“

(Fortsetzung folgt.)

Großmama's Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr war so vergangen und als der Winter einrückte, vereinigte das warme Plätzchen am Kamin uns wieder zu traulichen Abendstunden und zeigte dasselbe Bild wie voriges Jahr. — Aeußerlich Alles beim Alten, aber innerlich dennoch so ganz anders geworden. Henri, verstimmt bis zur Bitterkeit, hatte uns eben seine plötzliche Versetzung noch einer entfernten Garnison mitgetheilt. — Wilhelm war freundlich und gut wie immer; aber mit dem sichern Instinkt der Liebe hatte ich schon längst herausgefühlt, daß seine Ruhe unnatürlich und keineswegs die des Glückes sei. Mir selbst erschien das Leben zwar auch nicht mehr so reich und schön als früher, doch mit dem frohen Muthe der Jugend hoffte ich auf die Zukunft und glaubte, nach Henri's Abreise würde wieder jenes herzliche Verhältniß zwischen uns einkehren, welches nun, wo wir fast nie allein waren, unwillkürlich einem kältern Benehmen Platz gemacht hatte. Deßhalb konnte ich auch jetzt kaum einige Worte des Bedauerns hervorstammeln und machte mir beim Abschied die bittersten Vorwürfe, daß ich Henri's sichtliche Rührung gar nicht zu theilen vermochte und nur daran dachte, wie ich Wilhelm's Herz und Zeit nun wieder ungetheilt besitzen sollte.

Um so auffallender war die Aufregung meines Mannes — stumm drückte er dem scheidenden Freunde die Hand und blieb regungslos am Fenster stehen, bis er seinen Blicken entschwand. Noch von fern grüßte Henri herüber und als ich verwundert aufblickte, weil Wilhelm den Gruß nicht erwiederte, fand ich sein Gesicht leichenblaß und mit so verändertem Ausdruck, daß ich nur mühsam einen Angstschrei unterdrückte. Tage lang verfolgte mich dieser Anblick und ich fing kaum an, etwas freier aufzuathmen, als ein neuer Stoß meine Ruhe erschütterte und mein Glück beinahe für immer vernichtet hätte.

Wilhelm verreiste nach einem mehrere Meilen entfernten Städtchen, um ein ärztliches Gutachten abzugeben, und ich hielt Dunkelstunde im Glashaus und sah zu, wie der Mondschein auf der grünen Epheuwand spielte. In solchen Stunden träumt man gern und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft tanzte in bunter Verwirrung vor meinem geistigen Auge, als die Thüre heftig aufgerissen wurde und Henri, den ich längst an seinem neuen Wohnort glaubte, wie ein Wahnsinniger hereinstürzte und sich mir zu Füßen warf. „Melanie,“ rief er mit zitternder Stimme, „seit acht Tagen will ich abreisen und vermag es nicht, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben. Abend für Abend stand ich zitternd wie ein Verbrecher, der jeden Augenblick entdeckt werden kann, vor Ihrem Fenster, um wenigstens einen Schatten von Ihnen zu sehen. Wenn ich dann aber so zu den erleuchteten Scheiben aufblickte, so sah ich mein verlorenes Paradies dahinter und fühlte unter den gräßlichsten Qualen, wie Sie gleich einem Engel hin- und herschwebten, um jeden leisen Wunsch Ihres Mannes zu erfüllen. Und Wilhelm saß ruhig und kalt hinter seinem Bücherstoß, ohne sein Glück zu begreifen — ja, ohne nur im Geringsten zu ahnen, welchen Raub er beging, als er Ihr Herz gewann, ohne das seinige dafür einzutauschen. O Melanie, Sie müssen Erbarmen haben, da Sie nur zu oft empfunden, wie bitter es ist, wenn Liebe mit Kälte belohnt wird. Die Zeit drängt, ich höre die Pferde schon ungeduldig stampfen; o schenken Sie mir nur ein einziges Wort des Trostes, welches mich in die Ferne begleiten und mein ohnehin so freudenarmes Dasein erleichtern soll.“

Lautlos, keiner Bewegung mächtig, starrte ich den unglücklichen Henri an, und selbst als er aufsprang und mich mit der Kraft der Verzweiflung an sein Herz drückte, vermochte ich nicht, es zu verhindern. Wie im Traum hörte ich ihn dann herausstürmen, und Stunde um Stunde verrann, ohne daß ich aus meiner Betäubung erwachte.

Tief in der Nacht kehrte Wilhelm zurück, nicht wenig erstaunt, mich noch aufsitzen und in so offenbar beklagenswerthem Zustand zu finden. Theilnehmend erkundigte er sich, ob irgend etwas vorgefallen; doch ich schützte heftigen Kopfschmerz vor und ging zu Bett. An Schlaf war natürlich nicht zu denken. In fieberhafter Aufregung warf ich mich herum und hörte dabei, wie Wilhelm, der sich gar nicht niedergelegt hatte, weil er Berichte schreiben wollte, in gleicher Erregung in seiner Stube auf und ab ging. — Ach, wäre ich damals offener gewesen und hätte ihm Alles gesagt, wie viel trübe Stunden hätte ich ihm und mir erspart! — Aber durfte ich meinen edlen, guten Wilhelm durch die Erzählung von Henri's Verrath betrüben? Der Same des Zweifels, den Henri ausgestreut, war auf fruchtbaren Boden gefallen und der böse Feind des Trotzes hatte von

meinem Herzen Beſitz genommen und flüſterte mir unaufhörlich zu: „Du darfſt dem Manne, der Dich nur aus Mitleid wählte, nicht gewaltſam Vertrauen und Liebe aufdrängen.“

Langſam ſchlich die Zeit auf dieſe Art dahin. — Das Alleinſein war qualvoll, und wenn des Abends der bekannte liebe Schritt meines Mannes ertönte, drängte es mich, ihm entgegenzueilen und mein Leid an ſeinem Herzen auszuweinen. Doch der Stolz verſchmähter Liebe verbot es, und ich ſah ruhig zu, wie ſich düſtere Wolken auf ſeiner Stirne lagerten und ſeine Stimmung immer ernſter und gedrückter wurde.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Das Ford'ſche Theater in Waſhington, in welchem die Ermordung des Präſidenten Lincoln vorfiel, wird, wie ſchon bekannt, geſchloſſen. Das Gebäude erhält eine andere Beſtimmung; Garderobe, Dekorationen, Couliſſen und alle Requiſiten werden verkauft. Mit Ausnahme einiger Journaliſten ſoll kein Fremder ins Haus gelaſſen werden; aber was nützen alle Wachen und Aufſeher? Der amerikaniſche Raritätenjäger iſt gleich ſeinem Stammverwandten in Großbritannien unabweislich; und im Innern des Hauſes ſind ſeit dem verhängnißvollen Charfreitag arge Verwüſtungen angerichtet worden. Eine Bank, auf der „Peaunt John“ ſaß, während er dem Attentäter Booth das zur Flucht bereitſtehende Pferd hielt, iſt den Taſchenmeſſern der excentriſchen Nord- und Südländer vollſtändig erlegen; ſie iſt zu Reliquien zerſchnitten worden und verſchwunden. Aus dem grünen Teppich auf der Bühne iſt an der Stelle, auf welche Booth ſprang, nachdem er den Präſidenten ermordet hatte, ungefähr eine Quadratelle herausgeſchnitten. Einer dieſer Raritätenjäger trat in den zum Theater gehörenden „Salon“ (das Büffet) und fragte den Wirth: „Haben Sie noch dieſelbe Flaſche, aus der Booth am Abend des Attentats ſich ein Glas geben ließ?“ — „Ja, Sir.“ — „Und noch von demſelben „Brandy“ darin?“ — „Ja, Sir.“ — „Kann ich einen Schluck aus derſelben Flaſche und von demſelben Brandy bekommen?“ — „Ja wohl, Sir.“ — „Her damit.“ — Der Mann koſtet den Brandy, zieht ein ſchiefes Geſicht und fragt wieder: „Und das iſt wirklich derſelbe Brandy, von welchem Booth getrunken — hat?“ „Ja wohl, Sir.“ — „Nun, dann wundert's mich nicht, daß er den Präſidenten erſchlagen hat. Nach einem Glas von dieſem Schnaps könnte einer ſeine Großmutter todtſchlagen!“ — Dem Ford'ſchen Theater gegenüber ſteht das Haus, in welches der Präſident nach ſeiner tödtlichen Verwundung gebracht wurde und in dem er ſeinen Geiſt ausgehaucht hat. Der Beſitzer des Hauſes hat die Stätte für einen halben Dollar für die Perſon ſehen laſſen, und, wie man ſich denken kann, ein gut Stück Geld gemacht. Jetzt aber verlangt er obendrein von der Regierung ein paar hundert Dollars Schadenerſatz für die ihm an Thüren, Stühlen und Treppenteppichen angerichteten Verheerungen!

(Eigenthümliche Demonſtration der Mißbilligung.) Bekanntlich war die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten Nordamerika's mit der Vollziehung des Todesurtheils an Frau Surrat im Allgemeinen nicht einverſtanden, und man erwartete, daß Hr. Johnſon die Unglückliche, deren Schuld nicht erwieſen war, begnadigen würde. Da die Exekution nun dennoch ſtattgefunden hat, beabſichtigt man, wie amerikaniſche Blätter berichten, der Frau Surrat ein Denkmal zu errichten. Eine Inſchrift in demſelben ſoll die letzten Worte der Hingerichteten: „Ich bin unſchuldig; aber Gottes Wille geſchehe!“ enthalten. Der Ort der Aufſtellung war noch nicht gewählt, doch hatte man dazu einen der Wohnung des Präſidenten Johnſon benachbarten Platz in Ausſicht genommen. Das wäre allerdings ein Denkzettel, der den nordamerikaniſchen Bürger charakteriſirt.

Ein engliſcher Reiſender wurde in Irland von einer Bettlerin mit rührenden Klagen über ihr Elend beſtürmt. „Warum geht Ihr denn nun nicht in jenes große Armenhaus?“ fragte er ſie. Die Bettlerin veränderte auf der Stelle ihre Miene und ſagte mit dem Ausdruck tiefer Beſchämung: „In dem Hauſe dort ſind ſie zweihundert Pfund ſchuldig und wahrhaftig, eine ehrliche Frau kann da nicht hineingehen.“ — Die gute Frau hielt es unter ihrer Würde, Unterſtützung von einer verſchuldeten Anſtalt anzunehmen.

Auflöſung der Charade in № 100:

Wortſpiel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 102. Freitag, 25. August 1865.

Das Porträt eines Landschaftsmalers.

(Fortsetzung.)

„Sagen Sie nicht wirr," begann Minna wieder, „das ist gewiß nicht wahr; doch schienen Ihre Melodieen, wenn nicht Haß, doch Bitterkeit auszudrücken."

„Nennen Sie es, wie Sie wollen, nennen Sie es Bitterkeit; ja, das kann herrlich passen, denn im Leben eines Künstlers liegt gar manche Bitterkeit; nur das Eine thun Sie nicht: nennen Sie es nicht Haß."

„Aber woher diese Bitterkeit?" fragte Minna weiter, „noch heute Morgen, als Sie meine Zeichnungen durchsahen, waren Sie doch heiter gestimmt."

Arthur sah das junge Mädchen mit dem Ausdruck des höchsten Vertrauens an und erwiederte: „Sie sind außerordentlich gütig, meine Stimmung so genau zu beobachten, aber bitte, erlassen Sie mir die Erklärung, und nehmen Sie die Versicherung hin, daß die quälenden Situationen einer Künstlernatur oft so eigener Art sind, daß in den Arkanen, die die Welt bietet, selten Balsam für uns ist. Jeden Kunstgenuß schätzen und empfinden wir doppelt; alles Schöne und Erhabene, das uns fesselt, zu dem wir uns hingezogen fühlen, fesselt auch so gewaltig unsere Seelen, daß es zum Ideal wird, zu einem Ideal, das die Welt uns nie zu entreißen vermag; — aber freilich, alles Herbe lastet deßhalb auch doppelt schwer auf uns, und jeder Schmerz wird im Augenblicke künstlerischer Thätigkeit nothwendig zum belebenden Prinzip. Sie dürfen sich deßhalb die Kunst nicht immer als etwas Süßes vorstellen, denn manches ihrer Werke wird angestaunt und belobt und Niemand ahnt, unter welchen bitteren Gefühlen und Erfahrungen der Künstler es vollendete."

Arthur stand jetzt auf und war im Begriff, Minna zu verlassen. Letztere bemerkte dies erst, als Jener sich schon verneigte und sagte: „Bitte, noch einen Augenblick!"

„Sie befehlen?"

„Nichts," entgegnete Minna und sah erröthend zu Arthur auf, „aber bitten möchte ich Sie um Eines — ich möchte von dem Eindruck Ihres Spiels befreit sein und ich weiß, Sie können es. Darf ich deßhalb Ihre Zither holen lassen?"

„Ich werde das selbst thun," erwiederte der junge Mann und ging auf die große Flügelthüre des Saales zu, an der ihn der Major am Arme faßte und ihn ebenfalls aufforderte, das Syrenen-Instrument, wie er scherzweise die Zither wegen ihres ergreifenden Eindrucks nannte, zu spielen.

Arthur verließ den Salon und eilte auf sein Zimmer. Hier angekommen, warf er sich auf das Sopha und stützte seinen Kopf in die Hand. — Während er früher so häufig sich gefragt hatte, ob es wohl möglich wäre, daß Minna, die einzige Tochter eines begüterten adeligen Vaters, ihn lieben könne, glaubte er aus den letzten Tagen die vollste Gewißheit darüber erlangt zu haben, und nun traten in den grellsten Bildern alle die Hindernisse vor seine Seele, welche einer solchen Liebe entgegenstanden. — „Was bin ich," flüsterte der Gequälte vor sich hin, „ein Künstler, der nichts zu bieten hat als eine Seele, in der ihr Bild wie ein Heiligthum thront; ein Mensch, der auf der Höhe seiner Kunst dem Schöpfer dankt, daß er ihm vergönnt hat, die Welt mit Blicken anzusehen, wie es eben nur der Mann der Kunst und der Wissenschaft kann; — und doch — ein Mensch, der, eben weil er Künstler ist, in der menschlichen Gesellschaft eine zweifelhafte Rolle spielt. Welcher Kontrast! man schätzt mich, weil ich im Stande bin, ein Bild zu schaffen, das sie schön, ja oft reizend nennen; dagegen bin ich der großen Gesellschaft ein Nichts, weil ich — ein armer Künstler bin."

Unten im Saale wurde unterdessen in verschiedenen Gruppen eine rege Unterhaltung gepflogen, und während man an dem einen Tische von dem jungen

Maler ſprach, deſſen ariſtokratiſches Weſen einige ältere Damen beſchäftigte, ſcherzten und lachten die jungen Leute an einem anderen.

Der Major dagegen ſtand mit einem alten Oberſt v. Lanzing in einer Fenſternſche und hatte ein eifriges, wie es ſchien auch ernſtliches Geſpräch.

„Ich liebe nun einmal die Aufrichtigkeit über Alles,“ hörte man eben Jenen ſagen, „und Du würdeſt mir alſo einen Gefallen thun, lieber Lanzing, wenn Du Deinem Sohne nichts verſchwiegſt. Du weißt, das Urtheil der Menſchen ſcheue ich dabei nicht; Minna iſt und bleibt meine Tochter, aber bevor ſie jemals eine Verbindung eingeht, werde ich dem Manne, der ſie zur Frau begehrt, nicht verhehlen, was ſie ſelbſt freilich noch nicht weiß.“

„Geh' mir doch mit ſolchen Gedanken,“ entgegnete Lanzing ärgerlich, „was braucht der Junge davon etwas zu wiſſen!“

„Jedenfalls ſo viel, daß er mir ſpäter keine Vorwürfe machen kann. Sei indeſſen ohne Sorgen, ich werde morgen mit Minna ſprechen und bis Dein Aelteſter ankommt, kenne ich ihre Meinung.“

„Schön, ſchön!“ ſagte Lanzing darauf und klopfte dem Major freudig auf die Schulter.

Beide Männer waren die intimſten Freunde, und mehr als einmal im Leben hatten ſie von dem Plane geſprochen, die Familien enger zu verbinden. Jetzt, wo der älteſte Sohn des Oberſten zum Oberlieutenant in einem kaiſerlichen Regiment ernannt worden war, jetzt hatte Lanzing jenen Plan wieder auf's Tapet gebracht und in ſeinem Freunde Syneb den alten Protektor wieder gefunden.

Während Beide ſich noch fort unterhielten, ertönten plötzlich im Saale die zarten Töne der Zither. Arthur war inzwiſchen zurückgekehrt und in dem Gedanken, daß ſein Spiel am Flügel, wie Minna ſich ausgedrückt hatte, ihr weh gethan habe, ſchien er mit den perlenden Tönen des kleinen Inſtruments alles Weh, allen Schmerz heilen zu wollen. Die ganze Geſellſchaft lauſchte aufmerkſam dem himmliſchen Pianiſſimo, das unter den Händen eines geübten Zitherſpielers einen unendlichen Zauber ausgießt und vielleicht dem härteſten Manne das Herz ſchwellt; — jede Störung wurde ſorglich vermieden und Niemand getraute auf ſeinem Stuhle nur hin- oder herzurücken, denn die Allgewalt, welche in dem Reize dieſer Töne lag, feſſelte Alle.

Nur auf einer Seite gab es während des Vortrags ein Rauſchen. Es war Minna, die aufſtand und leiſe nach einem offenen Fenſter ſchritt. Arthur hatte ſie beobachtet; er hatte geſehen, wie ihre Blicke fortwährend auf ihm ruhten; er hatte bemerkt, wie die Regung ihres Innern eine Thräne in ihr ſchönes Auge lockte; er ſah ſie jetzt nach dem Fenſter ſich wenden, und zweifelhaft, ob das Zarte des Zitherſpiels ihrem Gemüthe jetzt nicht noch weniger zuſagte als das Spiel am Flügel, dachte er, es iſt genug und beendete das Spiel mit einem heiteren Allegro, das ſich wie ein mit den Blättern ſpielender Abendwind leiſer und immer leiſer verlor, bis man am Schluſſe nur noch von Weitem zu träumen glaubte und noch Alle aufmerkſam horchten, als der Spieler ſchon lange die Saiten ruhen ließ.

Der Major trat zuerſt auf Arthur zu und ſagte: „Lieber Freund, Sie haben uns einen ſo hohen Genuß bereitet, daß ich Ihnen kaum zu danken weiß.“

(Fortſetzung folgt.)

Großmama's Erinnerungen.

(Schluß.)

Dazu kam noch übermäßige Anſtrengung, denn ein gefährlicher Gaſt war in Geſtalt eines bösartigen Nervenfiebers eingetreten und ſetzte die ganze Umgegend in Schrecken. Man hörte gräßliche Dinge von den Verheerungen, welche die Krankheit auf den Dörfern unter der ärmeren Volksklaſſe anrichtete, und Wilhelm war vor faſt immer unterwegs, obgleich ſchon mehrere Hilfsärzte aus entfernten Gegenden angekommen waren. Eines Tages klagte er bei ſeiner Rückkehr über heftige Kälte, und obgleich er auf meine Bitte ſich gleich niederlegte und etwas einnahm, ſo ſtellte ſich doch in der Nacht furchtbares Fieber ein, und der am folgenden Morgen herbeigeholte Arzt erklärte mir, daß der Typhus im Anzuge ſei, und rieth mir zugleich, für einen erfahrenen Krankenwärter Sorge zu tragen. Mit Entſetzen wies ich dieſen Vorſchlag zurück, und nur von meiner alten Köchin unterſtützt, übernahm ich zum erſten Male in meinem Leben das Amt einer Pflegerin.

Jeder Tag brachte neue Schrecken. Wilhelm hatte auch den letzten Funken von Bewußtſein verloren, und die furchtbarſten Phantaſieen quälten ihn ohne Unterlaß. Oft wollte er hinaus, um ſeine Patienten zu beſuchen, und ſetzte ſich mit Rieſenkraft auf, um ſeinen Vorſatz auszuführen. Dann bedurfte es aber nur eines Wortes von mir, um ihn, fügſam wie ein Kind, zur Ruhe zu bringen, und ich ſtaunte oft ſelbſt über die wunderbare Gewalt, die meine Stimme auch in den wildeſten Fieberträumen auf ihn ausübte.

So war der vierzehnte Tag herangekommen und die Krankheit hatte den höchſten Grad erreicht. „Es iſt die Kriſis,“ meinte der Doktor und zuckte auf

meine ängstliche Frage: ob ich noch hoffen dürfe? stumm die Achseln, doch sein mitleidiger Blick sagte mir, daß bald Alles vorüber sei. — Eine verzweiflungsvolle Ruhe bemächtigte sich jetzt meiner, und unverwandt blickten meine thränenlosen Augen nach den seinigen, die sich bald für immer schließen sollten.

Da begann der schwache Lebensfunke noch ein Mal hell aufzuleuchten, und die Phantasieen, die sonst nur wirr und unzusammenhängend waren, nahmen auf ein Mal einen bestimmten Charakter an, gleichsam um mir noch zum letzten Mal den Becher des Glücks zu reichen, ehe er meinen Lippen auf immer entzogen würde.

„Henri," flüsterte der Kranke, sich ängstlich aufrichtend, „sieh, wie die Wogen heranziehen, bald bin ich von ihnen begraben. Aber bleib zurück, denn Du darfst mich nicht retten — Melanie liebt Dich, und um ihretwillen mußt Du leben, so wie ich sterbe, um sie glücklich zu machen."

Ferner dankte er, daß ich ihn so namenlos glücklich gemacht, und klagte, daß sein Bestreben, mich zu beglücken, so gänzlich mißlungen sei, versicherte aber dazwischen unaufhörlich, daß er gern sterbe, da nur sein Tod mich frei machen und mit seinem armen Henri vereinigen könne.

Athemlos lauschte ich diesen Worten und vergaß Alles über der entzückenden Gewißheit, daß Wilhelm mich liebe, und zwar so innig, aufopfernd und glühend, wie ich's in meinen kühnsten Träumen nie zu hoffen gewagt.

Jetzt, wo der böse Zauber gelöst war, sah ich, wie unrecht es gewesen, Henri's Einflüsterungen so unbedingten Glauben zu schenken, da seine flüchtige, leidenschaftliche Natur den ernsten, gediegenen Charakter Wilhelm's weder zu schätzen, noch zu beurtheilen vermochte. Aber wie edel war dies Herz, welches nun wieder so ganz und ungetheilt mir gehörte — ich hatte es wohl oft schon empfunden, aber gewiß nie so, wie in dieser Stunde, wo ich seit Wochen zum ersten Mal mein Herz wieder voll und warm schlagen fühlte und am Bette meines Mannes kniend ein heißes Dankgebet zum Himmel sandte.

Doch nur kurze Zeit durfte ich mich diesen beglückenden Gedanken hingeben, denn ein krampfhaftes Zucken von Wilhelm's Hand erinnerte mich daran, daß jeder Augenblick mein Glück zerstören könne, und ich wußte nur zu gut, daß eben diese ängstlich suchenden Handbewegungen oft sichere Todesboten sind. Außer mir sprang ich auf, um nach dem Doktor zu schicken, aber wie ich das blasse abgezehrte Gesicht mit den umheimlich glühenden Augen und fast schwarzen Lippen sah, bemächtigte sich meiner eine solche Verzweiflung, daß ich fast besinnungslos hinsank und Wilhelm unter Thränen bat, mich mitzunehmen, weil ich ohne ihn unmöglich weiter leben könne. Mit stieren Blicken betrachtete er mich — schloß die Augen und lag bewegungslos da, während ich, athemlos über ihn gebeugt, die immer leiser werdenden Athemzüge anhörte und deren gänzliches Aufhören erwartete.

Wie lange dies gedauert, weiß ich nicht, aber als der Doktor kam und mich aus meiner Betäubung aufschreckte, sagte er mir zugleich, daß ein Wunder geschehen und mein Mann, wenn nicht ein Rückfall eintrete, gerettet sei. Und in der That hatte der finstere Todesengel Erbarmen gehabt. Die Besserung ging schnell vorwärts, und ehe vierzehn Tage vergingen, konnte Wilhelm schon stundenlang außer Bett sitzen und die Erzählung meiner Leidensgeschichte anhören.

Glückliche Tage folgten jetzt — aber meine Gesundheit hatte gelitten, und obgleich nie eine Mutter ihr Kind mit mehr Sorgfalt und Liebe gepflegt, als Wilhelm mich, so wollte dieselbe doch nicht so leicht wiederkehren. Erst als der Mai mit seinen herrlich sonnigen Tagen den kalten Winter verdrängt hatte, wurde ich wieder kräftiger, und eine Badereise nahm auch den letzten Rest des hartnäckigen Nervenleidens hinweg.

Von Henri haben wir nie wieder direkte Nachrichten erhalten, er soll aber bald nachher in einem mit Gewalt herbeigeführten Duell gefallen sein.

Tiefe Stille herrschte, als Großmama geendet. — Die Kinder waren längst nach Hause geschickt, und auch die Erwachsenen nahmen jetzt Abschied mit herzlichem Dank für die freundliche Erzählung aus vergangenen Tagen.

Mannigfaltiges.

(Ein weiblicher Kosaken-Arzt.) Die „Petersb. Ztg." verbürgt folgende Nachricht: Ein Fräulein K..., welche eine ganz besondere Hinneigung für das Studium der Medizin fühlte, jedoch die Mittel nicht besaß, um sich diesem Berufe zu weihen, wendete sich an angesehene Männer des Orenburger Bezirks und erbat sich, die medizinischen Kenntnisse, welche sie sich auf der Akademie zu eigen machen würde, für den Dienst der Orenburger Kosaken zur Verfügung zu stellen, die den Aberglauben haben, sich nicht von Männern ärztlich behandeln zu lassen und sich, da sie sonst keinen Ausweg finden, gewöhnlich lieber an quacksalbernde unwissende Weiber wenden, die in dem Geruche stehen, Hexen-

und Zauberkünste zu üben. Der Vorschlag des Fräulein K. wurde bereitwillig angenommen: man ertheilte ihr die Erlaubniß zum Studium der Medizin auf der Akademie zu Petersburg, und das Kosaken-Corps zu Orenburg gab ihr eine Anweisung auf 28 Rubel monatlich Trakament. Im Mai d. J. hat Fräulein K. ihre Prüfungen für die Hälfte des von ihr zurückgelegten Kursus abgelegt, und glänzender als die meisten Studirenden bestanden. Die Kosaken schicken ihr zur Aufmunterung 300 Rubel, und sicherlich wird Fräulein K., wenn sie bei ihrem Vorhaben beharrt, durch die ihr eigenen Talente und Geschicklichkeit einst vielen Nutzen schaffen und überdies noch durch das gute Beispiel, das sie geben wird, von heilsamem Einflusse sein.

Der Schaden, der dem Ackerbau durch Zerstörung der Vogelnester entsteht, ist — nach einem Bericht aus Aix in Frankreich — gar nicht zu berechnen. Früher, als man noch nicht den unauthörlichen schonungslosen Krieg den Amseln, Nachtigallen, Grasemücken, Stieglitzen, Meisen, Finken, Grünlingen, Hänflingen, Lerchen, Zaunkönigen u. s. w. u. s. w. erklärt hatte, rechnete man in dem Frühjahr durchschnittlich 10,000 Vogelnester auf jede Quadratmeile auf dem Lande. Allbekannt ist, daß jedes Nest mindestens vier Junge enthält. Es steht ferner fest, daß Vater und Mutter jedem Jungen täglich 15 Raupen, zusammen 60, bringen und daß die sorgsamen Eltern jedes für sich 60 Raupen verbrauchen, was einen täglichen Verbrauch von 120 Raupen für jedes Nest ausmacht. Multiplizirt man nun 120 mit 10,000 Nestern, so kommt eine Totalsumme von 1,200,000 Raupen heraus, die täglich, und von 36 Millionen, die monatlich vertilgt wurden. Hat man wohl überlegt, daß diese 36 Millionen Raupen, wenn man nicht für die Erhaltung der lieben Vögelchen, welche uns von den Raupen befreien, mehr als jetzt geschieht, besorgt ist, Blätter, Blüthen, Früchte der Bäume und alle genießbaren, wie alle Zierpflanzen zerfressen müssen?!

Ein lebenslustiger Pariser Ehemann hatte aus seinem Schlafzimmer ein unverletzliches Heiligthum gemacht. Die Thüre dieses Blaubarts war Jedermann verschlossen, während ihm selbst sich alle Thüren öffnen mußten. In einer Winternacht hatte er den Verschluß vergessen; der Wind heulte und die Gattin im anstoßenden Zimmer glaubte Klagelaute aus dem Gemach zu vernehmen. Bestürzt, uneingedenk des Verbots, eilte sie instinktmäßig hinüber; die Thüre öffnete sich; sie tritt an's Bett und berührt leise das Haupt des ruhig Schlummernden. Entsetzen! das Haupt rollt auf den Boden! — Es war eine Maske, an dem Pfühl befestigt, welcher den Körper vorstellen sollte. Der Inhaber des wirklichen Kopfes brachte seine Nächte im Club oder anderswo zu. Diese Enthauptung zog eine Trennungsklage nach sich.

(Eine nette Revanche.) Im siebzehnten Jahrhundert war unter den französischen Damen eine wahre Spielwuth ausgebrochen und die vornehmsten und höchstgestellten waren die eifrigsten beim — Landsknecht. Da sie für ihre Neigung nicht immer hinreichend Partner fanden, so verstelen sie zuweilen auf seltsame Ideen, um ihrer Spielwuth fröhnen zu können. Die Herzogin de la Ferté berief ihre Lieferanten, die Schlächter, Bäcker u. s. w. zusammen, die mit ihr Landsknecht spielen mußten, wenn sie die Kundschaft behalten wollten. Einmal sagte die Herzogin einer Freundin ganz naiv ins Ohr: „Ich betrüge sie beim Spiel, weil sie mich bei den Lieferungen bestehlen."

Gemeinnütziges.

(Trockene Räude.) Dem „Freischütz" entnehmen wir folgendes, alle Hundeliebhaber gewiß interessirende Heilmittel gegen die sogenannte trockene Räude der Hunde. Die Krankheit besteht wesentlich darin, daß Milben, welche in die Haut eindringen, dem Thiere ein so unerträgliches Jucken verursachen, daß es sich scheuert und beißt, bis wunde Stellen entstehen, die vielen Schmerz verursachen. Als ein ganz probates Mittel dagegen wird in der „Deutschen Wettrennenztg." vom 24. Juni ds. Jrs. von einem Thierfreund empfohlen: „Man wasche den Hund am Abend mit grüner Seife und lauem Wasser ganz rein, spühle ihm dann die Seife wieder sorgfältig ab und sorge dafür, daß er über Nacht trocken wird. Am Morgen des folgenden Tages reibe man alle wunden Stellen und da, wo die Haut abschuppt, nach Bedürfniß mit Peru-Balsam, der in jeder Apotheke zu haben ist, ein; am Mittag und Abend wiederhole man dies. Es bedarf dabei keiner besonderen Diät des Hundes, auch besorge man nicht, daß durch etwaiges Lecken an dem Balsam die Gesundheit des Thieres leide. Der Erfolg ist überraschend. Sollten aber durch eintägiges Reiben, was abzuwarten ist, die Räude-Milben nicht alle getödtet sein, so wird eine Wiederholung der Prozedur unbedingt günstigen Erfolg haben."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 103. Sonntag, 27. August 1865.

Das Porträt eines Landschaftsmalers.

(Fortsetzung.)

Arthur drückte dem Major freudig die dargebotene Rechte und schritt dann stumm neben ihm her nach seinem Tische. Hastig trank er hier sein Glas Wein, und indem er bald von dem Einen oder dem Anderen angeredet wurde, verging Viertelstunde auf Viertelstunde, und schon wurde allerseits zum Aufbruch gemahnt, ohne daß er hätte dorthin eilen können, wohin sein Herz ihn so mächtig trieb, wo er noch gern den Abend verweilt hätte. — Da sah er, wie die beiden Lieutenants mit ihrer heiteren Laune um Minna standen, und wie diese, in einer gewissen Verlegenheit und Zerstreutheit, die Rose, welche sie auf ihrer Brust getragen hatte, mit den weißen Fingern zerpflückte.

„Nun, gnädiges Fräulein, Sie sind ja seit der Musik etwas tief in elegische Stimmung gekommen," äußerte der Jüngere, Lieutenant Müldner, und wandte sich dann zu seinem Freunde: „Was meinst Du, Lanzing, wollen wir dem Künstler nicht für seinen sentimentalen Vortrag die Stücke dieser Rose bringen?"

„Nichtig!" meinte lachend der Gefragte, „nimmt er sie auch nicht für Lorbeeren, so wird er die Sache doch als noblen Scherz aufnehmen, wenn Du ihm sagst, welche schöne Hand die Rose zerzupft hat."

„Ich hoffe," fiel hier Minna mit einem Blicke ein, der mehr gebieterisch als bittend war, „ich hoffe, die Herren werden sich gegen unseren Gast einen solchen Scherz nicht erlauben."

„O," entgegnete Lanzing, „glauben Sie ja nicht, meine Gnädige, daß es der fahrende Künstler so genau damit nimmt. Sie kennen dies Künstlervolk noch nicht."

Seit dem Zerzupfen der Rose hatte Arthur kein Auge von Minna gewandt und sich bemüht, die Unterhaltung zu verstehen. Sicher mußte ihm dies gelungen sein, denn kaum waren die letzten Worte von dem jungen Offizier gesprochen, so röthete sich sein Gesicht; der Wein hatte ihn ohnehin erhitzt und in völliger Aufregung trat er aus dem Kreise der Männer hinüber und sagte zu Lanzing: „Mein Herr, bedenken Sie, man kann sich durch plumpangebrachte Späße oft sehr schaden und sich durch manchen Witz ein großes Armuthszeugniß ausstellen."

Damit drehte er sich, ohne eine Entgegnung abzuwarten, auf den Fersen herum und ging wieder zurück, während beide Offiziere erstaunt hinter ihm her sahen und ihm Blicke des Hohns und der Geringschätzung nachsandten.

Endlich begann Müldner: „Höre, Lanzing, dies Zeugniß darfst Du nicht behalten; Du mußt den jungen Vorwitz lehren, wie er sich künftig zu benehmen hat."

„Natürlich, natürlich," sagte Lanzing und wollte in seinem Zorne weiter reden, als ihm Minna ins Wort fiel.

„Meine Herren, ich habe nie gehört, daß man den Grund einer verdienten Zurechtweisung beseitigt, indem man an einem Anderen eine falsche Rache ausübt. Es kann zwar nicht mein Wille sein, Ihren Handlungen vorzugreifen, da jedoch Herr Beck der Gast meines Vaters ist und vor jeden Beleidigungen geschützt werden muß, so werden Sie mir erlauben, meinem Vater Ihre beleidigenden Aeußerungen mitzutheilen, sobald Sie Unannehmlichkeiten heraufbeschwören, zu denen ich Ihnen weder ein Recht, noch eine Veranlassung zugestehen kann."

Keiner wagte dem jungen Mädchen zu widersprechen, denn Müldner befürchtete das Dazwischenkommen des Majors, und Lanzing fürchtete nicht nur dasselbe, sondern auch noch den Zorn seines Vaters, von dem er wußte, welche Angelegenheit erst am heutigen Abend mit Jenem bezüglich seines älteren Bruders verhandelt war. Offenbar standen die Offiziere dem jungen Mädchen im Augenblicke

höchſt verlegen gegenüber, und da Keiner von ihnen wußte, was er thun ſollte, ſo war Jeder froh, durch den allgemeinen Aufbruch aus dieſer unangenehmen Situation geriſſen zu werden.

Der Major führte eine ältere Dame am Arme hinunter. Minna begleitete die jüngeren und nur Arthur verabſchiedete ſich im Saal und blieb allein zurück. Sein Geſicht war ungewöhnlich erhitzt, denn der genoſſene Wein trieb eine ganze Gluth von Feuer in ſeine Wangen. Da rollten unten die Wagen fort und er hörte Vater und Tochter zurückkehren. Doch nur die Letztere trat ein, während der Major in ſein gegenüberliegendes Zimmer zu gehen ſchien.

„Papa läßt Sie noch um ein Stündchen Ihrer Geſellſchaft bitten, er wird gleich wieder herüberkommen.“

Arthur hatte die Sprechende mit ſtummer Verbeugung angehört. Sein blaues Auge ſprühte Stolz und Schwermuth, Hoffnung und Schmerz zugleich. „Ich bedauere von Herzen den Auftritt mit den beiden Offizieren,“ ſagte er dann, „und muß Sie um Verzeihung bitten über meine Unart.“

„Unart? Waren Sie denn nicht in Ihrem Rechte?“ fragte Minna mit feſter Stimme und noch in dem Bewußtſein, ſeine Vertheidigerin geweſen zu ſein.

„Das werden beide Herren ſchwerlich einſehen; indeſſen bin ich bereit, für die Folgen meiner Aeußerung einzuſtehen.“

„Ich hoffe, alle Folgen ſind bereits unterdrückt.“

„Unterdrückt? Und durch wen?“

Minna ſenkte ihren Blick nieder, doch Arthur ſchien ſie vollends zu verſtehen.

„Wie, durch Sie, Minna?“ Und bei dem Ausſpruch ihres Namens wurde der Ton ſeiner Stimme weich und bittend. — „Minna, Sie bewieſen mir ſchon lange eine endloſe Theilnahme; gebe Gott, daß Sie dieſelbe nie zu bereuen haben, daß Sie damit durch mein Leben nicht den Faden ewigen Unglücks ziehen!“

Sie erhob ihr Antlitz wieder und reichte weinend dem jungen Maler die Hand, als wolle ſie ſchwören, daß ſie nur ſein Glück wünſche.

Arthur preßte krampfhaft die Hand in der ſeinen und flüſterte leiſe: „Aber Minna, Minna, haben Sie keine Deutung für dieſe Thränen? O, ſagen Sie, ſoll ich ſie als Mitleid oder Freundſchaft nehmen, ſoll ich ſie als —“

Das Wort erſtarb ihm im Munde. Als jedoch Minna zitternd und ſchluchzend an ſeine Bruſt ſank und ihre Stirne an ſeine Schulter lehnte, ſetzte er freudig erregt hinzu: „So ſoll ich ſie als Liebe deuten?“ — Und mit einem Blicke von Milde und Segen ſah ihn die Geliebte an und ließ es ſtill geſchehen, daß Arthur der Seele heiliges Siegel auf ihre Lippen drückte.

Dann ſagte ſie mit einem glücklichen Lächeln, in dem die vollſte Unbefangenheit, die höchſte Zuneigung lag: „Und muß dieſe Liebe nicht ſchön ſein, Arthur? Sagten Sie nicht ſelbſt heute, alles Erhabene, das uns Künſtler feſſelt, feſſelt auch ſo gewaltig unſere Seelen, daß ich nichts kenne, was uns ein erfaßtes Ideal entreißen könnte? — Und iſt die Liebe nicht das Erhabenſte? Und nannten Sie mich nicht geſtern erſt Ihre Künſtlerin?“

„Ja,“ erwiederte Arthur im Vollgefühl ſeines Glückes, „ja, Du Engel von Künſtlerin, ich möchte Dich lieben, wie kein Gott es kann.“

In dieſem Augenblicke tönten auf dem Korridor die Schritte des Majors und riſſen die beiden Liebenden aus dem erſten Genuſſe einer Seligkeit, von der ſie nicht wußten, ob ſie Glück oder Trauer, Friede oder Schmerz bringen würde.

V.

Am Abend des folgenden Tages ſaßen die beiden jungen Leute in traulicher Heiterkeit in einer Laube des Parks. Minna hatte heute eine neue Zeichnung vollendet und ihr Lehrer muſterte ſie eben mit ſichtlichem Vergnügen.

„Kind, Du machſt mich mit Deinen Fortſchritten doppelt glücklich!“ rief er aus und umarmte küſſend die Geliebte. Gleich ließ er ſie jedoch wieder los, ſah ſich ängſtlich um und fuhr dann fort: „Gott, es iſt wirklich ein himmliſcher Reiz, Dich mit dem trauten „Du“ anreden, Dich meine Geliebte, mein Alles nennen zu dürfen; aber Du glaubſt nicht, mein Engel, wie ſchmerzlich es mich doch berührt, wenn ich, verſunken in die Seligkeit unſerer jungen Liebe, daran denke, daß Dein Vater plötzlich das ganze Glück mit einem einzigen Worte vernichten kann.“

„Quäle Dich doch nicht mit ſolchen Gedanken, lieber Arthur; ich bin von der Liebe meines Vaters ſo überzeugt, daß er niemals mein Unglück heraufbeſchwören wird. Und wäre es nicht das Schmerzlichſte für mich, wenn Du mir entriſſen würdeſt?“

„Minna, überſehe nicht, daß Dein Vater zu dem Wunſche berechtigt iſt, Dein Glück in den Kreiſen des Adels zu ſuchen. Ich, ein armer Künſtler —“

„An deſſen Seite ich die höchſte Liebe genieße,“ fiel Minna ein. „Du, der durch den Adel ſeiner Kunſt über den Adel der Welt erhaben iſt, Du wirſt gewiß vom Vater nicht minder erkannt als von mir. Bitte, bitte, nun keine Silbe mehr davon;

Deine Liebe, die mich so unendlich glücklich macht, würde sonst schmerzen.“ Damit schlang sie ihre weißen Arme um den Nacken des Geliebten, sah mit liebender Zärtlichkeit zu ihm auf und indem sie ihn küßte, fragte sie: „Nicht wahr, Du denkst nicht mehr daran und glaubst, daß Deine Minna unwandelbar Dir gehört?“

„Herr,“ rief Arthur mit einem dankbaren Blick nach Oben, „Herr, welchen Engel gibst Du mir zur Seite!“ Dann umarmte er das junge Mädchen von Neuem und sagte: „Ich will ja gern an nichts denken, was unsere Liebe stören kann; doch glaube, selbst wenn Du mir entrissen würdest, bliebst Du doch der Stern, der mich durch's Leben hindurch leitet.“

Glücklich drückten sich die Liebenden die Hände und traten dann hinaus in den Weg, auf dem ihnen der Major eben entgegenkam.

„Aber, lieber, bester Freund!“ rief er schon von weitem, „nicht wahr, heute machen Sie uns wieder mit der Zither ein Vergnügen, und zwar hier im Freien? Der Abend wird schön und mild, da wäre es unverzeihlich, wenn wir nicht hier blieben.“

„Ganz nach Ihrem Wunsche, Herr Major,“ erwiederte Arthur, „denn in der That, auch ich bleibe heute nirgends lieber als in der freien Gottesnatur.“

„Und spielen, nach deren Stimmung, heiter und fröhlich,“ begann Minna; „ja, ja, das gibt einen himmlischen Abend!“

„Mit dem Syrenen-Instrument,“ fiel Arthur scherzend ein, und der Major lächelte über seinen eigenen Einfall.

Arthur verbeugte sich und ging. An der Gartenthüre wandte er sich indessen noch einmal um und ließ beglückt sein Auge auf der Gestalt ruhen, die jetzt sein ganzes Sein ausmachte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein improvisirtes Schwurgericht.

Die reizende Sophie Mannsfeld, ihres Zeichens Malerin, wurde während des siebenjährigen Krieges auf Befehl Friedrich's des Großen aus der sächsischen Porzellan-Manufaktur zu Meißen nach der Porzellanfabrik in Berlin gleichsam als „Kriegsgefangene“ abgeführt. Das Talent dieser Künstlerin sollte die neu angelegte Porzellan-Manufaktur in Berlin in Schwung bringen. Doch die despotisch dekretirte Entfernung von ihrem heimathlichen Boden, die gewaltsame Trennung von ihrem Bräutigam, an dem sie mit voller Seele hing, hatten die Mannsfeld mit tiefem Schmerz erfüllt, der ihre künstlerische Hand vollständig lähmte. Glücklicherweise währte die peinliche Lage der Mannsfeld nicht so lange, als es anfangs den Anschein hatte. Zur fraglichen Zeit wurde nämlich ein Engländer, Namens Altenberg, welcher angab, eine für die Porzellan-Fabrikation wichtige Erfindung gemacht zu haben, dem König vorgestellt und beauftragt, die Güte seiner Erfindung durch Experimente in der königl. Porzellan-Manufaktur zu erproben. Der Engländer begab sich hierauf in Begleitung des jungen Grafen Lanisky in die k. Fabrik. Beide lernten dort die Sophie Mannsfeld kennen und erfuhren das Schicksal dieser Künstlerin. Es wurde ihnen unter anderm auch mitgetheilt, daß der König die Mannsfeld zur Frau eines Soldaten zu machen gedenke.

Der Engländer tadelte die Handlungsweise des Königs in der freimüthigsten Weise und auch dem Grafen Lanisky, der sich der Gunst des Königs erfreute, entschlüpften die Worte: „Sklaverei, Tyrannei“. Sophie warf sich zu Füßen des Grafen und bat ihn inständigst um seine Fürsprache bei dem König. Der trostlose Zustand Sophiens erregte in dem Grafen wie in dem Engländer die lebhafteste Theilnahme, und Beide überreichten denn auch dem Könige eine Bittschrift für die unglückliche Mannsfeld. Dieses Gnadengesuch erhielt durch einen eingetretenen Zwischenfall eine eigenthümliche Erledigung. Es traf sich nämlich, daß zur fraglichen Zeit bei dem Könige von der Schönheit der Portlandvase die Rede war, und der König setzte sich in den Kopf, daß eine gleich schöne Vase binnen Monatsfrist in seiner Porzellanfabrik gefertigt werden müsse. Er dachte dabei insbesondere an die Sophie Mannsfeld. Daß die Zwangsruthe der gewünschten Vase nicht zu einer ausnehmenden Schönheit verhelfen werde, war einleuchtend, und so erhielt denn das beregte Bittgesuch, in welchem um die Freilassung der Mannsfeld gebeten wurde, folgenden Bescheid: „Wer von den Künstlern in der Porzellanfabrik zu Berlin die dato in einem Monate die schönste Vase fertigen wird, kann sich verheirathen oder nach Belieben nicht verheirathen und zu jeder Zeit nach Sachsen zurückkehren. Wer sich lieber in Berlin festsetzen will, erhält 500 Thaler zur Belohnung. Der Name dessen, der den Preis davonträgt, wird auf die Vase geschrieben, welche von dem Augenblicke an die preußische Vase genannt werden soll.“

Sophie Mannsfeld setzte ihre ganze Kraft ein, um den Sieg davonzutragen; war ja doch nichts geringeres als die sehnlichst erwünschte Freiheit der Siegespreis. Binnen der bestimmten Frist hatte

Sophie die Vase gefertigt, und sie hatte ihre Aufgabe glücklich gelöst. Die Vase errang den Beifall des Königs; Sophie athmete wieder frei auf und eilte in die Arme ihres Bräutigams.

Die preisgekrönte Vase wurde, nachdem Graf Lanisky sie eigenhändig mit der Inschrift: „à l'éternelle gloire de Frédéric le Grand" gezeiert hatte, in den königlichen Gemächern mit großer Sorgfalt eingepackt, um nach Paris gebracht zu werden. Beim Einpacken rieb sich die blaue Grundfarbe ab, und hinter dem Worte „Grand" wurde das Wort „Tyran" sichtbar. Auf Graf Lanisky, der, wie der König erfahren haben mag, bei seinem ersten Zusammentreffen mit der Mannsfeld das Wort „Tyrannei" zornentbrannt ausgesprochen, fiel der Verdacht, das Wort „Tyran" auf die Vase gebracht zu haben; er wurde sofort verhaftet und nach Spandau gebracht, um dort über den „Grand Tyran" mit blauer Grundfarbe 6 Jahre nachzudenken.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Retter in der Noth.) Vor einigen Jahren brannte der größte Theil des Dorfes Göhren ab. Ein Abgebrannter erzählt: Schon brannten die Gebäude meines Nachbarn. Ich lief nach dem Schafstall, aber die Schafe wollen denselben nicht verlassen. Ich fühlte, die Thiere würden verbrennen müssen, denn schon brannte das Dach über mir. Da war es mir, als ob Etwas neben mir vorbei in den Stall sprang. Gleich darauf hörte ich das wüthende Gebell meines Hundes hinter den Schafen und im Augenblicke waren alle auf dem Hofe. Ich wollte nun nach dem Kuhstalle, aber das brennende Stroh versperrte mir den Weg. Da sah ich plötzlich mein Vieh durch das brennende Stroh laufen, getrieben, gebissen von dem Hunde. Jetzt fehlten noch die Schweine. Plötzlich höre ich sie schreien. Die Schweine werden hinter den brennenden Bäumen des Gartens sichtbar, es jagt sie der Hund, er jagt sie ins Wasser und springt ihnen nach. Eine Viertelstunde später fand ich auf dem Berge bei meiner Wohnung in der Nähe all mein Vieh in einem Haufen zusammengedrängt, umkreist von meinem Hunde.

Neulich hatte ein Leinwandhändler in London, um sich vor Dieben zu sichern, seine ausgelegten Waaren mit Bindfäden angebunden, welche mit einer Schelle korrespondirten. Eines Tages erklang die Schelle, der gute Mann stürzt heraus und greift seinen Dieb. Ganz stolz auf sein Stratagem erscheint er als Kläger vor dem Richter von Marylebone. Nachdem er ihn gehört, nimmt dieser eine strenge Miene an und sagt: Sie legten Ihre Waaren aus, damit sie gestohlen würden. Ihr Faden war ein Fallstrick für die Passanten. Ich wollte, das Gesetz erlaubte mir, Sie für diese Verfügung zu bestrafen, ich würde es mit dem größten Vergnügen thun! Man denke sich das Erstaunen des Geschäftsmannes. Der englische Richter ging in der Excentrizität nicht so weit, den Dieb laufen zu lassen: allein er bedachte ihn mit dem Minimum, jedenfalls wegen der Provokation. Es ist schade, daß unter so günstigen Umständen der Spitzbube wider den Kaufmann nicht eine Gegenanklage wegen Vertrauensmißbrauch erhoben hat.

Jemand wollte einen Wechsel nicht acceptiren. Als er darüber vom Gericht zur Verantwortung gezogen wurde, entschuldigte er sich mit den Worten: „Der Wechsel ist nicht richtig. Ich und der Aussteller des Wechsels duzen uns schon seit dreißig Jahren und der Wechsel beginnt mit den Worten: 2 Monat à dato zahlen Sie."

Das Turnen.

Turnen ist Ringen,
Schwingen und Springen,
Aber die Turnerei
Ist nichts als Spielerei.

Schön ist der Turner Tummelplatz,
Dort liegt von Kraft ein Schatz,
Von Tugend und Mannessinn,
Für Körper und Geist Gewinn.

Aber die Turner, frisch und fest,
Gar klein ist jetzt ihr Rest.
Der Trauben- und Gerstensaft
Kein' Freude am Ringen schafft.

Turnen ist Ringen,
Schwingen und Springen.
Fort mit der Turnerei,
Eilet zum Turnen frei!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 104. Dienstag, 29. August 1865.

Das Porträt eines Landschaftsmalers.

(Fortsetzung.)

Der Major mochte diesen Augenblick, wo Minna sich allein befand, gesucht und eben an sein gestriges, mit Oberst Lanzing gehabtes Gespräch gedacht haben, denn plötzlich blieb er stehen und sagte ziemlich bedeutungsvoll: „Denke Dir, mein Kind, Wilhelm v. Lanzing ist schon Oberlieutenant geworden!“

„O, das freut mich,“ entgegnete Minna arglos und unbefangen, „er ist mir unter den Söhnen des alten Oberst als der beste und verdienstvollste erschienen.“

„So?“ bemerkte lächelnd der Major. „Und da gönnst Du ihm; wenn er denn Dein Interesse so erregt hat, gewiß noch mehr Glück, als nur das Oberlieutenantspatent?“

„Welche Frage, Papa! Glück gönnt man ja wohl im Grunde allen Menschen.“

„Nur dem Einen mehr, dem Anderen weniger, meine Tochter, ganz nach dem man sich für einen Menschen interessirt.“

Hier waren Beide zu der Laube gekommen, die Minna eben erst verlassen hatte. Sie traten ein und nachdem sie Platz genommen hatten, fragte der Major weiter: „Aufrichtig, liebe Minna, hast Du niemals bemerkt, daß Wilhelm Lanzing schon in Angelegenheit seines Herzens eine Entscheidung traf?“

Minna sah ihren Vater verwundert an und dieser, in der Meinung, ein stummes Geständniß empfangen zu haben, ergriff theilnehmend ihre Hand und fuhr fort: „Du weißt, meine Tochter, daß Dein Glück auch das meine ist und daß ich mit väterlicher Sorge bemüht bin, Dein Glück dauernd zu gründen. Sieh', Dein Vater war in seiner Jugend ein Mann, dem das Glück mit jedem neuen Tage schöner entgegenlachte; doch — um so schwerer traf auch das Schicksal, das mich tückisch verfolgte, später meine Seele; ich wurde recht — ich wurde namenlos unglücklich und nur Du, die mir der Himmel noch als Gnadengeschenk ließ, in der ich die schönsten Träume einer glücklichen Zeit noch einmal durchträumen durfte, Du, liebe Minna, warst Deinem Vater das Einzige, was ihn an die Welt fesselte. Niemals hat es meine Liebe über sich gewinnen können, Dich einzuweihen in die traurigen Verhältnisse, unter denen ich einst zu erliegen glaubte; ach, ich war zu glücklich, daß ich noch eine Tochter hatte, deren Erziehung ich leiten konnte, ich schwieg, in der Hoffnung, daß sie einst meiner gequälten Seele doch noch die Ruhe bieten würde, nach der ich mich so herzlich sehnte. Diese Ruhe, liebe Seele, liegt einzig in Deinem Glücke, Dein Glück wird mich versöhnen mit Allem, was die Welt mir Trübes bot. Wirst Du es aber aus meiner Hand annehmen? Würdest Du Dein Herz dem älteren Lanzing schenken können, den Du seit den Jahren Deiner Kindheit stets bevorzugtest?“

Minna war während des Gesprächs immer bewegter geworden und fiel jetzt vor ihrem Vater nieder, indem sie dessen Kniee krampfhaft umklammerte und weinend ihr Gesicht in seinem Schooße verbarg.

„Minna! wie, ich täusche mich?“ fragte hierauf der Major und richtete ihren Kopf in die Höhe.

„Verzeihung, o Verzeihung, mein Vater!“ schluchzte das Mädchen im heftigsten inneren Kampfe; „ach, — mein Herz — gehört einem Anderen.“

„Und wem?“ rief der erstaunte Major.

„Einem Jüngling, dessen Adel sein Geist, dessen Reichthum seine Herzensgüte ist. O, mein Vater, zürne Deiner Tochter nicht; gern, gern will ich Dir ja folgen, aber meine Liebe, — ach, sie kann nur dem bleiben, den ich von Grund meiner Seele verehre und anbete.“

„Gott,“ flüsterte mit gedrückter Stimme der Major, „Du stichst mich schwer heim!“

Arthur war längst wieder in den Park getreten, ohne daß er Zeuge dieses Auftritts sein wollte, durch

das Pflücken einiger Blumen in der Nähe der Laube aufgehalten und bei den erſten Worten des Majors wie an den Boden gefeſſelt. Er lehnte an einem Baume und würde hier regungslos und wie betäubt bis in die Nacht haben ſtehen können, wenn nicht im Augenblicke faſt gänzlicher Verwirrung und Fühlloſigkeit die Zither ſeinem Arme entfiel, ſo daß der raſſelnde Ton ſowohl ihn als den Major aufſchreckte.

Dieſer trat alsbald hervor und ſagte in einem Tone, der ſeine Aufregung nicht ganz verbergen konnte: „Es thut mir leid, Herr Beck, aber wir werden heute auf die Unterhaltung verzichten müſſen, meine Tochter iſt plötzlich unwohl geworden.“

„Unwohl?“ fragte Arthur betroffen und nur, um einen Laut über ſeine Lippen zu bringen.

„Wird nicht viel zu ſagen haben,“ entgegnete der Major, indem er ſich zwang, ſeine Faſſung zu behalten, „vielleicht können wir oben noch ein Stündchen zuſammen ſein.“

Wie eine Statue blieb der junge Künſtler einen Augenblick ſtehen, ſein glühender Blick folgte mitleidsvoll dem armen Major, deſſen Schickſal jetzt in hellen Farben vor ſeine Seele trat, — dann wandte er ſich raſch nach dem Hauſe. Man ſah ihm an, daß ein entſcheidender Gedanke beſtimmend auf ihn einwirkte, denn mit ſchnellem Schritte begab er ſich nach dem Zimmer, in welchem die Staffelei mit Minna's Bild ſtand, ſtürzte vor dieſem nieder und mit einem ruhigen, doch ſo verzweiflungsvollen Lächeln, in dem Liebe und Entſagung um das Zeugniß von der Größe einer Künſtlerſeele ſtritten, flüſterte er leiſe: „Göttliche, ach — es war vermeſſen von mir; nein, der arme Künſtler ſoll nicht von neuem Schmerz in dieſes unglückliche Haus bringen. Doch lieben will ich Dich, bis mich der Tod befreit von dieſer Qual; ja, lieben will ich Dich, wie die Blüthe den Sonnenſchein liebt; ich will Dein gedenken, wie man mit heiligſten Gefühlen einer theuren Entſchlafenen gedenkt; ich will Dich feſt in meine Seele ſchließen und um Dein Glück beten vor dem Throne des Höchſten; — aber ich will Dir entſagen und will der Welt fluchen, die den Künſtler vergöttert und verachtet zugleich!“

Eine Zeitlang lag er ruhig vor der Staffelei und betrachtete das liebliche Bild, bis er endlich aufſprang und die Schelle zog.

Bald darauf trat Ptaro ein; doch ohne das Verlangen des Gaſtes abzuwarten, begann er mit ſorgenvoller Stimme: „Herr Beck, ich glaube, die Folgen laſſen nicht mehr lange auf ſich warten, das gnädige Fräulein —“

„Still, ſtill!“ fiel Arthur mit Leidenſchaft ein; „beim Himmel, kein Wort von jener Nacht.“ Und geſammelter ſagte er dann: „Es geht vorüber; das Fräulein wird ſich wieder erholen und mit mir wird verſchwinden, was Euch Sorge macht. Geht und holt mir eine Lampe her, ich muß die Nacht Etwas arbeiten; morgen bei Zeiten thut Ihr mir den Gefallen und kommt wieder her.“

Kopfſchüttelnd verließ der Alte das Zimmer, brachte die Lampe und ging wieder hinaus, ohne daß ſein „gute Nacht!“ gehört wurde.

Arthur ſtand, ſeine heiße Stirne an eine Scheibe gelehnt, am Fenſter und erſt, als längſt ſchon die Sterne am Himmel flimmerten, wandte er ſich um, zündete die Lampe an und griff nach einer Papierrolle, von der er ein Stück über den Rahmen des Bildes zog, das er vorher mit Sorgfalt abſteckte. Dann ließ er ſich nieder und fing an zu zeichnen. Mit jedem Zuge ſeiner Feder ſchien die Kunſt ihren Jünger aus dem Bereiche des Irdiſchen zu entrücken; oft lockte das volle geiſtige Hingeben an den Gegenſtand ſeiner Darſtellung ein wahres Glühen in das Auge, dann wieder hielt er die begonnene Skizze in die Ferne und lächelte ſie mit einer Miene an, die einen Zuſchauer mit tiefer Rührung erfüllen mußte. Kein Laut kam über ſeine Lippen, kein Seufzer entging ſeiner Bruſt, — und nur die Veränderung ſeiner Geſichtszüge, die bald Schmerz, bald Begeiſterung, bald den Muth einer großen, bald die Wehmuth einer gequälten Seele abſpiegelten, nur die Geſichtszüge zeigten, was für Gefühle in dem leidenden Künſtler tobten und kämpften.

Endlich fiel der erſte Strahl der Sonne auf die Skizze. Sie war mit ſeinen Federſtrichen ſauber und ſorgfältig ausgeführt. Die Kunſt in einer allegoriſchen Figur lag vor einer zerbrochenen Säule und ihr Blick ruhte auf derſelben mit einem ſo hohen Ausdruck des Schmerzes, wie ihn nur die höchſte Künſtlerkraft in dem Momente wiedergeben kann, wo dem Künſtler ſein reinſtes, ſein erhabenſtes Glück, das Ideal ſeiner Wünſche und Hoffnungen, in Trümmer zuſammenſtürzt. Darüber ſchwebte frei eine andere Figur, das Haar leicht und feſſellos über die Schultern geworfen, die Hände zum Segen ausgebreitet, mit dem Blicke einer ergreifenden Ruhe und Liebe.

Zwar ſah man der letzten Figur an, daß Minna's Bild zum Originale gedient hatte, doch aber lag etwas mehr als Menſchliches, etwas mehr als Irdiſches in dieſen todten Linien, es war die vollendetſte Apotheoſe eines Bildes, an das jedes tiefere Anſchauen der Geliebten den jungen Maler erinnert hatte.

Arthur ſtand jetzt auf und ſetzte ſich an einen Schreibtiſch.

Bald darauf trat Ptaro ein und fragte verwundert: „Nun, Sie haben die Nacht geſchrieben?“

„Nur wenig," entgegnete Arthur; „doch sagt mir, was macht das Fräulein?"

„Jesus Maria!" begann der ehrwürdige Greis seine Antwort, „wenn es sich nur nicht verschlimmert; sie war die Nacht recht krank und phantasirte bis gegen Morgen, wo sie in einen sanften Schlaf fiel. Gebe der Himmel, daß sie daraus wohl erwacht."

(Fortsetzung folgt.)

Ein improvisirtes Schwurgericht.

(Schluß.)

Doch die Sache sollte bald eine andere Wendung nehmen. Die Mutter des Grafen traf nämlich in einer Gesellschaft mit dem erwähnten Engländer Altenberg zusammen, und begreiflicherweise kamen sie auch auf das Schicksal des jungen Grafen zu sprechen. Der Engländer äußerte seine Entrüstung über die summarische Verurtheilung Laniska's; meinte, daß in seinem Vaterlande ein solcher Akt der Willkür in den Bereich der Unmöglichkeiten gehöre, und schilderte der Gräfin mit den glänzendsten Farben der Begeisterung die Vortrefflichkeit der englischen Jury. Die Gräfin gewann durch die lebhafte Schilderung des Engländers ein besonderes Interesse für die Jury und drückte ihr Bedauern aus, daß ihr Sohn einem Lande angehöre, welches sich nicht einer solch wohlthätigen Institution erfreue. Eine Jury, meinte sie, hätte den Grafen sicherlich nicht in das Gefängniß geschickt.

Der König, der inzwischen in den Salon getreten war und das Gespräch der Gräfin mit dem Engländer belauscht hatte, näherte sich diesem und sagte: „Gut, über Laniska sollen zwölf Ebenbürtige das Urtheil fällen, ich wähle mir einen Anwalt und Sie sollen der Vertheidiger Laniska's sein, doch unter einer Bedingung: Erklärt die Jury, wenn Sie es so nennen wollen, den Grafen Laniska für schuldig, so theilen Sie sein Schicksal und müssen sich zu einem sechsjährigen Festungsarreste bequemen." Der Engländer ging auf diese Bedingung ein. Sohin wurden zwölf Ebenbürtige des Grafen gewählt und alle jene Vorbereitungen getroffen, welche nach englischem Vorbilde eine Schwurgerichtssitzung bedingen. Die Verhandlung fand öffentlich in Gegenwart des Königs statt. Ein zahlreiches Auditorium von Nah und Fern hatte sich eingefunden, um Zeuge des seltenen Schauspiels zu sein. Die preisgekrönte Vase war als corpus delicti herbeigeschafft. Die zwölf Männer, welche durch ihren Wahrspruch über das Schicksal Laniska's entscheiden sollten, wurden auf die feierlichste Weise in Eid genommen und von dem Vorsitzenden ermahnt, lediglich nach ihrer innersten Ueberzeugung ihr Urtheil abzugeben.

Graf Laniska wurde vorgeführt und der Anwalt des Königs entwickelte die Anklage. Die erschienenen Zeugen sagten Laniska belastend aus und es schien anfänglich, der Angeklagte werde bald wieder in die dunklen Gefängnißräume zurückkehren.

Da erhob sich der Vertheidiger, jener Engländer, dessen wir oben erwähnten, und nachdem er das Gegenverhör der Zeugen begonnen, gewann die Sache sofort eine andere Gestalt. Der Vertheidiger suchte durch eine geschickte Fragestellung zu ermitteln, an welchen Orten sich die Vase bis zum Einpacken befunden und wer außer den Arbeitern bei der Vase in der Fabrik gesehen wurde. Ein Zeuge sagte aus, daß ein gewisser Salomon, der als Belastungszeuge gegen Laniska bei der Verhandlung erschienen war, die Vase in der Fabrik besichtigt habe, und daß sein Benehmen hiebei sehr auffiel. Es wurde ferner festgestellt, daß Salomon später in den kgl. Gemächern die Vase eingepackt und daß er es war, der das verhängnißvolle Wort „Tyran" auf der Vase dem Könige denunzirte. Ein zweiter Zeuge bestätigte, daß Salomon Drohungen gegen Laniska ausgestoßen und Gelder der Mannsfeld veruntreut habe.

Nachdem auf diese Weise der Verdacht auf Salomon gelenkt war, meldete sich ein Materialwarenhändler als Zeuge. Dieser sagte aus, daß Salomon bei ihm zur fraglichen Zeit blaue Farbe gekauft und konstatirte, daß die Grundfarbe bei dem Worte „Tyran" mit der bei ihm gekauften übereinstimme. Eine Vergleichung der Schriftzüge stellte außer Zweifel, daß Salomon der Thäter war. Der König verfolgte die Verhandlung mit immer steigendem Interesse.

Graf Laniska wurde von den Geschworenen freigesprochen. Der König bestätigte diesen Spruch und nahm den Engländer in seine Dienste. Salomon wurde verurtheilt, lebenslänglich bei der Reinigung der öffentlichen Straßen mittelst eines kräftigen Besens lebhaften Antheil zu nehmen. *)

*) Die Geschichte, die wir oben erzählten, findet sich mit noch ausführlicherem Detail in deutschen, französischen und englischen Schriften; die deutsche Geschichtsforschung indeß zuckt dabei die Achseln und fügt jener kleinen Erzählung ein kolossales Fragezeichen bei. Anmerkung des Verfassers.

Mannigfaltiges.

(Die blauen Seen in Amerika.) Je besser Amerika bekannt wird, desto zahlreicher und desto herrlicher zeigen sich die Wunder der Natur den erstaunten Blicken. Wie groß auch die Lobsprüche gewesen, die man diesem Lande ertheilt, und wie exaltirt die Begeisterung der Reisenden, welche die amerikanischen Wälder, Ebenen, Flüsse und Seen besucht, so sind die Lobsprüche doch noch nicht erschöpft, kann der Enthusiasmus stets neu erwachen. In der That findet der Pionier, der zur Entdeckung von Jagdgründen, von Minen oder auch nur von Ländereien eilt, die zum Anbau geeignet sind, immer neue Gegenden, deren malerische Schönheit ihn fesselt und entzückt. So machen die blauen Seen, die ungefähr 7 Meilen von Lakeport, auf dem Wege von dieser Stadt nach Utiah-City entdeckt sind, die Bewunderung der Reisenden aus, welche so glücklich sind, diese Seen, die schönsten und malerischsten der Welt, zu sehen. Von jeder Seite erheben sich riesige Berge, die ihre steilen Höhen in dem krystallhellen Wasser spiegeln, dieses selbst erscheint im reinsten Himmelblau, was diesen Seen ihren anmuthigen Namen verschafft hat. Doch ist das Wasser so klar und durchsichtig, daß das Auge die Gegenstände in einer Tiefe von 20 und 30 Fuß deutlich erkennen kann. Es gibt zwei dieser blauen Seen, beide fast von gleicher Größe. Beide sind ungefähr eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit. Man hat bisher vergeblich versucht, ihre Tiefe kennen zu lernen; noch hat man sie nicht messen können. Man findet in ihnen vorzügliche Fische, besonders Forellen, Lachsforellen, Barsche, Hechte, kurz Alles, um auch den verwöhntesten Gaumen zufrieden zu stellen. Es ist nicht unmöglich, daß sich eines Tages an diesem zauberischen Orte irgend ein geschickter Restaurateur etablirt, der durch die geschmackvolle Zubereitung der Fische aus den blauen Seen diesen Ort zu einer Vergnügungsstation für Utiah-City und Lakeport macht. Welch köstlicheren Spaziergang könnte es geben, als den an den Seen! welch entzückenderen Speisesaal, als den mit der Aussicht auf diese herrliche Landschaft! welch besseres Mahl, als das an diesen Ufern aus den Fischen der blauen Seen bereitete! Die Zukunft hat vielleicht dieser paradiesischen Gegend eine Berühmtheit vorbehalten, die sie heute kaum ahnen kann.

(Neueste Entdeckungen in Pompeji.) In letzter Zeit ist nächst dem neu entdeckten Junotempel, von dem bereits die Rede war, ein Haus blosgelegt worden, das seinerzeit einem Millionär gehört haben muß, denn die Möbel daselbst sind aus Elfenbein, Bronce und Marmor. Namentlich im Triclinium sind die Lagerstätten ganz besonders reich ausgestattet und der Estrich mit einer wunderschönen Mosaik bedeckt, deren Mittelstück eine üppig servirte Tafel darstellt, auf der auch Vögel mit prachtvollem Gefieder prangen. Rings um dieselben sieht man einen Kranz von Hummern, deren einer ein blaues Ei in seinen Scheeren hält, während ein zweiter eine geöffnete Auster, ein dritter eine farcirte Ratte und ein vierter eine Schaale mit geöffneten Austern darbietet. Ein zweiter Kranz besteht aus Schüsseln, gefüllt mit Fischen, Rebhühnern, Hasen und Eichhörnchen, die den Kopf zwischen den Vorderpfoten halten. Die dritte und vierte Guirlande besteht aus Würsten, Eiern, Austern, Oliven, Früchten und Gemüsen aller Art. Die Wände des Triclinium sind mit schönen Frescomalereien bedeckt. In der Mitte des Gemaches fand sich ein sehr wohl erhaltener Tisch aus seltenem Holze, inkrustirt mit ciselirtem Golde, Marmor, Agat und Lasurstein. Auf demselben standen Amphoren, in denen noch etwas Wein enthalten war, und einige Trinkgefäße aus Onyx.

(Originelle Erfindung.) Die „Mil. Bl." schreiben: Eine originelle Erfindung will ein preußischer Techniker gemacht haben. Sie besteht in nichts mehr und nichts weniger als darin, ohne Geschütze zu schießen. Die verlängerten Projektile werden frei gerichtet und durch die Entzündung der am Boden derselben befindlichen Ladung nicht nur in der Richtung, in der sie liegen, in Bewegung gesetzt, sondern auch zu einer regelmäßigen Rotation gezwungen. Die treibende Kraft besteht nicht aus Schießpulver, sondern aus mit Säuren behandeltem Glyzerin, welches in diesem Zustande eine das Pulver um das Zwanzigfache übertreffende Kraftäußerung besitzen soll. — Ob die Erfindung wirklichen Untersuchungen unterworfen werden wird, das wissen wir nicht.

In Mülhausen am Neckar wurde am 15. ds. ein schwarzer Storch geschossen, dessen Heimath Afrika ist. Derselbe ist ein Prachtexemplar und mißt bei ausgebreiteten Flügeln 6½ Fuß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 105. Freitag, 1. September 1865.

Das Porträt eines Landschaftsmalers.

(Fortsetzung.)

Arthur wollte sich nach dem Fenster wenden, um dem Alten sein feuchtes Auge zu verbergen, drehte sich jedoch alsbald wieder um und sagte: „Ptaro, Ihr könnt es jetzt wissen. Um Minna und mich schlang sich noch gestern das Band einer göttlichen, reinen Liebe, und wenn auch Minna ihrem Vater betheuerte, diese Liebe könne nichts verwischen, so ist mir doch das Schicksal eines Mannes, wie Herr v. Syneb, ein zu heiliges, als daß ich, sein mir allem Vertrauen behandelter Gast, dazu beitragen sollte, das Leid zu erneuern, das er längst in seiner Brust vergraben glaubte und das er ganz zu vergessen meint in der Verbindung seiner Tochter mit einem Sohne seines Freundes Lanzing. Um Minna ist es also besser, daß ich schnell dieses Haus verlasse. Möge sie der Himmel stärken; an mir freilich wird die Entsagung schrecklich nagen. Doch was nützt mir das Leben? Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß — genug, genug!“ unterbrach er sich hier in heftiger Aufregung, strich mit beiden Händen verzweifelnd durch sein Haar und indem er hastig nach Minna's Bild griff und nach den Briefen auf dem Tische deutete, stürzte er zur Thüre hinaus und rief schluchzend: „Lebt wohl, Ptaro! Meine Sachen nach Wien!“

Schnell eilte er auf sein Zimmer, nahm Hut und Stock und wenige Augenblicke darauf stand er auf der Waldstraße. Noch einmal wandte er sich um und versuchte, nach den Mauern, in denen er sein Glück und seine Ruhe begraben hatte, ein lautes „Lebewohl!“ zu rufen, allein die Stimme versagte seiner Willenskraft und flüchtigen Fußes schritt er mit verstörtem Gesicht so eilig vorwärts, daß die Locken, vom Morgenwinde zerzaust, bald wild um seinen Kopf hingen und ihm das Aussehen eines Wahnsinnigen gaben.

Inzwischen war der Major, nach Ptaro suchend, in das eingerichtete Atelier getreten. Doch welche Ueberraschung! Hier stand Ptaro noch immer regungslos und mit leichenblassem Gesichte; auf dem Tische trotz der Sonne noch eine brennende Lampe; und neben derselben ein Bild, bei dessen Anblick der Major erschrocken in einen Sessel sank.

Jetzt trat Ptaro auch näher. Doch kaum hatten seine Augen die Zeichnung erfaßt, so zitterten seine altersschwachen Glieder, und mit zum Himmel erhobenen Händen rief er: „Gott und Vater, sie ist's!“ Dann reichte er seinem Herrn einen an ihn adressirten Brief, in welchem dieser las:

„Theuerster Herr!

„Ich danke dem Himmel, daß ich gestern Zeuge Ihrer Unterhaltung mit Minna war und daraus entnehmen konnte, wie ich mich an dem Glück eines schwer geprüften, von mir verehrten Mannes vergangen haben würde, wenn ich durch mein Bleiben ihm die einzige Hoffnung, die er noch an das Leben knüpft, vernichtet hätte. — Mögen Sie auch jetzt erfahren, daß ich es war, der Minna die Seine nennen durfte und der um die Ruhe zweier ihm theuren Menschen die eigene gern opfert und gepeinigt als Fremdling in die Welt irrt, so bitte ich Sie, selbst beim Aufgeben meiner schönsten Träume, dennoch innig um Verzeihung, denn zu spät erst sah ich ein, welchen Schmerz ich Ihrem Herzen bereitete; zu spät sah ich ein, daß ich vor den Hindernissen, die sich unserer Liebe entgegenstellten, hätte zurückschrecken sollen; ja — ich sah es zu spät ein, daß ich der Liebe ein göttliches Recht zuerkannte und übersah, was die Welt nun einmal nicht übersehen haben will. Möge der Himmel dem Ideal meiner Seele bald Frieden und Glück verleihen; ich — leiste darauf Verzicht.

Ihr Arthur Beck.“

Der Major faltete den Brief wieder zusammen

und ging in langen Schritten im Zimmer auf und ab. Dann blieb er stehen und sagte halblaut: „Gott, ist es denn so schwer, einem nackten Vorurtheil zu entsagen? Sind nicht die Seelen der Menschen alle dein Eigen? Ist es nicht einzig der Geist, durch den du deine Geschöpfe adelst, während dieser elende sterbliche Körper, gleichviel, ob er von einer Königin oder Bettlerin geboren ist, der Erde angehört? — Und doch," sprach er entschlossen und fest, „ich kann und darf nicht anders handeln; die Jugend träumt in der Liebe von einer himmlischen Seligkeit und ich habe keine Bürgschaft, daß ihre Liebe auch ewig jung bleibt, daß Minna im Alter sich nicht unglücklich fühlt, wenn sie um die Jugendliebe das aufgab, was ihr Rang in der Gesellschaft ihr jetzt bietet."

„Herr," unterbrach ihn Ptaro, „hier ist ein zweiter Brief; wollen Sie ihn dem gnädigen Fräulein nicht lieber später geben?"

Der Angeredete nahm den Brief und ergriff die Skizze, die er erst stumm betrachtete und sie dann dem Diener mit der Frage vorhielt: „Ptaro, sollte sie uns denn auch auf diesem Papier ein Bote der Trauer sein? Oder ist es Zufall, daß die Feder des jungen Künstlers diese Gestalt malte?"

„Gnädiger Herr," erwiederte Ptaro zögernd, „es ist kein Zufall, er hat sie — — gesehen."

„Gesehen?!" wiederholte erschüttert der Major und verließ das Zimmer, um den Tag über — ein stummer Pfleger seines einzigen Kindes zu sein.

VI.

Die größere oder geringere Wärme des Denkens, mit der wir die Welt in uns und uns in der Welt verstehen lernen, die lebendig werdende, im Innern fort und fort regsame und die Seele zu einer harmonischen Weltauffassung heranbildende Gefühlstiefe des menschlichen Charakters prägt jenen scharfen Zug des tiefinnersten Lebens aus, den wir Gemüth nennen. Doch wo die Liebe, der erste und höchste Moment jugendmännlicher Charakterbildung, schon im Werden das Gemüth des jungen, nach allem Hohen und Edlen strebenden Mannes als zerstörendes Element trifft und die ächte Innigkeit vernichtet, so daß er die Welt mißtrauisch anstarrt und der Grundton seiner Stimmung allen Halt, allen Takt verliert, da wird der geistig hochstehende Mann oft zu einem tragischen Bilde, denn der Zusammensturz seiner sittlichen Welt, das Ungeheuere des Vorgangs in seiner Seele, das Chaos, welches über ihn hereinbricht, kann den lichten Geist, auch bei den tüchtigsten Anlagen, nur zu leicht in jene bedenkliche Spannung bringen, in der er selbst bei dem stärksten Charakter eine Perspektive ins Dunkel annimmt und nach und nach in eine solche Machtlosigkeit verfällt, daß er den schwachen Naturen gleich oder ähnlich wird, von denen wir wissen, sie können die Folgen ihrer That nicht ganz ertragen, sie brechen zusammen unter der Wucht der Ereignisse. Die Form dieses Zusammenbrechens ist dann meist derjenige Irrsinn, der uns so mächtig rührt, wenn noch Sinn im Unsinn und Unsinn im Sinn ist.

(Fortsetzung folgt.)

Eine kurze Novelle.

Englische Zeitungen berichten von einer thatsächlichen Liebes- und Heirathsaffaire, welche die lebhafte Phantasie eines Novellisten nicht romanhafter erfinden könnte. Ein junger Engländer in London machte einem reizenden jungen Mädchen aus Liverpool seit längerer Zeit den Hof mit großer Ausdauer. Die blonde Miß nahm seine Huldigungen in Gnaden entgegen, und eines schönen Tages oder Abends gab sie ihr Jawort, John's — so heißt der Liebhaber — Frau zu werden. Das öffentliche Aufgebot erfolgte, man miethete eine reizende Villa und ließ sie mit luxuriösem Comfort einrichten. Georgina, die schöne Braut, bestellte bei der Schneiderin die kostbarsten und elegantesten Anzüge. John bezahlte bei einem der großen Schneider in London eine alte Rechnung, die seit mehreren Jahren in dessen Kontobüchern figurirte, und ließ sich den traditionellen Hochzeitsanzug anfertigen. Plötzlich wurde John durch einen Vorfall von der höchsten Wichtigkeit gezwungen, unverzüglich nach Cork abzureisen. „Zwei Tage, nicht mehr als zwei Tage," sagte er zu seiner Braut, „brauche ich, um diese Angelegenheit zu ordnen, dann kehre ich zu Dir zurück."

„Vergiß nicht, am dritten Tage hier zu sein!" entgegnete die schöne Miß. Und indem sie die Augen niederschlug, fügte sie hinzu: „Denn dieser soll unser Hochzeitstag sein."

„Du bist ein Engel!" (Dies ist der gebräuchliche Ausdruck.)

Und er reiste ab, mit einer wohlgelungenen Photographie der Miß Georgina, die er auf dem Herzen trug. Strahlend und leuchtend kam der dritte Tag heran. Um John eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, fing Georgina schon früh an, sich mit ihrer bräutlichen Toilette zu beschäftigen. Die Brautjungfern trafen eine nach der andern ein. Es schlug elf Uhr. Die Trauung war auf elf ein halb Uhr angesetzt. Aber kein John war da. Einer

der Chapeau d'honneur kam ganz bestürzt zur Braut und kündigte ihr an, John sei noch nicht in Liverpool. Wie man leicht denken kann, gab die Braut ihrer Verwunderung in eben nicht freundlichen Worten Ausdruck. Ein zweiter Chapeau d'honneur folgte mit der Nachricht, der Dampfer sei angekommen, allein John nicht an Bord. „Shoking! Shoking!“ wiederholte die ganze Hochzeitsschaar, vom Großpapa bis zum kleinsten Vetter. Endlich langte ein Telegramm an.

Miß Georgina öffnete das Couvert. Es enthielt die Worte: „Unmöglich — heute in Liverpool zu sein; wir werden morgen Hochzeit machen. Entschuldigung!“ Blühend zerknitterte die schöne Braut die telegraphische Depesche zwischen ihren zarten Fingern, dann ließ sie ebenfalls auf telegraphischem Wege antworten: „Wir machen heute Hochzeit oder nimmermehr!“

Man kann sich den Gram, den Schmerz, die Verzweiflung John's leicht ausmalen. Er rief alle Feen, alle Genien, alle Götter der Mythologie um Hilfe an, aber, ach, kein Echo gab seiner Stimme Antwort. Am Abend bestieg er das Dampfboot, setzte sich traurig und schwermüthig auf das Deck und blickte mit finsterer Miene in die murmelnden Wellen. Der Schiffskapitän sah ihn an und dachte bei sich: „Dieser junge Mann scheint eben nicht vergnügt zu sein;“ er trat zu ihm und sprach ihn theilnahmsvoll an. John erzählte, wie alle Verliebten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sein Mißgeschick mit den kleinsten Details. Der Kapitän, der eine große Kenntniß des menschlichen Herzens zu haben schien, tröstete ihn und bewies ihm klar wie Sonnenschein, daß ein Mädchen, welches nicht einmal Geduld hat, 24 Stunden auf ihre Verhetrathung zu warten, unbedingt zur gefährlichsten Art von Frauen gehören müsse; das deute mit Sicherheit auf tyrannische Dispositionen bei ihr, die früher oder später den häuslichen Frieden bedrohen müssen. Aber John schüttelte mit dem Kopfe: er liebte Georgina zu sehr.

„Ich mag Sie in dieser Stimmung nicht allein lassen,“ sagte der Kapitän, „doch ich muß selbst auf meinen Posten; gestatten Sie mir daher, Sie einer reizenden Lady vorzustellen, welche eine Kajüte für sich allein gemiethet hat.“ John folgte willenlos dem Kapitän. Dieser brachte ihn in die bezeichnete Kajüte und stellte ihn der Lady X. vor, einer bezaubernd schönen Dame. „Ich lasse Sie hier in guten Händen,“ sagte der Kapitän, lachte sich dabei ins Fäustchen und entfernte sich. Die jungen Leute plauderten lang mit einander ein Langes und Breites und vertrauten sich gegenseitig ihre Herzensgeheimnisse. Die junge Dame floh einen jungen Mann, der gegen ihre Liebe zum Verräther geworden war. „Jede Handbreite des Meeres, die mich weiter von ihm entfernt, macht mich glücklich,“ sagte sie. John dagegen sprach ein wenig von Georgina und viel von sich selbst. Lady X. bedauerte ihn und gestand ihm, er scheine ihr eine so große Härte nicht verdient zu haben. Ihre Blicke begegneten sich. Da ertönte plötzlich der weithin schallende Ruf des Kapitäns: „Stop!“

Man war an Ort und Stelle. Die beiden jungen Leute fuhren erschrocken auseinander, denn sie hatten mit verschlungenen Händen da gesessen und leise, ganz leise sich unterhalten. Was sie sprachen? wer hätte es nicht längst errathen! Als sie an's Land stiegen, sah sich John bald von seinen Freunden und den Chapeaux d'honneurs umringt. Sie riefen ihm hastig zu: „Rasch wirf Dich in Deinen Hochzeitsstaat, lege die weiße Kravatte um; Miß Georgina verzeiht Dir; spute Dich!“

John aber entgegnete lächelnd: „Ich nehme Miß Georgina beim Wort; hier stelle ich Euch meine Braut vor, die bald meine Frau sein wird.“

Die ganze Hochzeit sah ihn mit Blicken an, als ob Einer den Anderen fragen wollte: „John hat wohl den Verstand verloren?“ Aber sehr bald kam ihnen die Ueberzeugung in die Hand, daß es mit seinem Verstande und mit der Neuigkeit die vollste Richtigkeit habe. Nach 24 Stunden war alles Erforderliche in Ordnung und das neue Aufgebot erfolgt. Miß Georgina warf alle Liebesbriefe, die sie von John erhalten hatte, ins Feuer. Lady und John wurden noch an demselben Tage getraut. Die Chapeaux d'honneurs hatten durch diese Umgestaltung keinen Nachtheil. Der Hochzeitsschmaus überstieg ihre kühnsten Wünsche, er war superb. Die jungen Eheleute lebten selig in den Flitterwochen, die sich allem Anschein nach zu vielen Honigmonden ausdehnen werden. Die arme Georgina schwört: — doch zu spät — „Es solle ihr nicht wieder vorkommen!“

Mannigfaltiges.

(Eine entsprungene Löwin.) Nach einer belgischen Zeitung spielte am Samstag, 5. August, ein kleines Drama im zoologischen Garten zu Antwerpen, das leicht eine tragische Katostrophe hätte erreichen können: Eine Löwin überließ sich seit einiger Zeit einer unbegreiflichen Anstrengung, um mit den Zähnen ihre Jungen an den Rand des Käfigs zu ziehen,

in welchem sie ihre munteren Sprünge trieben und der hart an den Käfig der alten Löwin grenzte. Plötzlich schob sich das wahrscheinlich nicht genug befestigte und durch das Rütteln der Löwin nun lose gewordene Gitter des Käfigs der jungen Löwen in die Höhe, die Löwin-Mutter steckte ihren Kopf durch die Oeffnung, stieß ein lautes Brüllen aus und mit einem Sprunge war sie in dem Garten. Die vor Entsetzen starren Zuschauer schienen an den Erdboden wie angenagelt. Alle erblaßten. Keiner rührte sich vom Flecke ... und dieser Umstand rettete ihnen das Leben; denn die Löwin, welche durch ein allgemeines Schreien wild geworden wäre, überließ sich friedlich einem Spaziergange in höchst würdevoller Haltung, da sie ohne Zweifel glaubte, daß ihre Jungen ihr folgten. Die Menschenmenge blieb noch immer vor Angst unbeweglich.... Die jungen Löwen muckten nicht. Endlich kamen die Wärter herbei, brachten frisches Fleisch, das sie der Löwin vorwarfen, welche sofort gierig darauf losstürzte. Doch wie sollte man die Königin der Wälder in den Käfig zurückbringen? Ein Wärter hatte plötzlich einen geschiedten Einfall, er begab sich an den Käfig der jungen Löwen und reizte diese. Sie wurden gleich ärgerlich, knurrten und stießen endlich ihr eigenthümliches, wie Klagelaute tönendes Brüllen aus. Die Mutter hörte das Weinen ihrer Jungen, wandte sich nach ihnen um und ging durch dieselbe Oeffnung wieder in den Käfig zurück, durch welche sie entsprungen war.

(Negerspekulation.) Im vorigen Winter hat der gesetzgebende Körper von Massachusett's 50 Dollars Strafe darauf gesetzt, wenn ein Gastwirth farbige Personen von der Table d'hôte zurückweisen sollte. Seit dieser Zeit haben mehrere Neger sich ein kleines Kapital gesammelt, indem sie als Zeichen ihrer guten Anlagen zu Geschäften die Gastwirthe kapituliren lassen. Sie stellen sich zur Table d'hôte ein, werden trotz des Gesetzes zurückgewiesen, berufen sich auf dasselbe und schlagen zuletzt dem Wirth einen Vergleich vor. Der Restaurateur bezahlt gerne 5, 10, auch 15 Dollar, schätzt sich glücklich, so billig vom Gast und der Strafe befreit zu sein, und der schwarze Spekulant geht nach einer billigen Garküche. Das Geschäft rentirt sich.

New-Orleans. Der hiesige „The Daily Treue Delta", so auch der „St. Louis Demokrat" wiederholt Folgendes: Die Juden dieses Landes haben vom Beginne des Krieges an Beweise des größten Patriotismus gegeben. Von Ohio haben 12,000 Juden für die Union gekämpft; von New-York 10,000; von Illinois 5000; von Michigan und Wisconsin 6000 und von andern Staaten so viele, daß die Gesammtzahl 40,000 weit übersteigt. Sie haben ferner fünf Versorgungsanstalten für Invaliden, ihre Wittwen und Waisen gegründet und zwar ausdrücklich ohne Berücksichtigung des Glaubens: nämlich zu New-York, Philadelphia, Cincinnati, Chicago und St. Louis.

Eine Dame, die zur vornehmen Welt der Stadt S. zählt, äußerte letzthin in einer Gesellschaft, in der man über deutsche Literatur und Dramaturgen sprach, die Stücke von Brechknabe gefielen ihr sehr. Gefragt von den Anwesenden, wer denn Brechknabe sei, erwiederte sie verwundert: „Was, Sie kennen Brechknaben nicht, den das gemeine Volk nur mit dem trivialen Namen Kotzebue benennt?" Gewiß das non plus ultra des ästhetischen Gefühls, das sich auch scheut, den ältesten Sohn des Patriarchen Isaaks Esau zu nennen und ihn Eschwein getauft hat.

Die „Annalen d. Landw." schreiben: Das in vielen Regimentern erfolgreich versuchte Mittel, den Widerstand der Pferde bei dem Beschlagen zu beseitigen, besteht darin, daß man dem bösen Pferde eine dicke Decke über den Kopf wirft, so daß es nicht sehen kann. Ein Mann stellt sich vor dasselbe und sobald das Bein des Pferdes aufgehoben wird und dasselbe ausschlagen will, gibt ihm dieser Mann mit aller Kraft zwei Ohrfeigen und hält die Hände fest an den so berührten Backen. Das Pferd erschrickt darüber und läßt sich beschlagen. Wenn zwei- oder dreimal so mit einem Pferde verfahren wird, so legt sich dessen Widerstand. Dieses einfache Mittel hat bei Pferden geholfen, bei denen man vergeblich die bisher üblichen Zwangsmaßregeln versucht hat.

Charade.

Die mit den ersten zwei Silben die dritte erringen,
Wird man die ersten zwei sicher, vielleicht gar besiegen.
's' Ganze man findet in Wäldern und Triften, fern und nah,
Manche benennen's Veronica.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 106. Sonntag, 3. September 1865.

Das Porträt eines Landschaftsmalers.

(Fortsetzung.)

Die letzten Gedanken standen wie ein beutedurstiges Ungeheuer vor der Seele des jungen Malers, als schon Tage vergangen waren seit seiner Abreise vom Syneb'schen Gute und er noch immer vergebens kämpfte, das zu unterdrücken, was ihn so fürchterlich quälte. Ohne Zweck hatte er die österreichische Kaiserstadt aufgesucht und ohne Zweck eilte er bald hierher bald dorthin, bis er in der Hoffnung sich nach Italien wendete, dort den Göttertrank der Begeisterung für seine Kunst von Neuem an den Werken der größten Meister zu trinken und daran seinen Geist zu kräftigen, sowie sein Gemüth wieder zu ordnen. —

Im Hause des Majors hatte sich dagegen in den nächsten Tagen Manches gebessert. Minna besuchte wieder den Garten, und wenn sie sich allein wußte, zog sie Arthur's Brief, der ihr nicht vorenthalten war, aus der Tasche und las ihn wohl hundertmal, indem sie vor sich hinflüsterte: „Er wünscht, daß ich ihn vergesse, aber nein, sein Edelmuth zwingt mich, ihn zu lieben, bis dies Herz den letzten Schlag thut."

So erschien der Tag, an welchem Lieutenant v. Lanzing auf dem Gute erwartet wurde.

Wohl hatte der junge Mann viel Einnehmendes für sich, allein den Anforderungen der für ihn bestimmten Braut, die sich gesonnt hatte in den Strahlen eines reich begabten stolzen Geistes, genügte nicht mehr eine gewöhnliche Liebe, eine Alltagsbildung, und er wurde daher nur kalt von der empfangen und behandelt, mit der er ein ganzes Leben verbringen sollte.

Doch gerade dies Benehmen des jungen Mädchens war für den Kavalier ein besonderer Sporn; nicht die geringste Gelegenheit ließ er vorübergehen, seine Aufmerksamkeit zu zeigen, und wenn er auch hörte, daß Minna nur um die Ruhe ihres Vaters seine Bewerbung hinnahm, so rechnete er doch auf die Zukunft, in der er das Andenken an die alte Liebe, die er als eine jugendliche Verirrung betrachtete, zu beseitigen glaubte. —

Wohl ein halbes Jahr lag hinter diesen Ereignissen, als ein junger Mann im Hotel „Europa" zu Venedig am Canal grande, in der Nähe des Markusplatzes, abstieg und einige Wochen hier bleiben wollte, um für einen reichen Venetianer ein großes Bild zu malen, wozu dieser die Skizze in Rom gesehen hatte.

Der Künstler hatte ein hageres, von Leichenblässe überzogenes Gesicht, in das der Kummer trotz der Jugend schon manche Furche gezogen hatte. Sein Blick irrte unstät umher und drückte große Menschenscheu aus, während die nachlässig behandelte Kleidung deutlich zeigte, daß bei ihm die Kunst nach Brod ging.

Selten verließ er das Hotel zu der Zeit, wo er der großen Masse der Menschen begegnen mußte; doch Morgens, wo der Venetianer noch seine Ruhe genießt, sah man ihn an den schwärzlichen Marmorpalästen des Markusplatzes in sich gekehrt vorübergehen. Dann hielt er oft vor St. Markus an und betrachtete lange, doch theilnahmlos die großen Mosaikbilder auf goldenem Grunde, sowie jene erzenen Rosse über dem Hauptportale, die einst, den Griechen abgenommen, Nero's und Trajan's Triumphbogen schmückten; oder er bestieg die Höhe des Campanile di St. Marco und genoß den zauberhaften Blick über die alte Dogenstadt und die Lagunen nach den Alpen und dem adriatischen Meere, — ohne daß jedoch sein Gesicht unter der Macht dieses Zaubers einen anderen Ausdruck angenommen hätte. Am späten Abend dagegen, wo die Stadt das regste Leben zeigt und die hell erleuchteten Kaffeehäuser bis tief in die Nacht hinein von Besuchern nicht leer werden, am späten Abend, wenn der sternenhelle Himmel oder der Glanz der Mondscheibe die Stadt zu einer Feenwelt umschuf, schritt er durch die

Kaufläden der Merceria nach der Ponte di Rialto, beſtieg eine der dort haltenden ſchwarzen Gondeln, und erſt hier, wo er ſtundenlang hinaus in den Kanal St. Marco fuhr, ſchien ſein Inneres einiges Leben zu bekommen, denn in die Nacht hinaus ließ er dann meiſt das ſanfte Spiel einer Zither tönen, daß der Barkajuolo ſein Ruder hinlegte, dem Spiel des ſtummen Deutſchen lauſchte und ſich ärgerte, wenn er einer entgegenkommenden Barke ſein „sta li!“ oder „sta la!“ zurufen mußte.

Nach einigen Wochen war ſein Gemälde vollendet und er begab ſich in die Akademie an der ehemaligen Scuola della Carita, um hier die Werke der venetianiſchen Meiſter zu betrachten und Vergleichungen vorzunehmen. Sein Blick fiel zuerſt auf Tizian's erſtes Bild „Maria Himmelfahrt“ und auf Pordenone's „St. Lorenzo Giuſtiniani, von Heiligen umgeben“, in welchen beiden er verwandte Sphären für ſein eigenes Werk ſah, zu dem die erſte Skizze vor wenigen Monaten im Hauſe des Majors v. Syneb entſtanden war und in dem er das Ideal ſeiner Liebe in den Nymbus einer Verklärten gehüllt hatte. Dann ſchritt er weiter und blieb vor Tizian's „Grablegung“ ſtehen, einem Gemälde, über dem den Meiſter der Tod ereilte, und das eben deßhalb auf den jungen Künſtler einen ſo tiefen Eindruck machte, daß er bewegt vor ſich hinmurmelte: „Wäre doch auch mein Bild jetzt das letzte.“

An demſelben Morgen hatte ein von Trieſt kommendes Boot im Kanal St. Marco, gegenüber der Riva de Schiavoni, Anker geworfen, und zahlreiche Gondeln umgaben das Schiff, um die Reiſenden weiter zu führen. Drei davon, ein junges Paar, begleitet von einem ältern Herrn, der wie der jüngere einen militäriſchen Anſtand hatte, begaben ſich nach dem Hotel „Europa“, beſuchten Nachmittags den lebhaften Corſo auf dem Markusplatze und kehrten Abends in den Gaſthof zurück, wo ſie ſich nach eingenommener Erfriſchung von der Dame verabſchiedeten, um in dem Café Militare nach einigen bekannten Offizieren zu fragen.

„In einer Stunde, liebe Tochter, ſind wir wieder hier,“ ſagte der Aeltere und umarmte die Angeredete. — „Erlaubſt Du uns ſo lange, liebe Minna?“ fragte der Andere, in welchem wir den Oberlieutenant v. Lanzing ſehen.

Minna reichte bejahend dem Fortgehenden zum Kuſſe die Hand und die Männer verließen den Gaſthof.

Kaum waren Beide fort, ſo zog Minna einen Brief hervor, den ſie mit Küſſen und Thränen bedeckte und dann mit beiden Händen an ihre Bruſt drückte. So verging eine geraume Zeit, als plötzlich bekannte Töne einer Zither in ihr Ohr drangen. Mit einem verklärten Blicke lauſchte ſie länger den Melodieen, dann aber ſprang ſie auf und zog eifrig die Schelle.

„Wer ſpielt hier nebenan?“ fragte ſie haſtig den eintretenden Kellner und horchte begierig auf jedes Wort aus deſſen Munde.

„Ein deutſcher Maler, Signora,“ war die Antwort des Gefragten; „ein Nobile hat ihn zur Anfertigung eines Gemäldes hier einkogirt.“

„Und wie heißt dieſer Maler?“ fragte Minna herzklopfend weiter.

„Beck,“ entgegnete der Kellner und ſetzte lächelnd hinzu; „Wir nennen ihn im Hauſe nur den „Pazzo“, weil er ſo menſchenſcheu und ſtumm iſt, daß er den Eindruck eines Narren oder doch eines Sonderlings macht.“

(Fortſetzung folgt.)

Ausbeutung der Heirathsluſt.

Ein amerikaniſcher Induſtrieritter fand kürzlich ein Mittel, ſich ein ſehr ſchönes Einkommen zu verſchaffen, indem er — die Neugier der Töchter Eva's ausbeutete. Er machte in einem kleinen Journal die Anzeige, er übernehme es, gegen Zuſendung von 25 Cents jeder Dame, die danach verlangte, das Bildniß ihres künftigen Gemahls zu beſorgen. Eine große Aufregung entſtand hierüber unter den Mädchen in den Jahren, von denen es heißt: ſie (die Jahre oder die Mädchen?) gefallen uns nicht mehr; ſo wie unter den jungen Kindern, den ſogenannten „Backfiſchen“, die das Bild ihres Zukünftigen noch nicht in ihrem Geſichtskreiſe auftauchen ſahen.

Es regnete völlig Briefe von 25 Cents-Noten bei dem Propheten, der, über den Erfolg ſeiner Anzeige entzückt, völlig was wir gern glauben mögen, vergaß, die mit ſo großer Ungeduld erwarteten Porträts abzuſenden.

Einige Fräuleins indeß, die des vergeblichen Harrens auf das Eintreffen ihrer Herzallerliebſten in effigie müde wurden, und deren Enttäuſchung lauter ſprach als ihre Eigenliebe, erhoben bei der Polizei Beſchwerde, welche endlich den ſauberen Kunden verhaftete, als er ſeine Briefe von der Poſt abholen wollte.

Einzelne Briefe ſind ſo drollig, daß wir der Verſuchung nicht widerſtehen können, ein Paar Proben davon mitzutheilen.

Rochester N. Y., 14. Juli 1865.

Mein Herr! Ich habe Ihre Anzeige gelesen und sende Ihnen anbei 25 Cents. Ich bitte Sie, mir gefälligst umgehend das Porträt meines zukünftigen Gatten zukommen zu lassen.

Es drängt mich, zu wissen, wie der Sterbliche aussieht, dem das Glück zu Theil werden wird, sich durch Hymens Bande mit mir zu vereinigen. Ich lege auch eine Haarlocke von mir bei. Ich habe tiefbraune Augen, bin erst 28 Jahre alt und mein Wuchs beträgt 4 Fuß 10 Zoll.

Nachschrift: Sollte ich vielleicht die Bestimmung haben, Wittwe zu werden, so erbitte ich mir zugleich das Porträt meines zweiten Gatten und werde Ihnen den Betrag dafür nach Empfang desselben einschicken.

Der folgende Brief eines anderen Mädchens ist kurz, aber bündig:

Senden Sie mir gefälligst das Porträt meines zukünftigen Mannes. Sobald es in meinen Händen ist, erhalten Sie Aufträge von mehr als zwanzig meiner Freundinnen.

Nachschrift: Sollten Sie auch die Freunde meines Zukünftigen — ich bitte aber diese Zukunft nicht zu weit hinauszuschieben — durch ihre Voraussagung bestimmen können, so legen Sie gefälligst deren Porträts bei und ziehen Sie den Betrag dafür auf mich in einen Wechsel nach Sicht.

Dieser Skandal wird noch durch die Rücksichtslosigkeit amerikanischer Journale auf die Spitze getrieben, welche die Namen der Mädchen veröffentlichen, die sich durch eine läppische und täppische Schlinge fangen ließen.

Mannigfaltiges.

Wie weit erhaben der Mohamedaner Abd-el-Kader in Beziehung auf strenge Sittlichkeit über manchem Christen steht, ergibt sich aus folgendem Schreiben desselben an ein Mädchen in Amboffe, wo er gefangen saß, das man nach ihrem kürzlich erfolgten Tode unter ihren Papieren fand. Dieses Mädchen war in den Emir wahnsinnig verliebt und sandte ihm eine Menge Liebesbriefe, die der Angebetete ihr nebst einem kostbaren Ringe und einem Billete zurückschickte, das in seiner wörtlichen Uebersetzung also lautet: „Lob und Preis sei dir, Engel der Liebe und Anmuth! Möge Allah deine Jugend beschirmen und über deine Unschuld wachen! Der Himmel strahlt in deinen Augen, aber in deinem Herzen ist es Nacht. Weiße Taube, Taube, noch weißer als die arabische Stute, fürchte dich vor dem Feinde, der an deinem Kopfkissen lauert und den es nach deinen Reizen gelüstet. Die Schlange kriecht über deinen jungfräulichen Busen hin und wird ihn mit ihrem Gifte beflecken. Jage sie weg von dir, so lange Allah deinen Bund nicht gesegnet hat, und dieser Ring diene dir, als Andenken an meine Gefangenschaft, zum Talisman. Wenn du einmal dich schwach gegen die Versuche der Verführung zeigen solltest, so betrachte ihn und sage dir selbst: die Liebe ist, außerhalb der menschlichen Gesetze, eine Lüge. Sie ist ein Rausch der Entehrung und Schande. Werde eine züchtige Frau und fromme Mutter und es wird dir in Ewigkeit wohl ergehen!"

(Ein galanter Schuldner.) Ein Schneidermeister in B. hatte einem seiner Kunden, der auf dem Lande wohnte, für eine ziemlich bedeutende Summe Kleidungsstücke geliefert, trotz vielfachen Erinnerns aber noch nicht einmal eine Abschlagszahlung von ihm erhalten können. So hielt er es denn eines Tages für geralhen, ihm zum zehnten Male eine Rechnung zuzusenden, die er mit der kurzen Mahnung begleitete: „Es würde mir angenehm sein, wenn Sie mir endlich etwas schicken wollten." Mit umgehender Post erhielt der Schneider folgende Antwort von seinem Schuldner: „Mein lieber Herr, Sie haben mich in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Ich habe mir lange den Kopf zerbrochen, was ich Ihnen schicken könnte, das Ihnen am angenehmsten wäre, da mich aber Ihre werthen Zeilen in vollständiger Ungewißheit darüber lassen, so bin ich endlich zu dem Schlusse gelangt, Ihnen eine Locke von meinem Haar zu übersenden. Ich hoffe, Sie werden dieses kleine Geschenk, durch das ich Ihnen einen Beweis meiner besondern Zuneigung zu geben wünsche, freundlich aufnehmen und empfehle mich Ihnen in dieser Erwartung ꝛc." Die Gefühle, mit denen der Schneider diese Zeilen las, werden keiner Erläuterung bedürfen.

(Die Zähne und der Magen.) Mit dem Magen, überhaupt mit der Verdauung sind viele Menschen, besonders Geschäftsleute, äußerst selten in rechter Ordnung. Das ist aber auch kein Wunder, denn man braucht sie nur essen zu sehen, um als Arzt das größte Milleid mit ihren Mägen zu haben. Anstatt mit Gemüthsruhe und Behaglichkeit sich dem Essen hinzugeben, werden feste Nahrungsstoffe, besonders Fleischspeisen, in großen Stücken und nur

wenig gekaut, hastig verschluckt. Wollten sich doch alle Menschen endlich einmal merken, daß man die Zähne nicht etwa der Zahnschmerzen wegen, sondern dazu im Munde hat, um feste Nahrungsmittel so lange zu zerkauen, bis sie mit Hilfe des zerfließenden Speichels in einen weichen Brei verwandelt sind, der alsdann im Magen durch den Magensaft leicht aufgelöst werden kann. Wie aber die meisten Menschen essen, da beschweren die verschluckten großen Stücke nicht nur den Magen, sondern sie gehen auch, nachdem sie länger, als sie sollten, im Magen und Darmkanale sich aufgehalten haben, größtentheils unverdaut beim Stuhlgange mit fort. Sie thaten der Zunge wohl, aber nicht dem Magen. Menschen, lernt in der Jugend kauen, damit ihr im Alter nicht dem Magenelend verfallt!

(Gruß an die Sonne.) Der spanische Gesandte ..... a hatte sechs Monate in London zugebracht, in welcher Zeit er vergeblich auch nur nach einem Sonnenstrahl spähte, da die britischen Nebel vorzugsweise ihre dichten Schleier über die Themsestadt eigensinnig und anhaltend ausgebreitet hatten. Einigen seiner Landsleute bewilligte er eine Audienz, und als diese, sich verabschiedend, ihn um seine Befehle für sein Vaterland ersuchten, reichte er ihnen die Hand mit der Bitte: „Versichern Sie dem Könige meine Ehrfurcht und grüßen Sie die Sonne, wenn Sie ihrer ansichtig werden!“

(Der beschämte Heuchler.) Der berühmte Sterne hatte die Gewohnheit, seiner Gattin nichts weniger als würdevoll und freundlich zu begegnen, — einst jedoch hielt er auf sie in Gegenwart des großen Garrick eine pomphafte Lobrede und endete mit der blühendsten Schilderung seines häuslichen Glückes, indem er hinzusetzte: „Der Ehemann, der gegen sein zweites Ich sich schlecht benimmt, verdient, mit seinem Hause verbrannt zu werden!“ — „Mein Freund,“ versetzte Garrick schnell, „ist Ihr Haus versichert?“

München. Auf einer Nachmittagsfahrt des Dampfschiffes auf dem Starnbergersee begegnete es, daß eine junge Dame, von ihrer Mutter und Schwester begleitet, plötzlich unwohl wurde und sich in die Kajüte zurückzog, woraus sie auf eine unerklärliche Weise verschwand, nachdem sie ihre Begleitung auf das Verdeck geschickt hatte. Das Schiff, welches bei Seeshaupt gelandet war, fuhr sofort zurück, doch von der jungen Dame war nirgends mehr etwas zu sehen.

Der Baron v. M. versicherte einst: „Auf meine Ehre! um Alles, was ich bei Hofe geworden bin, bin ich auch nicht einen Schritt gegangen.“ — „Das glaube ich wohl,“ sagte eine Dame, „kriechen heißt ja auch nicht gehen!“

Der letzte Nebelspalter.

Mein Haar ist dünn und altersgrau,
Just von den achtzig Jahren,
Doch kräftig ist mein Körperbau
Und trotzt noch den Gefahren.
Ich rauche meinen Knaster
Und lüpfe den Dreimaster!

Wenn Wein mir durch die Adern rollt,
Dann sprudeln meine Lieder,
Und bietet sich der Lippen Gold,
Las ich mich heut' noch nieder
Und schmauche meinen Knaster
Und rücke den Dreimaster!

Bei großer Hitze sind' ich Schutz
Stets bei dem Blitzableiter,
Und kommt ein Sturm, dann biet' ich Trutz
Und ziehe ruhig weiter.
Und dreh' noch kühn im Alter
Den theuren Nebelspalter!

Kommt einst der Tod, der Hippemann,
Zu mir herangerappelt,
So sag' ich ihm: „Mein lieber Mann,
Ich komm' schon nachgetrappelt!“
Und schwing' dabei, ich Alter,
Den treuen Nebelspalter!

D'rauf wird er sprechen: „Bringet ihr
Nur mit den Nebelspalter,
Er war stets euer Stolz und Zier
Bis in das höchste Alter!“ —
Dann sterb' ich simpler Alter
So gern beim Nebelspalter.

Auflösung der Charade in № 105:

Ehrenpreis.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 107. Dienstag, 5. September 1865.

An Sie!

I.

Wär' ich ein Vögelein, du herzig süße Maid,
Wär' ich ein Vögelein — zu dieser Zeit;
Flög' ich zu dir mit schnellen leichten Schwingen,
Und wollte dir die schönsten Lieder singen.
Wär' ich ein Vöglein hier —
Wie flög' ich schnell zu dir!

Wär' ich ein Lüftchen, du herzig süße Maid,
Wär' ich ein Lüftchen — zu dieser Zeit;
Wollt' ich voll Lust in deinen Locken wühlen,
Und kosend dir die Rosenwangen kühlen.
Wär' ich ein Lüftchen hier —
Wie weht' ich schnell zu dir!

Wär' ich ein Blümlein, du herzig süße Maid,
Wär' ich ein Blümlein — zu dieser Zeit;
Dann wollt' ich dir gar süße Düfte spenden
Und still beglückt an deinem Herzen enden.
Wär' ich ein Blümlein hier —
Ich dufftete nur dir!

Wär' ich dein Liebster, du herzig süße Maid,
Wär' ich dein Liebster — zu dieser Zeit;
Dann wäre mir der Himmel aufgegangen,
Dann küßt' ich dich von deinem Arm umfangen.
Wär' ich dein Liebster hier —
Ich liebte dann nur dir!

II.

Wohl viele tausend Vögelein
Wehen und singen im grünen Hain;
Sie haben all' zwei Flüg'lein schön,
Zu fliegen über Land und See'n;
Sie haben alle süßen Mund
Zu singen hell aus Herzensgrund.
O, bitt' euch, liebe Vögelein —
Will keins von euch mein Bote sein?

Ich will euch senden in ein Thal,
Mit luft'gen Quellen ohne Zahl;
Da blühen Blumen süß und lind
Und wiegen sich im Abendwind;
Ich will euch senden vor ein Haus,
Da lacht der Frühling selbst heraus.
O, bitt' euch, liebe Vögelein —
Will keins von euch mein Bote sein?

Und sehnt ihr nach des Waldes Glück,
Nach Rosen und Liedern euch zurück;
Zu einer Rose send' ich euch,
Mein holdes Lieb schaut Rosen gleich;
Mein holdes Lieb spricht süßen Klang,
Als wär' es Nachtigallen-Sang.
O, bitt' euch, liebe Vögelein —
Will keins von euch mein Bote sein?

Am liebsten flög' ich selber hin
Und sagt ihr, wie so treu ich bin;
Und klagt ihr meine lange Pein,
Daß ich von ihr muß ferne sein;
Da läg' ich auch an ihrer Brust
Und küßte sie voll Liebesluft.
O, bitt' euch, liebe Vögelein —
Will keines mir zwei Flügel leih'n? —

. . . . r.

Das Porträt eines Landschaftsmalers.

(Fortsetzung.)

Minna durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag. „Sie können wieder gehen," sagte sie jetzt zum Kellner und stand wenige Minuten später vor Arthur's Thüre.

Ihr Herz pochte hörbar und dicke Tropfen traten auf ihre Stirne. — „Was willst du beginnen?“ fragte sie sich, was soll aus dir werden, wenn der Vater zurückkehrt, wenn Lanzing dich —?“ Sie vermochte nicht, den Gedanken weiter zu verfolgen und wich zagend wieder einen Schritt rückwärts. Doch mit unwiderstehlicher Gewalt trieb es sie alsbald wieder fort; sie ergriff den Drücker des Schlosses — und, ohne erst zu klopfen, trat sie ein und stand vor dem, der einst den Frieden ihrer Seele ausmachte, dessen blühende Jugendfrische in ihr das herrlichste Bild eines Mannes zurückgelassen hatte, während sich hier eine hagere, bleiche Gestalt vor ihr erhob, ein junger Greis, dessen Augen immer wilder im Kopfe herumrollten und bald die vor ihm stehende lebendige Gestalt betrachteten, bald jene, die seitwärts auf einem großen Oelgemälde segnend über der Kunst, gleich einer verklärten Heiligen, in Wolken schwebte.

Minna breitete zuerst ihre Arme aus und mit einem Ausrufe des Entzückens stürzte sie an die Brust des Geliebten.

Doch zu mächtig wirkte dies plötzliche Erscheinen auf den leidenden Zustand des jungen Malers, sein Geist hatte damit den härtesten Stoß empfangen; die Adern seiner Stirne schwollen an und als Minna eben den Namen „Arthur“ aussprach, stieß er sie zurück und rief mit fieberhafter Ekstase: „Arthur?! Nein, schönes Wesen, Du irrst. Ich bin Pygmalion. O, ich wußte, daß mir die Götter Begeisterung genug verleihen würden. Wie sich Bienen niederließen auf Pindar's Lippen und ihn mit dem Göttertrank der Begeisterung speisten, daß er zum unsterblichen Sänger wurde, wie Jehovah den Bezaleel mit dem Geiste Gottes erfüllte und ihn tüchtig machte zu kunstvollem Schaffen: so mußte auch bei mir die Kunst zur Verkörperung von Idee und Erscheinung werden, und die himmelgesegnete Hand Deines Pygmalion mußte dies Bild schaffen, das selbst die Gottheit reizte, ihm Blut und Leben zu geben!“ Dann stürzte er zu Minna's Füßen und fuhr fort: „Sage nun nie mehr, daß auf der Kunst ein Fluch laste, denn Du stehst hier, Göttliche, was die Liebe eines Künstlers vermag. Breite Deine Arme aus, liebliche Charitin, und segne mich, ja, segne Deinen königlichen Künstler, durch dessen Liebe Dir ganz Cypern unterthan wird!“

Minna bebte am ganzen Körper, sie gab sich Mühe, ihren Gefühlen Luft zu machen, aber wie sich auch ihre Brust hob, als wolle sie einen Schrei des Entsetzens ausstoßen, wie sich auch ihre Lippen öffneten: minutenlang blieb es nichts als ein erfolgloses Drängen und Kämpfen. Um so schmerzlicher erklang deshalb ihre Stimme, als sie endlich in die Worte ausbrach: „Großer Gott, er ist wahnsinnig!“ und sich dabei zu dem Knieenden niederbog und ihn so fest in ihre Arme schloß, als sollten sich diese nie wieder öffnen.

Den Ruf: „Er ist wahnsinnig!“ hatte der Major vernommen, der gerade mit Lanzing zurückkam und begleitet von diesem, nach der Thüre sprang, von welcher her er Minna's Stimme gehört hatte.

Wie vom Donner gerührt, stand der sonst so feste Mann, als er vor sich die Gruppe der Lebenden und neben sich auf dem großen Bilde jene Todte sah, die ihn schon auf Arthur's erster Skizze so warm anzulächeln schien, hier in vollendeter Form, aber so voller Milde und Segen gegenüber schwebte, daß der Name „Sophie“ auf seinem Munde schwebte, während er doch wußte, daß des Künstlers Original eine Minna war.

Beide Männer waren in dem Augenblicke eingetreten, als Arthur sich der Umarmung Minna's entwandt, sie zu dem Bilde führte und in steigendem Affekte und immer schnellerer Rede ihr entgegnete: „O, nenne es nicht Wahnsinn, was die Götter schön nennen; frevle nicht an der Gottheit! Freilich, freilich, die Menschen sind wahnsinnig genug, sich über die Gottheit zu stellen, das Schöne zu mißachten, das aus Idee und Natur, aus Seele und Materie uns entgegenleuchtet. Und doch — Wahnsinn? Ja, ja! O, könnte ich nur wahnsinnig sein, wahnsinnig! Aber nicht wahnsinnig wie Lear, der eine Neunne war; nein, wahnsinnig, daß mir der Schädel zerspringen und das Hirn in Atomen, wie lichte Gluthgedanken, als Glorienschein um dieses Bild sprühen müßte, in dem ich einem venetianischen Nobile meine Seele verkaufe!“

Hier folgte dem Ueberreiz der Nerven eine plötzliche Erschlaffung. Mit dem Worte „wahnsinnig“ schlug er sich heftig vor die Stirne, und der Major trat zur rechten Zeit hinzu, den sinkenden Kranken aufzufangen, worauf er ihn mit Hilfe Lanzing's auf das nahe Sopha legte.

Minna hatte die Ankunft der Männer gar nicht bemerkt und auch jetzt noch schien sie ihre Gegenwart gar nicht beachten zu wollen.

„Arthur, mein armer Arthur!“ rief sie verzweifelnd aus und schlang ihre Arme um das Lockenhaupt des Geliebten, indem sie schluchzend seine eisig gewordenen Lippen küßte.

Lanzing stand sprachlos daneben und war erstaunt über die Umwandlung der sonst so kalten Braut. Ein bitterer Zug spielte um seinen Mund.

Da trat der Major neben ihn, führte ihn zur Seite und sagte bewegt: „Lieber Lanzing, fordern

Sie jetzt keine Entscheidung von einem gefolterten Vaterherzen. Wir glaubten, durch die Veränderung günstig auf Minna zu wirken, Sie sehen, die Vorsehung hat es anders gewollt. Was gedenken Sie zu thun?"

„Ihr nicht vorzugreifen, sondern abzureisen," antwortete Lanzing gefaßt.

„Und wollen Sie Ihrem alten Freunde noch eine Gunst erweisen," begann der Major wieder, „so bitten Sie Gott, daß er mich unter dem Druck des Schicksals nicht früher zusammenbrechen läßt, als bis mein Kind meiner nicht mehr bedarf."

Der junge Offizier drückte schweigend des Majors Rechte, umarmte ihn und ging ergriffen auf sein Zimmer, um sobald als möglich die Rückreise anzutreten.

(Schluß folgt.)

Vom Weinstein der Zähne.

(Aus dem Katechismus über die Frage: „Was muß für Erhaltung der Zähne geschehen?" von Dr. G. v. Langsdorff, Zahnarzt in Mannheim. Verlag von Fr. Bender in Mannheim.)

Was ist das? Der Weinstein der Zähne ist jene Masse, die sich namentlich an den untern Vorder- und obern Backenzähnen ansetzt und nach chemischen Untersuchungen aus Erdsalzen und thierischen Stoffen besteht. Die Zusammensetzung dieser beiden Stoffe ist jedoch sehr verschieden, und daher auch die Verschiedenheit in dem bald harten und festen, bald weicheren und lockeren Weinsteinsalz. Auch die Farbe ist verschieden, so verschieden, daß sie alle Schattirungen von Weiß, Gelb, Braun, bis ins Schwarze hat. Der schwarze Weinstein ist der härteste, der weiße der weichste. Er haftet oft sehr fest an den Zähnen und ist zuweilen sehr mühsam zu entfernen. Bei großer Vernachlässigung des Mundes und Unmäßigkeit im Essen, namentlich im Trinken, werden die Zähne oft ganz von Weinstein eingehüllt. Der Weinstein wirkt reizend auf das Zahnfleisch, drückt dasselbe allmälig vom Zahne weg und ist somit die Hauptursache bei Zahnfleisch-Entzündung.

Woher kommt der Weinstein? Die erdigen Theile des Weinsteins (d. i. weinsteinsaurer Kalk) sind im Speichel enthalten. Dieser ergießt sich aus besonderen Speichelkanälen, die unter der Zunge und auf beiden Seiten gegenüber den ersten großen Mahlzähnen in die Mundhöhle münden, daher auch die innere Fläche der untern Schneidezähne und äußere Fläche der Backenzähne, als zunächst liegend, stets mehr mit Weinstein behaftet sind, wie die übrigen Zähne.

Manche Kinder haben auf ihren Vorderzähnen einen grünschwärzlichen Niederschlag; was ist das und was kann dagegen gethan werden? Es ist dies ohne Zweifel auch ein Weinsteinniederschlag, doch ist das Wesen dieser Bildung, die unter dem Mikroskop oft wie Pilze oder Algen erscheint, noch nicht gründlich erforscht. Das Email, namentlich der obern Vorderzähne, sieht durch diesen Niederschlag schwarzgrün aus. Kinder sind dieser Zahnkrankheit mehr unterworfen, wie ältere Personen, und obgleich diese Krankheitsform zu den gutartigen gerechnet wird, so hat man doch bei weichem Zahngewebe im Laufe der Zeit das Email darunter sich auflösen und das Zahnbein einem raschen Verfall unterworfen gesehen. Dieser grünliche oder schwarz-grünliche Niederschlag muß deßhalb je früher, je besser vom Zahnarzte mechanisch entfernt werden, und nicht, wie es leider noch so oft geschieht, mit Säuren — mögen dieselben auch noch so verdünnt angewandt werden, — sondern mit einem weichen Holze und sehr fein geriebenem Bimsstein oder eigens dazu hergerichteten Polirsteinen.

Wie oft muß der Weinstein von den Zähnen entfernt werden? Wenn dies einmal gründlich geschehen ist, was freilich oft viel Arbeit kostet, und die Zähne dann alle Morgen, wie es sich gehört, einer tüchtigen Reinigung unterworfen werden, d. h. nicht blos die vordere Fläche mit der Zahnbürste gerieben wird (was, nebenbei gesagt, hinauf und herunter, nicht hin und her geschehen muß), sondern auch innen und auf der Kaufläche, — dann wird dem Weinstein für immer das Ansetzen unmöglich gemacht, ausgenommen die Zähne haben von Natur aus gar zu rauhes Email, wodurch es dann vielleicht nöthig wird, nach einigen Jahren sich die Zähne wieder vom Weinstein befreien zu lassen.

Können die Zähne nicht schneller und gründlicher durch chemische Stoffe gereinigt werden? Säuren wirken allerdings schneller auf die Zähne, der Weinstein und sonstiger schmutziger Ueberzug wird durch Säuren rasch entfernt und die Zähne sind damit sehr bald weiß gerieben; weil aber der Kalkgehalt des Emails selbst durch sehr verdünnte Säuren angegriffen wird, so ist die Wirkung eine höchst verderbliche, und die Zähne, die unmittelbar nach solchen unwissenschaftlichen Traktirungen wie Perlen aussehen, fangen sehr bald an, gelblich, dann schwarz und nach und nach ganz zerstört zu werden. Das allergefährlichste Mittel ist die Citronensäure.

Mannigfaltiges.

Bernhard von Jussieu, der berühmte französische Pflanzenforscher des vorigen Jahrhunderts, reiste 1737 im heiligen Lande und nahm von den geseerten, nunmehr fast ganz verschwundenen Cedern des Libanon einen kleinen Sprößling mit. Da er sonst nichts hatte, so machte er aus seinem Hut einen Blumentopf und setzte das Bäumchen hinein. Er brachte es wohlbehalten an Bord des Schiffes, welches nach Frankreich segelte; allein Unwetter und widrige Winde trieben das Schiff von seiner Fahrt ab und verlängerten diese so sehr, daß es schließlich an Wasser fehlte und jeder Reisende nur ein Glas täglich erhielt. Nur ein Naturforscher von solch' brennendem Eifer, wie Jussieu, konnte thun, was er that; während der weiteren Reise theilte er sein Glas Wasser mit seiner kleinen Ceder. Unter der andauernden Entbehrung nahm Jussieu's eigne Kraft allmälig ab; allein er blieb standhaft und brachte, obwohl an seiner Gesundheit beschädigt, die Pflanze wohlbehalten nach Marseille. Hier sah der Naturforscher seine geliebte Ceder von einer neuen Gefahr bedroht: die Zollbeamten, welche von der Selbstverläugnung des Naturforschers keinen Begriff hatten und nicht an die Wahrheit seiner Erzählung glaubten, verlangten, er solle den sonderbaren Blumentopf ausleeren, damit sie sehen könnten, ob nicht Spitzen, Edelsteine oder sonstige verbotene werthvolle Waare unter den Wurzeln des Bäumchens verborgen sei. Bitten und beredte Berufungen auf seine zu Gunsten der Pflanzen überstandenen Leiden erweichten endlich ihre Herzen, und Jussieu durfte seine junge Ceder vom Libanon ungestört mitnehmen. Er brachte sie nach Paris, setzte sie im Pflanzengarten ein, und der seltene Baum, welcher trefflich gedieh, wurde der Liebling der Hauptstadt. Die Ceder wuchs und wächst noch immer. Jetzt, nach 230 Jahren, ist sie eine Zierde des Pflanzengartens, welche von jedem Fremden aufgesucht wird; das Reislein aus dem Hute des Naturforschers ist zu einem Baum von $10^1/_2$ Fuß Umfang geworden.

Auf ihrer neulichen Reise in den Westen kamen die Generale Grant und Sherman in Chicago zusammen und wurden mit ungeheurem Enthusiasmus von der Bevölkerung aufgenommen. Sherman ward aufgefordert, eine Rede zu halten. Er suchte dem auszuweichen und entschuldigte sich damit, daß er nur Zuhörer und Zuschauer sein wolle. „Ich lasse mich nicht zu einer Rede verleiten. Immer bereit, immer stolz, meinem alten und geliebten Oberkommandeur zur Seite zu stehen, will ich Alles in der Welt thun, was er von mir verlangt; aber ich weiß, daß er mir nicht befehlen wird, eine Rede zu halten." (Stimmen: „Ja, er wird es thun! Befiehl's ihm, Grant!") Der Eroberer von Richmond trat dann vor und antwortete auf den Ruf der Menge: „Ich heiße nie einen Soldaten etwas thun, wozu ich selbst nicht im Stande bin!" worauf große Heiterkeit und drei Hochs für jeden der beiden tapfern Krieger folgten. Die demonstrationslustige Menge rief darauf noch die Gemahlinnen der Generale hervor und betäubte die beiden Frauen, welche dem Verlangen der Ungeduldigen nicht ausweichen konnten, mit ihrem Hurrahgeschrei.

Ein unerträglicher Schwätzer hatte die lästige Gewohnheit, mit seinen Händen Jeden zu berühren. Dies that er, treu seiner Manier, einem Herrn, welcher sich schon lange im Stillen über diese Fadaisen geärgert hatte. Endlich verlor dieser die Geduld und verbat sich diese Vertraulichkeit. „Aber, beim Himmel! wohin soll ich bei diesem beschränkten Raum die Hand legen?" — „Auf Ihren Mund!" — lautete die lakonische Antwort.

(Reiche Leute in New-York.) Alexander T. Stewart in New-York hat, mit Ausnahme des Sonntags, eine Einnahme von 1000 Dollars per Tag. Cornelius Vanderbilt noch einmal so viel und William B. Astor 4330 Dollars per Tag. Astor mag wachen oder schlafen, so hat er ein Einkommen von 3 Dollars per Minute. Er mag gehen, stehen, treiben, was er will, überall verdient er Geld.

Gemeinnütziges.

(Einsalzen.) In einigen Gegenden Oesterreichs salzen die Landleute das Kartoffelkraut ein und erhalten dadurch ein kräftiges Futter für Kühe, von dem ein Theil so viel nähren soll, wie zwei Theile Heu. Durch das Einsalzen und die stattfindende Gährung verliert sich der unangenehme Geschmack und das Kraut schmeckt wie saure Gurken. Das Einsalzen geschieht wie beim Sauerkohl. Die dicken Stengel werden gestoßen und die Blätter etwas gehackt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 108. Freitag, 8. September 1865.

Das Porträt eines Landschaftsmalers.

(Schluß.)

Es mochte eine Stunde vergangen sein, in der man nichts als das tiefe und schwere Athemholen des Kranken vernahm. Minna saß vor ihm und lauschte ängstlich auf jede seiner Bewegungen; der Major dagegen stand, auf einen Stuhl gestützt, vor dem schönen Gemälde, und indem die Zeit seiner Jugend mit allem Süßen und Herben an ihm vorüberzog, betete er still: „Herr, dein Wille geschehe!“ — Dann ging er zu Minna und sagte: „Kind, ich rathe Dir, zur Ruhe zu gehen, ich werde Arthur zu Bett bringen lassen und verspreche Dir, die Nacht hier zu bleiben.“

Minna sah den Major mit einem Blicke an, wie er ihn an der Tochter nie gesehen hatte. Nicht Vorwurf, nicht Schmerz, nicht Leidenschaft lag darin; aber jenes Majestätische, das die Frauen so groß macht, wenn es gilt, eine Pflicht der Liebe zu erfüllen. Pflicht, so hört man es oft nennen, doch das Weib scheut es meist, das Wort auszusprechen, da es in Allem nur Liebe und wieder Liebe sieht, Pflichten und Opfer ihm aber ein beseligendes Gefühl von dem wahren Bewußtsein der höchsten und reinsten Liebe sind.

Der Major durfte sich daher nicht verwundern, wenn er jetzt bei der Tochter die gewohnte Folgsamkeit nicht fand.

„Nein,“ entgegnete sie, „nein, mein Vater, ich kann nicht fort; unter meinen Augen soll er ruhen, mit meinen Händen will ich seine Stirne kühlen und an meiner Brust soll er wieder zu neuem Leben erwachen.“

„Das gebe der Himmel!“ sagte gerührt der Major und umarmte die Tochter, die ihr Gesicht an ihm verbarg und mit weicher Stimme flehte: „O Vater, laß ihn mir!“

Der kommende Morgen fand den Major schlummernd in einem Sessel in Arthur's Kabinet; doch Minna hatte schlaflos die Nacht vor dessen Bett zugebracht und ängstlich erwartete sie den Augenblick, wo der Geliebte die Augen aufschlagen und sie Gewißheit haben sollte, ob die irren Reden des gestrigen Abends Folgen gänzlicher Geistesverschütterung oder nur vorübergehender Erregtheit waren.

Endlich rührte sich der Kranke und sprach in halbwachem Zustande kaum hörbar: „O, hätte ich in diesem Traume doch mein Leben lassen können!“

„Arthur, bester Arthur!“ rief Minna freudig und beugte sich über ihn hin, „es war ja kein Traum; „o sieh', ich bin bei Dir und nie, nie werde ich mich wieder von Dir trennen!“

Der Kranke versuchte sich aufzurichten, allein die übermäßige Anspannung hatte seine Kräfte so erlahmt, daß er schwach auf sein Lager zurücksank. Nur mit dem matten Auge vermochte er Minna zu grüßen und fragte leise: „Du bist es wirklich?“

„Ja, sie ist es, lieber Arthur,“ tönte es hinter Minna und der Major ergriff Beider Hände und drückte segnend einen Kuß darauf.

Minna fiel ihrem Vater freudig um den Hals; dem Kranken dagegen traten die Thränen in die Augen und er winkte kaum wahrnehmbar mit der Hand, als wolle er andeuten, daß er zu schwach sei, ein Glück zu fassen, welches ihn noch vor Kurzem so unglücklich machte.

Erst nach mehreren Tagen, die nicht ohne wiederholte Geistesstörungen verliefen, war er im Stande, sein Lager zu verlassen, und nur sein Gemüthszustand allein war es dann, der der zärtlichen Pflege einer liebenden Braut am längsten widerstand.

Auf dem Gute des Majors war im folgenden Frühling eine ungewöhnliche und heitere Rührigkeit, denn man erwartete nichts weniger als die Tochter des Hauses mit ihrem jungen Gatten aus Italien, wo sie wegen der Gesundheit des Letzteren den Winter

zugebracht hatte. Der in kurzer Zeit ergraute Vater ſaß vor der Thüre und durchmuſterte mehrere Briefe, die alle mit Poſtſtempeln italieniſcher Städte verſehen waren und wohlthuend auf den Leſer wirken mußten, denn er rief plötzlich erfreut aus: „Herr, wie biſt du ſo gnädig, daß du meine alten Tage durch das Glück meines Kindes ſo erheiterſt!“

„Und ich den gnädigen Herrn wieder fröhlich und freudig ſehen darf wie vor dreißig Jahren,“ ſagte Ptaro, welcher unbemerkt näher getreten war.

„Ja, Alter, Du haſt Recht, ich bin wieder recht vergnügt und will wünſchen, daß ich nun im Alter ſo bleibe.“

Da tönte auf der nahen Waldſtraße die luſtige Weiſe eines Poſtillons und bald fuhr der erwartete Wagen vor, aus welchem das junge Paar vergnügt in die Arme des erfreuten Vaters ſtürzte.

„Kinder, Kinder,“ rief er, „was haben mich Eure Briefe ſo glücklich gemacht! Seht, dort liegen ſie noch, ich las ſie jeden Tag.“

„Nun, wenn unſere Liebe Dein Glück ausmacht,“ entgegnete die junge Frau in liebenswürdig heiterer Laune, „dann, Väterchen, kommt es erſt noch, denn Du glaubſt nicht, wie unendlich die Liebe eines Künſtlers iſt.“ Dabei ſah ſie Arthur ſo treuherzig an und küßte ihn ſo innig, daß der Major Alles vergaß, was noch mißtönend aus der Vergangenheit herüber klingen mochte.

Dann führte er Beide hinauf, und das erſte, was ſie erblickten, war das große Gemälde aus Venedig, unter welchem — die Skizze ſtand.

„Und weißt Du, meine Tochter,“ ſagte der Major in der Stimmung eines Andächtigen, indem er nach der ſegnenden ſchönen Figur auf dem Gemälde zeigte, „weißt Du, wer Dich wie die volle Wirklichkeit aus dieſen Zügen ſo mild anlächelt?“

Arthur, welcher verſtand, was der Major ſagen wollte, fiel ihm in die Rede: „Unſer Unglück und unſer Glück; — die unglückliche Skizze war eine Frucht meiner zerriſſenen Seele, liebe Minna; doch in die Ausführung legte der Himmel den Samen unſeres Glückes, aus dem Ihnen, mein Vater, der ſchöne Kranz der Dankbarkeit erblühen ſoll. Glauben Sie, ich weiß, welches Opfer Sie der Liebe zu Minna gebracht haben, allein ich fühle die Kraft in mir, es Ihnen ſo leicht als möglich zu machen.“

Der Major umarmte Arthur auf's Herzlichſte und ſagte: „Ich kenne Sie jetzt, lieber Arthur, Sie haben vollen Anſpruch auf meine Liebe.“

Als im Sommer eine größere Geſellſchaft auf dem Gute war und das große Bild Arthur's eine Zeitlang Alle beſchäftigte, äußerte eine Dame halblaut und etwas piquirt zu einer ihrer Nachbarinnen: „Was hilft alle Liebe dabei, eine Mesallianz bleibt es doch.“

„Gewiß, meine Gnädige,“ entgegnete Minna, welche, hinter ihr ſtehend, die Aeußerung gehört hatte, — „Arthur konnte bei ſeiner Frau ſowohl mehr Geiſt als auch mehr Adel in den Geſinnungen verlangen; indeſſen,“ — ſetzte ſie mit einem ſchelmiſchen Lächeln hinzu, das ihr ſo reizend ſtand und deutlich zeigte, wie ſie ihre Bemerkung meinte — „indeſſen iſt die Mesallianz zu einer heiligen Allianz geworden und mein armer Mann muß nun ſuchen, mit ſeiner Frau ſo gut als möglich fertig zu werden.“

Die Sprache der Thiere.

Die Individuen der Thierwelt ſtehen in Beziehungen zu einander, welche bei den einen ſelten, entfernt und locker, bei den geſellig lebenden und Staaten bildenden Thieren ebenſo häufig als innig ſind, zwiſchen welchen Extremen ſich dann alle Zwiſchenſtufen finden. Die einfachſte und urſprünglichſte Art der Mittheilung kann durch gegenſeitige Berührung oder durch Betaſtung mittelſt beſonderer hiefür entwickelter Organe, wie der Wimpern, Fühlfäden, Fühlhörner, Finger- und Schnabelſpitzen, Lippen u. ſ. w. geſchehen; die Ameiſen, Bienen u. ſ. w. ſcheinen durch das Fühlerſpiel ſehr ſpezielle Mittheilungen ſich machen zu können. Eine andere Art wird verwirklicht durch Haltung und Bewegung des Körpers und der Glieder, bei Säugethieren und Vögeln auch des Schwanzes, und oft unterſtützt durch Aenderungen in der allgemeinen Bedeckung, wie Sträuben der Haare und Federn, das Aufrichten beſonderer Partien derſelben, Ausbreiten der Schwanz- und Schwungfedern, durch den Blick, und auf der höchſten Stufe des Thierreiches auch durch das Mienenſpiel des Geſichtes. Neben dieſer Geberdenſprache im weiteſten Sinne können Mittheilungen durch Laute geſchehen, welche, durch die verſchiedenſten Apparate hervorgebracht, von der größten Einfachheit bis zu bedeutender Komplikation wechſeln können.

Das Vermögen, Laute hervorzubringen, tritt erſt bei den Weichthieren ein, wenn überhaupt Ehrenberſon Tennent's Nachricht von „ſingenden Muſcheln“ auf Ceylon Grund hat. Bei den unter den Weichthieren ſtehenden Klaſſen und bei den Würmern iſt Mittheilung der gegenſeitigen Zuſtände nur durch Berührung möglich, die ſchon bei den Wimperinfuſorien beobachtet wird, welche für die Berührung mittelſt Cilien äußerſt empfindlich ſind. Bei den Cruſtaceen vermitteln die Fühler die Mittheilung, bei den Arach-

nlden die Pölpen und Fußſpitzen, welche bei den eigentlichen Spinnen ein äußerſt feines Gefühl beſitzen, bei den Inſekten dienen zu dieſem Behufe die ſo viel geſtaltigen Fühler, welche namentlich bei Ameiſen, Bienen, Weſpen und Termiten ſehr vielfach abgeänderter Bewegungen fähig ſind. Bei manchen Inſekten entwickeln ſich aber für Mittheilung beſtimmter Zuſtände und Empfindungen oder auch blos für Kundgebung des Daſeins Tonapparate, meiſt beruhend auf Schwingung oder Friktion geſpannter Membranen oder Reibung gewiſſer Körpertheile an anderen. So bringen die Cicaden ihr eintöniges und oft durch ſeine Stärke und Monotonie läſtige Gezirpe durch ſchwingende Platten an der Bauchwurzel hervor, welche, durch beſondere willkürliche Muskeln einwärts gezogen, vermöge ihrer Elaſtizität wieder nach außen ſchnellen, ſo daß beide in raſcheſter Folge ſich ablöſende Akte die Empfindung eines kontinuirlichen Schalles hervorbringen. Die Grillen zirpen durch Reibung ihrer Ober- und Unterflügel aneinander, die Lokuſtinen durch Streichung ihrer Flügeladern mittelſt der als Fiedelbogen dienenden ſtachligen Hinterſchienen, manche Käfer durch Reibung der Vorderbruſt an der Mittelbruſt oder durch Reibung der hinterſten Bauchringe aneinander, die Todtenuhr durch Klopfen mit dem Kopfe an das Holz, in dem ſie lebt. Viele dieſer Töne ſind Geſchlechts-Locktöne und im ganzen Thierreich zeichnen ſich die Männchen durch ſtärkeres oder ausſchließliches Tonvermögen aus. Eine Mittheilung ganz beſonderer Art, das Nahen oder die Gegenwart anzeigend, geſchieht durch Lichtentwicklung, welche ſchon bei Infuſorien, Quallen, Würmern und Weichthieren vorkommt und bei einigen Cruſtaceen und Inſekten ſich ebenfalls findet. Sind leuchtende Thiere in ſehr großer Zahl beiſammen, ſo können ſie meilenweit die See in Feuerglanz ſchimmernd oder die Gebüſche und Bäume tropiſcher Länder funkenſprühend erſcheinen laſſen.

Obſchon die Fiſche als ſtumm gelten, ſo kennt man doch einige, welche Töne hervorbringen und zwar meiſt durch Ausſtoßung der Gaſe aus der Schwimmblaſe, indem letztere ſich zuſammenziehend jene durch den Verbindungsgang in den Schlund treibt. So entſtehen die ſchnatzenden Töne vieler Fiſche, das Ziſchen der Schmerlen, das hühnerartige Glucſen der Seehähne, das Quieken und Grunzen der Aale, das Winſeln des Katzenfiſches. Indem ſich allmälig bei den Wirbelthieren ein Kehlkopf ausbildet, der mit engen Durchgangspunkten für die Luft, Stimmritzen und ſchwingenden Membranen, Stimmbändern ausgeſtattet wird, kommt unter Mitwirkung der in der Luftröhre ſchwingenden Luftſäule eine eigentliche Stimme zum Vorſchein, zu deren vielfacher Modifikation auch die Bewegungen der Zunge, der Rachen- und Mundhöhle, der Lippen helfen müſſen. So eintönig das Quaken der Fröſche auch dem ungeübten Ohre tönen mag, — es ſprechen ſich in ihm ſchon individuelle Charaktere und wechſelnde Stimmungen aus, und indem wie bei den Cicaden und Grillen Hunderte und Tauſende von Individuen gleichzeitig ihre Stimme ertönen laſſen, muß ein Gefühl der Zuſammenbrigkeit, ein Geſellſchaftsgefühl erwachen. Die Stimmen der Batrachier verſchiedener Arten zeigen die bedeutendſten Unterſchiede vom unheimlichen Quaken der Unke bis zum Gebrüll des amerikaniſchen Ochſenfroſches und den hellen Tönen indiſcher Laubfröſche. In Sikkim tönt (nach Hooker) das Gequake mancher Laubfröſche höchſt eigenthümlich, keiner anderen Thierſtimme vergleichbar, bei einigen, wie wenn man Metall ſchlägt, bei anderen wie das Schnurren einer Saite; noch verwandte Arten geben grundverſchiedene Töne von ſich. Die ſehr zahlreichen Laubfröſche in Ceylon haben ſehr verſchiedene Stimmen, einige wie Silberglöckchen. Von manchen Eidechſen, namentlich Gekonen, iſt bekannt, daß ſie Töne von ſich geben, welche menſchlichen Worten ähnlich lauten, die gewöhnlichſte Art ruft „Gekko!“ eine auf Java „Tukay!“ Der Stink vereint ſich oft mit ſeinen Kameraden zu einem Concerte. Den Kammeidechſen pfeift man; ſie kommen näher, laſſen ſich ſtreicheln und die Schlinge umwerfen. So wird auch die Kropfeidechſe gefangen; das Pfeifen macht ſie ſo unachtſam, daß ſie ins Netz hineinſpringt. Concette geben auch die Mopseidechſen und die Kielelechſe nimmt Antheil daran. Die genannten Eidechſenarten ſollen auch ſehr zahm werden. Viele Sautier und Ophidier pfeifen oder ziſchen, die Krokodille und Alligatoren erheben lautes Gebrüll, die meiſten Amphibien ſind völlig ſtumm.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Wie ſind die Einrichtungen auf den nordamerikaniſchen Bahnen?) Der Reiſende läßt ſich am Schalter ein Billet oder ſteigt, wenn er daran verhindert iſt, ohne Fahrſchein in den ſtets offnen Wagen. Das Einſteigen iſt an jeder Stelle auch während des Zuges möglich. Die Auswohner, welche mitfahren wollen, gehen auf irgend einem Wald- oder Feldwege auf die Bahnlinie zu und warten dort, bis der Zug kommt. Sie geben ihre Abſicht dem Zugführer zu verſtehen, der etwas langſamer fährt, bis der

Passagier auf dem letzten Wagen eingestiegen ist, was, ohne anzuhalten, dadurch geschieht, daß man einen Griff vom Wagen erfaßt und auf den eisernen Wagentrittstufen hinaufgeht, wozu es keiner Minute bedarf. Mittlerweile nimmt der Zug wieder sein rascheres Tempo an. Die Wagen hängen so aneinander, daß man aus einem in den andern gelangen kann. Sobald man eingetreten ist, sucht man nun, die Wagenreihe hindurchgehend, einen zusagenden Platz. Mitten ist der Weg, rechts und links sind je zwei Sitze, die übrigens schwenkbar sind, so daß man augenblicklich, wem die rückwärtssitzenden Personen mehr zusagen, diesen durch Umdrehung der beiden Sitze das Gesicht zuwenden kann. Der Kondukteur geht während des ganzen Zuges auf und ab und läßt sich die Fahrscheine zeigen. Wer einen solchen nicht hat, bezahlt den Betrag, und damit ist die Sache erledigt. Auf einem solchen Zuge kann man sich seine Umgebung suchen; man geht da hin, wo man lauter Bekannte und Freunde und damit angenehme Unterhaltung findet; der Kaufmann macht seine Geschäfte während der Fahrt ab. Man hat nicht nöthig, als Reiseerquickung die Ohren mit Kindergeschrei erfüllen zu lassen, abgesehen von anderen Unannehmlichkeiten, welche kleine Kinder als Passagiere veranlassen; denn es befindet sich in jedem Zuge ein Kinderwagen, in den die Passagiere sich begeben, welche kleine Kinder bei sich haben. Man ist nicht gezwungen, den Rauch von importirtem Kartoffelkraut und Runkelblättern einzuschlucken, denn es ist in jedem Zuge ein Rauchwagen. Man ist nicht gezwungen, vielleicht in finsterer Nacht an unbekannter Stelle ein Retrait zu suchen, denn es befindet sich in dem Zuge ein Retraitwagen. Allein die „wilden" amerikanischen Bahnen haben vor unseren geschniegelten deutschen noch andere Vorzüge. In den heißen Monaten geht eine Person in den Wagen hin und her, um den Passagieren unentgeltlich frisches Wasser zu reichen; im Winter sind die Wagen geheizt. Im Sommer sind auch Leute, die andere Erfrischungen, Obst, Apfelsinen, Backwerk ꝛc. verkaufen, auf dem Zuge, und das ganze Jahr ist ausreichend für gute und — schlechte Lektüre gesorgt, da es nirgends an Colporteuren dieser Art fehlt. Wann werden wir es so weit bringen, uns einige dieser Einrichtungen anzueignen?

(Darf man an Ahnungen glauben?) Der Graf Adalbert Bandissin erzählt in seinen „Kriegs- und Friedensbildern aus Schleswig-Holstein" einen Fall geistigen Ahnungsvermögens, der der Mittheilung wohl werth ist. Es war am 7. August 1850, als das auf der Eider-Insel bei Rendsburg gelegene Pulverlaboratorium durch eine furchtbare Explosion in die Luft gesprengt wurde, bei welcher 102 Erwachsene und 20 Soldatenkinder ihren Tod fanden und ungleich mehr Menschen verletzt und verwundet wurden. Ich befand mich, erzählt Graf Baudissin, an diesem Tage auf einem Gute am schleswig-holsteinischen Kanal, wo damals der Stab des 3. Jäger-Corps einquartirt war. Das Stubenmädchen, welches für die Offiziere den Tisch zu decken pflegte, war den ganzen Tag hindurch von einer unbeschreiblichen Angst erfüllt und bat wiederholt ihre Herrin, nach Rendsburg gehen zu dürfen, weil sie überzeugt sei, daß ihrem Vater, der dort im Laboratorium arbeitete, ein Unglück zustoßen würde. Wir suchten das Mädchen zu beruhigen, auch ihre Gebieterin sprach ihr freundlich Trost zu; da erfolgte ein dumpfer Knall; es war, als wenn die Erde aus den Fugen ginge, und das Mädchen rief sogleich: „Ach mein armer Vater! Das Laboratorium ist in die Luft geflogen." Jetzt war kein Halten mehr; schnell wurden ein Paar Pferde vor den Wagen gelegt und in sausendem Galopp ging es nach Rendsburg. Kaum bis zur Hälfte des Weges gelangt, kommt ihnen schon der Vater des Mädchens entgegen. Auch der Vater hatte, von einer unerklärlichen, unbesiegbaren Unruhe getrieben, das Laboratorium verlassen und sich nach dem Gute Schirnau auf den Weg gemacht, wo seine Tochter diente, um sich von ihrem Wohlergehen zu überzeugen. Auf dem halben Wege zwischen Rendsburg und Schirnau trafen sich Vater und Tochter und stürzten sich einander mit lautem Aufschrei weinend in die Arme. Sollte hiebei Nichts als der bloße Zufall gespielt haben? Oder soll man an Ahnungen glauben und innere geistige Beziehungen über Raum und Zeit hinweg zwischen ihnen annehmen? Der Vorfall selbst ist Faktum und buchstäblich wahr, wie der bekannte und obengenannte Verfasser versichert.

In Chicago (Nordamerika) wird ein Tunnel unter dem Boden des Sees von zwei englischen Meilen Länge gebaut, um reines Wasser zur Stadt zu bringen, da die Unreinlichkeiten, welche durch den Chicago-Fluß in den See hinausgeführt werden, das Wasser bis auf die Entfernung vom Ufer ungenießbar machen. Es ist dies Unternehmen ein so kühnes, als jemals der menschliche Erfindungsgeist ersonnen, und dasselbe kann, wenn es gelingt, nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der technischen Welt nach Chicago zu lenken.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 109. Sonntag, 10. September 1865.

Toby der Lumberer.

Erzählung aus dem canadischen Leben.

1. St. John-Fluß.

Was ist aus den schattigen und majestätischen Wäldern geworden, die sich von dem rechten Ufer des St. Lorenzo-Stromes bis nach Neu-Schottland erstreckten und beinahe das ganze wilde Territorium bedeckten, welches gemeiniglich unter dem Namen Akadien bekannt ist? Sie sind nach und nach unter dem Beil der Holzhauer gefallen; die englischen Einwanderer haben den Boden urbar gemacht und die Sümpfe ausgetrocknet, Hütten gebaut und dort Städte gegründet, wo einst die canadischen Franzosen in Kameradschaft mit ihren Freunden, den Wilden, den schwarzen Bären und das Cariboo gejagt haben. Die Reise von Quebec nach St. John, welche man nicht unter weniger als sechs Wochen, indem man mit dem Beile in der Hand die Wälder durchschritt und sich nach den Sternen richtete, machen konnte, wird jetzt in einer oder zwei Tagreisen auf den Eisenbahnschienen vollendet. Diese ganze Veränderung ist in weniger als einem halben Jahrhundert geschehen. Es hat der moderne Geist nur wenige Jahre nöthig gehabt, um seine Thätigkeit über diese unkultivirten Länder zu verbreiten und den großartigen Anblick dieser friedlichen Einöden auf immer zu zerstören. Die Erde gehört dem Menschen, ihm gebührt es, sie durch seine Arbeit und seine Thatkraft fruchtbar zu machen, und Jedermann wird diesen Umwandlungen, welche den Reichthum der Völker verzehnfachten, zustimmen. Diejenigen aber, die mit eigenen Augen den Anfang dieses erbitterten Krieges gesehen, welcher von dem zivilisirten Manne gegen die Wildnisse unternommen wurde, Diejenigen, welche die ersten Lichtungen betrachtet haben, welche der Pionier mit Eisen und Feuer in das dichte Gehölz der jungfräulichen Wälder riß, haben gleichwohl ein peinliches Andenken an das Schauspiel der Zerstörung bewahrt und das niemals verschwindende Bild der Naturschönheit mit unauslöschlichen Zügen tief in ihren Geist eingeprägt. Während sich Andere mit tollem Gebahren in eine Zukunft stürzen, welche sie verblendet, sei es uns erlaubt, einen Blick der Theilnahme auf das Vergangene zu werfen. Was einmal gefallen ist, um sich nie wieder zu erheben, verdient wohl ein Wort des Mitleids und des Lebewohls. Der freundliche Leser möge uns denn auf unserem rückschreitenden Wege begleiten und mit uns zu der Vergangenheit zurück zu einem Zeitraum des Friedens zwischen beiden Welten und des Aufblühens Nordamerika's folgen.

Wir verlassen Quebec auf der großen Straße des St. Lorenzo und folgen dem Laufe dieses imposanten Stromes abwärts bis zum Einfluß eines seiner tausend Nebengewässer, welches den Namen Rivière du Loup trägt. Dort finden wir ein liebliches Dörfchen am Abhang der Höhe gelegen, von welcher aus der Blick über den weiten Strom, der seine tiefen Wellen dem Ozean zuführt, zu schweifen und man am Horizont den Gipfel der Labrador-Gebirge zu unterscheiden vermag. Wenden wir uns rechts, durchschneiden wir den reizenden Temisquata-See der Länge nach, ohne uns mit dem Anschauen der Adler aufzuhalten, welche über den Wassern schweben, ohne der kleinen Rebhühner zu achten, welche gewandt durch die hohen Gräser laufen; lassen wir die erschreckten Hasen von dannen fliehen und die Rehböcke durch die Gebüsche springen, und dringen wir stets vorwärts bis zu den „kleinen Fällen" des St. John. In diesen Regionen erreichen die Wälder einen Grad unvergleichlicher Pracht. Die Fichte, die Thuya (Cedernart), die Esche, der Ahorn, die Rothbuche, die Eiche mit ihren breiten Blättern, mischen ihre Zweige und Aeste in harmonischer Unordnung. Diese holzreichen Gegenden

bilden das Paradies der Holzhauer und Flößer, von den englischen Kolonisten „Lumberer" genannt. Es sind rastlose, rauhe und an alle Strapazen gewöhnte und für das vagabundirende Leben eingenommene Menschen. Ihre Beschäftigung besteht — wie der Name schon anzeigt — darin, daß sie die von ihnen gefällten Bäume zu ungeheuren Flössen verbinden und diese schwimmenden Wälder dann dem Strome der Flüsse anvertrauen.

Zu der Zeit, von der diese Erinnerungen berichten, befand sich ein Lager der Lumberer an den Ufern des St. John, einige Meilen unterhalb der kleinen Fälle. Obgleich es Sonntag war, hatten sie sich doch ihren täglichen Verrichtungen mit allem Eifer hingegeben. In das Geräusch der Axthiebe, welchen bald das traurige Krachen der hundertjährigen Fichten folgte, die mit Gepraſſel auf den Boden stürzten, der sie genährt hatte, mischten sich die disharmonischen Stimmen der Arbeiter: lustiges Singen und lautes Fluchen schallte wider in den eintönigen Gewölben der Wälder, die mit einer Art Wuth durch zwanzig markige Arme beraubt wurden. Es liegt in der Zerstörung alles Dessen, was lebt und aufrecht steht, der Bäume wie der Denkmäler, ein gewisser Taumel, welcher zu brutalen Handlungen reizt und anspornt. Wenn der Mensch säet oder baut, so bleibt er im Gegentheil ruhig und still, als ob sich seine Gedanken mit Innigkeit einzig und allein den Körnern zuwenden, welche er der Erde anvertraut oder dem Werke, von dessen Vollendung er träumt.

Die lärmenden Lumberer, an sich schon Halbwilde, trugen eine Kleidung, welche ihnen noch mithalf, ihnen ein wenig ansehnliches Aeußere zu verleihen. Ein rothes wollenes Hemd, ein Beinkleid von grobem in dem Lande gewebten Flanell, ein grünliches Jagdkleid, mit einem Gürtel um die Lenden befestigt, Mocassins von brauner Farbe auf indianische Weise über den Fußgelenken gebunden, bildeten den ganzen Anzug. Dazu kam eine höchst ungleichartige Kopfbedeckung, zerdrückte Filzhüte, Strohhüte, die sie während der langen Winterabende selbst geflochten, spitze Mützen, deren oberes Ende offen war, wie sie die obercanadischen Schiffsknechte zu tragen pflegten. Die Gesichter dieser Holzhauer waren vom Einfluß des Schnee's und der eisigen Nordostwinde der kalten Jahreszeit, wie von den heißen Strahlen der Sommersonne gebräunt und verbrannt. Ihre schwarzen, schlichten Haare bedeckten ihre Schultern und ihr Kinn umschloß ein verwilderter Bart. Ebenso fremdartig in ihrer Physiognomie wie in ihrem Anzug, mit dem Handbeil und dem Messer im Gürtel, erinnerten die Lumberer, deren Leben im Schooße der amerikanischen Einöden verlief, an den phantastischen Robinson Daniel de Foe's und die sagenhaften Räuber der deutschen Balladen.

Eben wollte die Sonne hinter den Wipfeln der Bäume verschwinden, als die Lumberer damit fertig waren, die gewaltigen an den beiden Ufern des St. John-Flusses gehauenen Holzstämme mit gleich Stricken gewundenen Weidenzweigen und Lianenbüscheln zu verbinden und festzumachen. Vorn und hinten an dem ungeheuren Flosse ragten große Ruder hervor, deren Bestimmung war, seinen Lauf zu regeln.

Jetzt wandte sich der Floßherr, Toby Harving, an seine Mannschaft und rief mit starker Stimme: „Holla, meine Jungen! genug gearbeitet für einen Sonntag!"

„Hurrah!" erwiederten im Chor die beherzten Lumberer.

Bald saßen sie um den Fleischtopf vereint und nahmen gierig das gesalzene Schweinefleisch und den harten Zwieback zu sich, die gewöhnlich ihre Hauptnahrung bildeten. Nach vollbrachtem Mahle nahmen sie einen tüchtigen Schluck Branntwein, zündeten ihre kurzen Pfeifen an und sammelten sich um ein prasselndes Feuer. Die Frühjahrsnächte sind in diesen canadischen Wäldern kalt. Obgleich der Monat Mai herangekommen war, fror es fast jeden Abend, sobald die Sonne die Erde nicht mehr erwärmte. Hier und da bedeckte noch der Schnee den Boden des Waldes und der St. John-Fluß trieb mit Eisschollen. Der Himmel war finster und wenige Sterne mit schwankendem Glanze bezeichneten die Lücken in dem vom Nordwestwinde gejagten Gewölk. Der pfeifende Schrei der Eule und das eintönige Geheul des großen Uhu tönten mit dem kläglichen Kläffen des Luchses gemischt durch das Gehölz. Unempfindlich für die Eindrücke der Furcht, der Schwermuth und der Bangigkeit, welche Finsterniß und Einsamkeit in allen menschlichen Wesen hervorrufen, sangen und tanzten die Lumberer um die Flammen ihrer Feuerstätte. Plötzlich jedoch wurden sie still und Master Toby erhob sich und legte die Hand an einen Karabiner, welcher neben ihm an einen Baumstamm angelehnt war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sprache der Thiere.

(Fortsetzung.)

Unter allen stimmfähigen Thieren bringen die Vögel das meiste Leben in die Natur. Die der größten Ord-

nung, die Singvögel, beſitzt einen ſogenannten Stimmapparat, nämlich fünf Paar kleine Muskeln an der Stimmritze des unteren Kehlkopfes, welcher den Säugethieren ganz fehlt und bei den Vögeln das weſentliche Stimmorgan iſt. Doch ſingen nicht alle Vögel, welche dieſe Singmuskeln haben, z. B. die Raben und einige andere, und manche, denen ſie fehlen, darunter eine Falkenart, haben die Gabe des Geſanges. Die beſten Sänger ſind ſämmtlich kleine Vögel mit beſcheidenem Federkleide, der Charakter ihres Geſanges, die Haltung hiebei wechſeln ſehr nach den Arten. Wie ſeelenvoll, wie begeiſtert iſt die Haltung einer Nachtigall während des Geſanges im Vergleich mit der des Kanarienvogels; jene in edler Extaſe, ganz hinfließend in die Töne, wie ſich auflöſend in ſie, dieſer ganz bei ſich, leichtfertig, ſchreiend, triwial! In Europa ausgebrütete exotiſche Singvögel behalten Geſang und Neſtbau ihrer Art bei. — Außer dem Geſang kommen allerlei andere Lautäußerungen bei den Vögeln vor; Jedermann kennt das Krähen und Gackern der Hühner, das Kollern des Truthahns, das häßliche oder kläglich Geſchrei der Pfauen, Eulen, Taucher; das Schneehuhn gibt Töne von ſich, welche dem Lachen des Menſchen gleichen, die Rohrdommel brüllt, daß man ſie in ſtiller Nacht eine halbe Stunde weit hört. Manche Reiher- und Schwimmvögel haben zur Verſtärkung oder Modifikation des Tones Anſchwellungen an der oft mehrfach gewundenen, unſeren Hörnern und Poſaunen ähnlichen Luftröhre. Beim Singſchwan ſenkt ſich die lange Luftröhre tief in eine für ſie beſtimmte Kapſel des Bruſtbeins und aus dieſer erſt in die Bruſt, wo die Gabelung in die Bronchien und der Kehlkopf ſich finden. Nach den Angaben von Manchen, die ſeine Stimme gehört, iſt ſie auf weite Fernen hörbar, ſtark und glockenhell; der angeblich wunderſchöne Geſang vor dem Tode ſcheint eine Fabel zu ſein.

Manche Vögel, namentlich ſolche mit fleiſchigen Zungen, vermögen menſchliche Worte nachzuſprechen, am beſten die Papageien, dann Staare und rabenartige Vögel, deren Sinn ſie jedoch in der Regel nicht verſtehen, ſo daß es reiner Zufall iſt, wenn ſie ſie einmal paſſend anwenden. „Das Sprechen der Papageien, Staare ꝛc.," ſagt Jäger, „iſt von der Sprache ihres Lehrmeiſters, des Menſchen, ſehr weit verſchieden, nicht ſowohl der genau nachgebildeten Form nach, als weil das Thier das Wort blos als Laut auffaßt, wie im Freien der Geſang anderer Vögel nachgeahmt wird oder wie der Staar das Räuſpern des Herrn, das Repetiren der Uhr nachmacht..... Das Thier behandelt das Wort ganz als Empfindungslaut. Während der nicht abgerichtete Papagei in der Morgenſtunde ſchreit, verrichtet er, wenn abgerichtet, ſeine Morgenunterhaltung in Worten und ſpricht ſie in eben ſolchen Modulationen, als er früher ſeine Naturlaute daherwälzchte. Doch gibt es auch Fälle, wo das Thier mit dem Worte, das es ſpricht, eine beſtimmte Empfindung verbindet, z. B. ein Papagei ſchrie, als er zum Fenſter hinaus auf den Schnee fiel, zum erſtenmale: „ach Herr Jeſes!" Das Thier hatte dieſe Laute als die Empfindungslaute des Schreckens von der Dienſtmagd gehört, und da er wahrſcheinlich vor ſolchen Ereigniſſen, bei denen die Magd erſchrak, ebenfalls unangenehm berührt wurde, ſo verband er mit dem fremden Laut ſeinen eigenen Gemüthszuſtand. Dieſe Fälle ſind aber immerhin ziemlich ſelten und zwar deßhalb, weil die Abrichtung der Papageien gewöhnlich in einer abſolut ſinnloſen Weiſe geſchieht. Eine methodiſche Erziehung müßte dem Vogel ſolche Worte oder Sätze beibringen, welche zu einem ganz beſtimmten Affekt deſſelben paßten, und zwar dadurch, daß man ſie ihm nur dann vorſagt, wann der Vogel im betreffenden Affekt iſt." Weinland behauptet, der Geſang ſei dem Vogel angeboren, jede Art ihrer Melodie als natürliche Ausſtattung, aber zugleich auch als natürliche Beſchränkung ihres Sinnes für Harmonie. Ein Herr Lungershauſen ſetzt dem entgegen: die Melodie iſt dem Vogel nicht angeboren, er muß dieſelbe vielmehr erſt erlernen. Hätte Lungershauſen Recht, wie könnten Singvögel, in der Gefangenſchaft ausgebrütet und von allen ihrer Art entfernt, doch ihren Geſang erhalten? Es muß alſo auch der Typus hiezu in ihnen liegen. Weinland behauptet auch, der Sinn des Vogels für Harmonie der Töne ſei derſelbe Sinn, den der Menſch habe, aber bei den Vögeln beſchränkt auf eine ganz beſtimmte Reihe auf einander folgender Töne, die nur wenig Modifikationen geſtattet.

Einige Vögel bringen mittelſt der Flügel eigenthümliche Geräuſche hervor, welche zum Theil ebenſo gut zur Verſtändigung dienen können, als die Stimme. Nach Audubon erzeugen die Hühnerartigen das polternde, ſchnurrende Geräuſch nur, wenn ſie in Furcht geſetzt auffliegen. Das Männchen des kanadiſchen Haſelhuhns bringt ein weit hörbares, trommelndes Geräuſch hervor durch Schlagen der geſtreiften Flügel auf die Körperſeiten. Die jenen der Ziegenmelker ähnlichen traurigen, welche die Becaſſine im Fluge von ſich gibt, werden durch die wirbelnd ſchnurrende Bewegung der Schwanzfederſpitzen bei jeder heftigen Auf- und Abbewegung des Vogels in der Luft hervorgebracht.

Die Stimmen der Säugethiere wechſeln vom leiſeſten Pfeifen bis zum lauteſten Brüllen, wie es

der Löwe vollbringt und dadurch alle anderen Thiere in Furcht und Schrecken verſetzt. Die ſonderbarſten Formen des Murmelns, Grunzens, Schreiens kommen in dieſer Klaſſe vor, welcher die melodiſchen Töne verſagt ſind, die uns bei den Vögeln erfreuen. Die männlichen Brüllaffen haben große Schallkapſeln an ihrem Keilkopf, welche ihrer Stimme eine furchtbare Stärke verleihen. Die Affenarten werden zum Theil erſt in der Nacht lebendig, ſo daß der Urwald von ihrem Geſchrei wiederhallt, in dem ſich Freude, Uebermuth, Zwiſt, leidenſchaftliche Erregung, Bosheit und Zorn mit ungezügelter Lebhaftigkeit kundgeben. Füchſe laſſen ſehr ausdrucksvolle Töne hören, welche ihre Jungen vollkommen verſtehen und die nach den Verhältniſſen vielfach modifizirt ſind. Hunde und Seehunde können zur Hervorbringung von Tönen dreſſirt werden, welche dem Klange menſchlicher Worte ähneln.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

London. Das ſteuerbare Luftſchiff „L'Eſperance", eine Erfindung des Hrn. Delamarne, das die Fähigkeit haben ſoll, die Luft ſo ſicher und ruhig zu durchſegeln, wie ein Schiff den Ocean, erhob ſich in Cremorne-Gardens am Mittwoch Abend um 7 Uhr von dem freien Rasen dieſes Gartens. Eine prachtvollere Auffahrt hat wohl ſelten ſtattgefunden. Für einige Augenblicke folgte der Ballon der Windrichtung nach dem Südoſten London's und Jedermann zweifelte an der Steuerkraft des Luftſchiffes, alsdann aber begannen Windflügel und Ruder der Maſchine ihre rapiden Bewegungen, der Ballon kam „vor den Wind" und machte eine vollkommene Wendung, worauf er direkt über Batterſea-Park, wie es ſchien dem Willen des Erfinders folgend, ſegelte, hier aber ſo ſchnell zu ſinken begann, daß viele ein Unglück für den Luftſchiffer befürchteten. Zum allgemeinen Erſtaunen aber erhob er ſich plötzlich hoch in die Luft und ſegelte majeſtätiſch ſüdlich in die Nähe der London Bridge, wo er ſeinen Lauf wieder änderte, über den Fluß nach Surrey flog, den Kriſtallpalaſt paſſirte und bald darauf ſich endgiltig und glücklich wieder auf die Erde niederließ. Nach dieſem glänzenden Reſultate des Herrn Delamarne ſollte man in der That an einer Möglichkeit der Steuerbarkeit des Ballons, wenigſtens unter günſtigen Umſtänden, nicht mehr zweifeln; aber bis zur Einrichtung einer regelmäßigen Luftfahrt iſt noch ein weiter Schritt.

Anagramm.

Ein Werkzeug kenn' ich, hochgeſchätzt
In eines fleiß'gen Werkmanns Hand;
Wo man es tüchtig ſchwingt und wetzt,
Sproßt Fried' und Freud' in Stadt und Land.

An Schiff und Haus, an Holz und Stein
Sieht ſeine Kraft man ſich bewähren;
Selbſt Pflug und Egge, Thür und Schrein
Kann ſeiner Hilfe nicht entbehren.

So ringt und ſchafft das Inſtrument,
Man ſieht es ſetzo allerwegen;
Es lohnt dem Meiſter, der es kennt,
Der Hände Fleiß mit reichem Segen.

Doch wehe, wenn den Eiſenzahn
Im Dienſt der Themis wir erſchauen;
Dann folget Schrecken ſeiner Bahn,
Furcht, Angſt, Verzweiflung, Nacht und Grauen.

Im Stäbebündel ſah man blinken
Des Zahnes Wucht am Uferſtrand;
Manch ſtolzes Haupt ſah man da ſinken,
Verblutend rollend in dem Sand.

Von allen Schrecken der Natur
Gleicht Nichts an Schnelle ihm und Wuth;
Ein leiſer Druck des Fingers nur,
Und — hin ſtrömt deines Lebens Fluth.

Doch rückwärts jetzt mein Wort geleſen:
Da ſtellt ſich deinem Geiſte vor
Das ſchönſte, herrlichſte der Weſen,
Das je der Gottheit Huld erkor;

Das ſchönſte, herrlichſte Gebilde,
Entſendet aus des Himmels Auen,
Durch Eintracht, Güte, Duldung, Milde
An deinem Paradies zu bauen.

Der Feen ſchönſte, die begrüßet
Der Jugend blüthenreichen Saum;
Aus deren milden Händen ſprießet
Dereinſt des Lebens goldner Baum.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 110. Dienstag, 12. September 1865.

Toby der Lumberer.

(Fortsetzung.)

Der Schatten eines Reiters, welcher auf das Lager der Lumberer zukam, hatte genügt, um diese Bewegung zu verursachen. In der Wüste wie in der Tiefe des Waldes spannt sich das Achten auf jedes Geräusch ringsum im höchsten Grade und der Mensch hat Furcht vor dem Menschen, dem einzigen Feind, der ihn mit gleichen Waffen anzugreifen vermag.

Der Reiter hielt fünfzig Schritte von den Holzhauern entfernt an. „Meine Freunde!“ rief er ihnen zu, „wollt Ihr einem verirrten Jäger erlauben, das Lager für diese Nacht mit Euch zu theilen?“

„Ja!“ erwiederte Toby Harving trocken und etwas beschämt, vor einem einzelnen im Walde verlorenen Reiter Furcht gehabt zu haben.

„Wahrlich,“ sagte der Jäger im Absteigen, „ich danke Gott, daß ich Euch begegnet bin. Mein Pferd kann nicht mehr weiter und ich sterbe vor Hunger.“

„So habt Ihr demnach nichts geschossen?“ frug der Floßherr mit ironischem Lächeln. „Ihr habt doch da eine treffliche doppelläufige Flinte.“

„Wie Ihr seht, war die Jagd nicht so schlecht,“ sagte der Jäger und zog unter der Satteldecke seines Pferdes ein Paar fette Haselhühner und ein Halbdutzend wilder Tauben hervor. „Nehmt dieses Geflügel, wenn es Euch ansteht, meine Freunde, und gebt mir rasch etwas zu essen.“

„Schweinefleisch und Biscuit ist Alles, was wir haben,“ antwortete der Floßherr.

„Das genügt für einen verhungerten Reisenden,“ erwiederte der Jäger. „Ich habe gestern früh die großen Fälle verlassen; es sind in gerader Linie wenigstens vierzig bis fünfzig Meilen bis hierher, nicht wahr? Nachdem ich die vergangene Nacht in einer Fischerhütte am Temisquata-See geschlafen hatte, begab ich mich auf den Weg, als ich ein altes Caribou aufjagte, das mich länger, als ich es wollte, fortriß. Ueber die Büsche setzend stürzte mein Pferd, ich fiel zu Boden und verlor meinen Feuerstahl. Vergeblich versuchte ich die von Feuchtigkeit durchdrungenen Blätter und Reißer mit meiner Flinte in Brand zu setzen, und so geschah es, daß ich nicht im Stande war, mein Wildpret zu bereiten.“

Während der Jäger erzählte, hieb er kräftig in das Stück gesalzenen Fleisches ein, und Master Toby, der sich neben ihn gesetzt, suchte zu errathen, wer dieser wohlausgestattete Fremde, der den Wald zu seinem Vergnügen zu durchstreifen schien, sein möge. Die anderen Lumberer hatten sich unter den Schutz des Laubes, das ihr Lager bildete, zurückgezogen und sich in ihre wollenen Decken eingehüllt, um zu schlafen. Die Gegenwart des Reiters hatte ihren lustigen Zeitvertreib abgebrochen. Es lag in seinem ungezwungenen Wesen und seiner viel reineren Ausdrucksprache als die ihrige etwas, das sie drückte. Toby Harving war der Einzige, welcher noch neben dem Fremden, der sein Gast geworden war, wachte.

„Ihr kommt von den Fällen?“ fragte jetzt der Floßherr.

„Ich habe sie gestern früh verlassen, was ich Euch schon gesagt habe, mit dem Vorhaben, vor dem Frühstück einen kurzen Spazierritt zu machen. — Aber ich hindere Euch mit Euren Leuten zu schlafen. — Wollt Ihr nicht meinen alten Rum versuchen? Nun, was sagt Ihr dazu?“

„Vortrefflich!“ erwiederte Master Toby. „Ihr habt sicherlich im Wirthshaus zum „Goldenen Anker“ bei den großen Fällen gewohnt?“

„Nein, aber gleich nebenbei.“

„So seid Ihr bei John Blumenbach abgestiegen, bei demselben, den wir schlechthin Old Johny oder John Blum nennen? denn es gibt in der ganzen

Gegend nur diese beiden Häuser, wo man einkehren kann."

„So ist es, bei Blumenbach habe ich ein Unterkommen gefunden. Es ist ein braver Mann mit angenehmen Manieren. Er ist ein Deutscher, glaube ich, und hat eine reizende Tochter."

„Johanna," sagte Master Toby, indem er seine Blicke auf das Antlitz des Jägers heftete; „hast Ihr lange bei ihrem Vater gewohnt?"

„Nur einige Wochen. — Wollt Ihr Euch nicht der Rumflasche bedienen? Trinkt ungenirt. Ich selbst trinke selten und nur mit Wasser."

Master Toby machte eine verneinende Geberde und nach einem Augenblick des Schweigens frug er: „Wer seid Ihr denn, der Ihr mehr geboren scheint in den Städten zu leben, als in unseren Wäldern herumzuirren?"

„Für den Augenblick bin ich Jäger und der Zufall hat mich zu Eurem Gaste gemacht. Höret, mein Freund, ist nicht Platz für mich in diesen unermeßlichen Einöden? — Ihr kennt Blumenbach, wie es scheint; woher stammt er denn? dem Namen nach ist er ein Deutscher, seinem Benehmen nach ein Franzose, das Englische spricht er gut, aber mit einem eigenthümlichen Accent."

„O," erwiederte Master Toby, „das ist sein Geheimniß. In den zehn Jahren, die verflossen sind, seit er sich an den großen Fällen niedergelassen hat, hat man niemals erfahren können, wer er ist. — Seine Tochter aber war zu jener Zeit noch ein Kind."

„Alles in Allem," sagte der Jäger, „was liegt daran, wer oder woher Blumenbach ist. Er hat das Benehmen eines Gentleman und seine Tochter ist vollkommen gut erzogen. Schade, daß er mit diesem armen Kinde in die Tiefe der Wälder geflohen ist, in eine wilde Einöde, wo sie Niemand sehen kann."

„Die Lumberer besuchen häufig genug die großen Fälle," erwiederte Toby Harving mit Lebhaftigkeit.

„Und man sagt, daß sie dort viel Lärm machen," unterbrach ihn der Jäger.

„Ohne Zweifel machen sie Lärm, sie lachen und singen wie ehrliche Leute. Lustige Brüder, den Teufel auch! sie sind nicht so liebenswürdig und fein wie Gentlemen; aber glaubt Ihr, daß ein Floßherr an der Spitze seiner beherzten Mannschaft und welcher unter seinen Füßen für tausend Pfund Sterling Floßholz hat, nicht einen Dandy aus Alt-England aufwiegt? Ich bin kein britischer Unterthan, Herr, wohl aber amerikanischer Bürger und im Staate Maine an den Quellen des St. John geboren."

„Wohlauf! einen Zug von meinem alten Rum auf die Gesundheit Onkel Sam's und seiner Kinder!" erwiederte der Jäger. — „Jetzt, Master Flößer, will ich mich, wenn Ihr es erlaubt, an Eurem Feuer ausstrecken und hier unter dem Schutz der Sterne schlafen."

Master Toby, tief beleidigt, daß der Jäger lieber die Nacht unter freiem Himmel zubringen wolle als sein Lager zu theilen, ging weg, um sich neben seinen Lumberern niederzulegen. Jener band sein ermüdetes Pferd an den Stamm eines Baumes fest und sich in die Falten seines mit Pelz gefütterten Mantels wickelnd, legte er sich zur Ruhe nieder. Während mehrerer Stunden warfen die Flammen der Feuerstätte lebhafte Strahlen über das Gehölz, gegen Mitternacht aber verloschen sie, und als die ersten Sterne am Firmamente erblaßten, gab ein dichter Reif, welcher sich auf die Gräser und Blätter der Bäume senkte, diesen mit der frischen Vegetation der Frühlingszeit geschmückten Wäldern ein winterliches Aussehen, und als die Morgendämmerung erschien, zögerte die Sonne, die ihr gelbes Licht über die Nebel ergoß, nicht, die Wolken mit einem bleichen Strahl zu säumen, während diese, sich langsam über den Horizont senkend, den ganzen Himmel überzogen. Der Wind hatte sich gedreht; er kam jetzt von Süden. Der Regen begann und der Reif entschwand alsbald unter dem Einfluß eines wärmeren Luftzugs.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sprache der Thiere.

(Fortsetzung.)

Der Hofrath Beireis in Helmstädt hatte Hunde zum „Reden" dressirt. Zwei derselben riefen: „Marie, bring' Kaffee!" und ähnliche Sätze, „die man allerdings verstehen konnte, wenn man sich einmal die Bedeutung dieses artikulirten Gebells hatte erklären lassen, aber mit der menschlichen Stimme hat diese Sprache keine Aehnlichkeit," sagt der Berichterstatter. Von einem Seemönch, der am Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland gezeigt wurde, behauptete der Aufseher, er könne die Worte Papa und Mama wiederholen, welche er ihm vorsagte, er könne Ja und Nein sprechen.

Die Frage, ob die Thiere eine Sprache besitzen, wird nach dem Begriffe, den man sich von Sprache macht, bejaht oder verneint werden. Damit eine artikulirte Wortsprache entstehe, müssen nicht nur

zahlreiche Vorstellungen festgehalten, sondern diese auch in einem logischen System verbunden werden, dem ein adäquates System von Lauten, Worten, Sätzen angebildet werden kann. Die Sprache ist ursprünglich das Erzeugniß des höheren Geisteslebens des Menschen und andererseits das Hauptmittel, dasselbe in seiner Lebendigkeit zu erhalten und zu höheren Stufen zu entwickeln. Daß die Thiere nicht sprechen, liegt wesentlich nicht im Bau der das Sprechen vermittelnden Organe, welche dazu nicht geeignet wären, indem man auch einzelne Thiere Worte sprechen lehren kann, wie nach einer Nachricht von Leibniz ein Hund bei Meißen sogar 30 Worte aussprechen konnte — sondern in ihrer einfacheren geistigen Natur, die sich durch unartikulirte Töne, Gesten, Bewegungen bereits genügend mitzutheilen vermag. Die Thiere haben keine artikulirte Wortsprache, weil sie nicht in Begriffen denken. Das Denken und die Entwicklung der Organe zum Sprechen stehen im engsten Zusammenhange, das Denken ist aber das Erste.

Die Lautsprache der Thiere ist einfach, wie ihre Gefühle und Bedürfnisse es sind. Der Verfasser eines kleinen in Wien vor vielen Jahren erschienenen Buches über die Sprache der Thiere meint, die Elster z. B. spreche: „Hier ist nichts mehr zu essen, also weiter! Wo gehst du hin, mein Weibchen? Ich gehe fort, folge mir, komm geschwind, hurtig, hierher, hier gibt es gute Sachen. Wo bist du? Da bin ich, hörst du mich nicht? Du ißt Alles? Wer kommt da? Ich fürchte mich, gib Acht, mache Lärm, wir wollen uns retten, wollen uns verbergen!“ Er mag wohl Recht haben, daß die Sprache der Vögel reicher sei, als sie scheint, weil wir die feineren Unterschiede in der Accentuation nicht bemerken. Schwerlich ist aber die Lautsprache der Thiere seit ungezählten Generationen, anderer geographischer Verbreitung, anderen klimatischen Verhältnissen ganz die gleiche geblieben, sondern muß sich nothwendig bei vielen Thieren einigermaßen geändert haben. Selbst in der Gegenwart lautet ja der Gesang der Nachtigallen in verschiedenen Ländern etwas verschieden, ganz abgesehen von der Differenz des Sprossers und der gewöhnlichen Nachtigall. Die Geberden- und die Lautsprache sind bei den Hausthieren der Fortbildung fähig. Wie verschieden ist das Wiehern bei einem wilden, halbwilden oder auch bei einem zahmen gemeinen Gaul und bei einem edeln Racepferde, bei welchem letzteren das geübte Ohr gewiß eine reichere Modulation und einen zarteren Ausdruck vernehmen wird, als bei ersterem; „es ist ungefähr derselbe Unterschied wie zwischen dem Jnchy! eines Residenzlers der feineren Gesellschaft.“ So wird sich auch ein Jagdhund stets von einem Hofhunde auszeichnen. Die verwilderten Hunde büßen sogar in der zweiten oder dritten Generation ihre Lautsprache zum Theil oder ganz ein, indem diese ein Ergebniß der Domestikation ist. Die Lautsprache der Thiere würde überschätzt und sogar ganz unbrauchbar für die Erforschung des Seelenlebens gemacht werden, wenn man die Tollheit begehen wollte, den Gesang der Nachtigall in die deutsche Sprache übersetzen zu wollen, wie ein Franzose, Dupont de Nemours, ihn in seine Muttersprache übersetzt hat und zudem noch ein Wörterbuch der Raben lieferte, eine Arbeit, die dem guten Mann einen Zeitaufwand von zwei Wintern und viel Frost verursacht hat, oder wenn man mit einem andern Franzosen, Pierquin, die Laute der Thiere mit amerikanischen Sprachen vergleichen oder behaupten wollte, Menschen und Thiere hätten anfangs eine und dieselbe Sprache geredet.

Jene Franzosen haben aber doch anderwärts theilweise Nachfolger gefunden. J. E. Wetzel hat 1800—1 eine Schrift: „Von der Sprache und von der gegenseitigen Liebe der Thiere“ erscheinen lassen. Die Thiere hätten eine Tonsprache, welche aber beschränkt, einfach, voll Wiederholungen sei und nur Beziehung auf ihre Bedürfnisse habe. Sie suchten sich den Menschen verständlich zu machen und verständen auch die Sprache der Menschen, die ihrerseits die Sprache der Thiere verstehen lernen könnten. Wetzel unterscheidet Buchstaben- und Sylbentöne und beruft sich auf Beobachtungen von 15 Säugethieren, 19 Vögeln, 3 Amphibien und 2 Jnsekten, er hat sogar auf 20 Seiten ein kleines Wörterbuch der Thiersprachen entworfen und sucht die Sprache der Hunde, Katzen, Vögel und Hühner in Menschensprache zu übersetzen. Einige gefangene Fische hätten eine aus kurzen Tönen bestehende Unterredung gehalten, und diese hätte sich auf ihre Flucht bezogen, die dann darauf erfolgte. Die Sprache der Fische bestehe nur aus leichtem Hauchen. Nach ihm sollen Hunde und Katzen, denen man ihre Jungen nimmt, Hühner, welche die ausgebrüteten Entchen ins Wasser gehen sehen, Vögel, welche einen Raubvogel erblicken, Kummer und Sorge durch zweisylbige Töne ausdrücken. Schnell sich folgende harmonische Töne seien Ausdruck von Vergnügen und Zufriedenheit, undeutliche hastige Töne verkündeten gute Sachen, Liebestöne seien sanft, Töne des Zornes durchdringend, rasch sich folgend, unharmonisch, und wenn lang anhaltend, verriethen sie Eifersucht, Töne der Trauer und Wehmuth seien einsylbig, gedämpft, tief heraufgeholt. Die Thiersprache sei einfach und ganz der Empfindung angemessen, demnach wahr.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Das provisorische Komite des „Vereins zu unentgeltlicher Heilung armer pfälzer Augenkranken“ in der Röder'schen Anstalt in Heidelberg hat bereits folgende Statuten entworfen: „1) Jeder Pfälzer kann Mitglied dieses Wohlthätigkeitsvereines werden und verbindet sich, dadurch einen jährlichen freiwilligen beliebigen Beitrag zu bezahlen, der jedoch nicht unter einen Gulden zu stellen ist. 2) Dem Vereine steht ein Direktorium vor, das aus drei Mitgliedern besteht, von denen eines die Funktion eines Zentralkassierers übernimmt, an welchen sämmtliche Beiträge abzuliefern sind. 3) Das Direktorium übernimmt es: a. die Aufrechthaltung der von der Anstalt eingegangenen Verbindlichkeiten zu überwachen; b. die Verwaltung der Vereinsmittel zu handhaben; c. die Anträge der einzelnen Vereinsmitglieder zu prüfen und die betreffenden Kranken der Anstalt zu überweisen. 4) In jedem einzelnen Kanton wird ein Vereinsmitglied die Aufgabe übernehmen, Vereinsmitglieder zu sammeln, Kantonalbeiträge einzuholen und der Zentralvereinskasse abzuliefern. 5) Die Aufnahme in die Anstalt erfolgt auf Gutachten jedes praktischen Arztes, zufolge dessen der Augenkranke sich an ein zunächst wohnendes Vereinsmitglied zu wenden hat, welches auf Grund vorausgegangener Erhebung über die Lage, resp. Bedürftigkeit des Kranken, mit dem Kantonalvorstande und dieser mit dem Direktorium in Verbindung tritt. 6) Das Direktorium überschickt mittelst schriftlichen Vorweises den Kranken an die Anstalt des Herrn Dr. Röder in Heidelberg. 7) Gemäß eines speziell abzuschließenden Vertrages verpflichtet sich die Anstalt des Herrn Dr. Röder in Heidelberg, Kur- und Pflegekosten für die von dem Verein überschickten Kranken zu dem Preise von täglich 42 Kreuzer zu übernehmen. 8) Zur Abänderung dieser Statuten sind zwei Drittel der Stimmen der bei der Generalversammlung anwesenden Mitglieder erforderlich. 9) Gegen Schluß jeden Jahres tritt die Generalversammlung an einem näher zu bestimmenden Orte zusammen, bei welcher Gelegenheit die Rechnungsablage gestellt und die Wahl des Direktoriums vorgenommen wird.“ Man muß der Sache, die eine Sache der Menschlichkeit ist, nur das beste Gedeihen und dem Verein die größtmögliche Betheiligung wünschen.

(Für Auswanderer.) Die „Lib. Korresp.“ bringt mit Rücksicht auf den Untergang des William Nelson einen Artikel, in welchem die Auswanderer gewarnt werden, aus solchen Häfen auszuwandern, aus denen nicht regelmäßig und geschäftlich die Auswanderung geleitet wird. Die Gefahr, auf Schiffe zu kommen, welche eigentlich gar nicht zum Menschentransport eingerichtet sind, und dann nur ganz ungenügend dazu geändert werden, liegt sonst nahe. So hatte der William Nelson bei 500 Auswanderern nur Böte für nicht ganz 100 Personen, während ein jedes zum Menschentransport eingerichtete Schiff Böte haben muß, die so viel Personen fassen, als das Schiff befördert.

Die in Pittsburg erscheinenden „Oil News“ melden, daß in Pennsylvanien die großen fließenden Petroleumquellen jetzt gepumpt werden müssen und nur einen mäßigen Ertrag geben. Die neu aufgefundenen Quellen geben täglich nicht mehr als 10 bis 20 Fässer Oel. Das Blatt sagt, das Aufsuchen von Oelquellen wird von jetzt an eine schwere Capitalanlage erfordern. Das Geschäft ist schwierig und sehr kostspielig geworden.

Das Jahr 1865 zeichnete sich durch die frühe Reife der Trauben aus. Man muß in Frankreich ein halbes Jahrhundert zurückgehen, um eine ähnliche Frühreife zu finden. In Languedoc trinkt man schon neuen Wein, und die Weinbauer wollen dem Generalrathe bei seinem Zusammentritte ein Faß 1865er zum Geschenke machen.

Herr Hofrath Dr. Perner in München, der seit vielen Jahren die hingebendste Regsamkeit zum Schutze der Thiere entfaltete, hat unter Aufhebung früherer testatorischer Bestimmungen sich entschlossen, noch bei seinen Lebzeiten eine Schenkung von fl. 23,000 an ca. 30 bestehende Thierschutzvereine verabfolgen zu lassen.

(Gegen den Zopf.) Die sämmtlichen Ortsvorsteher des würtembergischen Oberamtes Ludwigsburg haben in der letzten Amtsversammlung sich dahin geeinigt, daß sie zur Vereinfachung der amtlichen Korrespondenz künftig in ihren amtlichen Schreiben unter sich gegenseitig die Prädikate „Wohllöblich, verehrlich“ 2c., sowie die Schlußformel „Hochachtungsvoll“ 2c. gänzlich weglassen.

Auflösung des Anagramms in № 109:

Beil — Lieb.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 111. Freitag, 15. September 1865.

Toby der Lumberer.

(Fortsetzung.)

Die Lumberer beschäftigten sich mit dem Abbruch ihres Lagers; sie trugen alle ihre Habe, Beile, Hämmer und Fleischtöpfe auf das Floß. Der Jäger kauerte seinerseits an dem Feuer nieder, zündete die Feuerspäne an und kochte sich in einem Geschirre seinen Morgenkaffee; sein Pferd war gesattelt und gezäumt. „Master Flößer und Ihr, Lumberer!“ rief er laut, „kommt alle näher; das Wetter ist feucht und eine Tasse Kaffee wird Euch vor Eurer Abreise wohlthun.“

Die Lumberer eilten auf das Schnellste heran und Jeder reichte sein blechernes Trinkgeschirr dar. Der Jäger goß ihnen den Kaffee hinein, indem er noch den Rest Rum, der ihm geblieben war, dazu fügte, und sie nahmen Abschied und erklärten ihn für einen vollkommenen Gentleman.

„Oh,“ sagte Toby Harving zu seinen Leuten, „Ihr Kurzsichtige, weil er Euch ein Paar Vögel von seiner Jagdbeute und ein wenig Kaffee gegeben, seid Ihr zufrieden. Ich mag in unseren Wäldern diesen schönthuenden Spaziergängern nicht begegnen; sie werden bald unseren Platz eingenommen haben. Ihr werdet es erleben, eines Tages werden diese Leute Wege gezogen und den Lauf des Wassers durch Dämme geregelt haben, um Mühlen anzulegen, die alten großen Bäume werden fallen und dann wird's auch mit den Lumberern fertig sein!“

Während er so sprach, stießen die Holzfäller das Floß, dessen Taue er selbst löste, in die Mitte des Stromes. Bei der ersten Bewegung, welche die von den raschen Wassern des St. John-Flusses fortgetragene Holzmasse machte, stieß die Mannschaft ein dreifaches Hurrah aus, das die umliegende Waldung erschütterte. Der Lärm dieser mächtigen vom Echo wiederholten Stimmen verlor sich in der Tiefe der Lichtungen, welche das Beil der Holzfäller an den Ufern des Flusses verursacht hatte, und er hallte wider wie eine Drohung gegen die dreihundertjährigen Bäume, welche ihre langen Aeste über die von ihren verschwundenen Genossen leergelassenen Plätze erstreckten. Das schwerfällige Werkzeug schwamm langsam über die grünen Wasser. Es wand sich hin wie eine riesenhafte Schlange und bog sich mit dumpfem Gekrach mit den Wendungen des Flusses; die großen, in gemessenen Zeitabschnitten eingreifenden Ruder lenkten die Spitze und das Ende des Flosses, welches seinen Weg verfolgte und Schrecken unter den Seeraben und Kriechenten verbreitete. Gehäupte Reiher, welche sich auf Baumstämmen sitzend, die der einbrechende Frühling mit seinen letzten Eisschollen mitgerissen, von dem Strome treiben ließen, betrachteten die Masse schwimmender und von einem Dutzend Leuten bemannter Balken, und als das Floß nahe an ihnen vorüberkam, erhoben sie sich langsam auf ihren runden Flügeln und flohen mit ausgestreckten Halse und herabhängenden Beinen den einsamen Buchten zu.

Währenddem hatte sich der Jäger in seinen Sattel geworfen und trabte, in seinen Pelzmantel gehüllt, durch das hohe Gestrüpp, welches ihn mit seinem in dem Blätterwerk angesammelten Wasser begoß. In einer Lichtung angekommen, von wo aus er noch den Lauf des St. John überblicken konnte, hielt er an und betrachtete ein paar Minuten lang die Lumberer, welche fern unter dem schattigen Dom der großen, über die beiden Ufer des Flusses sich neigenden Bäume verschwanden.

Master Toby bedeutete seinen Leuten durch Zeichen, welchen Cours sie einzuhalten und wie sie die Sandbänke und Klippen zu vermeiden hatten, ebenso leitete er mit seinen hoch über sein Haupt gestreckten Händen die schnellere oder langsamere Bewegung der Ruder, und glich so einem Kapellmeister, welcher dem seiner Leitung anvertrauten Orchester die Forte's

und Piano's bezeichnet. Es lag in diesem aller Poesie baaren, der Zerstörung alles Dessen, was einen Dichter oder Künstler begeistern kann, sich hingegebenen Manne doch eine gewisse Größe. Inmitten der lautlosen Einsamkeit, der das Regenwetter eine noch trübere Stimmung verlieh, erschien er als der Repräsentant des Lebens, der Beweglichkeit und der menschlichen Thatkraft, welcher Alles, was auf Erden besteht, früher oder später gehorchen und unterthan sein wird.

Die Lumberer wandten sich mit ihrem Flosse demselben Punkt zu, den auch der Jäger zu erreichen hatte; allein da die Ersteren allen Krümmungen des St. John-Flusses folgen mußten und von dem Strome des Wassers, welches sie trug, abhängig waren, so gewann der Retter sehr bald einen bedeutenden Vorsprung. Gegen Mittag trat die Sonne aus den Wolken hervor, die sich nach Norden hin zerstreuten und in weißlichen Massen gruppirten, wie es immer in diesen gemäßigten Klimaten der Fall zu sein pflegt. In diesem Augenblick erschien der Jäger vor der Einfriedigung, welche das Blumenbach zugehörige Anwesen bezeichnete. Das weiße mit einer Gallerie versehene Haus, welches derart nach dem Ufer des St. John-Flusses gebaut war, daß sich von ihm aus der Lauf desselben überschauen ließ, erschien unter den Strahlen einer Maisonne noch freundlicher. In den amerikanischen Wäldern, in den Lichtungen, welche von durch das Feuer geschwärzten Baumresten — von den englischen Kolonisten Stumps genannt — gekennzeichnet werden, gewährt die elendeste Hütte, von Baumstämmen gezimmert und bedeckt mit aus Tannen- oder Cypressenholz geschnittenen Schindeln, einen zugleich heiteren und ernsten Anblick.

Die Wohnung Blumenbach's war von einem nicht unbeträchtlichen mit Gerste und Mais bepflanzten Stück Land umschlossen. Hier und da waren noch alte Bäume zu sehen, welche stehen gelassen waren, um das dichte Gehölz eines Parks nachzuahmen. In dem Hof, welcher die Wohnung des Pflanzers umgab, erhoben sich zwei Häuser, welche den Flügel des Hauptgebäudes bildeten. Links befand sich die Meierei, wie sie gewöhnlich genannt wurde, mit den Ställen und Scheppen; rechts ein mit mehr Sorgfalt gebauter Pavillon, welcher den Aufseher beherbergt hätte, wenn ein solcher vorhanden gewesen wäre. Dieser Pavillon war es, den seit einigen Wochen Sir Henry Readway, der Jäger, bewohnte, den wir bei den Lumberern ein Nachtquartier fordern sahen. Sir Henry, in welchem der mißtrauische Harving einen Landmesser vermuthete, der beauftragt war, das Land zu erforschen, um es mit Wegen zu durchschneiden und Wasserkanälen anzulegen, war einfach nichts als ein Jagdfreund, ein Wanderer, welcher auf Abenteuer ausging und der, nachdem er mehrere Jahre in Indien gedient, woselbst er viel der Jagd oblag, die militärische Laufbahn aufgegeben hatte, um zwanglos seiner Hauptleidenschaft nachzuhängen. Er gehörte zu jener Klasse intelligenter und thatkräftiger Menschen, welche zugleich mit einem poetischen Sinn auch mit dem der englischen Nation eigenen praktischen Geist begabt sind. Diese unerschrockenen Reisenden machen sich gründlich mit den Ländern bekannt, welche sie zu durchziehen gedenken; sie errathen und schätzen deren Hilfsquellen. Inzwischen sammeln sie während ihrer entlegenen Streifzüge ihre Eindrücke, verflechten damit allerlei Betrachtungen und übermitteln das Ganze der Oeffentlichkeit in jenen einfach und verständlich geschriebenen Büchern, die stets ihren Lesertreis finden. Es ist nicht zu läugnen, daß das eigene Ich eine hervorragende Stelle in jenen Berichten einnimmt, aber man findet fast immer nützliche Anweisungen und richtige Darlegungen der Vortheile, welche aus gewissen mehr oder weniger vernachlässigten Ländern zu ziehen sind. Die praktische Seite dieser Berichte wird rasch von den englischen Lesern begriffen, die stets bereit sind, in der Ferne Unternehmungen zu gründen, und nicht selten kommt es vor, daß der von dem wilden Leben eingenommene Jäger, der Sportsman, welcher mit Begeisterung die an Wild überreichen Wälder und die Reize der Einsamkeit priesen, selbst und ohne davon betrübt zu sein, zur Triebfeder der ungeheuren Urbarmachungen wird, welche den tödtlichen Streich gegen alles Das führen, was ihn einst angezogen, und gegen Alles, was ihm die Erregungen verursacht haben, von denen er die Erinnerung bis an's Ende seiner Tage bewahrt.

Nachdem Sir Henry Readway abgestiegen war, übergab er sein Pferd den Händen eines Stallknechts und beeilte sich, seinen Waldläuferanzug gegen die untadelhafte Kleidung eines Weltmannes zu vertauschen. Nach vollendeter Toilette begab er sich in den Salon seines Wirthes. Blumenbach saß vor einem kleinen Tisch, neben einem hellen Feuer — das, nebenbei gesagt, im Hinterwalde fast das ganze Jahr über brennt — und beschäftigte sich damit, Musiknoten zu kopiren.

„Sir Henry," rief er, indem er mit Eifer auf diesen zukam, „woher kommen Sie? Wo haben und Sie diese beiden Nächte zugebracht? Sie haben und viel Unruhe verursacht, mein Freund! Die Bären, die Wölfe — was soll ich sagen? Ich fürchtete, daß Ihnen Schlimmes begegnet sei. Ich habe mehr

als zehn Fehler in der Abſchrift dieſes Stückes gemacht. O Sir Henry, meine Tochter hat keinen anderen Lehrer hier als mich. Ich muß ſie Alles lehren, Franzöſiſch, Geſchichte, Muſik, kurz das Wenige, was ich weiß; aber Sie haben noch nicht gefrühſtückt? Laſſen Sie uns in das Speiſezimmer gehen. He, Bill, bediene uns ſchnell."

(Fortſetzung folgt.)

Die Sprache der Thiere.

(Schluß.)

Das Thier ſpricht durch Mienen, Geberden und Laute eine ſehr deutliche Sprache, und es gelingt bei einigermaßen anhaltender Aufmerkſamkeit immer, dieſe Sprache zu erlernen; wie bei jeder Forſchung ſtellt der Menſch ſich ſelbſt das größte Hinderniß dadurch in den Weg, daß er hinter Allem mehr vermuthet, als er wahrnehmen kann. Die Laut- und Geberdenſprache enthüllt uns vollkommen die Zuſtände des thieriſchen Gefühls, und das Begehren der Thiere ertheilt uns auch über ihr Erkenntnißvermögen genügenden Aufſchluß. Die Lautſprache, welche die meiſten Säugethiere, die Vögel, einige Reptilien, Fiſche und Inſekten beſitzen, beſteht aus Empfindungslauten, wie die Sprache eines Kindes im erſten Lebensjahre; es ſind mehr oder weniger gedehnte Töne, Vokale oder Geräuſche, Konſonanten, welche ein- oder mehrmal hintereinander ausgeſtoßen werden, während das menſchliche Wort eine nach beſtimmten Geſetzen geordnete, artikulirte Verbindung von Tönen und Geräuſchen iſt. Am nächſten verwandt ſind den Empfindungslauten der Thiere die Interjektionen unſerer Wortſprache, denn letztere ſind in der That nichts Anderes als in das Gewand der Wortſprache gekleidete Empfindungslaute. Die Laute der Thiere haben aber nicht immer blos die Bedeutung von Interjektionen, ſondern ſind mehr als dieſe. Darum kann das Thier mittelſt der Modifikation der Stimme und der Modulation des Tones mehrere Empfindungen ausdrücken. Dadurch können ſich Thiere auch während der Nacht, wo ſie ihre gegenſeitige Mimik nicht ſehen können, Empfindungen und Zuſtände mittheilen.

Indem ein Thier ein anderes Individuum ſeiner Art leidenſchaftlich erregt und dieſer Erregung gemäß handeln ſieht, wird es zur Nachahmung gereizt. Dem gierig nach der gewitterten Beute hinſtürzenden Wolfe geſellen ſich andere zu, indem ſie aus ſeiner Erſcheinung und ſeinem Gebahren errathen, was in ihm vorgeht, und zu gleicher Erregung geſtimmt werden. Läuft ein Bube auf der Gaſſe in eifriger Haſt in einer beſtimmten Richtung, ſo geſellen ſich ihm, ohne daß Mittheilung nöthig wäre, ſogleich andere zu. So mag ein Theil der gemeinſchaftlichen Handlungen geſellig lebender Thiere durch ſympathetiſchen Konſenſus veranlaßt werden, ohne daß eine beſondere Mittheilung nöthig iſt. Aber es bleibt auf dem Gebiete der gemeinſchaftlichen Handlungen der Thiere Manches räthſelhaft, namentlich in dem komplizirten Haushalt der Ameiſen, Bienen, Termiten. Die große grün und rothe Cicade in den Bergwäldern Java's beginnt beim Dunkelwerden plötzlich, wie auf ein geheimes Signal, ein lautes Concert, das in kurzen Pauſen abwechſelnd aufhört und wieder beginnt, ſo 15—22 Minuten während, wobei die Tauſende von Spielern in dem weiten Walde immer zugleich auf einen Schlag beginnen und aufhören, ſo kurz und ſchnell auch die Sätze ſind. Jeden Abend zur ſelben Stunde (ſechs Uhr) und ſelben Minute wiederholt ſich das Concert. Wie macht ſich hier die Gleichzeitigkeit? — Haben Vögel auf einem Felde von Mais gefreſſen, deſſen Samen in einem Abſud von Nieswurz eingeweicht worden waren, und ſind dadurch betäubt geworden, ſo kommen nach Kalm's Beobachtung andere Vögel der gleichen Art nicht mehr auf dieſes Feld.

Verſchiedene beiſammen lebende Thierarten lernen einander nach und nach verſtehen; lockt der Hahn ſeine Hennen zu Futter oder warnt er bei Erblickung eines Raubvogels, ſo werden auch die anderen Vögel um ihn aufmerkſam. Eine Anzahl von dieſen hat die Gewohnheit, bei Erblickung eines Falken laut zu ſchreien und warnt dadurch andere; manche verfolgen auch die Raubvögel unter Geſchrei. Bellt der Haushund, was in verſchiedener bezeichnender Weiſe geſchehen kann, ſo lernen auch die anderen Thiere des Hofes nach und nach die Bedeutung des Gebells verſtehen. Der Menſch verſteht durch ſeine leiblichen Empfindungen und Bewegungen auch die Gefühle und Bewegungen der Thiere bis zu einem gewiſſen Grade und durch Das, was in ſeiner Seele vorgeht, auch die Seelenregungen der Thiere. Als Bouſſingault den Chimborasſo beſtieg, baten ihn ſeine Maulthiere, von der dünnen Luft gequält, in nicht mißzuverſtehender Weiſe um die Rückkehr, indem ſie die ſonſt geſpitzten Ohren herabhängen ließen und während der häufigen Pauſen, welche ſie um Athem zu ſchöpfen machten, beſtändig in die Tiefe blickten. Auch die Laute der Thiere ſind für den Menſchen verſtändlich; das geübte Ohr des Jägers verſteht das Bellen ſeines Hundes, der Senn, Landmann, Reiter verſtehen die Laute der Kühe und Pferde auch aus der Ferne und ſchließen mit

Sicherheit daraus auf die Umſtände, in welchen ſich die Thiere befinden. Die Thiere begreifen aber auch unſere Geberden, und indem wir mit ihnen Worte verbinden, lernen ſie bei öfterer Wiederholung deren Sinn verſtehen.

Gemeinnütziges.

(Kupfer, ein Mittel gegen die Cholera.) Die „Elberf. Ztg." bringt einen Bericht des Doktor S. Burq über die von ihm gemachten Erfahrungen der vorbeugenden und heilenden Wirkung des Kupfers. In den Jahren 1832, 1849 und 1854 wurden keine Arbeiter, die mit Kupfer in Berührung kamen, ein Opfer der Cholera. Ebenſo wenig wurden die Arbeiter, die ſich mit der Herſtellung des Kupferſalzes, das unter dem Namen Verdit bekannt iſt, beſchäftigten, von der Cholera befallen. Militärärzte in Paris, Gallipoli und Varna ſchützten die Soldaten gegen die Cholera, indem ſie ihnen vorſchrieben, dünne Kupferplatten auf der bloßen Haut zu tragen und täglich einige Tropfen aufgelöstes Kupferſalz zu nehmen. Burq ſchreibt dem Kupfer eine direkte Wirkung zu. Er ſagt, der Gebrauch kupferner Ringe, Platten ſei ſehr wirkſam gegen Krämpfe, Rückfluß, Beklemmungen des Magens und die andern Symptome der Cholera. Innerlich behandelt er die Choleraktanken mit Kupferſalz in einer großen Doſis. 1854 trug er immer eine Auflöſung von Kupferſulfat tritrée au cinquième bei ſich. Er gab dem Kranken ſelbſt 2—10 Tropfen in ein wenig Zuckerwaſſer, dem 1—2 Tropfen Laudanum hinzugefügt waren, um dem Widerſtande des Magens vorzubeugen. Er erlangte damit Erfolge, die an's Wunderbare grenzen. Er glaubt, das zu gelegener Zeit verordnete Kupferſalz könne die Wirkungen des Choleragiftes neutraliſiren, wie Salze von Chinarinde die Wirkungen des Sumpfgiftes neutraliſiren. Das Kupfer wird demnach das heroiſchſte Heilmittel der Cholera ſein, wie die Chinarinde das des Fiebers iſt.

(Verſalzene Speiſen eßbar zu machen.) Sind die Speiſen beim Kochen verſalzen, ſo ſpanne man ein leinenes Tuch über den Topf, worin die Speiſe kocht, und ſtreue Salz darauf. Das obere Salz zieht nun faſt alles in der Speiſe befindliche Salz an ſich.

(Fleiſchaufbewahrung.) Ein Paar Bogen Papier werden mit Benzoeharz und Alaun geſättigt und in dieſes gebeizte Papier dann das aufzubewahrende Fleiſch gewickelt. Es hält ſich ſelbes Monate lang friſch und geſund.

Mannigfaltiges.

London, 26. Aug. Es iſt der Polizei gelungen, endlich einen jener Schwindler, welche ihre Fangnetze über den ganzen europäiſchen Continent ausgeworfen haben, in Haft zu bringen, und zwar in Geſtalt eines Franzoſen, der den Namen Louis angab. Mit ihm iſt eine Spießgeſellin, Angelina Jordan, eine Engländerin, die ſich als die Frau des Verhafteten ausgibt, arretirt worden. Von London aus haben dieſe Beiden unter dem Namen Sampſon und Comp., Rogers und Comp., Rigdon und Comp., Rhabbulat und Comp., Jordan und Comp., Chriſtie und Comp., Smith und Comp., u. a. eine Anzahl Briefe nach Frankreich, Deutſchland, Spanien, Italien und andern Ländern abgeſandt, in welchen der Empfänger aufgefordert wurde, eine beſtimmte Summe Geldes einzuſchicken, um die Koſten einer aus Rio de Janeiro, Valparaiſo oder andern meiſt ſüdamerikaniſchen Plätzen eingetroffenen Werthſendung, die nach Eingang der verlangten Gebühr ſofort übermittelt werden ſollte, zu beſtreiten. Solcher Circulare, denen irgend eine hochtönende Firma vorgedruckt war, wie transatlantiſche Paketpoſt-Compagnie, ſüdamerikaniſche Speditions-Geſellſchaft u. dgl. ſollen mindeſtens 15,000 verſandt worden ſein, und nach der Anzahl regiſtrirter Briefe zu ſchließen, welche die Verhafteten laut Zeugenausſagen in Empfang genommen haben, ſcheinen der leichtgläubigen Vögel gar viele in das Netz der Gauner geflogen zu ſein. An verſchiedenen Orten der Hauptſtadt hatten die Angeklagten ihre Agenturen, d. h. irgend ein gemiethetes Zimmer oder die ihnen zur Verfügung geſtellte Stube einer Winkelkneipe, wo ſie von Zeit zu Zeit erſchienen, um die eingelaufenen Briefe abzuholen. Leider iſt wenig Geld, etwa 25 L., bei den Schwindlern gefunden worden, ſo daß die Hoffnung irgend eines Betrogenen auf Erſatz eine ſehr geringe iſt; daß ein ganzer Zentner von Schriftſtücken in Beſchlag genommen iſt, wird geringen Troſt gewähren.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 112. Sonntag, 17. September 1865.

Toby der Lumberer.

(Fortsetzung.)

Bill war ein alter Diener aus Neu-Schottland und ein ächter Neu-Schottländer. Er gehorchte langsam aber mit Pünktlichkeit und ohne die geringste Einrede. Nach Verlauf einer Viertelstunde erschienen große Stücke Rindfleisch und Hirschbratenschnitte auf dem Tische, nebst Bier und Claret. Das ganze Geschirr bestand aus blauer Fayence mit großen Zeichnungen, Paläste, Kirchen und Straßen Londons und Schlösser mit Parkanlagen darstellend. Wenn sich auch der heutige europäische Geschmack gegen diese plumpen ungeschickten, in der Mitte der Schüsseln und Teller angebrachten Bildwerke sträubt, so haben sie doch jenseits des Ozeans einen doppelten Werth: dem Europäer rufen sie die Erinnerungen an die alte Welt zurück und seinem Nachkömmling, der fern dem Mutterlande aufgewachsen ist, flößen sie Bewunderung und Achtung, wo so Schönes zu finden ist, ein.

Sir Henry aß mit sehr gutem Appetit, während er Blumenbach alle Vorfälle seines Ausfluges am vorhergehenden Tage erzählte. Er war gerade an dem Berichte von seinem Zusammentreffen mit den Lumberern, als Johanna, die Tochter seines Wirthes, in das Speisezimmer trat. Sir Henry erhob sich zu ihrer Begrüßung.

„Bleiben Sie ruhig, Herr Readway," sagte das junge Mädchen. „Mein lieber Vater, ich wollte sehen, ob Du die Abschrift der Cantate, von der Du mir sprachst, fertig habest."

„Noch nicht, mein Kind," erwiederte der Pflanzer; „Du wirst sie noch heute Abend bekommen. Sir Henry hatte sich verirrt, wie ich es vermuthete. Er hat wirklich die Unklugheit begangen, sich allein in die Wälder zu begeben, und ohne das Zusammentreffen, das er mit den Lumberern und ihrem Führer Toby Harving hatte, wäre er vielleicht Hungers gestorben."

„Sind die Lumberer auf dem Wege?" frug das junge Mädchen etwas mißgestimmt.

„Sie sind heute Morgen von den kleinen Fällen aufgebrochen," erwiederte Sir Henry. „Wahrlich, Herr Blumenbach, dieser Flößer, dieser Toby Harving, wie Sie ihn nennen, ist eine eigenthümliche Persönlichkeit. Er hat ein lebendiges Wesen, einen klugen und stolzen Blick; aber es scheint, daß der Anblick eines anderen Mannes als seiner selbst und den Seinen in diesen Einöden ihm auf die Nerven fällt."

„Die Gewohnheit, fern von den Städten, unabhängig in der Tiefe der Wälder zu leben, macht den Menschen bisweilen mißtrauisch und ungesellig. Ich kenne diesen Mann seit mehreren Jahren; obgleich seine Außenseite etwas rauh ist, glaube ich doch nicht, daß er ein böses Herz besitzt."

„Hm!" sprach Sir Henry, „er thut Denen, die ihm nicht im Wege sind, nichts zu Leid, aber — —"

„Haben Sie mit ihm irgend einen Streit gehabt, Herr Readway?" frug das junge Mädchen.

„Nein, nein," erwiederte Sir Henry, „und aus welcher Veranlassung auch? Ich habe Platz an seinem Lagerfeuer genommen und er hat keine Ursache, meinen Besuch zu bereuen, weder er noch die Seinen. Ich wollte nur sagen, daß er wenig von meiner Ankunft in seinem Lager erfreut schien und noch weniger, zu erfahren, daß ich der Gast und der Tischgenosse des Herrn Blumenbach sei. — Sie werden wohl begreifen, Miß, daß ich jede nähere Diskussion mit diesem amerikanischen Flößer vermieden habe."

„Wohl, wohl," fiel Blumenbach ein, „dieser Flößer ist eine nicht unbedeutende Persönlichkeit. In einem Lande, wo Jeder der Sklave seiner Arbeit ist, nimmt er einen gewissen Rang gegenüber den kleinen Pflanzern ein, welche einen mit Buschwerk

bedeckten und sechs Monate des Jahres im Schnee begrabenen Boden mit ihren eigenen Händen urbar machen. Er ist gewohnt, uns jedes Jahr zwei Besuche zu machen; einmal, wenn er mit seinem Flosse den Fluß herabkommt, und dann, wenn er nach den Quellen des St. John zurückkehrt. Wir bemühen uns, ihm eine gute Aufnahme zu bereiten, obwohl uns sein allzu vertrauliches Wesen mehr mißfällt, als wir wagen, es merken zu lassen."

„Ich werde ihn zurechtzuweisen suchen," sagte Sir Henry. „Es wäre wahrhaftig wunderlich, wenn ein roher Mensch sich einer achtbaren Familie derart aufdrängen dürfte .. Miß Johanna, wünschen Sie, daß ich Sie von den Besuchen dieses Mannes befreie?"

„Das Unternehmen möchte gefährlich werden," erwiederte das junge Mädchen, „und Sie könnten sich dadurch ein Unglück zufügen."

„Welches Unglück?" fragte Sir Henry; „ich bedeute ihm, daß Ihnen seine Gegenwart unangenehm ist."

„Und Sie würden ihn dadurch herausfordern," unterbrach Blumenbach. „Seine Besuche sind selten, sie bestehen in der Langweile einiger Stunden, die sich des Jahres zweimal wiederholen, das ist Alles." — Und indem er seiner Tochter ein Zeichen gab, sich zurückzuziehen, fügte er hinzu: „Sir Henry, wissen Sie, warum ich hier bin, in der Tiefe der canadischen Wälder, fern von der Schweiz, meinem Heimathlande? Weil auch ich einst herausgefordert und das Unglück hatte, meinen Gegner zu tödten. Vergeblich habe ich versucht, die Erinnerung an diesen Mord in mir zu ersticken; ich faßte den Vorsatz, die alten Zeugen dieses verhängnißvollen Streites, die alte Welt auf ewig zu verlassen, um nach dem jungen Amerika ins Exil zu wandern, wo ich trachtete, nicht mehr von meinem Vaterlande sprechen zu hören. Im Namen des Himmels, Sir Henry, sprechen Sie nichts, was zwischen Ihnen und jenem Manne einen ernstlichen Streit herbeiführen könnte. Der Friede, den ich hier zu finden hoffe, wäre für ewig gestört. Sie versprechen es mir, Sir Henry?"

„Ja," erwiederte dieser, „ich verspreche Ihnen, geduldig zu sein."

Beide erhoben sich; Blumenbach, um sich in seinen Salon zu begeben und Sir Henry, um sich in seinen Pavillon, welchen er bewohnte, zurückzuziehen. Johanna, gestützt auf die Brüstung eines hohen Fensters, ließ ihre melancholischen Blicke über den weiten Horizont der umgebenden Wälder gleiten. Nach Westen zu brausten dumpf die kaum eine halbe Stunde entfernten großen Fälle, über welche die Sonnenstrahlen, die sich in dem Staubregen der Wasser brachen, einen herrlichen Regenbogen gebildet hatten.

Weißköpfige Adler schwebten fern am Himmel und ließen sich zuweilen auf die abgestorbenen Aeste der alten Fichten nieder; die Enten und wilden Gänse zogen in geschlossenen Haufen vorüber, um die Ufer des Huron- und oberen See's wiederzuerreichen. Der wenige Schnee, der noch in den Lichtungen geblieben war, verschwand rasch vor dem Wehen des Südwinds, und der Cardinal mit seinem feuerfarbenen Gefieder ließ unter dem dichten Blätterwerk des Sperberbaums und der Rothbuche seinen klagenden Schrei ertönen, welcher den Frühling anzeigt. In diesen Regionen, welche einem ebenso kalten Winter unterzogen sind als Rußland, obschon sie unter weit höheren Breitegraden liegen, bringt der Mai Tage unaussprechlicher Milde, wo das langunterdrückte Wachsthum sich in wunderbarer Weise entwickelt. Man glaubt die Knospen schwellen, den Saft von den Wurzeln nach den Gipfeln der Pflanzen sprudeln zu sehen. Das Blätterwerk erglänzt in einer blaugrünen Farbe, welche den Wassern eines See's gleicht. Hier und da hängen in den sumpfigen Stellen von der Höhe der nackten Zweige lange Gewinde grauen Mooses, welche der Landschaft einen eigenthümlichen Anblick verleihen. Die meisten Bäume gleichen den unseren, aber sie haben ungeheure Verhältnisse angenommen, ihr Wuchs ist viel majestätischer, ihre Aeste entwickeln sich freier. Wenn man sieht, wie sie sich gegeneinander drängen, wie sie sich mit den Spitzen ihrer Zweige einander berühren und mit ihrem Schatten die jungen Sämlinge, welche ihren fruchtbaren Körnern entsprossen sind, bedecken, so ist man zu glauben geneigt, daß sie sich gegen die Angriffe der Eindringlinge zu vertheidigen suchen. Aber es hat etwas Trauriges und Niederdrückendes, man ahnt, daß diese stumme und feierliche Natur den Meister erwartet, den ihr die Vorsehung bestimmt hat. War es ein Wunder, daß ein junges Mädchen, das in den letzten Tagen seiner Kindheit in diese so wenig belebten Regionen gebracht worden war, sich der Melancholie und den Betrachtungen der Einsamkeit hingab? Allein mit ihrem Vater, welcher sie zwar zärtlich liebte, aber niemals lächelte, empfand Johanna einen geheimen Kummer, von dem sie sich keine Rechenschaft geben konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Jagdabenteuer.

Einer meiner ältesten Freunde, welcher von einer Reise durch Südamerika zurückgekehrt war, lud mich zu einem Besuche ein, indem er hinzufügte, daß er mir allerlei Dinge, die er mir mitgebracht habe, zeigen könnte. Als ich endlich seiner Aufforderung folgte und in sein Naturalienkabinet trat, fiel mein Auge zuerst auf einen ungeheuren Vogel, dessen ausgebreitete Flügel nicht weniger als sechzehn Fuß maßen und der am Plafond des Zimmers aufgehängt war. Ich äußerte mein Erstaunen über die Größe und mein Freund erwiederte darauf lächelnd: „Ja, das ist ein prachtvoller Vogel; er hat mir aber auch mehr Angst und Gefahren verursacht, als die ganze übrige Sammlung."

„Wie so?" fragte ich.

„Ja, das war ein furchtbares Abentener," antwortete er, „und wenn Sie Alles angesehen haben, will ich Ihnen die Geschichte bei einem Glas Wein erzählen."

Wir brauchten zwei Stunden, um Alles durchzusehen, dann begaben wir nas nach der Bibliothek meines Freundes, wo wir auf unsere beiderseitige Gesundheit tranken und mein Freund seine Erzählung begann:

„Als ich mich in La Paz, einer der blühendsten Städte Südamerika's am Andesgebirge, aufhielt, machten meine Freunde mir den Vorschlag, nach dem See Titicacá zu reisen, wo wir, wie sie sagten, äußerst romantische, fast unzugängliche Felsenklippen finden würden. Dies war mir sehr willkommen. Die Reise wurde sogleich beschlossen, und nachdem wir uns einen erfahrenen Führer verschafft und Alles, was zur Reise nöthig war, besorgt hatten, machten wir uns auf den Weg.

„Wir kamen nach mühsamer Reise nach den Ufern eines See's, der ein wildes, höchst malerisches Ansehen hatte. Ringsum war die Landschaft wild und zerklüftet, die tiefe Ruhe, welche darüber verbreitet war, gab ihr aber zugleich eine solche Harmonie, daß sie den Eindruck des Erhabenen machte. Es war schon Nachmittag, als wir dort ankamen, und da die Sonne bald darauf hinter die Schneekoppen der Westseite zu sinken begann, beschlossen wir, unser erstes Lager aufzuschlagen und unsere Forschungen bis zum nächsten Tage auszusetzen. Bald nachdem wir Halt gemacht und unser Führer Joseph unser frugales Mahl bereitet hatte, lenkte er unsere Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, der hinter einer zerklüfteten Klippe auf einer fernen Felsenspitze hervorragte. Sennores, sagte er, nachdem er gesehen, daß wir ihn ins Auge gefaßt, das ist das Nest eines Condorpaares, das dort seit Jahren seine Jungen aufzieht, da es sicher ist, daß es dort Niemand erreichen kann, denn da klimmt sobald Keiner hinauf. Er erzählte darauf, daß einige Bergbewohner es versucht hätten, aber dabei zu Schaden gekommen seien. Einmal soll Einer hinaufgekommen sein, aber der furchtbare Vogel habe ihn trotz seiner tapferen Gegenwehr über den Rand der Klippe gezogen und in den Abgrund geschleudert. Sollte man den Vogel nicht tödten können? fragte ich Joseph. Nein, Sennor, erwiederte er mit großer Bestimmtheit. Der Condor ist zu stark, und namentlich würde er jetzt zu fürchten sein, wo Junge im Neste sind, die er mit der größten Wuth vertheidigt. Je mehr unser Führer in dieser Weise dagegen sprach, desto mehr reizte uns der Angriff, und wir beschlossen, am nächsten Tage eine Klippe zu ersteigen, welche das Nest überragte und von wo wir einen Blick auf den furchtbaren Vogel werfen mußten.

„Demgemäß machten wir uns am nächsten Morgen voll Lust auf den Weg. Nach mühsamem, ermüdendem Emporklimmen kamen wir endlich auf dem Gipfel der Klippe an und nahmen dort erst einige Erfrischungen zu uns, ehe wir weiter vorangingen. Nachdem ich meinen Revolver nachgesehen und mein Jagdmesser in die Scheide lose gesteckt hatte, bereitete ich mich auf die gefahrvolle Reise vor, indem ich alle überflüssigen Kleidungsstücke abwarf, das eine Ende des Seiles um meinen Leib und das andere um einen Holzblock band, der an den Rand der Klippe gestellt wurde. Dann ließ ich mich vorsichtig hinab, bis ich an den Armen hing, schaute umher und gab, als ich sah, daß Alles in Ordnung war, das Zeichen, daß ich hinabgelassen werden wollte, bis meine Füße die Klippe berührten. Darauf kroch ich leise und sorgfältig entlang, bis ich das Nest entdeckte, das unter Zweigen verborgen war und gegen 4 Fuß im Durchmesser hatte. Glücklicherweise war die Mutter fort und mit freudeklopfendem Herzen ging ich auf das Nest zu, in dessen Nähe ein wilder Weinstock Wurzel gefaßt hatte und eine Felsenhöhlung umrankte. Als ich durch diese hindurchtrat und in das Nest sah, erblickte ich 2 junge Vögel in einem welchen Federnest. Sie waren etwa so groß wie große Gänse und ich beschloß daher rasch, sie zusammenzubinden und mit ihnen zu entfliehen. Während ich aber damit beschäftigt war, fühlte ich einen Ruck an meinem Leibe und man kann sich meine Empfindung denken, als ich gewahrte, daß das Seil sich aus irgend einer Ursache gelockert hatte, losgegangen war und etwa 50 Fuß lang über den Abgrund hing.

Rasch ließ ich die Vögel fallen, zog mein Messer, schnitt das Seil durch und war im Begriff, es einzustecken, als ein wilder Schrei meine Aufmerksamkeit erregte. Verstört sah ich auf und erblickte zu meinem Entsetzen über dem See einen furchtbaren Vogel, der die Luft durchschnitt und gerade nach der Richtung, wo ich stand, hinflog. Großer Gott! Nie vergesse ich das entsetzliche Gefühl, das mich in dem Augenblicke erfüllte, als ich die volle Gefahr meiner Lage erkannte. Auf dieser Felsenkante, fern von meinen Freunden, allein mit dem ungeheuren Vogel, der wie ein Teufel auf mich zustürmte, um mich zu zerreißen!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

London, im Aug. Die Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Europa und Amerika wird nicht nur durch die Transatlantic Steamship Company, welche sich vor Kurzem in England gebildet hat, einen Zuwachs erhalten, sondern soll auch von Amerika aus noch weiter vervollständigt werden. Eine aus den ersten Schiffseigenthümern in New-York bestehende Gesellschaft hat einen Plan unter Berathung, vier prachtvolle Dampfer von je 8000 Tonnen mit Maschinen von 2500 Pferdekraft, die zwei Schaufelräder und zwei Schrauben in Bewegung setzen, zu bauen; jedes für 2500 Passagiere eingerichtet, zu Preisen von 25, 50 und 75 Dollars, je nach den gewünschten Räumlichkeiten und Bequemlichkeiten. Die Mahlzeiten sollen an Bord hergerichtet werden wie in einer Restauration, so daß jeder nach Belieben theilnehmen und bezahlen kann oder nicht. Die Ueberfahrt von New-York nach Bristol soll zu 18 Meilen in der Stunde in 7 Tagen abgemacht werden. Die Verbindung der Schrauben mit den Schaufelrädern gewährt den großen Vortheil, daß die Schiffe nicht wegen etwa eintretender Beschädigung der Maschinen still zu liegen brauchen, sondern entweder mit den einen oder mit den andern arbeiten können.

Als die britische Regierung die jonischen Inseln verließ, quittirte der Militärarzt Barry seinen 40jährigen Dienst und ließ sich für seinen Lebensrest in Corfu nieder. Vor ungefähr einem Monat starb er, und die ärztliche Sektion ergab ein — Weib. Wann und warum diese Vermummung stattfand, ist zur Zeit noch ein Geheimniß, höchst merkwürdig aber bleibt, wie ein Weib 40 Jahre lang unentdeckt als britischer Offizier dienen, ein regelmäßiges Doktordiplom erwerben und ein berühmter chirurgischer Operateur werden konnte. Eine Londoner Korrespondenz erzählt von dieser merkwürdigen Verstorbenen: Sein einziger Fehler war seine Duellwuth. Er nahm die kleinste Meinungsverschiedenheit für „Tusch". In der Kapstadt schoß er einen Offizier durch die Lungen, weil er über das Wetter anderer Meinung war als er selber. Er wurde versetzt als Stabsarzt nach Malta, von da nach Gibraltar, von da wieder nach Malta und schließlich nach Corfu. Ueberall „forderte" er auf die leisesten Scherzworte hin, so daß es schließlich von Regimentswegen angeordnet wurde, von seinen Stichelcien und zänkischem Wesen keine Notiz mehr zu nehmen. Und der nimmermüde Duellant war eine Frau!

In Mobile fragte ein südlicher Geistlicher den dort kommandirenden General Granger, ob es wahr sei, daß er die Prediger zwingen wolle, für den Präsidenten Johnson zu beten. Der General antwortete: „Wenn Euer Gebet dem Präsidenten Johnson so wenig hilft, wie es Eurem Jefferson Davis geholfen hat, so ist es sehr gleichgiltig, für wen Ihr es loslaßt."

Ein Liebesabend.

Die Sonne sank, am klaren Himmel zog
Der Sternlein Heer in ungezählter Schwarme,
Und in die stille Blumenlaube flog
Ich, in Elisens weiche Schwanenarme.
Es schwebten durch die sanften Abendlüfte
Der jungen Blumen holde Wunderdüfte,
Und in dem Rosenbusch sang Philomele
Ein schwermuthsvolles Lied aus süßer Kehle.

Mir war so wohl, in nie gefühlter Lust
Wähnt' ich zu einem Gotte mich erhoben
Und drückte fester sie an meine Brust —
Sie aber schaute nach den Sternen droben!
Und Herz an Herz, in selig stillem Lauschen
Vernahmen wir des nahen Bächleins Rauschen.
Da seufzte nahe sie an meinem Herzen:
Ach! — wie mich heut' die Hühneraugen schmerzen!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 113. Dienstag, 19. September 1865.

Toby der Lumberer.

(Fortsetzung.)

2. Die großen Fälle.

Am Abend desselben Tages, als eben die Sonne mit ihren letzten Strahlen die weißen Wolken, welche über dem Wälderdom hingen, beleuchtete, erschien das von Toby Harving geführte Floß — eine halbe Meile von den „großen Fällen". Es trieb mit wachsender Schnelligkeit vorwärts und sein rascher Lauf wurde noch durch die Anziehungskraft des Kataraktes unterstützt; die Lumberer aber, welche die Gefahr kannten, näherten sich unvermerkt dem Ufer; da sie fühlten, daß es ihnen bald unmöglich sein würde, eine Kraft zu beherrschen, welche das Floß gefesselt hielt, legten sie mit fester Hand die Taue an die benachbarten Bäume an, indem sie auf den folgenden Tag die große Arbeit aufschoben, welche darin bestand, die schwere Masse des treibenden Holzes über die Fälle zu bringen. Während der Nacht verführten sie in der Schenke zum „Goldenen Adler", der namhaftesten der seltenen Stationen, denen man auf der langen Reise von den kleinen Fällen nach Fredericktown begegnete, ein lustiges Leben. Bei Tagesanbruch nahmen sie dann die Arbeit des vorhergehenden Tages wieder auf und stießen das Floß wieder in die Mitte des Stromes. Auf ein Zeichen ihres Führers sprangen dann die Lumberer in einen Kahn, welcher sie in den Fluß führte.

„Laßt los!" schrie Master Toby Harving in gemessenem Ton und warf seine kräftigen Arme vor, als wollte er dem Flosse, dessen Spitze schon den Rand des Kataraktes erreichte, noch einen stärkeren Ruck mittheilen. Die Vorderbalken, von dem klaffenden Abgrund angezogen, tauchten nieder und rissen die ganze lange und kompakte Holzmasse nach sich, welche augenblicklich auseinander gebrochen und zerstückt war. Das Krachen der zerreißenden Bänder und das Getose der kaum erst zusammengefügten Baumstämme, welche im Wirbel auseinander stießen, herrschte einen Augenblick über die laute Stimme des Wasserfalls, dann verschwand Alles in einem dichten weißen Gischt, der dem Dampf aus einem Kessel siedenden Wassers glich. Die Bruchstücke des Flosses überstürzten sich in wildem Wirrwarr und balzten sich in dem Strudel, wie Schiffbrüchige, die sich aneinander klammern wollen. So groß ist die Gewalt dieser großen Fälle, daß sie in ihren schrecklichen Banden die stärksten Bäume herumzerren und in Stücke brechen. Diese prachtvollen Kinder des Waldes, welche während Jahrhunderten den Stürmen Trotz geboten hatten — das weiche, durchsichtige Element, welches beim Anprall an die Felsen in Dunst zerstäubt, es führt sie mit sich, wälzt sie herum, rüttelt sie auseinander und reiht sie wieder aneinander, als wären sie ausgetrocknete Schilfrohre. Doch der Abgrund muß den verschlungenen Raub wiedergeben.

Nachdem die Hölzer eine Stunde lang herumgeworfen waren, gewannen sie nach und nach den Strom des Wassers wieder, der sie eines nach dem andern der Mitte des Flusses zuführte. Jetzt bestiegen die Lumberer ihre Fahrzeuge und ruderten kräftig den irrenden Trümmern ihres Flosses nach; sie führten diese dann an das Ufer des Flusses, wo sie ihre mühevolle Arbeit von Neuem begannen. Zum zweiten Male mußten sie die einzelnen Holzstämme zusammenbinden, um daraus wieder eine kompakte schwimmende Masse zu bilden, welche nun ihren Lauf, ohne ernstlichen Hindernissen zu begegnen, bis Fredericktown am Ausfluß des St. John-Flusses verfolgte.

Das Verbringen eines Flosses über die großen Fälle mit all seinen Phasen, die es durchzumachen hat, bietet ein interessantes Schauspiel dar; auch diesmal waren die Bewohner der Gegend am Ufer

des Flusses versammelt, um demselben beizuwohnen. Blumenbach, seine Tochter und ihr Gast Sir Henry Readway betrachteten es von der Höhe des steilen Ufers aus. Mitten unter den beherzten Lumberern, welche im Wasser an der Bergung der von der Heftigkeit des Stromes zerstreuten Baumstämme arbeiteten, war Toby Harving durch die Kraft seiner Arme und die Raschheit seiner Bewegungen erkennbar. Als der schwierigste Theil dieser undankbaren Arbeit vollendet und weiter nichts mehr zu thun übrig war als das Zeil, welches der Mannschaft zum Schutze diente, auf das Floß zu bringen, begaben sich die Flößer zur Erholung in die Schenke zum „Goldenen Adler". Etwa ein Drittheil des Holzes, aus welchem das Floß zusammengesetzt war, war in der gefährlichen Passage über die großen Fälle in Stücke gebrochen worden; aber es standen ja noch genug andere Stämme im Schooße der canadischen Wälder, als daß sich Jemand um einen solchen, wenn auch beträchtlichen Verlust betrüben sollte. Noch weniger beschäftigte man sich mit dem Gedanken, daß diesem Mißstand durch den Bau eines Kanals zur Seite des Flusses vorgebeugt werden könne.

Als Master Toby Harving sah, daß seine Leute sich in der Schenke niedergelassen hatten und aufgelegt schienen, eine längere Ruhezeit zu halten, benutzte er den Augenblick, um Blumenbach seinen gewohnten Besuch zu machen. Er hatte keineswegs an dem Gelage, welchem sich die Lumberer in der vorhergehenden Nacht hingegeben hatten, Theil genommen. Sein Blick war ernst; er schien mit irgend einer bedeutenden Angelegenheit beschäftigt und ging mit großen Schritten dahin, den weiten rothen wollenen Gürtel um die Lenden und den grauen Filzhut in die Stirne gedrückt. Unter seinem Arme trug er den langen Karabiner, ohne den er niemals sein Floß verließ. Seine aus dem Fell des Cariboo gefertigten Mocassins berührten den Boden ohne das geringste Geräusch. Es lag in der ganzen Person des Master Flößers bei all' der sonderbaren Ausstattung eine gewisse wilde Eleganz, die indeß vollkommen mit dem Kreise, in welchem er lebte, im Einklang stand. — Vor der Wohnung Blumenbach's angekommen, öffnete Master Toby die Einfriedigung und durchschritt den Hof.

„John Blum ist beim Essen?" frug er den Diener Bill, welcher in den Eingang der Vorhalle trat und Tassen und Kaffee auf einer Platte trug.

„Ja," erwiederte kalt der alte Diener, der seinen Herrn nicht gern kurzweg „John Blum" nennen hörte.

„Schon gut," brummte Toby Harving und trat in die Speisehalle, nachdem er seinen schweren Karabiner an der Thüre niedergesetzt hatte, daß vom Stoß des Kolbens der Boden dröhnte.

Die drei Anwesenden, Blumenbach, seine Tochter Johanna und Sir Henry Readway empfanden beim Anblick des Lumberers ein unangenehmes Gefühl, welches sie zu verbergen suchten. Doch war ihr Empfang so kalt, daß der neue Ankömmling in der Mitte der Speisehalle stehen blieb.

„Nehmt Platz an meiner Seite, Master Harving," sagte Blumenbach, indem er ihm einen Sitz anbot. „Ihr seid wieder auf dem Weg nach Fredericton?"

„Ah so!" sagte der Floßherr mit lauter Stimme, ohne auf die an ihn gerichtete Frage zu antworten. „Sie kennen mich nicht mehr, Johanna? Ich sage ernstlich an zu glauben, daß ich hier zu viel bin."

„Wer gibt Ihnen einen solchen Gedanken ein, Master Harving?" erwiederte Johanna. „Sind Sie von meinem Vater nicht immer gut aufgenommen worden?"

„Es ist wahr!" entgegnete der Lumberer. „Aber meine wilde Kleidung ist Ihnen vielleicht unangenehm wegen des Gentlemans, der an Ihrer Seite sitzt, Miß? — Vorgestern jedoch schien dieser Gentleman sehr froh, daß er ein wenig Zwieback und gesalzenes Schweinefleisch mit uns theilen konnte."

„Ich hatte Hunger," erwiederte Sir Henry trocken.

„Und Hunger zähmt den Wolf, wie das Sprichwort sagt!"

„Der Vergleich ist beleidigend!" sagte Sir Henry sichtbar gereizt. „Ich habe Euch für Euer Essen mein Geflügel gegeben; wir sind demnach quitt."

„Auch begehre ich nichts, Herr Jäger!" versetzte Toby Harving in Aufregung. „Wenn Ihr Etwas zu fordern glaubt, so ist mein Karabiner vor der Thüre. — —"

„Heinrich, Heinrich! aus Liebe für mich!" sagte Johanna mit leiser Stimme, ohne zu bedenken, daß Sir Henry kein Deutsch verstand.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Jagdabenteuer.

(Schluß.)

„So furchtbar dieses Gefühl war, fühlte ich jedoch auch Muth und Kraft zum Widerstande in mir, eilte durch die Höhlung zurück, zog meinen Revolver und erwartete den Angriff. Mit furchtbarem Schrei, der von Klippe zu Klippe hallte kam der wüthende Condor auf mich losgeschossen und als er herabschwebte, erhob ich meinen Revolver und zielte, so gut ich es in der furchtbaren Aufregung

vermochte. Dreimal ſchoß ich und entlud den Inhalt des Piſtols in die Bruſt des furchtbaren Thieres, ehe es ſeine Klauen in mein zuckendes Fleiſch ſchlug und mit dem furchtbaren Schnabel nach mir hackte. Mit der Energie der Verzweiflung hieb ich mit meinem Jagdmeſſer um mich, während ich mit der Linken den Weinſtock faßte, um meinen Feind zu verhindern, mich nach dem Abgrund der Klippe zu ziehen. Unabläſſig bohrte ich das Meſſer in ſeinen Leib, aber ohne eine Wirkung dadurch zu erzielen. Während der Vogel ſo ſtark und kräftig wie im Anfange fortkämpfte, fühlte ich meine Kräfte ſchwächer werden und begann zu fürchten, daß ſie mich verlaſſen würden. Meine Stöße wurden nach und nach ſchwächer, meine Hand hielt den Weinſtock nicht mehr feſt genug, meine Kniee begannen zu zittern, und ich fühlte, daß meine Kräfte mich verließen. Gott erbarme ſich meiner Seele! rief ich bebend aus, während ich mit einer letzten furchtbaren Anſtrengung mein Meſſer bis zum Heft in die Kehle meines gefiederten Feindes bohrte. Der Stoß warf mich zu Boden, und es ſchien mir, als falle ich leiſe einen dunklen Abgrund hinab, während das gellende Unthier meine Kehle zerfleiſchte, heiſere, teufliſche Schreie ausſtoßend, — hinunter ging es, bis wir am Fuß einer furchtbaren Kluft ankamen, wo Alles um mich her finſter wurde.

„Als ich zum Bewußtſein erwachte, lag ich auf dem Boden der Höhle, auf der ich geſtanden hatte, und der Condor verendet und ſteif neben mir. Der letzte Stoß, den ich gethan, hatte die Schneide des Jagdmeſſers zwiſchen zwei Rückenwirbel getrieben, die Wirbelſäule durchſchnitten und dadurch den unmittelbaren Tod des Ungeheuers verurſacht. Aber mit welchen Gefühlen mußte ich um mich blicken! Die Sonne ging herrlicher unter, als ich ſie je geſehen hatte, aber nicht ein einziger Laut unterbrach die furchtbare Stille, welche ringsum herrſchte. Verwundet, blutend, halb ohnmächtig und verzweifelnd ſaß ich dort und bewachte die Felſenhöhen, welche immer dunkler und unbeſtimmter wurden und ſich endlich ganz in dichten grauen Nebel hüllten, und als Sterne emportauchten und den Himmel mit ihrem Glanze erfüllten, zog die furchtbarſte Verzweiflung in meine Bruſt, und mein Verſtand begann zu wanken. Welche Hoffnung hatte ich noch? Meine Freunde mußten mich todt glauben und waren zurückgegangen, um nie wieder zurückzukehren. Der Führer würde mein keckes Abenteuer denen der anderen in ſeiner wundervollen Erzählung beifügen — und meine Knochen mußten unterdeſſen unbeerdigt auf den Felſen meiner Tollkühnheit bleichen! Mit tiefem Seufzer ließ ich das Haupt auf die Bruſt ſinken, und als ich es that, fiel der Schimmer eines kleinen Feuers in der fernen Dunkelheit in mein Auge. Begierig ſtrengte ich meine fieberiſchen Augen an, um den Schatten eines menſchlichen Weſens in der Nähe des Feuers zu erſpähen, denn wo dieſes war, mußten auch Menſchen ſein. Eine ſchwache Hoffnung entſprang meiner Bruſt. Konnten es nicht meine Gefährten ſein, die, nachdem ſie mich aufgegeben, nach dem Ort zurückgekehrt waren, von dem aus unſer Führer uns das Neſt gezeigt hatte? Mit dem Gedanken hieran wuchs auch die Hoffnung; ich zog mein Piſtol und feuerte beide Läufe nach einander ab; aber ach! es kam kein Laut zurück, als das Echo, das meiner Noth ſpottete. Großer Gott! Sollte ich im Angeſicht menſchlicher Weſen, ohne daß ſie eine Anſtrengung zu meiner Rettung machten, verkommen? Der bloße Gedanke daran machte mich beinahe wahnſinnig, da durchzuckte es wie belebender Funke mein angſtdurchgläühtes Gehirn, und es überkam mich dabei wie ein Gefühl der Rettung, das unbeſchreibbar iſt, daß ich vielleicht das Neſt anzünden und dadurch die unten Befindlichen darauf aufmerkſam machen könnte, daß ſich oben ein lebendes Weſen befand, das aus Mangel an Hilfe dem Verderben ausgeſetzt war. Mit zitternder Hand zündete ich ein Schwefelholz an, häufte ein paar trockene Blätter zuſammen, kroch nach dem Neſt und legte ſie darauf. Eine Zeitlang ſchien es, als wollten ſie nicht brennen, dann brach jedoch eine Flamme hervor, die trockenen Zweige fingen Feuer, und in wenigen Minuten brannte das ganze Neſt praſſelnd lichterloh. Ach, wie ängſtlich bewachte ich es und lauſchte, ob ihm nicht ein Zeichen des Verſtändniſſes folgen würde. Freude, Freude! Ja, es kam. Eine Büchſe wurde unten abgeſchoſſen, ein zweiter und dritter Schuß folgten. Halb verrückt vor Freude ergriff ich einen großen Theil des brennenden Neſtes und ſchleuderte ihn mit aller Kraft in das Dunkel hinein, und als es wie ein Meteor hinabflog, rollten zwei neue Schüſſe durch die ſtille Luft. Gott ſei gelobt! Meine Freunde waren unten und ich ſollte gerettet werden. Ich will jetzt nicht wieder erzählen, was ich während der Nacht empfand und mit welcher halb wahnſinnig machenden Angſt ich die langſam dahinſchleichenden Stunden bis zur Dämmerung zubrachte. So wie es hell wurde, ſtanden meine Freunde auf dem Felſen über mir und bereiteten Alles zu meiner Rettung vor. Ich warf den Condor über den Klippenrand, und während ich das Seil feſt um meinen Leib band, ſah ich mit Ueberraſchung, wie der Vogel wie ein lebendes Weſen im Kreiſe flog, je mehr er ſich dem See näherte. Die Flügel hatten ſich ausgebreitet und

trugen ihn langſam von der Felshöhe herab. Während er langſam hernieder-ſtog, wurde ich ebenſo langſam hinaufgezogen und endlich erreichte ich unter Freudenrufen den oberſten Felſen, wo ich in die Arme meiner Freunde ſank, die mich wie einen vom Tode Erſtandenen begrüßten. Sie reichten mir Erfriſchungen, verbanden meine Wunden und eine Stunde nach Sonnenuntergang gelangten wir glücklich nach dem See, wo ich den Preis fand, den ich mit ſo viel Gefahren errungen hatte und den ich jetzt als Andenken an die um ihn erduldeten Leiden aufbewahre. — Das," ſagte mein Freund, indem er unſere Gläſer von Neuem füllte, „iſt die Geſchichte des furchtbaren Vogels, der jetzt ſo harmlos in meinem Kabinet hängt."

Mannigfaltiges.

(Verbrechen aus Liebeskummer.) Ein jugendlicher Friſeur von vollkommenſter Eleganz, Henri Blanc, der ſeine Waffenproben in den renommirteſten Häuſern abgelegt hatte und mit Ehren ſeinen Kamm führte, hatte endlich das Schickſal, vor dem Zuchtpolizei-Gerichte erſcheinen zu müſſen, weil er in einem Anfall blinder Wuth die großen Spiegelſcheiben im Salon ſeines Prinzipals zerſchlagen hatte. Der angerichtete Schaden betrug zwar volle 3000 Fr., allein die Strafe war doch ſehr hart: ein Jahr Gefängniß und 50 Fr. Geldbuße. Offenbar hatte der arme Haarkünſtler alle Urſache, zu appelliren. Zwar hatte er die tiefſte Reue über ſeinen Exzeß an den Tag gelegt, über die Urſache deſſelben jedoch ein beredtes Schweigen beobachtet. Sein Advokat, Herr Thomas, erwirkte in der Appell-Inſtanz von ihm die Erlaubniß, dieſes Schweigen zu brechen und ihn als modernen Werther zu enthüllen, welcher zwar nicht ſein eigenes werthes Ich, aber doch ſein ihm nach der erfahrenen Verſchmähung verhaßtes Spiegelbild zertrümmern wollte und zufällig den Spiegel mit in Trümmer ſchlug. „Niemand," ſagt der Vertheidiger, „vermochte den geheimnißvollen Grund dieſes Wuthausbruches bei einem ſo feingebildeten jungen Mann zu errathen. Ich glaube es ihm ſchuldig zu ſein, Ihnen ſeine vertraulichen Herzensergießungen nicht vorzuenthalten. Sie errathen wohl ſchon, daß es ein Liebeskummer iſt. Zu allen Zeiten haben die Friſeurs Glück bei den Damen gemacht. Es iſt dies ein Accidenz des Standes; wer kann es ihnen verdenken? Wer den Kopf auf ſeiner Seite hat, dem wird leicht auch das Herz folgen, wenn auch nicht ganz ſo leicht wie umgekehrt; und wer einer Dame den Kopf ungeſtraft zurecht ſetzen darf, kann ſich wohl Manches erlauben. Iſt es ein Wunder, daß dieſe Günſtlinge des Schickſals verwöhnt werden und glauben, Niemand könne ihnen widerſtehen? Ein feiner Beobachter aus dem vorigen Jahrhundert, Mercier, in ſeinen „Tableaux von Paris" zeigt uns unter andern den Perückenmacher (welcher Name jetzt mit Recht für eine Beleidigung gälte) — wie er Sonntags Nachmittags aus einer Wolke von Puder heraustritt und nach der neueſten Mode ſeine Toilette macht. Er kleidet ſich von Kopf bis zu Fuß in Schwarz, hütet ſich wohl, nochmals durch ſeine mehlbeſtäubte Boutique zu gehen, und ſchreitet gravitätiſch davon wie ein Parlamentsrath. Wohin geht er? Wohin anders, als in die Oper, um Fräulein Guimard tanzen zu ſehen und ſeine gemachten und zu machenden Eroberungen in den Logenreihen in Augenſchein zu nehmen. Hier haben Sie genau das Porträt meines liebenswürdigen Klienten; er iſt ſo verwöhnt, daß er ſich mit dem Gedanken einer Niederlage nicht vertraut machen konnte. In ſeinem Alter mag dies entſchuldbar ſein. Er friſirt alſo eine öſtreichiſche Dame, welche im großen Hotel abgeſtiegen war. Mein Klient verliebte ſich in ſie, und zwar juſt eines Tages, als er auf dem ſchönſten Haupte der Oeſtreicherin einen Kopfputz à la Solferino befeſtigte, dem er aus purer Galanterie natürlich einen anderen Namen gab, um die Nationaleitelkeit der angebeteten Kundin nicht zu verletzen. Wie dem auch ſei, die Dame wurde friſirt, gut friſirt, verſchwand aber eines Tages plötzlich. Und ſeit dieſem unſeligen Tage verſank Henri Blanc in eine dumpfe Melancholie, verſank und ſank ſo tief, daß er zum Abſynth ſeine Zuflucht nahm, um die troſtloſe Gegenwart mit reizenden Bildern der Vergangenheit verſchönern zu können. Das Weitere wiſſen Sie ſchon, meine Herren; Sie werden nachſichtig ſein für das, was man ehedem „eine Jugend" nannte!" Der Hof war in der That nachſichtig und ſetzte die Strafe auf einen Monat herab. Blanc entfernt ſich aber doch hängenden Kopfes, denn immerhin hatte er ſeine Schlacht von Solferino verloren.

Welcher Unterſchied iſt zwiſchen einem dummen Burſchen und einem zähen Truthahne? Der eine gibt einen ſchlechten Diener, der andere ein ſchlechtes Diner.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 114. Freitag, 22. September 1865.

Toby der Lumberer.

(Fortsetzung.)

Bei diesen Worten, welche in einem bewegten Tone ausgesprochen waren, fand Sir Henry seine ganze Ruhe wieder und wandte sich wieder zu dem Lumberer. „Herr Harving," sagte er zu ihm, „ich habe zu lange im Orient gelebt, um nicht den Werth der Gastfreundschaft zu kennen ... Ich bin Euch dankbar dafür, daß Ihr mir sie gewährt habt."

„Meinetwegen!" schrie der Floßherr, indem er sich mit Stolz wieder aufrichtete. „Seht, Blumenbach! es würde mir unangenehm gewesen sein, wenn ich einen Streit bei Euch und in Gegenwart Eurer Tochter, welche ich nicht in Schrecken setzen wollte, hätte ausfechten müssen. Hört mich an, ich habe Euch Etwas zu sagen. Ihr wißt wohl, daß ich schon seit zehn Jahren das Lumberer-Geschäft treibe und mit meinem Floßholz den St. John herabkomme und zu Fuß zu den Wäldern der kleinen Fälle zurückkehre; aber ich bin des Geschäftes jetzt müde und denke immer daran, mich zurückzuziehen. Ich habe einiges Vermögen auf den Banken von Augusta und Portland liegen. Mein Traum war immer, mich in einer dieser beiden Städte niederzulassen und ein Geschäftshaus zu gründen. Wenn Ihr Euch mit mir verbinden wolltet, so würden wir vielleicht unter der Firma „Harving, Blumenbach u. Cie." gute Geschäfte machen können."

„Nein, nein!" erwiederte Blumenbach sanft, „ich will hier bleiben."

„Seht," nahm der Lumberer wieder das Wort, „es wird niemals weder eine große Stadt, noch ein bedeutender Handel hier erstehen. Ihr werdet hier zu Nichts kommen."

„Ihr habt vielleicht Recht; aber ich liebe einmal die Einsamkeit, das Leben in den Wäldern."

„Und Eure Tochter, Blumenbach? Seid Ihr so gewiß, daß es ihr in dieser Einsamkeit gefällt, die Ihr nicht verlassen wollt und wo sie Niemand sieht, wie vorgestern Abend dieser Gentleman richtig bemerkt hat?"

Sir Henry hatte sein Frühstück vollendet und ging mit großen Schritten auf und nieder, ohne die geringste Aufmerksamkeit den Worten des Lumberers zu schenken, welcher seinerseits, während er an dem Mahle Theil nahm, mit großer Geläufigkeit erzählte. Diese Gleichgiltigkeit Sir Henry's ärgerte den Flößer, der viel Gewicht auf das Niederlassungsprojekt legte, von dem er Blumenbach unterhielt. Nach einigen Augenblicken des Schweigens nahm er wieder das Wort und sagte mit lauter Stimme: „Glaubt es mir, John, und laßt uns in einer Stadt des Staates Maine, oder wenn Ihr es vorzieht, in Boston niederlassen. Wir werden dort eine Rolle spielen! — Lassen Sie hören, Johanna, was Sie dazu sagen?"

„Aber," versetzte das junge Mädchen, „das sind Geschäfte, in die ich mich nicht zu mischen habe."

„Gerade im Gegentheil," erwiederte lebhaft Master Toby; „meine ganze Zukunft hängt von Ihnen ab. Haben Sie denn nichts bemerkt, Johanna? — Versteht Ihr mich nicht, Blum? — Und Ihr, Herr Jäger, errathet Ihr nichts?"

„Von was ist die Rede?" frug gelassen Sir Henry.

„Wahrhaftig, das ist eine abgekartete Sache! Niemand will mich verstehen. Ich schlage meinem alten Freunde John Blum ein glänzendes Geschäft vor; er antwortet mir kaum. — und wenn ich davon rede, sein Schwiegersohn zu werden, öffnet Johanna ihre Augen so weit, als hätte sie nie ein solches Begehren erwartet!"

Während der Flößer so sprach, kreuzte er die Arme über der Brust und betrachtete Blumenbach, welcher ebenso im Schweigen verharrte wie seine Tochter. Die Enttäuschung Toby Harving's war gewaltig. Es war nicht ohne Anstrengung geschehen,

daß er sein Geheimniß an das Licht brachte. Er liebte Johanna mit aufrichtiger Liebe, nicht wegen der Grazie und Anmuth, die sie auszeichnete, sondern weil sie ihm wie das leuchtende Ziel seiner langen und mühevollen Wanderungen erschien. Er hatte sie aufwachsen sehen, er war immer von ihrem Vater mit einer Höflichkeit empfangen worden, welche er als die Folge einer ausgesprochenen Bevorzugung ansah, und endlich stellte er sich in jeder Hinsicht auf die gleiche Stufe mit dem Pflanzer, der, wie er glaubte, von Europa gekommen war, um in Amerika den Wohlstand zu suchen, den er in seinem Vaterlande nicht gefunden hatte.

Manchmal hatte Master Toby Harving, während er auf dem St. John dahinfuhr, das Vermögen berechnet, das er bereits erworben und dem Tage entgegengesehen, wo es ihm gestattet sein werde, von seinem Freunde John Blum die Hand seiner Tochter Johanna zu begehren. Der Tag war herangekommen und ohne länger zu zögern, ohne sich durch die Gegenwart eines Dritten stören zu lassen, hatte er seine dermalige Reise über die großen Fälle dazu benutzt, sich über die Pläne seiner Zukunft zu erklären. Da der Gedanke an eine Zurückweisung niemals in seinem Geiste aufgestiegen war, so versetzte ihn das Schweigen Blumenbach's und das Erstaunen, welches Johanna zeigte, in tiefe Betrübniß. Das Herz des rauhen Mannes, der an zartes Begegnen nicht gewohnt war, wurde von einem nagenden Kummer ergaßt und Thränen entströmten seinen Augen.

„Miß Johanna, meine liebe kleine Jany, Sie wollen mir also nicht antworten?“ sagte er mit einer vom Schmerz veränderten Stimme. „Sie wissen also nicht, daß ich Tag und Nacht an Sie gedacht habe während meiner langen Fahrten von den kleinen Fällen nach Fredericktown? Sie wissen also nicht, daß ich Sie liebe? — Wo sind Sie geboren, wo kommen diese blonden Haare her, diese Augen, die so blau sind wie der Eisvogel? Ich weiß es nicht, aber das kann ich behaupten, daß ich noch niemals auf meinen Reisen einem jungen Mädchen begegnet bin, dessen Anblick auf mich einen ähnlichen Eindruck hervorgebracht hat.“

Johanna machte eine Bewegung zum Gehen; Toby Harving trat auf sie zu und suchte sie zurückzuhalten.

„Jany, Jany!“ sagte er, „hören Sie mich an; dies ist vielleicht das letzte Mal, daß ich zu Ihnen spreche. Warum haben Sie mich denn immer freundlich empfangen, wenn ich bei Ihnen erschien? War es aus Furcht? Ich habe, wie Sie wohl wissen, niemals Jemanden Böses zugefügt .. oder geschah es aus Mitleid für einen Lumberer, für einen Mann ohne Erziehung, der sein Leben wie ein Wilder auf dem Wasser und in den Wäldern zubringt? Aber ich will Ihr Mitleid nicht, Miß, denn ich bin Niemand, wer es auch sei, untergeben. Und nun, warum fliehen Sie meine Gegenwart, wäre es Verachtung gegen mich?“

„Master Harving,“ unterbrach ihn Johanna's Vater, „meine Tochter ist noch sehr jung; Eure Worte kamen uns unerwartet und es sind dies keine Fragen, die sich im Augenblicke beantworten lassen. Ich bitte Euch, beruhigt Euch.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Dudelsackpfeifer.

Aus dem Böhmischen übersetzt.

Die Böhmen sind ein musikalisches Volk; ein guter Musiker geht in Böhmen niemals verloren. Dafür haben wir hundert Beispiele, vom großen Meister Mozart an, als er seinen Don Juan in Böhmen aufführte, bis zu unserm bekannten Schwanda, der seiner Zeit auf dem Dudelsacke ähnliche Wunder hervorbrachte, wie später Paganini auf der Geige. Schade, daß es damals noch keine öffentlichen Schauspielhäuser gab, Schwanda's Ruhm hätte sich über ganz Europa verbreitet und die Zeitungsschreiber viel Bogen mit seinem Lobe angefüllt. Aber es ist nun einmal der Lauf dieser Welt, daß manche Leute viel zu frühe geboren werden, und von ihren Zeitgenossen weder begriffen, noch nach Verdienst belohnt werden. Auch Schwanda begegnete das Unglück, daß er wenigstens um zweihundert Jahre früher als er sollte zur Welt kam.

In unsern Zeiten hätten ihn seine Concerte auf dem Dudelsack reich gemacht. Ein Concert auf dem Dudelsack? — Lachen Sie nicht, meine Herren, wir haben schon Concerte auf der Maultrommel gehabt — und was ist das Brummeisen gegen die Sackpfeife? — überdies war der Dudelsack in Schwanda's Händen nicht mehr Dudelsack, er lockte aus ihm Töne voll Zauber, die man nie an diesem Instrumente gesucht hätte und die seine Zuhörer bis in den siebenten Himmel verzückten. Da aber Schwanda nicht in neuerer Zeit lebte, denn es sind schon 205 Jahre verflossen, seit er starb, und damals keine so glänzenden Aussichten für Musiker waren, mußte er sich in niedrigen Kreisen bewegen, statt in Schauspielhäusern im Wirthshause spielen und nicht in großen Städten, sondern auf Kirchweihen umherreisen. So ferne aber die damalige Zeit davon

war, seine großartigen Verdienste zu würdigen, wagte es Schwanda dennoch nicht, sich über menschlichen Undank zu beklagen; wo immer er ankam, wurde es sogleich im ganzen Orte bekannt, daß Schwanda da sei, und überall wurde er als willkommener Gast aufgenommen. Wo Schwanda war, ging es lustig zu, denn sobald er den Blasebalg seines Dudelsacks aufblähte, hüpften den Burschen und Mädchen schon die Adern in den Füßen, und wenn er anfing, da war erst ein Durcheinander, Jung und Alt, Groß und Klein drehte sich im Kreise wie besessen; und einige Verständigere dachten, in Schwanda's Sackpfeife müsse eine eigene Zauberei ruhen. Und so war es in der That.

Schwanda war ein lustiger Mann und, wie jeder brave Musiker, immer durstig, überdies ein großer Freund der Karten und besonders des sogenannten Straschak-Spieles. Indem er seinen Zuhörern vorblies, überließ er sich gern selbst der Freude, und gewöhnlich trank er und verlor im Spiel so viel, bis Alles, was er verdient, wieder aus seiner Tasche geflogen und er so leer fortging, wie er hereingekommen war. Außerdem belustigte er auch ohne Dudelsack die Gesellschaft durch seine Späße und witzigen Einfälle, und noch heute ist es sprichwörtlich in Böhmen, daß man von einer lustigen Gesellschaft sagt: Das war ein Jur! (To je swanda.)

Da geschah es eines Tags, daß Schwanda, nachdem er in Makrschan auf der Kirchweihe vom Nachmittage bis nach Mitternacht gespielt und sich viele gute Groschen verdient, seine Sackpfeife weglegte trotz allen Bittens und Zuredens der jungen Leute, die ihm ein gut Stück Geld verhießen, wenn er bis zum Morgen aushielte. Aber Freund Schwanda war es bereits müde, fremder Lust zuzusehen, er wollte auch seine Erholung haben. Er setzte sich zu seinen Nachbarn, fing auf seine Art zu trinken an und erregte durch viele Späße und scherzhafte Einfälle die Gesellschaft zum Lachen.

Endlich bekam er Lust nach Karten, und er forderte seine Nachbarn zum Straschak auf, aber gegen Erwarten hatte gerade Niemand Lust zu spielen. Schwanda war nicht gewohnt, aus dem Wirthshaus fortzugehen, so lange er in der Tasche noch einen unvertrunkenen oder unverspielten Groschen hatte, und da er sich heute ein hübsches Geld verdiente, sehnte er sich nach dem Spiel. Zudem hatte er ein bischen tief in den Krug geschaut, und es war augenscheinlich, daß es im oberen Stockwerk nicht ganz geheuer aussah. Doch ließ er nicht nach mit den Karten, und als er sah, daß ihm seine Nachbarn nicht zu Willen waren, stand er zornig auf, bezahlte seine Zeche und verließ die Schenke. „In Draschiz," sprach er für sich, indem er auf dem Wege mit einigermaßen unsichern Schritten dahin ging, „ist auch Kirchweihe, und der Küster mit dem Amtmann sind keine Verächter eines mäßigen Straschak. Hah, in Draschiz halte ich aus, juhe!" Dabei sprang er, mit der Hand schnalzend, in die Höhe, daß er noch zehn Schritte weiter taumelte, bis er seinen Körper, den der schwere Kopf niederzog, wieder ins Gleichgewicht gebracht hatte.

Die Nacht war hell, der Mond leuchtete silberklar. Da kam Schwanda an einen Scheideweg; zufällig erhob er die Augen und blieb mit Verwunderung stehen. Ein Schwarm Geier und Raben erhob sich mit Gekrächze in die Luft, und vor ihm stand ein niedriges Gerüst mit vier Säulen, oben durch Querbalken verbunden, an deren jedem ein halb vermoderter Leichnam hing. Schwanda merkte, daß er unter einem Galgen stand, wie in den damaligen Zeiten deren eine Menge zum Schrecken der zahlreichen Räuberhorden auf Feldern und Wegen errichtet war. Da kam es ihm vor, als ob ein Mann von geringer Größe und blassem Gesicht, ganz in Schwarz gekleidet, zu ihm herabkäme und ihn mit heiserer Stimme anredete: „Wohin so spät, lieber Sackpfeifer?"

„Nach Draschiz, schwarzer Herr!"

„Wolltest Du nicht Etwas blasen?"

„Ei was, ich habe das Blasen schon satt; ich habe mir einige Gulden verdient, und ich möchte jetzt auch lustig sein."

„Was Gulden, wir bezahlen Dich mit Gold," sagte der schwarze Mann und ließ eine Handvoll blinkender Dukaten vor Schwanda's Augen glänzen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Alle Diejenigen, welche bei Zusammenkünften um ein Lokal verlegen sind, welches sie vor Auflösung schützt, können sich wohl ein Beispiel an den Herren des in Köln bestehenden sogenannten „Schwimm-Klubs" nehmen, welche ihre Versammlungen im freien deutschen Rheine am Mittelpfeiler der stehenden Brücke und ihre Reden und Toaste mitten in den Wellen zu halten pflegen. Kürzlich hielten diese Herren, welche alle ausgezeichnete Schwimmer sind und von denen einige die Rettungsmedaille am Bande besitzen, auch ihr „Schwimm-Souper", dieses jedoch nicht in ihrem gewöhnlichen „Berathungs-Salon", sondern auf dem Trockenen, in einer respektablen Kölner Restauration. Als sie nun einige Tage später ihre gewöhnliche Schwimm-

f hrt nach dem Brückenpfeiler machten, fanden sie sich auf eine eigenthümliche Weise überrascht. Derselbe hatte sich nämlich in eine Plakat-Säule verwandelt, und es befand sich an derselben angeheftet die spezifizirte Rechnung für ihr Souper, in bester Form quittirt, nebst dem Abschiedsbriefe eines Mitgliedes des Klubs, das unverhoffter Weise nach seiner Heimath abzureisen genöthigt war und auf diesem jedenfalls ungewöhnlichen Wege seinen Klub-Brüdern Valet gesagt hatte.

Zur Warnung für Wetterpropheten theilt die „Gazeta Narodny“ folgenden tragikomischen Vorfall aus Czorkow mit: „Am 28. v. Mts. bemerkten Landleute des Dorfes Biakobozniza mit Vergnügen regendrohende Wolkenmassen am Himmel, weil seit sechs Wochen kein Regen die halbversengten Felder erquickte. Als sie auf dem Felde nach dem Regen lechzten, kam ein Viehhirt hinzu und sagte, daß er für seine Person keinen Regen brauche und ihn verscheuchen werde, worauf er mit seinem Stab in der Luft herumfuchtelte, um die Wolken fortzuschaffen, die wie auf Kommando eines Zauberstabs sich verzogen. Hierauf gingen die Bauern zum Woyt und verklagten den Hirten. Der Woyt ließ diesen holen und ihm für Verscheuchung der Wolken 25 Stockstreiche geben. Das Urtheil wurde trotz des Protestirens des Hirten und trotz seiner feierlichen Versicherung, daß es Tags darauf regnen werde — unwiderruflich vollzogen. Die Prophezeihung des bestraften Viehhirten ging zufälligerweise in Erfüllung und bestärkte die Bauern in dem Glauben, daß dieser Hirt die Macht habe, Regen zu beschwören und ihn fern zu halten.“

(Die Abkunft des Präsidenten Lincoln.) So Vielerlei auch des mehr oder weniger Interessanten bisher über den politischen Charakter und über die Persönlichkeit des verstorbenen Präsidenten Abraham Lincoln veröffentlicht worden ist, so dürfte doch nachstehende Notiz über denselben, zumal für die dadurch speziell berührten Kreise, sich als eine ganz besonders interessante darstellen. Dieser Notiz zufolge wäre der verewigte Präsident von israelitischer Herkunft gewesen, und die bezüglichige Kunde tritt in sehr positiver Form auf. Es hat nämlich Dr. Weiß, der Rabbi an der Synagoge zu Cincinnati, an seine Gemeinde jüngst eine Ansprache erlassen, in welcher er ihr die Mittheilung macht, der Präsident Abraham Lincoln habe einst in seiner Gegenwart geäußert: „er stamme von Israeliten ab“. Es habe aber auch in der That etwas darauf Hindeutendes in der Haltung, in der Physiognomie und in dem Charakter des dahin geschiedenen Staatsmannes gelegen.

Die Bayreuther klagten schon lange, ihre Brauer und Wirthe hätten das Rezept zu dem früheren schmackhaften und gesunden Biere verloren; wenn sie jetzt ein paar Seidel Bier tränken, so hätten sie Kopfweh und Katzenjammer. Der Lehrer der Chemie an der Gewerbschule beschloß, der Sache auf den Grund zu kommen; er untersuchte 8 Biere aus 6 der besten Schenkwirthschaften chemisch nach der bekannten Fuchs'schen Methode und fand bald den Grund des Kopfwehs und des Katzenjammers. „Wer 5 Seidel von diesem Bier trinkt, nimmt damit ein volles Seidel gewöhnlichen Schnaps zu sich, und das ist für einen soliden Kopf und Magen denn doch zu viel. Die auffallende Menge von Alkohol soll dadurch entstehen, daß die Brauer ihr Bier zu stark einsieden und durch gewisse Manipulationen die Erzeugung des Alkohols bei der Gährung begünstigen und vermehren.“

(Hoff's Malz-Extrakt.) Wie Herr Hoff aus Berlin sein sogenanntes Malz-Extrakt in Wien fabrizirt, ersehen wir aus einer Veröffentlichung von Mitgliedern des dortigen Doktoren-Kollegiums in der „Wiener medizinischen Wochenschrift Nr. 46. 1864.“ Danach entnimmt derselbe, um den Eingangszoll zu sparen, von Brauer Poppert in Oberschwechat den dort nöthigen Vorrath in Bierflüssigkeit, setzt etwas Bitterklee-Extrakt hinzu und verkauft nun die 6 Kreuzer-Portion für 1 Gulden! — Bedarf es weiter Zeugniß für den von sachverständiger Seite her längst gethanen Ausspruch, daß der als Familiengeheimniß und resp. als Geheimmittel angepriesene Wundertrank nichts anderes ist als ganz gewöhnliches Bier, welches nur durch Marktschreierei zu enormem Preise der „leidenden Menschheit“ aufgedrängt wird.

(Ein Denkmal für den Logarithmen-Vega.) Am 26. d. Mts., dem Todestage des berühmten Mathematikers Baron Georg Vega, wird beim Geburtshause desselben zu Sagorica in Oberkrain von einer Anzahl seiner Wiener Verehrer unter Feierlichkeiten ein Denkstein errichtet. Baron Vega, geboren 1754 als armer Bauerssohn, weltberühmt durch seine Logarithmen-Tafeln, von welchen 1859 die 43. Auflage in Deutschland erschien und die in mehr als 120,000 Exemplaren verbreitet sind, wurde 1802 von einem Müller mit einem Stilet getödtet und in die Donau geworfen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 115. Sonntag, 24. September 1865.

Toby der Lumberer.

(Fortsetzung.)

„Ausflüchte und Trug!“ erwiederte lebhaft der Lumberer. „Ihr würdet besser sagen: Meine Tochter ist nicht für Dich, armer Flößer, Du trägst keine Handschuhe, Du salbst nicht Deine Haare mit Oelen und Essenzen, Du läßt Deine Kleider nicht von London oder auch nur von Fredericktown kommen .. Du arbeitest mit Deinen plumpen Händen — —“

„Master Toby,“ unterbrach ihn Sir Henry Readway, „wer hat Euch das Recht gegeben, hier Jedermann zu beleidigen?“

Diese mit kaltblütiger Ruhe gesprochenen Worte erweckten in dem Herzen Toby Harving's wieder die Gefühle des Hasses und des Neids, welche einen Augenblick durch den Schmerz unterdrückt worden waren. Tief verwundet von der Verachtung des Fremden, mit welchem Johanna und ihr Vater durch ihr Stillschweigen einverstanden schienen, stand Toby Harving aufrecht in der Mitte des Zimmers, bleich vor Zorn, die beiden Hände in die Falten seines Gürtels gesteckt und einen drohenden Blick auf Sir Henry werfend. Dieser setzte seinen Gang durch das Zimmer ruhig und mit gemessenem Schritte fort, als ob er allein wäre.

„Herr Readway,“ sagte Johanna's Vater, welchen die Erbitterung Toby Harving's erschreckte, „Sie wissen, was Sie mir versprochen haben!“

„Ja,“ erwiederte Sir Henry, „ich will mich aus Rücksicht für Sie zurückhalten.“

„Und ich,“ sagte seinerseits der Lumberer, „ich gehe, ich sehe wohl, daß in diesem ehemals so gastfreien Hause kein Platz mehr für mich ist. — Und Sie, Jany, verrathen mich so! Sie vereinigen Ihre Geringschätzung meiner mit der dieses Fremden, welcher jetzt den Ton hier angibt! Hüten Sie sich, Sie machen aus mir einen furchtbaren Menschen, einen Menschen, der zu Allem fähig ist!“

Zwei Stunden später, als Toby Harving diese Drohungen ausgestoßen hatte, gab er seinen Lumberern das Zeichen zur Abfahrt. Das große Floß, durch das erleichtert, was ihm während der Passage durch den Strudel des Katarakts entrissen worden war, dehnte sich jetzt von Neuem in den Wassern des St. John. Von dem Gelage des Morgens aufgeregt, stieß die Mannschaft ein Freudengeschrei aus, indem sie ihre mächtigen Ruder handhabten. Ihr Führer aber, auf einem Holzstamm am Hintertheil des Flosses niedergekauert, verhielt sich schweigend, den Kopf zwischen den Händen und schien ein Raub der heftigsten Bewegung. Plötzlich erhob er sich und die Augen gegen die Wohnung Blumenbach's gewandt, bemerkte er am Fenster des Pavillons Sir Henry Readway, welcher ihn mit einem Fernglas betrachtete. Ein starker Schauder lief dem Lumberer durch alle Glieder; mit heftiger Bewegung ergriff er seinen Karabiner, richtete das Rohr gegen den Gentleman und gab Feuer. Die Kugel pfiff durch die Luft und traf Sir Henry an die Schulter, ohne ihm jedoch eine andere Verletzung als eine leichte Streifwunde zuzufügen.

„Good bye, Lumberer!“ rief Sir Henry, indem er durch seine beiden Hände wie durch ein Sprachrohr schrie. — Er zog hierauf ruhig sein Gewand aus, um das Blut, welches aus seiner leichten Wunde drang, abzuwischen.

„Was ist geschehen?“ frug Blumenbach, in höchster Eile auf Sir Henry zukommend.

„Nichts!“ antwortete dieser; „um mir einen Beweis seiner Achtung und Freundschaft zu geben, hat dieser Mann, glücklicherweise aus allzugroßer Entfernung, mir zu Ehren einen kleinen Gruß herübergeschossen.“

3. Die Adlerseen.

Die Echo's des Flusses, welche den Knall des Schusses weitersandten, erweckten trübe Gedanken in der Seele Blumenbach's und seiner Tochter.

Die sträfliche Handlung des Lumberers kennzeichnete die ganze Heftigkeit seiner Leidenschaften. Von nun an war er ein ausgesprochener, unversöhnlicher Feind Sir Henry's und seiner Wirthe. Fremd in diesem Lande, das er am Ende des Sommers verlassen sollte, kümmerte sich Sir Henry wenig um den Groll Master Toby Harving's und nahm die Besorgnisse Johanna's und ihres Vaters leicht.

„Ich stehe ihm, wenn er will," sagte er lächelnd, „und ich werde mit ihm abrechnen, wenn er je wieder vor mir erscheinen sollte. Aber er wird nicht mehr wiederkehren und Sie werden von seinem lästigen Besuche befreit sein."

„Wir werden von ihm früher oder später reden hören," erwiederte Blumenbach, „seien Sie dessen gewiß — und er wird nicht als Freund erscheinen. Sie sind rauh gegen ihn gewesen, Sir Henry."

„Und Sie, Miß Johanna," versetzte Sir Henry, „sind Sie mit mir zufrieden? Bin ich sanft, geduldig genug gewesen?"

„Sprechen wir nicht mehr davon, ich beschwöre Sie," erwiederte das junge Mädchen; „schon das Geräusch des Kataraks, welcher da unten brüllt, genügt, mir Furcht zu machen; mir ist's, als hörte ich die Stimme des zornigen Lumberers."

„Wohlan," sagte Sir Henry, „es fehlt Ihnen an Muth, Miß Johanna, ich muß Sie lehren, tapfer zu sein wie eine englische Lady. — Wollen Sie es?"

„O ja," erwiederte sie lächelnd.

„Gut, wir haben jetzt schöne Tage, lassen Sie uns zu Pferd steigen, in den Wald reiten. Wir gehen auf die Jagd, den Fischfang; Ihr Vater wird sich allen unseren Vergnügungspartieen anschließen und wir werden uns am Ende diese Einsamkeit angenehm machen, wo das Leben unerträglich wäre, wenn man nicht Mittel gegen die Langeweile zu schaffen wüßte. Am Abend werden wir lesen; die Poesie hat so viel Reiz inmitten einer wilden Natur. Und dann machen Sie Musik und ich werde Ihnen mit Entzücken zuhören, wenn Sie diese schönen deutschen Lieder singen, welche Sie Ihr Vater gelehrt hat. Wenn Sie die Duette mit dem schwungvollen Rhythmus, welche die Vereinigung zweier idealen Seelen oder den Schlag zweier von der Leidenschaft erhobenen Herzen ausdrücken, mit Ihrem Vater vortragen, so scheint es, als ob sich eine unbekannte Welt, welche weder das alte Europa, noch das junge Amerika, noch das geheimnißvolle Asien ist, vor mir öffne, und ich fühle mich zu solchen großartigen Bildern hingezogen, wie sie Milton, der blinde Dichter, mit den Augen seines Geistes sah."

Sir Henry war nichts weniger als ein Gelehrter oder ein Philosoph. Er war viel gereist und hatte bei einer äußersten Thätigkeit viel nachgedacht. Nichts schien ihm erbärmlicher, als jenes unthätige kraftlose Dasein, welchem sich so viele sonst intelligente Männer hingeben, weil sie die Kunst, ihren Geist zu beleben und ihre Stunden nicht auszufüllen wissen. Er hatte bei Johanna etwas von dieser Mattigkeit, diesem Hang, sich der Langeweile hinzugeben, gefunden und bei dem Vater einen tiefen Kummer, dessen dieser, wenigstens in Gesellschaft, sich mit Gewalt zu entschlagen glaubte. Durch seine Gespräche suchte er bei seinem Wirthe den lebhaften Sinn und den Geschmack an Zerstreuungen aller Art wieder zu erwecken. Johanna lauschte ihm mit stummer Aufmerksamkeit. Es war dies das erste Mal, daß ihr die Ideen der Kunst und der Poesie, von denen sie wohl ein Vorgefühl hatte, klar offenbart wurden. Es schien, als ob ein neues Licht diese Welt der Wälder und der Einsamkeit, welche sie umgab, erleuchtete.

Die Dichter, deren Werke ihr Vater in seiner kleinen Salonbibliothek aufbewahrte, wurden für sie Freunde, welche sie in das geistige Leben einführen sollten, ohne welches alles Andere leer ist. In der Musik, welche bisher für sie nichts als eine Erholung war, entdeckte das junge Mädchen eine Quelle lebendiger und lieblicher Erregungen. Was die Lektionen ihres Vaters sie nicht einmal hatten ahnen lassen, dazu bedurfte es nur einiger Worte eines vorübergehend mit ihrem einförmigen Leben verbundenen Fremden, um es sie zu lehren. Aber dieser Fremde war jung, fein, er hatte viel gereist, hatte viel gesehen und sein Wort war zugleich überzeugend und Theilnahme erregend. Seitdem war Alles an diesem blonden, weichherzigen, naiven, jünger als sein Alter erscheinenden Mädchen verändert. Johanna überholte mit einem Sprung den ganzen Abstand, welcher sie noch von ihren 20 Jahren schied. Ihre blauen Augen belebten sich mit erhöhtem Glanze; sie bekam in allen ihren Bewegungen mehr Leben und in ihren Gedanken mehr Bewegung. Auch Blumenbach, auf den eine melancholische Traurigkeit drückte, und dessen ernstes, vor der Zeit mit ergrauten Haaren umschlossene Gesicht nur langsam die Furchen wieder verlor, fühlte plötzlich in seinem Gemüth den Einfluß, den Sir Henry auf Alle, die sich ihm näherten, ausübte. Er bekam von Neuem Geschmack an Vergnügungen, die er lange aufgegeben hatte. Reiten, Jagen, Wasserfahrten, welche seiner Tochter zur Leidenschaft wurden, fand auch er täglich angenehmer, und in seinem zwar gebildeten, aber durch das einsame Leben erschlafften

Geiſte begegnete er einer Menge Gedanken, welche nur den Augenblick zu erwarten ſchienen, wo ſie au's Licht treten ſollten. In dieſen Geſprächen, welche von den Dreien unter dem Schatten der alten Bäume, die ehedem mit Bogen und Steinart bewaffnete Indianer geſchützt hatten, geführt wurden, berührten Blumenbach, ſeine Tochter und Sir Henry Alles, was den Menſchen, der in den großen Städten Europa's geboren iſt, intereſſirt. Unter dem Dach der im Schooße der canadiſchen Wälder verlorenen Einſamkeiten wurde das heilige Feuer der alten und modernen Ziviliſation zu erneuter Gluth entfacht und gemildert durch den dreifachen Einfluß der Erfahrung, der energiſchen Thatkraft und der offenherzigen Anmuth; es war wie die drei Noten, welche den vollkommenen Akkord bilden.

(Fortſetzung folgt.)

Der Dudelſackpfeifer.

(Schluß.)

Dem Sackpfeifer wurde es ſchwindlich; der Straſchak war für ihn zwar eine gewaltige Lockung, aber im gleißenden Metalle offenbarte ſich ihm noch mächtigerer Zauber, und als der ſchwarze Mann es ihm in die Hand drückte, folgte er ihm wie verblendet.

Schwanda wirbelte der Kopf und er ſah nicht, wie, wohin und wie lange ihn der Unbekannte geleitete; das Eine erinnerte er ſich, daß ihm anbefohlen wurde, er ſolle, was man ihm auch anbiete, Geld oder zu trinken, mit keinem andern Worte danken als: „Laſſ' es glücken, Bruder!“

Plötzlich befand er ſich in einem hellen, erleuchteten Gemache; auf Stühlen ſaßen drei, ähnlich wie ſein Führer gekleidete Männer, die, große Haufen Goldes vor ſich, Straſchak ſpielten und gegenſeitig ſtark verloren. Unter ihnen kreiſte ein großer Humpen mit Wein, welchem die Spieler tüchtig zuſprachen.

„Ich bringe Euch Freund Schwanda, Brüder,“ ſprach des Spielmanns Führer, die Thüre öffnend, „von dem ſo manche Geſchichte im Lande umhergeht und den wir ſchon lange zu hören begierig waren. Ich hoffe, ich habe Euch damit einen Gefallen gethan; ſeien wir heute recht luſtig, die Muſik bringt uns alle Adern in Bewegung.“

„Du haſt Recht gehabt!“ rief einer der Spieler, wandte ſich zu Schwanda und ſagte: „Setze Dich, Sackpfeifer, und trinke,“ ihm den Humpen mit Wein hinreichend.

Schwanda nahm die Kanne, trank und die Kanne wieder auf den Tiſch ſetzend, lüftete er ſeine Mütze und ſagte: „Laſſ' es glücken, Bruder!“ wie ihm ſein Führer gelehrt hatte.

„Jetzt ſpiele!“ rief einer der Zechenden, und Schwanda ſetzte ſich abſeits auf eine Bank und blähte den Dudelſack auf; unterdeſſen geſellte ſich ein neuer Ankömmling zu den Spielenden und aus ſeiner Taſche einen hübſch gearbeiteten Beutel ziehend, ſchüttete er einen großen Haufen Dukaten vor ſich auf den Tiſch.

Da fing Schwanda an zu blaſen, und es hätte Einer ſehen ſollen, welche Wirkung die Muſik auf die vier ſchwarzen Männer hervorbrachte. Als hätte ſie ihnen ein doppeltes Leben eingehaucht, gingen ſie plötzlich zur ausgelaſſenſten Luſtigkeit über; raſcher folgten die Einſätze, Goldſtücke flogen, die Spieler jauchzten und hüpften auf Tiſche, ihr ganzer Körper bewegte ſich, als ob jede Faſer mittönte. Der Krug ging in die Runde und Schwanda unterließ nicht, fleißig zu trinken. Das Wunderbarſte dabei aber war, daß der Krug nie leer und nie nachgefüllt wurde. So oft er ein Stück geſpielt hatte, erſcholl ein geräuſchvoller Beifall und auf ſeine Mütze fiel ein goldener Regen, wofür ſich Schwanda mit vielen „Laſſ' es glücken, Bruder!“ gezwungen bedankte. So dauerte es viele Stunden, bis endlich Schwanda einen Galopp zu budeln anfing, der den ſchwarzen Herren ſo in die Beine fuhr, daß ſie, den Straſchak im Stiche laſſend, mit einem Male auffuhren und mit wunderlichen Sprüngen im Zimmer umherfuhren, was ihrer abgemeſſenen Haltung und dürren Geſichtern ſehr ſeltſam ſtand.

Schwanda hatte geendet, der Dudelſack ſchwieg wimmernd und die Tänzer machten noch einige letzte Purzelbäume. Da ging Einer von ihnen an den Tiſch, nahm des Sackpfeifers Mütze, warf alles Gold, was da war, hinein und übergab es Schwanda: „Das gehört Dein, weil Du uns ſo ergötzt haſt.“

Schwanda traute kaum ſeinen Augen und durch den Blick auf dieſen Reichthum geblendet, wußte er vor Freude nicht, was anfangen und in der Verwirrung vergeſſend, wie er zu danken hat, ruft er: „Bekohn' es euch Gott tauſendmal!“ — Noch hatte er nicht ausgeſprochen, als ſich ſeine Augen mit Nebel bedeckten und Alles: Gemach, Karten und Männer ſeinem Blicke entſchwand.

Am Morgen führte ein Bauer Dünger auf das Feld und indem er ſich dem Kreuzweg nähert, wo der erwähnte Galgen ſtand, hört er von ferne Töne; er horcht und geht näher hinzu, da merkt er, daß es ein Dudelſack iſt; er ſpannt die Ohren und zweifelt einen Augenblick, am Ende aber vernimmt er ein

Liedchen und ruft: „Das ist ja Schwanda!“ Sich dem Galgen nähernd, hört er, daß die Töne von oben herunter kommen, er schaut hin und siehe, auf der Spitze auf dem Galgen sitzt Schwanda und bläst eifrig den Dudelsack, während der Morgenwind die erhängten Leichen unter ihm bewegt. „Aber zum Henker, Gevatter Schwanda,“ ruft der Bauer, „wo seid Ihr da herauf gekommen?“

Schwanda zuckt zusammen, nimmt die Sackpfeife vom Mund, reibt sich die Augen und, indem er um sich her schaut, sieht er mit Schrecken, wo er ist. Nicht ohne Schwierigkeit hilft ihm der Bauer herab; Schwanda ist wieder ganz nüchtern und fragt, was mit ihm vorgegangen ist. Er erinnert sich an die Goldstücke, schaut in seine Mütze, dreht die Tasche um, findet aber keinen Dreier.

Der Bauer bekreuzt sich und sagt: „So hat Euch unser Herrgott gestraft, daß er Euch böse Geister geschickt, weil Ihr so gierig auf's Spielen wart.“

„Ihr habt Recht,“ sagte Schwanda, noch am ganzen Körper zitternd, „ich entsage den Karten auf immer.“

Er hielt Wort und zum Danke dafür, daß er unversehrt einer solchen Gefahr entkommen war, hängte er den Dudelsack, mit welchem er den Teufeln zum Tanze aufspielte, in seiner Heimath Strakonitz in der Kirche als Opfer auf, wo er bis auf den heutigen Tag noch hängt und Veranlassung zu der Sage von dem Strakonizer Dudelsack gegeben hat. Jedesmal einmal im Jahre an dem Tage, wo Schwanda auf dem Galgen den bösen Geistern vorspielte, soll er von sich selbst Töne hervorbringen.

Mannigfaltiges.

Wenige nur kennen den ungeheuren Begehr nach Elfenbein, der heutzutage stattfindet. Am Ende des verflossenen Jahrhunderts verarbeitete England nicht mehr als 192,600 Pfund Elfenbein jährlich; im Jahre 1827 hatte sich die Nachfrage auf 364,784 Pfund erhoben, was den Tod von 3040 männlichen Elephanten jährlich voraussetzt, welche 6080 Fangzähne liefern, von denen jeder im Durchschnitt 60 Pfund wiegt. Gegenwärtig verbraucht England 1,000,000 Pfund jährlich, dreimal so viel als im Jahre 1827; daher muß die Zahl der für England allein getödteten Elephanten auf beiläufig 8333 sich belaufen. Ein Fangzahn, der 70 Pfund liefert, wird vom Handelsstand als einer ersten Ranges betrachtet. Cuvier legte ein Verzeichniß der größten Fangzähne an, die man bis zu seiner Zeit gefunden hatte, und über den ansehnlichsten machte er die Bemerkung: derselbe habe 350 Pfund gewogen. Beim jüngsten Verkauf von Fangzähnen in London wogen die größten, die von Bombay und Zanzibar herübergebracht worden waren, 120—122, diejenigen aus Angola durchschnittlich 69, die vom Kap der guten Hoffnung und Natal 106, von Lagos und Egypten 114 und von Gabun 91 Pfund. Allein diese sind keineswegs die größten, welche man jetzt findet; die Elephantenjäger dringen gegenwärtig weiter in Afrika ein und stoßen daher auf ältere Thiere. Vor kurzer Zeit zerschnitt ein amerikanisches Haus einen Fangzahn, welcher nicht weniger als 9 Fuß in der Länge und 8 Zoll im Durchmesser hatte und 800 Pfund wog. Im Jahre 1851 sandte dasselbe Haus zur Londoner Ausstellung das größte Stück gesägten Elfenbeins herüber, das man je gesehen; es war 11 Fuß lang und 1 Fuß breit. Das theuerste Elfenbein ist das, welches man zu Billardkugeln verwendet. Seit der Eroberung Algeriens durch Frankreich, das seinen Vorrath von den durch die Wüste ziehenden Karawanen erhält, hat der Elfenbeinhandel in Nord-Afrika beträchtlich zugenommen. Auch das Flußpferd liefert Elfenbein, das viel härter und weniger elastisch ist als das des Elephanten und kleinere Dimensionen hat.

Ein galanter Buchdrucker brachte kürzlich bei einer festlichen Gelegenheit folgenden Toast aus: „Die Frauen sollen leben! Sie sind das schönste Werk der Schöpfung; und da die Auflage eine sehr bedeutende ist, so möge Niemand versäumen, sich ein Exemplar davon anzuschaffen!“ — „Der Mann hat gut reden,“ bemerkte einer der Gäste leise zu dem andern, „die broschirten Exemplare sind zu unansehnlich und die in Prachtband mit Goldschnitt kommen höllisch theuer!“

„Ich weiß den Schmerz zu würdigen,“ sagte eine Dame zu ihrer Freundin, die eben Wittwe geworden; „wenn man einen geliebten Gatten verloren hat und Schwarz Einem schlecht kleidet.“

Charade.

Aus der Ersten quillt das Ganze;
Was das Ganze, sagt die And're,
Es hellt dir deine Abendstunden,
Doch sicher wird es dir nicht munden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 116. Dienstag, 26. September 1865.

Toby der Lumberer.

(Fortsetzung.)

In der Nähe der größeren Fälle, wenige Meilen darum, lebten etwa ein halbes Dutzend Farmer von der Arbeit ihrer Hände. Da sie geschickte Jäger waren, fand Sir Henry ein Vergnügen darin, mit ihnen umzugehen, und organisirte im Verein mit ihnen große Expeditionen gegen die Luchse und schwarzen Bären. Diesen Ansiedlern, so gute Schützen sie auch waren, fehlte es gänzlich an feinerem Sinne; ihr ungeschicktes Wesen ließ das ungezwungene Benehmen Sir Henry's, welcher sich zu ihrem Führer aufwarf und dem sie auch gerne gehorchten, um so mehr hervortreten.

Eines Tages, als ein großes Treibjagen in der Nähe der Teiche, welche den Namen Adlerseen (Eagle Lakes) führten, stattfinden sollte, und die Truppe der Hilfsjäger dazu eingeladen war, bestiegen auch Blumenbach und seine Tochter ihre Pferde und fanden sich mit Sir Henry ein. Dieser führte bei solchen feierlichen Gelegenheiten einen gezogenen Karabiner mit sich, welchen er quer über dem Vordertheil seines Sattels trug, und eine Doppelflinte, welche über seinem Rücken hing. Bill, der alte Hausbediente, folgte seinem Herrn. Von Natur ein Feigling, war er über die Kühnheit der Miß Johanna erstaunt und nahm sich vor, jedoch vergeblich, dieses Kleinmuths, dessen er sich schämte, Herr zu werden. Zum Glück für ihn war sein Platz in dem Nachtrab und so war Niemand Zeuge der Furchtanwandlungen, welche ihn überkamen.

Der Sommer herrschte jetzt in diesen äußersten Regionen; ein brennend heißer Sommer, oft durch Stürme unterbrochen. Schwärme giftiger Stechfliegen wogten in dem Schatten der Wälder; trotz dieser Insekten suchte das Hochwild die Ufer der Gewässer auf, um sich zu kühlen und zu baden. Die längs der Seeufer zerstreuten Jäger trieben hier und dort die Rehböcke auf, welche rasch wie Pfeile über die Gebüsche flogen. Mehr als einer dieser leichtfüßigen Wiederkäuer erlag der Kugel der Schützen und die Jagd verlief äußerst fröhlich.

„Wahrhaftig, Miß Johanna," sprach Sir Henry zu dem jungen Mädchen, welches neben ihm dahin trabte, „Sie durchreiten die Wälder mit der Kühnheit und Anmuth der Göttin der Jagd. — Ich werde Sie von nun an nicht anders als Miß Diana anreden!"

„Ihre Schmeichelei kommt sehr zur ungelegenen Zeit," erwiederte das junge Mädchen; „ich glaube wirklich, daß mein Pferd mich abwerfen will . . es bäumt sich . . Hollah! Bill!"

„Der alte Bill ist weit hinter uns zurück," sagte Sir Henry; „halten Sie die Zügel mit fester Hand und geben Sie ihm die Peitsche . . Bravo! jetzt geht es. Man muß es zu behandeln wissen. Streicheln Sie es jetzt."

Das junge, etwas erregte Mädchen brachte seine Hand an die Mähne des Pferdes, welches den Kopf aufwarf und ein scharfes Pfeifen aus seinen Nüstern ertönen ließ. Das Pferd, welches Sir Henry ritt, fing jetzt auch an zu schaudern und blieb unbeweglich mit gespitzten Ohren und offenen Nüstern stehen.

„Gut," sagte der kühne Jäger, „wir scheinen ein Abenteuer zu erleben. Machen Sie Bill bemerkbar, so rasch als möglich herbeizukommen, er soll unsere Pferde halten und wir werden den Feind zu Fuß angreifen."

„Welchen Feind?" fragte Miß Johanna erstaunt.

„Bill, alter Bursche, kommt herbei, nehmt unsere Pferde und bleibt hier," sagte Sir Henry, und indem er so sprach, half er Johanna absteigen, gab ihr die Doppelflinte in die Hände und näherte sich vorsichtig einer kothigen, mit dichten Büschen und dornigen Sträuchern bewachsenen Stelle: „Sehen Sie, Miß Johanna, hier ist der Feind."

Ein Bär mit ſchwarzem Pelze und hohlem Auge erhob ſich brummend und zeigte Luſt, den ungeladenen Jäger, welcher ihn in ſeinen Betrachtungen ſtörte, zu verſpeiſen.

„Der Schuß gebört Ihnen, Miß," ſagte Sir Henry.

Das junge Mädchen ſtarrte mit Schrecken auf das plumpe Thier, das tückiſchen Blicks ſeine Kräfte zu prüfen ſchien, um den Angriff zu erwiedern.

„Schießen Sie, Miß Johanna," wiederholte Sir Henry, indem er mit ſeinem Körper eine Schutzwehr vor ihr bildete. „Legen Sie den Flintenlauf über meine Achſel, zielen Sie voll auf die Bruſt, wenn es ſich auf ſeinen Hinterfüßen aufrichtet, und geben Sie Feuer! . ."

„Unmöglich," ſagte das junge Mädchen; „es ſchwimmt mir vor den Augen, ich fühle, daß mir die Kräfte verſagen."

„Wenn Sie fehlen, ſtrecke ich es mit meinem Karabiner nieder. Was fürchten Sie? Das iſt eine gute Gelegenheit, Ihren Muth zu prüfen."

Das junge Mädchen that, wie Sir Henry verlangte, doch befolgte ſie es einentheils mechaniſch, anderntheils weil ſie zu viel Furcht hatte, um zu entfliehen. Sobald ſich das Thier brüllend erhob und aufrecht ſtehend ſeine Vorderlatzen ausſtreckte, um ſeine Beute zu umfaſſen und mit ſeinen ſcharfen Krallen zu zerreißen, lehnte Johanna in raſcher Anwandlung verzweifelten Muthes die Waffe auf Henry's Achſel und gab aus beiden Läufen Feuer.

Die beiden Kugeln hatten getroffen, und im Herzen tödtlich verwundet, ſtürzte der Bär zurück und wälzte ſich mit ſchrecklichen Zuckungen in dem buſchigen Geſtrüpp, das er mit ſeinem Blute färbte.

„Er iſt todt," ſchrie Sir Henry; „das war eine herrliche Heldenthat!"

Das junge Mädchen aber, durch die doppelte Entladung betäubt und eine Beute der höchſten Aufregung, fühlte ſeine Kräfte ſchwinden. Sie ſtützte ihre beiden Hände auf den Arm Sir Henry's und ihr beſinnungsloſes Haupt auf die Achſel des jungen Jägers neigend, ſank ſie ohnmächtig zuſammen. Ihre langen blonden Haare flatterten im Winde, die Waffe war ihrer Hand entfallen und Sir Henry betrachtete mit Wohlgefallen ihr bleiches, der wilden Roſe gleiches Antlitz, deſſen unbewegliche und ſtarre Züge ebenſoviel Vertrauen als Schrecken auszudrücken ſchienen.

Ihre Ohnmacht dauerte indeſſen nur wenige Minuten. Johanna öffnete die Augen wieder und ſah rings um ſich; als ſie aber ihr Haupt ſo nahe dem Sir Henry's fühlte, wich ſie erſchrocken zurück. „Mein Gott," ſagte ſie mit erſchreckter Stimme, „wo iſt mein Vater, wo iſt Bill?"

„Nehmen Sie meinen Arm," ſprach Sir Henry, „laſſen Sie ſich an dieſem Baume nieder."

Das junge Mädchen ſtieß mit ſanfter Gewalt den Arm, den ihr Sir Henry darbot, von ſich und zog ſich unter den Schatten einer Eiche, hundert Schritte von der Stelle, wo ſich der Bär röchelnd in ſeinem Blute wälzte, zurück. Sir Henry machte aus kurzer Entfernung dem Leben des Thieres den Garaus. Bill jedoch hatte die Flucht ergriffen und war, die beiden Pferde mit ſich führend, quer durch den Wald gelaufen. Schließlich hatte er ſich in dem ſchlammigen Ufer eines der Seen eingewühlt, und ſich von dem niedergeſchlagenen Thiere bedroht glaubend, ſchrie er aus Leibeskräften: „Ein Bär! ein Bär! . . Miß Johanna! mein Herr! wo iſt mein Herr?"

Die Jäger, von dem dreimaligen Schuſſe angezogen, kamen von allen Seiten heran. Blumenbach zögerte ebenſowenig zu erſcheinen; er war der Einzige, welcher nicht über die erbärmliche Miene Bill's, der bis an die Lenden in den Schlamm verſenkt, noch immer den Zügel der beiden Pferde feſthielt, lachte.

„Was gibt's?" fragte ihn ſein Herr.

„Ein Ungeheuer, ein wirkliches Ungeheuer, Herr, dort — —."

Blumenbach eilte raſch nach der Stelle, welche Bill mit ſeinem Finger bezeichnete. Als Sir Henry ihn von weitem, das Pferd anſpornend, heranſprengen ſah und ſeine Unruhe errieth, ſchwang er raſch ſein Taſchentuch und rief: „Triumph! Triumph!"

„Wo iſt meine Tochter?" fragte Blumenbach.

„Hier, mein Vater!" entgegnete Johanna, indem ſie eine letzte Anſtrengung machte, um ruhig zu erſcheinen. „Mir gebührt die Ehre des Tages."

„Unkluge!" ſchalt ihr Vater mit einem leichten Vorwurf.

„Für den Muthigen gibt es keine Gefahr," erwiederte Sir Henry, und zu dem Mädchen gewandt, fuhr er fort: „Nach einer ſolchen muthigen That werden Sie keine Furcht vor einem zornigen Lumberer mehr haben!"

„Stille," ſagte Johanna, „ſprechen Sie nie mehr davon und erwähnen Sie mit keinem Worte mehr der Thorheit, die Sie mich begehen ließen."

Indem ſie ſo ſprach, beſtieg Johanna ihr Pferd. Bill, welcher durch die canadiſchen Jäger aus dem Schlamme gezogen worden war, hatte die beiden Pony's, die ſeiner Obhut anvertraut waren, wieder herbeigeführt. Das junge Mädchen war ernſt und faſt traurig. Eine lebhafte Röthe bedeckte ihre gewöhnlich etwas bleiche Wangen. Sie ritt im Trab neben ihrem Vater her, und der Bär, die Haupt-

trophäe der heutigen Jagdpartie, wurde von den Farmern, welche häufig einander ablösten, auf einer Bahre von Baumästen getragen. Sir Henry mußte ebenfalls helfen. In diesen Gegenden, wo man weder Wildmeister, noch Treiber, noch Hundefungen kennt, ja, wo man nicht einmal eine Meute mit sich führt, ist Jeder genöthigt, sein Wild selbst aufzutreiben, zu verfolgen und es schließlich auf dem Rücken heimzuschleppen.

(Fortsetzung folgt.)

Der bezähmte Widerspenstige.

Nach dem Englischen.

Dunkelblaue Augen, die zwischen Thränen hervorleuchten wie die Veilchen nach einem Aprilschauer, Wangen mit tiefen Grübchen, die vor Aufregung glühten, und ein kleiner rother Mund, der schmerzlich bebte, wie eine vom Sturmwinde hin und her gewehte Rosenknospe — so saß Rosamunde da, als sie unter Seufzen und Schluchzen zu sich selbst sprach: „Ja wirklich hysterisch! Ich möchte wissen, ob ein Engel selbst nicht hysterisch würde, wenn er einen Mann hätte so ärgerlich, wie Hugh ist!“

Eben wurde an der Hausthür geschellt und Rosamunde setzte sich schnell in Positur, wischte sich mit dem Taschentuch die Thränen ab und verbarg dann eiligst das ganz durchnäßte Spinnengewebe hinter dem Sophakissen.

„Es ist Doktor Calculus, ganz gewiß, und ich habe große Lust, ihn gar nicht anzunehmen. Als ob ich nicht wüßte, ob ich krank oder gesund bin! Wenn Hugh ihn zu sich selbst kommen ließe, und er verschriebe ihm eine Zwangjacke und ein Sturzbad — ja! das wäre vernünftig. Nun, er wird schon sehen und soll es meinem Herrn Gemahl auch sagen, daß ich so gesund wie nur möglich bin und daß an mir nichts zu kuriren ist!“

Kaum hatte sie ausgesprochen, so trat auch schon Doktor Calculus ein, ein kleiner kahlköpfiger Mann, mit eingefallenen Wangen und blitzenden Augen. Er trug einen kolossalen Mantelsack und machte Anstalt, diesen auf den Teppich niederzulegen und machte Anstalt, diesen auf den Teppich niederzulegen, während sein Auge mit Kennerblick die Patientin — denn nur einer solchen konnte, ihrer Annahme nach, der Besuch gelten — musterte. Dann näherte er sich ihr und suchte nach ihrer kleinen, von Garnirungen ganz versteckten Hand. Aber Rosamunde stieß ihn mit unwilligem Mißtrauen von sich.

„Sie können Ihren Mantelsack nur wieder nach Hause tragen; ich bin ebensowenig krank wie Sie!“

„Krank — gewiß nicht! Nerven ein bischen angegriffen, das wird Alles sein,“ sagte der Alte, setzte sich ihr gegenüber und nahm eine dicke Prise.

„Ich bin nicht nervös; wenn es Jemand ist, dann ist es Hugh,“ sagte Rosamunde und warf dem Doktor einen unwilligen Blick zu; „und Sie kennen ihn schon so lange er lebt und sollten gerade so gut wie ich wissen, wie er ist, Doktor; hören Sie?“

Ihre Stimme tremulirte bei diesen Worten ganz verdächtig; der Doktor betrachtete sie mit muthwillig blinzelnden Augen und sagte: „Ei, liebe Rosa, bläst der Wind daher? Nun, Kind, Ihr seid ja kaum sechs Monate verheirathet und solltet zusammen leben wie zwei Ringeltäubchen. Wenn ich er wäre, sollte Dich kein rauhes Windchen anwehen.“

„O, Hugh hat mir gar nichts Uebels gethan, nein, gewiß, er ist so gut wie nur immer möglich,“ sagte sie mit allerliebstem Grimme; „nur — manchmal, — wenn —“ Und die schönen Lippen fingen wieder an zu beben.

„Nur, nur heraus damit! Nur — manchmal, — wenn er einen Anfall von übler Laune hat. Ich weiß es, der gute Junge leidet zuweilen daran,“ sagte der Doktor mit dem größten Ernste. „Ich habe ihn jedoch nie für unheilbar gehalten und mich wundert nur, daß die Frau das Liebeswerk an ihm noch nicht vollbracht hat. — Aber jetzt strenge Dich einmal an und beschreibe mir die heutige Attake. Ich glaube, wir werden ihn schon weich machen können.“

„W—a—as!“ Und Rosamundens Augen offenbarten bis jetzt ungesehene Tiefen.

„Nun, nun, Kind, ich bin Hugh's Vater, und Du sollst mir durchaus einmal erzählen, wie er's macht. Ein Hitzkopf, nicht wahr?“

Die treue Gattin zögerte, denn sie scheute sich, ihres Mannes Fehler selbst dem Ohre des Vaters preiszugeben. Aber sie war jung und hatte keine Mutter, der sie ihren Kummer anvertrauen konnte. Und heute wollte ihr die Galle schier überlaufen, und die Versuchung, es dem mitfühlenden, treuherzigen Doktor zu sagen, war gar zu groß. Sie ließ denn den Strom fließen.

„Ach, es ist weiter nichts — aber Hugh hat sich einmal so daran gewöhnt, ärgerlich zu werden. — Er ist ganz gewiß herzensgut, aber wenn's ihm einfällt, dann ist ihm nichts recht, und er wird so zornig, daß ich vor Schrecken gar nicht mehr weiß, was ich denken und thun soll. Und wenn ich dann weine, so sagt er, ich sei hysterisch und holt Sie, wie z. B. heute Morgen. Es kommt ihm dann gar nicht in den Sinn, daß ich seinetwegen weine.“

„Zornig gegen Dich! Wie?“

„Zornig über Alles, über die lächerlichsten Kleinigkeiten! Neulich, als ich Kopfweh hatte, suchte er Alles recht ruhig zu halten; da fiel zufällig die Feuerzange auf den Boden; er hebt sie in einer Wuth auf, faßt sie zwischen beide Hände — so! — und schüttelt sie, als ob es ein unartiges Kind wäre, und schreit: Es ist doch zu arg! zu arg! Nicht selten gibt er dem Stiefelknechte einen Stoß, daß er die ganze Treppe hinunter poltert; heute Morgen ließ ich meinen Fingerhut fallen, als er mir gerade vorlas — und da warf er ihn in den Kamin.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Das Glasfieber.) Die Pathologie ist in der Lage, sich mit einer neuen Krankheit zu bereichern, deren Entdeckung keinen ärztlichen Berühmtheiten zukommt, die Ehre der Erfindung nimmt aber eine junge Pariserin in Anspruch, welche die Menschheit mit diesem Leiden, welches möglicherweise zu einer großen Zukunft berufen ist, beschenkt hat. — Madame de Trois-Etoils — ihre Bescheidenheit verbietet, ihren wahren Namen zu nennen, — hatte an einem prächtigen Diamantenschmuck Gefallen gefunden, den sie bei Daux im Palais royal erblickt hatte. Aber ihr Gemahl, welcher mit der Baisse große Abrechnungen und die Gewohnheit hatte, seine Ausgaben nach seinen Einnahmen zu regeln, verweigerte unerbittlich das ersehnte Geschmeide. — Madame nahm nun zu einem durchgreifenden Mittel, der heldenhaften Hilfsquelle erbitterter Damen ihre Zuflucht. Sie hatte einen Nervenanfall und mußte mit heftigem Fieber zu Bett. Die Krankheit machte rasche Fortschritte und Eva's Tochter sprach bereits davon, einen Priester holen zu lassen. Am fünften Tage war der Gemahl überwunden und brachte den Schmuck an das Lager der Sterbenden. Achtundvierzig Stunden später war Madame in voller Genesung. Am Tage, da sie zuerst im Freien erschien, fand ein Bekannter sie frischer aussehend als je und beglückwünschte den ihm begegnenden Jünger der Wissenschaft, der die Kranke behandelt hatte, über diese erstaunliche Kur. — Aha, bemerkte der ebenso geistreiche als gelehrte Doktor mit seinem gewohnten feinen Lächeln, ich habe kein großes Verdienst daran, diese werthe Dame geheilt zu haben; sie hatte ein Leiden, das anscheinend sehr bedenklich, im Grunde aber doch sehr gutartig ist. — An welcher Krankheit litt sie denn? — Am Glasfieber. — Am Glasfieber? das ist ein sonderbares Unwohlsein. — Wir nennen es so, schloß der Mann der Wissenschaft, weil es mit Diamanten behandelt sein will.

(Serviettenhalter.) Ein kleines, kaum einen halben Zoll langes Metallcylinderchen theilt sich durch eine Drehung nach links in zwei Theile und jeder Theil birgt in seinem Innern eine Stecknadel, welche spiralförmig ist. Man nimmt nun die Serviette in die beliebige Höhe von der Brust und setzt auf der einen Seite das eine Stück mit seiner spiralförmigen Nadel darauf — eine kleine Drehung nach rechts und die Serviette ist dann befestigt, ohne das Kleid, ohne den feinsten Stoff zu verletzen. Man bedient sich nun der zweiten Hälfte, welche ebenfalls dieselbe feine Nadel hat, um damit auf der anderen Seite die Serviette festzumachen. Das säulenförmige winzige Instrument ist aus Metall und gut vergoldet und sieht sich auf dem weißen Tuche, besonders für Damen, sehr gut an. Nach dem Essen wird die Serviette durch eine Drehung des Cylinders nach links losgemacht und beide Theile durch ein Entgegenstellen der zwei Spiralen wieder zu einem Ganzen vereinigt.

Ueber die Naturgeschichte des Adlers bemerkt ein Witzbold: Der preußische Adler ist ein Spottvogel, der östreichische ein Pechvogel, der russische ein Stoßvogel, der französische ein Raubvogel und der deutsche ein Spaßvogel.

Gemeinnütziges.

(Vertreibung der dumpfen Luft aus Viehställen.) Die faulige dumpfe Luft in Vieh-, namentlich in Pferdeställen, ist für das Vieh äußerst nachtheilig, und besonders schädlich für die Augen der Pferde. Um diese Luft vollkommen zu reinigen, stelle man in den Ställen mehrere flache Schalen mit verdünnter Salzsäure auf, welche Säure in kurzer Zeit den sich im Stalle gebildeten Ammoniak aufsaugt. Wird von Zeit zu Zeit der Aufguß erneuert (und das gesättigte Ammoniaksalz auf den Dünger geschüttet), so erhält sich die Luft in den Ställen, ohne allen Gestank, stets rein.

Auflösung der Charade in № 115:
Erdöl.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 117. Freitag, 29. September 1865.

Toby der Lumberer.

(Fortsetzung.)

„Johanna," sagte Blumenbach zu seiner Tochter, indem er das ungeheure Thier, das wie ein Nabob auf seiner Sänfte, auf der Bahre ausgestreckt lag, betrachtete, „hast Du wirklich die Kühnheit gehabt, auf einen Bären von solcher Stärke zu schießen?"

Gegen Sir Henry gewandt, welcher in diesem Augenblicke das Thier schleppen half und sich unter der Last zu beugen schien, erwiederte sie: „Ich bin jetzt stolz auf meinen Triumph. Vater, gleicht Deine Tochter nicht einem mittelalterlichen Schloßherrn, welcher im Gefolge seiner Knappen heimzieht."

„Miß Johanna," entgegnete Sir Henry, „Sie werden stolz und es macht Ihnen Vergnügen, uns — — zu Ihren Füßen zu sehen!"

Das junge Mädchen gab ihrem Rosse einen Schlag mit der Reitpeitsche und sprengte davon. Sie eilte, nach Hause zu kommen, um einige Ordnung in ihre Kleidung und in ihre Gedanken zu bringen. Es war für diesen Abend ein großes Essen bei den Pflanzer angeordnet, zu welchem Alle, die an der Jagd Theil genommen hatten, eingeladen waren. Johanna machte die Honneurs mit so viel Anstand und Würde, als ob sie die höchsten Gäste zu bewirthen hätte. Die canadischen Farmer, die an ein einfaches Mahl gewöhnt waren und die von der Feinheit der europäischen Küche nichts wußten, aßen viel und sprachen wenig. Sie betrachteten mit einer großen Bewunderung das junge Mädchen mit den blonden, in lange Flechten gewundenen Haaren, den blauen Augen und der feinen durchsichtigen Hautfarbe, das der Tafel mit dem Gebahren einer Königin vorstand.

Blumenbach betrachtete seine Tochter Johanna, welche Tags vorher noch so schüchtern und jetzt so selbstbewußt auftrat, mit unruhigem Gefühle, und Sir Henry warf seine ruhigen und kühnen Blicke mit einem geheimen Stolze auf das Mädchen.

Als die Nacht herangekommen war und tiefe Finsterniß die Erde bedeckte, nahmen die canadischen Jäger ihre Büchsen, ihre Bleitaschen und ihre gefüllten Pulverhörner und begaben sich furchtlos in den Wald, um ihre Wohnungen zu erreichen. Sie waren gewohnt, ihren Weg durch die dichten Wälder und Gestrüppe mitten in der schwärzesten Nacht zu finden. Der Instinkt führte sie, je nachdem sie den Fuß auf trockenen, feuchten oder tiefigen Boden setzten, konnten sie mit Sicherheit angeben, wo sie sich befanden. Die Richtung des Windes diente ihnen anstatt des Kompasses, und wenn die Luft völlig bewegungslos war, genügte ihnen das Befühlen eines Baumstammes und die Ueberzeugung vom Vorhandensein des Mooses, das stets die Mittagsseite anzeigt, zu ihrer Zurechtfindung.

Als Alles um sie stille war, zog sich Johanna in ihr Gemach zurück und suchte sich von den Erregungen des Tages auszuruhen; aber sie konnte nicht schlafen, sie fand nur einen unruhigen Schlummer. Es war ihr, als ob sie in der phantastischen Gestalt einer Heldin aus den Feenmährchen die Wälder durchzöge, die wilden Thiere vor sich herjagend, deren eines nach dem andern sich ihrer Verfolgung entzog. Sie sah Sir Henry an ihrer Seite dahinsprengen und mußte sich an seine Schritte anklammern, als ob sie von jenem bezaubernden Faden gehalten wäre, dessen sich die Peris bedienen, um Diejenigen, die sie gefangen halten wollten, zu ketten, und Beide gingen in die eingebildeten Regionen ein, in welchen es nur Herrlichkeit und Glück gibt; dann fühlte sie sich in die Tiefe eines Abgrunds stürzen und der plötzlich so unterbrochene Traum fing dann wieder von Neuem an. Als das Licht der Sonne am Horizont erschien, um zu verkünden, daß es schon spät sei, erhob sie sich, durch die Träume, welche ihr überreiztes Gehirn heimgesucht hatten, beunruhigt

und ermüdet. Sie erinnerte ſich ihres ruhigen Schlafes, ihrer ſüßen Träume von ehedem, als ſie ſchlichtern und einfam unter dem Schatten des väterlichen Daches lebte, und ſie frug ſich, warum es nicht mehr ſo ſein konnte. In dieſem Augenblick ritt Sir Henry über den Abhang, der ſich längs des Fluſſes hinzog. Hinter den Vorhängen ihres Fenſters verborgen, ſchaute ſie ihm nach. Er erſchien ihr ſo, wie ihn ihre Einbildungskraft ihr im Schlaf gezeigt hatte, voll Adel, kühn, ſtolz, das Zeichen der auserwählten Weſen an der Stirne tragend. Sie machte ſich Vorwürfe, daß ſie nicht vom erſten Augenblicke die Ueberlegenheit dieſes ungewöhnlichen Mannes erkannt hatte, welcher ihr Daſein mit einem ſo ſtrahlenden Glanze erhellte. Konnte dieſer auserwählte Gaſt, den der Frühling ihr zugeführt hatte, nicht mit dem Herbſte entſchwinden, wie die Wandervögel, die beim erſten Froſte entfliehen? Mit dieſem Gedanken warf ſich Johanna auf einen Lehnſtuhl, und es war ihr, als ob ſie den ſchneidenden Zug der Winterkälte bis in die Tiefe ihres Herzens empfinde.

4. Die Jagd beim Jack-light.

Wie der Sommer in Rußland ſowohl als in Nordamerika ſpät und mit einem Male kommt, ebenſo raſch vergeht er auch, und ſchon zu Ende des Monats Auguſt zeigen die Morgennebel die Rückkehr der kalten Jahreszeit an. Bei dem Herannahen des Herbſtes, welcher für Sir Henry Readway das Signal der Abreiſe werden ſollte, verdoppelte dieſer ſeine Ausflüge, Jagdpartieen und Waſſerfahrten. Die unaufhörliche Thätigkeit fing an, Blumenbach zu ermüden und machte ihm auch ſeiner Tochter wegen Unruhe. Dieſe fand einen immer größeren Geſchmack an allen Arten des Vergnügens, die ihr geboten wurden, und gefiel ſich darin, fortwährend dabei zu ſein. Ueberall begegneten ihr die Farmer, wie ſie mit der Unerſchrockenheit einer Amazone den Wald durchritt, und das Gerücht von ihren Heldenthaten wurde von den Quellen des St. John bis nach Fredericktown verbreitet. Ihr Vater, welcher zuerſt glücklich war, ſie einige Zerſtreuungen in dieſen einſamen Gegenden finden zu ſehen, wünſchte jetzt, ſie zu einem ruhigen Leben zurückführen zu können; er wünſchte ihr etwas von Dem zurück, was ſie durch die Gewohnheit der Zurückgezogenheit, welche ſeiner vom Kummer heimgeſuchten Seele ſo zuſagte, gelernt hatte. Aber Johanna hatte ihren Flug begonnen. Selbſt wenn ſie mit ihrem Vater allein war, ſo gab ſich das Sehnen ihres überregten Geiſtes durch die Lebhaftigkeit ihrer Sprache kund. Bei dem jungen Mädchen, deſſen Leben beſtimmt ſchien, im Schooße der amerikaniſchen Einöden zu verfließen, offenbarte ſich unbewußt jener Trieb der Weltdamen, der die Begierde, in den großen Städten Europa's zu glänzen, in ſich trägt. Johanna hegte zuweilen dieſen vorübergehenden Wunſch, das plötzliche und ungeſtüme Verlangen darnach. Aber die Tyrannei ihrer launen Launen äußerte ſich nicht auf gleiche Weiſe gegen die beiden Perſonen, welche ſich ihr am öfteſten nahten. Ihre Zärtlichkeit für ihren Vater wurde in dem Maße heißer, als ihr Herz ſich erweiterte; ſie wußte von ihm Alles durch ihre Zuvorkommenheit zu erlangen. Gegen Sir Henry handelte ſie ganz anders; je mehr ſie ſich von ihm angezogen fühlte, um ſo mehr ging ihr Verlangen dahin, ſeine Gefälligkeit auf die Probe zu ſtellen und ihm ihren Willen aufzuzwingen. Dieſer fand ſich ſo ſtets genöthigt, dem phantaſtiſchen Mädchen Widerſtand zu leiſten, und Johanna, welche zu befehlen glaubte, that in Wahrheit nichts, als dem Einfluß, den er auf ſie ausübte, zu gehorchen.

(Fortſetzung folgt.)

Der bezähmte Widerſpenſtige.

(Fortſetzung.)

„Am allerſchrecklichſten iſt es," fuhr Roſamunde fort, „wenn Hugh ſich in ſein Zimmer einſchließt und nicht mit mir ſpricht, und mich nicht hinein läßt und nicht eſſen will!"

„Und Hunger leidet? Nicht wahr? — Aber das wird ihn nicht tödten, Roſamunde!"

„Ja, ich trage auch immer hinauf, was nur da iſt, und wenn er mich trotz meines Flehens nicht einläßt, dann ſtelle ich es vor ſeine Studenthür."

„Haha! haha! Da wird es nach einiger Zeit gewiß verſchwinden!"

„Nun, ich würde einen ſolchen Brummkopf faſten laſſen, ſo lange es ihm beliebt!"

„Wie könnte ich das? — Es bricht mir ſo faſt das Herz. Er könnte ſich doch einmal zu Tode hungern!"

„Pah! pah! Meine Liebe, das kennen wir ſchon. Ich habe es ſchon erlebt, daß ihn ſogar die unſchuldigen Stühle und Tiſche wüthend machten — ja und ſo wüthend, daß er ſchwarz und blau im Geſichte wurde! Es iſt eine Krankheit bei ihm, ſo eine Art Veitstanz im Gehirn!" — Hier nahm der Doktor noch eine Priſe. „Wie ich jedoch ſchon geſagt habe, ich halte ihn nicht für unheilbar, nur müſſen wir ſehr ſtarke Mittel anwenden und ſie ihm

mit aller Energie beibringen. Du mußt das thun, liebes Kind!"

„Ich!?" — —

Es war stockfinster und regnete in Strömen, als Hugh Calculus an jenem Abende nach Hause kam, und zwar bis auf die Haut durchnäßt, denn sein Regenschirm war ihm auf seinem Comptoir weggekommen. Er war nichts weniger als in einer rosigen Laune, was Rosamunde gleich daran merkte, daß er die Hausthür furchtbar zuschlug.

Wenn irgend Etwas einem Manne ein Lächeln hätte abgewinnen können, so wäre es dies gemüthliche Wohnzimmer gewesen mit seinem glühend rothen Kamin, seinem weichen Teppich und seinem verführerisch besetzten Tische, und in diesem Zimmer Rosamunde, die schönste Rose, die je einen häuslichen Herd geziert hatte.

Aber Herrn Hugh schien durch dies Alles nur noch schlimmer zu werden. Im Geschäfte hatte er übrigens noch einen glücklichen Tag gehabt — eine alte, verloren geglaubte Schuld einkassirt und zwei vortheilhafte Einkäufe gemacht. Zwar war ihm sein Regenschirm gestohlen worden, und das konnte er nicht verzeihen, und er fand es unerhört, daß Rosamunde so glücklich und lächelnd aussah, da er übler Laune war. Er mußte wohl gallig sein oder an schlechter Verdauung leiden. Er hatte keine Erwiederung auf ihren herzlichen Kuß, und stand mürrisch am Kamine, während sie schon lange am Tische saß. Zu seinem großen Erstaunen sah er, daß Rosamunde, anstatt wie gewöhnlich selbst nichts zu essen und ihn zu bitten und zu flehen, er möge doch kommen, ihn einmal freundlich einlud, und als sie darauf keine Antwort erhielt, mit dem größten Appetit ihr Mittagsmahl zu sich nahm und darauf sich an die Lektüre eines äußerst interessanten Buches machte.

Hugh war sehr hungrig, aber wie hätte er in seiner jetzigen Laune essen können, ohne von seiner Frau mit vielen Schmeicheleien und süßen Worten dazu gebracht worden zu sein? Es war ja ein Unsinn nur daran zu denken! Da kam ein Diener herein, um abzutragen.

„Sie können es noch eine Weile stehen lassen," sagte sie, „Herr Calculus hat noch nicht gegessen."

„Nur fort damit!" herrschte er und der Bediente gehorchte.

Zu seinem noch größeren Erstaunen bat ihn Rosamunde den ganzen Abend nicht, ob sie ihm ein Stück Roastbeef oder etwas kaltes Huhn bringen dürfe, oder ob sie ein paar Austern holen lassen solle. Nein, Rosamunde schien ganz vertieft in das verwünschte Buch und hatte kein Auge für ihre Umgebung. Hugh setzte seinen Stuhl hin, als ob er ein Schmiedehammer wäre, und gab dem Fußbänkchen seiner Frau einen Tritt, daß es durch die halbe Stube fuhr. Sie setzte es ruhig wieder hin, ohne von ihrem Buche aufzusehen und lächelte — wahrscheinlich über Etwas, das sie gerade gelesen.

„Verwünscht! Warum fragt sie mich denn nicht einmal, was mir fehlt?" Aber sie that es nicht, und ich glaube, wenn sie es auch gethan hätte, er hätte es ihr doch nicht sagen können. Hugh Calculus war ein Mann von ziemlich starker Konsequenz, und so ging er denn ohne einen Bissen genossen zu haben zu Bette. Rosamunde vermuthete stark, daß er, nachdem sie fest geschlafen, der Speisekammer einen heimlichen Besuch gemacht habe. Aber das war natürlich nur eine böswillige Vermuthung.

Als er am nächsten Morgen erwachte, stand sie vor dem Spiegel in einem allerliebsten rosafarbenen Morgenanzuge; sie drehte sich um, und als sie sah, daß er wach war, wünschte sie ihm lächelnd einen guten Morgen und trippelte an ihm vorüber zur Thüre hinaus. Bald darnach läutete die Frühstücksglocke, da drehte Hugh den Schlüssel in seiner Thür herum und wartete mit Ingrimm auf die Dinge, die da kommen würden.

Es dauerte auch nicht lange, so ertönte ein leiser Tritt vor der Thür, versuchte zu öffnen, und als es nicht ging, entfernte er sich wieder. Es war vergebens, daß er nachher leise öffnete und nach den Speisen ausschaute, die bei ähnlichen Gelegenheiten sonst immer demüthigst draußen hingesetzt worden waren. Er konnte Rosamundens schöne Stimme mit der Lerche wetteifern hören und köstliche Düfte aus der Küche wahrnehmen — den ganzen Tag — aber kein Stückchen Hühnerbraten mit Trüffeln, kein feines Fricassé mit Anchovisſauce wollte den Weg zu ihm finden.

Es muß dem Herrn Calculus zu seiner Ehre nachgesagt werden, daß er einen hohen Grad von Beharrlichkeit besaß. Er hatte sich's einmal vorgenommen, und so blieb er getreulich auf seiner Stube den ganzen Tag — und wenn er in der Nacht jenen gemüthmaßten geheimen Besuch vielleicht wiederholt hat, dann fand er alles Eßbare eingeschlossen, denn die Köchin, die entdeckt hatte, daß in der vorhergehenden Nacht ein stehlendes Wesen dagewesen sein müsse, hatte ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Am folgenden Morgen geruhte er gnädigst, zum Frühstück hinunter zu kommen, aber er machte ein Gesicht wie ein erzürnter Pascha. Jedoch Rosamunde ließ ihren Appetit durch die grimmigen Blicke ihres Herrn und Gebieters nicht stören. Sie

eß tüchtig und plauderte allerliebst, ohne Rücksicht darauf, daß sie keine Antwort erhielt.

Ganz starr vor Erstaunen über seine Frau ging er auf das Comptoir und verließ es bald wieder in derselben Verstimmung wie gestern, ja wo möglich noch schlimmer. Aber was passirte ihm noch dazu vor der Thür seines eigenen Hauses? Ein unverschämter kleiner Junge — höchst wahrscheinlich der Sohn des Regenschirmdiebes! — hatte Orangenschalen davor umhergestreut, des Herrn Calculus Füße glitten aus, und er hätte fast sein Nasenbein gebrochen. Und im Augenblicke des Fallens glaubte er, — freilich hätte er es nicht beschwören mögen — ein paar schelmische Augen durch die Jalousieen seines Fensters blitzen zu sehen, die mit wohlgefälligem Interesse das Mondver seines Wiederaufstehens und das wüthende Zertreten der Urheber seines Falles begleiteten.

Rosamunde jedoch saß, als er eintrat, am entgegengesetzten Ende des Zimmer, wie ein Engel, in einem wundervollen, himmelblauen Kleide, ein paar weiße Blumen zwischen ihren schwarzen Locken und das unvermeidliche Buch in der Hand. Gleich beim Eintritt meinte er aber auch, eine sonderbare Beweglichkeit ihres kleinen Mundes und ihrer netten Grübchen zu sehen. Sie konnte auch wirklich nicht so viel Gewalt über sich gewinnen, um „guten Abend" zu sagen. Im vollen Gefühle seiner beleidigten Würde schritt er durch das Zimmer und stellte sich vor seine Frau.

Es war nur zu wahr! Sie schüttelte sich, indem sie das Lachen unterdrückte und brach laut aus, als sie in seine sprühenden Augen blickte.

„Madame, wenn ich bitten darf, was ist der Grund dieses höchst sonderbaren —"

Sie hielt ihm schnell das Buch entgegen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine Jäger-Uhr.) Für den Jäger, der keine Uhr besitzt, bietet die Natur selbst ein Mittel, die Stunden zu erkennen, nämlich nach dem Erwachen und dem Gesang verschiedener Vögel. — Nach der Nachtigall, die fast die ganze Nacht hindurch singt, ist der Fink der früheste der Vögel, er gibt das Signal zur allgemeinen Reveille; sein Gesang geht dem Aufgang der Sonne voraus und ertönt von 1½—2 Uhr des Morgens. — Von 2—2½ Uhr läßt die schwarzköpfige Grasmücke ihren Gesang erschallen, die mit dem der Nachtigall zuweilen würde, wäre er nicht so kurz. — Von 2½ bis 3 Uhr hört man den Wachtelschlag, den kurzen, eindringlichen, der mit seinem „Weg vom Bett! Weg vom Bett!" die Langschläfer zu mahnen scheint, an ihr Tagewerk zu gehen. — Von 3 bis 3½ Uhr läßt die rothhäuchige Grasmücke ihre melodischen Triller erschallen. — Von 3½ bis 4 Uhr hört man die schwarze Amsel, die so gut Melodieen lernt. — Von 4½ bis 5 Uhr läßt die Schwarzmeise ihren schrillen Gesang ertönen. — Von 5—5½ Uhr beginnt der gewöhnliche Sperling zu piepen, dieser gefühlelte Gassenbube, der ein Feinschmecker ist und ein Faulpelz, ein Tumultuant, aber keck und ergötzlich in seiner Unverschämtheit. — Das ist die Jäger-Uhr. Und ist es nicht reizend, eine Uhr zu haben, welche jede Stunde mit anderen Liedern absingt?

Vor 6 Wochen, so erzählt die „Kasseler Zeitung", bekam Frau Meier hier ein Dienstmädchen. Dasselbe hatte die Unart, mancherlei Hausrath zu zerstören und zu vernachlässigen. Wenn es aber gefragt wurde, wer das gethan habe, so rührte der Bruch und Schaden natürlich immer noch von dem vorigen Mädchen her. An einem kühlen Abende geht Madame Meier zu ihrer Schwägerin, kehrt jedoch von der Straße wieder zurück, um ihren Mantel zu holen, weil ihr der Shwal nicht warm genug scheint. Und als sie den Kleiderschrank öffnet, wer malt ihren Schrecken, als sie einen Unteroffizier darin aufgestellt findet. — „Aber Rieke," sagt die Madame, „wo kommt denn der Mensch her?" und Rieke antwortet wie immer: „Den wird wohl das vorige Mädchen noch haben darin stehen lassen!"

(Kinderbeförderung in Australien.) Ich hatte in Melbourne einen Platz in der Eisenbahn genommen. Kurz vor dem Abgang des Zuges trat ein Kondukteur ein, der einen gesunden, sauber gekleideten Jungen von sieben bis acht Jahren an der Hand führte. Dieser Knabe trug auf der Brust und auf dem Rücken eine große Karte mit folgender Aufschrift:

John Patterson.
Adresse: M. R. Patterson
Wechsler in Sandhurst,
unter Aufsicht von Patrick Ryan.
Franko.

Nachdem der Kondukteur sein lebendes Kollo auf eine Bank sorgfältig niedergesetzt hatte, sagte er: „Meine Herren, man bittet, ihn nicht anzurühren!" und empfahl sich.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 118. Sonntag, 1. Oktober 1865.

Toby der Lumberer.

(Fortsetzung.)

Eines Tages hatten sich alle Drei auf dem St. John-Flusse zum Fischfang begeben. Es sollte an einem kühlen schattigen Orte, wenn man eine reichliche Beute eingethan hätte, ein einfaches Abendmahl eingenommen werden. Der Ort war gut gewählt; allein die Bewohner des Wassers haben auch ihre Launen und die Leinen lagen unbeweglich inmitten des Stromes, ohne daß das geringste Zucken des halb im Wasser sich befindlichen Korkes die Gegenwart eines Fisches anzeigte. Der alte Bill, welcher seinen Herrn gern auf diesen gefahrlosen Ausflügen begleitete, machte die richtige Bemerkung, daß nichts dabei gewonnen würde, länger zu warten. Wenn die Sonne hinter dem Horizont steht, so steigen ebensowohl die Forelle, wie die träge Schleihe und der mißtrauische Karpfen zu den tiefsten Stellen des Flusses nieder und suchen dort ihren Schlaf.

„Sir Henry," sprach Johanna mit einigem Vorwurf im Tone, „Sie haben uns an eine Stelle geführt, wo es niemals Fische gegeben hat."

„Miß," erwiederte Sir Henry, „haben Sie Geduld und lassen Sie Ihre Leine etwas nach. Der Fisch wird kommen; aber wenn Sie Geräusch machen, dann ist's mit dem Fischfang aus."

„Nun adieu denn Fischfang!" versetzte Johanna lebhaft. „Vater, was für ein Buch hast Du denn in der Hand? O wie schön wäre es, hier einige schöne Gedichte laut vorzutragen!"

„Das Buch, das ich hier habe, ist ein Band Gedichte des melancholischen Wordsworth," erwiederte Blumenbach, der sich ruhig bei Seite gehalten hatte; „ich lese das schöne Gedicht von Peter Bell — — aber das laute Lesen ist mir peinlich; wenn Sie das Buch vielleicht nehmen wollen, Sir Henry?"

Sir Henry nahm das Buch, und nachdem er einige Zeilen rasch durchflogen, las er die folgende Strophe, die etwa zu Deutsch folgendermaßen lautet, vor:

Dem scharfen Wind sein Antlitz gleicht,
Der durch die Weißdornhecke streicht;
Und statt des Muths, der wenig sich
Erkennen läßt, zeigt's ein Gemisch
Von Frechheit und Verschlagenheit.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Auf seiner Wang' die Härte lag,
Aus seinem Aug' die Härte sprach.

„Wahrhaftig," sagte Sir Henry, indem er seine Lektüre unterbrach, „wir kennen ihn alle, diesen Peter Bell, von dem der Dichter spricht; sein Bild ist vollständig nach dem Leben. — Es ist das Ihres alten Freundes, Herr Blumenbach."

Dieser gab Sir Henry ein Zeichen, weiter zu lesen, aber Johanna rief: „Von welchem Freunde sprechen Sie? Dieses Bild ist sicherlich das eines verächtlichen und schlechten Menschen!"

„Haben Sie nicht den Lumberer Toby Harding wiedererkannt?" sagte Sir Henry lächelnd.

„Sprechen wir nicht mehr von dem Flößer," unterbrach Blumenbach, „er kann von einem zum andern Tag wieder erscheinen. Schon sind mehrere Lumberer hier durchgekommen, welche nach den kleinen Fällen gehen, um dort ihre Arbeiten für die nächste Reise vorzubereiten."

„Ist Toby Harding bei den großen Fällen gesehen worden?" frug Johanna.

„Nein," erwiederte ihr Vater, „aber er wird nicht ermangeln, sich zu zeigen, wenigstens, wenn er sich nicht in Fredericktown oder Portland niedergelassen hat."

„Um dort einen Lagerplatz von Floßholz zu errichten und ein großer Händler zu werden!" fügte Sir Henry lächelnd hinzu.

„Wäre es so!" murmelte der Pflanzer. „Das ist sein Traum, sein Ideal. Sie kennen diese

Leute nicht, Sir Henry; ihr Ehrgeiz scheint Ihnen armſelig, ſelbſt lächerlich. Was liegt daran; ſie laufen geraden Wegs auf ihr Ziel los mit dem Ungeſtüm eines Stiers, und wehe Denen, die ihnen den Weg verlegen, ſei es auch nur durch Spott und Stichelei."

Der Name Toby Harving's hatte eine gewiſſe Unruhe im Geiſte Blumenbach's geweckt, und Johanna, ſichtlich in trüber Stimmung, dachte weder an den Fiſchfang, noch an die Verſe Wordsworth's. Sir Henry konnte das Buch zumachen. Zu dem Mißbehagen einer verfehlten Partie geſellte ſich noch die Beſorgniß, eines Tages den Flößer zornig und von Rache beſeelt wiederzuſehen. Man zog die Leinen ein, das Mahl wurde raſch und ohne Appetit beendet und man ſchlug den Weg nach Hauſe ein. Der Reſt des Tages verlief bei trüber Stimmung. Eine drohende Erinnerung hatte ſich wie ein zudringlicher Gaſt in den kleinen Salon des Pfianzers eingeſchlichen und es herrſchte dort bis zum Abend eine Stille, welcher endlich glücklicherweiſe die Stunde des Thees ein Ende machte. Als die Lampe angeſteckt war, bat Johanna ihren Vater, mit ihr eine heitere deutſche Ballade zu ſingen, hernach eine Romanze in mehr getragener Weiſe, eine Arie aus dem „Freiſchütz" und endlich den Jägerchor aus derſelben Oper, an welchem Sir Henry Theil nahm. In der engliſchen Accentuirung liegt etwas Gutturales und Fremdartiges, welches ſtets bei dem Hörer ein Lächeln hervorruft. Blumenbach und ſeine Tochter hatten Mühe, während des Geſangs Sir Henry's ihren Ernſt zu bewahren, und dieſe Anwandlung einer gewiſſen Heiterkeit lenkte glücklich das traurige Weſen, das auf Alle drückte, ab.

„Oh!" ſagte Sir Henry ermuthigt, „Sie ſind Beide wieder in guter Laune, das macht mich entzückt. Dieſer Chor, den mitzuſingen ich die Unklugheit beging, hat mich in die düſtere Schlucht verſetzt, wo der deutſche Jäger ſeine Zauberkugeln goß, und es iſt mir dabei ein Gedanke gekommen, der des andern nicht unwerth iſt."

„Und welcher?" frug das junge Mädchen.

„Laſſen Sie mich endigen, Miß Johanna; auch wir ſind Freiſchützen, und doch haben wir noch nicht alle Arten der Jagd ausgeführt; eine fehlt noch, eine der vorzüglichſten, die Jagd beim Jack-light. *) Ich ſchlage Ihnen eine ſolche vor."

„Eine Jagd beim Jack-light?" unterbrach Johanna, „aber dieſe müßte doch in der Nacht ſtattfinden?"

„Ohne Zweifel!" antwortete Sir Henry, „in tiefer Nacht und an dem dunkelſten Orte, den wir auffinden können. Es iſt dies eine ebenſo phantaſtiſche Jagd als die des Freiſchützen."

„In der Nacht?" wiederholte das junge Mädchen.

„In der Nacht!" erwiederte Sir Henry; „haben Sie Furcht vor Geſpenſtern?"

„Nein," ſagte Johanna, „aber die Nacht gehört den böſen Geiſtern."

„Gut," verſetzte Sir Henry, indem er ſich dem jungen Mädchen näherte, „wir werden dieſen furchtbaren Geſellen zwei kräftige Waffen entgegenſetzen: die Gegenwart eines Engels und unſere Gewehre."

So groß iſt die Macht einer ſchmeichelhaften Redensart auf das unerfahrene Herz eines jungen Mädchens, daß dieſe allfertigen Worte genügten, um alle Befürchtungen, welche Johanna fühlte, zu entfernen. Das junge Mädchen träumte von nichts Anderem, als der ſofortigen Ausführung dieſer Jagdpartie beim Fackelſchein. Noch am Abend wurde der alte Bill beauftragt, zwei Boote auszurüſten, von denen das eine beſtimmt war, den Jack zu tragen, das andere zur Aufnahme der Jäger. Der nächſte Tag war ſchwül und trübe; als die Nacht kam, war kein Stern am Himmel zu ſehen. Die tiefſte Dunkelheit herrſchte über den Gewäſſern. Blumenbach und ſeine Tochter nahmen Platz auf dem erſten der beiden Boote und neben ihnen ſaß Bill, welcher die Ruder zu führen hatte; in dem zweiten Boote hatte ſich Sir Henry niedergelaſſen, begleitet von einem als geſchickten Ruderer bekannten Canadier. Während länger als einer Stunde gingen die beiden Fahrzeuge Seite an Seite den Strom hinab; es handelte ſich darum, einen von den Rehböcken oft beſuchten Ort ausfindig zu machen.

„Nun, Miß Johanna," ſagte Sir Henry, „finden Sie dieſe Finſternis ſo ſchrecklich?"

„Nein," erwiederte das junge Mädchen. „Ich fühle mich in ſo guter Begleitung — — ich habe meinen Vater zur Seite —."

„Und den alten tapferen Bill. — Ich weiß nichts Reizenderes, als um Mitternacht ruhig den Strom eines tiefen und mäßig dahingleitenden Fluſſes hinabzutreiben."

„Es iſt wirklich köſtlich!" verſetzte das junge Mädchen. „Nicht wahr, Vater? Sehen Sie doch dieſe Leuchtwürmchen, welche wie Funken um uns ſchwirren. Das iſt entzückend! Welchen herrlichen Gedanken haben Sie da gehabt, Sir Henry!"

„Sie geſtehen es zu, Miß Johanna!" entgegnete Sir Henry; „es gibt ſo manches Schöne auf dieſer canadiſchen Erde und Sie bezweifeln es nicht? Man muß es nur verſtehen, und um Geſchmack

*) Jagd bei der Laterne, oder wie die canadiſchen Franzoſen ſagen: Jagd beim Fackelſchein.

daran zu finden, aus einem Lande kommen, wo das Unvorhergesehene zu bestehen aufgehört hat."

„Welche Erhabenheit liegt in diesen düsteren Wäldern, welches Geheimnißvolle unter diesen schattigen Gewölben!" fügte sie mit halber Stimme hinzu. „Zum ersten Male erkenne ich die Pracht einer Sommernacht in der Einsamkeit."

(Fortsetzung folgt.)

Der bezähmte Widerspenstige.

(Schluß.)

Hugh nahm es und sah nach dem Titel. Es war irgend ein Kochbuch. Schnell warf er es weg und schrie: „Du bist wohl wieder hysterisch?"

„Das ist leicht möglich," sagte Rosamunde und biß die Lippen zusammen und gab sich alle Mühe, ihren Lachmuskeln Stille zu gebieten.

„Es war wirklich sehr häßlich von Dir, zu lachen, Rosamunde." Aber vielleicht konnte sie doch nichts dafür, oder war sie, wie Hugh sagte, hysterisch.

Er sah, wie sie sich vergebens anstrengte, ernst zu werden. Niemals seit ihrer Heirath hatte sie gewagt, auch nur zu lächeln, wenn er ernst schien. Und heute über ihn zu lachen, sich über ihn zu amüsiren, weil er mit der Nase auf den Boden gefallen war — nein, das war zu arg, unglaublich. Die Zornesader schwoll ihm, und als dem Munde der armen Rosamunde unversehns wieder ein Lächeln entschlüpfte, da hob er den Stuhl in die Höhe, auf dessen Lehne seine Hand gerade ruhte, und fragte voll Wuth, ob er ihn an ihren Kopf oder durch das Fenster werfen solle.

Todesblässe und furchtbarer Ernst überzog das Gesicht der jungen Frau; ihre Selbstbeherrschung verließ sie einen Augenblick gänzlich, aber sie mußte sich schnell wieder zu fassen, hob den Kopf in die Höhe und betrachtete ruhig das prachtvolle Fenster von Spiegelglas und sagte mit einer einladenden Handbewegung und mit der sanftesten Stimme:

„Bitte, lieber durch das Fenster!"

Und krisch, krasch flog er durch dasselbe.

Rosamunde stand auf, verneigte sich anmuthig und verließ das Zimmer.

„Wo zum Kukuck ist sie denn hingegangen?" murmelte Herr Calculus in einem ruhigeren Tone als bisher, kaute an seinen Nägeln und betrachtete die glitzernden Trümmer, die um ihn her lagen.

Da erregte plötzlich ein sonderbarer Ton von oben her seine Aufmerksamkeit. War es ein Echo seiner eigenen, thörichten Handlungsweise? Ein krisch, krasch, gefolgt von Bruchstücken von Glas und einem Stuhl in ihrer Mitte.

„Ei zum —!" Er streckte seinen Kopf zum Fenster hinaus, zog ihn aber eiligst wieder zurück und rettete ihn dadurch mit genauer Noth vor einem Schicksal, dem des Fensters ähnlich, denn es stürzte ein zweiter Stuhl herunter.

Er stürzte die Treppe hinauf und erreichte sein Zimmer, gerade als Rosamunde, weiß wie eine Leiche, aber mit funkelnden Augen, einen dritten Stuhl empor hob; auch dieser verschwand durch das Fenster, noch ehe er sie erreichen konnte.

„Mein Gott!" rief Hugh und blieb wie erstarrt stehen.

„Ein hübscher Spaß, ein hübscher Spaß!" rief Rosamunde, wild lachend, und schickte ein sehr schönes und kostbares Toilettenkästchen ihres Mannes dem Stuhle nach. Diesem folgte eine venetianische Flasche und dieser eine prachtvolle Porzellanvase, die er von seinem „Club" zum Geschenk erhalten hatte. Dies Alles geschah in einer Geschwindigkeit und ehe Hugh sich fassen konnte.

Jetzt aber umklammerte er sie mit beiden Armen und rief: „Sie ist verrückt, wahnsinnig! es kann nicht anders sein!"

Rosamunde suchte sich unter Schreien und Lachen loszuwinden, aber ihre Kräfte waren durch die ungewohnte Anstrengung erschöpft und sie sank bald auf seine Schulter wie eine geknickte Lilie. Er trug sie in das nächste Zimmer und schellte in wilder Hast dem Bedienten und befahl ihm, seinen Vater zu holen.

Der Doktor war zum Glück zu Hause und ließ nicht lange auf sich warten.

Rosamunde lag auf dem Bette, bleich und schwerathmend, und Hugh saß neben ihr, das Bild der Angst und Sorge; mit der einen Hand hielt er sie fest und ließ sie auch nicht los, um seinem Vater Platz zu machen.

„Nun, was gibt's? was gibt's?" fragte dieser und eilte auf das Bett zu. „Steh' doch auf und mache mir Platz!"

„Ich kann nicht, Vater, ich muß sie festhalten, sie ist von Sinnen, ganz von Sinnen!"

„Was, Unsinn! Mach' mir Platz!"

Hugh zog sich mit Widerstreben ein klein wenig zurück und des alten Doktors schlaues Auge leuchtete sonderbar, als es einem scheimischen Blick aus Rosamundens halbgeschlossenen Augen begegnete.

Er fühlte ihr jedoch mit gewichtiger Miene den Puls und machte verschiedene gelehrte Untersuchungen an den Schläfen, die er mit mehreren bedeutungsvollen „Hm, Hm's!" begleitete. Dann gab er ihr Etwas,

das er einen Schlaftrunk nannte, rief ihr Mädchen und führte seinen nicht mehr widerstrebenden Sohn zur Thür hinaus.

„Nun, mein Herr!“ sagte er feierlich ernst, „möchte ich wissen, wie das gekommen ist. Was haben Sie dem unschuldigen Lamme gethan?“

„Ich, Vater?“ sagte er erstaunt; „ich versichere Dir —“

„Ja Du, Hugh Calculus! Ich kenne Dich. Du hast ihr den Stiefelknecht an den Kopf geworfen, oder hast ihr Hündchen todt getreten, oder hast die Feuerzange zur Treppe hinunter tanzen lassen, oder hast — mit einem Wort, Du hast einen von Deinen Anfällen gehabt. Ich kenne Dich. Nur so Etwas konnte Deine Frau in einen solchen Zustand bringen! — Nun, tobe jetzt nur nicht gegen mich, Deinen Vater. Ich habe Dir noch ein paar Worte zu sagen. Du bist im Stande, das stärkste und gesundeste Weib der Schöpfung in ein Irrenhaus zu bringen, wie viel mehr die zarte, weichherzige Rosamunde. Sie kann sich jetzt noch einmal erholen, ja, ich hoffe, sie wird es; aber bei einem zweiten Anfall kann ich nicht für ihren Verstand stehen. Ich rathe Dir also: Wenn sie wieder zurecht kommt, dann bringe sie sobald als möglich und so lange es noch Zeit, zu ihrer Mutter. Und Du, wenn Dir wieder einmal die Laune kommt zu fasten, oder die Dinge herumzutreten und zu stoßen, die nicht mehr Verstand haben als Du, dann schieße Dich entweder todt; oder gehe in den Wald, wo er am dichtesten ist und bleibe daselbst, bis Dich der Hunger nach Hause treibt und Dich lehrt, Dich anständig zu betragen.“

Jetzt war Hugh Calculus zu erstaunt, um zornig werden zu können. Er liebte seine kleine Rosamunde wie sein eigenes Leben und nahm sich feierlich vor, nie wieder „Anfälle“ zu bekommen.

In einem Tage ward er zwar nicht kurirt, aber doch im Laufe der Zeit, und zwar so vollständig, daß Rosamunde, die bei seiner Sanftmuth und Zärtlichkeit stets einige Gewissensbisse fühlte, ihm die Verschwörung beichtete, die sie mit dem Doktor gegen ihn angezettelt. Der guten und schönen Folgen wegen erhielt sie gerne Verzeihung dafür.

„Aber was in aller Welt hatte das Kochbuch damit zu thun?“ fragte er.

„O, ich habe die Rezepte auswendig gelernt, nur um die Thränen aus meinen Augen und mich selbst aus Deinen Armen fern halten zu können. Niemals wäre es mir möglich gewesen, nicht zu weinen, wenn ich nicht beständig wiederholt hätte: Das Selbe von drei Eiern, gut geschlagen; ein halbes Pfund Butter, zwei Pfund Zucker ꝛc. Ich mag es auch manchmal schön durcheinander gemengt haben, und dabei brach mir das Herz schier!“

Mannigfaltiges.

(Porträtähnlichkeit durch richterliches Urtheil.) In Berlin kam folgender Fall vor: Ein Herr G. hatte sich von einem Maler porträtiren lassen, wollte aber das Bild nicht bezahlen, weil es seiner Meinung nach nicht getroffen war. Der Maler verklagte ihn, und die Gerichtsbehörde erkannte: „Das Bild sei, wenn auch nicht frappant, doch wenigstens zur Genüge ähnlich.“ Der Konterfeite mußte also das Honorar zahlen und hing nun sein Bildniß in seiner Wohnung auf, nachdem er darunter geschrieben hatte: „Durch gerichtlichen Urtheilsspruch vom 28. Juni 1860 für ähnlich erkannt!“

Ein Bauer hatte einen Tiefsinnigen, der sich ins Wasser stürzte, mit Gefahr seines eigenen Lebens gerettet. Kaum war der Unglückliche aus dem Wasser, als er sich in der Nähe des Flusses an einem Baum erhängte, was der Bauer indeß ruhig geschehen ließ. Als man diesen nachher fragte, warum er denn Das zugelassen hätte, antwortete er: „I, ick dachte, he hätt' sich upgehangen, um sine Kleeder to trocknen!“

Jemand beklagte sich gegen einen Colporteur, der ihm eine Zeitschrift anpries, daß er ohnehin Ausgaben genug habe; er spiele seit Langem in der Lotterie und doch komme sein Loos nicht heraus. — „Nehmen Sie mein Blatt,“ entgegnete der unermüdliche Colporteur; „das kommt alle acht Tage sicher heraus.“

Logogryph.

Ihr liebt mich in der geselligen Welt,
Doch in der poetischen bin ich verbannt,
Und wenn vom Ganzen ein Zeichen noch fällt,
So werd' ich vom Deutschen nur Tollheit genannt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 119. Dienstag, 3. Oktober 1865.

Toby der Lumberer.

(Fortsetzung.)

„Wenn einst diese Wälder nicht mehr den Boden, der sie geboren hat, bedecken werden," sagte Sir Henry, „wenn hier nichts mehr zu sehen sein wird als Felder, Ernten, Wege und Baumgärten, wie in England, und hohe Rauchsäulen, von denen der Qualm zum Himmel steigt, so werden sich vielleicht Dichter finden, die die Wonne der Einsamkeit besingen, und es werden diese Gesänge hervordringen aus dem unaufhörlichen Lärm einer arbeitsamen Stadt. So ist der Mensch; er verachtet das Bestehende und beklagt das Vergangene. Trachten wir indessen, nicht die Gegenwart zu vergessen, und denken wir an unsere nächtliche Jagd." Gegen Bill gewandt, sagte dann Sir Henry: „Höret auf zu rudern; fahret jetzt den Weg mit dem wenigst möglichen Geräusch gegen den Strom zurück. Ich folge Euch mit meinem Boot in der Entfernung, und wenn ich Feuer gebe, haltet Ihr ein. Habt Ihr es verstanden? Vor Allem aber Stille, Miß Johanna!"

Sir Henry zündete den Jack an und befestigte denselben am Vordertheil des Boots, welches Johanna und ihren Vater trug. Alsbald ließ der alte Bill die beiden Ruder lesse ins Wasser niedergleiten und entfernte sich. Der Jack glänzte wie ein Leuchtfeuer. Tausende von Mücken, Mosquito's und Nachtfalter umkreisten ihn und gaben ihm das Aussehen einer von Wolken überschleierten Sonne. Die beiden Boote, eines etwa fünfzig Schritte von dem andern entfernt, drangen langsam durch die klaren Wasser des St. John vorwärts, beide im Schatten, den die Bäume des Waldes darüber warfen. Plötzlich hörte Bill auf mit den Rudern zu arbeiten. „Nun, was gibt's?" frug Blumenbach leise.

„Dort ist Etwas!" antwortete Bill.

„Etwas!" sagte Sir Henry, welcher mit ein paar Ruderschlägen heranreilte, um die Ursache des Aufhaltens zu erfahren. „Was denn?"

„Etwas oder Jemand, auf meine Ehre!" sagte der alte Bill mit leiser Stimme. „Ich habe gute Augen, Herr!"

„O mein Gott!" rief das junge Mädchen.

„Ach was, Miß Johanna!" erwiederte Sir Henry, „Sie, so tapfer, Sie sollten Furcht haben? — All das Gerede kann uns die günstige Stunde verfehlen lassen. Rudert, Bill!"

Der alte Diener ruderte mit einer Vorsicht, welche das Mißtrauen noch vermehrte; der Jack ließ von Neuem sein Licht in dem reinen Krystall der Wasser widerspiegeln. Sir Henry lehnte sich auf das Vordertheil des zweiten Bootes und beobachtete mit Aufmerksamkeit die beiden Ufer des Flusses. Es schien ihm, als sähe er einen Schatten, der sich unter den Bäumen hinschmiegte und längs des Ufers fortbewegte; während er sich indessen anstrengte, um zu unterscheiden, ob dieser Schatten einem Menschen oder einem Vierfüßler angehöre, bemerkte er wenige Schritte davon entfernt die Umrisse eines Rehbocks, welcher bis an die Kniee im Wasser aufrecht stehend, den Kopf ausstreckte. Das Thier betrachtete aufmerksam den Jack und mit ebensoviel Erstaunen als Entzücken, so daß es von diesem irrenden Licht wie bezaubert schien. Sir Henry hatte Zeit genug, seinen Karabiner mit aller Ruhe anzulegen und auf den Rehbock zu richten. Der Schuß ging los und das arme Thier machte, in den Kopf getroffen, einen Sprung, schnellte sich aus dem Wasser und versuchte, nach dem Wald zu fliehen.

„An's Land! an's Land!" rief Sir Henry lebhaft dem Manne zu, welcher sein Boot führte. Dann in den Fluß springend, der an dieser Stelle seicht genug war, folgte er den Schritten des Rehbocks, der in ein Gestrüpp geeilt war. „Ich habe ihn," schrie er mit triumphirender Stimme, das

Thier an ſeinem Geweih erfaſſend; „Miß Johanna, ich habe ihn!“

„Das iſt das Beſte,“ ſagte Blumenbach, „wir können jetzt nach Hauſe zurückkehren.“

„Jetzt ſchon, Vater?“ frug Johanna.

„Was ſollen wir noch länger hier thun? Der Schuß hat alle Rehböcke auf drei Meilen in der Runde erſchreckt, es iſt keine Hoffnung, daß auch nur ein einziger zwiſchen heute und morgen hierher kommt. — Weißt Du, daß es zwei Uhr des Morgens iſt?“

Während Blumenbach den Daumen auf die Feder ſeiner Uhr ſetzte, um dieſelbe repetiren zu laſſen, ertönte ein eigenthümlicher Schrei von der Seite her, wo man noch eben die Stimme Sir Henry's gehört hatte.

„Vater!“ ſagte Johanna, indem ſie denſelben am Arme ergriff.

„Vielleicht der Schrei eines Luchſes oder das Heulen einer wilden Katze; es ertönen allerlei ungewöhnliche Stimmen im Walde zur Nachtzeit. — Hollah, Sir Henry! wollen Sie, daß wir Ihnen helfen, das Wild fortzubringen? — Das iſt ſonderbar,“ murmelte Blumenbach, der ſich gegen das Ufer beugte, „er hat nicht geantwortet.“

„Still,“ bedeutete Johanna, „ich glaube, ich höre Schritte in den dürren Blättern . . Bill, eile an's Ufer . . mein alter Bill, ſiehe, wer dort geht . . . Mein Vater, wenn wir auch gingen . . Bill kann die Laterne nehmen und uns leuchten!“

„Ruhig, meine Tochter, ich werde allein gehen.“

„O nein, nein! ich würde zu viel Furcht haben,“ erwiederte Johanna. „Aber, wo iſt er? wo kann er ſein? O dieſer Schrei hat mir einen Schauder erregt!“

Das junge Mädchen war unterdeſſen mit ſeinem Vater an's Land geſtiegen. Bill, welcher das Boot an eine Wurzel befeſtigt hatte, ging ihnen mit dem Jack voran. Während fünf Minuten gingen ſie auf gut Glück vorwärts, oft zurückgehalten von den ſtarken Gebüſchen und den darin verſchlungenen Dornhecken.

„Mein lieber Herr,“ ſagte Bill, indem er plötzlich einhielt, „laſſen Sie uns nicht weiter vorangehen! Der Fluch des Himmels iſt über uns . . Riechen Sie nicht den Qualm des Rauchs?“

„Und ſiehſt Du nicht das Feuer durch die Bäume leuchten?“ fügte Johanna hinzu. „Vater, der Wald ſteht in Flammen . . . Wo iſt Sir Henry? Wo ſind wir? . . Was machen wir?“

Der Rauch drang in der That wie eine ſchwarze Wolke durch die Finſterniß und hinter dieſer dunklen Wolke lief die Flamme, die Blätter beleckend und in Schlangenlinien an den um die mächtigen Bäume gewundenen Lianen hinaufwirbelnd. Raſch von dem Feuer ergriffen, zogen ſich die Blätter in praſſelndem Sengen zuſammen. Hier und da ragten Eichen und Rothbuchen empor, halb verzehrt und weißglühenden Säulen ähnlich; ſie ſchwankten einige Augenblicke auf ihrem Standorte, dann fielen ſie mit Gepraſſel nieder und ihre Trümmer bedeckten zuletzt als glimmende Kohlen den Boden. Die Feuersbrunſt ſchritt raſch voran, wie ein von dem vollen Wind gepeitſchtes Meer zur Zeit der Aequinoktialfluthen. Das Feuer, welches in dem durch die Sonne getrockneten Laube ſtets neue Nahrung fand, glich einer ſchwellenden Welle und wogte, ſich immer mehr ausbreitend, weiter. Aus ihren Schlupfwinkeln gejagt, flohen die Thiere des Waldes lautlos wie Schatten und vom Schrecken geſpannt vorüber.

(Schluß folgt.)

Die Bierklemme in München

wird von dem Münchener Feuilleniſten der „Augsb. Abdztg.“ in folgender Weiſe geſchildert: Mit derſelben Sorge und Bangigkeit, mit welcher man am Rhein, an der Nahe, an der Saar den entſcheidenden Tagen entgegenſieht, welche den begeiſternden Beeren die letzte Süßigkeit, das heimliche Feuer geben, tritt der robuſtere Anwohner der Iſar in den verhängnißvollen Septembermonat, in welchem das Bier verſauert. Im Kalender heißt es zwar: „Durch Septembers heiteren Blick kehrt noch einmal der Mai zurück,“ aber dem Biertrinker klingt das wie ſchneidender Hohn, der auf ein vergälltes Daſein geſchüttet wird. Je mehr die Mittagshöhe des Geſtirns ſinkt, oder etwas proſaiſcher ausgedrückt, je näher die Kartoffelernte heranrückt, deſto unheimlicher drängt es in den Füſſern nach jenem verhängnißvollen Prozeß, den die Wiſſenſchaft in ihrer Gemüthsruhe die „eſſigſaure Gährung“ nennt. Wo man in dieſen Herbſttagen auf dem blanken Haidekraut eine Drohne ſummen ſieht, kann man ſicher ſein, daß ſie weiſellos iſt, wie es die Bienenzüchter nennen, und wo man auf den abendlichen Straßen umherirrend einem bekannten Stammgaſt begegnet, weiß der Kenner der Wandelungen dieſes bewegten Lebens, daß der Stoff in ſeinem Brauhaus „ausgelaſſen“ und er ſelbſt die Stätte verloren hat, wo er ſein Haupt hinlegen oder vielmehr ſeinen Maßkrug hinſtellen kann. In gleichem Maße mit der atmoſphäriſchen Regenmenge vermindert ſich der Biervorrath des klaren Herbſtmonats. Und je weniger es wird, deſto ſchlechter wird es. — Der Menſch

iſt das Fazit der Kettenrechnung der Umſtände und ſo ergibt ſich auch aus dieſem Gähren manch augenfällige Aenderung in der geſellſchaftlichen Bewegung einer Stadt, in deren Lebenskreiſen das Bier noch immer den innerſten Ring bildet.

Ergötzlich iſt die komiſche Haſt, mit welcher der aus ſeiner fettklebrigen Ruhe durch die Gräuel eines verſchlechterten Getränkes herausgeſchreckte Stammgaſt ſich bei jedem ſeiner Bekannten erkundigt, wo noch ein gutes „Altes“ (ſprich: Oitz) anzutreffen ſei, und nicht minder feiſtſam iſt es, daß dieſer Bekannte in nicht wenigen Fällen das in ihn geſetzte Vertrauen des Freundes ſchmählich verräth und trotz beſſeren Wiſſens mitleidig die Achſeln zuckt und ſeine eigene Rathloſigkeit bedauert. O, der Schelm! Sitzt er nicht jeden Abend im heißen Gewühl dort am Tiſche eines ſonſt wenig beachteten Wirthshauſes und ſchlürft mit bonzenhaftem Behagen — wenn ſchlürfen als Euphemismus für das gröbere Gießen gelten kann. Aber er kennt den Durſt des Interpellanten und fürchtet den Bundesgenoſſen in der Vertilgung der ſchwindenden Vorräthe. Nirgends iſt der geſunde Egoismus mehr am Platze als hier. Der Trieb der Selbſterhaltung muß dem Mann und Familienvater ein unbeugſamer Beweggrund bleiben. Die Nächſtenliebe fängt mit dem eigenen Ich an. Darum haſt du wacker gehandelt, edler Staatsbürger!

Es gibt aber auch leichtſinnigere Menſchen, die mit der gutmüthigen Bereitwilligkeit, welche den Leichtſinn faſt immer begleitet, auch Andern die ſehnſüchtig begehrten Quellen mittheilen. Von dieſen geht die Kunde wieder auf Andere über, und ſo ereignet es ſich, daß eine Gaſtſtube, welche manchem der heutigen Beſucher geſtern noch nicht dem Namen nach bekannt war, morgen in der hauptſtädtiſchen Bierwelt ſchon en vogue iſt. Und da behaupte Einer noch, unſere Münchener ſeien ein ſchwerfälliges Volk! Dem einen oder andern Wirth gelingt es, noch kurz vor der „dumpfen Saiſon“ ſich eines größeren Vorraths guten Bieres zu verſichern — eine Spekulation oder Chance, welche ſich ſtets vortrefflich rentirt. Denn das Publikum hat ſeine Inſtinkte; wie ein dicknaſiger Leithund im wirren Wald das verſteckte Wild aufſpürt, ſo der Bierkrinker unter den vielen hundert Schenken der Stadt und der Vorſtädte die, wo man ihm alten guten Stoff reicht. Die kahlen Mauern, welche ſonſt nur benachbarte Bediente, Kutſcher und Packträger zu ſehen gewohnt waren, wundern ſich dann über das Gewimmel.

Wenigen nur im Vergleich mit der großen Menge der ſtützelos Stehenden iſt es gelungen, einen Stuhl oder eine Bank zu erobern — und bald entwickelt ſich unter den dienenden Geiſtern jene maſſive Stimmung, der Gegenpol dienſtgefälliger Liebenswürdigkeit, welcher ſich der Lippen und Kehlen unſerer Wirthe ſo häufig bemächtigt, wenn ein Dutzend Gäſte mehr oder weniger ihrem haufenweiſen Verdienſt nichts Erhebliches mehr zuſetzen kann. Und dann wiſſen die würdigen Amphitryonen ja auch, daß Niemand in ihre oder ihrer Frauen Augen verliebt iſt — denn mit dem letzten Tropfen des letzten Faſſes alten Bieres zerrinnt der Schwarm, und in den verödeten Hallen herrſcht wieder einſiedleriſche Schwermuth, zehnfach ſchmerzlich empfunden nach dem Rauſchen des ephemeren Getümmels. Indeſſen wird getrachtet, die Tage des Feſtes möglichſt auszunützen, oft werden die Geräthe aus anſtoßenden und anderen Zimmern ausgeräumt, das Klavier, die Betten disloxirt.

Am nächſten Tage treffen ſich viele der Geſtalten wunderbarer Weiſe ohne alle Verabredung in einer Kneipe, welche eine Stunde von dieſer entfernt iſt — dieſelbe Magie, daſſelbe aufgefangene geheimnißvolle Flüſtern hat ſie hingezogen. Und ſo zieht ſich der Wanderzyklus weiter, bis endlich alles Suchen nach dem „Alten“ vergeblich wird und das allein herrſchende „Neue“ ihrer erſten wehmuthsvollen Huldigung harrt.

Mannigfaltiges.

(Amerikaniſch.) Ein amerikaniſches Blatt erzählt folgenden Vorfall: Im Hotel der Walnutſtreet in Cincinnati entſchlüpfte eine junge Schlange ihrem Käfig, in welchem ein Reiſender ſie mit ins Hotel gebracht hatte, der am nächſten Tage ſeine Reiſe fortſetzen wollte. Allein dieſe junge Schlange maß bereits 10 Fuß Länge und war ein prachtvolles Exemplar jener gefährlichen Gattung, die mit dem Namen Anakonda bezeichnet wird. Der Hausflur des Hotels war mit ankommenden Gäſten, Kellnern, Hausdienern ꝛc. dicht gefüllt, als plötzlich die furchtbare Schlange ſich mitten in der Menge ſehen ließ, — und die drohenden Bogen ihrer Bewegung bewieſen, daß ſie Hunger habe. Das allgemeine sauve qui peut war grenzenlos, und die Beſtie, quærens quem devoret, war vollkommen geeignet, bleiche Furcht einzuflößen. Da plötzlich tritt ein kühner Mann, nichts als einen prachtvollen haarſcharfen Säbel in der Fauſt, dem Ungethüm entgegen; es iſt der Hotelier ſelbſt, M. Crittenden. Die Schlange erkennt ihren Gegner, blinzelt ihn an, erhebt ſich mit gefahrbringender Langſamkeit, reißt einen ent-

setzlichen Rachen auf und zeigt ihre Zunge. Der wackere Hotelier weiß, daß keine Sekunde zu verlieren, wenn ihm sein Leben lieb; er schwingt die Klinge — er mußte deren wohl gewohnt sein — er trifft die Schlange gut und deren gräßlicher Kopf fliegt weit vom Rumpfe fort. Allein, so fabelhaft es klingen mag, die Schlange ist noch nicht todt, der kopflose Rumpf bleibt noch stehen und scheint den Gegner noch umschlingen zu wollen, und erst als der Säbel noch einige Stücke vom Rumpfe getrennt hatte, fiel dieser zusammen. Doch die einzelnen Stücke lebten noch fort, wanden sich, hüpften und suchten ganz augenscheinlich sich miteinander wieder zu vereinigen. Augenzeugen sagen, es sei dies ein grauenhafter Anblick gewesen. Der erste Dank, den M. Crittenden für seine hochherzige kühne That erntet, ist der, daß der Eigenthümer der Anakonda ihn um 500 Dollars und gänzliche Entschädigung verklagt, da die Schlange ihm eine komfortable und sorgenlose Existenz gemacht hatte. Der Ausgang des Prozesses ist durchaus nicht sicher.

(Die Haare auf dem Kopfe gezählt.) Bisher hat es als eben so unmöglich gegolten, die Haare auf dem Kopfe eines Menschen zu zählen, wie die Sterne am Himmel oder die Sandkörner des Meeresgrundes. Jetzt soll — so versichert eine Frankfurter Zeitung — ein Deutscher, und bei der Geduld, die dazu gehörte, konnte es nur ein Deutscher sein, — die Herkules-Arbeit vollbracht haben, und zwar auf vier weiblichen Köpfen, die verschieden gefärbte Haare hatten, wodurch der Zähler für seine Mühe auch eine Art von wissenschaftlichem Resultat erzielt haben will. Die vier weiblichen Köpfe, die der große Unbekannte der Haarzählung unterwarf, ergaben folgende Resultate: Der Blondkopf hatte 140,419 Haare, der Braune hatte 109,440 Haare, der Schwarzkopf hatte 102,962 Haare, der Rothkopf hatte 83,740 Haare. Was das oben erwähnte wissenschaftliche Resultat anbelangt, so kann als solches der Umstand betrachtet werden, daß, trotz der Verschiedenheit der Haarzahl, doch die vier Kopfbedeckungen in Betreff auf ihr Gewicht fast gleich waren; demnach wurde die Verschiedenheit der Zahl durch eine geringere oder höhere Dicke der einzelnen Haare ausgeglichen. Durchschnittlich wiegt das Gesammt-Kopfhaar einer Frau 14 Unzen.

(Ein edler Wettstreit.) Ein Berliner Rentier, der sich eine Equipage zu seinem Vergnügen hält, hatte das Unglück, von seinem Kutscher vor wenigen Tagen Abends beim Nachhausefahren im Thiergarten umgeworfen zu werden, kam aber glücklicherweise mit einigen Beulen und blauen Flecken davon. Am andern Morgen rief er seinen Kutscher nach seiner Stube und sagte ihm, daß er ihn sofort entlassen werde, wenn es noch einmal vorkommen sollte, daß er sich beim Ausfahren wie gestern betrinken würde. „Ich bin kein Unmensch," schloß er seine Epistel, „und habe gewiß nichts dagegen, wenn Du einmal etwas über den Durst trinkst, aber darum muß ich doch bitten, daß Du nüchtern bleibst, wenn Du merkst, daß ich einen kleinen Spitz habe; Du siehst ja, welch Unglück dadurch entstehen kann, wenn wir Beide im Sturme sind; Einer von uns Beiden muß doch wenigstens immer nüchtern sein und die Leine halten können!" „Na!" brummte der Kutscher in den Bart, „dann sehe ich wohl ein, lieber Herr, daß ich an mich die Reihe kommen wird!"

Literarisches.

Schleswig-Holstein, Kriegs- und Friedensbilder, herausgegeben vom **Grafen A. Baudissin.** Illustrirt von O. Fikenscher, E. Hartmann, A. Beck und Andern. Stuttgart, Eduard Hallberger.

Dieses herrliche Werk, auf welches wir schon wiederholt aufmerksam machten, liegt nun vollendet vor uns, ein wahres Volksbuch, das sich unserer Empfehlung in jeder Beziehung und bis zum Schlusse würdig zeigt, und durch die große Verbreitung, die es gefunden hat, das beste Zeugniß für seine Vortrefflichkeit ablegt.

Wie wir erfahren, hat die Verlagshandlung eine **prachtvoll gebundene Ausgabe** hievon veranstaltet, welche sich vorzüglich zu **Festgeschenken** eignen dürfte. Bei dem patriotischen Geiste, der das ganze Buch durchweht, wird es sicher sehr viel zur Hebung und Kräftigung des nationalen Gefühls beitragen, und wünschen wir daher dem trefflichen Werke, das sich neben dem gediegenen Texte durch eine Menge der prachtvollsten Illustrationen auszeichnet und dessen Preis dabei doch so billig ist, einen immer größeren Leserkreis.

Auflösung des Logogryphs in № 118:

Manier — Manie.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 120. Freitag, 6. Oktober 1865.

Toby der Lumberer.

(Schluß.)

Johanna, ihr Vater und der alte Bill waren gezwungen, den Fluß wieder zu erreichen und in ihrem Boote Zuflucht zu suchen. Schon besäete der Wind das Wasser mit glimmenden Feuerbränden, die zischend darin verloschen. Blumenbach rief das andere Boot, welches wenige Augenblicke vorher Sir Henry getragen hatte, herbei und wandte sich an den Mann, der es führte: „Können wir nach den großen Fällen zurückkehren?“ frug er ihn.

„Unmöglich!“ erwiederte der Ruderer, „die Feuersbrunst kommt von jener Seite, Alles ist dort in Flammen.“

In der That schien nach jener Richtung der Himmel eine einzige glühende Lohe.

„So laßt uns den Fluß hinabfahren!“ schrie Blumenbach, „und möge uns Gott beschützen!“

Er hüllte seine Tochter Johanna, welche sprachlos, von Schrecken und Betäubung ergriffen, auf den Rand des Bootes gelehnt blieb, in seinen Mantel. Ein kalter Schweiß rann über das bleiche Antlitz des jungen Mädchens, das der glühenden Luft, welche die dunklen, von den Flammen hergetriebenen Rauchwolken um sie verbreitete, ausgesetzt war. Bill ruderte mit allen Kräften, ebenso der Canadier, der das andere Boot führte, sie fuhren auf's Gerathewohl, indem sie den großen Fällen und der Heimath, von der zu entfernen sie die verheerende Geißel zwang, den Rücken kehrten. An der Ausmündung eines der kleinen Zuflüsse des St. John, dem Salmfluß (Salmon-River), angekommen, fuhren sie diesen hinauf, um eine Zuflucht zu suchen, und hielten endlich an einer Gruppe von Farmern bewohnter Häuser an. Es war schon lange Tag. Der dichte Qualm, welchen der Morgenwind in dicken Säulen zum Himmel trieb, zeigte die Richtung der Feuersbrunst an; sie hatte sich über einen ungeheueren Raum erstreckt und war ohne Widerstand zu finden fortgeschritten, bis ihr der St. John den Weg versperrte. Das ganze Dreieck zwischen den großen Fällen, den Adlerseen und dem Belt eines Gewässers, Mooſtock genannt, auf dem rechten Ufer des St. John, war ein Raub der Flammen geworden. Thiere, Gebäude, Ernten, Alles war in wenigen Stunden verloren. Die im Schlaf überraschten Farmer entgingen nur mit knapper Noth der Wuth des Feuers.

Die Bewohner des Salmflusses nahmen Blumenbach und seine Tochter mit Bereitwilligkeit auf. Nicht ohne eine mit Neugierde gemischte Sympathie betrachteten sie das junge Mädchen, von welchem sie so oft die Anmuth und die Unerschrockenheit hatten rühmen hören; aber die arme Johanna war nur noch ein Schatten ihrer selbst. Der Raub eines heftigen von Irrsinn begleiteten Fiebers, hörte sie nicht auf, ihren Vater zu fragen: „Wo ist er?“ Dann wiederholte sie in deutscher Sprache: „O welche reizende Nacht! Wie schön ist's, in der Finsterniß auf dem Flusse zu fahren! Heinrich! Heinrich!“

In seiner Herzensangst, welche er wegen des beängstigenden Zustandes seiner Tochter fühlte, vergaß Blumenbach alle anderen Sorgen. Was war aus seiner Besitzung geworden? Er wußte es noch nicht. — Als die Flammen völlig erloschen waren und der Boden genug erkaltet, um den Fuß darauf setzen zu können, erhielt Bill von seinem Herrn den Befehl, sich mit den Augen von der Verheerung, welche die Feuersbrunst auf seinen Besitzungen angerichtet habe, zu überzeugen. Der alte Bill begab sich in Begleitung des Ruderers, welcher einige Tage vorher das Boot Sir Henry Readway's geführt hatte, auf den Weg, und Beide fuhren den St. John-Fluß bis zu den großen Fällen hinauf. Alles, was Blumenbach angehört hatte, Häuser, Anlagen,

Fruchtbäume, war zerstört. Man hätte behaupten können, eine Feindeshand habe wider diesen stillen Wohnort gewüthet und das Feuer an allen Punkten zugleich angezündet. Als Bill auf's Neue den Fluß hinabfuhr, um seinem Herrn Nachricht von Dem, was er gesehen hatte, zu geben, konnte er dem Verlangen nicht widerstehen, das Boot an dem Orte anzulegen, wo Sir Henry ausgestiegen war, nachdem er den Rehbock bei dem Lichte des Jack geschossen hatte. Nie würde es der alte Diener gewagt haben, den Fuß auf diesen verhängnißvollen Strand zu setzen, wenn er sich allein befunden hätte; aber die Gegenwart eines kühneren Gefährten als er machte ihn weniger verzagt. Sie stiegen also an's Land und begaben sich längs des Ufers hin. Alles war Asche und verloschene Kohlen, so weit man blicken konnte, mit Ausnahme einer von Schilfrohr und Binsen überwachsenen Stelle, die von den Wogen umgeben und so feucht war, daß das Feuer über die Gruppe von Wasserpflanzen streichen konnte, ohne sie zu verletzen. Dort bemerkten sie neben den ausgetrockneten Resten eines Rehbocks den Körper Sir Henry's halb von den Flammen versengt, welche ihn in ihrem Lauf erreicht hatten. Ein langes Messer mit einem Horngriff, ähnlich denen, wie sie die Lumberer in ihrem Gürtel zu tragen pflegten, hatte ihm das Herz durchbohrt und war tief zwischen zwei Rippen versenkt.

Die Feuersbrünste waren damals sehr häufig in jenen Gegenden. Man gab sich nicht damit ab, die Ursache dieser, welche so viele Häuser, Ländereien und Wälder verheert hatte, aufzufinden. Die Farmer begaben sich wieder daran, ihre Wohnungen aufzubauen und frischen Muths wieder ihre Ländereien zu besäen. Blumenbach aber, niedergedrückt von der doppelten Katastrophe, von der er Zeuge war, wollte nicht mehr länger in diesen amerikanischen Wildnissen leben, wo er Frieden und Ruhe zu finden gehofft hatte. Er entschloß sich darum, nach Europa zurückzukehren. Johanna brauchte lange, um sich wieder von den schrecklichen Erregungen zu erholen, welche sie in jener verhängnißvollen Nacht ergriffen hatten. Der Muth und die Unerschrockenheit, von denen sie während jener so schönen, aber so schnell verflossenen Tage Beweise abgelegt hatte, verließen sie für immer. Sie wurde scheuer, furchtsamer als je vorher. Das geringste Geräusch erschreckte sie; sie hatte Furcht vor Allem und namentlich vor lärmenden Freuden. Ihr Vater sprach ihr niemals von der Entdeckung, welche Bill an dem Ufer des Flusses gemacht hatte; das Verschwinden Sir Henry's blieb für Johanna auf immer ein Geheimniß, und so peinlich auch diese Ungewißheit war, so war sie doch gewiß weniger grausam als die Wahrheit. Die wenigen Monate, während welchen das arme junge Mädchen das Leben in voller Fülle genossen hatte, schienen ihr ein köstlicher Traum, aus dem sie plötzlich ein schreckvoller Alp gerissen, ohne daß sie wußte warum und wie. Ihr Vater kannte die tragischen Begebenheiten besser, die ihn zwangen, noch einmal Land und Himmel zu wechseln.

Eines Abends, es war an Bord des Schiffes, welches ihn nach Europa führte, sprachen die Passagiere von den Mühseligkeiten und Gefahren, welchen die Emigranten, die die amerikanischen Wälder lichten, ausgesetzt wären. — „O," erwiederte der alte Pflanzer, „es ist leichter, alle wilden Pflanzen einer Prärie auszurotten, als den Neid und Haß von einer niedrigen und bösen Seele zu entfernen; es ist weniger gefährlich, über den Schweif einer Klapperschlange zu schreiten, als ein stolzes, hochmüthiges und mitleidloses Herz zu beleidigen."

Andere Zeiten.

I.

„Denkt nur — die Oudinot'sche Division kommt morgen schon!" rief eine stattliche junge Frau in das Hinterzimmer stürzend.

Die Mutter hatte verwundert aufgesehen, als die sonst so besonnene Tochter die Thüre ungestüm aufriß. Bei dieser Nachricht wunderte sie sich darüber nicht mehr — auch nicht über die Blässe in Susannens sonst so rosigem Antlitz. Ihr selbst fuhr der Schrecken lähmend in alle Glieder. „Die Oudinot'sche? Gott stehe uns bei!" stammelte sie, die Hände faltend.

„Unmöglich! Gedroht haben soll General Rapp mit dem Einrücken der Division Oudinot. Da man ihm aber die neue Forderung bewilligte, wird er die Drohung doch nicht ausführen. Seid also ruhig. Und Du, Susanne, hättest die Mutter und den Großvater nicht unnütz erschrecken sollen." So sprach der Bruder, indem er seine stattliche Gestalt von dem Kontobuche aufrichtete, in dem er sorgenvoll geblättert hatte.

„Ich habe nichts zu fürchten," sagte der halbblinde Achtzigjährige, welcher selbst jetzt, im Juli, seinen gewohnten Platz hinter dem Ofen einnahm. „Nur um Euret- und der armen Stadt willen sollte es mich schmerzen. Habt Ihr und Danzig doch genug Drangsalirung ausgestanden. So viel habe ich erlebt — Gutes und Schlimmes, daß ich weiß:

auch das Schlimmste geht vorüber. — Vielleicht ist es auch nur ein bloßes Gerede."

„Leider Gottes nein!" versetzte Susanne. „Der Schreiner Albrecht kommt eben vom reichsstädtischen Rathhause und rief's mir in die Bude hinein. Die Quartiere werden schon vertheilt."

„Dann thun wir am besten, uns gleich darauf einzurichten," meinte die Mutter.

Die Klingel an der Ladenthüre ging und Susanne beeilte sich, den Kunden zu bedienen.

„Wieder viel Noth, Sorge und Arbeit!" seufzte Frau Gerhardt. „Ich denke noch mit Schrecken an die russische Einquartierung im vorigen Jahre. Wäre Susanne nicht Wittwe gewesen und wieder zu Hause, ich hätte mir allein gar nicht zu helfen gewußt."

„Es waren damals 21,000 Russen und Oudinots Division beträgt vielleicht 4000, suchte der Sohn sie zu beruhigen.

„Ja, aber das sind wahre Leutschinder! Wie haben sie im Werder gehaust! Gott erbarme sich — was werden wir noch erleben?"

„Es ist Frieden, Mutter, nicht mehr Krieg, obwohl niemals ein unglücklicherer Friede geschlossen sein mag und —"

„O doch, doch," unterbrach ihn der Großvater. „Zum Exempel der zu Thorn Anno 1766, und noch mancher andere." Der ehemalige „Schulzehilfe" hatte bis in sein hohes Greisenalter ein treues Gedächtniß für historische Fakta bewahrt und namentlich für solche, die sich auf die Geschichte seiner Vaterstadt bezogen.

Ulrich fühlte sich nicht veranlaßt, näher zu erörtern, ob der Thorner oder Tilsiter Friede trauriger sei. Er sagte nur, um den alten Mann zufrieden zu stellen: „Das mag sein, Großvater, aber da wir nicht mehr Krieg, sondern Frieden haben und Danzig nicht eine eroberte Stadt, sondern ein Freistaat ist, oder wenigstens heißen soll, werden sich selbst die berüchtigten Oudinot'schen Truppen einigermaßen anständig betragen müssen."

„Gott gebe es! Dennoch machen sie viel Mühe und Unruhe und hätte ich Susanne nicht noch, ich wüßte allein nicht fertig zu werden. Wenn sie sich nun verheirathet und fortzieht?"

„Da es Frieden ist, hören hoffentlich die Truppen-Durchmärsche bald auf."

„Auch ohne Einquartierung — ich fange an, hinfällig zu werden; eine Stütze in der Wirthschaft wäre mir so nöthig, wenn Susanne fortgeht. Du solltest mir endlich einmal eine Schwiegertochter bringen — bist dreißig Jahre alt. Nicht wahr, Vater, Ulrich sollte sich verheirathen?"

Der Alte nickte. „Es ist nur gut für Ulrich," sagte er dann, „daß heuer nicht mehr das alte Gesetz in Kraft ist, nach welchem Jeder, der Bürger geworden war, nicht bloß eine Lothbüchse oder Arnbrust oder Hellebarde haben, sondern auch innerhalb eines Jahres sich beweiben mußte. Widrigenfalls verlor er das Bürgerrecht."

„Und Ulrich ist nun schon seit Jahren, seit des Vaters Tode, Bürger! Hörst Du — es ist nicht allein Zeit, sondern auch Deine Bürgerpflicht, zu freien," sagte die wieder eintretende Susanne munter und neckend. Der Schreck über die drohende Einquartierung war bei ihrer tüchtigen Natur schon überwunden.

„Andere Zeiten, andere Sitten!" vertheidigte sich der Bruder. „Damals, als einjährige Zögerung, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, den Verlust des Bürgerrechts nach sich zog, wurden auch diejenigen, so mit Lotterie oder Niemenziehen die Leute um das Ihrige brachten, das erste Mal gebrandmarkt, das andere Mal gesäckt oder ersäuft. Das sagte mir der Großvater oft, wenn ich Lust hatte, in die Lotterie zu setzen. Da seht Ihr, wie anders es seitdem geworden ist."

„So entschlüpfst Du mir nicht wieder," beharrte die Mutter. „Daß eine junge Frau nach Susannens Weggang im Hause noth thut, leugnest Du gewiß nicht."

„Es sind jetzt nicht Zeiten, um an's Freien zu denken. — Wenigstens nicht für mich!" fügte er hinzu, da seine Schwester, die sich vor wenigen Tagen wieder verlobt hatte, einigermaßen erstaunt aufsah. „Ich habe durch diesen unglücklichen Krieg, das Bombardement und die Zerstörung Stolzenbergs so viel Schaden gehabt, zudem ist fast Alles, was hier drinnen steht —" er deutete auf das Buch —, „als verloren anzusehen. Die Meisten können bei dem redlichsten Willen nicht zahlen und ich habe meinen Verpflichtungen nachzukommen."

„Es sind allerdings schlechte Zeiten, aber sie werden besser werden, nicht wahr, Vater? Dies Bombardement durch Lefebre war noch nicht das Schlimmste, das Danzig bestand."

„Die Belagerung durch Stephan Batory, Anno 1577, war schlimmer," bestätigte der Alte. „Bis fünf und siebenzig Pfund schwere Steinkugeln wurden in die Stadt geschleudert. Obwohl der König von Ungarn Danzig nicht eroberte, herrschte zuletzt doch eine ungeheure Hungersnoth und das ganze Gebiet war entsetzlich verheert. — Und vollends, als Danzig seine Anhänglichkeit an Stanislaus Leszczynski so schwer büßte! Achtzehnhundert Häuser wurden damals — Anno 1734 — in Trümmer geschossen;

eben so viele Einwohner kamen um, ungerechnet die unter den Vertheidigern, welche aus zwanzigtausend Mann Bürgern, angeworbenen Soldaten und Polen bestanden. Und dessenungeachtet erholte sich die Stadt bald wieder, hob sich in Kurzem der Wohlstand ihrer Bewohner."

Der junge Mann meinte für sich: Damals, als Polen die Kornkammer Europa's war und die polnische Aus- und Einfuhr allein durch Danzig vermittelt wurde, seien auch andere Zeiten gewesen für die alte Handelsstadt, als jetzt, da man 1807 schrieb. Er äußerte jedoch nichts. Wozu sollte er die Seinen unnütz niederdrücken? Waren doch Muth und Hoffnung in dieser schweren Zeit etwas ganz Unschätzbares.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine Annonce für Jagdliebhaber.) In den Pariser Journalen findet man folgende Anzeige, welche jedenfalls nicht ohne Erfolg bleiben wird. „L., ehemaliger Piqueur, gibt sich die Ehre, den etwa unglücklichen Jägern anzuzeigen, daß er mit der Eröffnung der Jagdzeit zwei Depots von Wildpret, wie es gerade der Saison angemessen ist, errichtet hat. Er leistet Garantie dafür, daß das Wild stets völlig frisch ist. Gegen eine kleine Extrazahlung können die Herren Jäger auch selbst eigenhändig das von ihnen ausgewählte Stück Wild tödten, welches aus den Akklimatisationsgärten der französischen Hauptstädte kommt. Der Unterzeichnete gibt sich der Hoffnung hin, durch die Mäßigkeit der von ihm gestellten Preise, sowie seine erprobte Direktion das Vertrauen der Herren Jagdliebhaber zu erlangen, welche dann mit gefüllten Taschen nach Hause zurückkehren können und weder die üble Laune der Hausfrau, noch die boshaften Neckereien ihrer Nachbarn und Freunde mehr zu fürchten haben."

(Interessantes Experiment.) Man hat lange über die Ursachen der Cholera hin- und hergestritten und sie in der Luft finden wollen. Bedeutende ärztliche Notabilitäten haben sich für diese Annahme ausgesprochen, und jetzt scheint ein soeben in Egypten angestelltes Experiment die Wahrheit derselben zu bestätigen. Man hat nämlich zwei Ballons aufsteigen lassen, den einen über Alexandria, den andern über einem Dorfe der Landenge, wo die Cholera noch nicht erschienen. Unter diesen Ballons hingen zwei Stücke Fleisch, die beide von ein und demselben ganz gesunden Ochsen kamen. Man ließ die Ballons einige Zeit in der Luft verweilen, und als man sie herabzog, war das Stück Fleisch, welches über Alexandria gehangen, ganz verdorben, während das andere, das über dem von der Cholera verschonten Dorfe gehangen, vollständig gut und gesund war. Es wäre interessant, die Versuche fortzusetzen und die Resultate weiter zu verwerthen.

Vor ein paar Tagen hatten auf dem Berlin-Potsdamer Bahnhof die Passagiere bereits Platz genommen und erwarteten die Abfahrt, als eine junge, anständig gekleidete Frau an einen Wagen zweiter Klasse heranstürzte, einer am Fenster sitzenden Dame ihr etwa halbjähriges Kind mit den Worten zuschob: „Bitte, halten Sie gefälligst einen Augenblick diese Kleine, ich will nur schnell noch ein Billet lösen!" und damit verschwand. Der Zug ging jedoch ab, ohne daß sie sich wieder blicken ließ, und die Fremde soll sich auch auf der nächsten Station nicht gemeldet haben. Die Dame hat einstweilen das Kind mit nach ihrer Heimath bei Magdeburg genommen.

Wie bei allen Gelegenheiten, hat es auch beim Frankfurter Jugendwehrtag nicht an humoristischen Ueberschwänglichkeiten gefehlt, und ein Redner hat sich in seiner Begeisterung für die Sache zu der gewiß gutgemeinten Redensart versiegen: „ja, meine Herren, es muß noch so weit kommen, daß unsere Söhne die Gewehre mit der Muttermilch einsaugen!"

Gemeinnütziges.

Um junge Tauben schnell zu mästen, nehme man sie in einem Alter von 19—20 Tagen aus dem Taubenschlag und mache ihnen ein Nest, über welches man einen Korb stülpt, so daß der Luft der Zutritt ausgeschlossen ist. Zwei Mal des Tages, Morgens und Abends, nimmt man die jungen Tauben aus ihrem Bette, öffnet behutsam die Schnäbelchen und gibt jeder nach der Größe 50—80, selbst 100 Maiskörner, die man zuerst 24 Stunden im Wasser hat weichen lassen. In 10—15 Tagen ist die Taube so fett, wie die, welche die Stadt Mons in den Niederlanden weit und breit versendet.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 121. Sonntag, 8. Oktober 1865.

Andere Zeiten.

(Fortsetzung.)

„Siehst Du?“ meinte die Mutter auf ihres Vaters Aeußerung. „Du selber sagtest ja vorhin: auch wir hätten nun, Gottlob! Frieden, und die Oudinot'schen nicht allzusehr zu fürchten. Auch müßten die Durchmärsche bald aufhören. Es ist freilich übel, daß nach all den andern herben Schlägen so viele Verluste von Kunden drohen und treffen. Allein das ist einmal nicht anders in solchen Zeitläuften. Als die Preußen den Polen Westpreußen abnahmen, ging es Deinem Vater auch so und er war oft in schwerer Sorge. Aber das glich sich später wieder aus, so daß er, obwohl er keine Reichthümer hinterließ, doch auch als ehrlicher Mann sein Haupt auf das Sterbekissen legen konnte, was zuletzt die Hauptsache ist. Auch Du wirst diese Trübsal überdauern, mein Sohn — sie vielleicht künftig einmal segnen. Traf Susanne — diese war inzwischen wieder in den Laden gegangen — der Tod ihres Mannes nicht hart genug? Und doch mußte sie noch das hübsche neue Haus auf Stolzenberg, in das er sie als junge Frau geführt hatte, vor ihren Augen zerstören sehen, als die Franzosen anrückten und General Kalkreuth die Vorstädte niederbrennen ließ. Aber sie verwand auch das, wie es einem tapferen Herzen und christlichen Gemüthe geziemt. Und der Herrgott hat ihr einen reichen Ersatz für alles Verlorene beschert, einen biedern Mann. Daß die Domaine durch den Krieg zurückgekommen ist, macht mir keine Sorge — mit Gottes und Susannens Hilfe wird der Amtmann sich schon emporarbeiten. Wie Großvater sagt: Wer viel Schlimmeres erfahren hat, der fürchtet nichts, weiß, daß auch das Schlimmste endlich vorübergeht. Du hast es um Deine Mitbürger wahrlich verdient. — Nun, laß mich nur ausreden, von Deiner Mutter kannst Du das immer anhören. Ja, Ulrich, wenn es Dir nicht einmal noch wohl geht, wem sonst? Aber stehst Du, mein Sohn, zur rechten Wohlfahrt gehören immer zweie — es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, zumal in so trüber, schwerer Zeit. Da braucht er gerade erst recht eine treue, wackere Gehilfin.“

Ulrich hatte von Anfang an gewußt, wohin diese lange Rede endlich führen würde. Ein Anflug von Lächeln ward auf seinem ernsten Antlitz sichtbar — seit längerer Zeit bestand ja der Refrain ihrer Reden in demselben Gedanken, gleichviel ob er in eine Bitte, einen Wunsch oder Rath eingekleidet wurde. Doch hatte sein Lächeln viel mehr Melancholisches, als Schalkhaftes.

Sie mißverstand diesen Ausdruck. „Der Krieg hat zwar viele Familien sehr heruntergebracht, doch gibt es noch immerhin Wohlhabende, unter deren Töchtern Du unbedenklich wählen darfst. Du bist ein stattlicher Mann — still, ich kann das sagen. Ich wüßte Manche, die Dir verstohlen nachschaut und mit einem stillen Seufzer dazu, wenn Du so für Dich, als gäbe es auf Gottes Erdboden gar keine Frauenzimmer, vorübergehst. Ja, und obendrein manche Feine, da einmal von jeher Dein Sinn nicht nach Gewöhnlichem stand, Mosje Obenhinaus.“

Er wechselte jäh die Farbe. Nach einem flüchtigen Erröthen war sein Gesicht jedoch noch bleicher als sonst. Die Mutter mochte es bemerken, trotz der geringen Tageshelle — hastig fuhr sie fort:

„Und die Väter würden auch nichts dagegen haben, würden Dich als Schwiegersohn Manchem vorziehen, der mehr besitzt. Welch wackerer und gescheidter Mensch Du bist, ist ja stadtkundig.“

„Meine Bescheidenheit kann es hier wirklich nicht länger aushalten,“ unterbrach er sie in erzwungenem lustigen Tone, stand schnell auf und wollte sich mit seinem Buch entfernen. Sie erhaschte jedoch seinen Rockzipfel und hielt denselben so fest, daß

er ſich ohne Anwendung von Gewalt nicht befreien konnte. So ergab es ſich denn gelaſſig in das Unvermeidliche und ließ die mütterliche Beredtſamkeit ſich weiter ergießen.

„Auch ſtammſt Du ja, obwohl nicht aus einer Großbürgerſippſchaft, oder gar aus einem der Geſchlechter, doch aus einer anſtändigen Familie, die ſich Jahrhunderte lang ehrbar und rechtſchaffen hielt und in Achtung bei allen Mitbürgern ſtund und ſteht. In der alten Hausposſille da haben Deine Vorfahren Alles aufgezeichnet, das ſich bei den Gerhardt's jemals begeben hat. Wenn ein Kind geboren oder eine Hochzeit gefeiert ward, oder ein Familienglied das Zeitliche ſegnete. Las Dein oder mein Vater mir daraus vor, ſo kam mich immer ein Stolz an, obwohl ich, weiß Gott, ſonſt kein Aederchen von Hochmuth in mir habe. Kein Gerhardt, der nicht in die Hundertmänner gewählt wurde! Sie hätten es vielleicht auch zu größeren Ehren bringen können, aber ſie ließen ſich daran genügen, daß dieſes Haus und der Handel vom Vater auf den Sohn forterbte, wollten nichts anderes ſein als rechtſchaffene Bürgersleute. Du ſelbſt haſt dem Wunſch des Vaters nachgegeben, obgleich es Dich in die Ferne zog. Auch haben ſie ſich immer nur in unbeſcholtene und anſtändige Verwandtſchaft hineingeheirathet und gleichviel, ob die Frau etwas oder nichts zubrachte, glücklich gehauſt in dieſem alten Gebäude, vom Großvater auf den Enkel und Urenkel und ſo fort. Und die Braut erkoren ſie ſich ſtets unter den altſtädtiſchen Bürgerstöchtern, wie ſie auch ihre Töchter nur an altſtädtiſche Bürger und Bürgersſöhne vergaben. Das iſt ſo gehalten worden Jahrhunderte lang bis auf die jüngſte Zeit und —"

Sie begann ihre Bekannten, die ihr etwa für ihn zur Frau geeignet ſchienen, aufzuzählen und deren Vorzüge in das glänzendſte Licht zu ſetzen, indem ſie hervorhob, wie ſeine Vorfahren ſtets lange vor dem dreißigſten Lebensjahre gefreit hätten.

„Ich weiß ja, daß die Gerhardt's ebenſo auf das hielten, was von den Urgroßvätern her Brauch war, wie irgend eine der ſtolzeſten Patrizierfamilien, oder wie ein regierendes Haus." Sein Ton hatte eine Beimiſchung von gutmüthigem Spott. „Glücklicherweiſe wird das aber nicht länger und in alle Ewigkeit ſo fortgehen. Gerade der Vater, der ſo viel auf die überkommenen Bräuche gab, führte ſo große Neuerungen ein, daß damit in das ganze Herkommen eine Breſche geſchoſſen iſt, die ich, offen geſtanden, als ein Luftloch betrachte, durch das man doch einigermaßen frei athmen kann. Das Alles iſt vorüber, liebe Mutter — Gott ſei Dank, wir leben in einer neuen Zeit und ſchauen vorwärts, nicht rückwärts bei Allem, was wir thun mögen; laſſen uns nicht mehr einzwängen in die enge Form der Vergangenheit."

Sie ſchaute ihn ob ſeiner Freigeiſterei verwundert, faſt beſtürzt an.

„Der Vater dachte in mancher Hinſicht anders, als es ſonſt üblich bei den Gerhardt's war!" fuhr er, um ſie zu beſchwichtigen, lächelnd fort. „Er freite keine altſtädtiſche Bürgerstochter, noch verheirathete er Suſanne an einen altſtädtiſchen Bürger."

„Nun ein altſtädtiſcher Bürgersſohn war Röger und als wohlhabender Bürger von Stolzenberg ein ganz annehmbarer Schwiegerſohn. Und meiner Herkunft hatte er ſich auch nicht zu ſchämen — Schulmeiſter ſind und waren immer ſtudirte, angeſehene Leute; nicht wahr, Vater?"

„Nun, mit Unterſchied. In einer Rathsverordnung von 1663 heißt es, daß ſchon Holzhauer, Bierfidler, Soldaten und dergleichen Leute Schulen zu halten angefangen hätten," erwiederte der Alte bedächtig. „Es ſollten daher fortan außer den polniſchen Muſik- und Mädchenſchulen in jedem Sprengel nur vier Privatlehrer ſein und dem betreffenden Rektor vierteljährig Bericht —"

„Ach, ich meine nicht die Privatlehrer, ſondern die ordentlichen Schulmeiſter," unterbrach die Tochter ſeine Auseinanderſetzung. „Das waren wohlangeſehene ſtudirte Leute."

„O ja — gewiß. Die Schulmeiſter zu St. Marien, St. Johannis und St. Katharinen erhielten vor zwei Jahrhunderten vom Rathe außer freier Wohnung, je nach dem Kontrakt, jährlich etwa vierzig Mark; außerdem von jedem Schüler per Quartal fünf Groſchen und jährlich fünf Groſchen Holzgeld. Dafür mußte er ſich freilich zwei Geſellen halten und mit ihnen in der Kirche Veſper und Metten ſingen und im Chor dienen, das Geld galt damals aber mehr als heute, auch waren zu ſelbiger Zeit die Pfarrſtellen noch nicht ſo gut dotirt wie ſpäter, weßhalb der Schulmeiſter immerhin eine angeſehene Perſon war. Der Pfarrer Lidicius an der St. Katharinenkirche bat zum Exempel Anno 1581 die Kirchenvorſteher um Gotteswillen um Holz, worauf ihm denn ein polniſcher Gulden bewilligt wurde. Und gelehrt mußte ein Schulmeiſter ſein, hatte außer dem Lehren von Leſen, Schreiben und Rechnen, Katechismus, kirchlichem Geſang auch noch Redeübungen zu halten und Latein und Griechiſch zu treiben."

„Da hörſt Du es, Ulrich, daß Dein Vater nicht unter ſeinem Stande heirathete. Zugebracht habe ich ihm freilich nichts."

„Rechnen Sie ein treues Herz und eine unausgesetzte Thätigkeit, hausmütterliche Sorge für nichts?“

Sie war nun völlig zufrieden gestellt — für sich selber. „Nun, Deine Zukünftige könnte Dir außerdem doch eine Mitgift zubringen, die Dich aus Deinen augenblicklichen Verlegenheiten befreite und —“

„Ich verkaufe mich nicht!“ war die rasche, fast harte Erwiederung.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Prinz als Eheprokurator.

Die Bauern in der Umgegend von London zogen jubelnd und singend durch die Landschaften. Man hatte in der großen Weltstadt heute einen erneuten Versuch gemacht, den Prinzen Georg zum Regenten auszurufen, da neue Anfälle von Geisteskrankheit den alten König Georg III. wieder auf längere Zeit der Regierung entfremdeten. Einem Haufen voran zog James, ein Pachter aus der Nähe Londons, der einen großen Einfluß auf die Landbevölkerung haben mußte, da sich die ganze Schaar nur mit dem Versprechen von ihm trennte, nichts ohne ihn weiter zu unternehmen; wogegen der Kümmige Pachter versicherte, zu jeder Zeit am Platze zu sein und gegen die Feinde des Prinzen einzustehen, die ja heute, wie er gleich einem hochweisen Politikus explizirte, schon eine so bedeutende Niederlage erlitten hätten, daß das Parlament vielleicht schon über Nacht die Regentschaftsbill werde annehmen müssen.

In James' Wohnung auf dem Pachthofe sieht es einfach, aber außerordentlich reinlich aus, denn Mary, sein junges Bäschen, waltet darin mit einer Liebenswürdigkeit und Eigenheit, daß die ländliche Häuslichkeit zu einem kleinen Paradiese umgewandelt ist. Das wußte der Herr Pastor Robert, der eben eintrat, als Mary in die Küche wollte, um das Essen zu besorgen.

„Ei, ei, Sir Robert, schon zurück? Ich glaubte, Sie würden die ganze Grafschaft durchreisen?“ Mit diesen Worten empfing die jugendliche hübsche Wirthschafterin den geliebten Pfarrherrn, der ihr antwortete, daß er seine Rundreise bereits beendigt habe und nun zuerst hier absteige, um zu sehen, wie es auf dem Pachthofe ginge. „Doch wo steckt Dein Vetter, liebe Mary?“ fragte dann Sir Robert und sah die Kleine mit theilnehmenden Blicken groß an.

„James,“ begann Mary mit leiser Stimme, „ist seit den vierzehn Tagen, die Sie fort waren, ebenfalls wenig zu Hause gewesen. Fast täglich zieht er mit den Bauern der ganzen Gegend nach London. Sie beschäftigen sich, wie er sagt, mit der Regierung, und wenn ich wissen will, was sie treiben und ob er vielleicht auch zu Denen gehört, die von dem jungen Prinzen George nichts wissen wollen, so antwortet er mir: das kümmert Dich nichts, Mary, Frauenzimmer sollen keine Politik treiben.“

„So Unrecht hat dabei James nicht,“ erwiederte begütigend der Pastor. „Uebrigens kann sich meine kleine Mary über des Vetters Thun und Treiben trösten. James ist ein Hitzkopf, aber kein schlechter Mensch; indessen werde ich ihn ausforschen, und sollte er wirklich auf falschem Wege sein, so sei versichert, daß ich ihn auf den richtigen zurückführe.“

In diesem Augenblicke trat James mit freudestrahlendem Gesichte ein und begrüßte ebenfalls mit einer Liebe den alten Pfarrherrn, die deutlich bewies, wie glücklich sich die Gemeinde schätzte, einen solchen Mann als Seelsorger zu haben. „Mary! Pfeifen, Tabak und ein Glas Gin! Und dann, Herr Pastor, bleiben Sie bei uns, essen einen Teller Suppe mit.“

Mary that, wie ihr geheißen war. Der Pfarrer machte zwar Einwendungen, indem er vorgab, in die Pfarre zurück zu müssen, da er heute schon die Abendandacht leiten wolle, allein auf James' Bitten ließ sich der alte Herr doch bewegen, da zu bleiben, und Mary ging zur Küche, um für den Tisch zu sorgen.

Sofort begann nun Sir Robert sein Examen mit James und erfuhr dann, daß noch heute Abend für den Prinzen George eine dritte Demonstration beabsichtigt werde, in Folge deren das Parlament die Bill wegen der Regentschaft annehmen müsse. Diese Aeußerung stellte den alten Herrn zwar einigermaßen zufrieden, dennoch aber äußerte er, daß der Prinz in der jüngsten Zeit zu leichtfertige Streiche gemacht habe, daher seine Feinde, wenn auch nicht gegen den Prinzen selbst, doch gegen die frühe Regentschaft wären. „Ihr handelt zu überstürzt,“ fuhr Sir Robert fort, „und sicher wäre es für den Lebenswandel unseres Prinzen besser, wenn die Bill noch nicht durchginge.“

„Nichts da! Herr Pastor! durch die Krankheit des alten Vaters ist freilich der arme Prinz bezüglich seiner Erziehung ganz vernachlässigt, ja er ist sich fast mehr selbst überlassen, als irgend eines andern Menschen Kind, wird er aber erst selbstständig, so sollen Sie sehen, daß die Sache ein ander Gesicht bekommt. Gesehen habe ich zwar den Prinzen noch nicht, aber nach Allem zu urtheilen, was man von ihm hört, ist er eine treuherzige Seele, ein guter Mensch! Und was die tollen

Streiche anbetrifft, ſo möchte ich wohl wiſſen, Herr Paſtor, ob Sie, als Student, in des Prinzen Alter etwa nicht ähnliche Streiche machten, und nun trotzdem ein Mann ſind, dem die ganze Gegend die Hand küßt!"

Sir Robert lächelte zu dieſer ebenſo ſchlichten, als gut gemeinten Aeußerung und theilte nun James mit, wie ſehr Mary wegen ſeiner in Sorge geweſen ſei.

James ſah erſt traurig vor ſich hin, dann aber erwiederte er: „Mary iſt der Segen Gottes, Herr Paſtor; an dem Tage, wo ihre Mutter ſtarb, ſagte mir dieſe: „James, ſie hat nur Dich allein auf der Welt! — Damals war ſie noch ein kleines Ding, mit dem aber alles Glück in mein Haus einzog. Einen Monat nach dem Tode ihrer Mutter zerſtörte ein heftiges Gewitter meine ganze Ernte."

„Und das nennſt Du Glück?" unterbrach ihn Sir Robert.

„Das nenn' ich Glück," fuhr James fort, „denn es lehrte mich, daß ich mehr arbeiten müſſe, um künftig ſolchen Schlägen zu widerſtehen. Ich ſchlief täglich ein paar Stunden weniger, arbeitete doppelt und wurde immer dicker. Ein Jahr darauf kam ein anderer Segen Gottes. Mein Onkel ſtarb und hinterließ mir mit fünf Kindern ſeine erblindete Mutter. Da natürlich ſtand ich noch zwei Stunden früher auf, ich arbeitete noch mehr und — ich wurde doch immer dicker."

„Ja freilich," fuhr Sir Robert gerührt dazwiſchen, „der Segen Gottes."

„Das meine ich ja," begann James wieder. „Indeſſen, jetzt geht's nicht mehr recht. Die arme Blinde hat zwar der Herr zu ſich genommen, doch die Kinder wollen nun was erlernen. Der Pachtzins iſt mir erhöht, die Steuern wachſen; ich arbeite was ich kann, aber — — Mary thut mehr, als ihr Alter und ihre Kräfte es erlauben, und ſehen Sie, Herr Paſtor, das will mir oft das Herz zerreißen. Ich habe deßhalb dieſer Tage einen Entſchluß gefaßt, der mich über alle Sorge heben und Mary's Lage beſſern ſoll."

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Rechtfertigungsgründe für den Schnurrbart.) Unter dieſer Ueberſchrift lieſt man in dem engliſchen „Punch's Almanac": Wir geben hier eine Liſte, welche das Tragen von Schnurrbärten rechtfertigt. Es hat uns viele Mühe gekoſtet, ſie zuſammen zu ſtellen. Wir mußten deßhalb wenigſtens 1000 mit Schnurrbärten geſchmückte Perſonen befragen. Folgendes iſt das Ergebniß ihrer Antworten: Man trägt Schnurrbärte, um ſich nicht raſiren zu dürfen, dies war die Antwort von 69 Perſonen; um ſich gegen den Schnupfen zu ſchützen, 32; um die Zähne zu verdecken, 5; um eine hervorragende Naſe zu verbergen, 5; um es zu vermeiden, im Auslande für einen Engländer gehalten zu werden, 7; weil man Militär iſt, 6; weil man Militär war, 22; um den Prinzen Albert nachzuahmen, 2; um ſich das Ausſehen eines Künſtlers zu geben, 29; weil man Sänger iſt, 3; weil unſere liebe Frau den Schnurrbart liebt, 5; weil man Touriſt iſt, 17; weil man lange auf dem Feſtlande gelebt hat, 3; weil der Schnurrbart das Athmen unterſtützt, 29; weil er der Geſundheit zuträglich iſt, 77; weil er die Bewunderung der Mädchenwelt erregt, 471.

In einer der letzten Schlachten in Nordamerika wurde der rechte Arm des Generals Howard von einer Kugel zerſchmettert und mußte oberhalb des Ellenbogens amputirt werden. An ſeinem Schmerzenslager ſtand der General Kenarney, der im mexikaniſchen Kriege ſeinen linken Arm verloren hatte. „General," ſagte Howard, „ich will Ihnen einen Vorſchlag machen; laſſen Sie uns künftig unſere Handſchuhe zuſammen kaufen."

Hausfrau: „Da ſieh' nur, jetzt haſt Du den Braten wieder über Deiner Toilette vergeſſen und ihn anbrennen laſſen, Du gefällſt mir jeden Tag weniger!" — Köchin: „Allen im Hauſe kann man's nicht recht machen. Der Herr ſagte wieder: ich gefiele ihm jeden Tag beſſer."

Das Innere des deutſchen Reichsapfels war mit Erde gefüllt — ein Sinnbild, daß Alles wieder zur Erde wird und auch die größten Reiche zerfallen.

Charade.

Wie dünkt mir die Zeit, was die zwei Erſten nennen,
Wenn mein begehrend Herz voll Sehnſucht deiner harrt!
Die Letzten ruf' ich ſtets, willſt du dich von mir trennen,
Und fühl' das Ganze nicht in deiner Gegenwart.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 122. Dienstag, 10. Oktober 1865.

Andere Zeiten.

(Fortsetzung.)

Die Mutter trat näher zu ihm heran und schaute prüfend zu ihm auf. Er vermied es, ihrem zärtlich forschenden Blick zu begegnen.

„So hast Du also Dein Auge auf eine geworfen, die Dir nichts zubringen könnte?“ sagte sie leise. „Vielleicht ist sie gar keine Bürgerstochter, sondern unter Deinem, unserem Stande? Doch selbst dann, Ulrich — warum hast Du kein Vertrauen zu Deiner Mutter? Glaubst Du, es sei mir entgangen, daß Du anders bist als früher, fast so, wie damals, daß Du — in Deiner Jugend —“

Er hatte ungeduldig auffahren wollen bei ihren ersten Worten, bezwang sich jedoch und jetzt, als sie zögernd inne hielt, offenbar in Verlegenheit um das rechte und nicht verletzende Wort, wandte er sich hastig ab.

„Mutter! Ulrich — geschwind! Ein Gast kommt! Rathet einmal wer!“ jubelte Susanne.

„Doch nicht etwa der Amtmann, Dein Verlobter?“ Die Mutter ließ des Sohnes Rockschoß los.

„O nein, nicht so weit her — nur aus der Jopengasse!“ tönte es zurück.

„Herrgott, die Ottilie Wymar!“ schrie Frau Gerhardt beinahe auf. Rasch warf sie einen Blick rings umher und dann in den kleinen runden Spiegel über der zierlich geschnitzten Kommode. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß die Stube makellos aufgeräumt und ihre Haube nicht verschoben sei, eilte sie dem lieben und so vornehmen Gast entgegen.

Auf Ulrich's Antlitz war ein glühendes Roth aufgeflammt. Auch er hatte Miene gemacht, dem Gast entgegen zu eilen, der schon erhobene Fuß war indeß wieder zurückgezogen.

II.

Das Gerhardt'sche Haus auf der Pfefferstadt, der stattlichsten Straße der winkeligen Altstadt, war Eigenthum eines Großbürgers gewesen, ehe es in den Besitz der Krämerfamilie kam. Es trug daher nicht den kleinbürgerlichen Charakter vieler altstädtischen Häuser, obgleich es jetzt alt und verfallen war und im Laufe der Zeit Manches dem Bedürfniß, wie dem Vermögen der jetzigen Bewohner entsprechend, geändert worden. Die hohe Giebelfronte schmückten Stuck- und Bildhauerarbeiten, von denen freilich die ersten sich arg verwittert erwiesen. Die massive Hausthüre, darüber das hohe Fenster mit kleinen, in Blei gefaßten Scheiben, umgab eine zierlich geschnitzte Einfassung von Eichenholz; eine ähnliche, doch schon vielfach von der Zeit mitgenommen, den Beischlag, der nach dortiger Sitte vom Hause bis zur Straßenrinne reicht, von dem hier drei Stufen hinabführten. Der Beischlag war jedoch nicht frei, noch mit Bänken und Blumenkübeln geschmückt, wie etwa der einer Patrizierwohnung. Auf demselben war vielmehr ein hölzerner Bau errichtet worden, der, wie man das hier häufig findet, als Kramladen diente und nur einen Gang zur Hausthüre frei ließ. Auch die hohe Halle war nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt geblieben, sondern ein an den Laden stoßendes Gemach hineingebaut worden, das nur durch die Glasthüren nach dem Laden und Flur erhellt, sonst als Waarenlager, jetzt aber als Ulrich's Schlafstätte diente, da man keine Vorräthe besaß. Ueber demselben befand sich eine sogenannte Hangelstube — Zwischengeschoß — die Wohnung Susannens während ihrer Mädchenjahre und jetzt wieder. Die Mutter und ihr Vater hausten in dem großen Gemach hinten heraus, das zugleich als Wohnstube benutzt ward, doch früher des Erbauers Comptoir gewesen war, von welchem ein Gerhardt aber auch eine kleine Küche abgezweigt hatte. In besseren Zeiten durfte sich die Familie nicht mit diesen

Räumen begnügen, jetzt waren die übrigen noch bewohnbaren vermiethet. Augenblicklich hatte man das hintere Gemach der Einquartierung eingeräumt, Ulrich den Großvater zu sich genommen und Susanne die Mutter. Der alte Mann fühlte sich unendlich unbehaglich, da er von dem längstgewohnten Platz am Ofen verbannt war und man aus Mangel an Raum nicht einmal seinen alten gepolsterten Sorgenstuhl in das neue Logis setzen konnte. Bei dem Durchmarsch der Russen im vorigen Jahre, wie bei der Einquartierung während der Belagerungszeit und nach dem Einmarsche der Franzosen, war er auf seinem Plätzchen geblieben, von den Soldaten nicht vertrieben worden. Die hatten freilich auch nicht zu der Oudinot'schen Division gehört.

Denn diese war in der That eingerückt und man vernahm schon jetzt vielfache Klagen über die unerschwinglichen Ansprüche der Soldateska, oft Zank und Streit oder gar Jammergeschrei in den Häusern. Die französische Besatzung hatte sich genug Exzesse erlaubt, den heruntergekommenen Bürger genug gequält. Seitdem Rapp Gouverneur war, schien es, strengere Mannszucht solle eingeführt werden — die Klagen der Bedrückten wurden gehört, die Schuldigen bestraft; blieb es dabei, so mußte bald eine bessere Disziplin herrschen. Allein die Truppen Oudinot's, unberührt von dieser Strenge, schienen sich noch gar nicht hineinfinden zu können in den Gedanken, daß es nun Frieden sei und Danzig nicht Feindesland. Die zahlreichen Beschwerden, die gleich nach dem Einmarsch beim Gouvernement einliefen, wurden nicht beachtet — man scheute sich offenbar, die bevorzugte und übermüthige Truppe wie die andere zu behandeln.

Darüber sprach Ulrich mit seiner Schwester in dem kleinen düsteren Gemach neben dem Laden. „Ich muß doch so lange warten, bis die Mutter hereinkommt," sagte er. „Wenn die Soldaten inzwischen anlangen, kannst Du das Abendbrod nicht beschicken und zugleich hier Käufer bedienen." Er legte den Hut wieder hin, den er schon in der Hand hielt.

„O nein, gehe nur. Der Tisch ist gedeckt, das Essen bereit — ich darf es blos auftragen. So lange wartet schon Jeder, der zufällig in den Laden kommt." Sie begab sich nach der Küche.

Ulrich fertigte noch einen Kunden ab, dann rief er auf dem Flur seiner Schwester zu: „Ich gehe denn — wartete ich auf die Mutter, so träfe ich die Leute nicht mehr zu Hause. Aber ich lasse Dich nicht gern allein."

„Sei unbesorgt — ich bin mit den Leuten ja gestern und heute fertig geworden. Weißt Du," fügte sie, in den Flur tretend, hinzu: „warum Ottilie Wymar von ihren Eltern herberufen wurde? Sie wollen sie verheirathen."

„Adieu!" Er schritt hastig aus der Hausthüre.

„Gute Verrichtung!" rief sie ihm nach.

Der Wunsch war wohl angebracht. Oder wo bedürfte man seiner mehr als bei dem sauern Geschäfte, Gelder einzukassiren, säumige Schuldner zu mahnen? Doch nicht daran dachte Ulrich, als er die nach der Paradiesgasse führende Quergasse einschlug, obwohl er des Geldes so dringend bedurfte. Selbst später, als er wußte, daß sein Ausgang, wie er vorher gefürchtet hatte, wirklich vergebens sei, da Niemand zu zahlen vermochte, selbst jetzt noch beherrschte ihn vorzugsweise ein anderer Gedanke als der, wie es nun werden solle, da seine Kasse gänzlich erschöpft sei. Ohne zu beachten, wohin er sich wendete, ging er rasch weiter, gleichsam um Dem zu entfliehen, was ihn doch unablässig begleitete. So schritt er über die von der Radaune gebildete Schildinsel, an der großen vom Orden schon im vierzehnten Jahrhundert erbauten Mühle und St. Katharinen, der altstädtischen Pfarrkirche vorüber; kreuzte den altstädtischen Graben, warf im Vorüberschreiten einen Blick auf den alten Thurm „Kiek in die Kök" und das Dominikaner- oder Schwarzmönchenkloster und setzte seinen Weg fort durch die neue Gasse, die Scheibenreiter-, Goldschmiede- und Korkenmachergasse auf den Kirchhof zu St. Marien. Doch auch hier weilte er nicht, sondern trat in die Jopengasse und blieb erst vor einem der prächtigen alterthümlichen Häuser derselben stehen.

Auf dem mit Fliesen zierlich ausgelegten Beischlag stand zu jeder Seite der kunstvoll geschnitzten Hausthüre eine steinerne Bank mit schöner Steinmetzenarbeit. Riesige Steinkugeln trugen die vergoldeten Eisenstangen, welche den Beischlag einfriedigten; Bildsäulen schmückten den hohen Giebel, schöne Simse die großen Fenster und die Thüreinfassung. Wie oft hatte er den Duft der Linde, welche den Vorbau beschattete, eingeathmet! — wie viel öfter noch der vergoldete Drachenkopf, der das Ende der Dachrinne zierte, im Sonnenstrahl ihm entgegengeblickt, wenn er um die Ecke des nächsten zur Heiligengeistgasse führenden Quergäßchens bog! Und noch öfter hatte er den schimmernden Griff Einlaß begehrend gehandhabt, denn nicht im Sonnenschein allein war er hier ein- und ausgegangen, sondern zu jeder Tages- und Jahreszeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Prinz als Eheprokurator.

(Fortſetzung.)

Sir Robert ſah den Erzähler mit fragenden Augen an. James aber fuhr ruhig fort: „Ich brauche auf meinem Pachthofe eine robuſte Perſon für die grobe Arbeit, die für die gute Mary nicht paßt, und da habe ich gedacht, ich ſuche mir ein Mädchen aus, ſo dick und ſtark als ich bin, mit Händen und Armen als die meinigen; dieſe heiratb' ich, denn als Magd würde ihr das andere Geſinde nicht gehorchen, und dann — dann braucht Mary nicht mehr ſo viel zu arbeiten. An den Wochentagen ſieht ſie nur in Haus und Hof nach, ob Alles in Ordnung zugeht, und am Sonntag geht ſie mit mir zur Kirche, oder ich fahre ſie zur Veränderung in meinem Wägelchen ſpazieren. Ich kaufe ihr ſchöne Kleider und nichts ſoll an ihrem Glücke fehlen."

„Aber was wird Deine Frau unterdeſſen machen, was wird ſie dazu ſagen?" fragte lächelnd der Paſtor, der ſehr wohl merkte, daß nur eine ſehr innige Liebe und Verehrung für Mary den armen James auf ſolche abſonderlichen Gedanken hatte bringen können.

„Meine Frau?" erwiederte James, „ei, gibt es doch auf meinem Pachthof für ſie ſo viel zu thun! Sie beſorgt die Hühner, Schweine, die Wäſche, ſie beſorgt das Eſſen für das Geſinde, ſie ſorgt für die Ochſen, für die Kühe und für mich. O, ſie wird mehr als genug zu thun haben, und wenn gar erſt ein Dutzend kleiner Kinder um ſie herum tummeln, dann geht erſt die Arbeit für ſie recht los. — Sehen Sie, Herr Paſtor, Mary von dieſem Plane etwas zu ſagen, dazu hatte ich den Muth noch nicht. Würden Sie dies Geſchäft nicht übernehmen? Sagen Sie ihr, nur aus Rückſicht für ſie thue ich das, und es ſolle mich nicht verhindern, ſie immer lieb zu haben, weßhalb ſie mich, wenn ſie nicht einmal eine ganz gute Parthie machen kann, nie verlaſſen ſoll, nie!"

Sir Robert erhob ſich und machte Anſtalt nach der Küche zu gehen. James aber hielt ihn feſt und ſagte: „Nein, jetzt noch nicht, ſagen Sie ihr's morgen, oder nächſte Woche, oder beſſer erſt nächſten Monat, ſo ſehr eilt es überhaupt gar nicht!" Und der Paſtor ſetzte ſich wieder nieder, nicht ohne ein heiteres Lächeln über das gutmüthige Herz, das er in dem ſcheinbar rohen Pachter halte kennen lernen.

Mary ſtreckte eben ihren Kopf in die geöffnete Thür und rief: „James, ein Viehhändler!"

Der thätige Pächter ſprang hinaus, Mary aber ſchlich leiſe in das Zimmer, um von dem Pfarrherrn zu hören, in welche ſtaatsgefährlichen Umtriebe der Vetter ſich etwa geſtürzt habe. Wie verwundert aber war ſie, als ſie den ſonſt ſo leutſeligen Paſtor ganz verdutzt fand, und ihn ſehr bald nach Hut und Stock greifen ſah, indem er vor ſich hin murmelte: „Schlimm, aber ich muß ſie und ihn retten."

Sie und ihn retten, dachte Mary, damit kann Niemand anders gemeint ſein als James und ich. Alle Schreckniſſe und Schreckbilder ſtiegen nun alsbald in der Seele des jungen Mädchens auf. Es ſchien ihr ganz richtig: James war ein Hochverräther oder etwas Aehnliches, und es drohte ihm Gefahr; ja Gefahr mußte ihm drohen, denn ſonſt hatte ſie ja nichts zu fürchten, da ſein Glück wie ſein Unglück auch das ihrige war. Fieberhaft ergriff ſie deßhalb Sir Robert's Hände. „Sie wollen gehen, uns verlaſſen?" fragte ſie weinend, „jetzt, wo Sie den armen Vetter ins Unglück ſtürzen ſehen?"

„Du haſt gelauſcht, Mary?"

„O, was denken Sie, Herr Paſtor! Keine Silbe Ihrer Unterredung habe ich belauſcht, allein ich ſehe es Ihnen an, James hat Ihnen ein wichtiges Geheimniß anvertraut."

„Ja, ja," fuhr Sir Robert fort, „ein Geheimniß wohl, aber ſei verſichert, kein ſtaatsgefährliches. Der König kann vor James ganz ruhig ſchlafen. — Ich wollte allerdings fort und über das ruhig nachdenken, was mir Dein Vetter mittheilte. Indeſſen es mag drum ſein, ich bleibe. Kommt Zeit, kommt Rath, Gott hilft über alle Klippen hinaus."

Das tröſtete einigermaßen die arme Kleine, zumal Sir Robert ihre Bitten um Mittheilung des Geheimniſſes mit der Bemerkung ablehnte, daß die Zeit bald kommen werde, wo ſie Alles erfahre.

James trat eben mit ſeinem Viehhändler ein und machte der Unterhaltung Mary's ein Ende. Sein Begleiter war ein hübſcher junger Mann, deſſen dichte Locken auf zwei breite Schultern niederfielen, die in zwei Arme ausliefen, wie ſie der beſte Borer von Profeſſion nicht kräftiger haben konnte.

„Ich habe ſchon mit vielen Fleiſchern und Viehhändlern zu thun gehabt, und es gibt nette Kerls unter ihnen, aber einen ſolchen wie Ihr, Herr George, wüßte ich in allen drei Königreichen England, Schottland und Irland nicht zu finden. Warum ſeid Ihr trotzdem ſo knauſerig? Legt noch einen halben Schilling pro Stück zu und Ihr habt alle Hämmel in meinem Stalle." Damit gab James dem hübſchen Burſchen einen freundlichen, aber ſo derb gerathenen Schlag auf die Schulter, daß dieſer mit den Worten: „Gut gegeben, aber ein Wolf frißt den andern nicht!" ihm einen noch ſtärkeren Schlag wieder verſetzte, nach welchem James ſeine

Schulter rieb, indem er entgegnete: „Ich sagte es ja vorher, Ihr seid ein tüchtiger Kerl.“

Mary hatte sich inzwischen entfernt gehabt und trug eben den Braten herein. George ward ebenfalls zu Tische geladen und die kleine Gesellschaft wurde bei jedem Trunke heiterer. Endlich faßte der Viehhändler zum Glase und sagte: „Auf's Wohl unseres Königs!“

„Auf sehr baldige Genesung!“ setzte Sir Robert verbesserud hinzu.

„Gott mag ihn noch lange erhalten,“ meinte James, „aber wenn ich heute einen Toast ausbringe, so muß er einem Andern gelten.“

„Wem, wem?“ fragten alle Drei zusammen.

„Einem Teufelskerl, einem leichtsinnigen Jungen, aber einem guten Engländer. Ich meine unseren Prinzen George. Es ist zwar ein Prinz, der sich in allen Wirthshäusern herumtreibt, der wie ein Kutscher trinkt und wie ein Matrose flucht; aber läßt ihn nur die tollen Hörner erst abgelaufen haben, so ist er der beste Regent in Europa. Das sagen Alle, die ihn persönlich kennen. Hoch unser Prinz!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus London erzählt man der „Kreuzztg.“: Wenn man Franklenzer sucht, braucht man im Allgemeinen nicht weit zu suchen. Auf der Erdoberfläche schwärmen sie in Legionen. Hier hat man auch deren unter dem Wasser entdeckt. Man wunderten sich die Schachtmeister an dem großen neuen Themsebrückenbau zu Blackfriars, daß die Arbeiten unter dem Wasser so langsam vorschritten, obwohl Arbeiter in zahlreichen Taucherglocken je sechs bis acht Stunden in dem schwarzen Grundwasser „thätig“ waren. Thätig wohl, aber in anderer Weise. Entschiedene Abneigung, naß zu werden, veranlaßte dieselben, innerhalb der Glocke es sich bei Würfel- und Kartenspiel gut sein zu lassen. Bier und Pfeifen wurden unter dem Taucherkamisol mit heruntergenommen, und nur aus atmosphärischen Gründen der Rauchtabak später durch Prisen ersetzt. So flossen die Arbeitsstunden angenehm dahin. Hin und wieder mußte der Eine oder der Andere einmal an dem Tau zupfen, um oben anzuzeigen, daß „unten noch Alles im Gange“. Endlich fiel es einem Manne in der Oberwelt bei, eine solche Glocke sehr schnell aufzuwinden, und dies gemüthliche Vergnügtsein wurde auf frischer That ertappt.

(Die Steuern Europa's.) Ein Nationalökonom, der Spanier Fernando Gorrito, hat berechnet, daß sich die Gesammtsteuerlast der 49 europäischen Staaten auf etwas mehr als 10,000 Millionen Fr. oder ca. 2666 Mill. Thlr. belaufe. Von dieser ungeheueren Summe muß die Hälfte zur Erhaltung der stehenden Heere dienen. Für die Zwecke des Unterrichts werden dagegen nur 125 Millionen Fr. oder der achtzigste Theil der Gesammtsumme verwendet.

(Flöhe — gestohlen.) Der Eigenthümer der vielbewunderten Flöhe hat in Leibnitz (Steiermark) einen großen Schaden erlitten. Ein Elender stahl ihm eine „ganze Menagerie“ von Flöhen sammt dem Geräthe, an welches sie gespannt waren. Es mögen an 30 Stück der lustigen Flöhe gewesen sein, welche der Industrieritter geraubt. Ein solcher Diebstahl ist gewiß noch nicht dagewesen.

(Er „soll“ sie „haben“.) Ein Berger Großhändler telegraphirte vor einigen Tagen dem Wiener Großhändler M.: „Heute ist mein Karl majorenn, tritt mit Neujahr als Compagnon in die Firma. Ich offerire denselben Ihrer Tochter R.“ Die Antwort lautete: „Acceptirt, meine Tochter erhält 40,000 fl. Unsere alte Freundschaft erhält ein Band der Ewigkeit.“

(Schwere Aufgabe.) Allbekannt ist das Gemälde, welches ein Kind darstellt, welches vor einem Spiegel stehend sich selbst in dem vom Glase zurückgeworfenen Bilde küßt. Eine Dame wünschte eine Kopie des Bildes, um es ihrer Tochter zu schenken, aber die Küsse auf den Mund schienen ihr bedenklich und so ersuchte sie den Maler, das Kind so darzustellen, wie es sich auf die Stirne küßt.

Reisender: Mein lieber Herr Wirth, Sie sehen mich ganz erstaunt über Ihre Freundlichkeit. Man hat Sie mir ganz anders geschildert. Wirth: Wie? Was halten Sie von mir? Glauben Sie, ich mache jedem hergelaufenen Lumpen sogleich Grobheiten.

Auflösung der Charade in № 121:
Langeweile.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 123. Freitag, 13. Oktober 1865.

Andere Zeiten.

(Fortsetzung.)

Fast heftig fuhr Ulrich aus seinem Sinnen empor. Was wollte er hier? Den Großhändler, seinen ehemaligen Prinzipal, um Hilfe ansprechen? Die heiße Schamröthe, die ihm in das Gesicht stieg, wich bald tiefer Blässe. Daß es so weit gekommen war — kommen mußte mit ihm! Und doch hatte ihn nicht diese Absicht hierhergeführt; er wußte ja, daß der reiche Kaufmann die schönen Sommerabende nicht daheim in der engen dumpfigen Stadt, sondern auf seiner Besitzung vor dem Thore zubrachte, auf welcher seine Familie im Sommer stets wohnte. Jetzt war diese Sommerwohnung durch die Belagerung jedoch zerstört: Das stattliche Haus lag wie ausgestorben da.

Doch nein, da öffnete sich die Thüre und eine Magd trat heraus, um den Abend auf der Gasse zu genießen. Hastig wandte sich Ulrich dem Ende der Jopengasse, der Fronte des alten, imposanten Zeughauses zu, das die Franzosen auch in Besitz genommen hatten, wie so manches andere stattliche Gebäude. Gleichzeitig öffnete sich ein Fenster im zweiten Stock und ein französischer Offizier schaute lachend herab und dem Träumer nach, der das Haus in völliger Selbstvergessenheit angestarrt hatte. Aus dieser war nun der junge Mann völlig zu sich gekommen; er erschrack lebhaft, als ihm einfiel, daß er hier zwecklos umherlaufe oder stehe, während die Seinigen daheim vielleicht seines Schutzes bedurften. Durch die Scharmacher- und Kohlengasse und dann die Breitgasse hinauf, eilte er zu dem schmalen Thor, das den Namen Breites Thor führte, weil es die Breite Gasse abschloß, zur Rechtsstadt hinaus, über den Kohlenmarkt, durch die enge, doch belebte Schmiedgasse in die Pfefferstadt. An deren Eingang befindet sich das altstädtische Rathhaus, ein ehrwürdiger Bau in holländischem Styl mit zierlichem, schlankem Thurm. In der Nähe wohnte einst der berühmteste Danziger: der Bierbrauer und Astronom Hevelius. — Selbst in den engsten, düstersten Quergäßchen, durch die er gegangen war, wie in allen andern der Stadt, fanden sich schöne, alterthümliche, reichverzierte Häuser als Ueberbleibsel jenes Reichthums und Kunstsinns, der einst Danzig so sehr auszeichnete. Ueberall aber zeigten sich zugleich auch Spuren der Verarmung und Entvölkerung, die seit dem Verfall des schutzherrlichen Polenreichs die größte und durch ihre Lage am meisten begünstigte Handelsstadt Polnisch- oder Westpreußens heimgesucht hatte.

Susanne hatte nach seiner Entfernung beschickt, was noch nöthig war und dabei an Mancherlei gedacht — Vergangenes und Zukünftiges. Das Letztere war meist angenehmer als jenes, obwohl auch das verschönt oder doch gemildert ward durch die Erinnerung. Sie sah sich als junges Mädchen in der Bude neben dem Vater, dem sie helfen mußte, weil Ulrich im Comptoir Wymar's arbeitete. An Werktagen kam häufig ein junger Mann, der die Landwirthschaft erlernte auf einem Gute in der Nachbarschaft, mit den zu verkaufenden Produkten zum Jakobsthor herein, über den Kassubischen Markt nach der Pfefferstadt, um bei ihnen an Materialien zu entnehmen, was er der Wirthschafterin oder der gnädigen Frau oder auch anderen Leuten auf dem Hofe oder im Dorfe mitbringen sollte aus der Stadt. Denn es gab Niemand, der bereitwilliger solche Aufträge übernommen hätte. Durfte er doch desto länger in dem Kramladen verweilen und war dem Vater desto willkommener, je mehr er verlangte und kaufte. Der Tochter wäre er auch ohnedies willkommen gewesen, obgleich ihr Verkehr sich nur auf einen Gruß beim Kommen und Gehen, auf seine bewundernden Blicke und ihr verschämtes Erröthen und einige gleichgiltige Worte beschränkte. Doch er

beſaß nichts, um ſo mehr aber ihr Vater jene Hartnäckigkeit, die zäh an dem Ueberkommenen hält; jenen Stolz auf ſeinen Stand, der bei dem Kleinbürger nicht minder feſt wurzelte, als bei dem Patrizier oder Adeligen. Seine Tochter ſollte einmal, wie das der Fall geweſen bei allen Mädchen ſeiner Familie, keinen Andern heirathen, als den Sohn eines altſtädtiſchen Bürgers. — Dies geſchah denn auch — natürlich, denn die Kinder wurden damals noch erzogen im blinden Gehorſam gegen die Eltern; es konnte ihnen, waren ſie ſonſt gut geartet, gar nicht einfallen, einen andern Willen zu haben als den des Vaters. Suſanne hatte ſich redlich bemüht, ihre Pflichten zu erfüllen und ihr friſcher kräftiger Sinn half ihr über Manches hinweg, was Andere ſchwer gedrückt hätte, dennoch —

Aber was dachte ſie jener Zeit, die hinter ihr lag? Sie war ja Wittwe, hatte ihren Gatten treu gepflegt in ſeinem langen Siechthum und ihn betrauert, wie es ſich ziemte. Als darnach eines Tages ein alter Bekannter, der ſich inzwiſchen tüchtig emporgearbeitet und kürzlich eine Domaine im Lauenburgiſchen gepachtet hatte, wieder in den Kramladen und dann auch in das Hinterzimmer kam, da war die Vergangenheit oder doch ihr Leid vergeſſen, verſchwunden.

Sie träumte alſo lieber von dem künftigen Glück — allein ohne ihr Zuthun miſchten ſich doch Erinnerungen ein. Der ſelige Vater meinte es gut — Friede ſeiner Aſche — doch auch Ulrich hatte gelitten unter ſeinen Anſchauungen und Vorurtheilen. Wie ſchwer, das begann ihr erſt jetzt klar zu werden, da ſie ſelber innerlich ſo glücklich war, daß ſie leicht und heiter Alles trug, ja kaum beachtete, was die äußeren Verhältniſſe Peinliches und Drückendes mit ſich brachten. Als Knabe, wie keck und froh hatte er da ins Leben geſchaut! Als Jüngling noch hatte er es mit Hilfe Wymar's durchgeſetzt, daß er auf deſſen Comptoir kam, ſtatt hinter den kleinen Ladentiſch in der väterlichen Bude. Wie wenig paßte dieſe letztere auch für ihn! Aber als er dann ſpäter in die Fremde gehen, die Welt ſehen wollte, da war der Vater nicht zu bewegen, ihn fortzulaſſen. Was Ulrich ſo aus der Heimath drängte oder richtiger zagte, ſie begriff es damals nicht, hegte ſpäter und jetzt darüber nur Vermuthungen. Doch beklagte ſie den Armen, Gefeſſelten jetzt mehr als damals, da ſie noch ein halbes Kind war, kein Verſtändniß hatte für Das, was ihn quälte. Zudem veranlaßte ſein feſtes Beharren bei ſeinem Entſchluſſe in dem friedlichen Hauſe Auftritte, die man ſonſt darin nicht kannte. Der Vater alterirte ſich zuletzt ſo, daß ihn ein Schlaganfall traf. Da blieb der pflichttreue Sohn, verkaufte Syrup und Heringe an des Vaters Statt ſo lange, bis dieſer hergeſtellt war. Und dann trat er wieder in das Comptoir Wymar's und arbeitete darin fort, bis Suſanne verheirathet ward und den Vater ein zweiter, durch die Erregung und den Weingenuß bei der ſplendiden Hochzeitsfeier hervorgerufener Schlagfluß traf. Das edle Herz des Sohnes blutete unter dem Selbſtvorwurf, den erſten Anfall und ſonſt auch dieſen zweiten, oder doch ſeine Gefahr, verſchuldet zu haben. Als der Halbgelähmte es ſtammelnd verlangte, das von den Vätern überkommene Geſchäft fortzuführen, da leiſtete er das geforderte Gelöbniß und der Vater ſtarb ruhig in dem Bewußtſein — den einzigen Sohn glücklich gemacht zu haben? Ja doch — gewiß! Für ihn war es der Inbegriff deſſen, was ein Gerhardt zu erfüllen hatte, daß er das Krämergeſchäft fortſetzte, welches ſeine Vorfahren auf derſelben Stelle Jahrhunderte lang getrieben hatten. Sie waren ja Alle glücklich geweſen in dieſem Hauſe, ganz abgeſehen davon, daß die Pflichterfüllung an und für ſich glücklich macht. Ergo —

(Fortſetzung folgt.)

Ein Prinz als Eheprokurator.

(Fortſetzung.)

Alle tranken, Sir Robert jedoch ſchielte neben ſeinem Glaſe ſo ſcharf nach dem hübſchen Viehhändler hinüber, daß dieſer, als er den prüfenden Blick des Paſtors bemerkte, unwillkürlich fragte: „Nun?“

„Je länger ich Sie anſehe, junger Mann,“ erwiederte der Paſtor, „finde ich in Allem eine ganz frappante Aehnlichkeit mit unſerm Kronprinzen.“

„Das ſagen Sie nicht allein, Herr Paſtor,“ begann George, „mehr als hundert Male habe ich das ſchon hören müſſen. Wenn ich nur das Glück hätte, den Prinzen einmal ſelbſt ſehen zu können, um zu wiſſen, ob ich ihm wirklich ſo ähnlich ſehe.“

„Ich habe ihn nur einmal im Leben flüchtig geſehen,“ fuhr Sir Robert fort, „aber dennoch iſt mir gleich Ihre Aehnlichkeit mit ihm aufgefallen.“

„So könnte ja mein und Mary's Wunſch leicht erfüllt werden,“ meinte James. „Wir haben ſchon lange gern den Prinzen einmal ſehen mögen, ohne zu wiſſen, daß in Euch ſein Ebenbild bei uns ſchon wochenlang ein und aus geht. Seid Ihr alſo dem Prinzen wirklich ſo ähnlich, lieber Freund, wie der Herr Paſtor ſagt, ſo wollen wir denken, den Prinzen nun ſelbſt wirklich geſehen zu haben. Er lebe hoch,

und trete bald, wie das Volk wünſcht, die Regentſchaft an!“

James und Mary erhoben ihre Gläſer, allein Sir Robert erwiederte ernſt: „Nicht doch! Ich wünſche nicht, daß der Prinz früher die Regentſchaft antrete, als er dieſe Ehre um ſein braves Volk verdient. Wenn er ſein leichtfertiges Leben fortführt, wenn er noch ferner in allen Schenken Londons zu finden iſt, und ſeinem Stand wie ſeiner Geburt nicht mehr Rechnung trägt, ſo wird er ſo bald noch kein tüchtiger Regent werden. Man ſoll, wie ich höre, ſogar Beiſpiele haben, daß der Prinz verkleidet in andere Familien dringt. Erſt jüngſt — und dabei ſah der ehrwürdige Mann ſcharf auf Mary und George — ſoll es vorgekommen ſein, daß er einem hübſchen Mädchen auf einem Pachthofe nachjagte und ſich für einen ganz niedrigen Menſchen ausgab, ſeine Rolle auch ſo gut ſpielte, daß der Pächter nichts von dem Teufelsſpiel merkte.“

„Ein Teufelkerl!“ fiel James ein. „Doch ſeid ihm darum nicht böſe, Herr Paſtor, wie ſchon geſagt, die tollen Hörner muß er ſo gut als andere Leute erſt ablaufen.“

„Aber iſt er denn ſchön?“ meinte Mary, „daß er einem jungen Mädchen, das doch nie die Seine werden kann, den Kopf verdreht?“

Der vorſichtige Paſtor brachte es ſchnell auf ein anderes Thema, indem er davon ſprach, daß es doch für James Zeit ſei, an eine ſittſame Hausfrau zu denken. Dabei bemerkte er, daß Mary ängſtlich aufhorchte, und nun hatte er ebenſo gut die Gewißheit, daß Beide ſich liebten, ohne es ſelbſt recht zu wiſſen, wie er die Gewißheit zu haben glaubte, daß der Viehhändler George kein Anderer war, als der Prinz George, denn der junge Mann hatte nach der vorherigen Rede des Paſtors erſt ruhig geſeſſen, und dann ſah man ihm deutlich an, wie erwünſcht ihm das neue Thema kam.

In dieſem Augenblicke hörte man die Glocke zur Betſtunde rufen. Sir Robert ſtand auf und erklärte, ſeine Gemeinde im Gebete wieder begrüßen zu wollen; er ſchied deßhalb freundlich von Allen, wobei ihm James noch verſprach, gleich mit Mary nachzueilen.

Man ſah es dem Viehhändler an, daß ihm dieſe Nachricht nicht recht gelegen war. Vielleicht hätte er es lieber geſehen, wenn Mary zu Hauſe geblieben wäre, denn ſeine Augen hielten fortwährend über ſie Wache, und als man Anſtalten zum Kirchgange traf, ſagte er kleinlaut: „Ich werde gehen, um mir mein Pferd zum Rückritt zu ſatteln.“

„Laßt nur,“ rief James, „das werden meine Knechte beſorgen!“

„Nein, ich beſorge das gern ſelbſt.“ Und damit war George über die Thürſchwelle geeilt.

James hätte gern gehabt, wenn der Paſtor das Heirathsthema weiter geſponnen hätte. Es war ja durch Zufall die beſte Gelegenheit geboten, Mary mit ſeinem Entſchluſſe vertraut zu machen. Dieſe indeſſen mochte eine ganz andere Wendung des Geſprächs ſeitens James erwartet haben, denn kurz: ſie war über James ebenſo verſtimmt, als dieſer über Sir Robert, der, wie er vor ſich hin ſprach, ihm einen Streich ſpielen zu wollen ſcheine.

„Mary,“ rief er dann, „meinen Hut!“

Mary ſah ihn groß an und antwortete lakoniſch: „Nimm ihn Dir!“

„Mary, meinen Hut, hörſt Du.“

„Nimm ihn!“

James war ganz erſtaunt, nahm aber ruhig ſeinen Hut und ſagte: „Mary, mein Gebetbuch!“

Mary, welche ſchon auf dem Wege war, das Verlangte zu holen, blieb plötzlich ſtehen und antwortete ebenſo einſilbig als vorher: „Hole es Dir!“

„Das kann ich freilich auch,“ antwortete James betroffen; „aber ich war lange Jahre gewöhnt, daß Mary — ja, ich weiß, ich verlange zu viel von Dir. Aber — Mary, gehſt Du mit mir zur Kirche?“

„Nein, ich bleibe hier, und nun laß mich in Ruhe!“

Der arme James ſtand da wie vom Donner gerührt. Mary that ſonſt Alles, was ſie ihm an den Augen abſehen konnte, und nun plötzlich ſo umgewandelt? Betrübt ſah er ihr nach, als ſie durch die Thür nach der Küche ging, und ebenſo betrübt ging er langſamen Schrittes nach der Kirche, vor ſich hin flüſternd: „Die will mir gewiß auch einen Streich ſpielen!“

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Trüffeln.) Ueber die Trüffeln, dieſe Mignon aller Gourmands, berichtet Le Siecle, daß ſie in dieſem Jahre im Ueberfluß und ſehr aromatiſch gerathen und in Paris bereits jetzt auf den Markt gebracht worden ſind. Der wohlſchmeckende fleiſchige Champignon, dieſer delizioſeſte Hochgenuß unſerer Tafeln, der dem feinſten Geſchmacke Genüge leiſtet, hat in dieſem Jahre eine ſeinem Gedeihen ſehr günſtige Saiſon gehabt. Die Regengüſſe des Auguſt, in welcher Jahreszeit ſich der Keim der Trüffel geſtaltet, die, nach der Anſicht der Naturforſcher,

nichts weiter ist, als das Erzeugniß eines Ausflusses desjenigen Saftes, der sich zu den Wurzeln der Bäume hervordrängt, haben ihre Fruchtbarkeit sehr gefördert. Nächstdem wird in Folge der großen Hitze, welche nach dem Regen kam, die Trüffel sehr wohlriechend sein. Es ist noch kein Jahrhundert her, daß der Handel mit Trüffeln in Frankreich nicht die Ziffer einer Million Franken überstieg. Heutzutage beträgt diese Ziffer über dreißig Millionen! Die Trüffel verschafft während des Winters Millionen armer Leute den Lebensunterhalt, und macht vieles Terrain, das sonst unbebaut und öde war, ertragreich. Früher behaupteten gewisse Länderstriche das Monopol der Erzeugung dieses wohlthätigen Kryptogamengewächses, jetzt erntet man die Trüffel in ganz Frankreich und entdeckt alljährlich neue Trüffellagen. Es ist daher unmöglich, daß diese wegen ihrer nährenden und kräftigenden Eigenschaften so kostbare Speisesubstanz sich der Art ausbreiten und vermehren werde, daß sie eines Tages ein allgemein benutztes Nahrungsmittel sein und die Kartoffel verdrängen wird, welche nur dadurch sättigt, daß sie den Magen füllt, aber keineswegs kräftigt und ernährt.

Professor Brewer, Mitglied der Kommission zur geologischen Vermessung Kaliforniens, meldet die Entdeckung von sehr dicken Bäumen an den westlichen Halden der Sierra Nevada unter 36 und 27 Grad n. Br., und schildert dieselben als sehr zahlreich vorhanden in einer Höhe von 6- bis 700 Fuß und auf einer Strecke von mehr als 25 englischen Meilen, zuweilen in Hainen und wieder aber auch in Wäldern zerstreut. Einer der größten Bäume, die Professor Brewer gesehen, maß 4 Fuß über dem Boden, 116 Fuß im Umfange und war 276 Fuß hoch. „Sie können sich keinen Begriff machen," fügte er in seinem Briefe bei, „von der Großartigkeit, welche dieselben der Szenerie verleihen, wo zuweilen hundert Bäume auf einmal in Sicht sind, über 15 Fuß im Durchmesser und mit ihrem reichen Blätterschmucke einen schönen Gegensatz zu ihrer zimmtfarbigen Rinde bildend." Es ist erfreulich, zu erfahren, daß keine Gefahr der schnellen Erlöschung der Art vorhanden ist, denn man hat „unermeßliche Mengen" von Schößlingen gesehen.

Eine neue und überraschende Erfindung eines Regenschirms, der weder aus Seide noch Baumwolle oder aus irgend einem andern Stoff besteht, soll gemacht sein. Ein Herr Drulep hielt auf der Straße zwischen Sourdes und Peyrouse während eines heftigen Regens über seinem Kopf eine Art von Spazierstock. Der Regen breitete sich an demselben herunterfallend gleich einer Garbe kuppelartig aus, und unter diesem neuen Regenschirm ging der Erfinder so gut gegen den fallenden Regen geschützt, als wäre er unter dem besten seidenen Regenschirm. Eine Menge Menschen haben diesem Schauspiel zugesehen, und Herr Drulep will, wie versichert wird, sein Geheimniß sehr bald bekannt machen. Männer von Wissenschaft sind der Meinung, daß diese höchst eigenthümliche Eigenschaft des Stockes der Anwendung eines Verfahrens, das unter tourniquet électrique bekannt, zuzuschreiben ist.

Im Pesther Theatergebäude ist ein Bierhaus, zur „Stadt Alt-Ofen" genannt, das eines der am stärksten besuchten Lokale dieser Art in der ganzen Welt ist. Bei der Ueberfüllung kommt es leicht vor, daß ein Gast davonschleicht, ohne zu bezahlen. Wird aber ein solcher Ausreißer erwischt, so folgt ihm die Strafe auf dem Fuß. Er wird in den Keller des Hauses eingesperrt und nicht eher freigelassen, als bis er zwei bis drei Wurzeln Meerrettig (nach Verhältniß der Seidel, die er unbezahlt getrunken) gerieben hat, wobei es nicht ausbleiben kann, daß er Thränen seiner Schuld und Strafe vergießt. In diesem Bierlokale wird nämlich viel Meerrettig zu den Würsten verspeist.

In Gastein gerieth ein preußischer Junker in Streit. „Na, hören Sie 'mal," rief er zuletzt, „ich bin Baron, und nach der Theorie Ihres eigenen Windischgrätz fängt bei mir erst der Mensch an."

„Ja, ja," erwiederte ein Oesterreicher, „der Mensch kann bei Ihnen schon anfangen, dafür hört aber auch bei Ihnen alles Andere auf."

Als Saphir einst verhaftet werden sollte, fanden die Polizeibeamten statt seiner auf dem Tische ein Blatt Papier mit folgenden Worten: „Nehmet euch in Acht, wenn ihr einen Saphir fassen wollt, er springt leicht aus."

(Anredeformen.) Der Wiener sagt: „Schaun's"; der Tyroler: „Guck emol!" der Frankfurter am Main: „Wisse Se"; der Leipziger: „Seh'n Sie 'mal"; der Berliner: „Erlauben Sie 'mal"; der Hesse: „Mit Permiß."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 121. Sonntag, 15. Oktober 1865.

Andere Zeiten.

(Fortsetzung.)

„Wie sich die Zeiten ändern, Susanne," sagte kopfschüttelnd der Achtzigjährige zu der sinnenden Enkelin. „Ottilie Wymar erzählte vorgestern, ihr Bruder Sigismund, der Theologe, schreibe ein Schauspiel und es solle, wenn es fertig sei, aufgeführt werden in Leipzig und dann natürlich auch hier. In meiner Jugend hätte sich das nimmer geziemt. Mit mir zugleich studirte der talentvolle Krüger, der auch Stipendium erhielt von einem ehrbaren Rath. Von ihm erschien Anno 1746 ein Trauerspiel im Druck: „Vitichab und Danhvart, oder die alemannischen Brüder." Ob solcher, für einen Studiosus der Theologie ganz ungebührlichen Allotria entstand gewaltiges Aufsehen. Das Stipendium sollte dem unwürdigen Jünger der Gottesgelehrtheit entzogen werden und wurde ihm wirklich verweigert. Nur die demüthige Entschuldigung: Die Edition sei durch Andere und ganz ohne sein Vorwissen geschehen, besänftigte den Zorn und er erhielt mit dem Gelde die ernste Mahnung, sich künftig nicht mehr zu befassen mit so unziemlichen Dingen, widrigenfalls —"

Der rasche Eintritt der Einquartierung unterbrach ihn. Denn während deren Abwesenheit war er in das Hinterzimmer geschlichen und hatte es sich bequem gemacht in seinem Sorgenstuhl.

Hurtig brachte Susanne das Abendbrod herbei: abgekochte Panucheln — Dorsche — mit Essig und Pfeffer, gebratene Flundern, geräucherten Lachs und die Ueberreste der Hammelskeule vom heutigen Mittag. Die Grenadiere, es waren vier Mann, traten mäkelnd an den Tisch, waren unzufrieden, daß sie wieder mit gebratenen, gekochten und geräucherten Fischen traktirt würden, wie immer in diesem verdammten Lande. Und nun gar auch noch kalter Braten — Ueberbleibsel des Mittagessens!

Susanne erwiederte beschwichtigend: morgen sollten sie den schönsten Kalbsbraten haben — die Mutter sei schon gegangen, ihn zu holen. Sie mußte dazu ein freundliches Gesicht machen, durfte nicht einmal seufzen und doch hatte die Mutter einen schweren Gang — dreifach schwer, wie ihr langes Ausbleiben bewies. Da man kein baares Geld besaß, versuchte sie bei einem Fleischer den gewünschten Kalbsbraten gegen Waaren einzutauschen. Er wollte oder konnte darauf gewiß nicht eingehen, so daß sie genöthigt war, sich an einen Zweiten oder Dritten zu wenden.

„Allons, Alter! Ick aben der Stuhl!" rief Einer dem Greise mürrisch zu.

Susanne eilte herbei, ihm aufzuhelfen, ihn hinauszuführen. Dabei wich sie gewandt, als sehe sie ihn nicht, dem Arm des Zweiten aus, der sie umschlingen wollte.

Der halbblinde Großvater hatte das nicht gewahrt, murmelte nur kopfschüttelnd: „Andere Zeiten — andere Zeiten!" Er dachte daran, daß einst die Stadt Danzig allein dem von ganz Polen anerkannten Könige Ungarns getrotzt und die Bestätigung ihrer Privilegien von ihm erzwungen hatte; daß sie es wagte, allein dem Könige Stanislaus Leszczynski treu zu bleiben und ihr erster Bürgermeister Rußlands Selbstherrscher, Peter den Großen, kaum als seines Gleichen betrachtet hatte. Und jetzt — wie hauste dieses fremde Kriegsvolk in der ehedem so mächtigen Stadt! Wäre damals einem ihrer Bewohner das von Soldknechten geboten worden?

„Verdammte Pack — ick sollen Bier trinken! Wein her!" schrie der Dritte der liebenswürdigen Gäste und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Susannens Augen leuchteten auf. Sie unterdrückte jedoch ihre Erregung, stellte dem Unzufriedenen vor, daß sie keinen Wein hätten und auch nicht zu erschwingen vermöchten; sie wies durch das Fenster auf den kleinen Hof, wo noch die in Trümmer

geschossenen Reste des Hinterhauses lagen — ein Schutt- und Steinhaufen. Man hatte nicht die Mittel zum Aufbau. Sie versicherte, daß sie von Geld völlig entblößt und durch die schlechten Zeiten ganz heruntergekommen seien; daß sie selber sich mit dem Wasser — wegen dessen Schlechtheit Danzig bekannt ist — als Getränk begnügten und das Bier vortrefflich sei.

Der Franzose unterbrach sie mit dem Ausrufe, daß für die Bürgerkanaillen das Wasser gut genug sei, er aber Wein haben wolle. Er wisse, daß man in Danzig immer Wein trinke, viel Wein. Damit warf er das Bierglas mit seinem Inhalt auf die Erde und Einiges von den Speisen nach.

Susanne leitete den Großvater, dessen Hand sie fest gehalten hatte, hinaus. Ihr Blut kochte, aber sie dachte mit einer Art Genugthuung: „Gottlob, daß Ulrich nicht daheim ist, es hätte sonst leicht ein Unglück gegeben." Gleichzeitig sagte der Alte in seiner Weise:

„Ja, ja, in Danzig wurde Wein, viel Wein getrunken. Zuerst Ungar, später französischer Glühwein war der Morgentrimbiß der Sackträger, Kornkesseler und Hafenarbeiter, wie jetzt eine Brod- oder Mehlsuppe. Das waren noch andere Zeiten! — Aber es ist lange — schon Anno 1750 sagt ein Weinhändler in einer Eingabe an einen ehrbaren Rath, daß der Weinverbrauch sehr abgenommen habe, sintemal die gewöhnlichen Leute, so den meisten Rothwein konsumiret, nicht mehr so viel erwürben, Thee und Kaffee den sonst üblichen Glühwein verdrängten, englisches Ale immer gebräuchlicher würde und Wein nicht mehr in allen Krügen auf dem Lande zu finden —"

„Was aben zu räsonniren der alte Schuft?" schrie der Soldat und folgte ihnen in den Flur. Er begriff, daß er keinen Wein bekommen würde und in seinem Unmuth packte er den Greis an der Schulter und schüttelte ihn, daß er beinahe auf die Kniee sank.

Doch im selben Moment schlug Susanne den Arm des Wüthenden in die Höhe, drückte den zitternden Alten auf die Bank an der Wand und kehrte sich mit glühendem Antlitz und fast funkelndem Auge um. „Mensch, Du legst Hand an den alten Mann? Pfui über mich, wenn ich das duldete!"

Aber der Aufgeregte ward dadurch nur zu größerer Brutalität gestachelt. Sollte er sich vor einem Weibsbilde fürchten — ihm nachgeben? Er wollte an Susanne vorüber auf den Alten zu.

Mit kräftigem Stoß schleuderte sie ihn zurück, ergriff den Besen, der unter der Thüre lehnte und hielt ihn umgekehrt dem jetzt wahrhaft Rasenden entgegen. Blind stürzte er auf sie ein, freilich nicht ahnend, wie dieser Kampf in wenigen Augenblicken entschieden sein würde. Sie handhabte das zu einem anderen Gebrauch bestimmte Instrument mit einer Geschwindigkeit und einem Nachdruck, daß er bald von der Offensive abließ und sich, obgleich vergeblich, auf die Defensive beschränkte. In ihrer Empörung beachtete Susanne das nicht, sie brauchte den Besenstiel, bis ihr Gegner betäubt am Boden lag.

Derjenige, welcher sie vorher hatte umarmen wollen, lachte, daß die Thränen ihm in die Augen traten. Dazwischen schwur er in seiner Muttersprache, die schöne Amazone solle dafür einen Kuß haben; das Schauspiel sei zu köstlich. Einer seiner Kameraden schaute verblüfft drein und murmelte halb erstaunt, halb bewundernd: „Sacre bleu! Die Frauenzimmer aben Force und Courage!" Der Andere faßte die Sache jedoch aus anderem Gesichtspunkte auf. Er ergriff den Säbel, als er seinen Kameraden auf dem Boden sah, um ihn zu rächen, da es schon zu spät war, ihm beizustehen.

Allein Susanne erhob ihre Waffe und sagte verächtlich: „Gab Ihr Kaiser Ihnen den Säbel, um ihn gegen einen Besenstiel in Weiberhand zu kreuzen — wohlan!"

Der Franzose zögerte beschämt und sie wandte sich so zuversichtlich, als habe sie nichts zu besorgen, zu dem alten Mann, der nicht verstehen konnte, was vorging, aber das Schrecklichste fürchtete und in seiner Herzensangst um Hilfe rief. Sie suchte ihn zu beschwichtigen.

Sein Geschrei und der Tumult hatte inzwischen nicht allein die Hausbewohner herbeigezogen, sondern auch die Vorübergehenden. Voll Schrecken sah die heimkehrende Frau Gerhardt schon in der Ferne den Auflauf vor ihrem Hause und dachte sogleich an die Brutalität der Einquartierung. Vor ihr ging ein Offizier — sie rief ihn um Beistand an, nahm ihn mit hinein, als sie sich jetzt durch die Leute in ihre Hausthüre drängte. Es war ein rechtzeitiger Succurs. Der Grenadier, den ein Rest von Scham und Gerechtigkeitsgefühl abhielt, seinen Grimm an Susanne auszulassen und der gleichwohl eines Gegenstandes dafür bedurfte, war eben im Begriff, Händel mit den umstehenden Neugierigen anzufangen.

„Gottlob, daß Ulrich nicht hier war!" sagte Susanne zu ihrer erschreckten Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Prinz als Eheprokurator.

(Fortsetzung.)

Draußen stieß James auf George.

„Auch mein Weg führt an der Kirche vorüber, wenn es Euch recht ist, James, so werden wir den Weg zusammen machen.“

James gab seine Einwilligung dazu.

„Aber wo bleibt Mary?“ fragte George.

„St! die hat eine üble Laune,“ antwortete der Gefragte, „laßt sie allein daheim. Der Kleinen kann man das zwar schon hingehen lassen, aber das sage ich Euch, George, wenn mein künftiges Weib solche Launen haben sollte, da werde ich zeigen, daß ich Mann bin, die werde ich kuriren.“ Dabei ballten sich seine Fäuste, als gelte es drein zu schlagen, während sein gutherziges Gesicht ihn doch ganz und gar Lügen strafte, so daß der Viehhändler laut auflachte.

„Euch ist sehr lächerlich zu Muth,“ bemerkte James.

„Getroffen!“ erwiederte George. „Ich lache darüber, daß ich fortreise, ohne Eure Hämmel gekauft zu haben. Ich habe im Stillen meine Berechnung gemacht und bin entschlossen, pro Stück noch einen halben Schilling zuzulegen.“

„Abgemacht,“ sagte James, indem er in die dargereichte Rechte des Händlers schlug, „holt sie Euch!“

Damit waren sie bis zur Kirche gekommen und trennten sich. James war jedoch verwundert über die plötzliche Nachgiebigkeit seines Käufers und sagte vor sich hin: „Der will mir doch nicht etwa auch einen Streich spielen?“

Mary saß inzwischen daheim, den Kopf in die Hände gestützt und seufzte so sehr aus tiefstem Herzensgrunde, wie es nur immer ein liebendes Mädchen thun kann, wenn ihm alle Hoffnung auf den Besitz des Geliebten zu Wasser wird. Jetzt erst mußte sie sich gestehen, wie sehr sie ihren Vetter liebte, und eben weil sie ihn liebte, konnte sie ihm gar nicht vergeben, daß er auf Sir Robert's Rede einging, daß er die Bereitwilligkeit ausgesprochen, sich nach einer Lebensgefährtin umzusehen, aber gar kein Zeichen gegeben hatte, diese Gefährtin in seinem eigenen Hause suchen zu wollen.

Schnell war deßhalb der Entschluß bei ihr gefaßt, das Haus, in dem sie ihre Kindheit verlebt hatte und zur Jungfrau herangereift war, zu verlassen. Weit wollte sie fort, so weit, daß sie nie wieder Etwas von James erfahren konnte. Kaum hatte sie jedoch diesen Entschluß gefaßt und stand im Begriffe, ihn sofort auszuführen, als die Thüre geöffnet wurde und der schmucke Viehhändler wieder eintrat.

„Still, Mary, Niemand hat mich eintreten sehen, Niemand weiß, daß ich wieder zurückkehrte,“ sagte der Eintretende und ergriff Mary's Hand, die er an seine Lippen führte.

Mary sah ihn ängstlich an und fragte nach James.

„Er ist in der Kirche,“ antwortete George. „Als ich Abschied von ihm nahm, that ich, als ob ich meinen Weg nach London nähme; indessen stieg ich von meinem Pferde ab, band es an einen Baum und fand über die Hecken der Gärten den Weg zu Dir zurück. Sage mir aufrichtig, Mary, hast Du mich nicht zurück erwartet? Hat Dein Herz nicht errathen, warum ich seit Wochen bei Euch einkehre?“

„Mein Herz?“ fragte das Mädchen erstaunt und errieth jetzt allerdings, was die Worte des jungen Mannes bedeuten sollten.

„Du bist schön,“ fuhr George fort, „die Vorzüge Deines Herzens heben Dich über Viele, die einem höheren Stand angehören. Mary, Du hörtest es: James will heirathen, seine Frau wird in dem Hause gebieten, das bisher Deiner Leitung unterlag. Deine Schönheit wird sie vielleicht zur Eifersucht reizen und Du —“

„Ja, ja,“ fiel Mary ein, „ich werde hier unglücklich sein und darum will ich noch heute dies Haus verlassen. Möge James darin noch ferner glücklich sein!“

„Aber wohin wirst Du gehen?“

„Noch weiß ich es nicht, doch ich werde ein Unterkommen finden.“

„Mary,“ entgegnete George hierauf, „ich bin reich, ich kann Dir eine glückliche Zukunft sichern. Du sollst in London Dein eigenes Haus haben, Du sollst Vergnügen haben, wie es die große Stadt Dir nur zu bieten vermag. Ich will jeden Wunsch Deines Herzens errathen, wenn Du mir dies Herz zu eigen gibst, wenn Du mir folgst.“

Mary jedoch trat standhaft den Bewerbungen des Viehhändlers entgegen, doch je hartnäckiger alle seine Anträge zurückgewiesen wurden, desto mehr bemerkte man eine Röthe im Gesicht des jungen Mannes, die man leicht von dem Gefühle der Beschämung herleiten konnte, denn oft stand er vor seiner Angebeteten, ohne ein Wort zu sagen. Man merkte ihm an, es kämpften Gefühle in ihm, die vielleicht erst heute wach gerufen waren.

Mary hat eben den jungen Mann, sie zu verlassen, als die kräftige Stimme James' im Hofe ertönte. „John, Boby! Laßt die Hunde los und schließt die Thore!“

George drückte ſchnell noch einmal Mary's Hand an ſeine Lippen und indem er wie umgewandelt ſich ſtolz erhob und ſagte: „Mädchen, Dir und Deinem Paſtor habe ich viel zu danken!“ ſtürzte er eilig durch das Zimmer und war im Augenblicke verſchwunden.

Es war wohl die höchſte Zeit, daß er ſich entfernte, denn gleich darauf eilte James wüthend in das Zimmer und rief: „Wo iſt er? Haſt Du ihn geſehen? Wo iſt er, daß ich ihm ſeinen Lohn gebe?“

Mary war über dieſen Auftritt ſichtlich erſchrocken, ſo erſchrocken, daß ſie zu Gott um Schutz flehte.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Geiziger zu Kuſa vernahm, daß ſich zu Laſſora ein Geizhals befände, bei dem alle andern Geizigen in die Schule gehen könnten. Er beſchloß, ihm einen Beſuch zu machen, um von ihm zu lernen. Er wanderte zu dem Geizhals und ſagte ihm, warum er gekommen. „Du biſt willkommen,“ ſprach der zu Laſſora, „wir wollen auf den Markt gehen, um unſere Einkäufe zu machen.“ — Sie gingen zuvörderſt zu dem Bäcker. „Haſt Du gutes Brod?“ — „Das will ich meinen, Ihr Herren, Brod, friſch und weiß wie Butter!“ — „Du ſiehſt,“ ſprach der von Laſſora zu dem von Kuſa, „daß Butter beſſer iſt, als Brod, der Vergleich beweiſt es, wir werden daher beſſer thun, Butter zu kaufen.“ — Sie gingen zu dem Butterhändler und fragten ihn, ob er gute Butter habe. „Zu Dienſten,“ verſetzte der Krämer, „Butter, friſch und ſüß wie das ſüßeſte Olivenöl.“ — „Du hörſt,“ ſprach der Wirth, „daß Oel noch beſſer iſt als Butter;“ ſie gingen alſo zu dem Oelverkäufer. „Haſt Du gutes Oel?“ — „Das allerbeſte, rein und klar wie Waſſer!“ — „Da haſt Du's nun,“ rief lebhaft der von Laſſora zu dem von Kuſa, „Waſſer iſt beſſer als alles Andere, ich habe zu Hauſe ein ganzes Faß davon voll, damit will ich Dich auf das Beſte regaliren.“

Das Pariſer „Figaro-Programm“ enthält folgendes Geſchichtchen: Ein Gentleman erſcheint eines Tages im Bureau des „Phönix“. „Meine Herren“, beginnt er, „ich wünſche zweitauſend Cigarren aſſekuriren zu laſſen, die ich aus Havannah mitgebracht habe.“ „„Cigarren . . Das iſt ſeltſam . . doch, wie viel beträgt der Werth derſelben?““ „Achtzig Pfund; hier die Beſtätigung darüber.“ Sofort begleitet ein Inſpektor den Gentleman in ſeine Wohnung, konſtatirt dort das Vorhandenſein und den guten Zuſtand der zweitauſend Cigarren; die Prämie wird feſtgeſtellt, ausbezahlt und der Verſicherungsſchein ausgeliefert. Vier Monate ſpäter erſcheint der Gentleman wieder im Bureau der Kompagnie. „Meine Herren, die zweitauſend Cigarren ſind verbrannt; wollen Sie mir dieſelben gefälligſt bezahlen.“ „„Wir haben von dieſem Unglück gar keine Kenntniß erlangt, wie hat es ſich denn zugetragen?““ „In der einfachſten Weiſe der Welt, ich habe die Cigarren eine nach der andern verraucht; hier iſt eine Beſcheinigung darüber von meinem Wohnungsgeber und meinem Nachbar.“ „„Das iſt ein Scherz . . wir bezahlen nicht.““ „Das iſt ein ernſtlicher Vorgang und Sie werden bezahlen.“ Die Sache kommt vor den Richter, dieſer hält ſich an den Wortlaut des Vertrages, und da einerſeits nicht unterſagt iſt, irgend eine Waare gegen Brandſchaden zu verſichern, anderſeits die fragliche Waare in der That durch Feuer zu Grunde gegangen iſt, zieht die Geſellſchaft den Kürzeren. Der verſchernde Schalk ſtreicht ſein Geld ein. Tags darauf erhält er jedoch eine Vorladung vor das Kriminalgericht, um ſich — wegen muthwilliger Brandlegung, begangen an einem verſicherten Gute, zu verantworten. Da dieſes Verbrechen in England mit dem Tode beſtraft wird, fühlt der Schelm ſich ganz glücklich, als er ſich dadurch aus der Klemme ziehen darf, daß er der Geſellſchaft die erhaltene Vergütung und noch die Gerichtskoſten zurückerſtattet.

Saphir kündigte einſt einem Mädchen an, ſie werde einen Bräutigam bekommen; und ſie erröthete. — „Erröthen Sie nicht, mein Kind,“ ſagte er; „wenn Sie nicht geneigt ſind, zu heirathen, ſo ſollen Sie keinen Bräutigam bekommen.“ — Nun erblaßte ſie. Sie bekam keinen Bräutigam und ergraute ſpäter.

Charade.

Auf die Kleinen ſehen ſtolz herab gar oft die erſten Beiden!
Schöne Bäume nennen dir die letzten Beiden.
Einen Ort wird wohl das Ganze dir beſagen,
Wo einſt wurde eine große Schlacht geſchlagen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 125. Dienstag, 17. Oktober **1865.**

Andere Zeiten.

(Fortsetzung.)

III.

Kanonenschüsse weckten Dienstag am 21. Juli manche Langschläferin schon um 6 Uhr Morgens und verkündeten die festliche Bedeutung des Tages der Stadt und der Garnison. Die Restituirung der alten freistädtischen Verfassung Danzigs sollte heute feierlich vollzogen werden.

In der ersten Etage des schönen alterthümlichen Hauses der Jopengasse, das so viel Anziehungskraft für Ulrich besaß, befand sich der Herr desselben am Frühstückstisch. Es war ein Mann von einigen fünfzig Jahren, mit längst ergrautem Haare, von kurzer gedrungener Gestalt; seine Züge waren nicht regelmäßig, doch ausgeprägt und ausdrucksvoll. In ihnen, in dem festen Blick der grauen Augen, wie in dem ganzen selbstbewußten Wesen lag Etwas, das den Kaufherrn bezeichnete und einem Großhändler der alten Hauptstadt wohl anstand. Ueber seine Stirne zog jedoch zuweilen ein Schatten und die Furchen zwischen und über den Augenbrauen vertieften sich. Nicht allein aus Ungeduld darüber, daß er mit dem Kaffee auf seine Frau warten mußte — Scenen und Bilder der jüngsten Vergangenheit zogen an seinem innern ~~Blicke~~ vorüber, die keineswegs erfreulich waren und doch empfand er eine große Befriedigung, die: seine Pflicht erfüllt zu haben.

Er saß sich inmitten der Deputation, die nächst den Behörden den Kaiser Napoleon begrüßten, als er nach der Kapitulation der Preußen in die Stadt kam. Von dieser forderte man nicht weniger als fünfzig Millionen Franks Kontribution. Dringende Vorstellungen um eine Ermäßigung wurden in der Umgebung des Kaisers sowohl, wie bei ihm selber gemacht — wie es schien vergebens. Bei dem Empfang der offiziellen Körperschaften überhäufte Napoleon die bestürzten Kaufleute mit herben Vorwürfen darüber, daß sie den Preußen Wein und Erfrischungen auf die Wälle geschickt hätten. Wenn man dazu die Mittel gehabt, könne man auch die Kontribution auftreiben.

Alles schwieg, erbleichend vor seinem Zorn, vor dem Gedanken an die Folgen desselben für die unglückliche Stadt. Nur Wymar sprach ehrfurchtsvoll doch fest: „Sire, wir waren preußische Unterthanen und jene Kämpfer und Verwundeten, denen wir Erquickungen reichen ließen, sie stritten und bluteten für uns. Aber auch abgesehen davon, daß es die Truppen unseres Landesfürsten und unsere Vertheidiger waren — die Menschlichkeit gebot es und unter denselben Umständen würden wir wieder dasselbe thun!“ Der Herr Europa's heftete seine Augen zornig auf den Kühnen, dann wandte er sich rasch und schweigend von ihm. Die Kontribution wurde auf zwanzig Millionen ermäßigt.

Dazu kam aber die Einquartierungslast, von der Mancher fast erdrückt wurde. Er selber konnte berechnen, daß sie ihn, wenn es fortdauerte, in einem Jahr fünftausend Thaler kostete. Auch sonst Mancherlei gab es aufzubringen. So mußten die Glocken der Stadt der Artillerie mit fünfzehntausend Thalern abgekauft werden.

Da hatte nun Talleyrand, wie verlautete, auf Anregung einiger ehrgeizigen Danziger, die Idee, die Stadt zu einem Freistaat zu machen. Im neunzehnten Artikel des Tilsiter Friedensvertrages ward das stipulirt und der freien Stadt ein Gebiet von zwei Meilen im Umkreise zugesprochen. Schon am zehnten Juni, einem Tag nach der Unterzeichnung des Vertrags, erschien der Gouverneur Rapp in großer Galla und mit pomphaftem Gefolge auf dem Rathhause, wohin er die Munizipalität beschieden hatte, um feierlich die kaiserliche Deklaration über die Freiheit der Stadt zu übergeben. Darauf

verlangte er Einsetzung einer Kommission, mit der er einen Traktat über die Rechte der freien Stadt Danzig abschließen, ihre Grenzen und Verfassung vereinbaren könne.

Die Kommission trat zusammen — Wymar befand sich in derselben. Man hatte sich schnell und möglichst gründlich informirt und präparirt und erwog ernsthaft, was man dem Gouverneur vortragen werde über die ehemalige innere Verfassung, über das Territorium u. s. w. Rapp erklärte jedoch sogleich, die Kommission müsse eine geheime sein, von den Verhandlungen dürfe nichts in die öffentlichen Blätter kommen, sie müßten als Amtsgeheimniß betrachtet werden. Darauf redete er emphatisch von der Gnade des Kaisers, von dem unschätzbaren Geschenk, das dieselbe ihnen mit der Freiheit und mit der geliebten Verfassung ihrer Väter gemacht habe — ein Geschenk, das wahrlich den Dank aller Herzen verdiene und zwar einen freudigen, thätigen Dank, den man durch Erlegung von zehn Millionen Franks äußern könne.

Vergebens wendete die geheime Kommission ein, sie habe kein Mandat zur Geldbewilligung, sondern nur zu Verhandlungen über die Grenzen und die innere Verwaltung. Es stellte sich bald heraus, daß man die Dankbarkeit für dieses Geschenk der Freiheit, das jeder Vernünftige dem hohen Geber gern erlassen hätte, von dem man bis dato noch keine Spur wahrnahm, nicht allein auf die angegebene klingende Weise bethätigen könne, sondern bethätigen solle — müsse. Und zwar schon morgen früh. Als die Ueberredungskunst des Gouverneurs nichts fruchtete, drohte er: die Oudinot'sche Division sei in der Nähe und werde einrücken, wenn man länger bei dieser schwarzen Undankbarkeit beharre. Das wirkte —: die Mehrheit entschied sich, um diese Plage von der Stadt zu wenden, für das Opfer der zehn Millionen, wollte die Sache wenigstens dem Rathe vortragen. Auch dieser fürchtete die Oudinot'sche Division so sehr, daß er nicht abgeneigt war, die Stadt von ihr freizukaufen; dennoch rückte dieselbe schon drei Tage darauf ein!

Nun versprach Rapp, binnen drei Wochen werde er mit der ganzen Garnison abziehen, worauf man erfreut die Forderung bewilligte. Baar, wie ursprünglich verlangt, war die Summe jedoch nicht aufzutreiben; es wurden Wechsel ausgestellt, innerhalb vierzehn Monaten nach und nach zahlbar, die Bier aus jeder Klasse der Stadtverordneten unterschrieben. Gleichzeitig oder noch vorher, mußte auch dem Gouverneur die Erkenntlichkeit für seine Mitwirkung an dem kaiserlichen Geschenk der Freiheit bethätigt werden. Er verlangte nur zwölfhunderttausend Frks. und erhielt sie natürlich auch sofort baar, da die Stadt gänzlich in seinen Händen war und ihn sich zu ihrem Freunde erhalten mußte.

Nach diesem Vorspiel wurde das Drama weiter in Scene gesetzt. Rapp ernannte selbst zehn Rathsherren aus dem Rath, welcher zur Zeit der preußischen Besitzergreifung fungirte. Sie kompletirten sich durch Kooptation von acht anderen Personen und schritten darauf zur Wahl des aus zwölf Mitgliedern bestehenden Schöppengerichts. Die dritte Ordnung ward von den Bürgern erwählt und heute sollte die Einführung der Verfassung stattfinden. Wymar hatte jedes Amt abgelehnt; so lange die Franzosen hier herrschten, war ja doch die einheimische Behörde illusorisch oder diente vielmehr dazu, den Erpressungen jener einen Anstrich von Loyalität zu geben.

Ottilie trat mit ihrem zwölfjährigen Stiefbruder ein und gleich darauf seine zweite Frau. Jene zwanzig Jahre alt, eine schlanke Gestalt mit nicht regelmäßigen, doch belebten, intelligenten Zügen — diese eine kleine Dame von schon ziemlichem Embonpoint, obwohl sie erst einige dreißig zählte. Ihr früher auffallend schönes Gesicht war noch hübsch und namentlich der Teint blendend. Ein einziger Blick auf sie genügte zu der Erkenntniß, daß die Regel, nach welcher starke Personen stets gutmüthig seien, hier eine Ausnahme erleide. Stolz und Hochmuth prägte sich in jeder ihrer Mienen und Bewegungen aus. Freilich, ihr Bruder war jetzt ja auch, obwohl nicht erster Präsident, so doch einer der drei anderen. Daß ihr Gatte jede Würde verschmähte, hatte sie mit lebhaftem Verdrusse erfüllt. Nach der Sitte der guten alten Zeit gab der Handelsherr indeß wenig oder gar nichts auf die Wünsche und Ideen seiner Frau, wo es sich um andere als häusliche Angelegenheiten handelte. Ja, auch im Hause war er gar häufig der gebietende Herr, und selbst die stolze Frau fand Das natürlich — war sie es doch von ihrem Vater her gewöhnt. Es waren damals eben andere Zeiten.

(Fortsetzung folgt)

Ein Prinz als Eheprokurator.

(Fortsetzung.)

James suchte alle Winkel des Hauses durch. „Er hat Recht gethan, der Spitzbube!“ schrie er nach längerem vergeblichen Suchen. „Er that Recht daran, zu entwischen, denn hätte ich ihn hier gefunden, so würde ich ihn aufgespießt haben wie ein Bund Heu, und hinaus hätte ich ihn geworfen in den Hof, um ihn von den Hunden todt hetzen zu lassen!“

Dann ging er auf Mary zu, faßte ihre Hand und ſagte mit weicher Stimme: „Du biſt blaß und zitterſt. Habe ich Dich erſchreckt? Vielleicht hat ſich der Paſtor auch geirrt und es war gar nicht ſo ſchlimm!“

„Der Paſtor?“ fragte Mary.

„Ja doch, der Paſtor,“ antwortete James. „Er ſah erſt lange den leeren Platz neben mir an, den Du ſonſt einnimmſt. Dann predigte er ſo handgreiflich auf meine Verhältniſſe, daß mich alle Leute anſahen. Endlich ſagte er, daß es zwar gut wäre, wenn man die Augen offen habe, denn Gott habe ſie dazu geſchaffen; es ſei auch recht ſchön, zur Kirche zu gehen, allein oft wäre es doch beſſer, zu Hauſe ein uns von Gott anvertrautes theures Gut zu bewachen, es nicht daheim zurück zu laſſen, daß es etwa geraubt würde wie das Schaf aus der Heerde von dem Wolfe. — Sieh', Mary, da wurde mir ganz weh um's Herz, und als mich der Paſtor endlich gar anſah, als wollte er ſagen, Dummkopf, Dich meine ich ja, da glaubte ich wirklich, ein Dieb ſei in meine Wohnung gedrungen und könne Dir ein Leid anthun.“

„Was dem Paſtor nur eingefallen ſein mag,“ ſagte Mary und ſah dann vor ſich nieder, als ſchäme ſie ſich zu ſagen, daß der ehrwürdige Seelſorger durchaus nicht Unrecht gehabt habe.

„Weiter ſagſt Du nichts?“ fragte James, „war wirklich Niemand bei Dir? Du ſchlägſt die Augen nieder. Du wirſt roth. Um einen Dieb braucht man nicht roth zu werden, alſo es war Jemand anders hier, Jemand, mit dem Du einverſtanden biſt.“

„Kannſt Du ſo Etwas von mir glauben? Es war freilich Jemand da und ſagte —“

„Er ſagte! Jemand ſagte! Jemand? Wer war Jemand?“ rief James in ſichtlicher Eiferſucht. „Mary, wenn Du Dich unterſtehſt, Dich in jenen Jemanden zu verlieben, ſo ſpieße ich ihn auf meine Heugabel. Bei meiner Seele, ja, das thue ich!“

„In welchem Tone denn redeſt Du plötzlich mit mir?“ entgegnete Mary. „Ich bin frei und kann wählen, wen ich will. Sprachſt Du heute mit dem Herrn Paſtor nicht auch von Deiner Wahl?“

„Frei?“ rief der arme James, der nun vollends den Kopf verlor. „Frei? Nein du biſt nicht frei! Du willſt am Ende gar mit jenem Jemanden fort von mir, der Dich wie einen Bruder liebt. Doch — wenn es ſein muß; wenn es ſein ſoll, wenn Du durchaus mir das Herz zerreißen willſt, ja, ſo gehe, gehe ſobald als möglich.“

„Damit Du deſto früher eine Braut bekommſt? Das läßt ſich Mary nicht zweimal ſagen!“

Kaum noch konnte ſich James umdrehen, ſo war Mary ſchon in der Thüre verſchwunden, fortgetrieben von dem Bewußtſein, daß ſie in der That in James ſich geirrt habe. Dieſer jedoch ſtand in der Stube wie Butter an der Sonne. „Nun müßte ſie doch merken, daß ich ſie liebe,“ flüſterte er vor ſich hin und machte Anſtalten, ihr nachzulaufen. An der Thüre aber hielt er inne und redete ſich ein: „Nein, ſie will nichts merken, ſie hat einen Andern, jenen Jemand und will mich nun undankbar verlaſſen! Zornig könnte ich werden, o ſo zornig, daß ich —“ und damit ergriff er mehrere Stühle, die er polternd durcheinander warf, daß die Spähne im Zimmer herumflogen, bei welcher Arbeit er ſich vornahm, nun gar nicht zu heirathen, dagegen auf alle jungen Mädchen, die an ſeinem Hofe vorübergehen ſollten, künftig die Hunde los zu hetzen.

George war ungebetener Zuhörer dieſes Krieg verheißenden Gelübdes geweſen, denn da der Hof gebotenermaßen überall verſchloſſen war, ſo hatte er ſich nicht aus dem Staube machen können und war nun durch den Spektakel angelockt, um nöthigenfalls bei Mary Ritterdienſt zu thun, was freilich nicht nöthig war, da er nun ſah, daß die armen Malträtirten nur aus Holz beſtanden, daher ſtatt des Ritters einen Schreinermeiſter bedurften.

„Blitz und Wetter, Ihr hier, George?“ rief James dem Eingetretenen entgegen, als er dieſen gewahrte, „reitet Ihr ſo nach London? O, ich kann mir lebhaft denken, daß Ihr jener Jemand ſeid, Ihr ſeid der Wolf, von dem der Paſtor predigte, er wird Euch durch die Kirchenfenſter haben zurück ins Haus ſchleichen ſehen. Na, gut, daß Ihr da ſeid, hinaus kommt Ihr ſobald nicht wieder.“

Damit warf er ſeinen Rock zur Erde, ſchob die Hemdärmel in die Höhe und ſteckte dem Viehhändler die beiden nackten Vorderwaffen entgegen.

„Die Geſchichte nimmt eine ſchlechte Wendung,“ murmelte George vor ſich hin, ſtellte ſich aber nichtsdeſtoweniger in ähnliche Poſitur, indem er ſo den Angriff ſeines zornigen Gegners erwartete.

„Jetzt kann ich endlich meinen Zorn auslaſſen!“ rief James. „Seht mich nur recht ordentlich mit Euren beiden großen Augen an, ich wette hundert gegen Eins, daß Ihr in zehn Minuten nur noch Eins davon beſitzt. Vorwärts!“

Die Kämpfer ſtürzten aufeinander.

Sir Robert hatte allerdings, wie James richtig vermuthete, ſeiner Predigt mit gutem Grunde einen ſo prägnanten Ausdruck gegeben, denn durch die Fenſter der kleinen Kirche hatte er George ohne Pferd nach dem Pachthofe zurückkehren ſehen, und da er bei Tiſch deſſen Abſichten auf die kleine Mary

errathen zu haben glaubte, so hielt er sich sowohl für berechtigt als verpflichtet, den andächtigen James auf die Gefahr aufmerksam zu machen, in welcher der Gegenstand seiner Liebe schwebte. Daß George, der Viehhändler, in der That Niemand anders als der Prinz war, stand bei dem überall scharfsinnig beobachtenden geistlichen Herrn ganz fest.

Die Abendandacht war inzwischen vorüber. Sir Robert eilte schnell nach James' Hause und trat eben mit Mary, die er auf dem Hofe traf, gerade zur rechten Zeit ein, um die beiden Boxer auseinander zu halten.

„Ich bin vollkommen in meinem Rechte," schrie James, „dieser Mensch hat sich heimlich in mein Haus gestohlen und dafür muß ich ihn strafen! Mit geraden Gliedern verläßt er nicht wieder meinen Hof!"

„Laß Dich nicht vom Zorne fortreißen!" begütigte Sir Robert und fuhr fort, indem er James beim Arme faßte: „Hat Dir der Fremde Unrecht gethan, so klage ihn dessen vor den Behörden an, denn durch solche Selbsthilfe gibst Du den Bauern ein gar schlechtes Beispiel."

„Sie haben Recht, Herr Pastor," antwortete James und ließ seinen Gegner gehen, „er hat es eigentlich verdient, daß ich ihn gehörig durchbläute, allein er mag sich wegen seines Frevels vor Gericht stellen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine Braut aus Grönland.) Unter den Fremden, welche jetzt in Paris sind, erregt eine junge reizende Engländerin, Lady Fitz — — großes Aufsehen, sowohl durch ihre Persönlichkeit, als durch ihre Geschichte. Diese junge Frau, welche seit etwa zwei Monaten einen der aristokratischsten Namen von Großbritannien führt, hieß noch vor Kurzem Tookolito. Vor drei Jahren bewohnte sie mit ihren Landsleuten, den Eskimo's, die Bai von Ookovelear, die die Engländer die Grumell-Bai nennen, und welche sich unter dem 60. Grade n. Br. befindet. Anstatt des eleganten Kostüms, das sie heute mit aller Anmuth und Geschicklichkeit trägt, bestanden ihre Kleider in ihrer Heimath in einem Gewand aus Seehundsfell mit rother und weißer Wolle auf den Nähten gestickt. Ein von demselben rauchhaarigen Fell gemachtes Beinkleid umschloß ihre zarte Figur und ging bis zum Knie herab, wobei es ihr Bein und ihren kleinen, in rothen Lederschuhen steckenden Fuß in all ihren reizenden Proportionen zeigte. Ihr reiches, kohlschwarzes Haar endlich schlang sich um den Kopf und wurde mit einem breiten blauen Bande zusammengehalten, das aus der Haut eines Fuchses geschnitten und mit dem Safte gewisser Pflanzen gefärbt war. Vor drei Jahren war's nun, als Lord Frederick Fitz — — als Schiffsfähnrich der englischen Marine einen Theil der Bemannung des Georges Henry ausmachte. Dieses Schiff wurde, als der Winter kam, plötzlich vom Eise in der Bai von Ookovelear festgehalten, und Sir J. Frederick, der einen schweren Fall gethan, erregte bei seinen Freunden große Besorgniß. Eines Tages kam ein junges Mädchen zum Schiff und erblickte Frederick auf dem Bette des Kapitäns; Thränen kamen ihr ins Auge, und sie bat durch Zeichen um die Erlaubniß, ihn in ihr Eishaus zu führen, um ihn zu pflegen und zu heilen. Die Anerbietung Tookolito's (so hieß das Eskimo-Mädchen) wurde angenommen, sie nahm ihn mit, pflegte ihn wie einen Bruder und rettete ihm das Leben, so daß er nach drei Monaten im Kostüm der Eingeborenen Seekälber in Gesellschaft der Eskimo's jagte und mit ihnen an Kühnheit wetteiferte. Unglücklicher Weise schickte sich zum April der George Henry an, die Anker zu lichten. Als das junge Mädchen diese Nachricht erfuhr, zog sie sich in ihr Zelt zurück, wo sie Frederick bitterlich weinend fand. „Komm, Schwester," sagte er, „meine Mutter erwartet Dich in England." Und so geschah es, daß etwas später Lady Fitz — — der Königin Victoria die junge Fremde als ihre künftige Schwiegertochter vorstellte. Die Königin unterzeichnete den Heirathskontrakt und Tookolito wurde Lady Victoria Fitz — —

Um das ewige Einerlei der offiziellen Festlichkeiten etwas zu unterbrechen, hat der Gemeinderath von Vorey in der Haute Loire den Beschluß gefaßt, die Volksbelustigungen des Jahrmarkts um einen Concours de Crimaces zu bereichern. Wer die gelungenste Fratze schneidet, erhält als Belohnung das photographische Konterfei derselben, der Nächstbeste wird mit einem Spiegel beschenkt.

Auflösung der Charade in № 124:
Pohenlinden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 126. Freitag, 20. Oktober 1865.

Andere Zeiten.

(Fortsetzung.)

Ottilie gehörte dem neuen Jahrhundert an, hatte längere Zeit bei ihren Großeltern mütterlicher Seits in Stettin gelebt, mit dem Großvater Reisen gemacht und die Bekanntschaft mehrerer jener geistigen Heroen, die — den deutschen Zopf abschneiden halfen. Die heimischen Zustände erschienen ihr jetzt nach der Rückkehr in mehr als einer Hinsicht beschränkt, kleinlich, ausgelebt. Das brachte sie in Opposition zur Gattin ihres Vaters, die nichts gelten ließ, als das von den Vätern Ueberkommene, wenn es nämlich ihrem Patrizierstolz angemessen war. Der Vater neigte sich mehr oder minder auf die Seite der Tochter, obgleich er allgemein als einer der Repräsentanten des alten stolzen Großbürgerthums galt. Die großartigen überseeischen Beziehungen des Handels, die vielfachen Anknüpfungen mit England und sein eigener stolzer Geist hatten ihn ja vor dem engen Horizont bewahrt, der so vielen reichen, ältlichen Herren zu allen Zeiten eigen ist. Der zähe konservative Charakter des Patrizierthums überhaupt und seiner Heimath insbesondere war zwar der seinige, ohne ihn indeß gegen die Vortheile des Neuen zu verblenden. Oder schärfte die innige Liebe zu der einzigen Tochter seinen Blick für die Vorzüge dessen, was sie verehrte?

Die Rede kam während des Kaffee's auf den heutigen Festzug. „Ulrich ist auch in die dritte Ordnung gewählt worden," sagte der Handelsherr. „Wie vorauszusehen gewesen, denn er genießt nicht allein das volle Vertrauen seiner Mitbürger, wie jeder seiner Vorfahren, sondern verdient es auch in höherem Grade, als irgend Jemand sonst. Es gibt keinen uneigennützigeren, aufopferenderen Menschen."

„Ich fürchte, er ist es zu sehr, zu seinem eigenen Nachtheil," sagte das junge Mädchen rasch. „Nach Andeutungen, die seiner Mutter neulich entschlüpften, glaube ich fast, er ist über seine Kräfte wohlthätig und gutmüthig."

„Er ist ein Narr!" murmelte Frau Wymar mit einem spöttischen Achselzucken.

Ottilie achtete nicht darauf, sondern fuhr fort: „Wer sonst hat so viel Gelegenheit, Armen Dienste und Wohlthaten zu erweisen, als gerade der Krämer? Ulrich konnte sich nie entschließen, wirklich bedrängten Leuten den Kredit zu verweigern, selbst wenn er voraussehen konnte, daß er nie einen Heller Bezahlung sehen würde. Er entbehrte lieber selbst das Nothwendige, um fremdes Elend zu lindern. Und es gibt so viel Elend hier, wie vielleicht niemals sonst, obwohl der alte Leyhagen meint, es sei zu Zeiten schon größer gewesen." Sie hielt einen Augenblick seufzend inne. Der Vater nickte ernst und beistimmend und meinte dann:

„Gegen mich hat Ulrich seine Verpflichtungen immer so prompt erfüllt, daß ich nicht dachte, es stehe schlecht um ihn."

„Wie ich nun so seine stattliche Gestalt in dem kleinen Kram, in so engen, dürftigen Verhältnissen sich bewegen sah," redete sie schnell weiter, „da fiel es mir zum ersten Male auf die Seele, daß er nicht dafür passe, daß mindestens das Comptoir eines Großhändlers die Stätte seiner Wirksamkeit sein müßte."

„Mindestens!" wiederholte die Dame des Hauses höhnisch. Ihr Antlitz hatte, seitdem von Ulrich die Rede war, einen noch kälteren und hochmüthigeren Ausdruck, der zu sagen schien: „Ist das auch eine Person, von der Unsereins sich unterhält?"

„Es war doch Unrecht von dem alten Gerhardt," schloß jene, ohne diese Miene und die hämische Wiederholung zu beachten oder auch nur zu bemerken, „daß er den Sohn an einen Beruf fesselte, der seiner nicht würdig ist, ihm auch widerstrebte. Und Unrecht ist es von Ulrich, daß er so Etwas gelobte und erfüllte."

„Das verstehst Du nicht, Jungfer Naseweis!“ sagte der Kaufherr fast ärgerlich. „Also ein Vater soll keine Bestimmung über seinen Sohn haben und dieser nicht die Pflicht, ihm zu gehorchen? Das sind Eure neumodischen Anschauungen — prächtig, in der That! Wegen seines pflichtmäßigen kindlichen Gehorsams stelle ich den jungen Mann gerade am höchsten.“

„Auch der pflichtmäßige kindliche Gehorsam hat eine Grenze — die Vernunft!“ behauptete das Mädchen. „Welchen Zweck hat es, oder was nützt es dem Verstorbenen, daß sein Sohn das Geschäft der Väter fortsetzt, obwohl er dazu nicht geboren ist? Haben wir denn ein ägyptisches Kastenwesen, gilt die Selbstbestimmung, des Menschen eigener freier Wille nichts? Nichts der Trieb, den Gott und die Natur in seine Seele legte? Soll Jemand der Sklave eines Anderen sein, weil dieser Andere zufällig sein Vater ist? Der Mensch hat auch Pflichten gegen sich selber.“

„Da hieltest Du es wahrscheinlich für Deine Pflicht, mir den Gehorsam aufzukündigen, wenn ich Dir Etwas befehle, was Dir nicht gefällt?“ meinte Wymar, halb belustigt, halb gereizt durch die Expektorationen des Töchterleins. „Aber wir Leute aus der alten Zeit sind noch immer Manns genug, uns nicht blos einen bedingungsweisen Gehorsam zu verschaffen.“

Statt eine Versicherung ihrer kindlichen Fügsamkeit zu geben, sprang Ottilie auf, umschlang und küßte ihn zärtlich und sagte aus Herzensgrund: „Gottlob, ich habe keinen Vater, der sein Kind unglücklich machen, zu Etwas zwingen könnte!“

Der Kaufherr durfte nicht widersprechen; er dachte daran, daß er dem ältesten Sohne schließlich gestattet hatte, seiner Neigung zu folgen und Theologie zu studiren, obwohl er gewünscht hatte, derselbe möge Kaufmann werden, um einst das Geschäft des Großvaters in Stettin zu übernehmen, während der Jüngste hier die väterliche Firma fortführte. Mit scheinbarem Ernst nur sagte er: „Geh', Du bist ein Närrchen!“ Im Grunde ließ er sich gerne ihre Liebkosungen gefallen, obwohl sie ihm ein Gefühl der Ueberlegenheit erregten.

Seiner Gattin erregten sie und diese Scene überhaupt ein anderes Gefühl. „Theobald, Du kannst hinausgehen,“ sagte sie in strengem Tone zu ihrem Sohne.

Dieser küßte ihr und dem Vater die Hand und ging gehorsam, obgleich er viel lieber Zeuge dieser Unterhaltung geblieben wäre und namentlich gern zugesehen hätte, wie Ottilie den Vater herzte und küßte, mit der Hand durch seine Haare fuhr und sich auf seinen Schooß setzte. Dergleichen war sonst in diesem Hause unerhört — er küßte Vater und Mutter Morgens und Abends und nach jeder Mahlzeit pflichtschuldigst die Hand und erhielt von ihnen nach der feierlichen Gratulation zum Neujahrs- und Namenstage einen Kuß. Ottilie hatte von ihrer langen Abwesenheit ganz andere Sitten und eine Vertraulichkeit gegen die Eltern, oder doch gegen den Vater mitgebracht, die ihn noch täglich in Erstaunen setzten, die ihm aber so gut gefielen, daß er sie ohne die Furcht vor der Mutter nachgeahmt hätte. Seit dem zwölften Geburtstage erst durfte er sich in Gegenwart der Eltern setzen, früher hatte er auch bei Tische stehen müssen. Gegen die Dienstboten aber und ordinären Leute, da hatte er sich um so mehr gehen lassen und den Herrn spielen dürfen — auch in Gegenwart der Mutter. Der Vater durfte das freilich nicht sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Prinz als Eheprokurator.

(Schluß.)

Draußen wurden eben Stimmen laut, durch welche hindurch öfter der Ruf nach James hörbar wurde. James öffnete deßhalb ein Fenster. Kaum jedoch hatte er hinaus gesehen, als er auch schon das Fenster wieder zuwarf und ausrief: „Hurrah, das Volk versammelt sich, es geht gewiß wieder nach London! Herr Pastor, behüten Sie mein Haus! Und Du, Viehhändler, stehst mir nächstens vor Gericht, um zu büßen, so wahr ich James bin!“ Damit stürzte er hinaus, und man hörte im Zimmer laut den Jubel, der draußen beim Erscheinen des Bauernführers unter der Menge ausbrach.

„Königliche Hoheit,“ redete jetzt Sir Robert den Viehhändler an, „ich bitte um Entschuldigung, wenn —“

Er konnte nicht ausreden, der Viehhändler George zog ihn an sich und sagte: „Sie scheinen Ihrer Sache gewiß zu sein, Herr Pastor, gut denn, so ehren Sie mein Geheimniß und erfahren Sie, daß ich Mary liebe und daß sie die Meine werden muß.“

„Prinz, Sie verzeihen, wenn ich mehr meine Pflicht als Ihr Geheimniß ehre. Meine Pflicht als Geistlicher gebietet mir, ein Mädchen vor der Thorheit eines jungen Hitzkopfs zu schützen, ein Mädchen, das ich selbst wie meine Tochter liebe. Meine Pflicht als treuer Unterthan aber gebietet mir, Sie, mein Prinz, darauf aufmerksam zu machen, daß Sie heute einen Weg gehen, den der einstige König von England schwer zu bereuen haben dürfte.

Ihr jugendliches Feuer läßt Sie das Liebe nennen, was Sie dereinst als sehr abenteuerlich bezeichnen werden."

Der Prinz stand in sich gekehrt vor der hohen Figur des Geistlichen, und bemerkte nicht, daß Mary von dem Fenster zurückgetreten war und die kurze Unterredung gehört, wie deren Sinn verstanden hatte. Bewegt ergriff sie seine Hand, drückte kniend einen Kuß darauf, indem sie sagte: „Mary wird Sie stets lieben und verehren, aber — als ihren Herrn, als den Kronprinzen, als den König. Folgen Sie, königliche Hoheit, diesem würdigen Manne, und Mary wird es Ihnen ewig Dank wissen."

Noch stand George stumm, bald den Geistlichen, bald das knieende Mädchen ansehend, als draußen Kanonendonner erschallte und das ferne Leuten der Glocken Londons, begleitet von endlosem Rufen und Jubel, vernehmbar wurde.

Der Jubel scholl näher und näher, und ehe sich nur Jemand von dem Erstaunen erholen konnte, stürzte James erhitzt in das Zimmer und rief aus voller Kehle: „Hurrah, unser Prinz ist Regent von England. Sehen Sie, Herr Pastor, ich sagte es Ihnen, er wird Regent. Nun ist er's, Hurrah, der Prinzregent von England soll leben! Heute, Viehhändler," und damit schlug er dem Prinzen wieder derb auf die Schulter, „heute vergesse ich, was Du mir angethan hast, denn morgen gehe ich zum Prinzen und sage: Prinz, ich bin auch einer von denen, die für Sie mit dem Munde fochten, nun thun Sie mir, einem ehrlichen braven Kerl, den Gefallen und geben Sie mir eine Stelle im Heer, damit ich mich auch mit der Faust für Sie schlagen kann! Und dann sage ich, hören Sie, königliche Hoheit, in meiner Gemeinde sitzt ein Pastor, der Ihnen von Herzen gut ist, dem ich's zu verdanken habe, daß ich ein solcher Kerl geworden bin. Prinz, dieser Pastor hat viel Liebe für Sie, aber wenig Einnahme."

George war schweigend an James Schreibtisch getreten und schrieb. Mary weinte und flüsterte schmerzlich: „Er will Soldat werden!"

Sir Robert allein lächelte zur ganzen Scene, ergriff den begeisterten Pachter bei der Hand und fragte: „James, und Deine Heirath?"

„Ich heirathen?" rief dieser zornig, indem er einen wüthenden Blick auf Mary warf; „ich heirathe nie im Leben, denn ich hasse die Weiber, ich hasse sie alle ohne Ausnahme!"

„Und doch nanntest Du mir heute eine, die Du so sehr liebtest, daß Du Alles für sie thun wolltest. Du wolltest sogar ihr zu Liebe heirathen, nur damit sie nicht so viel arbeiten sollte."

„Wegen mir wollte er heirathen?" rief Mary mit freudestrahlendem Gesicht.

„Ja," erwiederte James kalt, „ich war so ein Dummkopf, so ein Esel. Herr Pastor, reden wir nicht weiter davon, ich weiß, sie liebt einen gewissen Jemand. Mag sie mit ihm glücklich sein, als guter Christ verzeih' ich ihr, was sie mir angethan hat. Ihnen zu lieb, Herr Pastor, verzeihe ich ihr, aber im Stillen fluch' ich ihr doch."

Dem Mädchen standen Freudenthränen in den Augen.

„Ja, weine nur," fuhr James fort, „jetzt magst Du wohl Pein im Herzen haben, daß Du meine Liebe nicht früher erkanntest, daß Du Dich an Jenen da hingst und den treuen James verschmähtest."

George stand jetzt auf und redete James an: „Du willst also, daß ich Mary glücklich machen soll?"

„Elender, wie kannst Du es wagen, so vertraulich mit mir zu reden und so dumme Frage zu thun? Natürlich sollst Du sie glücklich machen, und thust Du das nicht, so habe ich noch immer Zeit, Dir Deinen Schädel zu verarbeiten oder Dir einen Knochen zu verbrechen, denn wenn ich ihr auch im Stillen fluche, so — so sollst Du elender Mädchenräuber sie doch glücklich machen!"

Mary zitterte und bebte bei dieser eben nicht artigen Redewendung ihres Vetters, aber George half ihr alsbald aus der Verlegenheit. „Gut," sagte er, „ich schwöre es Dir, ehrlicher James, ihr Glück soll mir heilig sein!" Damit reichte er Sir Robert ein Papier, welches er vorher beschrieben hatte, legte Mary's Rechte in die Hände James und verließ mit einem „Lebt wohl!" das Zimmer.

James wußte gar nicht, wie ihm geschah. Unwillkürlich hatte er die Hand seines Feindes beim Abschied ergriffen und sah jetzt den Pastor an, der mit großen Augen in das ihm eingehändigte Papier starrte, während von der andern Seite Mary den Erstaunten mit einer Miene ansah, die ihm plötzlich die Worte auspreßte: „Ja Du, meine Mary, und keine Andere!"

Jetzt hatte sich auch Sir Robert aus seiner Ueberraschung herausgefunden und sagte: „Kinder, ich bin Bischof von Brighton!"

„Possen, Sir Robert, machen Sie mich nicht ganz verwirrt," rief James, „wie kann Sie der Viehhändler zum Bischof machen!" —

Von draußen hörte man ein fürchterliches Hurrah-Schreien. Prinz George trat wieder mit den Worten ein: „Sie haben mich erkannt, es ist unmöglich, jetzt fortzukommen!"

Und in demselben Augenblicke stürzten ihm eine Anzahl Bauern nach ins Zimmer unter dem Rufe:

„Es lebe Prinz George, hurrah! Es lebe der Kronprinz-Regent von England!“

„Der Prinz?“ rief James.

„Der Prinz!“ antworteten Mary und Robert, indem Beide vor dem Prinzen sich verbeugten und ihm dankend die dargereichte Rechte küßten.

„Gott!“ rief James, indem ihm fast der Athem stockte, „Gott, ich glaube, ich falle in Ohnmacht! Doch nein, nein, Prinz, nicht in Ohnmacht, ich falle in die Arme meiner Mary, die ich ohne Ihre tollen Streiche heute noch nicht die Meine nennen würde, und rufe: „Es lebe mein Prinz George!“

„Hoch! hoch!“ schrieen die Bauern, indem sie die Volkshymne anstimmten, worauf Sir Robert die Hände zum Himmel hob und sagte: „Vater, schirme und segne ihn, auf daß seine Regentenbahn einst mit dem Beglücken des Volkes endige, wie er sie heute betritt. Amen!“

Mannigfaltiges.

Der Telegraphen-Assistent, Baron O. F. Kuglenstjerna in Jönköping, hat — wie die „K. Ztg.“ aus Stockholm erfährt — neulich einen Apparat zur Darstellung von photographischen Visitenkarten nach einer neuen, unläugbar ganz pikanten Idee erfunden. Die mittelst dieses Apparates hervorgebrachten Karten werden „Basreliefkarten“ genannt, und unterscheiden sich von allen übrigen dadurch, daß jede Karte bis zu sechs Medaillons enthält, die alle dasselbe Bild darstellen und zu gleicher Zeit genommen werden, aber mit dem Unterschiede, daß die Porträts aus verschiedenen Richtungen gesehen werden; z. B. eins en face, ein anderes im Profil, ein drittes und viertes im Halbprofil von rechts und links u. s. w. Durch besondere Expositionen können auch Porträts verschiedener Personen auf derselben Karte aufgenommen werden, oder dieselbe Person auf jedem Medaillon einen verschiedenen Gesichtsausdruck bekommen. Hiedurch wird es auch möglich, sogenannte Mosaikkarten in Original-Photographieen zu bekommen, ein großer Vortheil gegen die früheren, wo durch das Kopiren anderer in gewisser Form gruppirter Karten die Bilder immer mehr oder weniger unrein und undeutlich wurden. Den Namen „Basreliefkarten“ haben die neuen Karten bekommen, weil die Bilder oder Medaillons durch Pressen in einer besonders dazu konstruirten Maschine über die Oberfläche des Papiers erhöht werden. Diese Basreliefkarten haben überdies die Eigenschaft, daß die Porträts mit Leichtigkeit ausgeschneiden und in Brochen ꝛc. eingesetzen sind.

(Unabhängigkeit der Bürger im Mittelalter.) Wie fest und unerschütterlich man in alten Zeiten, selbst dem Landesherrn gegenüber, an den Rechten der Städte hielt, davon mag uns folgender Vorfall einen Beweis liefern. Am St. Petritage vor das Steinthor zu Schüttorf geritten kam und mit seinem Gefolge Einlaß begehrte. Der Thorwart sagte indeß dem Grafen, daß er keinem Fremden das Thor öffnen dürfe, weil eben die Bürgermeisterwahl vorgenommen würde. Da der Graf meinte, daß mit ihm als Landesherrn doch eine Ausnahme gemacht werden müsse, schickte der Thorwart auf's Rathhaus, um sich Verhaltungsbefehle zu erbitten. Die Bürgermeister schickten alsbald den Stadtschreiber an's Thor mit der Weisung, dem Grafen ihren Gruß zu entbieten und zu sagen, daß man mit Seiner hochgräflichen Eminenz keine Ausnahme wegen Einlasses in die Stadt machen dürfe, und das um so weniger, weil durch eine Oeffnung, „oder welke een Bar gekomen, licht een Vos nakomen konde“. Der Graf bestand nun nicht weiter auf seiner Forderung um Einlaß in die Stadt und ritt weiter seines Wegs.

(Schlauheit der Berliner Diebe.) Ein junger vermögender Offizier, welcher in Berlin mit seiner Mutter zusammenlebt, begab sich, wie die „Staats-Ztg.“ mittheilt, am Montag nach einem in der Nähe der Linden gelegenen Café. Mütze und Degen legte er im Vorzimmer ab und begab sich dann in das anstoßende Zimmer, wo seine Kameraden Platz genommen. Als er nach Verlauf einiger Stunden wieder nach seiner Behausung zurückkehren wollte, vermißte er seine Mütze und schickte deßhalb einen Aufwärter nach Hause, um eine andere Kopfbedeckung zu holen. Wie erstaunte er, als ihm seine abhanden gekommene Mütze gebracht wurde. Eiligst kehrte er in seine Wohnung zurück und erfuhr hier, daß ein anständig gekleideter Herr seine Mütze abgegeben und den Helm und 25 Thaler in Empfang genommen habe, indem er der alten Dame vorschwindelte, der Herr müsse sofort in Dienstangelegenheiten nach Potsdam reisen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 127. Sonntag, 22. Oktober 1865.

Andere Zeiten.

(Fortsetzung.)

IV.

Der Handelsherr hatte eine unbehagliche Empfindung. — Er konnte seiner Frau nicht Unrecht geben, daß sie den Knaben dieser Scene und Unterhaltung nicht länger beiwohnen ließ — sie schickte sich in der That nicht. Allein die Tochter, die ihm nie einnehmender und liebenswürdiger erschienen war, als gerade jetzt, mochte er seinen Verdruß nicht empfinden lassen, obwohl sie im Grunde allein die Schuld trug, alle anständige Ordnung des Hauses und Lebens aus den Fugen brachte. Einen andern als Ableiter seines Mißbehagens vorschiebend, sagte er:

„Ein Narr ist Ulrich — der Hochmuthsteufel plagt ihn. Was brauchte er ein Kleinkrämer zu sein? Aber er versteht das ihm dargebotene Glück nicht zu ergreifen, verschmäht es sogar in Stolz und Trotz."

Die Rosenfarbe auf dem zarten Antlitz seiner Gattin hatte sich ein wenig erhöht; dies waren die ersten Worte, denen sie beistimmen konnte und mochte.

„Er dauerte mich nach seines Vaters Tode lebhaft," fuhr der alte Herr fort. „Ich selber war und bin noch der Meinung, daß ein tüchtiger Kaufmann in ihm steckt. Rechnet man dazu die den Gerhardt's seit Jahrhunderten angeborene Ehrenhaftigkeit und den wackeren Sinn des jungen Menschen, der sich am glänzendsten darin offenbarte, daß er dem Wunsch und Willen des sterbenden Vaters den eigenen opferte . . . Kurz, ich wußte, daß ich nichts riskire und hielt es obenan für meine Pflicht, ihm Geld und Kredit anzubieten, so viel er bedürfe, um ein großes Geschäft zu beginnen. Damit hätte er dem Todten nicht entgegengehandelt — es war ja gleich, ob Groß- oder Kleinhandel, wenn Ulrich nur überhaupt in dem alten Hause ein kaufmännisches Geschäft forttrieb. Ja, um sein Gewissen, dessen Zartheit in diesen sittenlosen Zeiten etwas gar Seltenes geworden ist, durchaus nicht zu beschweren, konnte er den Kramladen beibehalten und durch einen Gehilfen versehen lassen. Er wollte aber nicht darauf eingehen, obgleich mein Anerbieten ihn sichtlich ergriff und rührte und er fast Miene machte, mir zu Füßen zu fallen."

Seine Frau zuckte verächtlich die blendend weißen Achseln, die das Morgengewand ziemlich weit freiließ.

Ottilie kannte diesen Stolz und er gefiel ihr, obgleich sie ihn gerade ihrem Vater gegenüber doch übertrieben fand. Als sie von dem Vorfall im Gerhardt'schen Hause gehört und so erfahren hatte, daß sich die ihr so werthe Familie in Verlegenheit befand, war sie dahingeeilt, um der „Mutter Gerhardt" lebhafte Vorwürfe zu machen, daß dieselbe sich nicht an sie gewendet habe. Die für ihr Nadelgeld beschafften guten Dinge wurden von Mutter und Tochter nur unter der Bedingung angenommen, daß Ulrich nichts davon erfahre. Als wenn sie selber nicht davor zurückgebebt wäre, ihn zu kränken, zu demüthigen, da sie schon aus ihrer Kindheit sich der Empfindlichkeit des Knaben und Jünglings erinnerte. Auch ihre stolze Stiefmutter durfte nichts davon erfahren.

Um den Vater abzulenken von dieser Erinnerung, die ihn verstimmte und ärgerte, sagte sie rasch: „Der arme Lephagen! Er war so frisch und munter für seine Jahre — und hat ihn der Schrecken so angegriffen, daß er noch bettlägerig ist, wie ich gestern hörte."

„Ich muß ihn doch einmal besuchen — es wird ihn sehr freuen. Ihr schickt ihm doch Brühen und Krankenspeisen?"

„Es könnte Ulrich beleidigen — ein Almosen dünken —" stammelte Ottilie.

„Unsinn. Daß Dein und Deines Bruders Lehrer in seinem Siechthum aus unserer Küche und Vorrathskammer erhält, was ihm dienlich ist, soll mir

den Trotzkopf nicht beleidigen, oder ich nehme ihn ernstlich ins Gebet.

Seine Frau erklärte mit überraschender Bereitwilligkeit, sie werde noch heute hinschicken, was ihr irgend passend scheine. Ottilie meinte reumüthig bei sich selber: sie habe ihr doch wohl oft Unrecht gethan — es fehle ihr nicht an Herz.

Frau Wymar schwächte diesen Eindruck sogleich ab, indem sie herbe beifügte: „Es war aber zu gemein von der Susanne Röger — so heißt die Person ja wohl. — Ich meine den Auftritt mit der Einquartierung," fügte sie auf den verwundert fragenden Blick der Ihrigen hinzu.

Ottilie fand augenblicklich kein passendes Wort; der Vater rief einigermaßen verwundert:

„Aber beste Eleonore! Du legst doch nicht der Susanne diese Gemeinheit zur Last?"

„Nun, wie nennst Du es denn, daß sie sich mit dem Soldaten in eine Schlägerei einließ und ihn zu Boden schlug? An die Art Leute muß man freilich einen andern Maßstab anlegen, wie an Unsereins, also mag dergleichen bei der Frau immerhin ganz in der Ordnung gewesen sein."

„Sollte sie ihren Großvater mißhandeln lassen?" fragte Ottilie fast erstaunt.

„Eine Frau aus den Geschlechtern wäre allerdings nicht fähig gewesen, den Grenadier niederzuschlagen," meinte ihr Gatte mit einem leichten Stirnrunzeln. „Die Patrizierfamilien haben nicht mehr Mark und Kraft. Erreichte ich ein Alter wie Lephagen und käme ich, was Gott verhüte, in seine Lage an jenem Abend, die Tochter meiner Tochter könnte mich schwerlich so schützen und rächen."

Ihre Miene drückte die lebhafteste Indignation aus über eine derartige Vergleichung und eine solche Zusammenstellung. Zu äußern wagte sie indeß nichts, schon um sich in Gegenwart der Stieftochter nicht eine harte Erwiederung zuzuziehen. Eine Demüthigung ward ihr ohnedies zu Theil.

„Deine selige Mutter, Ottilie, hätte sich recht gefreut, daß das Mädchen, bei dem wir Gevatter standen, ehe wir Brautleute wurden, an Leib und Seele so wacker ist," sagte der Handelsherr warm. Ob die Erinnerung an die Verstorbene ihn so erregte oder die Theilnahme für ein gemeinsames Pathenkind, blieb zweifelhaft. „Nicht allein, daß Susanne das gute alte Hausrecht so nachdrücklich übte und mit dem der Hand einer deutschen Hausfrau so wohlanstehenden Instrument, sie beschämte zugleich die Männer und gab ihrer Vaterstadt Ursache zum Stolz. Wie das Geschwisterpaar, denn Ulrich begleitete seine Schwester, so vor Rapp stand, der die Sache selbst untersuchte — es war ein Anblick, der selbst einen alten praktischen Mann hinreißen konnte. Ich mußte Gott danken, daß es noch körperlich und moralisch so tüchtige Repräsentanten des Bürgerstandes gibt. Und zeitlebens vergesse ich nicht den edeln Ausdruck, mit dem Ulrich nach Schilderung des Vorgangs und Abhörung der Zeugen sagte: „Mein Herr Gouverneur, wäre der Mann für diesen Angriff auf einen achtzigjährigen Greis getödtet worden, Ihr Gerechtigkeitsgefühl hätte selbst darin nur den gebührenden Lohn für das jedes menschliche Gefühl empörende Vergehen eines kaiserlichen Soldaten gefunden. Halten Sie aber dennoch hier eine Strafe für angemessen, so treffe sie mich; meine Schwester hat nicht allein aus meiner Seele gehandelt, ohne meine zufällige Abwesenheit wäre der Mann weniger leicht davon gekommen, wie aus der verhältnißmäßig doch immer schwachen Frauenhand." Rapp entschuldigte sich förmlich wegen dieser Rohheit eines französischen Soldaten. Er ließ Gerhardt's sogleich von jeder Einquartierung befreien und nicht allein den Schuldigen bestrafen, sondern schickte auch die Andern, die sich nicht abwehrend ins Mittel gelegt hatten, in Arrest. — Doch Ihr hörtet das ja Alles schon, als ich heim kam vom Gouvernement. Meines Beistandes, den anzubieten ich hineilte, hatte es nicht bedurft."

Ottilie hörte es gern wieder.

„Für den Bürger, den Soldaten aus dem Fenster stürzten, weil ihnen das Essen nicht gut genug war, lief die Sache schlimmer ab — er brach den Arm. Und dann die neueste Geschichte! Ein höherer Offizier kommt in einen Laden und bietet für Caviar einen Spottpreis. Der Gehilfe lachte und stellte das Fäßchen fort mit der Bemerkung: „Wir stehlen unseren Caviar nicht." Erzürnt ob dieser Unehrerbietigkeit, zumal die Herren Offiziere ja gewöhnt sind, selber die Preise zu machen, schlendert der Kapitän nach ihm ein eisernes Pfundgewicht. Es hätte ihn getödtet — er wich jedoch aus und gab, nun seinerseits außer sich, dem Offizier eine Ohrfeige. Dafür soll er am Pranger stehen, dann per Schub aus dem Weichbilde transportirt werden. Der Prinzipal, der nicht gegenwärtig war, mußte eine hohe Geldstrafe erlegen."

„Jedenfalls war es unverschämt von dem Krämer, Hand an einen Offizier zu legen," bemerkte Frau Wymar. „Und der Prinzipal trägt die Verantwortlichkeit dafür, daß seine Leute eine so schlechte Edukation besitzen. Respekt gegen die höheren Stände muß sein."

„Nun, die beste Edukation wird Einem bei einem mörderischen Attentat im Stich lassen und der Respekt hört da auch wohl auf."

Ottilie dachte, der Vater sei ja schon auf dem Punkte, zuzugeben, daß Alles seine Grenzen habe, auch die pflichtschuldige Unterordnung gegen irgend wen. Aber sie schwieg als kluge Tochter, sagte ablenkend: „Wir müssen gelegentlich an ein passendes Hochzeitsgeschenk für Susanne denken.“

„Ja — wie es sich für eine solche Hochzeiterin schickt. Ulrich wird ihrem Beispiel hoffentlich bald folgen.“

Das hoffte Ottilie nun gerade nicht. Sie empfand sogar eine Art Unwillen, wenn sie an die Mädchen seines Standes dachte. Hübsche und brave gab es darunter immerhin, doch keine, die ihr seiner würdig schien.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Hebel's Leben.

Eines Abends kehrte der berühmte alemannische Dichter Hebel — er war schon Prälat — von einem Spaziergang von Mühlburg nach Karlsruhe zurück, heiteren Sinnes und fröhlichen Herzens, wie immer und wie nur gute Menschen sein können.

Weil er aber an diesem Abend besonders gemüthlich und sogar ein wenig muthwillig aufgelegt war, so hätte er gern außer sich selbst noch weitere Gesellschaft gehabt (eine bessere freilich, als sich selbst konnte er nicht finden) und deßwegen beschleunigte er seine Schritte, um einen anderen Spaziergänger einzuholen, der ehrbar und bedächtig vor ihm herwandelte.

Dem einsamen Spaziergänger schien es nicht so leicht um's Herz zu sein, als dem geistlichen Herrn hinter ihm, denn er ging gesenkten Hauptes, als wolle er die Kieselsteine auf dem Wege zählen; von Zeit zu Zeit blieb er stehen und holte tief Athem, als hätte er einen schweren Kummer, oder schaute in die Wolken hinauf, als wollte er sich Trost vom Himmel herunter holen, oder plauderte auch wohl mit sich selber und gestikulirte mit seinem Regenschirm.

Dem Herrn Prälaten entging keine dieser Bewegungen und es interessirte ihn, aus den Aeußerlichkeiten des einsamen Wanderers herauszufinden, wer und was er sei und die Absicht zu errathen, die ihn nach Karlsruhe führte.

Die ganze äußere Erscheinung des Fremden bezeichnete ihn als Geistlichen. Dieser lange schwarze Rock mit der kurzen Taille, dem hohen Kragen und den bauschigen Achseln war offenbar von einem Dorfschneider gemacht worden; der Mann war also ein Landgeistlicher. Der Rock war zwar sauber und sorgfältig gebürstet, das Tuch aber grob und fadenscheinig und dem Hute war offenbar durch etwas Bier oder Zuckerwasser ein letzter vergänglicher Glanz verliehen worden, der Geistliche war also arm und hatte eine geringe Pfarrei.

Daß aus der hintern Rocktasche die Mundspitze einer Pfeife heraussah, erhöhte nur die gute Meinung, die der Herr Prälat bereits von dem Pfarrer zu fassen entschlossen war, denn Hebel war selbst ein gewaltiger Raucher, und alle Raucher umschlingt eine Art sympathetisches Band.

So weit war der Herr Prälat im Reinen. Was war aber die Absicht, die den Landgeistlichen in die Residenz führte?

Der Herr Pfarrer trug unter dem Arme ein kleines, in Papier eingewickeltes Päckchen.

Das Päckchen war an der einen Ecke aufgegangen und aus der Oeffnung schaute der Zipfel eines schwarzen Fracks heraus und betrachtete sich neugierig die Gegend.

Jetzt war dem Herrn Prälaten Alles klar. Ein armer Landpfarrer, der mit einem schwarzen Frack unter dem Arme gegen Karlsruhe marschirt, der kann keine andere Absicht haben, als ihm, dem Prälaten selbst, einen Besuch zu machen.

Das Resultat seiner Beobachtung ergötzte den Herrn Prälaten ungemein und ein gemüthliches Lächeln auf den Lippen, beeilte er sich, seinen Vorgänger einzuholen.

Er grüßte freundlich und mit der ihm eigenen Leichtigkeit hatte er mit dem Fremden bald ein interessantes Gespräch angeknüpft.

Der Herr Pfarrer war noch ein junger Mann, ein wohlwollendes und verständiges Gesicht, dem aber Kummer und Sorgen ihre Stempel aufgedrückt hatten. Dabei ein Mann von Charakter und Grundsätzen und gesunder Lebensanschauung, wie Hebel bald herausgefunden hatte, und ein Mann von tüchtigem Wissen, denn Hebel pochte im Laufe der Unterhaltung an verschiedenen Thüren an und überall ward ihm aufgethan, er berührte verschiedene Felder der Wissenschaft und überall hielt ihm der Landpfarrer tüchtig Stand. Der Fremde selber schien eine große Freude zu haben an dem Gespräche und noch eine größere an seinem freundlichen Begleiter.

„Und nun, Herr Pfarrer, erlauben Sie mir eine Frage: „Sie wollen den Prälaten Hebel besuchen?“

Der Pfarrer sah überrascht auf.

„Woher wissen Sie?“

Hebel lächelte. „Genug, ich weiß. Und wollen sich bei dem Prälaten um eine bessere Pfarrei bewerben?“

„Ich bin erstaunt," sagte der Pfarrer und warf einen mißtrauischen Blick auf seinen Begleiter, „wie können Sie meine Geheimnisse errathen haben?"

Hebel versuchte ein ernstes Gesicht zu machen und erwiederte: „Herr Pfarrer, vor der Polizei gibt es keine Geheimnisse."

„Also sind Sie bei der Polizei?" fragte der Pfarrer mit ungeheucheltem Erstaunen. Doch Hebel, ohne über diesen Punkt Aufklärung zu geben, examinirte in dem Tone eines Inquisitors fort: „Kennen Sie den Prälaten?"

„Nein," erwiederte der Andere und vergrößerte unwillkürlich den Raum zwischen sich und dem vermeintlichen Polizeibeamten, „nein, den Prälaten kenne ich nicht, aber Hebel kenne ich. Wer kennt wohl Hebel nicht?"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Disputation.) Ein Bauer, der eben aus dem Wirthshause kam, fuhr in L. beim Universitätsgebäude vorbei, als sich eben die Professoren und Studenten zu einer Disputation versammelten. Als er auf seine Frage, was es hier gebe? hörte, daß heute disputirt würde, so ging er ohne Weiteres in den Saal hinein und verlangte, mit zu disputiren. Da man noch nicht angefangen hatte, so wollte man sich einen Spaß mit dem Bauer machen und sagte ihm, „daß er mit disputiren könne, es koste aber einen Thaler; man mache einander Fragen, und wer sie nicht beantworten könne, habe verloren." Der Bauer nickte mit dem Kopfe, machte seinen Beutel auf, nahm einen Thaler heraus und verlangte, daß die Umstehenden auch setzen sollten. Als dies geschah, fragte ein Professor den Bauer, wie die Mutter Gottes geheißen habe? „Mary," war die Antwort; doch kaum hatte er diese gegeben, so fragte er: „Wie hat aber meine Mutter geheißen?" Die gelehrten Herrn sahen einander verblüfft an und brachen in ein ungeheures Gelächter aus. Der Bauer zog inzwischen seinen Hut, strich das Geld hinein und sagte im Fortgehen: „Adieu, meine Herren, wenn Sie wieder disputiren, so lassen Sie mich's wissen."

(Schlangenfängerin.) Der „Presse grayloise" zufolge lebt im Kanton Champlitte, einer Gegend, welche durch zahlreiche Vipern der giftigsten Art unsicher gemacht wird, eine Frau Bourster, die den Fang dieses Ungeziefers mit seltener Gewandtheit betreibt. Nach amtlichen Berichten hat diese Frau vom 11. Juni bis 14. Sept. 1864 für 1139 von ihr getödtete und eingelieferte Vipern 284 Cent. Fanggeld (25 Cent. für den Kopf) und vom 1. Mai bis 10. Sept. d. J. für 3274 Vipern 818 Frkn. 50 Cent. erhalten.

Aus der Modewelt erfährt man, daß der Kopfputz der Damen eine erhebliche Abänderung erleidet. Blumen und Blätter sind verbannt, an Stelle der Guirlanden und Blätter sind Sammtbänder und fast laublose Zweige oder bloße Drähte getreten und statt der Blumen sieht man jetzt kleine Vögel, Käfer, Schmetterlinge u. dgl., welche auf einem Zweige oder Draht oder auf andere Art so befestigt werden, daß sie ganz leicht aber dicht über dem Kopfe schweben. Auch die bunten Federn der tropischen Vögel sind ein beliebter Haarschmuck.

In einer Gewerbe-Ausstellung befand sich ein Stück Sohlenleder, auf welchem mit großen Buchstaben zu lesen war: „Von einem inländischen Ochsen verfertigt."

Gemeinnütziges.

(Stahlfedern zu konserviren.) Um die Stahlfedern recht lange Zeit brauchbar zu erhalten, soll man dieselben nach d. Würzburger gem. W. in ein Gläschen mit ungelöschtem Kalkpulver stecken. Der Kalk zieht nämlich die an der Feder etwa haftende Feuchtigkeit an sich und verhindert das Rosten derselben gänzlich, sobald der Kalk alle Monate erneuert wird. Um die so mit Kalk behandelte Stahlfeder schnell zu reinigen, dürfte sich ein zweites Gläschen, mit feinem Schrot gefüllt, empfehlenswerth machen; letzteres konservirt auch für sich allein schon die Federn sehr gut.

Logogryph.

Gemüthlich lebt von mir der Reiche,
Nimmst du mir Kopf, so schwimm' ich auf dem Teiche
Als Wasservogel; nimm auch diesem Schwanz
Und Kopf, so bleibt des Vogels Name dennoch ganz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 128. Dienstag, 24. Oktober **1865.**

Andere Zeiten.

(Fortsetzung.)

„Mich dünkt, wir haben uns von diesem interessanten Thema schon lange genug unterhalten," sagte Frau Wymar aufstehend. „Nach Allem, was ich hörte, wird die Bemerkung, die ich mir schließlich erlauben wollte, wahrscheinlich höchst überflüssig sein. Ich finde es nämlich durchaus nicht in der Ordnung, daß Ottilie noch, wie früher als Kind, nach der Pfefferstadt geht, als verstände sich das so von selber. Meine Eltern wenigstens hätten ihre Tochter nicht Unziemlichkeiten ausgesetzt."

„Wer begegnet meiner Tochter unziemlich?" Die Furchen zwischen den Augenbrauen waren noch einmal so tief als sonst. Sogar seine Frau erschrack über den heftigen Ton.

Ottilie warf den Kopf empor und schaute die Mutter mit einem stolzen, Aufklärung heischenden Blick an. Der Vater lächelte schon im nächsten Moment über seinen unzeitigen Eifer. Das Mädchen sah wahrlich nicht darnach aus, als könne ihm jemals unziemlich begegnet werden.

„Freilich, wenn Du die Gerhardt'sche Familie für unseres Gleichen hältst, ist dieser Verkehr —"

„Aber beste Eleonore, Du kennst die Verhältnisse so gut wie ich selber. Frau Gerhardt, deren jüngstes Kind eben gestorben war, nahm Ottilie an ihre Brust, in ihr Haus, sogar an ihr Herz. Meine Frau war so elend, daß sie sich um das Mädchen nicht kümmern konnte und die Gerhardt vertrat Mutterstelle. Ohne ihre Liebe und Aufopferung wäre das zarte, immerfort kränkelnde Kind uns nicht erhalten und noch weniger ein so gesundes Mädchen geworden."

„Nun, die Frau wurde für ihren Ammendienst gewiß reichlich belohnt?"

„Du willst mich heute durchaus aufbringen!" Er erhob sich rasch von seinem Stuhl. „Eine Gerhardt diente nie, weder als Amme noch sonst, das weißt Du wohl. Ebenso, daß es eine unserer achtbarsten Familien ist und nicht jünger, wenn nicht noch älter als Deine und meine. Daß sie nicht zum Großbürgerthum gehörte, war vielleicht mehr Sache des Glückes als des Verdienstes. Meine Tochter dankt der Frau viel, unendlich mehr, als sich bezahlen läßt. Der Lephagen hat Ottilie und ihren Bruder unterrichtet; die Kinder jenes Hauses, obgleich älter, sind gleichsam mit den meinigen aufgewachsen. Die durch den Standesunterschied aufgerichtete Schranke ist von ihnen nie überschritten worden. Was also liegt darin Unziemliches, oder wer kann etwas dagegen haben, daß Ottilie jenes Haus betritt, um ihren alten Lehrer, der nicht mehr gehen kann, und ihre Pflegemutter zu besuchen."

„Ereifere Dich nicht. Ich habe nichts dagegen, wenn es Dein ernstlicher Wille ist; daß dieser vielgerühmte Ulrich statt eines Andern Dein Schwiegersohn wird. Du bist ja der Herr im Hause."

Er starrte sie wortlos an.

„Nun, Ottilie ist kein Kind und Ulrich ein schöner Mann, wie alle Welt sagt. Meinst Du, ihr Verkehr bliebe in alle Ewigkeit hinein so harmlos, wie er vor fünfzehn Jahren war?"

Ottilie hatte sie endlich auch begriffen und brach in ein helles Gelächter aus. „Das ist zu komisch — guten Morgen!" rief sie, küßte im Vorüberhuschen den Vater und eilte hinaus. Noch von der Treppe erklang ihr fröhliches Lachen.

Wymar hatte zornig auffahren wollen — die Heiterkeit der Tochter steckte ihn jedoch an. Es war auch eine zu lächerliche Idee — unerhört lächerlich! Wie Ottilie vermochte er darauf nicht anders zu antworten, als daß er seine Frau auslachte. Ja, er wurde dadurch sogar zu einem nicht gerade seinen Scherz veranlaßt. Sie mußte doch eine Strafe haben für ihren absurden Einfall. „Ei, ei, Eleonore! Wie hast Du in Deiner Jugend nach den schönen

Männern aus dem Kleinbürgerstande geschaut! Ich meine," fügte er, da sie sich entfernte, lachend hinzu; „sonst würdest Du doch Andern nicht dergleichen zutrauen."

Damit ging er.

V.

Auf ihrem Zimmer verstummte Ottilie mit einem Reuegefühl. War es recht, hier zu lachen? Es geschah doch auf Kosten Ulrich's. Und verdiente er das um seinetwillen oder um ihretwillen? Wie sorgsam hatte der Knabe sie als Kind immer heimgetragen, da sie in seinem väterlichen Hause gewöhnlich mehr war, als dem ihrigen! Wie oft hatte sie Müdigkeit vorgegeben, weil sie sich so gern von ihm tragen ließ! Wie wirksam war sein Trost, als die Mutter ihr starb! Später mußte er ihr und ihrem Bruder oft bei ihren Aufgaben helfen. Als er in des Vaters Comptoir trat, ging sie oft hinab zu ihm, oder holte ihn auch wohl hinauf. Die junge schöne Stiefmutter hatte nichts dagegen, war ihm vielmehr sehr gewogen; wenigstens schien es so — entging es dem kleinen Mädchen nicht, daß sie ihn immer so freundlich ansah und gegen ihn gar nicht stolz war, wie gegen die anderen Leute im Geschäft. Woran mochte es nur liegen, daß sie ihn seitdem gar nicht leiden konnte? Gethan hatte er ihr sicherlich nichts — oder doch? Er war plötzlich so eigenthümlich verändert gewesen und sie entsann sich des Augenblicks noch gar wohl, von welchem ab ihr das aufgefallen war. Länger als zehn Jahre mochten seitdem vergangen sein — sie spielte mit dem kleinen Brüderchen, dessen Wärterin eben das Zimmer verlassen hatte. Ulrich, so heiter, fast übermüthig er sich geberden mochte, die Formen der damals so steifen Etikette verletzte er nicht — setzte sich niemals in Gegenwart der Prinzipalin und stand auch heute, wie es sich geziemte. Die Gattin ihres Vaters aber wollte ihn dazu veranlassen, den Stuhl neben dem ihrigen einzunehmen; als er sich weigerte, ergriff sie seine Hand, um ihn mit sanfter Gewalt niederzuziehen. Da riß er sich los und eilte hinaus, nicht achtend des erstaunten Zurufs der Tochter, die noch eine Auskunft von ihm haben wollte. Die Mutter aber sah ihm mit einem Ausdruck des Zornes und der Empörung nach, daß das kleine Mädchen lebhaft erschrack. Seitdem nun war er anders geworden, sagte: er habe keine Zeit, wenn sie ihn herauf haben wollte; vermied es, sich mit ihr zu beschäftigen, war blaß und traurig. Und die Mutter sah ihn nicht mehr freundlich an, wenn sie ihm zufällig begegnete, was viel seltener geschah als sonst, sondern schaute gleichsam über ihn hinweg, als sähe sie ihn gar nicht. Und der Stieftochter verbot sie, dem jungen Mann „nachzulaufen" wie bisher — er sei kein Kind und dergleichen schicke sich nicht. Die traurige Katastrophe, welche dann im Gerhardt'schen Hause eintrat, beendete den bisherigen Verkehr. Sie ging in die Schule, besuchte dann auf längere Zeit die Großeltern.

Je mehr sie aber jetzt jenem Vorfall nachsann und der Feindschaft der Stiefmutter, desto sonderbarere Ideen kamen ihr — Ideen, die in dem Kinderkopf keinen Raum gehabt hatten. Sie erschrack ordentlich vor sich selber vor dem abscheulichen Verdacht, der sie da überkam. Sie schämte sich seiner, auch des Widerwillens, den sie plötzlich gegen des Vaters zweite Gattin empfand. Rasch, wie um sich selber zu entfliehen, trat sie zum Fenster — Ulrich kam eben quer über die Gasse, erstieg langsam und ohne aufzuschauen die Stufen des Beischlags und betrat das Haus. Sonst wäre sie hinabgeeilt, ihn nach den Seinigen und vorzüglich nach dem Großvater zu fragen. Jetzt wurzelte ihr Fuß am Boden und sie erröthete tief. Die rücksichtslose Aeußerung vorhin hatte ihr die Unbefangenheit geraubt. „Ottilie ist kein Kind und Ulrich ein schöner Mann!" klang es vor ihren Ohren. Sie hatte bisher nicht auf sein Aeußeres geachtet — konnte es ja von jeher. Erst jetzt entdeckte sie, daß die Mutter vollkommen Recht habe.

Wie mochte Ottilie das früher so übersehen und nicht allein das, sondern viel mehr? Gewöhnt an den vertraulichen Verkehr mit der ganzen Familie, ohne zu grübeln oder zu reflektiren über das hier Gegebene und Bestehende, hatte sie Ulrich und Susanne gewissermaßen als Jugendgespielen behandelt, die ihr an Rang zwar untergeordnet waren, es sich aber auch nie einfallen ließen, diese Schranken zu überschreiten, wie ihr Vater bemerkt. Daher war es nie nöthig gewesen, sie in dieselben zu verweisen und sie hatte derselben nicht einmal gedacht. Jetzt erschien es ihr als ein sündhafter Hochmuth, ja als ein wahrer Frevel, jene als anderer Art, wie sich selber zu betrachten. Welchen Unterschied machte es, daß ihr Vater zufällig Groß- und Ulrich's Vater Kleinhändler war? Oder was galt ihr derselbe, wenn er wirklich bestand? Nichts, wie jedem Gebildeten, Aufgeklärten. Oder stellte er Ulrich als Menschen niedriger? — Im Gegentheil!

Es ist ein gefährliches Studium für ein Mädchenherz, wenn es über dergleichen zu grübeln beginnt. Ohne die Aeußerung der Stiefmutter wäre sie darauf vielleicht noch lange nicht verfallen. —

Ulrich erhielt den Bescheid, der Herr sei schon ausgegangen, werde aber sogleich wiederkommen. Er beschloß zu warten, denn um neun Uhr setzte

sich der Festzug in Bewegung — er hatte also auch noch immerhin ein wenig Zeit. Der Hausknecht wies ihn in das Comptoir, das heute leer war. Der Buß-, Bet- und Danktag, den man sonst am dritten Mai zur Erinnerung an den Friedensschluß zu Oliva feierte, war zu Ehren der restaurirten Verfassung auf heute verlegt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Hebel's Leben.

(Schluß.)

Hebel zuckte die Achseln und lächelte: „Sie meinen wegen seinem Kalender und seiner Versmacherei? Pah! fades Zeug. Hätte man sollen von der Polizei verbieten."

„Wie, mein Herr!" rief der Pfarrer mit wahrhaftem Entsetzen.

Doch Hebel fuhr mit unerschütterlicher Ruhe fort: „Welcher Gedanke, in einer Sprache zu dichten, die kein gebildeter Mensch versteht! Und dann der Kalender! Wie unpassend für einen Geistlichen, Spitzbubengeschichten zu schreiben!"

„Mein Herr," rief der Pfarrer mit großer Wärme, „hier sind mit mir noch viele Tausende ganz anderer Ansicht. Hebel ist ein Mann des Volkes und wird von dem Volke vergöttert. Hebel hat durch seine Schriften die Gemüther gehoben, die Herzen erwärmt und erfreut, und hat mehr guten Samen gesäet! als — Sie verzeihen — die Polizei jemals — — Doch, was ereifere ich mich! Hebel ist ein großer, ein edler Mann."

„Hebel ist ein Prälat," rief der vermeintliche Polizeibeamte, ebenfalls in Eifer gerathend, „und zwar ein Prälat, der Kalendergeschichten schreibt und weltliche Lieder dichtet, und damit ist Alles gesagt. Man hat ihn verdorben durch die Lobhudeleien, die man ihm in's Gesicht wirft, und er ist stolz, eitel, er ist ..."

„Halt," rief der Pfarrer mit glühendem Gesichte und erhobener Hand, „halt, mein Herr! Ich habe mich in Ihnen geirrt. Sie lästern den Charakter eines braven Mannes und eines Abwesenden. Unsere Wege gehen nicht zusammen. Gott befohlen!" und damit wendete sich der erzürnte Pfarrer kurz ab und bog mit seinem Päckchen unter dem Arme in einen Seitenweg des Hardwaldes ein.

Ueber Hebel's Gesicht zuckte es wie Rührung. „Ein prächtiger Trotzkopf," murmelte er, dann rief er dem forteilenden Pfarrer nach: „Wenn Sie den Prälaten besuchen wollen, kommen Sie morgen früh vor 8 Uhr."

Der Pfarrer wendete noch einmal den Kopf, dann eilte er, aus dem Bereiche des verleumderischen Polizeimannes zu kommen.

Am anderen Morgen Schlag 8 Uhr stand der Pfarrer im schwarzen Fracke und weißer Halsbinde vor Hebel's Thür. Er war sonst ein muthiger Mann, jetzt aber pochte sein Herz, denn der Polizeibeamte von gestern hatte ihm über seinen Empfang bei Hebel doch ängstliche Zweifel erregt. Endlich aber faßte er Muth und klopfte an.

„Herein!" rief eine wohltönende Stimme. Dem Herrn Pfarrer war's gerade, als hätte er die Stimme schon gehört. Er öffnete die Thür und — blieb überrascht auf der Schwelle stehen, denn in dem Zimmer selbst, an einem gedeckten Frühstückstische, im Schlafrocke und mit dampfender Pfeife, saß der fatale Polizeibeamte.

Der Bittsteller wollte erschrocken über seinen Mißgriff schleunigst zurückweichen, doch Hebel erhob sich mit heiterem Lachen, und dem verblüfften Pfarrer die Hand entgegenstreckend, rief er in herzlichem Tone: „Hier bleiben, Herr Pfarrer! Sie sind an der rechten Thür. Willkommen beim Prälaten Hebel!" und mit sanfter Gewalt zog er den schüchtern Widerstrebenden ins Zimmer.

„Ich freue mich über Ihren Besuch, Herr Pfarrer, denn ich habe Ihnen zu danken, daß Sie mich gestern so wacker in Schutz genommen haben. Wissen Sie, gegen den Polizeibeamten. Ja, ja, Sie haben ihm tüchtig die Meinung gesagt. Jetzt zum Frühstück und dann wollen wir bei einer Pfeife Ihre Angelegenheit besprechen."

Als der Pfarrer am andern Tage den Mühlburger Weg zurück der Heimath zuwanderte, da war sein Haupt nicht mehr auf die Brust herabgesenkt, nein, er trug es hoch erhoben, da war sein Schritt nicht mehr langsam und müde, nein, er war leicht und elastisch und die helle Glückseligkeit strahlte auf seinem Gesichte. Hebel hatte ihm eine schöne Hoffnung mit nach Hause gegeben. Hebel hatte wieder einmal einen Menschen glücklich gemacht.

Wieder trug der Pfarrer ein Päckchen unter dem Arme, aber es war bedeutend umfangreicher geworden, denn in der Freude seines Herzens hatte der glückliche Mann seiner Frau ein neues Kleid und seinen Buben Zeug zu Hosen gekauft. Der Einzug in die verheißene neue Pfarrei sollte im höchsten Glanze geschehen.

Diese Geschichte ist von dem Pfarrer selbst mitgetheilt und für die Oeffentlichkeit bestimmt worden. Der Pfarrer lebt noch und ist jetzt ein glücklicher Großvater, und wenn er seinen Enkeln die Geschichte

erzählt, so lüpft er jedes Mal sein Käpplein und sagt: „Hebel war ein herrlicher Mensch, Gott segne und belohne ihn!“

Mannigfaltiges.

(Zum Spiritualismus.) Ein neues Pariser Blatt, die „Nouvelles“, bringt in einer amerikanischen Correspondenz nachstehende ergötzliche Anekdote: Ein berühmtes Medium veranstaltete Geisterercheinungen in einem Kunstsalon New-Yorks. Nachdem er einige Tische umherspringen und Hüte hatte sich drehen lassen, — die gewöhnlichen Einleitungs-Bagatellen — fragte er, ob irgend ein ehrenwerthes Glied der Gesellschaft in Verkehr mit den Bewohnern des Jenseits zu treten wünsche? Ich hätte dem Moses ein Wort zu sagen, flüsterte eine Stimme. — Gedulden Sie sich einen Augenblick; sein Geist wird sich in gewohnter Art anmelden. — Tick, tack, machte ein Tischchen. Gleichzeitig mit diesem Klopfen öffnete sich geräuschvoll die Thür, und statt des Verfassers des Pentateuch sah man diesen selbst in Fleisch und Bein eintreten, angethan im biblischen Gewande, die Haare in Form der zwei Hörner frisirt und getheilt, mit welchen Jehova die Stirne seines Dieners bei der Offenbarung am Sinai geschmückt hatte. — Wohlan, hier ist Moses, rief der neue Ankömmling mit einem herrlichen Grundbaß. Was wollt ihr von ihm? Keine Antwort. Das Medium war außer sich gerathen und flugs verschwunden, und hatte seinen Quäkerhut und seine apfelgrünen Handschuhe in der Eile vergessen. Der Sänger Susini, der Schöpfer der Rolle des israelitischen Gesetzgebers an der Musikakademie zu New-York, jetzt die nicht unschuldige Ursache des entstandenen Schreckens, nahm nunmehr seine Perücke ab und stimmte aus vollem Halse in das Gelächter seiner Freunde ein. Der Streich war gelungen.

(Zur Geschichte des Weinfasses.) Bei dem Banket, welches in Heidelberg aus Anlaß der letzten Philologen-Versammlung daselbst stattfand, wurde ein Lied, „Das große Faß zu Heidelberg“, von Dr. J. V. Scheffel, vorgetragen, welches in elf Strophen mit humoristischer Gelehrsamkeit die verschiedenen Nothbehelfe der alten Völker aufführt, um ihren Wein zu verwahren, bis endlich die Germanen das echte Faß erfanden. Die Aegyptier sogen „des Palmsafts heilige Fluth aus dicken Nilkanoben“; den Affyrern „verschimmelte ihr Dattelwein in Keilschriftthonzylindern“; der weise Salomo „füllte seinen Engeddi-Wein in Geißbockschläuche“, die ihm ein „rohes Bouquet“ gaben; der vorgeschichtliche Europäer trug seinen Meth „in einem schmalen Legel“; die Kelten und die Kimmerier hatten „nur Büttten, Pott und Pottich“; Alt-Hellas hatte die Faßform früh, pflegte aber „statt Weines Philosophie in hohlen Tonnen“, und das Vasum der Römer war von Thon und, ungeschickter Weise, „spitz nach unten“. Die Germanen endlich fanden die Form des rechten Fasses:

Es gingen die Germanen
Schon auf die Völkerwanderung
Mit Trinkglas, Faß und Hahnen.

Als die Herzogin von Abrantes im Jahre 1804 am spanischen Hofe vorgestellt wurde, gebot ein Hofgesetz den Damen, vor der Königin und dem König mit entblößten Armen und Händen zu erscheinen. Als die Herzogin, eine elegante Französin, sich dieser sonderbaren Sitte nicht fügen wollte, wurden ihr von der Oberhofmeisterin fast mit Gewalt die Handschuhe von den Händen gezogen. — Unter den verschiedenen Gründen für diese seltsame Hofetikette gab man auch an, daß der König Karl IV. keine Frau mit weißen Handschuhen sehen konnte, ohne in sie verliebt zu werden, worauf die Königin aus Eifersucht die Handschuhe von ihrem Hofe verbannte.

Daß in Amerika alles großartiger betrieben wird, als im altersschwachen Europa, ist sattsam bekannt. Vor Kurzem erst erzählte ein Blatt aus Indiana, daß ein ganzes Regiment auf dem Marsche durch den Blitz erschlagen worden sei, und nun sehen wir im „Home-Journal“, daß ein Herr Stowe, der aus Burlington (Vermont) entfloh, die drei Frauen seiner drei besten Freunde mit sich genommen und sie allesammt glücklich nach Canada entführt habe. Alles großartig und massenhaft!

(Expreßdienstmann.) Dieses Wort erklärt ein Münchener Blatt wie folgt: „Ein rothmütziger, der Menschheit nützlicher, für 3 kr. laufender, für 6 kr. schnaufender, für 9 kr. sich erhitzender und für 12 kr. schwitzender Hilfsarbeiter.“

Auflösung des Logogryphs in № 127:
Rente.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 129. Freitag, 27. Oktober 1865.

Andere Zeiten.

(Fortsetzung.)

Ulrich hatte also Muße, seine Umgebung zu betrachten und seinen Gedanken nachzuhängen, was sich Beides nicht allein vereinigen, sondern nicht von einander trennen ließ. Wie in den unverändert gebliebenen Patrizierhäusern allen nahm die „Halle“ die ganze vordere Fronte des hohen Parterres ein. Das Bogenfenster über der Hausthüre, wie die beiden großen Fenster neben dieser, spendeten genugsam Licht — es ward hier jedoch zu einem magischen Halbdunkel abgedämpft durch die bunten, in allen Farben schimmernden Gläser, die den größten Theil der kleinen Scheiben bildeten. Die Decke und den unteren Theil der Wände verkleidete Getäfel von Nußbaumholz; den Plafond zierte Stuck- und Freskomalerei. Zwei wahre Kolosse von Nußbaumschränken, ein ditto Tisch und hochbeinige gradlehnige Stühle, Alles von prächtiger Arbeit und Jahrhunderte alt, und eine nicht neuere riesige Uhr waren rings vertheilt, wie um den großen Raum im Verhältniß zu ihren Dimensionen noch größer erscheinen zu lassen. Buntfarbige Fußdecken lagen in verschiedenen Richtungen auf den weißen und schwarzen Fliesen des Fußbodens und zogen sich die breite steinerne Treppe hinan, deren Geländer, ein Meisterwerk der Holzschneidekunst, er als Knabe oft stundenlang betrachtet hatte. Es wies aber auch einen seltenen Reichthum von seltenen Motiven und eine ebenso treffliche Ausführung. Hinter der Treppe führte ein Gang nach dem Seitengebäude und von dort nach dem engen, dunklen, gleichfalls mit Fliesen ausgelegten Hofe, in dessen Mitte sich ein durch Rabaunenwasser gespeister Laufbrunnen befand. Den hintern Theil des tiefen Hauses nahm das Comptoir ein, mit den Pulten der jungen Leute und den gesonderten Räumen des Prinzipals und des Kassirers. Die hohen Fenster konnten kein helleres Licht einlassen, als der dunkle Hof gewährte; ja die alten rostigen Eisenstangen verkümmerten dasselbe noch mehr. Zum Ersatz führte aus der Halle eine gewaltige, fast von oben bis unten aus Glas bestehende Flügelthüre hinein. Hier an dieser war einst Ulrich's, als des jüngsten Comptoiristen, Platz gewesen. Wie oft hatte er sinnend den schwankenden Widerschein der bunten Glasscheiben sammt dem Schatten der Lindenzweige auf den Fliesen betrachtet. Wie oft hier harmlos mit Sigismund und Ottilie geschertzt und gespielt, als sei er selber noch ein Kind. Die Harmlosigkeit war getrübt worden, als die schöne junge Frau Prinzipalin so überaus oft an dieser Glasthüre vorüberging, oder auch wohl gar in dieselbe hineintrat, um mit dem Gemahl einige Worte zu wechseln. Der junge Gehilfe an der Glasthüre erhielt dann auf seinen ehrerbietigen Gruß stets einen so freundlichen Blick, daß er ihn noch mehr beglückte, als die überaus herablassenden Worte, welche sie bei jeder Gelegenheit an ihn richtete. Und der Veranlassungen gab es genug, da er mit ihren Stieftindern in so vertraulichem Verkehr stand und der Prinzipal ihn gern hatte, sehr begünstigte. Seltsamer Weise bezeigte sie ihm immer dann die meiste Aufmerksamkeit, wenn sie allein oder doch unbeachtet waren. Damals fiel ihm das nicht auf, enthusiasmirte, begeisterte ihn nur — für sie. Er wurde ihr ein so aufmerksamer Diener und Page, wie es je einen gegeben hatte, und sie behandelte ihn mit der Huld ehemaliger Ritterdamen. So schien in das stattliche Kaufmannshaus der alten Hansestadt ein Abglanz mittelalterlichen Lebens und Treibens einzuziehen.

Die junge schöne Frau langweilte sich, während der alternde Gemahl eifrig rechnend am Pulte saß oder auf den Speichern zum Rechten und seine Schiffe aus- oder einlaufen, befrachten oder löschen

ſah. Sie hatte ſich unterhaltende Romane zu verſchaffen gewußt, natürlich heimlich, denn noch heute iſt man in Danzig rigoroſe in der Wahl der Lektüre für Töchter und Frauen der höheren Stände, und damals waren noch andere Zeiten.

Freilich war die Unterhaltungsliteratur noch anders beſchaffen, als die Schriften von Marie Nathuſius und Mrs. Wetherell. Wieland's Romane waren eben nicht empfehlenswerthe Bücher für eine gelangweilte Frau. Es durfte nicht verwundern, daß ſie den ſchönen jungen „Gehilfen" ihres Gemahls dazu auserſah, ihr ein wenig die Zeit zu verkürzen. Ulrich hatte aber ihre Lektüre nicht getheilt und noch viel weniger ſich in dieſelbe hineingelebt. Er war, obſchon ſelber anderer Meinung darüber, im Grunde ſeines Herzens ein Kind der „alten" Zeit in jenem Sinne, in welchem dieſelbe auch eine „gute" genannt zu werden verdient, was ſonſt nicht immer der Fall iſt. Die ſchöne Prinzipalin, die ihm ſo überaus freundlich entgegenkam und vorzüglich dieſes Entgegenkommen, hatte nicht allein für ſeine Phantaſie etwas Hinreißendes, Berauſchendes, ſondern entzündete auch ſein unerfahrenes Herz. Eine verzehrende Leidenſchaft ergriff ihn. Vielleicht wäre dieſelbe Frau Eleonore als ein um ſo amüſanteres Mittel gegen die Langeweile erſchienen, doch war er eben in den altväteriſchen Begriffen von Recht und Pflicht, Tugend und Laſter erzogen, die im mittleren und niederen Bürgerſtande vielleicht um ſo feſter wurzelten, je mehr ſie in den höheren Klaſſen der Geſellſchaft gelockert erſchienen. Als er ſelber ſeiner ſträflichen Leidenſchaft ſich bewußt ward, vermied er fortan hartnäckig den Gegenſtand derſelben und machte ſich die bitterſten Vorwürfe über ſeine Verworfenheit und den maßloſen Undank gegen den Prinzipal. Es trieb ihn hinaus in die Welt. Sein Vater ließ ihn jedoch nicht fort, ward zuletzt vom Schlagfluß getroffen über dies unerhörte, ihm ſchier wahnwitzig dünkende Verlangen. Die Gerhardt's waren nie, ſoviel ihrer in der Hauspoſtille verzeichnet ſtanden, in die Fremde gegangen und vollends nicht der älteſte oder gar einzige Sohn! Das Feld ihrer Thätigkeit lag in der Pfefferſtadt, denn hier befand ſich der ererbte Kramladen, nicht in Amſterdam oder London, wohin des Moſje Obenhinaus Sinn ſtand, als wäre er ein Sohn des Hauſes Wymar. Aber das hatte man davon, daß man ihm überhaupt geſtattet, für einige Zeit ſeinen Platz im Leben, die Bude auf dem Beiſchlag, zu verlaſſen und in des Großhändlers Comptoir zu gehen. Wäre er nie über die Pfefferſtadt hinaus bis in die Jopengaſſe gekommen, er hätte ſolche hirnverbrannte Einfälle nicht gehabt.

Das hatte Ulrich damals ſelbſt gemeint — zuweilen wenigſtens. Vielleicht hätten dann ſeine Gedanken und Wünſche nie hinausgeſchweift über die Pfefferſtadt, und die Bude der Vorfahren, über die er nun nicht hinausgekommen war — vielleicht auch nicht. Wer vermag darüber zu entſcheiden, was unter dieſen und jenen nicht eingetretenen Umſtänden geſchehen oder unterblieben wäre?

So dachte Ulrich wenigſtens jetzt, als er, an die Glasthüre gelehnt, auf die bunten Streifen und Vierecke auf den Flieſen ſchaute, zwiſchen die der Blätterſchatten von draußen ſo wunderliche Figuren webte. Doch hart, unſäglich hart war es ihm angekommen, ſich in das ihm beſtimmte Leben hineinzufinden und ſeinen Wahnwitz zu beſiegen. Denn als Wahnſinn und Verbrechen erſchien ihm nicht das Verlangen, in die Fremde zu gehen, aber die Urſache deſſelben. Und lange bedurfte es, um damit fertig zu werden, ſo lange, daß es ihm unmöglich wurde, ſich für ein anderes weibliches *Weſen* zu intereſſiren, bis — doch war es nicht genug, *einmal* im Leben ein Narr und Schelm geweſen zu ſein? Mußte ſich das auch noch wiederholen?

Als Wymar nach des Vaters Tode ſich erbot, ihm die Mittel zu großartiger Erweiterung ſeines Geſchäftes zu gewähren, mußte er ablehnen, was er von jedem Anderen angenommen hätte, im Bewußtſein, ein ſolches Vertrauen zu verdienen und künftig durch Handlungen zu rechtfertigen. Von dem Gatten der Frau, zu welcher er verbrecheriſcher Weiſe ſeine Augen erhob, von dem Prinzipal, deſſen Güte er mit ſo grauſamem Undank gelohnt hatte, *konnte* er eine ſolche Unterſtützung nicht annehmen. Er hatte überdies gehofft, ſich durch eigene Kraft emporzuarbeiten — war das doch auch die würdigſte Erweiterung des bisher ſo beſchränkten Wirkungskreiſes eines Gerhardt, des letzten Gerhardt.

Erfolg hatte ſeine Anſtrengung nicht gekrönt. Vielleicht lag es an der Zeit, möglicherweiſe auch an ihm ſelber. Um in einem Kramladen Reichthum zu erwerben oder den Grund dazu zu legen, müſſen die Verhältniſſe günſtig ſein, wenn anders nicht dem Beſitzer — ein Krämergeiſt innewohnt, der ihm freilich unter allen Umſtänden erſprießlich iſt. Die Verarmung in ſeinem Viertel nahm ſo ſehr zu, und er war nicht der Mann, gerade daraus Vortheil zu ziehen, wie der Detailverkauf ja meiſt in Jahren der Theuerung beſſere Geſchäfte macht, als in wohlfeilen. Zuweilen hielt er es für eine Buße ſeiner jugendlichen Verirrung, in Verhältniſſen hinzuleben, deren Enge ihn peinigte. Daß aber die Seinigen leiden mußten unter ſeiner mildthätigen Theilnahme für ſeine armen Kunden, das gereute ihn ſchwer.

Um ihretwillen hatte er sich entschlossen, Wymar, dem er stets Baarzahlungen zu machen pflegte, um Kredit und wo möglich auch um ein baares Darlehen anzugehen. Und nun wartete er doch vergebens auf ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Eine sonderbare Ausstellung.

In New-York erregt jetzt eine Ausstellung von Kröten und Fröschen, als ein Absurdum, selbst beim weiblichen Geschlechte, nicht geringes Aufsehen. Der Aussteller ist ein Herr Bellew. Doch hat er nicht seiner eigenen reichhaltigen Sammlung einen ausschließlichen Platz usurpirt, er hat auch die Batrachier anderer Sammler eingeladen, mit seinen eigenen zu konkurriren. Das Verwunderlichste dabei ist wohl, daß sich wirklich Leute vorfanden, welche die Ausstellung mit Exemplaren derjenigen Thiere beschickten, welche die Nerven des schwachen Geschlechts so leicht erregen, die jedoch Homer als Helden, Aristophanes als Komödianten verherrlicht hat. Man sieht in jener amerikanischen Ausstellung Monstre-Frösche und als Gegensätze kleine niedliche Exemplare. Da prangt die Kröte, deren Leib mit klebrigen Warzen ihre sonstige Häßlichkeit und Widerlichkeit noch erhöht, unweit des allerliebsten grünen Frösch-leins, welches als lebendiger Barometer benutzt wird. Einige der bemerkenswerthesten Batrachier haben auch pittoreske Namen. Der dickste, der Augen wie Laternen hat und kleine Kinder erschreckt, führt den Namen Jug O'Rum; ein anderer heißt Nicodemus, ein dritter Hullabao, letzterer ist ein Indianer. Der Aussteller, Herr Bellew, macht für seine Zöglinge die Honneurs in einer Art, welche beweist, daß er die Sache sehr ernst nimmt. Ueber jede einzelne Spezies hält er einen wissenschaftlichen Vortrag, der viel Interessantes enthält. Diese Erklärungen finden unter Musikbegleitung statt, welche von einem Piano und dem Quaken hergestellt wird, welches der ungezogene Liebling der Grazien schon in die klassischen Worte Brekekeker koax koax gebracht hat. Die Harmonie dieser Musik ist weniger korrekt als belustigend. — Was die Kröten anbelangt, so sind diese überall in Amerika durchaus heimisch. In Charlestown lebt sogar eine junge Wittwe, die seit dem Tode ihres Mannes ihre ganze Zärtlichkeit auf diese Batrachier übertragen hat. Diese Frau verpflegt die Kröten, deren sie stets eine große Anzahl um sich hat, und geht mit ihnen um, als ob sie Mitglieder ihrer Familie wären. In letzter Zeit hatte sie mehr als hundert lebendige Kröten in ihrem Wohnzimmer, die ihre Stimme kannten, auf ihren Ruf zu ihr heranhüpften, auf ihre Kniee sprangen und denen von ihrer Seite die zärtlichsten Aufmerksamkeiten zu Theil wurden. Diese junge Wittwe hatte früher ein kleines Töchterlein, ein reizendes Kind, blond wie Kornähren und weiß und rein wie der Kelch der Lilie. Diesem Kinde hatte die Mutter dieselbe Vorliebe beigebracht. Wenn das Kind spazieren ging, so hatte es die Schürze voll von Kröten und war glücklich, dieselben zu liebkosen. Die anderen Kinder flohen vor ihr, wie vor der Pest. Sie begriff nicht, warum ihre Gespielinnen sich fern von ihr hielten, und betrübte sich darüber. Schwankend zwischen ihrer Neigung zu den widerlichen Thieren und der Sehnsucht, mit Ihresgleichen zu spielen, fing sie darüber an hinzusiechen, wurde immer bleicher und entkräftet, bis sie endlich den Verstand verlor und im Irrsinn starb. Klingt diese Geschichte nicht melancholisch wie eine Legende? Die kinderlose Mutter lebt nun allein und vereinsamt mit ihren Kröten. Niemand besucht sie und es hat ganz den Anschein, als ob auch sie enden wird, wie ihr Kind endete. Sie wird wohl an ihrer Leidenschaft für derartige Thiere sterben, welche von der übrigen Frauenwelt als unrein und ekelhaft betrachtet werden. Die Frosch- und Krölen-Ausstellung des Herrn Bellew hat keine fleißigere Besucherin als diese Wittwe. Von ihrem eigenen Hausstande an Kröten hat sie jedoch nichts in die Ausstellung geschickt; sie kann sich von der ihr so lieb gewordenen Umgebung nicht trennen.

Die Mutter im Sprichwort.

„Es gibt keine solche Mutter," sagt der Spanier, „wie die, welche ihr Kind getragen hat."

„Einer Mutter Liebe ist die beste von allen," heißt es hindostanisch.

Der Bergamaske sagt:

„Mutter mein immer mein,
Möge reich oder arm ich sein,"

und der Venetianer:

„Mutter, Mutter!
Wer sie hat, ruft sie,
Wer sie nicht hat, vermißt sie."

Der Deutsche hat über den Werth der Mutter die köstlichsten Sprichwortperlen:

„Muttertreu wird täglich neu."

„Ist die Mutter noch so arm,
Gibt sie doch dem Kinde warm."

„Wer der Mutter nicht folgen will, wird endlich dem Büttel folgen.“

„Besser einen reichen Vater verlieren, als eine arme Mutter.“

„Was der Mutter an's Herz geht, geht dem Vater nur an's Knie“

Der kindliche Russe sagt sehr poetisch:

„Das Gebet der Mutter holt vom Meeresgrunde herauf.“

Der Czeche und Lette sagt:

„Mutterhand ist weich, auch wenn sie schlägt.“

Fast bei allen Völkern gilt das Sprichwort:

„Eine arme Mutter kann eher sieben Kinder ernähren, als sieben Kinder eine Mutter.“

Was Mütter leiden müssen, drücken die Italiener mit den Worten aus:

„Mutter will sagen: „Märtyrin!“

„Der Verlust einer guten Mutter ist unersetzlich. Ohne Mutter sind die Kinder verloren, wie die Bienen ohne Weisel,“ spricht der Russe.

„Wenn die Mutter stirbt, löst die Familie sich,“ sagt der Indier.

„Ist die Mutter todt, ist der Vater blind,“ — der Italiener.

Darum, ihr Mütter, reich oder arm, könnt ihr stolz sein auf den Schmuck dieses Namens, wenn ihr ihn rechtfertigt durch die That.

Mannigfaltiges.

(Ein neuer Prüfstein der Charaktere.) Lavater glaubte in den Gesichtszügen den menschlichen Charakter zu erkennen; Doktor Gall aus den Hervorragungen des Schädels; Desbarolles aus den Furchen an der inneren Handfläche; ein Anderer aus der Gestaltung der Füße. In diesen Tagen jedoch ist, nach französischen Zeitungen, ein neuer Charakterforscher, um diese Art von Gelehrsamkeit mit einem Worte anzudeuten, in Paris aufgetreten, der in das Innere der Menschen und in dessen Schicksalstiefen zu schauen vorgibt, indem er dem Wißbegierigen in den Mund sieht. Aus den Zähnen will er den Charakter und die Zukunft des Einzelnen erkennen. Aus demjenigen, was er von den Normen für seine Weisheit bereits mitgetheilt, geben wir hier Einiges, gleichfalls nach französischen Berichten, wieder. Zähne, welche in guter Ordnung vertikal stehen, sind, nach seiner Behauptung, ein Zeichen von Ordnungsliebe und Edelsinn. Zähne, die von der geraden Stellung abweichen und sich den Lippen nähern, deuten auf Nachahmungstrieb und Spottsucht. Zähne, die nach hinten schräge sich dem Gaumen zuneigen, deuten auf Trieb und Lust zum Bösen. Breite und runde Zähne zeigen Muth und Offenheit an. Lange, zugespitzte, von einander abstehende Zähne, sind Zeichen von Niedrigkeit und Gemeinheit. Wenn diese Zahnkunde sich verbreitet, werden unsere Schönen nicht mehr zu lächeln wagen, um ihre Zähne nicht zu zeigen, aus Furcht, man könne ihren Charakter aus denselben errathen. Die Tänzerinnen würden dadurch vorzugsweise außerordentlich viel verlieren. Diese Erfindung scheint uns nicht ganz neu. Die Redensart: „Jemanden auf den Zahn fühlen!“ ist uralt, und diese deutet doch wohl schon auf eine Art physiognomischer Odontologie.

Ein Italiener, Namens Agostino Borgbi in Florenz, hat die Erfindung gemacht, jeden Stoff unverbrennbar zu machen. Die feinsten Gegenstände, Spitzen, Flor und Papier können, von ihm präparirt, auch durch die stärkste Gluth nicht zum Entzünden oder Verbrennen gebracht werden. Die Erfindung wurde amtlich erprobt und hat sich vollkommen bewährt. Die feuerfesten zubereiteten Gegenstände sollen nicht die geringste Einbuße an Farbe und Glanz erleiden und das Verfahren nicht theuer sein.

(Geographisches Rechenexempel.) Das in Hamburg erscheinende satyrisch-humoristische Blatt, die „Wespen“, bringt folgendes Rechenexempel: Schleswig mit Holstein multiplizirt, von Dänemark subtrahirt, von Preußen kronstndirt, ein paar Millionen addirt, durch nichts dividirt, was macht das? — Facit: Nichts! Es geht gerade in Preußen auf!

Gemeinnütziges.

Kautschukwichse, die das Leder wasserdicht macht, erhält man auf folgende Weise: Man schmilzt 2 Loth Kautschuk in einem glasirten Gefäße über gelindem Kohlenfeuer, thut nach und nach 6 Loth Leinölfirniß hinzu und rührt das Ganze wohl durcheinander, worauf man das Gefäß vom Feuer nimmt und ein Loth Fischthran und ein Loth Terpentinöl hinzusetzt. Diese Wichse macht das Leder wasserdicht und sehr geschmeidig.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 130. Sonntag, 29. Oktober **1865.**

Herbst.

Graue Nebel hüllen
Berg' und Thäler ein,
Und der Tag ist trübe,
Matt der Sonne Schein.

Keine Lieder tönen
Durch den Wald entlang;
Denn die Sänger schweigen,
Hin ist aller Klang.

Vög'lein trauernd fliegen
In ein wärm'res Land,
Wo sie Nahrung finden
Durch des Schöpfers Hand.

Von den Bäumen dorten
Fällt das Laub herab;
Und die Blumen neigen
Sich zu ihrem Grab.

Leer ist's auf den Fluren;
Alles öde steht,
Und in schnellem Fluge
Es zum Winter geht.

Schlummern wird die Erde
Bald im weißen Kleid,
Bis an einem Morgen
Alles sich erneut.

Dann wird Frühling blühen,
Und die Sonne nickt
Freundlich unsern Fluren,
Die mit Grün geschmückt.

Ja, ein neues Leben
Wartet unsrer dann,
Und das Auge blicket
Jauchzend himmelan.

Chr. G.

Andere Zeiten.

(Fortsetzung.)

VI.

Der Druck der Vergangenheit und Gegenwart, Alles, was ihn jemals geschmerzt und gequält hatte und noch schmerzte und quälte, stand in lesbaren Zügen auf seinem bleichen Antlitz, da er sich völlig unbeachtet wußte. Nur einmal kam der Kapitän, der hier im Quartier lag, die Treppe hinab und ging auf den Hof. Allein der kümmerte sich ebenso wenig um ihn, wie er sich um denselben kümmerte.

Plötzlich erhob Ulrich die Augen und begegnete Ottiliens forschendem und theilnehmendem Blick.

Sie war leise herabgekommen und dicht vor der Thüre stehen geblieben. Seinen ehrerbietigen Gruß erwiederte sie nicht leicht und vertraulich wie sonst, sondern so tief, wie den eines ihr gesellschaftlich gleichstehenden Mannes. Sie glaubte, ihm einen solchen Beweis der Achtung schuldig zu sein und wußte nicht, daß sie ihn gerade damit kränkte. Ihn hatte ihre frühere Vertraulichkeit nicht verletzt, da sie keine Beimischung von Stolz oder Herablassung enthielt und den Verhältnissen angemessen erschien. Die tiefe Verneigung jetzt dünkte ihm eine Andeutung, sie wolle sich ihm gegenüber auf einen anderen Standpunkt stellen. Als gäbe es einen höheren, als den er ihr längst angewiesen hatte — in seinem Herzen. Ueber den Unterschied ihres Standes und noch viel mehr den des Vermögens, hatte er sich ja nie Illusionen hingegeben. Wollte sie jedoch ein formelleres Wesen einführen, warum nicht auch das? Er öffnete schweigend, ihrer Anrede harrend, die Thüre.

Sie sagte jedoch nichts, wandte sich vielmehr, von einer unbezwinglichen Verlegenheit ergriffen, erröthend ab und eilte die erste und zweite Treppe hinauf. Droben beglückwünschte sie sich über diesen

Impuls, denn die Mutter öffnete eben ihr Zimmer in der Belétage und ging hinab. Wenn dieselbe sie bei Ulrich auf der Schwelle des Comptoirs getroffen hätte!

„Und was weiter?“ fragte sie sich jedoch schon im nächsten Augenblick trotzig. Konnte ihr Jemand wehren, sich bei ihm nach den Seinigen zu erkundigen? Vielleicht stand es zu Hause schlecht — er sah ja so niedergeschlagen, so unglücklich aus! Es wurde ihr plötzlich gewiß, daß ihm irgend etwas Uebels begegnet sei, und sie hatte ihn nicht einmal gefragt! Sie wollte es noch thun, gleich — oder doch lieber noch nicht gleich, erst bis die Mutter zurückgekehrt war. Sie schalt sich selber feige und verrätherisch. Wie erbärmlich, ein scharfes hämisches Wort zu scheuen, während sie ihm durch ihre Theilnahme wohlthun könnte. Aber war ihre Theilnahme ihm auch wohlthuend? Er hatte sich ihr stets fern gehalten, seitdem sie erwachsen war, ja eigentlich schon seit jenem Auftritt in ihrer Kindheit, der sie vorhin auf so wenig wohlthuende Weise beschäftigt hatte. Und doch — wie freudig betroffen fuhr er auf, als er sie jetzt eben gewahrte, wie innig ruhte sein Auge in dem ihrigen, so daß es sie rasch forttrieb. — Freudig — innig? Welche Einbildung! Dann hätte er doch ein Wort gesagt, nicht darauf gewartet, bis sie ihn anredete. Ziemte sich's, daß sie das zuerst that — oft gethan hatte? Sie dachte nicht an seine untergeordnete Stellung, ihr erschien er nicht als untergeordnete Person. Sie begriff nicht, wie sie über die Aeußerung der Mutter hatte lachen können; das Blut strömte ihr bei der Erinnerung daran siedend ins Gesicht, obschon sie sich allein befand.

Nicht ohne einen gewissen Argwohn schaute Frau Wymar um sich, als sie Ulrich, die Thürklinke in der Hand, stehen sah, wie Ottilie ihn verlassen hatte. Daß der alte taube Buchhalter in seinem Verschlag saß, that gar nichts; nicht allein er, auch das andere Personal und selbst ihr Gatte hatten sich drinnen befunden und sie doch nicht gesehen, wenn sie vor Jahren wegen des jungen Menschen an dieser Glasthüre so oft vorüberging. Der Ort war sogar zu mehr als bloßen Blicken geeignet, da die drinnen Sitzenden der Thüre den Rücken zukehrten. — Der Mensch war kein Dummkopf, wie sie vor zehn Jahren und all' die Zeit her gemeint hatte. Ein Verhältniß mit der Tochter schien eine bessere Spekulation, weil eine Heirath und reiche Erbschaft im Hintergrunde, wenn man es nur geschickt anfing. Aber da sollte er sich doch verrechnen. Sie wollte ihrem Manne schon Dinge sagen, oder ihm vielmehr andeuten und ihn so bearbeiten, daß der kluge Spekulant das Spiel verlor. In dieser Stimmung war sie mit kaum merklicher Erwiederung seines Grußes an ihm vorübergeschritten.

Fast lächelnd und leicht den Kopf schüttelnd blickte er nach der Stelle, auf welcher sie verschwunden war. Er wunderte sich darüber, wie er diese Frau jemals lieben konnte oder vielmehr gemeint hatte, daß er sie liebe. In der Jugend hat man doch seltsame Einfälle, ist ganz unglaublicher Narrheiten fähig! In welche Aufregung versetzte ihn damals der Anblick dieses in der That sehr schönen Nackens, den sie noch immer entblößt trug, obgleich sich das, nach seiner jetzigen Ansicht, nicht recht schickte. Indeß war es Sommer und sie in ihrem Hause noch im Negligé.

Doch da kehrte sie schon zurück, wollte ihm etwas sagen. Er trat der Frau seines ehemaligen Prinzipals, der Stiefmutter Ottiliens, achtungsvoll entgegen. Bei seiner eigenen Rechtlichkeit glaubte er übrigens nicht, daß sie ihn damals absichtlich bestrickt habe oder doch bestricken wollte.

„Ich höre, Sein Großvater ist krank und es gehe ihm schlecht, Gerhardt, da werde ich Ihm für den Kranken Brühe, Braten und Eingemachtes schicken. Will Er auch etwas Uebriggebliebenes für Sich und die Andern, so ist ja genug da,“ redete sie ihn an.

Er glaubte zuerst seinem Gehör mißtrauen zu müssen, ihre hochmüthige Miene drückte jedoch noch mehr aus als die Worte, ihr Ton und ihre Form.

„Bemühen sich die hochgeehrte Frau nicht erst — es wäre umsonst, ich würde es zurückschicken,“ sagte er vor Aufregung kaum verständlich, verbeugte sich mechanisch und ging rasch zu dem alten Buchhalter, ihm zu sagen, daß er auf den Prinzipal nicht warten könne, sein Geschäft übrigens auch erledigt sei. Dann wollte er hinauseilen; das Haus verlassen, nie wieder betreten. An der Treppe zögerte er jedoch — es war ihm, als hätte er Ottiliens Stimme vernommen, ängstlich, wie Hilfe heischend. Und dabei ein so eigenthümliches Geräusch, fast wie ein Ringen zweier Personen und zwischen durch die Stimme eines Mannes mit fremdländischem Accent. Er dachte an den französischen Offizier und vergaß alles Uebrige.

Als Frau Eleonore triumphirend hinaufging, folgte ihr der Kapitän so rasch, daß er sie vor der Zimmerthüre erreichte. Vielleicht geschah es nicht ganz absichtlos, daß sie jetzt öfter über die große Treppe ging, als über die kleine, welche aus dem hinteren Theil des ersten Stockwerks nach der Küche führte. Sie zeigte gern Jemand ihren blendenden Nacken, sei es auch nur dem häßlichen, rothhaarigen

Offizier. Als dieser sie jetzt jedoch umschlang, stieß sie einen Schreckensruf aus und suchte sich seinem Arme zu entwinden. Er hielt sie um so fester und die Empörung über diese Unverschämtheit lähmte vollends ihre schwache Kraft, erstickte sie fast. „Ulrich — Hilfe!“ keuchte sie, als der junge Mann auf der Treppe auftauchte.

Er freute sich, daß es ein Irrthum gewesen, als er Ottiliens Stimme zu vernehmen meinte. Schnell packte er den Kapitän, und als dieser sich zur Wehr setzen wollte, hob er ihn empor und warf ihn die Treppe hinab. Es war das Werk eines Augenblicks.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kuß.

(Eine Apporisme.)

Der erste Kuß, von welchem uns die älteste Geschichte im Zeitalter der Patriarchen berichtet, war der, welchen Isaak seinem Sohne Jakob gab, als dieser seinen Bruder Esau um den Segen des Vaters betrog (1. Mose 27, 26). Doch ist es wahrscheinlich, daß Isaak schon früher diese Zärtlichkeit der Mutter erwies, bevor an den Sohn zu denken war.

Nach der Aufzählung, welche die alten Hebräer über die verschiedenen Küsse anstellten, scheinen sie diesen Akt fast wissenschaftlich behandelt zu haben, denn wir finden im alten Testament einen Kuß der Ehrerbietung, der Unterwerfung, der Versöhnung, der Gutheißung, des Willkommens, der Liebe und Freude, des Kummers, des Friedens, der Götzenanbetung, des Abschiedes, des Dankes und noch viele andere verzeichnet. Ebenso lesen wir in der heiligen Schrift von einem Heuchlerkuß, wie ihn Joab Amasa gab, als er im Begriff stand, ihn zu erschlagen, und den schrecklichsten Mißbrauch mit Freundschafts- und Liebesbezeigung trieb Judas, indem er damit seinen Herrn und Meister schmachvoll verrieth.

Die ersten Christen wechselten vor Empfang des heiligen Abendmahls gegenseitig Küsse als ein Zeichen religiöser Gemeinschaft, und dieser Brauch blieb in den Kirchen des Morgenlandes so lange herrschend, als die Verfolgungen und Prüfungen dauerten; der Kuß galt bei ihnen als Ausdruck der Freundschaft und brüderlichen Zuneigung, welche gerade in Folge der Unterdrückung ein festes Band um die Gemeinde schlang. Vor einigen Jahren wurde in einer Kirche New-Yorks der Versuch gemacht, diesen Brauch wieder einzuführen; aber entweder die moderne Entartung oder andere Ursachen trugen die Schuld, daß die „küssende Kirche“ nichts weniger als ein Beispiel mokalischen und religiösen Wandels bot. Die Lästerungen fanden bald Gelegenheit, die Brüder und Schwestern zu verspotten und zu verdächtigen, so daß dieses Erbauungsmittel nach einiger Zeit wieder aufgegeben wurde.

Der Handkuß wird in der Bibel zwar nicht erwähnt, wohl aber der Fußkuß von den Evangelisten als der Ausdruck der Demüthigung und Ergebenheit. Manche heidnische Völker im Orient bezeigen noch heutigen Tages ihre tiefste Unterwerfung dadurch, daß sie die Fußstapfen küssen, welche der Tritt des Herrschers hinterlassen hat; indem sie glauben, daß die königliche Sohle durch ihre Berührung den Staub geheiligt habe. Der erste Fürst, dessen Fuße durch einen Kuß göttliche Verehrung bewiesen wurde, war Papst Konstantin, und Kaiser Justinian führte bei seinem Einzuge in Konstantinopel diesen Gebrauch allgemein ein. Alle nachfolgenden Päpste machten auf diesen Beweis der Ehrerbietung vor dem Kirchenfürsten Anspruch. Bei der Ceremonie des Fußkusses trägt der heilige Vater einen Pantoffel, auf welchem ein Kreuz eingestickt ist; auf das Kreuz und nicht auf die große Zehe des Kirchenoberhauptes, wie so oft geglaubt wird, werden die Lippen gepreßt.

Wenn die Menschen so dächten, wie sie sprechen und schreiben, so möchte man annehmen, daß unsere Voreltern vor Jahrhunderten mehr Achtung vor einander gehabt hätten, als die jetzige Generation. In ihren Briefen brauchten sie die Ausdrücke: Ich küsse die Hand; theurer, geliebter Freund! und andere artige Redensarten, welche in unseren Tagen in der Regel nur vom stärkeren Geschlecht in der Korrespondenz mit dem schönen gebraucht werden. Im Briefstyl ersetzen wir den Gruß und die honigsüßen Phrasen der Alten höchstens durch die Schlußformel: Ihr aufrichtigster Freund, Ihr Ergebenster oder Ihr gehorsamster Diener, und wie in neun oder zehn Fällen diese konventionelle Formel im buchstäblichen Sinne des Wortes eine Lüge ist, so ist es auch wahrscheinlich; daß hinter der wundervollen Liebe; welche unsere Großväter gegenseitig schwärz auf weiß aussprachen; in der Wirklichkeit nichts war.

Die Franzosen umarmen und küssen einander wie Schauspieler auf der Bühne; der Küssende berührt den Andern mit den Lippen auf die linke Wange nahe dem Ohre; die Völker germanischer Abstammung dagegen betrachten es als eine läppische Unsitte und Entheiligung eines der köstlichsten Genüsse der Natur, irgend Jemand anders nicht oder minder zärtlich zu küssen, als ein geliebtes Weib oder ein Kind.

Mannigfaltiges.

(Russische Eisenbahn-Salons.) Aus einer in dem Brüsseler Blatte „Nord“ enthaltenen Beschreibung der auf der Moskau-Petersburger Bahnlinie jetzt im Gebrauch befindlichen Eisenbahnwagen geht hervor, daß der Reisende 1. Klasse für die unbedeutende Erhöhung des Fahrpreises um zwei Rubel das Vergnügen genießen kann, die Fahrt in einem glänzend erleuchteten Salon zurückzulegen, in welchem prachtvolle Divans und Armsessel zur Ruhe einladen, während auf den Tischen die neueste belletristische Literatur und die gelesensten Zeitungen ausliegen. Sobald die Zeit des Zubettegehens herannaht, führt ein Kammerdiener die Herren in das Rauchzimmer und weist ihnen ihre Schlafzimmer an, während die Damen von diensthuenden Kammermädchen, die an Gewandtheit und angenehmer Erscheinung nichts zu wünschen übrig lassen, zu ihren Boudoirs geführt werden, um hier allen nur denkbaren Comfort und Luxus, Bäder ꝛc. zu genießen. Die Rauchzimmer müssen namentlich für Russen eine Art Paradies sein, da sie auf diese Weise das seltene Vergnügen genießen, einmal auf einer Straße, wenn auch auf einer mit Eisenschienen belegten Straße, rauchen zu dürfen; — was bekanntlich bis jetzt in Rußland gesetzlich nicht erlaubt ist.

(Der Faultopf.) Die Spanier haben ein Gericht, das heißt Olla potrida, Faultopf: ein Gefäß, in welches täglich alle Ueberbleibsel vom Mittagsmahl geworfen und gegossen werden. Am Abend trägt man sie wieder auf. Zu dem, was nicht verzehrt worden, kommt am nächsten Tag neues Ueberbleibsel, und da die Hausfrau mit Sorgfalt darauf sieht, gleich anfangs eine solche Grundlage im Gefäße zu schaffen, daß ihr Kopf beim besten Appetit der Hausgenossen nie vollständig geleert wird, so begreift man, daß diese Speisen ein sehr verschiedenes, mitunter ein hohes Alter haben und oft weniger angenehm riechen. Daher der Name „Faultopf“. Ganz ähnlich ist der „Pepertopp“ (Pfeffertopf) der Holländer in der Guyana beschaffen. Der mit spanischem Pfeffer eingedickte Saft der Maniotwurzel wird über das nicht verzehrte, übrig gebliebene Fleisch vom Mittage gegossen. Täglich wird von diesem Pepertopp gegessen, täglich wird wieder Fleisch und dann und wann, sowie sie zu fehlen beginnt, frische Sauce dazu gethan. Je dicker die angetrocknete Sauce aufliegt, je älter der Inhalt ist, desto besser schmeckt er; gereinigt darf der Topf natürlich niemals werden. Die Frau eines dortigen Bürgermeisters wußte einen solchen Topf dreißig Jahre lang auf diese Weise zu erhalten, ohne ihn frisch füllen zu müssen.

(Bohrversuche am Nil.) Bei den Bohrversuchen am Nil wurden 60—72 Fuß tief neben Knochen von Ochsen, Schweinen, Hunden, Kameelen, Eseln, auch Stücke von Töpferwaaren und Backsteinen gefunden. Da genaue Messungen über die allmälige Anfammlung des Nilschlammes die höchste Zunahme des Bodens in einem Jahrhunderte auf 5 Zoll, im untern Delta nur auf kaum die Hälfte berechnen, so setzt die Erhöhung des Bodens auf 60 resp. 72 Fuß eine Dauer von 14,400 Jahren voraus. Vor so langer Zeit muß, hiernach zu schließen, Unteregypten auch schon von Menschen bewohnt gewesen sein, welche die Backsteine und Töpferwaaren verfertigten, wovon Bruchstücke aus derselben Tiefe zum Vorschein kamen, und welche mit den heutigen Bewohnern des alten Kulturlandes ungefähr dieselben Hausthiere hatten.

Der Graf v. F., der sehr gut mit Frn. v. Talleyrand stand, unterhielt gern zärtliche Verbindungen mit Damen; allein seine Galanterie überlebte seinen Haarwuchs, denn er war schon fast kahl, als man sich noch immer von seinen Abenteuern unterhielt. Einst befand er sich bei Talleyrand und sagte zu ihm: Ich bin in der That in großer Verlegenheit, denn ich weiß nicht, was ich der Frau v. R. zum neuen Jahre schenken soll; ich wünschte ihr gern etwas Kostbares zu geben, etwas Seltenes ... „Etwas Seltenes?“ fiel ihm Talleyrand ins Wort; „wissen Sie was, mon ami, schenken Sie ihr einige von Ihren Haaren.“

Aus einer Wein-Chronik vom Jahre 1683 bis 1859 ersehen wir, daß im vorigen Jahrhundert die „vorzüglichen“ Weinjahre weit seltener waren, als in dem laufenden. Wir finden von 1700 bis 1800 nur drei Jahrgänge, 1748, 1762 und 1793 mit „vorzüglich“ verzeichnet, dagegen von 1801 bis 1859 bereits zehn solcher Jahrgänge, und zwar 1811, 1819, 1823, 1825, 1834, 1842, 1857, 1858 und 1859, wozu nun der von 1865 kommen wird, der an Feuer und Kraft alle seine Vorgänger übertreffen soll.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 131. Dienstag, 31. Oktober 1865.

Andere Zeiten.

(Fortsetzung.)

In demselben Moment rief drunten die Stimme des Hausknechts: „Jesus Maria! Was ist denn das?“ und gleichzeitig öffnete ein Mädchen neugierig die Thüre eines Hinterzimmers der ersten Etage.

„Der Herr Kapitän ist die Treppe hinuntergefallen — helft ihm auf, Martin!“ sagte Ulrich laut und öffnete der gleichsam vernichteten Frau die Thüre ihres Zimmers.

„Was werden die Leute sagen!“ stöhnte sie, während sie hinein schwankte. Welche Kompromittirung! Und welch Gaudium für alle die Klatschmäuler der Stadt, daß ihr, der Stolzen, eine so rohe Beleidigung widerfahren! Mädchen und Frauen des niederen Bürgerstandes hatten dergleichen zwar oft genug erdulden müssen; die Hochmüthige zuckte, wenn sie es hörte, kühl die Achseln. Wie konnte man von dem, was dieser Art Leute geschah, überhaupt ein Aufheben machen? meinte sie stets. Auch die rohesten Kriegsknechte benähmen sich gegen sie so, wie es sich geziemte, d. h. Rang und Stand mit sich brachte. Und nun das ihr, der reichen Großhändlersfrau, der Schwester eines Präsidenten! Wie ihr das Alles blitzschnell durch den Kopf schwirrte, hätte sie verzweifeln mögen.

Ulrich begriff sie einigermaßen, kannte sie so weit, um zu wissen, daß weniger die Beleidigung an sich, als die Veröffentlichung derselben sie kränkte. Auf ihren Ausruf entgegnete er: „Ueber meine Lippen soll kein Wort kommen und der Kapitän wird auch schweigen, wenn Sie es vorziehen, ihn noch ferner im Hause zu dulden, statt ihn durch eine Beschwerde beim Gouverneur zu entfernen.“

Sie athmete wieder. „O nur keinen Skandal, keinen Affront!“ Sie wollte mehr sagen, Ulrich schloß jedoch hinter sich die Thüre und trat dem Offizier entgegen, der eben die Treppe hinaushinkte. Er hatte keinen ernstlichen Schaden genommen.

„Das soll Er schon büßen!“ knirschte er Ulrich zu, wagte sich jedoch im Augenblick nicht an ihn. Zwar konnte er ihn durch die im Hause einquartierten Soldaten festnehmen und dann bestrafen lassen für dieses Attentat gegen einen Offizier des Kaisers. Allein er hätte für sein unverantwortliches Benehmen gegen die Hausfrau auch wenigstens eine derbe Rüge erhalten und dann die Blamage vor seinen Kameraden und Leuten, von einer „Bürgerkanaille“ die Treppe hinabgeworfen zu sein! Er dachte an seinen Genossen, der von einem Krämergesellen geohrfeigt worden und mochte ihm nicht sekundiren als Gegenstand ewiger Neckereien und Hänseleien. Zudem gefiel ihm sein Quartier ganz vortrefflich.

Ulrich begriff das. „Hüten Sie Ihre Zunge — Sie wissen, es wäre nicht zu Ihrem Vortheil, käme die ganze Geschichte in die Oeffentlichkeit. Die Herren lieben es zwar, sich solcher Heldenthaten zu rühmen, verlautet aber ein Wort davon, so soll man auch erfahren, wie hübsch Sie die Treppe hinabkugelten.“

„Hätte ich gewußt, daß sie einen Chapeau hat,“ murmelte der Kapitän.

Ulrich hörte ihn nicht, hatte sich schon entfernt. Er begab sich nach der Heiligengeistgasse. Es beunruhigte ihn, daß Ottilie mit diesem Unverschämten unter einem Dache wohnte, doch konnte er den Kaufmann unmöglich von dieser Scene in Kenntniß setzen — mußte das der Dame überlassen. Zudem — Ottilie hatte in ihrem Wesen nichts, das zu einer derartigen Frechheit herausforderte oder Veranlassung gab. An seine eigene drückende Lage hatte er nicht mehr Zeit zu denken — die Lang- und Wollwebergasse war schon mit spalierbildendem Militär besetzt, die drei Ordnungen im Hause des Präsidenten — ersten Bürgermeisters — Gralath versammelt. Kaum hatte Ulrich dasselbe betreten, als

es Sturm schlug und der Klang der Militärmusik die Annäherung des Gouverneurs verkündigte.

Unter einer Eskorte von Kavallerie und Infanterie, umgeben von der sämmtlichen Generalität und vielen Stabsoffizieren, erschien Rapp zu Fuß beim Präsidenten. Nun ordnete sich der in der That imposante Zug. Der Gouverneur und der Kommandant von Danzig, General Menard, nahmen den Präsidenten in ihre Mitte, je einem Gliede des Rathes und Schöppengerichts gesellte sich einer der Generale und Offiziere. Darauf folgte paarweise die dritte Ordnung. Das Musikkorps spielte, die zu beiden Seiten der Gassen postirten Soldaten präsentirten das Gewehr, sämmtliche Glocken begannen zu läuten und von den Wällen donnerten Kanonenschüsse. So ging es nach dem Rathhause. Hier vollzog der Präsident durch eine Rede die Installirung.

Nachmittags fand längs der schönen Lindenallee nach Langfuhr eine Spezialrevue der Oudinot'schen Division statt. Die Grenadiere und Voltigeurs dieser Division galten als Musterkorps, und die schaulustige Menge strömte in hellen Haufen herbei, um sich die als Einquartierung so übel Berüchtigten einmal ohne Furcht anzusehen. Um sechs Uhr gab der Gouverneur ein glänzendes, durch Kanonenschüsse verherrlichtes Diner und Abends illuminirte die ganze Stadt. Die Prediger hatten als Text den schönen 13. Vers des ersten Korintherbriefes, Kap. 10, erhalten und Psalm 68, V. 20 u. 21. „Gelobet sei der Herr täglich. Gott legt uns eine Last auf. Sela. Wir haben einen Gott, der da hilft und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet." Die Zuhörer waren tief gerührt, doch nicht in Dankbarkeit über die ihnen schon gewordene Hilfe; sie beteten vielmehr darum, daß die Versuchung ein Ende gewinnen könne, so man ertragen könne.

So war die neue, oder vielmehr alte Verfassung eingeführt und Danzig ein Freistaat. Die Franzosen trafen indeß keine Anstalten zum Abmarsch — sie richteten sich vollständig ein und der „Freistaat" hatte alle Lasten einer fremden starken Besatzung zu tragen.

VII.

Wir eilen dem Schlusse der Erzählung entgegen und übergehen die Zwischenscenen des soleunen Balles auf dem Gouvernementshause, den plötzlichen Tod des Großvaters Ulrich's, der sich stärker als jemals in die Ferne sehnte und alle Anstalten zur Abreise nach Stettin traf, wo er ein Unterkommen zu finden hoffte. Doch sollte sein Scheiden durch ein unerwartetes Ereigniß verzögert werden. Jener Affront, den sich der französische Offizier im Hause Wymar's erlaubt hatte, sollte nicht der einzige bleiben. Seit mehreren Tagen war Wymar dahinter gekommen, daß man dem Kapitän besseren Wein zu Tische lieferte, als der Quartiergeber verpflichtet war; schon neulich, als der Kapitän Besuch erhielt und um Imbiß und Wein bitten ließ, schickte er von seinem gewöhnlichen Tischwein hinauf. Der unliebsame Gast verlangte andern Wein, der Diener bestellte es eilig dem Hausherrn. Dieser ließ trocken erwiedern, wenn dem Herrn Kapitän nach Burgunder gelüste, so fände er im Rathskeller ganz vortrefflichen. Die Quartiergeber seien nicht verpflichtet, auch Wein und obenein vom besten zu liefern — er möge sich, wenn's ihm beliebe, beim Gouverneur beschweren.

Das geschah wohlweislich nicht. Der Kapitän ging vielmehr in den Rathskeller.

Einige Tage darauf befand sich Frau Wymar Morgens allein und begann sich anzukleiden, um noch einige Einkäufe zu machen. Ihr Sohn kam eben aus der Schule und ging an ihrem Zimmer vorbei in das obere Stockwerk.

Der Kapitän, tief erbittert über die neulich erlittene Demüthigung, zudem verstimmt durch die Folgen der Nachtschwärmerei und nicht weniger durch die Entdeckung, seinem Dejeuner sei eine Flasche von der gestrigen Sorte beigegeben, schalt heftig gegen den Diener, der ihm aufwartete. Als er dann seine Zimmerthüre öffnete, ging eben Theobald vorüber. „Sage Deiner Mutter, ich will nicht dieses Gewächs, sondern den früheren Wein haben!" herrschte er ihn an.

Der Geschlechtersprößling war an einen solchen Ton nicht gewöhnt, das patriotische Blut empörte sich. „Mein Vater sagt, Sie könnten sich beim Gouverneur beschweren, wenn Ihnen der Wein nicht mundet!" antwortete er kurz.

Eine Ohrfeige und eine Fluth von Schmähungen war die Erwiederung. Laut aufschreiend eilte er zur Mutter.

Diese hörte plötzlich Lärm, Gepolter. Das war eben nichts Seltenes. Der Kapitän benahm sich Morgens, wenn er den Hausherrn auf der Börse oder sonst abwesend wußte, oft ungebührlich. Das Dienervolk war freilich so lässig und unverschämt, daß ihm eine Lektion ertheilt werden mußte. Wenn nur dieses Toben nicht gegen die Würde des Hauses verstoßen hätte.

Jetzt horchte sie jedoch. Es war Theobald's Stimme. Er schrie laut auf. Bestürzt warf sie ein Tuch um die Schultern und eilte hinaus. Weinend kam ihr der Knabe entgegen — der Kapitän folgte ihm schimpfend und fluchend. Die Dienerschaft,

die Comptoiristen wie die einquartierten Soldaten eilten neugierig herbei.

Die Mutter hätte sich, ihrer Würde gänzlich vergessend, am liebsten auf den Menschen gestürzt, der ihr Kind zu mißhandeln wagte. Nur ihre körperliche Schwäche hielt sie davon zurück, keine andere Erwägung. Ihre Zunge war glücklicher Weise scharf und schneidig und sie bediente sich derselben auch als einer tüchtigen Waffe. In ihrem gerechten Eifer wählte sie die Worte nicht so sorgfältig, wie es von einer Dame stets wünschenswerth ist. Es liefen sogar Ausdrücke unter, die sonst nur im Munde des von ihr so tief verachteten Volkes heimisch zu sein pflegen.

Den Dienstleuten war es ein unbeschreibliches Gaudium, daß ihre „Hochgeet Frn" den unverschämten Franzosen in seiner eigenen Weise schlug. Selbst dessen eigene Leute verbargen ein schadenfrohes Lächeln nur mit Hilfe des im Flur herrschenden Zwielichts. Denn daß der Offizier, so viel er immerhin im Schelten zu leisten vermochte, nicht gegen die erzürnte Frau aufkam, das begriff sogar er selber. Aber sollte er das ungestraft über sich ergehen lassen, nicht Revange nehmen? Er befahl seinen Leuten, sie zu verhaften und auf die Kommandantur zu bringen, wo sie ihre Schmähungen eines kaiserlichen Offiziers büßen solle.

Die Soldaten säumten nicht, zu gehorchen — vergebens protestirte die Frau, rief dann ihre Leute zum Beistand auf. Sie waren zwar außer sich, wagten aber nicht, einem französischen Offizier und seinen Bewaffneten sich zu widersetzen.

So hatten denn die staunenden, schadenfrohen oder entrüsteten Bewohner der Stadt das sonderbare Schauspiel, daß eine den ersten Familien angehörende Frau am hellen Tage von Soldaten durch die Gassen geschleppt ward. Sie selber, die Hochmüthige, war fast wahnwitzig und geberdete sich gleich einer Wahnwitzigen.

Theobald rannte, als er begriff, was mit der Mutter geschehen sollte, zum Vater. Er setzte durch seinen Bericht nicht allein diesen, sondern sämmtliche auf dem Rathhause Anwesenden in eine unbeschreibliche Aufregung. Eine Deputation begab sich augenblicklich zum Gouverneur, dringliche Beschwerde zu führen, angemessene Genugthuung zu fordern. Frau Wymar ward auch sogleich vom Kommandanten mit Entschuldigungen entlassen und von ihrem Gatten in einem Wagen heimgeleitet.

(Schluß folgt.)

Ein neu entdecktes Silberland.

Vor einiger Zeit enthielten amerikanische Blätter fast abenteuerlich klingende Schilderungen von unermeßlichen Schätzen Silbererzes in der Sierra Nevada. Dieses Gebirge liegt im Norden und Nordwesten von Mexiko, im Staate der Union Nevada. Von einem New-Yorker Korrespondenten erhält die „Allg. Ztg." über das neue Silberland folgende Schilderung: Seit dem Eintritt des Friedens haben bergmännisch gebildete Agenten östlicher Kapitalisten namentlich den von Kalifornien aus durch prachtvolle Chausseen leicht zugänglich gemachten jungen Staat Nevada bereist und dort eine Fülle von ausgiebigen Silbererzadern gefunden, vor welchen selbst die früher für eitel Schwindel gehaltenen Schilderungen kalifornischer Spekulanten erbleichen. Man hat eine Menge 12—18 Fuß mächtiger Adern von Schwefelsilber gefunden, die auf eine Tonne (2240 Pfd.) Erz 60—80 Unzen Silber (in einzelnen Fällen gar bis zu 200) und 3—4 Ztr. Blei ergeben. Hunderte und aber Hunderte von Minen liegen verlassen da, weil das aus ihnen gewonnene Erz nur 20—25 Unzen Silber gibt. Bei den hohen Arbeitslöhnen, den ungenügenden Mitteln zur Herbeischaffung von Wasser und Holz und dem Mangel an Kapital zur Anlegung guter Extraktionsapparate lohnt sich die Extrahirung solcher Erze nicht, da sie den ganzen Werth des gewonnenen Silbers kosten würde. Aber schon in den westlichen Querthälern der Sierra, wo Wasser und Holz im Ueberfluß vorhanden, ist der Preis für die Extrahirung des Metalls aus einer Tonne Erz nur 5—10 Dollars. Binnen wenigen Jahren wird die Pacific-Eisenbahn, von welcher in Kalifornien bereits eine ansehnliche Strecke gebaut ist, Nevada durchschneiden, und damit werden sich die Kosten der Silbergewinnung so vermindern, daß allein der Ertrag der bis jetzt schon entdeckten, aber nicht benutzten Minen dem der Goldproduktion Kaliforniens gleichkommen wird. Für das Jahr 1865 schätzt man die Silberausbeute auf 25 Millionen Dollars und rechnet mit Sicherheit darauf, daß sie, noch ehe ein Jahrzehnt um ist, auf 100 Millionen steigen wird; denn eine Grenze für die Ausbeute nur der schon bekannten Erzlager (und es ist erst ein winzig kleiner Theil des Staates, der durchforscht ist) gibt es gar nicht, außer in dem Maße der darauf verwendeten Kapital- und Arbeitskraft. Auch wenn man für die nächsten zehn Jahre den jährlichen Durchschnittsertrag nur auf 40 Millionen ansetzt, so würde sich, falls die Angabe der Pierer'schen Enzyklopädie richtig ist, daß 1860

der gesammte Silbervorrath der Erde 2800 Mill. Dollars betrug, diese Masse um volle 14 Prozent vermehren, und es würde eine sehr merkliche Veränderung in dem relativen Werth der edlen Metalle stattfinden. Und Silber ist nicht das einzige werthvolle Mineral, welches Nevada in unerschöpflicher Fülle enthält. Man hat ungeheure Lager von Schwefel, Alaun ꝛc. entdeckt, die zwar für jetzt werthlos sind, es aber nur so lange bleiben werden, als die Transportmittel ungenügend sind. Unter anderen Schätzen enthält Nevada ein Naturwunder: ein mehrere englische Quadratmeilen großes und 12—20 Fuß tiefes Lager des herrlichsten, vollkommen reinen und ohne jede Zubereitung verwendbaren Salzes. Dieses Salz wird in zentnerschweren Blöcken, die wie das hellste Eis aussehen, gebrochen, und braucht nur zerkrümmelt zu werden, um zum Gebrauch geeignet zu sein. Und selbst diese Arbeit erspart die Natur dem Menschen, wenn das Salz nur zu technischen Zwecken (wie bei der Silberextraktion) verwendet werden soll. Denn auf der Oberfläche des Krystallsees kann man Hunderttausende von Scheffeln, welche durch die Witterung zerkrümmelt sind, ohne Weiteres aufschaufeln. Für den Ackerbau ist Nevada, d. h. so lange bis man wenigstens in den Thälern am östlichen Abhang der Sierra künstliche Bewässerung eingeführt haben wird, werthlos und wird wahrscheinlich nie in der Lage sein, auch nur die Hälfte seines Bedarfs an Zerealien selbst zu erzeugen; dafür aber hat es in Kalifornien ein Land, welches Getreide genug für 20 Millionen Menschen erzeugen kann und trotz seiner Jugend schon seit einer Reihe von Jahren Zerealien exportirt, ganz nahe zur Hand. Vor sieben Jahren noch eine öde Wüstenei, die, wie ein Reisender damals sagte, Gott in seinem Zorne geschaffen zu haben schien, ist Nevada jetzt bereits ein Staat mit kaum viel weniger als 100,000 Einwohnern, einer Stadt (Virginia-City) mit 10,000 Einwohnern, Theatern, Kirchen, öffentlichen Gebäuden, drei täglich erscheinenden Zeitungen ꝛc., zwei anderen Städten mit etwa 5000 und sechs mit 1000—2500 Bewohnern.

Mannigfaltiges.

Der junge König von Griechenland wäre beinahe während seines Aufenthaltes in Korfu seinen Unterthanen durch zwei Schildkröten entführt worden. Seine Majestät liebt Ausflüge längs den Ufern des Meeres, nicht etwa in einem Boote, sondern auf sogenannten norwegischen Wasserschuhen. Aber das war nicht mehr neu für das jugendliche Gemüth. Da fügte es sich, daß ihm Schildkröten zum Geschenke gemacht wurden, welche in den dortigen Gewässern sehr groß, sehr kräftig sind und sehr schnell schwimmen. Den König überkam die seltsame Idee, anstatt der Wasserschuhe sich der Schildkröten zu bedienen und auf deren Rücken eine Wasserpartie zu machen. Gedacht, gethan; und da sein Adjutant, den er zur Theilnahme einlud, keine Lust dazu verspürte, so begab er sich allein mit seinen Schildkröten ins Wasser, die aber nicht daran dachten, am Gestade zu bleiben, sondern eiligst dem hohen Meere zuschwammen, was natürlich dem König wenig behagte und die am Ufer versammelte Menge in Schrecken versetzte. Rasch wurden dann auch Kähne bestiegen, man fuhr dem geliebten Herrscher nach und erlöste ihn aus der augenscheinlichen Gefahr. — Buchstäblich wahr!

Als ein Kuriosum aus dem Bereiche des Postwesens, berichtet der „Dortmunder Anzeiger“ vom 6. October, können wir aus bester Quelle die Mittheilung machen, daß hier kürzlich ein Packet nach dem Rheine durchpassirte, welches im Jahre 1857 der Post in Deutz zur Beförderung nach dem russischen Kaukasus übergeben worden war. Da der Adreßort daselbst nicht aufgefunden werden konnte, so mußte die Sendung den Rückweg nach ihrem Aufgabeort antreten, wozu sie nicht weniger als volle acht Jahre gebraucht hat. Daß das Porto in diesem Zeitraume zu einem kleinen Kapital angewachsen ist, läßt sich wohl begreifen, begreiflicher aber noch erscheint der Schreck der inzwischen ermittelten Absenderin, einer armen Wittwe, als ihr die, sowohl von der russischenwie preußischen Postbehörde aufgestellte Kostenrechnung präsentirt wurde. Das Packet enthielt alte, für ihren im fernen Lande der Tscherkessen verschollenen Sohn bestimmte Kleider, deren Gesammtwerth nicht den zehnten Theil der postalischen Forderung erreichte. Hoffentlich wird die Oberpost-Behörde der armen Frau die Zahlung erlassen.

Charade.

Schau' das Erst' auf der Wiese, das Zweite, wo unter des Eisens
Schlägen der Baum sinkt; Tod lauert im Ganzen auf dich.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 132. Freitag, 3. November 1865.

Andere Zeiten.

(Schluß.)

Der Kapitän wurde verurtheilt, feierlich Abbitte vor der Dame zu leisten, ein Akt, der nach der Genesung der Frau Wymar, welche nach jener furchtbaren Demüthigung erkrankt war, stattfinden sollte, und zwar nicht privatim, sondern öffentlich. Zu diesem Zwecke waren mehrere alten Freunde des Hauses Wymar eingeladen worden, darunter auch der Chef der Firma Herwart aus der Langgasse, ein würdiger alter Herr, der schon seit langer Zeit für seinen Sohn um Ottiliens Hand anhalten wollte. So lange hatte er es nicht gethan, weil er wünschte, daß das ärgerliche Aufsehen über die Verhaftung der Brautmutter sich erst ein wenig lege.

Der Kapitän erschien und leistete die ihm als Satisfaktion für die Dame aufgegebene Abbitte. Die Gegenwart der Herren dabei hatte ihn jedoch zu sehr verletzt, als daß er für seine Demüthigung nicht auf Revange hätte sinnen sollen. Dieselbe lag nahe genug.

„So empfehle ich mich Ihnen bestens, Madame. Ich hoffe, Sie tragen mir für meine Uebereilung keinen Groll nach; meinerseits nehme ich so aufrichtigen Antheil an Ihrem Glück, daß ich die, wie ich höre, so bald erfolgende Abreise des schönen Ulrich lebhaft beklage." Er hatte die letzten Worte halblaut gesprochen und wollte sich nach einem Gruß gegen die anderen Anwesenden entfernen.

„Herr — eine neue Beleidigung?" rief der Hausherr aufspringend. „Nicht von der Stelle, bis Sie erklärten, was das bedeutet!"

„Ich werde nicht so indiskret sein, Madame zu kompromittiren. Sie mag Ihnen selber sagen, wenn es ihr beliebt, wer Ulrich ist und warum er an der Glasthüre des Comptoirs —" Er hielt inne.

Frau Wymar sank wie vernichtet in ihren Stuhl zurück. Sie meinte, er rede von der Vergangenheit. Die Gesichter der Herren wurden bedenklich lang; wer hätte wohl dergleichen gedacht? Und dennoch — die Frau erschien ja als das personifizirte Gewissen. Herwart beglückwünschte sich im Stillen, daß er noch nicht um Ottiliens Hand geworben habe.

Die eingetretene Pause war fürchterlich. Es schien, die Blässe des Unglücklichen und der Schuldigen spiegelte sich wieder auf den Gesichtern der Freunde des alten hochgeachteten Hauses, dessen Ehre nie ein Makel befleckt hatte. Nur Ottilie erröthete um so tiefer, je mehr sie begriff, was der Mann andeutete — aussprach.

Er wollte sich entfernen. Das junge Mädchen trat jedoch vor, entschlossen und über ihr Handeln mit sich völlig im Reinen. Sie begriff den Zusammenhang der ganzen Sache besser, als irgend ein Anderer der Gegenwärtigen.

„Einen Augenblick, Herr Kapitän!" sagte sie rasch und erglühend. „Sie wissen nicht und diese Herren wissen es auch nicht, daß der junge Gerhardt, dessen Schwester meiner Eltern Pathenkind war, dessen Mutter gleichsam die Stelle der meinigen vertrat, in unserem Hause stets bei seinem Vornamen Ulrich genannt wurde und wird."

Ulrich Gerhardt! Er — für dessen Rechtlichkeit der Kaufherr seine eigene zum Pfande gesetzt hätte, auf den er stets ein unbedingtes Vertrauen gehabt . . . Wenn irgend Etwas ihn noch tiefer zu beugen vermochte — dieser Name war's. Und das Auftreten seiner Tochter? Wollte sie Zeugniß ablegen gegen die eigene Stiefmutter?

Die Anderen vermochten es kaum anders aufzufassen. Sie gab zu dem Vornamen einen Zunamen, zu dem Verdacht die Person. Merkwürdig, daß Niemand darauf gekommen war. Oder vielmehr natürlich — wer konnte auch so Etwas denken. Mancherlei fiel ihnen jetzt nachträglich auf und ein. Dem Hausherrn gleichfalls.

„Ottilie!“ Die niedergebeugte Frau vermochte nur das eine Wort auszustoßen, aber das Mädchen fuhr schnell fort:

„Verzeihung, Mutter. Mir selber wird diese Offenheit schwer, allein sie ist ja nothwendig. Am 21. Juli will ich die Treppe hinabgehen, da sehe ich, wie der Herr Kapitän sich nicht entblödet, eine Dame, die Frau seines Quartiergebers, mit Gewalt zu umarmen. Gleichzeitig kommt Gerhardt von unten und Mutter ruft ihn, wie wir ihn ja immer zu nennen pflegen, bei seinem Vornamen zu Hilfe. Daher das Mißverständniß dieses Herrn, welches eben kein Zeugniß für die Lauterkeit seiner Gesinnungen ist. An der Glasthüre des Comptoirs stand Ulrich vorher allerdings, wartete auf Sie, Vater, und ich selber hatte ihn dort gesprochen.“

„Das ist also wirklich nicht kindliche Großmuth, Mademoiselle. Ihnen galt es, wenn der schöne junge Mann dieses Haus stundenlang anstarrte?“ fragte er ungläubig und voll Hohn.

Damit war ein neuer Moment hinzugekommen, ein ganz überraschender Gesichtspunkt gewonnen. Wenn schon die fremden Zuhörer in wachsender Spannung aufhorchten, so wirbelte Wymar vollends der Kopf. Seine Gattin athmete wieder — begriff das Mißverständniß — blickte jedoch nicht minder gespannt als die Uebrigen auf Ottilie.

Diese hatte der plötzliche Angriff gegen sie selber doch etwas aus der Fassung gebracht. Indeß nicht für lange. „Ja, mir — obschon ich diesen Umstand aus Ihrem Munde erfahre!“ sagte sie unter heißem Erröthen, aber ohne Schwanken und fügte stolz hinzu: „Ich wüßte nicht, aus welchem Grunde Sie Auffälliges an Etwas fänden, worüber nur mein Vater Rechenschaft verlangen könnte und auch erhalten würde.“

„Ich habe nichts zu sagen als: ich gratulire!“ versetzte der Offizier und ging nach militärischem Gruß.

„Und außer dieser neuen Beleidigung die alte, von der ich jetzt erst höre!“ fuhr Wymar wie aus einem schweren Traume auf.

Er sank in einen Stuhl, noch immer nicht recht im Klaren über das wunderliche Gemisch von Empfindungen, das so rasch auf ihn eingestürmt war, noch einstürmte. Die alten würdigen Freunde schüttelten die Köpfe — Herwart wahrhaft entsetzt. Was hatte man da vernommen! Das zweite war ja fast nicht weniger kurios und unerhört als das erste. Der arme Vater! Man vergaß über der Theilnahme für ihn beinahe, daß man seiner Gattin einen so überaus unwürdigen Verdacht abzubitten habe. Herwart beglückwünschte sich wieder, daß die Werbung noch nicht angebracht sei.

„Um Gotteswillen, Mädchen, was werden die Herren von Dir denken!“ Es waren der Frau Wymar erste Worte. „Und selbst der Vater muß glauben, Du habest mit dem jungen Manne ein Verhältniß. Nur ich, liebes Kind, ich denke nichts Arges von Dir.“ Sie streckte der Stieftochter warm die Hand hin. Konnte sie nach dem Benehmen Ottiliens, das sie von der furchtbarsten Schmach so glänzend gereinigt, weniger thun, als gleichfalls die beste Meinung von ihr hegen? Sie empfand sogar, daß diese nicht so unverdient sei, wie die Ottiliens von ihr, obgleich die Anschuldigung des Franzosen in der Gegenwart umbegründet war.

Ottilie küßte ihre Hand. „Der Vater und Niemand denkt Arges von mir,“ äußerte sie, indem sie Einen nach dem Andern offen anschaute. „Nie hat der junge Gerhardt mir durch ein Wort seine Empfindungen verrathen. Daß seine Blicke es unwillkürlich thaten; daß er, sich unbeachtet glaubend, unser Haus betrachtete; ja, daß er überhaupt wärmer für mich empfindet — wer könnte das mir als Vergehen anrechnen?“

„Weiß Gott, ich kann nicht einmal ihn darum verdammen!“ brach der alte Banquier, Ottiliens Pathe, los und streckte gleichfalls dem Mädchen seine Hand hin. „Obwohl Kleinbürger — er ist doch ein Mensch, ein junger Mensch und wenn ich selber nicht ein alter Mann wäre, so verliebte ich mich Knall und Fall in mein Pathchen.“

Der zweite Kollege konnte nicht umhin, beizustimmen.

Sicherlich hätte Wymar, trotz seiner Vorliebe für Ulrich und seiner verhältnißmäßig großen Vorurtheilslosigkeit, diese Enthüllung sonst doch anders aufgenommen. Jetzt war ja Alles, Alles unendlich besser, als die fürchterliche Schmach, die er nach der Andeutung des Kapitäns schon auf seinem grauen Haupte gefühlt hatte. Selbst die Entdeckung eines zärtlichen Verhältnisses zwischen Ottilie und dem jungen Manne wollte ihm jetzt als etwas Erträgliches und Verzeihliches dünken.

„Ottilie!“ rief er und schaute ihr ernst forschend in die eben noch so stolz, fast herausfordernd blinkenden Augen. Jetzt stiegen Thränen darin auf; verschämt und demüthig küßte sie ihm die Hand, umschlang dann seinen Nacken und flüsterte in sein Ohr: „Nie werde ich Dir Kummer bereiten — nie!“

Er verstand. Zärtlich küßte er sie, innerlich mit sich kämpfend. Sollte er seine einzige Tochter unglücklich machen um eines aus der Vergangenheit überkommenen Vorurtheils willen? Oder was war's denn sonst, das Ulrich von ihnen schied?

Nicht ohne Verwunderung schauten die alten steifen Herren auf die Liebkosungen von Vater und Tochter. Sie hätten nie gedacht, daß Wymar so neumodisch sentimental sein könne.

Noch mehr Aufsehen und Kopfschütteln erregte es aber, als Ottilie später ihre Hand Ulrich Gerhardt reichte, der ihrem kränkelnden Vater im Geschäfte die treueste Stütze geworden war und dasselbe zuletzt ganz übernahm. Als dann furchtbare Noth über Danzig hereinbrach und selbst Herwart in der Langgasse fallirte, da entging Wymar demselben Geschick nur durch die wirksame und selbst eigene Gefahr nicht scheuende Unterstützung des dankbaren Ulrich. — Darauf kamen andere Zeiten, ward der Druck von der alten Hansestadt und ganz Deutschland genommen. Nun sprach sogar Frau Eleonore mit Befriedigung von ihrem Schwiegersohn, der jetzt Einer der ersten Kaufleute Danzigs geworden war.

Geheimrath v. Liebig's neue Suppe für Kinder und Altersschwache.

Die natürliche Ernährung der Kinder ist die durch die Muttermilch; da nun aber viele Mütter das Glück entbehren, ihre Kinder selbst stillen zu können, so ist die Wahl einer geeigneten Speise von großer Wichtigkeit. Hr. Geheimrath v. Liebig hat dieses Mittel gefunden und bereits in deutschen und englischen Journalen veröffentlicht und dadurch sich wieder neue große Verdienste für die gegenwärtige und nachfolgende Generation erworben. Er schreibt darüber: „Ein Kind, welchem die Milch seiner Mutter versagt ist, kann ohne Amme (deren Wahl schwierig und oft mit Gefahren anderer Art für das Kind verbunden ist) nur dann in der rechten Weise ernährt werden, wenn die Speise derselben denselben Ernährungsstoff hat, wie die Frauenmilch. Um hierüber eine richtige Vorstellung zu erhalten, dürfte erinnert werden, daß die Milch aus zwei Stoffen besteht, die in der Ernährung des Organismus zu verschiedenen Funktionen dienen. Der Käsestoff in der Milch dient zur Blut- und Fleischbildung und die Butter und Milchzucker werden zur Erzeugung der animalischen Wärme verbraucht. Im gleichen Verhältniß ist dies auch der Fall mit den Speisen der Menschen und dem Futter der Thiere, welche stets aus Mischungen von zweierlei Stoffen bestehen, da durch die Nahrung die Blut- und Fleischerzeugung und Temperatur des Körpers erhalten wird. Die Samen der Getreidearten enthalten einen Stoff, der mit dem geronnenen Käsestoff, die Samen der Leguminosen, der Erbsen und Bohnen einen Stoff, der mit dem Käse, wie er in der Milch enthalten ist, identisch ist. In dem Getreidemehl ist zwar kein Milchzucker und nur wenig Fett, aber es ist reich an Stärkmehl, welches im Magen in Zucker übergeführt wird. Den verdienstvollen und bewunderungswürdigen Untersuchungen ist zu verdanken, daß wir zur Erkenntniß der richtigen Verhältnisse gelangt sind, in welchen die Fleisch und Wärme erzeugenden Nährstoffe dem Lebensalter und dem Bedürfnisse des Individuums entsprechen und beide ein Maximum von Nahrungseffekt hervorbringen. Ein Mangel an Wärme erzeugenden Bestandtheilen kann durch einen Ueberschuß von Blut erzeugenden Stoffe ersetzt werden; aber dieser Ueberschuß verliert alsdann sein Vermögen, das Körpergewicht zu vermehren. Die Wärme erzeugenden Stoffe sind unfähig zur Erzeugung des Blutes; bei einem Ueberschuß über das richtige Verhältniß hinaus verliert dieser seine Wirksamkeit. Die Analysen von Haidlen zeigen, daß die Milch einer gesunden Frau in 100 Theilen 3,1 Casein, 4,3 Milchzucker und 3,1 Butter enthält, und ist Frauenmilch im Allgemeinen ärmer an Casein und Salzen, als Kuhmilch, sie reagirt aber stärker alkalisch und enthält mehr freies Alkali, welches in den verschiedenen Milchsorten Kalk ist. Nimmt man an, daß 10 Theile Butter in dem thierischen Körper dieselbe Wärme erzeugende Wirkung hervorbringen als 24 Theile Stärkmehl, und ebenso 18 Theile Milchzucker die von 16 Theilen Stärkmehl, so läßt sich mit Hilfe dieser Zahlen der Ernährungswerth der Milch mit dem des Mehles der Getreidearten vergleichen. Leicht ist eine Mischung von Milch und Mehl zu berechnen, welche genau die Verhältnisse der Nährstoffe enthält; aber sie würde in anderer Beziehung die Frauenmilch nicht ersetzen, da das Weizenmehl sauer reagirt und sehr viel weniger Alkali enthält, als die Frauenmilch. Da nun das Stärkmehl zur Nahrung der Kinder nicht geeignet ist, da dasselbe erst in der Magenverdauung in Zucker übergeführt, so kann diese Arbeit dadurch dem Organismus erspart werden, wenn man dasselbe in die lösliche Form des Zuckers und Dextrins überführt. Dies kann leicht durch Zusatz von Malzmehl geschehen. Wenn man Milch mit Weizenmehl zu einem dicken Brei kocht und setzt diesem eine größere Menge Malzmehl zu, so wird die Mischung nach einigen Minuten flüssig und nimmt einen süßen Geschmack an. Auf dieser Ueberführung des Stärkmehls in Zucker und einer Ergänzung des Alkali's in der Milch beruht die Darstellung der neuen Suppe. 10 Theile Kuhmilch, 1 Theil Weizenmehl und 1 Theil Malz-

mehl liefern nun eine Mischung, welche sehr nahe den Ernährungswerth der Frauenmilch besitzt. Da das Weizenmehl und Malzmehl viel weniger Alkali enthalten, so wird dieses durch einen Zusatz von 7½ Gran doppeltkohlensauerm Kali ersetzt. Diese Mischung ist, nach genauer Vorschrift bereitet, in Portionen zu 1 Unze jetzt fast in allen Apotheken vorräthig und wird auf folgende Art zubereitet. Eine solche Portion wird mit 3 Eßlöffel (1 Unze) voll kalten Wassers gut angerührt und dann noch ⅝ bayerische Quart (= 5 Unzen) (wozu man sich in der Apotheke ein Glas kauft, welches genau 5 Unzen enthält) abgerahmte Kuhmilch hinzufügt. Hierauf setzt man das Ganze auf ein gelindes Feuer, und wenn es anfängt dick zu werden, nimmt man es weg und rührt 5 Minuten um. Nach dieser Zeit wieder auf das Feuer gesetzt, wird es so lange umgerührt, bis es ganz flüssig geworden, worauf es, noch einige Minuten aufgekocht, durch ein Suppensieb geseihet, zum Gebrauche fertig ist. — Durch den auf dem Seiher etwa bleibenden Rückstand läßt man noch ein wenig Wasser gehen, so daß die Flüssigkeit geradezu ⅝ Quart beträgt. — Die Flüssigkeit besitzt die doppelte Conzentration der Frauenmilch, und kann den Kindern auch aus einem Saugglase gereicht werden. Man kann diese Suppe auch mit Thee oder Kaffee genießen, und vertritt diese die Stelle eines sehr guten Rahms."

Mannigfaltiges.

Die amerikanischen Blätter beginnen Notizen zur Statistik des Bürgerkrieges zu veröffentlichen. Einem Ausweise über die Verluste der Potomac-Armee unter General Grant in der Zeit vom 5. Mai bis 1. Nov. 1864 entnehmen wir, daß in dieser Zeit dreizehn Schlachten und Gefechte geliefert wurden, und daß die Zahl der Todten an Offizieren 796, an Soldaten 9796, der Verwundeten 2796 Offiziere und 51,161 Soldaten, der Vermißten 775 Offiziere und 23,683 Mann, im Ganzen also 64,000 Mann oder ein Drittel der unter Grant's Befehl gestandenen Armee betrug. Die Schlachten in der Wildernes, bei Cold Harbour und Spottsylvania waren die blutigsten. Gegen die 23,000 Vermißten machten die Bundestruppen 15,000 Gefangene. Die Verluste der großen Mississippi-Armee unter Sherman betrugen in demselben Zeitraume 5284 Todte, 26,000 Verwundete, 5786 Vermißte, also im Ganzen 27,000 Mann. Doch geben diese Ziffern nur die Verluste von Sherman's Hauptarmee an, und reichen nicht über den 22. Aug. vor Atlanta hinaus, wo die Bundestruppen 4000 M. Todte und Verwundete verloren. Von Sherman's Soldaten wurden vom 1. Mai bis Mitte September nicht weniger als 52,217 außer den Verwundeten ärztlich behandelt, von denen nur die auffallend kleine Anzahl von 420 an verschiedenen Krankheiten starb. Die Armeen des Cumberland, Tennessee und Ohio verbrauchten 149,670 Artilleriegeschüsse und 22,137,132 Gewehrschüsse. Die Mississippi-Armee machte ungefähr 12,983 Gefangene bis zum Fall von Atlanta, von denen etwa 25 Perzent freiwillig kamen; sie nahm 26 Kanonen und verlor 16.

In H. in Ungarn richteten die Hamster ungemeinen Schaden an. Der Bürgermeister forderte die Einwohner auf, die gemeinsamen Feinde zu vertilgen, aber keine Hand rührte sich. Da kam ein hausirender Jude in das Dorf und ließ ausrommeln, daß er für jeden Hamsterbalg 5 Kreuzer zahle. Sofort zog Alt und Jung ins Feld und ein furchtbares Morden begann; mehrere tausend Hamster wurden auf Wagen ins Dorf gebracht. Der Jude aber war und blieb verschwunden; die Bauern waren geloppt, aber zu ihrem eigenen Besten. Sie sahen das bald ein und verziehen ihrem schlauen Bürgermeister den Streich, den er ihnen durch den Juden gespielt hatte.

(Wissenschaftliche Forschungen in Mexiko.) In den kürzlich in der Nähe von Huachinango entdeckten Trümmerhaufen hat man ganze Straßenreihen mit noch vollkommen erhaltenen Häusern aufgefunden. Die Dächer derselben sind noch unversehrt und mehrere der Thüren verschlossen. Man hat bereits einen Palast und etwa zehn andere Häuser untersucht. Sie sind aus schwarzen Steinen, von denen einige die ungeheure Größe von 8 bis 10 (Kubik?) Metern haben, erbaut. Man begreift kaum, wie es den alten Mexikanern, die den Gebrauch des Eisens nicht kannten und keine Zug- und Lastthiere hatten, möglich war, solche ungeheuere Blöcke zu behauen und in Bewegung zu setzen. Der Zodiakus von Huachinango ist bemerkenswerth gearbeitet und in der Mitte mit Hieroglyphen und Verzierungen, gleich denen des in der Kathedrale von Mexiko eingemauerten Meridians, versehen.

Auflösung der Charade in № 124:
Grünspan.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 133. Sonntag, 5. November 1865.

Das Friedhofskind.

Es war am Allerseelentag, in jener Stadt,
Die an dem Isarstrom ihr Bette hat,
Daß ich hinausging mit wehmuthsvollem Sinn,
Und leitete den Schritt zum Friedhof hin,
Ein schön'rer Gottesacker ist zur Zeit
Auf Erden kaum, so weit und breit!
Ein wahrer Friedhof ist's, ein Gartenraum,
Da grünt's und blüht's und Schatten gibt der Baum,
Der Rasen breitet seinen Teppich allerweg
Zu sammtnen Decken aus auf Weg und Steg,
Und in den dunkeln Zweigen hangen
So Sehnsucht, Thränen als Verlangen,
Und aus dem Tiefgrün trauernder Cypressen
Scheint es zu flüstern: „nicht vergessen!"
Und dichte Lauben, die von Kränzen ganz erfüllt,
Sie halten sinnige Inschrift in Düfter gehüllt,
Und Alles flüstert in diesen Räumen uns zu:
„Hier nur ist Friede und hier nur ist Ruh'!" —
Ich ging wohl lange sinnend und stumm
Von Grab zu Grab im Friedhof herum;
Gedrängt voll waren die Räume all,
An jedem Grabe von Menschen ein Schwall,
Wo man nur hinsah, allerwärts
Geputzte Gräber und geputzten Schmerz,
Und Lichter und Blumen an jeglichem Stein,
Und dunte Lampen und Kerzenschein;
An jedem Stein, an jedem Kreuzlein, das erhöht,
Ein weinend Aug', ein Mund im Gebet,
Ein Herz, das gebrochen, ein Blick, der gesenkt,
Ein Haupt, das in Wehmuth zur Erde sich senkt.
Ich wandelte still an den Gräbern umher,
Kein einziges war von Blumen wohl leer,
Kein einz'ges, an dem nicht ein Lämpchen gebrannt,
Und das nicht in Grünzweiglein frisch sich wand.
Als ich so weiter ging, an die Wand hinschreit',
Allwo die Armuth auch im Tod liegt bei Seit',
Gewahrt' ich ein Schauspiel, das ins Herze mir schnitt,
Und nicht weiter wagt' ich den stockenden Schritt.
Und an einem ganz verfallnen Grabe, abseits allein,
Bezeichnet nicht von Hügel, von Stein,
Von einem kleinen Kreuzlein nur geschmückt,
Da saß ein kleiner Knabe, einsam, zerknickt,
Gestützt auf seine kleine, schwache Hand,
Und gräbt mit einem Messer in den Sand,
Und zieht aus der Brust, halb kaum bedeckt,
Ein Stückchen Zweig, das er in die Erde steckt,
Und steht dann auf und geht umher
Und sieht, ob kein Blümchen zu finden wär'.
Und wie er fand ein Stückchen Grün, eine Rose ohne Stiel,
Lief er zurück zu seinem frommen Ziel,
Und steckt das Stückchen Rose in die Erd',
Und wirft sich nieder und weint ungehört.
Dann geht er wieder fort und sucht auf jedem Schritt,
Und bringt ein Stückchen Grünes immer mit,
Das er still wieder in die Erde setzt
Und wieder es mit hellen Thränen netzt!
Mir war das Herz so voll, das Auge lief mir über;
Ich sprach ihn an: „Was machst du da, mein Lieber?"
Der arme Knabe sah mich an und sprach in kindlichem Ton:
„Die Mutter liegt mir da wohl zwei Jahre schon,
Und alle Gräber sind herausgeputzt und mächtig schön,
Und nur auf meiner Mutter Grab ist nichts zu seh'n;
Wenn ich nur einen kleinen Kreuzer hätt',
Etwas zu kaufen draußen vor der Thür!"
Ich aber sprach: „Du lieber Junge, da hast du Geld,
Und kauf dir jetzund, was dir gefällt!"
Der Knabe lief wie ein Blitz von mir fort,
Ich aber war geblieben an Stelle und Ort,
Und sieh', bald kam der Knabe zurück,
Aus seinen Aeuglein spricht ein traurig Glück,
Er bracht' einen großen grünen Kranz

Und einen Stern aus Holz, der ringsum ganz
Voll rother, grüner Lichter ward aus Kerzenglanz,
Und kauert sich nieder und schmücket das Grab,
Und windet den Kranz um den hölzernen Stab,
Und betet und weint und betet wieder,
Und wirft sich auf die kleinen Kniee nieder,
Und liegt am kleinen Grabe bis Abends spät.
Und als im Dunkel er vom Friedhof geht,
Geb' ich von ferne ihm jetzt das Geleit
Und merk' das Hüttchen mir, das steht abseit,
Allwo der Knabe, kaum neun Jahre alt,
Verwaist bei Bettlern hat seinen Aufenthalt.
Und andern Tages, ganz von Weh erfüllt,
Entwerf' ich dem Publikum ein kleines Bild
Der Friedhofseer', und der Himmel segnet meine Hand,
So daß mein einfach Wort auch weiche Herzen fand
Denn was ein Dichterherz für Menschenwohl ersann,
Das klingt im Dichterherz stets dichterlohnend an.
Und eine hohe Königswitib, an Geist und Tugend reich,
Die jetzund oben thront im ew'gen Himmelreich,
Sie las, was ich beschrieb, bescheidet mich zu sich,
Begehret einen Bericht ganz huldiglich
Vom frommen Kind, von seinem tiefen Leid.
Da wird die hohe Frau von Milde ganz verklärt
Und sprach: „Dem Kind sei Hilfe schnell gewährt!"
Und in dem Augenblick gab sie sogleich Befehl,
Daß für den Knaben sei gesorgt an Leib und Seel'.
Ich aber ging nach Haus und sprach zu Gott empor:
„Dem Dichter gibst du nicht des Lebens reichen Flor,
Dem Dichter gibst du nicht des Lebens ird'sches Gut,
Dem Dichter gibst du nicht des Glückes hohe Fluth,
Dem Dichter gibst du nicht der Ehrenzeichen Tand,
Dem Dichter gibst du nicht den Kranz im eignen Land,
Dem Dichter gibst du nicht der Erdengroßen Gunst,
Doch gibst dem Dichter du die süße Herzenskunst,
Zu rühren mit dem Wort der edlen Menschen Herz,
Zu stimmen Menschensinn zum Mitleid für den Schmerz,
Zu singen hie und da ein tiefgemüthlich Lied,
Das in das trock'ne Aug' die süße Zähre zieht;
Zu schildern innigligh der Menschheit Noth und Leid,
Daß in des Menschen Brust das Mitleid sei bereit!
Daß du dem Dichter gibst die Lust und auch die Kraft,
Daß er, ein Armer selbst, doch selbst für Arme schafft,
Dafür, o Ewiger, wie klein auch mein Talent,
Dafür hab' Dank und Preis, und Segen ohne End'!"

S. M. Saphir.

Ein Kavalier.

I.

Will die Vergangenheit
Um deine Seele fließen
Mit Bildern schöner Zeit,
Mußt du die Augen schließen.
Was träumend wir gedacht,
Wird oftmals wahr im Leben,
Und oft versinkt in Nacht,
Was wachend wir erstreben.

Grimmiger.

„Zehn Uhr! — Herr Reichenau, schließen Sie den Laden!"

Der, wie es schien, längst ersehnte Befehl wurde von dem Angerufenen sofort vollzogen. Die Schlüssel knarrten in den Doppelschlössern, und die eisernen Stangen, womit Nachts die Ladenfenster und die Thüre verbarrikadirt wurden, klirrten beim Einlegen in die Halter. Der Prinzipal des Hauses, Herr Edmund Traber, blieb unter der offenen Thüre des Ladenzimmers stehen, bis das letzte Licht verlöscht war. Er spähte noch einmal durch den dunklen Raum, ob Alles in Ordnung sei und horchte auf die Bewegungen des Commis, der ihm die Geldschublade mit der Tageseinnahme entgegentrug.

„Hierher stellen!" gebot er wie jeden Abend und zeigte auf den großen Tisch inmitten des Zimmers. Der kleine schmächtige Mann schüttete das Geld aus und überflog es mit einem gierigen Blicke. Sein schmales Antlitz wurde noch schmäler und länger. Aergerlich schob er dem Commis die Sechser und Groschen zum Aufzählen hin, während er selbst die größeren Münzen sortirte.

„Ist das Ihre ganze Einnahme?" fragte er, eine Krone in der Hand wiegend. Die kleinen, stechenden Augen fixirten den Commis und die schmalen, blutleeren Lippen zogen sich zusammen, als wenn sie Essig gekostet hätten.

„Zu dienen. Es gab immer Leute im Laden, doch wurden keine größeren Posten gekauft."

„Nicht der Rede werth!" schnarrte der Prinzipal wegwerfend. Die dürren braunen Finger mit den vielen glitzernden Ringen fuhren schneller über die Münzen, die große, goldgewirkte Quaste an dem grellrothen Hausrock neigte sich schwermüthig auf sein Ohr und der blaßgrüne Schlafrock schien sich enger an die vertrocknete, fleischlose Gestalt zu schmiegen. „Das ist keine Lösung. Als ich meinen Laden noch selbst versah, nahm ich das Drei- und Vierfache ein."

Zweifelnd sah Alfred Reichenau zu dem Prinzipal auf. Dieser hielt den forschenden Blick fest aus,

denn der Ladendiener konnte ihm die Unwahrheit ſeiner Prahlerei unmöglich beweiſen.

„Ja, ja, das Drei- und Vierfache,“ behauptete er noch heftiger. „Es kommt Alles auf den Verkäufer an. Man kann Leute nach Hunderten in ein Geſchäft ziehen, aber auch in vierzehn Tagen einen Laden veröden.“

Der Commis zuckte ungläubig mit den Achſeln, bevor er entgegnete: „Die Zeiten ſind ſchlecht, die Leute ſchränken ſich ein, und Herr Rembrand, der eine beſſere Lage hat, nimmt uns viel weg. Ich thue gewiß meine Schuldigkeit, aber ich kann die Leute nicht hereinzwingen.“

Reichenau hatte noch nicht ausgeſprochen, ſo ſprang die zweite Thüre, welche ins Wohnzimmer der Familie führte, weit auf, die Dielen ſeufzten, raſches und ziemlich ſtarkes Athmen wurde laut und Frau Euphroſine, wie ſie der Prinzipal jederzeit mit beſonderer Ehrerbietung nannte, ſtand vor den beiden Geldzählern. Die Frau des Hauſes repräſentirte ſich als eine große ſtattliche Figur mit rundem, ſtark geröthetem Geſicht und auffallendem Ueberfluß an Fülle. Ihr gegenüber erſchien der kleine Patron mit dem blaßgrünen Schlafrock wie ein matt ſchimmerndes Sternchen gegen den ſtrahlenden Vollmond. Ihre ſchmalen, bläulichen Augen, welche kaum über die hohen Wangen herabſehen konnten, ruhten zornig auf dem ſchüchternen Ladendiener, der nicht aufzublicken wagte, und die runden, fleiſchigen Hände ſtützten ſich auf die breiten Hüften. „Her—ein—zwin—gen?“ wiederholte die Dame gereizt und nickte bei jeder Silbe mit dem ſchweren Haupte. „Wer ſo gute Waaren führt und reell bedient wie unſere Firma, darf Niemanden zwingen. Aber in dieſer ſchlechten Zeit die Leute fortſchicken, welche kaufen wollen“ — ihre Stimme nahm eine höhere Lage an, — „ſogar in ein anderes Geſchäft weiſen, das iſt ein Geniestreich, der nur einem gewiſſen Genre von Leuten paſſiren kann. Man könnte lachen, wenn es nicht zu triſte wäre.“

Reichenau verſtand den herben Vorwurf, wiewohl Frau Euphroſine immer in der dritten Perſon ſprach. Sie betrachtete dieſe Redeweiſe und einzelne franzöſiſche Worte, welche ſie überall zu verwerthen ſuchte, als ein Hauptmerkmal der Bildung, welche ihr, als der Tochter eines Kommerzienrathes, zukommen mußte.

„Der Herr verlangte zwei Loth Marino,“ entſchuldigte ſich Reichenau ruhig. „Wir führen keinen. Ich wüßte nicht . .“

„Ja wohl, es gibt Leute, die niemals wiſſen, toujours ignorants! Ein trauriger Geſchäftsmann, der ſich bei einer ſolchen Bagatelle nicht zu helfen weiß. Superb, wirklich superb!“ lachte die Dame und ſtieg durch das Zimmer. „Ja mehr als zwanzig Töpfe ſtehen Pariſer Nr. 1 und 2, Bernard, Braſil, Lotzbeck, Rappé, Tabac de France, Bolognaro, Spaniol, Schmelzle, Schneeberger, Sauerwetzen, Frankfurter Virginie, Nages und Grand Cardinal, und der routinirte Chef des Ladens kann keine zwei Loth Marino hergeben. Als wenn der Name etwas zur Sache thäte!“

(Fortſetzung folgt)

Walter Scott's Spazierſtock.

Welche Kurioſitäten würde eine Geſchichte der Reliquien großer Männer nicht zum Vorſchein bringen! Aber wie viele Raritätenſammler würden ſich bitter enttäuſcht fühlen, wenn ſie ihre theuerſten Schätze für apokryph erklärt ſähen. Und darum iſt es gut, daß noch keine Geſchichte derſelben geſchrieben iſt, denn ſicherlich würden ſich bei genauer Unterſuchung 99 von 100 Reliquien als unächt erweiſen. Das erinnert mich an die zahlloſen Schwerter, die von dem weißbärtigen Antiquitätenſammler am Aufgang zum Heidelberger Schloß verkauft wurden und von denen jedes zur Hinrichtung des berühmten Räuberhauptmanns Schinderhannes gedient haben ſollte, und an die hundert Lehnſtühle Voltaire's, die über die Welt zerſtreut ſind, obgleich der einzig ächte ſich im Beſitz des Marquis de Vilette befindet. Das ruft mir auch die unzähligen Spazierſtöcke Walter Scott's ins Gedächtniß, die von den Wallfahrten nach Abbotsford zurückgebracht werden und wie die Weidenruthen in jedem Frühjahr neu aufſchießen.

Die Geſchichte eines dieſer Stöcke, der ebenfalls zu den apokryphen gehört, bin ich im Stande aus beſter Quelle wiederzugeben.

Herr Sorr kam von Schottland zurück und alle ſeine Freunde befragten ihn über ſeine Reiſe; die Einen wollten wiſſen, ob er die Güter von Lucia de Lammermoor beſucht habe, die Anderen, ob der Whiskey hinreichend erwärme, um durch ſeine innere Anwendung eine Flanelljacke zu erſetzen, noch Andere, ob er denn nichts aus jenem mythiſchen Lande zurückgebracht habe.

„O ja, meine Herren“, antwortete er und zeigte ihnen einen alten Knotenſtock mit einem Griff von Hirſchhorn, auf dem einige Freimaurerzeichen eingravirt waren.

„Was iſt das für ein Stock?“ riefen Alle.

„. . . zuerſt nehmen Sie Ihre Hüte ab.“

Alle entblößten ſich.

„Meine Herren, dieser Stock ist eine unschätzbare Reliquie, es ist Walter Scott's Spazierstock, ich habe ihn zu hohem Preise von der Kastellanin des Schlosses Abbotsford gekauft."

Das Gerücht, daß ein Stock des Verfassers von Ivanhoe in der Stadt sei, verbreitet sich bald unter allen literarischen Größen. Herr Sorr sah sich genöthigt, drei Mal umzuziehen, um sich den Belästigungen aller Neugierigen zu entziehen.

Zu seinen Freunden gehörte jedoch ein junger talentvoller Dichter, Karl M., dessen Zimmer ein wahres Kuriositätenkabinet war und namentlich von jedem Schriftsteller eine Reliquie enthielt, von einem Stück von Homer's Mantel bis zu einer Schreibfeder Paul de Kock's.

Karl M., der stets zu den intimsten Freunden Sorr's gezählt hatte, verfolgte ihn jetzt unablässig, bis er eines Morgens mit der Sprache herauskam:

„Du hast jetzt den Stock da lang genug gehabt."

„Aber lieber Freund, ich glaube, er gehört mir, da ich ihn bezahlt habe."

„Keineswegs, und zum Beweis dafür wirst Du ihn mir geben. Beim Himmel! ich habe eine Sammlung zu unterhalten, und es ist nicht recht, daß Du den Stock für Dich allein behältst. Wie viel hast Du dafür bezahlt?"

„Zwölf Pfund."

„Zwölf Pfund! Einhundert und vierzig Gulden! Das ist kostbar! — Das wird anderen Leuten vielleicht eine Thorheit erscheinen, aber für uns ist das ein prächtiger Handel — hier ist das Geld."

Karl M. ging mit dem Stocke fort.

Nun, der Stock war unächt und Sorr erzählte die Geschichte später selbst so: „Einige Monate vor meiner Reise ging einer meiner Freunde, Hr. de Marsac, auf Reisen, lieh von mir ein Dutzend Louisd'or und ließ mir jenen alten Stock als Andenken, der, wie er sagte, schon seinem Vater gehört hatte. Bei meiner Rückkehr aus dem Lande Ossians hörte ich weder von meinem Freunde, noch von den Louisd'ors etwas; nur der Stock befand sich noch in der Ecke des Zimmers, wo ich ihn gelassen hatte. Aus Scherz gab ich ihn für Walter Scott's Stock aus und Dank Karl M. gelangte ich durch ihn auch wieder in den Besitz meines Geldes. Aber kaum vierzehn Tage später empfing ich aus London die zwölf Louisd'ors von Hrn. de Marsac zugesendet."

Jetzt fühlte sich Sorr über seinen Scherz doch etwas beunruhigt und ging deßhalb eines Tages mit gefüllter Börse zu M., dem er Alles gestand.

Karl M. riß die Augen vor Erstaunen weit auf und stand einen Augenblick wie versteinert da.

„Wo ist der Stock?" rief Sorr.

„Mein Lieber, ich habe ihn vorige Woche für hundert und fünfzig Gulden an T . . . gegeben."

Beide laufen zu T . . . —, der schickt sie zu Paul v. R . . . —, dieser zu Julius S . . . —, dieser zu L. B . . . — Der Stock war mit Siebenmeilenstiefeln gewandert.

„Walter Scott's Stock?" fragte M. den letzten Besitzer.

„Ich habe ihn bei einem Juden zum Verkauf gegeben, da ich mich gerade in Geldverlegenheit befand."

„Aber der Stock ist falsch."

Alle successiven Besitzer liefen keuchend zu dem Laden des Verkäufers.

„Den Stock! . . ." rief L. B., der seinen Gefährten einige Schritte voraus war.

„Ach, ich wollte gerade zu Ihnen gehen," sagte der Händler.

„Er ist unächt."

„Nein, er ist verkauft."

„Verkauft! " riefen alle Liebhaber.

„Für zweihundert Gulden an einen jungen Engländer, der sich für den Neffen Walter Scott's ausgab. Uebrigens ist er schon abgereist."

Einige Wochen später erhielt Sorr den folgenden Brief aus Edinburg:

Mein lieber Freund!

„Ich komme eben von Abbotsford, dem früheren Aufenthalte Sir Walter Scott's an. Unter den Merkwürdigkeiten des Schlosses hat man mir einen alten Stock gezeigt, von dem man versicherte, daß er dem schottischen Baron gehört habe, der aber ganz gewiß derselbe Stock ist, den mein seliger Vater besaß und den ich Dir geschenkt habe. Erkläre mir das Räthsel und antworte bald.

Alfred de Marsac."

Sorr gab seinem Freunde die verlangte Aufklärung; der Stock wird aber noch heute in Abbotsford als Sir Walter Scott's letzter Spazierstock gezeigt und mancher Verehrer des großen Barden wird ihn auch ferner mit gläubiger Wehmuth betrachten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geſchichte, Poeſie und Unterhaltung.

№ 134. Dienstag, 7. November 1865.

Ein Kavalier.

(Fortſetzung.)

Herr Traber ſtimmte pflichtſchuldigſt in die frohe Laune ſeiner Gattin ein und beeilte ſich, auch ſein Scherflein beizutragen. „Einmal, zweimal — zwei Koburger Groſchen! — dreimal, viermal — zwei geſchmierte Pfennige als Sechſer!“ rief er und ſtieß die falſchen Stücke aus den aufgezählten Reihen. „Schöne Sorte Geld das, ſehr ſchön!“

Trübſelig betrachtete Reichenau den Ausſchuß und fuhr verlegen mit der Hand durch ſein dichtes, ſchwarzes Lockenhaar. Es ließ ſich nichts dagegen einwenden. „Solche Verſehen ſind mir ſelbſt am allerunangenehmſten,“ verſicherte er, „allein ich trage keine Schuld. Unſer Laden iſt ſehr dunkel, manchmal drängt es und ich kann unmöglich jeden Groſchen und Sechſer an die Thüre oder an das Fenſter tragen, um ihn zu betrachten.“ Der Commis hätte kein ſchlimmeres Vertheidigungsmittel für ſich aufrufen können als den dunklen Laden. Frau Euphroſine, der dieſer Tadel gegen ihr Haus tief an's Herz griff, warf ihm einen grimmigen Blick zu und entgegnete voll Hohn: „Charmante Ausrede für einen gewandten Detailiſten, wofür ſich die jungen Leute bei dem Engagement ſo keck auszugeben belieben! Natürlich, der Andrang furchtbar, der Laden ſtockfinſter, aber doch findet man Zeit, mit rothwangigen Mägden Viertelſtunden lang zu konverſiren, und es iſt hell genug, um im äußerſten Winkel die billets doux der „Damen von Waſſerſtein“ zu leſen.“

„Das geſchieht in unſerem Laden?“ fragte der Prinzipal und ſah mit großen Augen ſeinen Commis an, der ruhig fortzählte und ſtill für ſich lächelte.

„In unſerem Laden,“ bejahte die Gattin mit Nachdruck. „Ich wundere mich nicht darüber. Es gibt jetzt ſo viele Herren, die nichts für ſich haben als ihr Gewand. Sie können ſich über das Alltägliche, namentlich über das weibliche Proletariat, nicht erheben und amüſiren ſich mit Mägden, weil ihre Gefühle, ihre Kenntniſſe nicht weiter reichen. Wirft ſie einmal ihr Unſtern einer Dame von Bildung in den Weg, wie unſerer Adelheid oder Rembrand's Clementine, ſo ſtehen ſie ſcheu und linkiſch da, wie Bauern vor ihrem geſtrengen Herrn Landrichter, ziehen verlegen die Achſeln hinauf und finden kein Wort zum andern. Was nützt mir ein blaſſes Geſicht, ein zierliches Schnurrbärtchen und ein Wald voll Locken, wenn ſie einem ſchön eingebundenen Buche ohne Inhalt gleichen? Doch abgeſehen davon, ſo iſt es für den Eigenthümer eines offenen Geſchäftes immerhin ſehr fatal, wenn nur müßiges Gerede und ſchlechtes Geld eingeht, während die ſoliden Kunden unbefriedigt fortgeſchickt werden. Ich würde mich dafür bedanken. Das Geld wenigſtens ſoll jeder Schuljunge kennen.“

Reichenau ſetzte den heftigen Angriffen der großen Dame ein unerſchütterliches Stillſchweigen entgegen. Er wußte nur zu gut, daß Commis nach Dutzenden brodlos in der Reſidenz herumliefen und wollte um ſeiner Stellung willen jeden rechtlichen Konflikt vermeiden. Der einfachſte Weg, den Frieden zu erhalten, ſchien ihm der Umtauſch des ſchlechten Geldes, welchen er ſofort vornahm. Der Prinzipal ließ ihn gewähren und ſchob ruhig ſeine drei guten Sechſer zum großen Haufen, jedoch nicht ohne die Ehre ſeiner Firma ſpeziell in Schutz zu nehmen. „Es handelt ſich weniger um den geringen Verluſt,“ belehrte er in ſtrengem Tone, „als um die Sache ſelbſt. Verſtehen Sie? Es iſt und bleibt eine Schande, daß in unſerem Laden überhaupt ſolches Geld angenommen wird. Finden das die rechten Strolche und Pflaſtertreter aus, ſo bekommen wir Zuſpruch genug, und Ihr Salair dürfte den Erſatzanſprüchen für Ihr ungeſchäftsmäßiges Treiben ſchwerlich gewachſen ſein. Nehmen Sie Notiz davon in Ihrem eigenen Intereſſe!“

„Ist nicht nöthig," meinte Frau Euphrosine. „Was fragt die junge Welt nach einem solchen Versehen? Sie hat Geld, Geld in Hülle und Fülle und zahlt den Bettel. Was fragt sie nach dem Ehrenpunkte? Man kann diesen und jenen nur als Handlanger im Laden, dagegen nicht zu den einfachsten Dingen im Comptoir brauchen und er gilt doch für einen Commis. Aber die Prinzipale sind selbst schuld. Warum geben sie solchen Sujets außer freier Station noch sechs bis acht Gulden Salair per Monat? Herr Rembrand versicherte mir erst gestern, daß es jetzt ganz vorzügliche, routinirte Ladendiener gebe, die recht gerne um die freie Station serviren."

„Herr Rembrand?" wiederholte der Hausherr — um uns dieses unrichtigen Ausdruckes zu bedienen — und zog den blaßgrünen Schlafrock fester zusammen. „Herr Rembrand denkt anders, als er sagt und sagt anders, als er handelt."

„Herr Rembrand ist ein thätiger, gewürfelter Negoziant," warf die Gattin hin, „den sich seine Nachbarn jederzeit zum Muster nehmen dürften."

Der Herr Gemahl fuhr heftig auf. Er fügte sich das ganze Jahr, folgsam wie ein Kind, in alle Machtsprüche seiner Frau, aber Geduld und Fassung verwehten, so oft sie ihm den verhaßten Nebenbuhler als Vorbild hinstellte. „Herr Rembrand und seine hochweise Frau sammt Fräulein Tochter," eiferte er, „verstehen Alles am besten, wenn man sie hört, spekuliren am glücklichsten, kaufen jede Waare um die Hälfte billiger wie ein anderer Geschäftsmann, verkaufen stets enorm theuer und die Leute arbeiten ihnen alle umsonst. Wenn man aber der Sache auf den Grund sieht, so sind es taube Nüsse. Herr Rembrand ist ein falscher, gefährlicher Nachbar, mit dem ich kein Geschäft machen und noch weniger vertrauten Umgang pflegen möchte. Herr Reichenau, wir sind fertig," brach er kurz das Gespräch ab, welches sehr unangenehm zu werden drohte. „Bringen Sie die leere Geldschublade wieder an ihren Platz. Gute Nacht!"

Der Commis empfahl sich, von Herzen froh, daß die Unterhaltung einen anderen Ableiter gefunden hatte. Er verzichtete gern auf das Vergnügen, die weiteren Ergüsse der Frau Euphrosine zu vernehmen. Zum Abschied klangen ihm die Worte nach: „So, Du defendirst noch diese Leute und ihre Negligence? Wer hat den Schaden davon? Mein Vater, der selige Herr Kommerzienrath, faßte derlei Erreurs viel tiefer auf. Ein solcher Hohlkopf hätte überhaupt nicht als Ladendiener, sondern als Privatier, Millionär oder reicher Baron auf die Welt kommen sollen. Lauter schöne Geschäfte mit wenig Konkurrenz."

„Ein Baron — ja, ja! — ein reicher Baron!" seufzte Reichenau, während er langsam die fünf Stiegen zu seinem Dachstübchen hinaufkletterte. Der Ingrimm, welchen er den maßlosen Angriffen der im Hause herrschenden Frau gegenüber niedergekämpft hatte, brach mit jedem Tritte, den er höher stieg, gewaltsamer hervor. Endlich war das Ziel erreicht — ein schmaler niedriger Gang. Ein großer Mann durfte sich hüten, um seinen Kopf mit der Decke, welche, vom Dache gebildet, schief herablief, nicht in unangenehme Berührung zu bringen. Man hörte vereinzelte, tiefe Töne und lustige prasselnde Sprünge. Die Tauben in ihrem Verschlage flatterten unruhig vor ihren nächtlichen Feinden, den Ratten und Iltissen, welche sich in dem weiten Bodenrevier wie auf einer Reitbahn tummelten. Reichenau schlug die Thüre der kleinen Kammer hinter sich zu, daß es schallend durch das Haus dröhnte und die flüchtigen Nachtwandler für kurze Zeit verstummten. Er maß die getünchten Wände, das niedrige Fenster, die ärmliche Einrichtung mit einem verächtlichen Blicke, stieß den alten dreibeinigen Stuhl zornig auf den Boden und rief im bittersten Tone: „Es ist unerhört! Ist das ein Stuhl, ein Tisch, ein Bett für einen Jüngling aus guter Familie, der den „Gentleman", den „Löwen des Tages" spielen, der solchen hochgetragenen Dämchen, wie dieser Adelheid, Clementine, und wie sie heißen mögen, den Hof machen soll? Nein, der Hohn, die Bosheit geht zu weit!" Er lachte ingrimmig auf und streckte die Hand aus nach den vom Monde bestrahlten Dächern. „O ich Undankbarer! Welch' eine herrliche Aussicht, welch' eine Höhe des Daseins! Noch einige Stufen hinauf und ich kann an den Lichtern des Himmels meine Cigarre in Brand setzen. Und in meiner nächsten Nachbarschaft Herr Heinz und Frau Miez! Ihre schmachtenden, herzzerreißenden Liebesklagen wiegen mich in süßes, sanftes .. ja, in die Hölle meines Daseins! In diesem Rattennest muß ein hoffnungsvoller Mann kampiren, der sich vom Morgen bis zur Nacht plagt und mit seiner Arbeit die ganze hochgetragene Sippe erhält. Sein Dank ist ein Salair, ein Drittel geringer als das des Hausknechts, eine Kost, die er mit den Dienstboten theilt und hastig wie ein Jagdhund verschlingen muß, und eine Behandlung, für die sich jeder Mops bedanken würde. O Elend eines deutschen Leibeigenen, eines Sklaven in Hut und Frack! — Und doch, und doch," fuhr er, die Arme gekreuzt, mit gerunzelter Stirne fort, „es muß überstanden werden. Eine Kündung jetzt hieße auf Monate hinaus brodlos sein."

(Fortsetzung folgt.)

Die falſchen Haare.

In Europa war es der heilige Ludwig, der zuerſt ſeine natürlichen Haare, die ihm in Paläſtina ausgegangen, durch falſche erſetzte. Wegen dieſer bewundernswerthen Eingebung iſt ihm auch die Ehre erwieſen worden, der Schutzpatron der Perückenmacher aller Nationen zu werden. Als die Königin Bianca den unglücklichen heiligen Fürſten kahlköpfig wiederſah, verdroß ſie das wohl, aber ſie war gar nicht in Verlegenheit, wie der angerichtete Schaden wieder gut zu machen ſei. Sie ergriff eine Scheere und ſchnitt ohne Weiteres jedem der Herren am Hofe, deſſen Haare denen ihres Sohnes ähnlich waren, eine Locke ab. Mit ihrer großen, mütterlichen Liebe, die noch mächtig von jenem ſtarken Inſtinkt weiblicher Kokketterie, die aus allen Ländern und allen Zeiten ſtammt, unterſtützt wurde, nähte ſie dieſe entlehnten Haare eines an das andere, und machte daraus für den König eine wundervolle Perücke, die leider nicht aufbewahrt iſt. Heutzutage ſind die Frauen aus der Geſellſchaft, die ſich mit ihren eigenen Haaren begnügen, noch ſeltener als diejenigen, deren Zähne in ihrem eigenen Zahnfleiſch geboren und groß geworden ſind. Der Handel mit Haaren iſt daher auch ſo verbreitet und bekannt, wie der mit Indigo und Kaffee. In Dänemark, und mehr noch in Schweden, wo die Bäuerinnen meiſt arm ſind, ſieht man ſeit einigen Jahren eine Zahl geheimnißvoller Agenten erſcheinen, welche mit einem Waarenballen verſehen, ſich in die Hütten einführen, wenn die Männer ausgegangen ſind. Sie haben mit den einfachen, dürftigen Bäuerinnen beredte Unterhaltungen, in Folge deren die Frauen ihre Haare löſen und in reichen Wellen um ihre Schultern fallen laſſen. Der geheimnißvolle Agent lächelt bei dieſem Anblick, bewegt leiſe in ſeinen ungeduldigen Fingern eine ſcharfe Scheere, bietet der Produzentin zwei indiſche Taſchentücher für die Ernte, und ſchneidet dieſelbe dann mit Eifer ab. Die ſo zu ſagen noch lebendigen Haare werden dann mit andern in einen Sack von Leinwand geſteckt, der das gemeinſame Grab der köſtlichſten Reize wird, womit die Natur das Weib beſchenkt hat. Iſt der Sack voll, wird er zu den Händlern en gros gebracht, welche die Haare ſortiren und durch 6 oder 7 Operationen nach und nach appretiren. So alſo erſcheinen ſpäter dieſe Haare, die für die einfache und dürftige Tochter des Feldes verloren ſind, blonder, feiner, glänzender als je, wieder auf einem unfruchtbaren Kopfe, wie man den reichen und friſchen Raſen fruchtbarer Ländereien auf trockenen oder ausgeſogenen Boden verpflanzt. Wie viele verliebte Blicke werden auf dieſe Chignons im Exil, wie viele verſtohlene heiße Küſſe werden in der Verwirrung einer ſüßen Aufregung auf dieſe geborgten Flechten gedrückt, die erſtaunt ſind über ein ſo plötzliches, unverhofftes Glück! Wer hat ſie je bemerkt, als ſie noch ihr natürliches Leben führten? vernachläſſigt und unbekannt mit ſich ſelbſt, am Orte ihrer Geburt? Ach wahrhaftig, man könnte ein Buch ſchreiben, das zugleich die Geſchichte einer Bäuerin und die Abenteuer einer Frau aus der großen Welt enthalten und den pikanten Titel führen würde: „Geſchichte eines Kopfes ohne Haare und eines Packets Haare ohne Kopf.“ Es gibt Haare für jeden Gebrauch, für alle Arten von Kokketten, von allen Nuancen und Längen. Die kurzen Haare von 30—40 Centimeter Länge werden in einem Keſſel gekocht und auf kleine, hölzerne Rollen gewickelt. Man nimmt ſie dann aus dem Keſſel heraus, um ſie in einem mäßig erhitzten Ofen trocknen zu laſſen. Nach dieſer doppelten Operation behalten ſie ihre Wellenlinie und zieren als natürlich gekräuſelte Haare die Trotzköpfchen, um welche alle Herzen wie Schmetterlinge um das Licht fliegen. Die wohlhabenden Kokketten verſchmähen die geſottenen und gekräuſelten Haare, die gewöhnlich aus heißen Ländern kommen, und ziehen die langen, glatten vor, die ein Produkt des Nordens ſind. Es gibt Flechten, welche 150 Meter lang ſind und nicht weniger als 500 Franks koſten, aber dafür auch den Neid all der Rivalinnen erregen, die leider keine ſolche Summen für ihren Kopf verwenden können. Aber wenn es ſchon in unſeren Tagen theuer iſt, ſchöne Haare haben zu wollen, ſo ſcheint es in Zukunft damit noch ſchlimmer beſtellt. Schon verſchmähen die Bäuerinnen, ſich ſcheeren zu laſſen und dafür wollene Tücher zu nehmen. Sie wollen in baarem Gelde bezahlt ſein, während die jungen Bauern ſich erlauben, ſcheel zu ſehen, wenn es ſich darum handelt, ein Mädchen mit „kurzer Seide“ zu heirathen, wie ſie zierlicher Weiſe diejenigen nennen, deren Haare abgeſchnitten ſind. Was ſoll aber dann aus den eleganten Damen aller Länder werden, die durch ihre ſoziale Stellung die Herzen zum Zeitvertreib erobern, wenn jene häßlichen und unverſchämten Bäuerinnen künftig ihre Haare für ſich ſelbſt und für Die behalten wollen, die ſie einmal heirathen werden? Wir hoffen jedoch, daß noch lange nicht dieſer Fall eintrete, und daß die beſcheidenen Landmädchen den Damen der Stadt erlauben, dieſen üppigen Haarwuchs zu beſitzen, mit welchem ſie ſich ſo herrlich zu ſchmücken wiſſen und der ſo viele Briefchen an Chloris und ſo heiße

Leidenschaften unter den Verehrern der schönen Natur veranlaßt hat.

Mannigfaltiges.

(Der ächte deutsche Humor.) Wenn ein Deutscher recht lustig ist, so singt er:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin."

Wenn er in der Einsamkeit recht traurig ist:

„Wir sitzen so fröhlich beisammen."

Wenn er in ein armes Mädchen verliebt ist:

„Du hast Diamanten und Perlen, hast Alles, was Menschenbegehr."

Wenn er auf einer Fußwanderung marschirt:

„Im tiefen Keller sitz' ich hier."

Wenn er mitten in kohlschwarzer Nacht eine Serenade singt:

„Ihr Freunde, seht, wie herrlich strahlet der Morgen."

Wenn er im Arrest sitzt:

„Ich bin ein freier Mann und singe."

Wenn seine Kinder um Brod rufen:

„Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein."

Wenn ihm vor heftigem Zahnweh in der Nacht kein Schlummer in die Augen kommt:

„Ungeheure Heiterkeit ist meines Lebens Regel."

Wenn ihn der Nachtwächter beim Kragen packt:

„Mich ergreift, ich weiß nicht wie himmlisches Behagen."

(Alte Raben.) Im Jahre 1863 wurde in der Nähe von Clairmarais (Somme) ein ungewöhnlich großer Rabe geschossen, der einen kleinen eisernen Ring an einem Beine trug, worin die Worte eingegraben waren: „né à Courtray 1772". Zu gleicher Zeit erschoß man zu Hesenlourt im selben Departement einen Raben, der ein silbernes Schlößchen an einem ledernen Riemen um den Hals trug, welches auf geöltem Papier die Nachricht enthielt: „Mein Name ist Wagram, geboren den 6. Juli 1809. Ich war 3 Jahre im Käfig und wurde dann befreit. Douai 1812". Dadurch bestätigt sich die Ansicht der Naturforscher, daß die Raben 100 und mehr Jahre alt werden.

(Was ein Franzose sich unter „Schmollis" denkt.) Im „Artiste" erzählt Etienne Eggis (in den Confessions d'un poète pauvre): „Man tauscht manchmal in Deutschland, wenn man „schmolle" ist, d. h. wenn man sich den Bruderkuß gegeben hat, einen Schwur aus; dieser Schwur verpflichtet Den, welcher zuerst von Beiden stirbt, dem Ueberlebenden zum Besuch zu erscheinen, um ihm von den Dingen aus der anderen Welt zu berichten; mehrere der hervorragendsten Männer Deutschlands versichern, daß der Kamerad Schmollis, der den Eid geleistet, sein Wort gehalten habe."

Du mußt dir einen Jux zu deinem Hochzeitstage machen! dachte ein Seidenzeugfabrikant in Wien. Er ließ die Wasserleitung seines Hauses absperren und unter das Saugrohr ein 15-Eimer-Faß mit Wein stellen. Die ersten Leute waren ganz perplex, als sie Wein statt Wasser pumpten; bald aber entstand eine kleine Revolution am Brunnen und die Gäste oben am Fenster lachten sich halb todt über die Auftritte unten, am meisten über die Gesichter der Leute, als plötzlich der Wein sich wieder in Wasser verwandelte; denn das Faß war leer geworden.

Das Wunderbarste in Deutschland.

Deutscher:

Was machte wohl, als Deutschland Sie bereisten,
Am meisten staunen Sie in meinem Vaterlande?

Franzose:

Das Wonderbarste in die ganse Land
Schien mir, daß ick in jede Dorf und Stadt Vereine,
Doch nirgends eine Einheit fand.

Das Gespenst.

Nachts um die zwölfte Stunde
Ertönet ein Gebrumm,
Da regt sich's und bewegt sich's,
Es geht im Hause um.

Die Treppen auf und nieder,
Die Gänge hin und her,
Da schlürft's und schlürft's allnächtig
Und ächzt und stöhnt so schwer;

Durchstört die Korridore
Und seufzt vor jeder Thür,
Und brummend, wie's gekommen,
Verschwindet's brummend schier.

Das ist des Gasthofs Hausknecht;
Wenn Alles längst zur Ruh',
Dann macht er seine Runde
Und sammelt Stiefel und Schuh'.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 135. Freitag, 10. November 1865.

Ein Kavalier.

(Fortsetzung.)

Der Gedanke an das liebe Brod kühlte das wallende Blut des jungen Mannes bedeutend ab. Er rieb sich die Stirne, sank auf den alten Stuhl wie ein Vogel, welchem die Kugel des Jägers den Flügel gelähmt, und brütete dumpf vor sich hin. Unwillkürlich tauchten Bilder aus vergangenen Tagen, welche ihm die Mutter so oft vor Augen führte, in seinem Geiste auf. Er sah seine Mutter, ein blasses, adeliges Fräulein, mit einem bildschönen, bürgerlichen Manne an den Traualtar treten. Ihre Verwandten fehlten. Arm an Geld und Gut wie Hiob, aber stolzer auf ihren Namen und ihr Wappen als ein spanischer Grand, hatten sie das Fräulein wegen dieser Mesalliance — wie Frau Euphrosine sich ausdrückte, verstoßen. Vor der Welt war die Ehre des Hauses gerettet. Im Herzen freuten sie sich, am Tische ein thätiges Familienglied weniger zu zählen. Von mütterlicher Seite war noch ein Verwandter da, Herr v. Tiefensee, reich an Geld und Gütern und reich an Eigenheiten. Auch er fehlte. Tiefensee war ein abgesagter Feind der Ehe. Langwierige Prozesse trennten ohnehin die Verwandten und erzeugten neues Gift der Zwietracht. Dem Knaben wurde in späteren Jahren der reiche Onkel nie anders als ein hartherziger Geizhals und menschenscheuer Hagestolz geschildert.

Die Jahre der Kindheit lagen vor ihm wie ein herrlicher, im schönsten Blumenflor prangender Garten. Zahlreicher als die buntfarbigen Schmetterlinge darin waren seine Wünsche, aber die schwache Mutter, welche in dem einzigen Sohne den Sprossen eines edlen Geschlechtes sah, wußte sie alle zu befriedigen. Er bemerkte es nicht, wie schwarze Wetterwolken über dem Hause aufstiegen und der vernichtende Blitzstrahl herniederfuhr. In Folge ungünstiger politischer Konjunkturen trat eine Handelskrisis ein und mit ihr viele Bankerotte. Reiche Häuser stürzten und rissen in ihrem Falle die junge Firma Benno Reichenau zu Boden. Sein Vater war ein Bettler, aber — ein ehrlicher Mann. Er sah der Welt fest ins Auge, denn er hatte Alle bis zum letzten Heller bezahlt. Die Noth zog ein. Der unglückliche Kaufmann suchte eher seine Familie als Unterhändler zu ernähren, bevor er sich vor der bettelstolzen Adelssippe beugte, um durch ihre Verbindungen irgend eine Stelle zu erhalten. Es währte nicht lange. Uebermenschliche Anstrengungen, qualvoll durchwachte Nächte, Mangel und Gram untergruben seine Gesundheit und rafften ihn rasch dahin. Nun folgte eine düstere, traurige Zeit, die nichts als Elend und Thränen in ihrem Schooße barg. Er sah seine Mutter jammervolle Briefe schreiben an ihre Familie, an den reichen Onkel. Sie blieben ohne Antwort oder kamen unerbrochen zurück. Die städtische Armenkasse und die Unterstützungen der Kaufmannsgilde wehrten der härtesten Noth. Die Wittwe, den gebrochenen Stolz der Freiin im Herzen, schloß sich von aller Welt ab. Sie sparte sich für den Knaben die kärglichen Bissen vom Munde und erzählte ihm Tag für Tag von dem schönen, herrlichen Leben des reichen Adels, und wie glücklich sie sein könnten, wenn sein Vater ein Baron gewesen wäre. Diese phantasiereichen Bilder erhielten manchmal Leben und Gestalt. Der Briefträger kam jeden dritten Monat und mit ihm fiel ein Sonnenstrahl in das einsame Dachstübchen. Er brachte einen Brief ohne Worte, ohne Unterschrift, aber mit zwei Banknoten beschwert. Die arme Mutter war überglücklich. Sie dachte nicht an Nahrung, nicht an Kleidung. Helm und Schwert, Muskete und Trommel, Kanonen, Fahnen und sonstiges Spielzeug, wie es einem jungen Baron geziemt, mußten ins Haus. Als man sie nach wenigen Jahren auf den Gottesacker hinaustrug,

lautete das Verdikt der Aerzte: Gestorben an Entkräftung.

Nach dem Tode der Mutter öffneten sich die Thore des Waisenhauses für den Knaben. Ein Mann in der Livrée eines Bedienten brachte ihn dahin. Nach drei Jahren wurde er entlassen. Derselbe Diener nahm ihn wieder in Empfang und brachte ihn zu einem Kaufmann in die Lehre. Von da an kümmerte sich Niemand weiter um den Lehrling.

Reichenau erhob sich mit einem tiefen Seufzer. Sein Blick fiel unwillkürlich in den Spiegel. Das regelrechte, blasse, wie aus Marmor geschnittene Gesicht, welches ihm entgegen trat, sah bei der unbestimmten magischen Beleuchtung des Mondes noch interessanter aus. Der Herr im Spiegel lächelte zufrieden, als gefiel er sich selbst, strich die glänzend schwarzen, krausen Locken, welche sich in die weiße Stirne drängten, links und rechts zurück, drehte das zierliche Schnurrbärtchen wie ein junger Kavalier in die Höhe, setzte den rechten Arm in die Seite und bog den Körper graziös vor. Sein glänzendes Auge schien herausfordernd ein schöneres Bild zu suchen.

Der Herr vor dem Spiegel wandte sich ab. „Es ist ewig und ewig schade," seufzte er, „um diesen Kopf, diese Taille, diese Figur! Was ihr an imponirender Größe abgeht, wird durch den feinen, regelmäßigen Bau doppelt ersetzt. Ich möchte sie nur ein einziges Mal in der reichen knappen Uniform eines Husaren- oder Artillerieoffiziers sehen! Sie müßte die Herzen aller Damen bezaubern. Die glänzendsten Cirkel würden sich öffnen, um dem schönsten Manne der Stadt, natürlich auch dem Ersten durch seine Tournure und Bildung, ihre Huldigung darzubringen. O hätte doch meine Mutter nicht den unseligen Mißgriff gemacht, einen Bürgerlichen zu heirathen!" Er faltete die Hände und sah schmerzlich bewegt in die stille Nacht. „Zur Hälfte rollt adeliges Blut in meinen Adern, sans doute — was nützt es mir? Ja, könnte sich mein Vater statt der Mutter des edlen Stammbaumes rühmen, dann wäre ich „Von" — wirklich „Von"! Ich diente ohne Zweifel als Offizier in der Kavallerie, hätte Hunde, Pferde, Lakaien und Wagen. Der Staat müßte mich ernähren, meine Revenuen aber würden mir die Welt zum Himmel umschaffen."

Der Commis stützte die Arme auf den Tisch und versank abermals in tiefes Sinnen. Sein Gesicht verklärte sich, seine Augen leuchteten. Seine Lippen bewegten sich, aber nur einzelne, abgebrochene Worte drangen deutlich hervor:

„Superbe Cigarren, Herr Kamerad, superb!"

„Ah, nicht so immense! — Negerstengel, von Cuba."

„Direkt importirt?"

„Comme toujours. He, Garçon, ein anständiges Dejeuner! Was bietet die Küche?"

„Blaugesottene Forellen mit Sauce, gebratenen Kapaun, Gemsbraten, Schinken, Zungen, Salami, Sardellenbrod . . ."

„Gut, gut! — Bringen Sie das Alles her, aber schnell! Touto de suite! — Wir werden uns wählen. Herr Kamerad, darf ich Sie zu meinem kleinen Dejeuner einladen? Später könnten wir meinen neuen Wagen probiren.

„Wir fahren bei der holden Bianca vorüber, sie ist am Fenster, sie ruft: „Mutter, Mutter, komm geschwind! Dieses herrliche Gespann, die brillante Kalesche, federleicht, wundervoll dieser Nesselenker! So muß Helios, der Bruder Aurora's, seine feuerschnaubenden Rosse und seinen flammenden Sonnenwagen auf hoher Himmelsbahn gelenkt haben. O Himmel! die Peitsche neigt sich graziös zur Seite, er grüßt herauf; die Sinne schwinden mir . . ."

„Ah, da ist der Herr Graf?"

„Sie auch hier, Herr Baron?"

„Ja wohl, Herr Graf, wir diniren gewöhnlich im Hotel de l'Europe. Man findet hier die feinste table d'hôte, immer Fremde, immer noble Gesellschaft. Und nach einer solchen Probefahrt mundet's doppelt."

„Ich hatte das Vergnügen, Sie zu sehen. Feurige Rosse, hübsche Bursche, famos, famos — aber . . ."

„Was mißfällt Ihnen daran, Herr Graf?"

„Ich bezweifle ihre Renntüchtigkeit. Mille pardons, aber sie gehen nicht in 60 Minuten nach Schwebhofen."

„Meine Rappen? — Spielend fahre ich den Weg in 50 Minuten. Parole d'honneur!"

„In 50 Minuten? — Herr Baron, ich wette 100 Dukaten für das Gegentheil."

„Topp, es gilt! Wir fahren heute Mittag auf meine Jagd. Der Weg führt über Schwebhofen. Die Herren sind höflichst eingeladen . . ."

Der letzte Akt hat begonnen.

„Ah, ah! — Der Herr Lieutenant v. Reichenau. So spät! Und wie echauffirt! Seine angebetete Donna feiert die größten Triumphe vor ausverkauftem Hause. Selbst der Hof ist zugegen und — er fehlt? Wirft keine Kränze?"

„Eine unverzeihliche Nachlässigkeit in den Augen einer gefeierten Künstlerin! Er wird morgen um schönes Wetter bitten dürfen. Die Herren hielten eine große Wettfahrt. Reichenau fuhr mit seinen

Rappen in 40 Minuten nach Schwebhofen und Graf Stern war um 100 Dukaten leichter. Das brannte vertenfelt. Die Wettlust schien auch niemals dem stolzen Kavalier so in die Glieder gefahren zu sein. Während der Jagd lassen sie ihre Reitpferde hinauskommen. Es gilt abermals hundert Dukaten. Das Theaterportal ist die Siegespalme. Sie sprengen bei Nacht und Nebel dahin, über Stock und Stein. Reichenau steht in einer Loge, der Graf... halt! da kommt er, wenigstens zehn Minuten zu spät."

„Dort gesiegt, hier verloren. Reichenau fällt sicherlich drei Tage in Ungnade."

„Ich will nicht hoffen. Wenn Donna Bianca diese Heldenthaten hört, wenn er zu ihr spricht — auf Wort! sie lächelt durch Thränen und..."

Die schweren Tritte des Hausknechts, welcher durch den Gang nach der nächsten Kammer stolperte, erschreckten den Träumer und riefen ihm die Wirklichkeit zurück. Er wollte nichts von ihr wissen, drückte die Augen fest zu und suchte eilig seine Ruhestätte. Bald umschwebten ihn herrliche Traumgebilde. Seine Lippen bewegten sich. Er mochte fort und fort wünschen: Wäre ich von — von — von!

(Fortsetzung folgt.)

Das Ei und das Küchlein.

Es ist eines der größten Wunder der Welt. Die erste Entstehung desselben zu erklären, überlasse ich den gelehrten Naturforschern, ich halte das schon fertige in der Hand und erblicke eine längliche Kugel, die sich hart und kalt wie ein Stein anfühlt. Allein ich weiß schon, daß diese Kugel inwendig hohl und die innere Seite der Schale mit einer weißen, weichen, ziemlich dicken Haut austapezirt ist, schon zur weichen Decke für das zarte Leben bestimmt, welches sich bald aus dieser kalten Kugel entwickeln wird. Der Raum, den die glatte Tapete umschließt, ist mit einer durchsichtigen Flüssigkeit gefüllt, in deren Mitte eine gelbe Kugel schwimmt. Diese Kugel besteht aus einer mehr verdickten Flüssigkeit, die durch eine sehr zarte Haut zusammengehalten wird, an deren einem Ende sich einige feine Blutgefäße und ein kleiner gekräuselter Faden zeigen, der seinerseits wieder mit einer trüben, schleimigen Masse überzogen ist. Aus diesem unscheinbaren Fädchen entwickelt sich nun, wenn das Ei unter den entsprechenden Wärmegrad gebracht wird, innerhalb 21 Tagen ein lebendes Wesen. Schon am 19. Tage darf man die bebrüteten Eier nur vorsichtig in ein hinlänglich mit warmem Wasser gefülltes Gefäß legen, um zu erfahren, welche von ihnen lebende Küchlein in sich schließen. Denn diese beginnen alsbald sich zu drehen, auf- und abzuhüpfen, zu kreisen, während die unbefruchteten sich ganz stille verhalten, die verdorbenen sinken. Wenn nun aber die Zeit erfüllt ist, so beginnt das kleine Herz zu pulsiren und das Küchlein beginnt mit seinem Schnäbelchen gegen die starken Wände seines Kerkers zu pochen, in welchem es noch als ein fest in einander gepackter Klumpen ruht. Endlich gelingt es dem Thierchen, die Schale zu sprengen und es öffnet sich ein Loch in der Größe einer Linse. Darunter zeigt sich jetzt noch die zähe, bei weitem schwieriger zu durchstoßende Haut. Indessen singt das Thierchen schon fröhlich, ein Ton, auf den die Glucknenne mit sichtlichem Stolze horcht. Von diesem Augenblicke an beschäftigt diese sich ausschließlicher mit dem Ei. Mit Schnabel und Flügel rückt sie dasselbe ihrem Herzen näher. Jetzt scheinen die Kräfte des Küchleins auch zu wachsen, fort und fort hämmert das Schnäbelchen und endlich wird ein Riß in der Tapete bemerkbar. Nun kommen Flügel und Beinchen dem Schnabel zu Hilfe. Sie versuchen sich zu dehnen; plötzlich zerbricht die Schale des Ei's in zwei Hälften und das junge Leben ist nun entfesselt. Nun versinkt das Küchlein todesmatt in festen Schlaf. Nach wenigen Stunden blicken uns seine Augen schon groß und furchtlos an, und versuchen wir es auf seine Füße zu stellen, vermag es schon, obgleich schwankend, sich zu halten. Auch sind die Federn schon trocken und haben sich in einen weichen Flaum verwandelt wie der feinste Pelz. Am nächsten Morgen läuft es schon auf das Graziöseste umher, es pickt schon Futter und schon im Laufe seines zweiten Lebenstages lernt es sich ganz allein bei Speis und Trank zu bedienen. Als ein dreitägiger Knirps ist es schon muthwillig und neckt Mutter und Geschwister, indem es die erstere in Kamm und Augen zu beißen, den letzteren die zarten Daunen ihres Pelzes auszureißen versucht. Nach acht Tagen kratzt und scharrt es im Sande wie die älteste Henne.

Mannigfaltiges.

(Dattelpalmen im Wiener Boden.) Kaum daß man im Donaukanal Opale entdeckt, wurden auf dem Boden, auf welchem soeben die Vorarbeitungen zum Bau des Künstlerhauses gemacht werden, Dattelpalmenbäumchen gefunden. Der Bauplatz wurde

nämlich im verflossenen Winter zur Ablagerung für Schnee und Kehricht benützt. Im Kehricht, der zugleich ein gutes Düngungsmittel abgab, waren Dattelkerne enthalten, die durch die warme Decke der klafterhoch aufgeführten Schneemassen zum Keim gebracht wurden. Die außergewöhnliche warme Witterung in den Monaten April und Mai ermöglichte das Fortkommen der jungen Pflanzen, die während des Frostes in der zweiten Hälfte des Mai vom Unkraut überwachsen und dadurch geschützt waren. Bei der Abgrabung des Bauplatzes wurden die bis zu 6 Zoll Höhe bereits gediehenen Dattelpalmpflanzen, sechs an der Zahl, an deren Wurzeln noch die Fruchtkerne hingen, erkannt, sorgsam ausgehoben, in Geschirre gesetzt und in ein Glashaus zur Pflege übergeben. Diese Palmen werden, im Falle sie auch fortkommen, bei feierlichen Anlässen im Künstlerhause, aus dessen Boden sie entsprossen sind, benützt werden.

Man erzählt sich in der Pariser „Gesellschaft", daß Napoleon III. ein nicht uninteressantes mnemotechnisches Mittel gebraucht, um Namen, Sachen, Personen ꝛc. im Gedächtnisse zu behalten. Jedesmal, wenn dem Kaiser irgend etwas mitgetheilt wird, das er nicht zu vergessen wünscht, notirt er sich den betreffenden Gegenstand in einem Hefte, das zu diesem Behufe stets aufgeschlagen auf seinem Arbeitstische liegt. Darauf reißt der Kaiser das so beschriebene Blatt aus dem Hefte heraus, liest es noch einmal aufmerksam durch und zerreißt es im folgenden Momente. Eines Tages konnte ein höherer ausländischer Diplomat während einer Audienz seine Verwunderung über diesen Vorgang nicht völlig verbergen und bezeigte zugleich seine Neugierde, zu wissen, was da vorgehe, so lebhaft, daß der Kaiser keinen Anstand nahm, dieselbe zu befriedigen und ihm zu sagen, daß, wenn er solcherweise etwas mit Aufmerksamkeit selbst niedergeschrieben und dann wieder durchgelesen habe, er es nie wieder aus dem Gedächtnisse verliere.

(Ther—esel oder der „Esel".) Beim städtisch-delegirten Bezirksgerichte erschien, so erzählt der „Tagesbote a. B.", ein an seiner Ehre gekränkter Hausmeister, der vorgab, daß, als er einem im Hause wohnenden Mädchen des Nachts das Thor nicht gleich geöffnet, dieses gerufen habe: „Der Esel wird uns doch aufmachen." Diesen Ausruf hatten zwei Zeugen gehört und das Mädchen war nun des Vergehens der Ehrenbeleidigung rechtlich beschuldigt. Die Angeklagte stellt jedoch den Thatbestand in Abrede, sie gibt an: Herr Richter, mir ist es nicht im mindesten eingefallen, unseren würdigen Hausmeister einen Esel zu heißen. Ich stand vor dem Thore mit meiner Schwester Therese, die dem Herzen des Hausmeisters ziemlich naheſteht, und da wir bereits mehre Mal angeläutet hatten, der Hausmeister aber noch immer nicht kam, so rief ich: „Der Theresel wird er doch aufmachen." Die Angeklagte wurde wegen Mangel an Beweisen freigesprochen.

Ein Liebesbrief.

1zig geliebte Anna!
Wie kannst Du noch
2seln an meiner
3e, da ich nur
4 Dich lebe? Unser Stab liegt jetzt in 5kirchen.
6tra Blatt wird Dir sagen, daß ich tapfer gefochten und kein
7schläfer war. Ich werde kommen und um Deine Hand fragen; gib aber wohl
8 und sage ja nicht
9; denn es grübelt mir schon in allen
10 nach Dir. Ich schreibe in aller
11ertigkeit; denn die Uhr schlägt
12 und die Post geht ab.
13ter Fähnderich,
14 Kompagnie,
15tes Regiment.

Dein 3er.

5kirchen, den 4. Mai 1863.

Einem Manne waren bereits sechs Frauen gestorben. Indem er sich nun vornahm, die siebente zu heirathen, gedachte er seine Absicht durch einen merkwürdigen Text bei der Leichenpredigt dieser sechsten Frau an den Tag zu legen. Er ging also zum Prediger und bat denselben, seiner verstorbenen Frau zu Ehren diesen Spruch zu erklären: „Aus sechs Trübsalen wird Dich der Herr erretten, und in der siebenten wird Dich kein Uebel treffen."

Ein Landpfarrer, der durch den Kirchhof einer Stadt wandelte und die unabläßigen Lobhudeleien bemerkte, mit denen die Grabsteine bedeckt waren, schrieb an den Thürpfosten: „Hier liegen die Todten und hier lügen die Lebendigen."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 136. Sonntag, 12. November **1865.**

Ein Kavalier.

(Fortsetzung.)

Der laute Ruf einer Glocke, welche gellend durch das Haus schrie, und die zwei Fäuste des Hausknechts, welche zugleich mit aller Wucht an die Thüre hämmerten, weckten am Morgen den glücklichen Schläfer. Mit Schrecken gewahrte er das helle Tageslicht in seinem Dachstübchen. Er sprang auf, kleidete sich hastig an und stürmte die Stiege hinab. Das Schlafzimmer der Familie stand offen. Er mußte vorbei. Von fern schon erschallte die gewaltige Stimme der Hausfrau: „Die Läden der ganzen Stadt werden um 6 Uhr geöffnet. Hörst Du? Es muß sein wegen der Arbeiter und kleinen Bürger. Jetzt ist's 1/27 Uhr. Traber, hörst Du? Die Leute klopfen bei uns schon über eine halbe Stunde und Niemand öffnet. Die guten, braven Menschen. Sie hätten längst in ein anderes Geschäft gehen können. O, diese Anhänglichkeit fremder Leute ist rührend. Um so empörender aber das Benehmen der eigenen Hausgenossen. Das ganze Geschäft dürfte zu Grunde gehen. Der Herr Prinzipal steckt den Kopf unter die Decke und läßt die Kunden klopfen. Der Herr Ladendiener schläft wie ein Patrizier, den die ganze Welt nichts kümmert und Alles — Alles ruht auf der armen Frau. Nicht einmal die Morgenruhe ist ihr gegönnt. Mon dieu!" — Sie hörte die schleichenden Tritte des Commis und fuhr noch lauter und nachdrücklicher fort: „Aber meine Geduld ist zu Ende, die Pflicht gebietet. Du wirst in Bälde eine Aenderung treffen, Traber! Non? — Du wirst, sag' ich, Du wirst!"

Reichenau eilte die letzten Stufen hinab in den Laden. Er zündete schnell ein Licht an, ohne in der Hast zu bedenken, daß ihm bei dem Oeffnen der Läden das volle Tageslicht entgegenströmen mußte. Unter seiner geschäftigen Hand knarrten die Schlösser, die Vorlegeisen rasselten herab, die Läden flogen auf. So viel er sah, lehnte ein einziger Eckensteher vor der Thüre und stopfte in aller Ruhe sein Pfeifchen. Er sprang zum letzten Laden — das Vorlegeisen leistete hartnäckig Widerstand. Es saß fest im Halter. Ein Stoß mit aller Gewalt, das Eisen sprang in die Höhe, doch seine Hand schmerzte ihn heftig. Er hatte sie an der scharfen Kante des Halters blutig gerissen. Zornig schleuderte er die Vorlegstange nach der Ecke. Der Stein aus der Hand, sagt ein Sprichwort, gehört dem Bösen. Die Stange flog zu weit links nach den Regalen hin, wo große, dickbauchige Glaskrüge in langen Reihen standen. Ein entsetzliches Klirren erschreckte den Armen bis zum Tode. Das Eisen hatte im Fallen die Hälfte des großen Kruges, welcher mit Weingeist gefüllt war, wegrasirt. Reichenau sprang darauf zu und stieß das Licht von der Ecke des Ladentisches, wo er es hingestellt hatte. Das Licht fiel, verlöschte, aber eine bläuliche Flamme zuckte zu seinen Füßen auf, schoß links und rechts ihre leuchtenden Pfeile und mit Blitzesschnelle wogte über den halben Boden des Ladens ein sprühendes, farbenprächtiges Feuermeer. Der unglückliche Ladendiener sah im Geiste schon das ganze Haus in Flammen. Er rief laut um Hilfe. Der Eckensteher sprengte die Thüre ein, der Hausknecht sprang herbei. Bei dem Anblick des feurigen Bodens stürzte er in das Haus zurück und schrie aus vollem Halse: „Feuer! Feuer!" — In der nächsten Sekunde drangen Herr und Frau Traber zugleich in den Laden. Einen Moment standen sie wie festgebannt vor den bläulichen, züngelnden Flammen. Frau Euphrosine faßte sich zuerst. „Wasser! Wasser!" schrie sie und wollte nach der Küche eilen. Traber, zitternd wie ein Espenlaub, hängte sich an ihren Arm und stöhnte: „Sand — Asche — Sand!"

Diese Worte wirkten elektrisch. Reichenau, welcher seither wie betäubt dagestanden war, fuhr auf. Er

sprang nach dem großen Kasten, worin der weiße Sand zum Verkaufen lag und streute einen kleinen Wall um das Feuer. Die Leute, welche sich neugierig in den Laden gedrängt hatten, liefen wieder auf die Straße. Sie brachten Sand in den Händen, Hüten, Mützen, Taschentüchern und was ihnen sonst zu Gebote stand, und setzten den Wall fort. Bald war das Feuer vollständig eingedämmt, und die wenigen Stellen, wo es bereits das Holzwerk angegriffen hatte, gesichert. „So, liebe Leute, jetzt nur ruhig ausbrennen lassen," sprach Herr Traber und seufzte tief auf. „Die Gefahr ist beseitigt."

Frau Euphrosine zog das Halstuch, welches sie in der Eile über ihr Nachtkostüme geworfen hatte, fester um die Schultern und suchte mit zornglühenden Blicken den Ladendiener, welcher noch immer mit dem Kasten zwischen den Händen dastand und wie ein armer Sünder zu Boden sah. Sie öffnete die Lippen.

„Distrikt II Nummer 430!" rief eine Stimme laut und vernehmbar auf der Straße.

Alle blickten nach der Thüre und erwarteten die Diener der Stadtpolizei, welche meistens am Platze erschien, wenn die Gefahr beseitigt oder der Dieb entschlüpft war. Ein starker Mann drängte sich vor in dunkelblauem, uniformartigem Rocke, gewaltigem Schnauzbart und kupferfarbener Nase. Er schien sich nicht im Geringsten um die Vorgänge auf dem Boden zu kümmern. Seine Schirmmütze war hinaufgeschoben, seine Augen hafteten starr auf dem langen Zettel, welchen er in gemessener Entfernung vor sich hinhielt. „Wohnt in diesem Hause der Handlungsdiener Alfred Reichenau?"

„Hier!" antwortete Frau Euphrosine für den Gesuchten.

„Der Herr wird hiemit eingeladen, Punkt acht Uhr zum Herrn Notar Egenius, Doctor utriusque juris, Distrikt I Nummer 12, zu kommen."

„Wenn der Herr Prinzipal erlauben," hauchte Reichenau.

Der Mann in dem dunkelblauen Rocke mochte in seinem Amtseifer eine Verneinung des Prinzipals für unmöglich halten. Er schlug grüßend mit der Hand an den Schild, kehrte und verschwand, um einen anderen Klienten zu beglücken.

„Sie werden über Mittag hingehen," bemerkte Traber und erstickte mit einer Hand voll Sand die letzten bläulichen Flämmchen.

„Warum?" opponirte Frau Euphrosine heftig. „Nein, ich sage Dir, er wird um acht Uhr hingehen, ich sage Dir, er wird und hat nicht nöthig, zurückzukehren, ja, ich sage Dir, er wird nicht das Geringste mehr in diesem Laden anrühren. Er hat nur zu sagen, wo der Hausknecht seine Effekten hinschaffen soll. Kein Wort dagegen. Entweder er oder ich!"

Frau Euphrosine ging mit schweren Schritten nach dem Ladenzimmer. Die Leute billigten das energische Auftreten der Dame. Niemand hatte einen Blick des Mitleids für den entlassenen Commis.

II.

„Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Fluth;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Gluth."

L. Uhland.

„Langsam, Reichenau, langsam! — Mitnehmen — bitte!"

„Du bist's, Chevalier Falk!"

„Zu dienen, mein Hochgeehrtester."

„So komm! Allons!"

„Eile mit Weile! Ein wenig Geduld!"

Reichenau sah befremdet auf das Treiben seines Freundes, der mit ihm in demselben Geschäfte die Drangsale der Lehrzeit überstanden hatte. Er eilte, so schnell ihn seine kurzen Beine trugen, die Straße bald hinüber, bald herüber, wie ein muthwilliger Knabe, der in alle Läden sehen will. Jetzt bückte er sich und schob ein Blatt Papier unter der versperrten Thüre eines großen Hauses durch. Im nächsten Momente schleuderte er einem wohlbeleibten Privatier, der am offenen Fenster saß, sich die Augen rieb und heftig gähnte, eine Papierrolle auf den Schooß, daß der Mann sichtlich erschrack und lächelnd mit dem Finger drohte. Der Thäter war längst verschwunden und strich quer über die Straße. Dem Marchand-Tailleur klopfte er zum Morgengruße stark an die Fensterscheiben und klemmte mit Blitzesschnelle einen Zettel zwischen den Rahmen. Ohne das Schicksal des Blattes abzuwarten, eilte er vorwärts, um bei dem Meister Säckler den altmodischen Thürklopfer zu rühren und das grinsende Löwenmaul mit Papier zu füttern. In schiefer Richtung segelte er wieder nach der anderen Seite. Ein Mann kam des Weges. Sie grüßten sich und der Herr trug eine Epistel unter dem Arme, ehe sein Hut wieder fest saß. Falk aber präsentirte sich, zwischen den Mägden mit ihren Brodkörben durchdrängend, an dem großen Bäckerladen. Er nahm kein Brod, sondern reichte stillschweigend die Hand hinein, als wollte er der hübschen Ladnerin statt des „Guten

Morgen" vertraulich die runden Finger drücken. Endlich machte der geschäftige Mensch vor Reichenau, der langsam zugegangen war, Halt, blinzelte listig mit den kleinen Augen und lachte ihm voll ins Gesicht. Dieser mußte unwillkürlich mitlachen. „Ja, Quecksilber, was treibst Du denn? Du siehst, wie ich staune. Ich dachte Dich längst in einer anderen Stadt placirt, seit Du Deine Stelle verloren hast."

„Ich dachte es nicht." Falk schlug bei diesen Worten an die Mappe, welche er unter seinen Arm geschoben hatte. „Es gefällt mir hier und darum zog ich vor, in der schönen Stadt zu bleiben. Einige Wochen standen die Aktien freilich verteufelt schlecht, lauter Ausgabeposten ohne Einnahmen, lauter Soll ohne Haben, aber — ich fiel keinem Freunde zur Last. Im Hotel Brunnenstock nahm ich meinen Wein und in der Restauration zur Kreuzersemmel meine Table d'hôte. Tempi passati!"

„Jetzt hast Du also wieder eine Stelle?"

„Ich stehe auf dem Kap der guten Hoffnung, fester als je. Wenn Dein Herr Prinzipal sammt seiner Madam nicht das Urbild eines Filzes wäre, so hättest Du durch die That längst Kunde davon. Ja, seh' mich nur an! Ich bringe jeden Morgen meinen vielwerthen Kunden das „Allerneueste" ins Haus. Trotz meiner hinausgeschobenen Schultern, die einem Anderen zu gehören scheinen, und trotz meiner zwei Höcker, die den Kopf einkeilen, damit er nicht wackelt, sehnen sich jeden Morgen Hunderte nach mir, ihrem vielgetreuen „Reichsherold". Einmal will ich ausbleiben und ganze Straßen stehen in Feuer und Flammen."

„Du kolportirst also Zeitungen? Parbleu, ein miserables Geschäft!"

„Nichts kolportiren, nichts Zeitungen!" wehrte sich Falk und streckte den ungeformten Körper auf den dünnen, kurzen Beinen. „Unsere Zeitung, unser Produkt! Ob die Spedition mit dem neu erfundenen Blitzdraht, mit Dampf, Wasser oder meinen hochwerthen Beinen geschieht — wer fragt darnach?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Vorder- und Hinterfüße.

Es ist noch nicht gar lange her, daß in einer größeren Stadt unseres lieben deutschen Vaterlandes ein neuer Theater-Intendant angestellt wurde. Natürlich beeilten sich alle seine neuen Untergebenen, ihm ihre aufrichtigsten und ergebensten Glückwünsche darzubringen und sich seiner allerhöchsten Gewogenheit unterthänigst zu empfehlen. Da waren die Sänger, die Tänzer, die Musiker, die Maschinisten, die Lampenanzünder, die Haarkräusler, die Dekorationsmaler und alle übrigen Künstler, die zu dem Theater in näherer oder entfernterer Beziehung standen, nacheinander gekommen, und schon glaubte der Intendant diese endlose und ermüdende Reihe von Besuchen endlich überstanden zu haben, als der Bediente eine neue Truppe anmeldete.

„Noch mehr Künstler! — laß sie herein kommen!"

Sie treten schüchtern ins Zimmer und ihr Sprecher fängt an zu stottern:

„Herr Intendant, wir kommen gleich unsern andern Kameraden, Ihnen unsere Glückwünsche zu bringen, und wir hoffen — daß — unter Ihrer Verwaltung — die Gerechtigkeit — das Wohlwollen — welche die bezeichnenden Merkmale — —"

„Recht, recht, meine Herren! Doch was ist Ihre Beschäftigung hier?"

„O wir sind Statisten."

„Ich verstehe, Ihr spielt die Figuranten, die stummen Rollen."

„Nicht blos die, sondern wir haben auch noch die vierfüßigen Thiere und die Ungeheuer darzustellen; und da sich neuerdings das Gerücht verbreitet hat, daß man künftighin lebendige Thiere aus der Menagerie dazu verwenden wolle, so bitten wir um Ihren geneigten Schutz, uns unsere Rollen, wie z. B. den Elephanten des Königs Porus, den Stier des Fräuleins Europa, die Eselin des Bileam und den Höllenhund im Orpheus zu erhalten."

Der Intendant begann zu lachen und verabschiedete die Truppe, indem er sie seines vollständigsten Interesses für ihre Sache versicherte. Aber wie er glaubte, sie seien nun fort, kamen sechs von ihnen zurück.

„Herr Intendant, wir haben nicht gewagt, unsere Wünsche in Gegenwart unserer Kameraden vorzutragen."

„Was wünscht Ihr denn, meine Freunde?"

„Wir sind schon lange im Dienst und wünschen Avancement."

„Aber wie könnt Ihr bei Eurem Amt noch vorrücken?"

„Verzeihen Sie, Herr Intendant, unsere Gefährten, die eben fortgegangen sind, machen immer die Vorderfüße der Thiere und wir die Hinterfüße, und das dauert schon zehn Jahre."

„Aber, meine Freunde, welch unverständiger Ehrgeiz! was bedeutet denn in Eurem Fall der Platz oder Rang?"

„Entschuldigen Sie, Herr Intendant, unsere Stellung in der Maschine bewirkt nothwendiger

Weise, daß die Nasen der Hinterfüße sich stets in direkter Berührung mit — mit — Sie verstehen Herr Intendant, und da wir von unserem geringen Gehalt keine Nasenfutterale oder sonstige Präservativmittel — —"

„Ich begreife, ich begreife."

„So bitten wir Sie, Herr Intendant, daß wir für die nächsten zehn Jahre mit unsern Kameraden die Rollen tauschen."

„Weiter nichts? Das scheint mir billig. Ich werde bei der nächsten Gelegenheit den Befehl ertheilen, daß Ihr die Vorderfüße der Thiere an Stelle Eurer Kameraden übernehmen werdet."

Die sechs Paare von Hinterfüßen zogen sich befriedigt zurück.

Mannigfaltiges.

(Ein Walzer im Schnee.) Der holsteinische Graf R. gab in den zwanziger Jahren im Winter einen großen Ball, wozu er nur Adelige einlud und sie aus der ganzen Umgegend berief. Sein Sohn, der in Kiel die Rechte studirte, erschien mit zwei nichtadeligen Universitätsfreunden auf dem väterlichen Schlosse. Der alte Herr machte zum bösen Spiele gute Miene und hoffte, daß die beiden Studiosen als ebenbürtig in der großen hochedlen Gesellschaft mitflattern werden. Die drei jungen Herren hatten sich schon als die flottesten Tänzer bewährt, da kam einer der bürgerlichen Studenten zur Gräfin von A., um sie um den nächsten Walzer zu bitten. Diese maß den jungen Herrn mit verächtlichem Blicke von oben bis unten und erwiederte: „Ich bedauere recht sehr, Sie sind bürgerlich und ich tanze nur mit Edelleuten." Das erboste die drei Studenten; auf Verabredung ging auch der zweite bürgerliche Student zur Gräfin, und erhielt dieselbe Antwort. Es wurde Rache ersonnen, aber der Ball sollte dadurch nicht gestört werden. Am zweiten Tage nach dem Balle fuhr die Gräfin A. mit ihrer Mutter in der weiten Ebene in Pelz gehüllt aus, als aus einem Tannenwäldchen drei Männer geritten kamen und durch ein donnerndes Halt! die Landkutsche zum Stehen brachten. Einer der drei war der Sohn des holsteinischen Grafen und trug eine Violine am Bande auf dem Rücken; die beiden andern waren die bürgerlichen Studenten. Von diesen öffnete der Eine den Kutschenschlag und sprach: Gnädigstes Fräulein Comtesse von A., vorgestern Abend verweigerten Sie mir und meinem Freunde im Ballsaale des Grafen R. einen Tanz. Wir als deutsche Studenten sind aber nicht gewohnt, uns derartig abspeisen zu lassen. Wir sind deßhalb gekommen und ersuchen Sie, jetzt hier mit uns ein Tänzchen zu machen." Es half nichts. Die Gräfin mußte aus der Kutsche. Der Student machte zierlichst seine Verbeugung, erfaßte die Gräfin und machte beim Violinspiel des gräflichen Freundes eine Rundtour über und durch den Schnee der Haidefläche rings um den Wagen. Der andere bürgerliche Student that hierauf deßgleichen, dann ward die Dame höflich wieder in ihren Wagen gehoben und sie fuhr unter den Verbeugungen ihrer beiden Tänzer nach der Stammburg zurück.

(Wer zuletzt lacht?) An einem Abend der letztvergangenen Woche, erzählt „L'Europe", bettelte ein altes Weib, mit einem Kinde auf dem Arme, bei den Besuchern eines Pariser Café's. Sie übertrat hiebei das Gesetz, aber wo der Magen spricht, schweigt der Verstand. Unter den eleganten Besuchern des Café's befand sich auch ein Stutzer von tadelloser Haltung, behandschuht, geschniegelt und gestriegelt nach der neuesten Mode. Als die alte Bettlerin auf ihrem Rundgange zu ihm trat, entblödete sich derselbe nicht, zu sagen: „Thut mir leid, aber ich habe nur Goldstücke zu hundert Franks bei mir. Wenn Sie mir herausgeben können?" Er lächelte höhnisch und starrte in das Gesicht der Bettlerin, das von einem traurigen bittern Lächeln verzogen wurde, als ein älterer Herr der alten Frau ein Billet von fünfzig Franks hinreichte mit den einfachen Worten: „Geben Sie dem Herrn heraus." Um sich nicht angelacht zu sehen, mußte der schöne Herr ein großes Goldstück hingeben, ohne auch nur das Bankbillet zurücknehmen zu können, das angetragen worden war.

„Ist Ihr Hausherr," fragte Jemand einen Bekannten, „auch ein Freund der Dichter?" — „Er würde es gewiß sein," erwiederte dieser, „wenn sie alle Jakobi's und Michaeli's wären!"

In Bechin in Böhmen feierten am 16. Oct. acht Ehepaare, sämmtlich aus Bechin, ihre goldene Hochzeit. Den Zug der acht Paare in die Kirche führte der älteste Bürger Bechin's, ein 83 Jahre alter Wittwer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 137. Dienstag, 14. November **1865.**

Ein Kavalier.

(Fortsetzung.)

„Euer Produkt?“ wiederholte Reichenau lächelnd. „Du machst mich neugierig. Mein Freund Falk und eine Zeitung, wie reimt sich das zusammen? Seit wann ein Herr Literat?“

„Seit die Noth beten lehrt,“ antwortete dieser ruhig. „Die Macht des Unglücks verbindet Scepter und Bettelstab, Ritter und Reisige, Genies und Bornirte. Mein Prinzipal, um diesen Titel zu gebrauchen, ist ein armer Buchdrucker, der schon vor dieser Geschäftsstockung keinen Ueberfluß an Bestellungen hatte. Die schlechte Zeit nahm ihm den letzten Bissen Brod aus der Hand. Arbeitslos lungerte er Tage lang an den öffentlichen Plätzen herum. Ich theilte seine Beschäftigung. Wir sahen, sprachen und lernten uns kennen. Der Hunger ist ein vortrefflicher Lehrmeister, die Noth macht mittelmäßige Köpfe erfindungsreich. Mein druckender Freund besaß noch etliche Ballen Papier, ich Courage genug. Damit beschlossen wir als letzten Rettungsanker das Neueste des Neuen an's Tageslicht der Publizistik zu werfen, wir gründeten ein Nachtblatt. Bis andere Offizine ihre Läden aufriegeln und andere Redakteure aus den Federn steigen, wird unser „Reichsbote“ fix und fertig den hochgeehrten Lesern zur Tasse Mokka präsentirt. Es war ein Bedürfniß der Zeit, eine Lücke der Literatur. Seit sechs Wochen haben wir begonnen und schon zählen unsere Abonnenten nach vielen Hunderten.“

„Ich wünsche Dir vieltausendmal Glück,“ sprach Reichenau und bekräftigte seine Worte durch einen treuherzigen Handschlag, „um so mehr, weil Dir das neue Metier besser anzuschlagen scheint, als die vertrakte Krämerei.“

„Ich habe wieder zu leben,“ versicherte Falk. „In diesen wenigen Worten liegt die ganze Welt. Es ist selbstverständlich, daß ein Nachtblatt nicht sehr viele Lichtseiten hat. Wenn die Eulen, die Vögel der Weisheit, ausfliegen, beginnen wir zu arbeiten, und wenn andere Menschenkinder mit dem ersten Lerchenschlage ihre Thätigkeit eröffnen, sind wir auch wieder dabei und verzehnfachen unsere Kräfte. Während der Nacht heißt's: redigiren, setzen, korrigiren, das Rad drehen, Bogen auffangen und falzen; am Tage besorge ich die Buchführung und Korrespondenz des ganzen Geschäftes, Inserate, Expedition und Spedition mit Hilfe eines Lehrjungen und meines eigenen werthen Fußgestells, wie Du zu sehen die Ehre hast; am Mittag ein Schläfchen und dann durchkreise ich mit einem großen Netze die Kaffeehäuser, Bierschenken und Restaurationen und fische nach Neuigkeiten für die Nacht.“

„Du bist ein glücklicher Mensch, der Allem eine gute Seite abzugewinnen weiß. Wer es nur so könnte!“

„Ein jedes Ding muß sich ausgleichen,“ versicherte Falk und fixirte nun seinerseits den Freund von Kopf bis zu Fuß. „Wir haben auch unsere guten Stunden und manchmal speisen wir unser Brod auf dem Teller der Ehre. Neulich war in Folge der harten Zeitläufe eine Versammlung von Literaten, Redakteuren, Buchhändlern, Buchdruckern, kurz der Buchstabenmenschen. Mein Compagnon repräsentirt nichts, spricht zu wenig und trinkt zu viel. Also vertrat ich unseren jungen „Reichsherold“ als Chefredakteur. Achtung! Das Glück placirte mich zwischen einige Freunde. Ich trank ihnen wacker zu und ließ meiner Zunge die Zügel schießen. Alle Schlagwörter, die ich aus den Blättern kannte: Patriotismus, Abolitionismus und Despotismus, Reaktion, Annexion und Intervention, Konsum und Censur, Nationalitätenschwindel und Suffrage universel, warf ich durcheinander und ließ sie wie Sturzbäder auf ihre Köpfe niederregnen. Du hättest die verblüfften Gesichter sehen sollen. Einer fragte den Andern nach meinem Namen, nach meiner

Stellung. „Ich will den Herren aus der Verlegenheit helfen,“ ſprach ich laut, „und ſie anburch ſelbſt mit dem Herrn Dr. Columbus Falk, dem Redakteur des „Reichsherolds“ bekannt machen.“ Der „Reichsherold“ aber, um die geehrten Gäſte auch hierin nicht in Ungewißheit zu laſſen, iſt ein Nachtblatt und der Vorläufer eines großen Zukunftsblattes, welches demnächſt mit der deutſchen Einheit erſtehen wird.“ Keiner wagte es, weiter zu fragen. Alle ſahen voll Ehrerbietung und Bewunderung zu mir auf. Ein einziges Schlagwort, das die Gäſte ſo wenig verſtanden als ich ſelbſt, machte ſie zu meinen Gefangenen. Ich war der Held des Tages oder beſſer — der Nacht.“

„Und haſt es verdient,“ betheuerte Reichenau.

„Könnte ſich doch Jeder ſo leicht in neue Verhältniſſe ſchicken!“

Der Vertreter des „Reichsherolds“ betrachtete den Leidensgenoſſen ſeiner Lehrjahre noch aufmerkſamer. „Mein ſchöner Adonis,“ ſprach er für ſich, ſeufzet tiefer als eine Trauerweide. Er tritt auf die Straße, alſo in die Welt, die Zierde der Lippen aufgeborſtet, verwirrt, die Lockenfülle ohne Pomade, ohne künſtlichen Scheitel, zerſauſt wie ein Wergſtock. Er betet ſein Lärchen an, wie ein Stern anbeter die Sonne, es iſt ſein einziges, ſein höchſtes Ideal. Woher alſo dieſe grobe Fahrläſſigkeit? Freund, was iſt paſſirt?“ fragte er laut und ermunterte zum Weitergehen, wobei er links und rechts ſeinen „Reichsherold“ an den Mann zu bringen wußte.

„Ich bin ohne Stelle, Falk,“ erzählte dieſer niedergeſchlagen, „ſeit einer Stunde zum Hauſe, zum Geſchäfte hinausdirigirt, ohneKündigung. Knall undFall.“

„Ohne Kündigung?“ wiederholte Falk und legte erſtaunt den ſpitzigen Kopf auf die hintere Bruſtkuhl. „Das laſſen wir uns nicht gefallen. Wer ſtellt dieſen Traber über das Geſetz? Heute Nacht noch werde ich im „Reichsherold“ anfragen, ſeit wann die Prinzipale ihre Leute wie Sklaven traktiren und ohne Kündigung fortſchicken dürfen? Wart' nur, alter Geizkragen!“

„Nur nicht!“ wehrte Reichenau mit Wort und Hand. „Es käme eine Entgegnung, die mich unmöglich machen würde. Jeder müßte vor dem ungeſchickten Menſchen die Thüre verſperren.“ Er berichtete nun ausführlich ſein Mißgeſchick und ſchloß mit der dringenden Bitte: „Lieber Freund, jetzt gibſt Du mir einen guten Rath! An eine vakante Stelle iſt nicht zu denken. Die Noth ſteht vor der Thüre. Was ſoll ich beginnen?“

„Fatale Geſchichte das!“ meinte der zweibeinige Reichsherold und wiegte bedenklich ſein großes Haupt. „Da iſt guter Rath theuer. Und doch,“ ermannte er ſich wieder und ſchockte die beiden Schultern in die Höhe, „nichts iſt verloren. Nur den Kopf oben und Muth im Herzen! Ich lade Dich hiermit feierlich zu einem Glaſe Wein ein. Um 11 Uhr treffen wir uns auf dem Markte. Der Wein erfriſcht Herz und Geiſt und iſt im Konſilium nicht zu verachten. Die Paar Stunden wirſt Du leicht todtſchlagen.“

„Ich habe einen Gang zu machen. Der Herr Notar Dr. Egenius Oſtpik I Nummer 12 ließ mich beſtellen.“

„Kenn' ihn, kenn' ihn, gehört zu meinen Kunden, ſein Bureaudiener bringt oft fette Annoncen. Großer Mann, großes Haus, großes Geſchäft, großer Reichthum! Der hohe Adel iſt ſein Klient. Es geht bei dieſen Herren Notaren, Advokaten, wie bei den Schuſtern und Schneidern. Der Eine hat die armen Leute zur Kundſchaft und bringt außer Schulden nichts vor ſich. Der Andere kurirt und beſchneidet unter vielen Komplimenten die Reichen und wird bei halber Arbeit ein Millionär. Wie kommſt Du zur Ehre dieſer Einladung?“

„Ich weiß es nicht. Ein Bote beſtellte mich.“

„He, Freundchen, wir ſind vielleicht näher am Ziele, als Du glaubſt,“ prophezeihte Falk. „Du haſt ein hübſches Geſicht, eine ſchöne Figur — kannſt Dich ſehen laſſen.“ Reichenau nahm das geſpendete Lob als eine Sache auf, die ſich von ſelbſt verſteht. „Biete Dich dem Herrn als Schreiber an! Dr. Egenius hat oft wichtige Gänge in hohe Häuſer zu beſorgen. Das Aeußere, das Auftreten des Geſandten iſt nicht gleichgiltig. Es iſt der beſte Empfehlungsbrief für ſeine Sache. Was liegt daran? Probir's!“

Reichenau verſprach, den Rath zu befolgen. Sie trennten ſich mit dem gleichzeitigen Rufe: „A revoir!“

Punkt acht Uhr ſtand Reichenau vor dem Hauſe des Notars und zog die Glocke. Ein Portier öffnete. Der unhöfliche, mürriſche Geſelle hatte keine Antwort auf den artigen Gruß des Ladenbieners und zeigte, als er deſſen Anliegen vernommen hatte, ſtumm nach der Stiege. Der Commis ſtieg in banger Erwartung die breiten, teppichbelegten Stufen hinan. Seine Füße würden ihm ſchwer wie Blei, ſeine Stirne brannte, ſein Puls war fieberhaft. Was wollte man von ihm in dieſem Hauſe, wo nur hochangeſehene Perſonen aus- und eingingen. Ein Thürſchild mit vergoldeten Buchſtaben zeigte ihm den Weg zur Kanzlei. Schüchtern klopfte er an. Ein gewaltiges „Herein!“ — und er trat nicht ohne Zagen über die Schwelle. „Habe ich die Ehre, den Herrn Notar . . .“

„Wer ſind Sie?“ unterbrach ſeine wohl geſetzte Rede vom Fenſter her ein Mann in bläulichen

Schreibärmeln und ſchob die Brille auf die Stirne, um den Eingetretenen beſſer betrachten zu können.

„Commis Reichenau.“

„Was wünſchen Sie?“

„Der Herr Notar haben mich beſtellen laſſen.“

„Hier — durch zwei Thüren!“ Der Mann zog ſeine Brille wieder herab und ſchrieb weiter.

(Fortſetzung folgt.)

Das verlorene Kind. *)

Vor mehreren Jahren hielt ich mich in einem kleinen Dorfe am Delaware, in einer der oberen Counties von New-Jerſey auf. Als ich eines Tages früh am Morgen aus dem Fenſter meines Zimmers blickte, bemerkte ich eine ungewöhnliche Bewegung in dem Orte, indem mehrere Gruppen von Männern, Weibern und Kindern umherſtanden, welche eine lebhafte Aufregung verriethen. Ich eilte hinunter, um den Grund zu erfahren, und erhielt die Mittheilung, daß ein kleines Mädchen von fünf Jahren, die Tochter einer Wittwe, welche zwei Meilen von dem Dorfe lebte, ſeit vier Uhr Abends des verfloſſenen Tages vermißt werde. Man vermuthete, daß das Kind in den großen Wald in der Nähe ſeiner Wohnung gerathen ſei und ſich dort verirrt habe. Die troſtloſe Mutter hatte mit mehreren ihrer nächſten Nachbarn noch an demſelben Abende, ſo lange ſie ſehen konnten, nach der Kleinen geſucht, und in der Nacht war ein Bote in dem Dorfe angekommen, um die Einwohner zu einer allgemeinen Streife aufzubieten, wozu die meiſten bereit waren. Ich entſchloß mich ſogleich, daran Theil zu nehmen, und in weniger als einer halben Stunde befanden wir uns auf dem Wege nach dem Walde, wo ſich bald nicht weniger als hundert Perſonen beiderlei Geſchlechts eingefunden hatten.

Nach einer allgemeinen Berathung bildeten wir kleine Abtheilungen, von denen jede einen beſtimmten Theil des Holzes durchſuchen ſollte. Auf einem Hügel, der von dem Platze aus ſichtbar war, ſollten dann alle Theilnehmer wieder zuſammentreffen. Im Falle aber das Kind, bevor man den Hügel erreichte, aufgefunden würde, ſollte ſogleich ein Bote nach dem Dorfe geſendet und durch Löſung eines Sechspfünders das glückliche Reſultat verkündet werden.

Als die verſchiedenen Abtheilungen im Begriff waren, ſich auf den Weg zu machen, ſah ich ein Weib, in dem man die verzweifelnde Mutter erkannte, mit wilden Geberden in vollem Laufe über die Felder auf uns zukommen. Wir warteten, bis ſie heran kam, und ich glaube, niemals in meinem Leben einen ſolchen tiefen Schmerz geſehen zu haben, wie er ſich auf ihrem blaſſen Geſichte ausdrückte. Sie war kaum dreißig Jahre alt und von Natur ſehr hübſch, aber die tiefen Linien des Schmerzes und der Angſt, welche ſich in ihren Zügen ausprägten, gaben ihr das Anſehen von ſechzig. Ihre vom Weinen gerötheten Augen waren wild und unſtät, ihre Lippen aſchfarbig, ihre Haare aufgelöst, und ihre Kleider, an verſchiedenen Stellen zerriſſen, gaben Zeugniß davon, daß ſie rückſichtslos durch Buſch und Dorn gedrungen war. Mit gefalteten Händen und herzzerreißendſten Tönen flehte ſie uns an, ihr Kind, ihren Liebling, aufzufinden. Ich antwortete ihr, wenn es möglich ſei, werde es gewiß geſchehen.

„O finden Sie es auf, oder ich muß wahnſinnig werden,“ ſagte ſie.

„Ohne Zweifel werden wir es finden, ehe der Tag vorüber iſt,“ erwiederte ich, „aber Sie müſſen verſuchen, ruhig zu ſein, denn dieſe wilde Aufregung wird Ihnen nichts Gutes bringen.“

„Ruhig!“ rief ſie mit einem wilden Blicke, „wer ſpricht zu mir von ruhig ſein, wenn meine kleine Ada in der Wildniß umherirrt und vor Hunger ſtirbt. O Himmel, will ſie Niemand finden und ſie den Armen ihrer Mutter zurückgeben? Aber ich will ſie ſelbſt ſuchen. Ich werde ſie finden, ſie ſoll nicht verloren ſein.“

Mit dieſen Worten rannte ſie in das nächſte Dickicht, unbekümmert darum, daß ſie an den Dornen ihre Kleider und ihr Fleiſch zerriß. In der Beſorgniß, daß ſie ihren Verſtand verlieren und ſich vielleicht ſelbſt verirren möchte, lief ich ihr mit zwei anderen Männern nach. Wir hatten einige Schwierigkeit, ſie zu erhaſchen, denn ſie ſtürzte ſich wie ein wildes Thier ins Gebüſch. Endlich gelang es mir, ſie mit bedeutender Kraftanſtrengung feſtzuhalten. Ich ſagte ihr dann in feſtem entſchiedenem Tone, daß wir eine ſo unvernünftige Handlungsweiſe nicht zugeben könnten und daß ſie, wenn ſie wünſche, daß wir ihr Kind aufſuchen ſollten, ruhig ſich verhalten und ganz der Leitung der anweſenden Damen überlaſſen müſſe. Anfangs wollte ſie unſere Ermahnung unbeachtet laſſen, indem ſie uns mit wilden Blicken erklärte, ſie werde thun, was ſie wolle; als ſie aber ſah, daß wir ſie nicht gehen ließen, wenn ſie unſerm Verlangen nicht nachgäbe, ſo nahm ſie endlich Vernunft an und ſagte, ſie wolle Alles thun,

*) Dieſe hübſche kleine, einem New-Yorker Blatt entnommene Erzählung, hat den General Grant, den Oberbefehlshaber der amerikaniſchen Armee, zum Verfaſſer.

was wir wünschten, wenn wir nur sogleich ihr geliebtes Kind aufsuchen wollten.

Wir säumten auch jetzt nicht länger, sondern gingen ernstlich ans Werk, indem sich unsere Abtheilung in einer Linie, wobei die Theilnehmer zehn bis fünfzehn Schritte von einander entfernt waren, ausbreitete und in den Wald vorrückte. An einigen Stellen war das Unterholz sehr dick und unser Vorschreiten ging deßhalb nur langsam von statten, denn obschon wir Lärm genug machten und wenigstens in jeder Minute den Namen Ada riefen, so waren wir doch nicht gewiß, ob die Kleine, selbst wenn sie uns hören sollte, Antwort geben würde, da sie vielleicht so verwirrt und erschrocken war, daß sie sich selbst vor ihren Freunden fürchtete, und deßhalb durften wir, um sicher zu gehen, keinen Busch und keinen noch so unbedeutenden Versteck undurchsucht lassen. Wo dagegen der Wald offen war, konnten wir ziemlich rasch vorschreiten, und es gelang uns, den Hügel zu erreichen, gerade als die letzten Strahlen der untergehenden Sonne dessen Spitzen vergoldeten. Ein Theil der Dorfbewohner war bereits vor uns angelangt, und die andern kamen bald nach. Das Zusammentreffen war kein frohes, da Niemand die geringste Spur von dem kleinen Mädchen entdeckt hatte. Die jammervolle Lage des Kindes und der Mutter erregte das allgemeine Mitleid, und so aufrichtig war die Theilnahme mehrerer Dorfbewohner, daß, als ein Mann sich erbot, demjenigen, der das Kind lebendig auffinden werde, eine Belohnung von 100 Dollars auszusetzen, sogleich neun andere sich ihm mit dem gleichen Betrage anschlossen, wodurch die Summe auf 1000 Dollars gebracht wurde. Mit Recht durfte man annehmen, daß dieselbe zu einer großen Aneiferung für Viele dienen werde, welche sich außerdem gleichgiltig verhalten würden.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Boxerinnen.) England kann nicht nur Boxer, sondern auch Boxerinnen nach allen Regeln dieser edlen Kunst nunmehr aufweisen. Zu Wednesbury in Staffordshire kamen vier Weiber in Streit und es wurde beschlossen, denselben durch einen Boxring auszufechten. Sie paarten ab zu zweien, entblößten, wie Boxer thun, den Oberkörper, und die regelrechten Kämpfe fanden statt, im Ring der auf „strenge Kampfregeln" haltenden Zuschauer! Ein Policemann, welcher der Sache ein Ende machen wollte, mußte sich mit verrenkter Schulter zurückziehen. Der Richter verurtheilte sie später wegen Bruchs des Landfriedens „durch Boxen" zu je 21 Tagen Strafarbeit und einen assistirenden männlichen Boxer zu drei Monaten deßgleichen.

Gemeinnütziges.

(Für Hausfrauen.) Den vielen, zur Aufbewahrung der Eier empfohlenen Mitteln reihen wir Folgendes an. „Le Belier", ein französisches Journal, veröffentlicht folgende Methode: Man löse 1/3 Bienenwachs in 2/3 warmem Olivenöl auf und bestreiche mit der Fingerspitze das ganze Ei vollständig damit. Die Eierschale absorbirt allmälig das Oel und ihre Poren werden mit Wachs angefüllt und auf diese Weise hermetisch verschlossen. Es wird versichert, daß selbst nach 2 Jahren so präservirte Eier noch wohlschmeckend sind, wenn solche nicht an einem zu warmen Orte aufbewahrt werden.

Logogryph.

(Ein Wort von 7 Buchstaben.)

Den 2ten weg, so sanft und rein
Sollt' jedes Menschen Inn're sein.
Ohn' 2, 6, 7 — hart Geschick!
Sehnt man sich nicht nach der Musik.
Du darfst es ohne 5tes Zeichen
Nicht Fremden, sondern Deinesgleichen.
Es läßt sich ohne Buchstab' 4
Am besten thun auf einem Thier.
Wenn nicht 2, 5, 6, 7 steh'n,
Was bleibt, ist an dem Schiff zu seh'n.
Sieht man der Zeichen erstes nicht,
Wer dann es thut, der scheut das Licht.
1, 4 hinweg, dann nennt es dir
Ein Thier von großer Freßbegier.
Wirst 1 und 3 du, Leser, streichen,
Von Zwölf wird sich ein Bruder zeigen.
1, 2 und 5 die lösche aus,
Dann breitet es sich lustig aus.
Viel Land im Süden wird bedeckt
Vom Ganzen, das gar herrlich schmeckt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 138. Freitag, 17. November 1865.

Blüthen französischer Lyrik.

I.

Traumbild.

(Von Sainte-Beuve. *)

Abendstille sinkt hernieder,
Schweigend Luna zieht und hehr;
Sinken auch die Augenlider,
Sterne strahlt mein Busen wieder
Wie ein weites, tiefes Meer.

Ist der Tag hinabgezogen,
Dann im Dichteraug', licht,
In des Herzens dunkeln Bogen
Golden sich der Himmelsbogen
In noch schönern Farben bricht.

Trunken meine Blicke hangen
An dem wunderbaren Bild;
Und das Bildniß zu umfangen,
Breitet Sehnsucht und Verlangen
Meine Arme lustererfüllt.

Wie mit Zauberschlag verzogen
Ist das holde Wunderbild;
Vor des Herzens schwanken Bogen
Flieht der goldne Himmelsbogen,
Luna zitternd sich verhüllt.

Zieh' nicht fort auf leichten Flügeln,
Göttin! o verbirg dich nicht!
Meine Wünsche will ich zügeln,
Auf der stillen Seele Spiegeln
Wieder strahlt dein Angesicht.

Dürft', das Bildniß zu erreichen,
Trüben ich die Welle klar?
Nein', will mich vom Ufer neigen,
Bis die Sterne müd' erbleichen;
Träumen will ich immerdar

*) Hervorragendes Mitglied der neuromantischen Schule in Frankreich, deren Verdienst es ist, die Schätze der altfranzösischen Literatur wieder gehoben und zugleich auch die Kenntniß deutscher Literatur den Franzosen vermittelt zu haben, ist Sainte-Beuvo zugleich berühmt als Kritiker und Literarhistoriker.

Ein Kavalier.

(Fortsetzung.)

Reichenau ärgerte sich nicht wenig, daß er im ersten Augenblick einen Schreiber für den Herrn Notar genommen hatte und trat rasch in das nächste Zimmer. Es war leer, wohl aus Vorsorge gegen die Neugierde unbefugter Lauscher. Ein helltönendes, freundliches „Herein" rief ihn auf sein Anklopfen in das dritte Zimmer. Ein großer, geschmeidiger Herr in schwarzem Frocke kam ihm galant und mit zierlicher Verbeugung entgegen.

„Ich habe wohl die Ehre, Herrn Commis Reichenau zu empfangen?"

„Zu dienen."

Dr. Egenius nahm dem Eingetretenen den Hut aus der Hand, bevor er es abwehren konnte, und führte ihn zum Sopha. „Wollen Sie gefälligst Platz nehmen! Ich werde mich mit Ihrer gütigen Erlaubniß an Ihrer Seite niederlassen. Dem Namen nach Sie zu kennen, habe ich das Vergnügen schon seit Jahren. Daß aber Ihre Erscheinung" — er verbeugte sich mit einem verbindlichen Lächeln — „meine Vorstellung davon so überaus im Stiche läßt, macht mich glücklich."

Reichenau wußte nicht, wie ihm geschah. Für einen Spott sah ihm der Herr Notar zu gesetzt und zu vornehm aus. Er rückte verlegen auf dem Sopha und stammelte die Frage: „Sie haben mich rufen lassen. Womit kann ich dienen?"

„Diese Frage gehört auf meine Seite," behauptete Dr. Egenius süß lächelnd und mit einem aber-

maligen Komplimente. „Sie werden diesen Ausspruch richtig finden, sobald ich mir einige Informationen erlaubt habe. Es sind das nur Formen, denn ich kenne gewöhnlich den Lebenslauf, die Familiengeschichte und die Verhältnisse meiner hochgeehrten Herren Klienten so gut, wie meine eigenen. Sie servten seit sechs Monaten bei Herrn . . .“

„Edmund Tryber,“ ergänzte Reichenau.

„Ganz richtig. Ihr Herr Vater war selbst Kaufmann, hatte aber leider in Folge einer schweren Krisis Unglück im Geschäfte. Die gnädige Frau Mutter war eine geborene . . .“

„Von Rumlingen,“ ergänzte Reichenau abermals.

„Ja wohl! Ein bekanntes, altadeliges Geschlecht, das große Stücke auf seinen Stammbaum hält. Ihre verehrten Eltern hatten meines Wissens auch unter diesem Familienstolze zu leiden.“

„Er brachte meine Mutter frühzeitig unter die Erde,“ seufzte Reichenau, „und machte mich zum verlassenen Waisen.“

„O der Mensch in seinem Wahn!“ klagte Dr. Egenius mit erhobener Hand. „Fürwahr, eine schmerzliche Erinnerung für den Sohn, wenn er, in den Vollgenuß seiner Rechte zu treten, für die Liebe der Eltern darben und büßen soll.“

Reichenau's Augen glänzten bei diesen Worten.

„Sie haben übrigens noch einen reichen Oheim, den Herrn von . . .“

„Von und auf Tiefensee,“ ergänzte abermals Reichenau, dem das Gespräch wie ein Examen vorkam. „Er kümmerte sich niemals um mich.“

„Entschuldigen Sie gütigst. — Sie dürften sich in diesem Punkte täuschen. Herr v. Tiefensee kümmerte sich um die gnädige Frau Mama, er kümmerte sich um Sie, wenn auch nicht in diesem Grade, wie seine Kräfte gestattet hätten und ich ihm rieth. Der Herr Baron hatte in Allem seine eigenen Ideen. Ich kenne das, denn ich war lange, lange Jahre sein Sachwalter und — ich darf es mit Stolz sagen, sein Vertrauter.“

„Es mag sein,“ bemerkte der Commis trocken. „Ich wenigstens bekam meinen Oheim nie zu Gesicht.“

„Und werden ihn niemals sehen,“ erklärte der Notar langsam ernst, mit feierlich erhobener Hand. „Herr v. Tiefensee hat seine irdische Thätigkeit abgeschlossen. Die Bahn, welche er wandelte, bezeichnen großartige, segensreiche Schöpfungen. Die Nachwelt wird sein Andenken segnen.“

Der Neffe saß regungslos. Sein Blut kreiste siedheiß und drängte sich stürmisch nach dem Herzen. Er wechselte die Farbe, der Boden brannte unter seinen Füßen, er fühlte, wie sein ganzes Innere zaghaft bebte. Der reiche Oheim gestorben! Sollte dieser Tod neues Leben für ihn bedeuten? Er wagte es nicht, zu dem Notar aufzusehen, der ihn — so ahnte er — mit den kalten, berechnenden Blicken des Geschäftsmannes beobachtete. „Mein Onkel todt!“ hauchte er und drückte das glühende Antlitz in beide Hände.

„Er hat seine zeitliche Thätigkeit beendet. Sie haben indessen alle Ursache, den Namen Ihres hochverdienten Herrn Oheims zu segnen und zu feiern, denn seine letztwillige Verfügung ersetzt mit tausendfältigen Zinsen, was Ihnen seine Eigenheit in den harten Prüfungsjahren Ihrer Jugend vielleicht versagt hat.“

Reichenau sprang vom Sopha. Es litt ihn nicht mehr auf dem Sitze. Seine Gestalt schien höher, seine bis zur Brust erhobenen Hände zitterten, seine Blicke hingen erwartungsvoll an dem Munde des Notars, der sich mit dem ihm eigenen Takte gleichfalls erhoben hatte, seine Lippen blieben geöffnet nach der kurz hervorgestoßenen Frage: „Herr von Tiefensee hätte an mich gedacht?“

Der Notar verbeugte sich tief, als er antwortete: „Ich schätze mich unendlich glücklich, der Erste zu sein, welchem die Ehre zu Theil wird, Ihnen seine ergebenste Gratulation darbringen zu können. Sie sind durch das Testament Ihres hochedlen Herrn Onkels Besitzer des großen Rittergutes Tiefensee und einer Rente von 20,000 Thalern geworden. Außerdem hat er zwei Stifte reich dotirt, ein Waisenhaus und zwei Hospitäler gegründet. Sie können von Ihrem Schlosse, dem Stammschlosse Ihrer hochangesehenen Familie, jede Stunde Besitz nehmen. Es wird sogar gut sein, wenn Sie heute noch dahin abreisen, weil das große Besitzthum momentan thatsächlich ohne Gebieter ist. Um 1 Uhr geht der Zug ab, um 5 Uhr erreichen Sie Lingstadt, wo Sie heute und jeden Tag ein Gefährt vom Schlosse erwartet.“

Reichenau wußte nicht, wie ihm geschah. Es schwindelte ihm, in seinen Ohren summte es wie Glockengeläute, in seinem Kopfe brach ein Bienenschwarm neuer wirrer Gedanken los und Sopha, Sessel, Pult und die hohen Aktenregale drehten sich mit ihm im Kreise. Er mußte sich an dem Tische halten, um nicht zu taumeln, die Augen schließen und die Hand gegen die Stirne pressen, um Fassung zu gewinnen und das wilde Gedankenheer zu bändigen.

„Bitte, bitte, fassen Sie sich, hochgeehrter Herr!“ flötete ihm eine weiche Stimme in das Ohr und eine Hand legte sich sanft auf seine Schulter. „Zu große Freude wirkt oft schädlicher, als unmäßiger Schmerz.“

Reichenau ergriff die beiden Hände des Notars, ſah ihm ſtarr ins Geſicht und ſtieß grell und heftig hervor: „Iſt's denn wahr — ganz wahr?“

„In wenigen Tagen werde ich die Ehre haben, Ihnen alle darauf bezüglichen Dokumente zu überreichen. Hiermit erhält zugleich meine ſeit Jahren ehrenvoll geführte Geſchäftsverwaltung für den Herrn Baron v. Tiefenſee ihren Abſchluß, den Fall ausgenommen —“ eine dezente Verbeugung begleitete dieſe Worte, — „daß auch Sie, hochgeehrteſter Herr, meine Vermittlung in Ihren Geſchäftsangelegenheiten zu wählen die Güte hätten.“

„Nie und nimmermehr eine andere!“ verſicherte der Erbe und bekräftigte ſein Wort durch einen Druck der Hand. „Laſſen Sie mich nur ein wenig zu mir ſelbſt kommen! Ich lebe noch wie im Traume. Was ſoll ich zuerſt thun? Wo beginnen?“

(Fortſetzung folgt.)

Das verlorene Kind.

(Schluß.)

In der That verbreitete ſich die Nachricht von der ausgeſtreuten Belohnung mit reißender Schnelligkeit, und die Wirkung, die ſie hervorbrachte, glich einem wahren Zauber. Mehrere von denjenigen, welche eine Minute vorher von den Mühen des Tages ſo ermattet waren, daß ſie ſich erſchöpft auf den Boden niedergeworfen, eilten jetzt nach Hauſe, um ſich Laternen zu verſchaffen und das Suchen die ganze Nacht fortzuſetzen, während ſich ihnen, angelockt durch den Reiz des Geldes, nunmehr auch diejenigen Dorfbewohner anſchloſſen, welche ſich nicht dazu verſtanden hatten, dem Werke der Menſchlichkeit die Arbeit eines Tages zu opfern.

Da ich ſelbſt nicht ganz wohl war und meine Kräfte für den nächſten Tag ſparen wollte, ſo ging ich nach Hauſe und legte mich frühzeitig zu Bette.

Trotz meiner großen Ermüdung konnte ich lange Zeit nicht einſchlafen, ſondern warf mich unruhig hin und her, indem ich den Gedanken an das arme Kind und die unglückliche Mutter nicht aus dem Sinne bringen mochte. Endlich ſtellte ſich jener verworrene, halb bewußtloſe Zuſtand ein, in welchem wir träumen und wiſſen, daß wir träumen, aber kein Verlangen haben zu erwachen.

Es kam mir im Traum vor, als ob ich wieder wie am verfloſſenen Tage mich draußen befände, um das Kind aufzuſuchen, und daß außer den Perſonen, welche heute an der Streife Antheil genommen, auch ein Fremder, ein Mann mit einem blaſſen ernſten Geſicht und in der Kleidung eines Geiſtlichen, anweſend wäre. Neben mir hergehend und ſeine dunkeln ausdrucksvollen Augen auf mich geheftet, ſagte er in einem mildeu angenehmen Tone und mit gewinnendem Lächeln: „Sie ſind in Sorge wegen des verlorenen Kindes — es macht dies Ihrem Herzen Ehre — und ich bin gekommen, um Ihnen zu zeigen, wo es ſich befindet.“

„O, wenn Sie es wiſſen, ſo ſagen Sie es,“ erwiederte ich, „nicht meinetwegen, ſondern wegen des armen Geſchöpfs und ſeiner troſtloſen Mutter.“

„Folgen Sie mir,“ antwortete der Fremde und führte mich von den Uebrigen weg.

Dann kam es mir vor, als befänden wir uns am Fuße des mehrerwähnten Hügels, wo meine Begleiter und ich emporgeſtiegen; anſtatt aber hinaufzugehen, wendete ſich der Fremde rechts und führte mich durch eine Art Sumpf bis zu einer Wieſe, durch die ein klares Bächlein floß. Dieſes überſchritt er und ſetzte ſeinen Weg fort, bis er an einem andern Hügel, welcher ſteil und felſig war, anlangte. Dieſen Hügel hinanſteigend, kamen wir zu einer Schlucht, welche am Rande mit dichtem Gebüſche bewachſen war. Dieſes Dickicht durchſchreitend und an der Seite des Hügels emporſteigend, gelangten wir endlich zu einem Punkte, von wo aus die Spitze leicht zu erreichen war, und dort fanden wir, weinend und die Hände ringend, das arme kleine Mädchen.

Bei dieſer Stelle meines Traums erwachte ich, aber die ganze Scene ſtand ſo deutlich und beſtimmt vor mir, daß es einige Zeit dauerte, bis ich mich überzeugen konnte, daß ich geträumt und das Kind nicht wirklich geſehen habe. Und auch dann war der Eindruck, den dieſer Traum auf mich machte, ein ſo tiefer, daß ich das volle Vertrauen hegte, ich würde das Kind am folgenden Tage auffinden.

Bei dem erſten Strahle des Morgens ſtand ich auf, theilte meiner Familie meinen Traum und meine Hoffnung mit und begab mich auf den Weg. Eine große Anzahl Dorfbewohner zog zu gleicher Zeit mit mir aus. Andere, welche die Nacht über geſucht hatten, kehrten ganz erſchöpft zurück. Ich ſagte indeß Niemand etwas von meinem Geheimniſſe, ſondern richtete es ſo ein, daß ich mich von den Anderen entfernte, worauf ich ſogleich dem Orte zueilte, wo der Fremde meines Traumes mich von meinen Gefährten weggeführt hatte.

Zu meiner großen Freude und nicht geringem Erſtaunen entdeckte ich denſelben Sumpf, den ich im Traume durchſchritten hatte, und darüber hinaus die Wieſe und das Bächlein. Mein Herz ſchlug

heftig. War es möglich, daß ich durch eine höhere Eingebung geleitet wurde? War ich bestimmt, dieses süße kleine Leben zu retten und dem verzweifelnden Mutterherzen Trost und Freude zurückzubringen? Ich betete inbrünstig, daß es so sein möge.

Als ich weiter eilte, traf ich Alles gerade so, wie ich es in meinem Traum gesehen. Ich kam an den Hügel, bestieg ihn und fand die Schlucht. Ich mußte mich jetzt nahezu am Ende meines Weges befinden. Horch, war das nicht das Weinen eines Kindes? Mein Herz schlug voll banger Erwartung. Ich eilte ins Dickicht und rannte um den Hügel herum nach der Anhöhe. Keuchend erreichte ich die Spitze des Felsens. Dort sah ich etwas vor mir liegen, der Gestalt eines Kindes ähnlich. Ich stürzte darauf zu und stieß ein Freudengeschrei aus.

Ja, das arme kleine Mädchen befand sich dort, sein goldgelocktes Köpfchen auf seinen weißen Armen gebettet. Bei dem Tone meiner Stimme erhob es sein liebliches Gesicht mit einem Paar sanfter blauer Augen, und warf mir einen Blick zu, den ich nie vergessen werde. Im nächsten Augenblicke war es in meinen Armen und an meinem Herzen, und ich weinte und dankte Gott.

„Mama! Mama! bring' mich zu meiner Mama!" murmelte das arme kleine Geschöpf in schwachem Tone.

„Ja, meine liebe kleine Unschuld. Der Himmel segne Dich. Ich will Dich zu Deiner lieben Mama bringen," antwortete ich mit gerührter Stimme.

Das Uebrige ist bald erzählt. Ich trug das Kind fünf Meilen (zwei Stunden) weit nach Hause; denn es war zu schwach, um gehen zu können. Ein Mann war voraus geeilt und hatte der Mutter die Nachricht gebracht, ehe ich ihr Haus erreichte. Mit einem wilden Freudenschrei lief sie mir entgegen, fiel aber vor Aufregung in Ohnmacht, bevor sie ihr Kind erfassen konnte.

Die tausend Dollars wurden mir zugesprochen. Ich nahm sie und gab sie der armen Wittwe, deren rührende Segenswünsche mich glücklicher machten, als der Glanz des Goldes.

Mannigfaltiges.

(Eine Selbstrekognoszirung.) Von dem kürzlich in London verstorbenen berühmten Thiermaler J. F. Herring erzählen englische Blätter folgende Anekdote: Herring hat vor einiger Zeit für einen der bekanntesten Kunsthändler in London ein kleines Bild gemalt, der ihm die Bezahlung in einem Check auf eine ziemlich bedeutende Summe leistete. Der Check war auf ein Stück Papier geschrieben: „Zu zahlen an Herrn J. F. Herring die Summe von . . ." und regelrecht unterzeichnet. Der Bilderhändler hatte jedoch vergessen, die Worte hineinzusetzen „dem Vorzeiger oder an dessen Ordre". Die Commis des Geschäftes, in welchem Herring den Check flüssig machen wollte, sahen, wegen des letzteren Fehlers, erst den Check, dann den Mann, der ihn präsentirte, mit verdächtigen Blicken an. Der Künstler bemerkte dies und fragte, ob etwa nicht Alles in Ordnung sei? — Sehen Sie nicht, sagte ein Commis, daß die Summe an Herrn J. F. Herring zu zahlen ist? — Ja wohl, ich bin J. F. Herring. — Wodurch können Sie uns dies beweisen, mein Herr? — Wissen Sie, was Herring für einen Beruf hat? fragte der Künstler den etwas naseweisen Commis. — Das meine ich wohl, versetzte dieser, ich besitze selbst einen Kupferstich von ihm, „Die drei Mitglieder eines Mäßigkeitsvereines". Es ist dies ein berühmtes Bild von Herring, welches drei Pferdeköpfe an einer Tränke darstellt. — Herring lächelte, und ohne ein Wort zu erwiedern, ergriff er eine Feder, zeichnete auf einem Stücke Fließpapier, welches auf dem Zahltische lag, mit einigen raschen Strichen die leichte Skizze eines Pferdekopfes, der die Gesichtszüge des neugierigen Commis in karrikirter Aehnlichkeit zeigte, und reichte das Papier dem Zweifler. Während die anderen Commis neugierig herbeieilten und beim Anblicke der Skizze hell auflachten, zahlte der Getroffene und Betroffene, ohne ein Wort zu sagen, den Check aus.

(Bernsteinfischerei.) Die im Kurischen Haff bei Schwarzort bestehende Bernsteinfischerei hat im verflossenen Sommer großartige Ausdehnung gewonnen. Auch von Menschenhand bearbeitete Bernsteinstücke, u. A. Götzenbilder, wurden im Meere gefunden. Die Firma Becker und Stantien in Memel läßt Tag und Nacht mit 12 Baggern arbeiten, darunter 2 Dampfbaggern, die 300 Menschen beschäftigen.

Auflösung des Logogryphs in № 137:

Trauben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 139. Sonntag, 19. November 1865.

Ein Kavalier.

(Fortsetzung.)

„Unter allen Umständen heute Mittag auf das Gut fahren," drängte der Notar. „Es ist höchst rathsam, in solchen wichtigen Angelegenheiten keine Sekunde zu verlieren. Sobald die Leute wieder einen rechtmäßigen Besitzer sehen, geht Alles seinen geregelten Gang, keine Verunreinigung findet statt, die Bediensteten suchen vielmehr durch erhöhte Thätigkeit die Gunst des neuen Gebieters zu gewinnen. Ich bitte ganz ergebenst, folgen Sie gütigst dem ersten Rathe, welchen ich mir in Ihrem eigenen Interesse zu geben erlaube."

„Ja, ich wollte Ihre Worte gern zur That machen, von Herzen gern," sprach Reichenau nachdenkend, „allein — allein —" Ein verlegenes Lächeln spielte um seine Lippen. „Ich muß doch einigermaßen standesgemäß auftreten, ich muß mich bewegen können, kurz, ich muß mit den nothwendigsten Geldmitteln ausgerüstet sein."

„Parbleu, wie ungeschickt!" rief der Notar und schlug sich mit der Hand vor die Stirne. „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich nicht an diesen Umstand dachte, der so nahe lag. Mein Amt ist schuld, die beständige Umgebung. Den ganzen Tag stehen mir reiche, hochangesehene Personen gegenüber, und so kam es mir vor, als hätte ich Sie nicht anders gekannt, als einen vermögenden, hochgeehrten Herrn Rittergutsbesitzer. Es ist unverzeihlich," betheuerte der galante Herr nochmals und eilte an seinen Pult. „Ich werde mich aber bemühen, das Versehen sogleich gut zu machen. Hier erlaube ich mir, Ihnen eine Rolle Gold zu geben, frisch aus der Münze, ein ächter, blinkender Goldregen. Ich sparte sie auf als Seltenheit. Heute aber hat sie den rechten Eigenthümer gefunden, denn solches Geld" — er senkte sein Haupt anmuthig — „ist würdig der Hand eines nobles Kavaliers. Hie und da so ein goldiger Wink an die Dienerschaft und alle Herzen fliegen dem neuen Gebieter zu."

„Bedarf ich denn keiner Legitimation?" erkundigte sich der Erbe, „etwa zur Vorsicht, um möglichen unangenehmen Auftritten vorzubeugen?"

„Das wäre mehr als überflüssig," versicherte Dr. Egenius. „Schon Ihre Erscheinung, Ihr Auftreten wird jeden Zweifel verstummen machen. Ein Blick und der einfache Landmann sieht, daß er in Ihnen" — der Notar lächelte gewinnend — „einen noblen Kavalier, einen geborenen Baron vor sich hat. Es wird Niemand bezweifeln, daß edles Blut in Ihren Adern fließt."

„O, wenn das wäre!" seufzte Reichenau vernehmlich; „dann, ja dann erst würde mein Glück vollständig."

„Wie?" fragte der Notar mit ernstem, forschendem Blicke, — „Fortuna schüttet ihre reichsten Gaben vor Ihnen aus und Sie — seufzen?"

„Bitte — kein Mißverständniß!" wehrte Reichenau und sprach, die Hand auf dem Herzen: „Ich bin glücklich, recht glücklich, aber meine Freude ist doch nicht vollkommen. Es fehlen mir drei Buchstaben — ein einziges, winziges Wörtchen, um meinem Glücke die Krone aufzusetzen, um nicht meine, sondern die letzten und höchsten Wünsche meiner Mutter selig in Erfüllung zu bringen."

„Zum Besitze gehört die Würde," sprach Dr. Egenius erläuternd, „zum Rittergut der Adel, das — „Von". Er sah den jungen Mann, dessen Augen bei diesen Worten hell aufleuchteten, überlegen an und fuhr fort: „Ihr Herr Oheim wurde viel geschmäht und viel verkannt, und zwar — mit Unrecht. Was glauben Sie, hochgeehrter Herr? In seinem Testamente steht eine Klausel, wornach Sie seinen Namen anzunehmen und sich um die Adelsmatrikel zu bewerben haben."

„Es wäre möglich?“ fuhr der Erbe auf, trat einen Schritt zurück und schlug, außer sich vor Freude, die Hände zusammen. „Es wäre möglich?“

„Nicht allein möglich, sondern gewiß. Ich bitte einfach, mir die Ausführung der ganzen Angelegenheit gütigst übertragen zu wollen. Einige Gänge bei Hof von meiner Seite, einige Hände voll Gold für rechtmäßige und unrechtmäßige Kosten und in 4 Wochen überreiche ich Ihnen Ihr Adelsdiplom. Es macht mich unendlich glücklich, Herr Baron, daß ich abermals der Erste bin, welcher heute schon die Ehre hat, Ihnen zu dieser neuen Würde, zu dieser erhabenen Stellung im Leben seine gehorsamste Gratulation darzubringen.“

Aus dem Vorzimmer schallten schwere, gleichmäßige Schritte, es wurde stark angeklopft, und ohne ein „Herein“ abzuwarten, erschien unter der Thüre ein Herr in Uniform, die breite Brust mit Orden bedeckt.

Reichenau empfahl sich.

„Excellenz, nur einen Augenblick Vergebung!“ bat Dr. Egenius nach der ceremoniellsten Begrüßung und mit vielen tiefen Bücklingen. „Ich stehe die Sekunde zu Hoch Ihren Befehlen.“

Die Excellenz nickte herablassend und der Notar gab dem jungen Herrn Baron das Geleite, so sehr sich dieser auch dagegen sträubte.

Als der Schreiber im Vorzimmer diese Aufmerksamkeit sah und den Titel hörte, legte er seine Feder auf das Tintenfaß, ließ die Arme hängen und neigte sein Haupt bis zum Boden, als die beiden Herren vorübergingen.

Der Notar öffnete zuvorkommend die Thüre, ließ seinen Begleiter vortreten und führte ihn unter vielen Komplimenten, wobei der „Herr Baron“ nicht die letzte Stelle einnahm, die Stiege hinab.

Reichenau trat jetzt fest und sicher auf den Teppich. Es dünkte ihm, als wäre keine Unterlage der Welt zu gut für seine Füße.

Der Portier hörte an seinem Fenster ihre Unterhaltung, murmelte etwas wie „Dummkopf alter“, sprang aus der Loge, knöpfte den betreßten Rock bis an das Kinn zu und riß die Thüre weit auf. Während sich die beiden Herren mit vieler Artigkeit und schönen Worten verabschiedeten und wie langjährige Bekannte die Hände drückten, erhielt im Hintergrund der Portier seinen Oberkörper in beständiger Schwingung, um den Herrn Baron für den bei seinem Eintritte gehabten Mangel an Höflichkeit zu entschädigen.

„Fiaker, hierher! — Sie bleiben zu meiner Verfügung, bis ich Sie ausdrücklich entlasse. Doppelte Taxe und ein tüchtiges Trinkgeld — verstanden? Aber jetzt vorwärts — d'rauf!“ Reichenau sprang in den Wagen, gab in kurzen, gebieterischen Worten seine Befehle und die overpeltten Peitschenhiebe trieben den dürren Droschkengaul rastlos vorwärts. Ehe eine Stunde verging, stand der glückliche Besitzer von und auf Tiefensee da, neu und auf das Nobelste equipirt von Kopf bis zu Fuß. Der braune Matrosenhut mit den grünen Bandschleifen, womit die meisten jungen Kavaliere statt des steifen, schwarzen Cylinders einherschlenderten, saß leicht und keck auf den Locken, welche Monsieur Tardeu, der berühmte Hoffriseur, zum Entzücken geordnet und mit duftenden Wohlgerüchen geschwängert hatte. Das einfache Röckchen hatte einem modernen Anzuge nach neuester Façon Platz gemacht. Ueberwurf, Gilet und Beinkleider — Alles von demselben breitgestreiften Zeuge, das den Träger wie ein Zebra zeichnete. An den Ablätzen glänzten silberne Knopfspornen, in dem linken Auge ein in Gold gefaßter Zwicker und in der Hand der silberne Thierknopf einer eleganten Reitpeitsche, womit der Besitzer nach Herzenslust in der Luft herumfuchtelte. Er legte sich breit in den Wagen und blies in mächtigen Wolken den Dampf seiner Cigarre in die staunende Welt.

Falk hatte die Rundreise mit seinem „Reichsherold“ durch alle Straßen beendet und erwartete, wie verabredet, den Freund auf dem Marktplatze. Er stand sprachlos, als er diesen ansahren sah. Im ersten Augenblicke drängte sich ihm der Gedanke auf, die Entlassung habe den armen Burschen närrisch gemacht. Ein paar Worte aber reichten hin, seinem schnell fassenden Geiste Alles zu erklären. Er sprang in den Wagen, fiel seinem ehemaligen Leidensgefährten glückwünschend um den Hals, was dieser herablassend geschehen ließ, und es fehlte wenig, daß dem treuherzigen Burschen die hellen Zähren in die Augen drangen.

„Kutscher, ins Café Fortuna! Falk, die Parthie ist umgeschlagen. Jetzt bist Du mein Gast.“

Falk nickte und sah mit einer gewissen Scheu zu seinem Freunde auf. Ein solches Glück hätte ihn wenigstens außer Fassung gebracht. Er hätte vor Freude Gott weiß was gethan. Und dieser Reichenau faßt so gefaßt, mit vornehmer Ruhe da, als habe ihm die Sache längst gebührt und verstände sich von selbst. Es duldete ihn nicht neben dem gemessenen Menschen; dazu kam der angeborene Trieb eines jeden Redakteurs, sich mitzutheilen. Der Kutscher mußte da und dort halten. Falk sprang hinaus und eilte in die Läden und Comptoirs, warf mit wenigen Worten die Neuigkeiten hin und lud alle Bekannte, die abkommen konnten, zu einem flotten Dejeuner.

Wenn Signor Cesarini, der Besitzer des ersten Café's der Stadt zur „Fortuna“, die weiße Serviette unter den Arm nahm und seine Gäste im schwarzen Fracke selbst bediente, so hatte das seinen triftigen Grund. Heute stand der feine Signor hinter dem Stuhle des Herrn Baron v. Reichenau, auf jeden Wink des Festgebers gewärtig, und auf seinen Wink hinwieder flogen die geschäftigen Kellner nach allen Seiten. Der Wein floß in Strömen. Jeder Gast wählte in der reichhaltigen Karte nach Belieben. Hier glänzte goldener Steinwein, dort perlten die edelsten Tropfen des Rheingaues, die feurige Rebe der Pfalz prangte dazwischen und ächter Tokaier funkelte in den geschliffenen Gläsern. Unaufhörlich klang der Anstoß und Hoch um Hoch erschallte dem glücklichen Besitzer von Tiefensee.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Robinson vor den Mauern von Paris.

Als man unter Karl X. den bekannten Triumphbogen (d'Etoile) in den Champs-Elysées zu bauen begann, waren nur zwanzig Arbeiter dabei thätig. Um sich gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, errichteten diese, zweihundert Schritte von ihrem Arbeitsplatze entfernt, in einer Schlucht eine Hütte, wo sie aßen und ihre Ruhestunden zubrachten. Das Dach derselben mochte etwa eine Länge von dreißig Schritten haben. Im Jahr 1830 nach der Julirevolution wurde die Zahl der Arbeiter verdoppelt. Die Folge davon war, daß die Leute, welche nicht mehr Platz genug in der Hütte hatten, dieselbe aufgaben und in einer andern Richtung eine größere erbauten.

Um dieselbe Zeit kam durch einen Zufall ein armer Teufel, welcher durch ein wahres Wunder den Barrikaden und dem Spitale entronnen war, zu der verlassenen Hütte. Es war ein alter Soldat, der als junger Mensch bei Waterloo mitgefochten hatte und dessen Bart eben anfing, grau zu werden. Zu stolz oder zu philosophisch, sein Elend in Paris zur Schau zu tragen, entfernte er sich aus der Stadt und durchirrte die damals noch ganz unbewohnten Steppen der elysäischen Felder. Der Zufall führte ihn in die Schlucht, wo er die Hütte entdeckte und dort sein Nachtlager aufschlug.

Als unser Philosoph am folgenden Tag erwachte, rieb er sich die Augen und sprach zu sich: „Diese Hütte hat keinen Luxus, nicht einmal einen Fußboden. Es ist nichts da, was ein Mensch zu seiner Einrichtung braucht; wenn man aber nichts hat, so darf man nicht heikel in der Wahl seiner Wohnung sein. Ich will mich deßhalb, so gut es geht, hier wohnlich machen.“

Als die Arbeiter in die andere Hütte übersiedelten, hatten sie eine Anzahl alter Bretter, welche auf dem Boden umherlagen, zurückgelassen. Mit Hilfe der Nägel, die er darin fand, eines Steins und ein wenig Geduld besserte der Mann die Hütte so weit aus, daß sie Regen und Wind abhielt. Er brachte sogar eine Thüre in derselben an, deren Angeln aus Stücken alten Leders verfertigt waren. Sie selbst bestand aus einer weißen Tafel der Stadtgemeinde, auf der in schwarzer Schrift die berüchtigten Worte standen: „Dem Publikum ist der Zutritt verboten“.

Die Pariser, die auf ihrem Wege nach Passy oder nach dem Boulogner Walde hier vorüberkamen, lasen die Inschrift mit einem Gefühle von Neugierde, gemischt mit einer gewissen administrativen Furcht.

Unterdeß suchte sich unser Philosoph, so gut er konnte, einzurichten, um in seiner Hütte wie Robinson Crusoe auf seiner Insel zu leben. Die Thätigkeit, mit der er sich den nöthigen Hausrath, seine Kleider und seine Lebensmittel zu verschaffen wußte, war wirklich bewunderungswerth.

Eines Tages kam Herr Thiers, damals Minister der schönen Künste, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie weit die Arbeiten am Triumphbogen vorgeschritten waren. Auf dem Rückweg bemerkte er auch die Hütte in der Schlucht. Der Bewohner derselben saß gerade auf seiner Thürschwelle und kochte sein spärliches Mahl. Die Scene schien den Geschichtschreiber der Kaiserzeit anzuziehen. Er blieb stehen, um sie zu betrachten. Dann nahm er einen Napoleon aus der Tasche und warf ihn dem Eremiten zu, der darüber ebenso erstaunt als entzückt war.

Drei Jahre waren verflossen, seit der Vagabund ein säßiger Bürger geworden. Das Goldstück, welches ihm wie vom Himmel zugefallen war, diente dazu, den langgehegten Plan, die Hütte mit einem Garten zu umgeben, in Ausführung zu bringen. Im Jahr 1833 wurde der Grund und Boden in den elysäischen Feldern noch nicht mit Gold aufgewogen. Wenn man ihn auch nicht für ganz werthlos hielt, so legte man ihm doch keinen großen Werth bei. Wer kümmerte sich darum, wenn sich ein Einsiedler in dieser Gegend, wo damals noch keine Spur von einer Wohnung war, 25 Fuß thonigen Boden aneignete, der nichts hervorbrachte als Disteln und Nesseln, und noch dazu in einer Schlucht? Ein Private würde freilich eine solche Annexion nicht so leicht geduldet haben, aber die elysäischen Felder

waren damals noch Eigenthum der Pariser Stadtgemeinde. Der Mann steckte den Platz, den er sich auserlesen, mit Pfählen ab und begann ihn urbar zu machen. Mit dem Napoleon, den ihm Herr Thiers zugeworfen, hatte er sich einen Spaten, einen Rechen, eine Gießkanne, Sämereien und selbst einige Fruchtsträucher gekauft. Im Uebrigen verstand er sich sehr gut auf die Gärtnerei. So richtete er denn seine kleine Besitzung auf's Beste her und im folgenden Jahre konnten die Vorübergehenden von der Höhe der Böschung aus bereits seine Produkte, seinen Kohl, seinen Salat, seine Carotten, seine Erdbeeren und selbst einige Zierblumen bewundern. Was er von seinen Gemüsen nicht selbst brauchte, verkaufte er und schaffte sich für den Erlös andere Bedürfnisse an. Im Winter verfertigte er Holzschuhe, wozu er sich das Eschenholz aus dem Boulogner Walde, wahrscheinlich ebenfalls auf dem Wege der Annexion, zu verschaffen wußte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „Frankf. Latern" bringt Folgendes: Hampelmann: Mir Frankforter sin offenbar bei dene zwää deutsche Großmächt verleumdt warn, dann merr sin fit Jahr um Dag draa, die Republik zu unnergrawe un wolle sogar e paar Milljon Gulde draa henke. Je dieser der Fall kann hergestellt wern, desto liewer is es uns. Wann sich die zwää deutsche Großmächt in die Sach eneimische wolle, so steht en des frei. Der Nabolson hätt e viel größer Recht, e Drohnot an Frankforter Senat zu richte, als Preiße un Oestreich, wann ääch net wege de Frankforter, desto mehr awwer wege de Frankforterinne, dann die sin dem franzesische Staat sehr gefährlich. Un was des aabelangt, da könnt ich Ihne e Geschicht verzehle von em Frankforter Modeliedche iwwer e Bariser Modehütche:

Was trage uff de Köppercher
Jetzt unser Modepöppercher
For Dippercher
Mit Schlippercher
Und wunzig kläne Schippercher!

Verneffte Nestgewackelcher,
Mit Zickelcher un Zackelcher,
Mit Rischelcher
Un Bischelcher
Un Bibi-Fledderwischelcher!

Un hinne in de Nackercher
Da henke falsche Rackercher
Von Zöppercher
Mit Knöppercher
So dick wie Guggelhöppercher!

Die henke derr in Netzercher,
Sonst baue 'nei die Spätzercher,
Grasmückercher,
Nußpickercher,
Was gäb' des for Barrickercher!

So Hütercher, so Oefercher
Sin nor for stumpe Näsercher!
For Mäderchen
Mit Pükercher
Sin's schreckliche Schartäckercher!

Die Londoner zoologische Gesellschaft hat vor Kurzem einen männlichen Schimpansen empfangen, dessen Introduktion bei einer schon im Garten vorhandenen Schimpansin unter den Zuschauern große Heiterkeit erregte. Als sich die beiden Affen erblickten, stürzten sie mit offenen Armen auf einander zu, wie Liebende, die sich nach langer Trennung wiederfinden; dabei küßten sie sich ein Mal über das andere. Darauf nahm der männliche Schimpanse seine rechte Hand und streichelte das Gesicht des weiblichen zärtlich, sprang dann zurück, tanzte um seine Freundin herum, schlang seinen Arm um ihre Taille und darauf begann das kuriose Paar, ohne sich um das schallende Gelächter der zusehenden Menge zu kümmern, unter lautem Geheul und Gekreisch und grotesken Fratzenschneiden, einen Walzer zu tanzen, wie er in London noch nie getanzt wurde.

Die in den Vereinigten Staaten emanzipirten Neger möchten gern weiß werden, und es fehlt nicht an schlauen Spekulanten, die dieses Gelüste auszubeuten verstehen und fast in allen Blättern der Vereinigten Staaten die nachfolgende Annonce erscheinen ließen: „Ein Aoifo für alle Neger. — Ihr könnt sammt und sonders weiß werden. — Doktor Levere hat eine Substanz entdeckt, die den schwarzen Farbstoff der Haut beseitigt und selbst Ebenholzschwärze in eine sehr angenehme Olivenfarbe umwandelt. Die Behandlung ist durchaus ungefährlich und dauert von drei bis sechs Wochen." Unverschämter dürfte Quacksalberei noch nirgends aufgetreten sein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 140. Dienstag, 21. November **1865.**

Ein Kavalier.

(Fortsetzung.)

Reichenau ſah auf ſeine neue, goldene Uhr und ſagte dem aufmerkſamen Wirthe einige Worte. Ein Wink und in blechernen Eisbehältern wurde ein ganzes Bataillon Champagnerflaſchen auf den Tiſch gepflanzt. Rührige Hände entfeſſelten die gefangenen Geiſter, ein erwartungsvolles Schweigen, allſeitig ein letzter Ruck und 25 Champagnerpfropfen flogen mit einem Schlage und lautem Krachen gegen die Decke, daß die Gäſte erſchreckt von ihren Sitzen fuhren und das ſchäumende brauſende Naß, nicht ſchnell genug in die hohen Stengel geleitet, Manchen überſtrömte. Ein ſtolzes zufriedenes Lächeln ſpielte um die Lippen Reichenau's, als er ringsum anſtieß.

„Auf gute Kundſchaft, lieber Baron!“ rief ein pausbackiger Jüngling mit glattem, friſchrothem Geſicht, der in einem Tabaksgeſchäft ſervirte. „Ich werde für Schloß Tiefenſee immer die beſten und feinſten Cigarren bereit halten, die wir auf Lager haben, hoffe aber auch, daß Du uns nicht untreu wirſt.“

„Jetzt wird nichts gehandelt,“ wehrte ein ſtämmiger Materialiſt mit vollem Krausbarte, deſſen rothe blauen, ungewöhnlich ſtarken Hände die Spuren des Winterfroſtes und der Ladenarbeit trugen. „Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir manche Kiſte mit Eſſenzen und Spirituoſen, Cigarren und Caprwein, Kolonialwaaren und feinen Gewürzen, Chocolade und Delikateſſen nach dem Schloſſe ſpediren werden. Laßt nur erſt die Burg in Stand geſetzt und die Hofhaltung eingerichtet ſein!“

„Das mein' ich auch,“ ſtimmte ein ſchmächtiger Buchhändler bei, der an Falk's Seite ſaß. „Ich kenne das Schloß und die Gegend, weil mir unverdienter Maßen die hohe Gnade zu Theil wurde, in der Nähe des freiherrlichen Beſitzes geboren zu ſein. Es iſt ein altes, unheimliches, verwahrloſtes Gebäude, das ſeit dreißig Jahren der Fuß keines Handwerkers mehr betrat.“

„Puh!“ blies der Materialiſt mit vollen Backen, „ſchlechte Geſchäfte, ein harter Anfang. Wenn man in ſolchen alten Reſidenzen zu hämmern und zu renoviren beginnt, rutſcht ein Stein dem andern nach, und was man in vier Tagen richten wollte, erfordert vier Wochen. Dazu alte Thüren, alte Fenſter, alte Tapeten, alte Fußböden, alte Möbel ..“

„Alt, aber werthvoll,“ unterbrach ihn der Buchhändler mit Nachdruck und der überlegenen Miene des Sachkenners. „Das Innere dieſes Schloſſes birgt Alterthümer, die in ihrer Art einzig daſtehen, koſtbare Schätze, die nicht zerſtört werden dürfen. Nur nicht, Herr Baron!“

„Ich ließe Alles beim Alten,“ rieth Falk und ſchlürfte behaglich den mouſſirenden Wein. „Es muß ja herrlich ſein, in einem ſolchen Stammſchloſſe zu wohnen, das mit ſeinen Einrichtungen und Sammlungen ganze Generationen in ihrem Treiben und Schaffen, im Krieg und Frieden repräſentirt. Zu ſeinem Gebrauche läßt man ſich einige Zimmer oder einen Flügel moderniſiren ...“

„Wozu ſich die Köpfe zerbrechen?“ fragte Reichenau faſt ſtreng. „Der Abkömmling einer edlen Familie wird wohl wiſſen, was für ihn hiſtoriſchen Werth hat und was Bavel iſt. Dem Einen den Ehrenplatz, dem Andern die Rumpelkammer! Was aber die Einrichtung meiner Appartements anbelangt, ſo wird ſich ein Jeder, der mir die Ehre ſeines Beſuches ſchenkt, überzeugen, ob ich Geſchmack habe oder nicht. Wollen ſehen?“

„Wir kommen,“ jubelten Alle zugleich, — „und Du wirſt uns gewiß als die alten, lieben Freunde und Standesgenoſſen willkommen heißen,“ ſetzte der Tabakhäuptling wie eine Anfrage bei.

„Wer will zweifeln?“ fragte Reichenau und ſah ſich forſchend im Kreiſe um. „Ich rathe es Keinem.“

„Bravo!“ belobte Falk. „Ein ächter Kavalier, ein biederes, deutſches Herz.“

„Und ſollte ich jemals abweſend,“ fuhr der Erbe mit erhobener Stimme fort, „ſo wird mein Sekretär, Verwalter, Intendant oder wie wir den Mann da taufen wollen“ — er reichte Falk die Hand über den Tiſch, — „die Honneurs des Hauſes machen.“

Donnerndes Hoch und endloſer Jubel folgten dieſen Worten. Alle drängten ſich herzu, um dem hochherzigen Baron zum Danke die Hand zu drücken. Falk war außer ſich vor Freude. Er wußte nicht, wie er danken, was er ſagen ſollte. „Mein lieber, guter . . .“

Reichenau verſchloß ihm mit einem Kuſſe den Mund. „Still, ſtill! — In einigen Wochen, wenn das Nothwendigſte am Gerichte geordnet iſt, folgſt Du mir nach. Ich kann meine Hauptverwaltung in keine beſſeren Hände legen.“

Er ſah auf ſeine Uhr, erhob ſich ſtolz wie ein Fürſt und forderte ſeine Rechnung. Sie kam. Er breitete den langen Zettel auf den Tiſch und bedeckte ihn mit blanken Goldſtücken. — Signor Ceſarini verbeugte ſich mit ſeinem ſüßeſten Lächeln — und warf der harrenden Dienerſchaft ein Trinkgeld zu. Ein letzter Anſtoß, ein letztes donnerndes Hoch und Alle begleiteten den Scheidenden zu ſeinem Wagen. Noch ein Händedruck, noch ein Lebewohl, die Pferde zogen an, die Freunde ſchwenkten mit lautem Valet die Hüte und ihre Blicke folgten dem glücklichen Genoſſen, bis ihn die Biegung der Straße entführte.

III.

Der Menſchen Leben iſt ein gar bedeutſam Buch:
Die Blätter ſind die Tage, Wochen, Monden, Jahre,
Die Schrift iſt ſeines Lebens Wirken bis zur Bahre.
Und wie er wirkt, ſchreibt er ſich Segen oder Fluch.

Fellner.

„Kann ich ein abgeſchloſſenes Coupé erſter Klaſſe haben?“ —

„Bis?“ —

„Bis Lingſtadt.“ —

„Drei Plätze à 7 fl. — macht 21 fl.“

Reichenau bezahlte drei Billets erſter Klaſſe, um allein zu ſein und ſaß fünf Minuten ſpäter allein in ſeinem Coupé. Er betrachtete ſich wohlgefällig in dem goldumrahmten Spiegel, welcher in die Vorderwand des Wagens eingelaſſen war, wiegte ſich behaglich auf den weichen, rothſammtnen Polſtern und muſterte zur Unterhaltung mit ſeinem Augenzwicker die Leute, welche ſich auf dem Perron hinund herdrängten, nach Plätzen ſuchten und mit neidiſchen Blicken in das leere Coupé ſahen. Endlich waren Alle untergebracht, der Zugführer rief ſein „Fertig!“ Die ſchrille Pfeife der Maſchine gellte durch die Luft, der Dampf ſtieß puſtend aus dem Kamine, ziſchte durch die Räder und dahin brauſte der Zug über Berg und Thal.

Der in reichlichem Maße genoſſene, ſtarke Wein verfehlte ſeine Wirkung nicht. Reichenau lehnte ſich zurück, ſchloß die Augen und wurde bald von einem tiefen, ſüßen Schlummer umfangen. Stunden verfloſſen, weite Strecken wurden durchmeſſen. Doch erſt der Mahnruf des Zugführers: „Lingſtadt — gefälligſt ausſteigen!“ konnte ihn erwecken. Er ſchlug die Augen auf, ſah ſich befremdet um und ſann einen Augenblick nach. Aber nur einen Augenblick! Im nächſten ſchon ſtand er aufrecht, ordnete flüchtig vor dem Spiegel Anzug und Toilette und ſtieg, von dem Kondukteur unterſtützt, aus dem Wagen. Seine Augen ſchweiften ſuchend den Bahnhof auf und ab. Sie fanden die gewünſchte Perſon nicht. Schöner Empfang, dachte er und drehte unwillig an ſeinem Bärtchen. Daß der Herr Verwalter oder Intendant, wenn ein ſolches Individuum da iſt, zu meiner Begrüßung erſcheinen ſoll, will ich gar nicht verlangen, aber auch keinen Diener, keinen Kutſcher oder Reitknecht zu ſenden! — Sehr aufmerkſam — ſehr!

„Haben der Herr vielleicht Gepäck zu tragen?“ fragte ein Bahndiener, welcher den noblen Paſſagier hatte ausſteigen ſehen, mit ehrerbietigem Gruße.

„Nein!“ —

„Oder erwarten Sie Jemand?“ —

„Ja und nein, wie man will. Iſt keine Equipage vom Schloſſe Tiefenſee da?“

„Vom Schloſſe Tiefenſee? — Richtig, das liegt da drüben. Eine herrſchaftliche Kutſche ſteht vor dem Bahnhof. Der Alte dort in der Einfahrt hat ſie hergebracht.“

Reichenau wollte gemeſſenen Schrittes auf den Kutſcher zuſteigen. Die Paſſagiere, welche auf ein Glockenzeichen aus den Wartſälen ſtrömten, hemmten ſeine Tritte. Dieſer gewaltigen Stromfluth entgegen galt kein Widerſtreben. Hier hieß es: ſtehen bleiben und geduldig zuwarten. Er ſtand aber noch, als der Hauptſchwarm längſt vorbeigerauſcht war. Ein Knabe, der ſich bereits einen Platz erobert hatte, ſprang mit dem lauten Jammerrufe: „Mein Geld — mein Geld!“ wieder aus dem Wagen. Er lief in den Wartſaal, heraus, wieder hinein und zurück, überall am Boden ſuchend. Sein bitterliches Weinen und Jammern rührte Alle. Man half ſuchen, man beſtürmte den Jungen mit Fragen. Im Wartſaal hatte er ſein Geldtäſchchen noch gehabt, jetzt war's verſchwunden und mit ihm ſeine ganze Baarſchaft — zwei Gulden. Ein unendlicher Reichthum für

einen Knaben von zehn Jahren. Der graubärtige Kutscher half emsig mitsuchen. Er hielt den weinenden Knaben an der Hand und suchte ihn zu beruhigen.

„Das Suchen ist vergeblich, die Herren werden nichts finden," meinte der Zugführer und drängte zum Einsteigen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Robinson vor den Mauern von Paris.

(Schluß.)

„Ich lebe jetzt bereits vier Jahre hier," sagte er eines Tages zu sich. „Meine Mittel und meine Thätigkeit haben sich erweitert, aber es fehlt mir noch immer etwas. Ich muß Kaninchen und selbst eine Geis haben. Wenn ich es einmal so weit bringe, so tausche ich nicht mit dem reichsten Pachter."

Er hielt Wort und verschaffte sich eine Geis und Kaninchen, Milch und Fleisch und zum Gesellschafter einen herrenlosen Dachshund, der ihm zugelaufen war. Seine Thiere vertraten bei ihm die Stelle einer Familie.

Er wollte auch Melonen kultiviren und Spalierbäume pflanzen. „Indeß," sagte er zu sich, „darf ich nicht zu schnell vorgehen und nichts haben, was die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich zieht. Wenn meine Bäume zu viel Blüthen oder Früchte hätten, wenn meine Melonen die Blicke zu sehr auf sich zögen, so würde das Steueramt, das, wie Argus, hundert Augen hat, mir sehr bald einen Besuch abstatten und mich im Handumdrehen außer Besitz setzen. Wir müssen deßhalb bescheiden sein und langsam zu Werke gehen."

Unter Befolgung dieser Klugheitsregel blieb er bis zum Jahre 1840 ungestört in seinem Besitzthum.

Der Triumphbogen war endlich fertig und wurde eingeweiht. Ganz Paris begab sich dahin, um denselben zu sehen. Wenn man etwas nach Links abbog, sah man auch den Einsiedler und seine Hütte.

„Wer ist dieser Wilde da in Mitte der Civilisation?" fragten die Neugierigen.

„Ein alter Wächter des Denkmals," sagte er zu den Leuten.

Diese einfältige Ausrede rettete ihn für den Augenblick. Nichtsdestoweniger kam ein eifriger Vermessungsinspektor in die Schlucht, wo er unseren Mann gerade damit beschäftigt fand, rosenrothe Radies zu säen.

„So, so," sagte er, „das heißt man ungenirt sein. Ihr habt Euch ja hier eingerichtet, als ob Ihr das Recht dazu hättet. Ihr dürft Euch aber darauf gefaßt machen, daß Ihr bald ausgetrieben werdet."

Der Schuldige zitterte, faßte sich aber sogleich wieder. „Ich werde," antwortete er, „augenblicklich abziehen, sobald man es befiehlt."

Als der Inspektor seinen guten Willen sah, bestand er nicht darauf, sondern fügte nur bei: „Es ist gut, es ist gut, wir werden das später sehen."

Ein glücklicher Zufall wollte, daß dieser Beamte in einen andern Distrikt versetzt wurde. Sein Nachfolger war ein Mann, der sich seinen Dienst so bequem als möglich machte. Die Hütte in der Schlucht und ihr Bewohner hatten deßhalb gute Ruhe vor ihm. So verging wieder eine geraume Zeit. Eines Nachts hörte er einen großen Lärm, Geschrei und Flintenschüsse. Es war die Nacht des 24. Februars. Ein Thron brach zusammen. Am folgenden Morgen machte der arme Mensch seine Glossen darüber, daß seine elende Hütte stärker sei als ein Palast. Indeß hatte er wieder eine Zeitlang Ruhe.

So kam das Jahr 1855 heran. Unser Mann war in seiner Jugend Schreiber bei einem Advokaten gewesen. Eines Tages, als er sich auf sein Grabscheit lehnte, drängte sich ihm ein eigenthümlicher Gedanke auf. „Es ist wirklich sonderbar," sagte er zu sich, „ich bin jetzt über 25 Jahre hier, aber das reicht nicht hin, um Eigenthümer zu werden."

Das Ergebniß dieses Einfalls war, daß er wie ein dürres Laub im Herbst zitterte. Und nicht mit Unrecht. Die riesige Stadt dehnte sich seit mehreren Jahren mit reißender Schnelligkeit auf den elysäischen Feldern aus, und die Marmorpaläste rückten dem Triumphbogen immer näher.

Eines Morgens steckten die Feldmesser hundert Schritte von der Hütte ihre Signale aus. Unsern Einsiedler überfiel eine ähnliche Furcht, wie sie Robinson empfand, als er zum ersten Male die Fußstapfen Freitag's im Sand entdeckte.

Einer der Feldmesser rief ihn an und bat ihn um Feuer für seine Pfeife. Sie knüpften eine Unterhaltung an. Der Mann in der Hütte hatte Ratafia aus Kirschen bereitet. Er bot davon den Feldmessern an, welche zu ihm sagten: „Ihr habt da schöne Beete Kohl und Sellerie. Wir haben Befehl, das Terrain abzumessen und die Hütte niederreißen zu lassen; da Ihr aber ein guter Geselle seid, so wollen wir unsere Arbeit auf einer anderen Seite beginnen. Bis wir wieder hierherkommen, kann es immer einige Monate dauern."

Aus den Monaten wurden drei Jahre. Im Jahre 1858 war aber die Hütte sehr ernstlich bedroht. Beamte des Steueramts vermaßen und

zeichneten ſie ab, und einige Zeit darauf wurde dem Bewohner bekannt gegeben, daß ſie niedergeriſſen und der Platz eingeebnet werden ſolle.

Unſer Philoſoph war, wie man ſieht, nicht auf Roſen gebettet. Aber in Paris hat nichts ein ſo zähes Leben, als was proviſoriſch iſt. Ein Jahr verging unter dieſen Sorgen.

„Mein braver Burſche,“ ſagte eines Tags ein Oberaufſeher, „es thut mir unendlich leid, daß ich eine Anzeige wegen Eurer Hütte machen muß. Das Reſultat kann kein anderes ſein, als daß ſie mit einem Federzug raſirt wird.“

„Thun Sie es,“ erwiederte der Philoſoph mit ſtoiſchem Gleichmuth.

Es war im Oktober. Es fiel ein feiner eiſiger Regen. Der Aufſeher zog ſich an demſelben Abend eine Erkältung und in Folge davon eine Bruſtentzündung zu, die ihn mehrere Monate auf's Lager warf. Der Winter kam dazwiſchen und ſo wurde die Sache bis zum Frühjahre verſchoben.

Im April kamen wirklich die Feldmeſſer wieder und begannen die Schlucht zu vermeſſen. Der Philoſoph grüßte ſie und ſagte lächelnd: „Meine Herren, es iſt heute der 5. April 1861 $1^1/_2$ Uhr Nachmittags, und es ſind gerade 30 Jahre, 1 Tag, 3 Stunden und 20 Minuten, ſeit ich, wie ganz Paris geſehen hat und weiß, dieſes Terrain in Beſitz habe. Kraft des geſetzlichen Verjährungsrechtes nehme ich dieſe Beſitzung als mein Eigenthum in Anſpruch. Ich ſtütze mich auf das Geſetz. Wenn man mich beſchädigt, ſo werde ich klagen. Thun Sie jetzt, was Sie wollen.“

Als hierauf die Sache von der Stadtbehörde unterſucht wurde, fand man die Angaben des Philoſophen als vollkommen begründet. Da indeß ſeine Beſitzung zur Anlegung einer neuen Straße nothwendig war, ſo wurde das Expropriationsgeſetz darauf angewendet. Sachverſtändige ſchätzten den Platz ab und ſprachen dem Eigenthümer eine Entſchädigung von 100,000 Franken zu.

Der Philoſoph war jetzt 70 Jahre alt. Da er keine Angehörigen hatte, ſo legte er ſein Geld auf eine Leibrente an, die ihm bei ſeinem vorgerückten Alter 20 Prozent abwirft.

„Ich habe jetzt 20,000 Franken Rente,“ pflegte er zu ſagen, „bin aber bei weitem nicht ſo glücklich als zur Zeit, wo ich roſenrothe Radies in meinem Garten pflanzte.“

Mannigfaltiges.

(Boonekamp of Maagbitter.) Dieſer bittere Schnaps gehört in die Klaſſe des Geheimmittel-Schwindels, indem er, von geringem Materialwerth, theuer verkauft und gegen eine ganze Menge Krankheiten empfohlen wird. Da es immer Aerzte gab, die es für keine Unehre halten, am Geheimmittelſtrang ziehen zu helfen, ſo werden wir uns nicht wundern, wenn der in der Ueberſchrift benannte Magenſchnaps an dem Dr. Harleß und dem Kreisphyſikus Dr. Becker in Bonn Schildknappen gefunden hat. In einem ſechseckigen Fläſchchen im Preiſe von $7^1/_2$ Sgr. oder $^1/_4$ Thlr. befinden ſich 7 Loth eines ziemlich klaren, gelbbraunen bittern, gewürzhaften Schnapſes, welchen wir durch Analyſe in das Oel des Sternaniſes, Pomeranzenbitter, Enzianbitter, Kaskarillrindenbitter, Zimmt, Gewürznelken, Rhabarberſtoffe, Zucker, Spiritus und Waſſer zerlegen konnten. Wenn nun auch in dieſen Subſtanzen nichts vorhanden iſt, was ſchädlich wirken könnte, ſo liegt doch in dem hohen Preiſe Ueberortheilung. Wer ſich Boonekamp of Maagbitter herſtellen will, um ſeinen widerſpenſtigen Magen in Raiſon zu bringen, verfahre in folgender Weiſe (nach Zollgewicht): Nimm getrocknete unreife Pomeranze 6 Loth, Enzianwurzel 4 Loth, Kaskarillenrinde 2 Loth, Kurkumawurzel 1 Loth, Zimmt $1^1/_2$ Loth, Gewürznelken 1 Loth, Rhabarber $^1/_2$ Loth, zerſtoße, zerſchneide dieſelben und übergieße in einer weithalſigen Flaſche mit: ſtarkem reinem Spiritus $1^1/_2$ Pfd., Waſſer $3^1/_4$ Pfd., Sternaniſöl 40 Tropfen und füge noch hinzu Farinzucker $^1/_2$ Pfd., laſſe das Gemiſch unter öfterem Umſchütteln acht Tage ſtehen, preſſe dann aus und filtrire durch Fließpapier. Auf dieſe Weiſe erhält man 150 Loth eines bitteren Schnapſes vom Geſchmack und Geſtalt des Boonekamps, welcher im Selbſtkoſtenpreiſe $22^1/_2$—24 Sgr. koſtet und für welche Portion ſich der für die Geſundheit der Menſchen ſo beſorgte Boonekamp-Fabrikant 5 Thlr. bezahlen läßt.

Auf dem Poſtamte zu Prenzlau lief dieſer Tage ein Brief mit folgender Aufſchrift ein: „An dem Tiſchlergeſellen Auguſt Schmidt, meinem verlobten Bräutigam, Hochedel zu Prenzlau.“ Die linke Ecke füllte die Bemerkung aus: „Dem Herrn Briefträger bitte ich freundlichſt, den Brief nicht an den Rothhaarigen abzugeben, das iſt ſein Bruder; denn ich bin ſeine Braut.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 141. Freitag, 24. November 1865.

Ein Kavalier.

(Fortsetzung.)

Der Kutscher setzte als letztes Mittel die beiden Hände in Halbbogen, wie ein Sprachrohr, an die Lippen und rief die lange Wagenreihe hinab: „Hat Niemand Geld gefunden?“ — Er wiederholte den Ruf zwei- und dreimal mit aller Kraft, so daß sich sein breites, faltiges Gesicht bis zur Stirne röthete.

„Sie plagen sich auch umsonst,“ versicherte der Zugführer mit aller Bestimmtheit. „Das Geldtäschchen ist nicht verloren, sondern gestohlen. Auf allen größeren Stationen treiben Taschendiebe ihre Industrie. Die Leute schieben beim Einsteigen in festen Keilen zu den Thüren der Wartsäle heraus, diese Industrieritter mitten drin, ein gewandter Griff im Gedränge und mancher unvorsichtige Passagier wird um sein Geld, seine Uhr oder sein Taschentuch leichter.“

Der Knabe sah dem Sprecher starr ins Gesicht, als könnte er eine solche Gaunerei nicht begreifen und begann noch heftiger zu weinen, da er nun, um nicht zurückzubleiben, einsteigen mußte.

„Der arme Junge dauert mich,“ sprach der Kondukteur voll Mitleid. „Er wird zu Hause einen schönen Empfang bekommen.“

„Das schadet's nichts,“ warf Reichenau hin, wiegte sich auf den Fußspitzen und schlug spielend die Knöpfe seiner Sporen zusammen, „er wird sich eine gute Lehre daraus ziehen für alle Zeit.“

Der Kutscher zog die buschigen Brauen, die aufgeborstet, fast wagrecht standen, finster zusammen, schob das Gesicht, welches aus lauter Runzeln zu bestehen schien, in die Höhe, brummte etwas in seinen Bart, der wie ein Rahmen von Ohr zu Ohr lief, und trat noch einmal an das offene Wagenfenster, als sich der Zug in Bewegung setzte. Er reichte dem Kleinen wie zum Abschiede die Hand hinein. Der Knabe erschrack sichtlich und lächelte dann still vor sich hin. Die kindlichen Thränen waren getrocknet.

„Sollten Sie Niemand abholen?“ fragte Reichenau den Alten, welcher langsam nach der Einfahrt zurückgehen wollte. Die große eckige Gestalt mit den breiten Schultern und dem grauen faltigen Reckglich eher einem Korn- oder Viehhändler, als einem Herrschaftskutscher.

„Ja, unseren neuen Herrn.“

„Hier sieht er.“ Der Erbe freute sich zum Voraus auf die Wirkung dieser wenigen Worte. Ueber das faltige Gesicht und die gefurchte Stirne des Kutschers zuckte es wie Wetterleuchten. Er betrachtete den Sprecher ruhig und fest aus den grauen, scharfen Augen, zog die Kosakenmütze vom Haupte, machte eine steife Verbeugung und sprach: „Dero gehorsamster Diener soll den gnädigen Herrn willkommen heißen im Namen des Herrn Verwalters. Die Gelenkgichter haben ihn wieder dazwischen; er kann nicht gehen und nicht fahren und sein Sohn ist schon seit acht Tagen mit den Geometern auf's Vermessen.“

„Ist kein Intendant im Schlosse?“

„Nein, gnädiger Herr! Ich, der Verwalter, der Förster und der Gärtner stehen allein in unmittelbarem Dienste. Alle Anderen sind Dienstleute, Taglöhner oder Pächter.“

„Und welche Stelle bekleiden Sie?“

„Ich bin der Leib- und Kammerdiener des gnädigen Herrn gewesen seit mehr als zwanzig Jahren. Gefahren wurde selten und kam's einmal vor, so machte ich auch den Kutscher.“

„Sie heißen?“

„Ulrich, gnädiger Herr, Ulrich.“

„Also Ulrich, Ulrich? — Auf Wort, das klingt sonderbar! Nun, fahren wir?“

„Zu Befehl.“

Der Kutſcher ſchob das Heu, welches die Pferde nicht aufgefreſſen hatten, in einen Sack, band ihn hinten auf das Sprungbrett, wo der Leibjäger oder Bediente hätte ſtehen ſollen, und fuhr den Wagen vor die Einfahrt.

„Da ſoll ich hinein?“ rief Reichenau und brach beim Anblick der altmodiſchen, weitbauchigen Kutſche in ein tolles Lachen aus. „Ich da hinein! Bin ich denn der heiligen Vehme oder Inquiſition als Gefangener in die Hände gerathen? Nein, nein, Meiſter Ulrich, daraus wird nichts. Ich will Land und Leute ſehen und die Leute — ſollen mich ſehen. Wenn Sie das Vordertheil nicht zurückſchlagen können, ſo fahren Sie nur allein! Ich miethe mir einen anderen Wagen.“

Ulrich ſah mit trübſeligem Blicke auf das adelige Wappen am Kutſchenſchlage, welches die Zeit geſchwärzt und zerbröckelt hatte, ſteckte ſeine Peitſche in den Halter am Kutſchenbocke und kletterte hinauf. Mit vieler Anſtrengung löſte er Schnalle um Schnalle und Schleife um Schleife, bis auf die letzten zwei Verbindungen, welche zäh widerſtanden. Er zog und dehnte, zerrte und riß — ſie wichen nicht.

„Schneiden Sie den Bettel entzwei!“ gebot Reichenau ungeduldig. „Das ganze Gerüſtch iſt ſo nicht mehr werth als . . .“

„Es geht ſchon, es geht,“ unterbrach ihn der Kutſcher, ſchlug das Vordertheil ſammt den Fenſtern, die ſich einlegen ließen, zurück und band es feſt. Reichenau ſtieg in den Kaſten, der Raum genug für ſechs und acht Perſonen bot, und ſie fuhren langſam durch die Stadt.

„Ah, ſchöne Mädchen da!“ meinte der junge Erbe und ſah links und rechts in die Fenſter. „Superb — wirklich! Was iſt das? — Zufahren, zufahren!“ kommandirte er haſtig. „Die Leute winken einander an die Fenſter, Alles lacht, die Gaſſenjungen rennen mit lautem Halloh dem Rumpelkaſten nach. Zufahren! Dieſe Arche Noah muß ja noch aus der Zeit der Pompadour ſtammen?“

„Ja wohl, gnädiger Herr, es mag ſchon ſein,“ gab Ulrich zurück und trieb die Pferde etwas an. „Der Herr Baron haben mir oft erzählt, daß Fräulein Luitgarde, eine geborene Tiefenſee, die ſchönſte Jungfrau ihrer Zeit, am Hofe der Kaiſerin Maria Thereſia mit dieſem Wagen großes Aufſehen erregte und ſpäter an einen Pfalzgrafen aus dem kaiſerlichen Geſolge vermählt wurde. Die nachherige Frau Pfalzgräfin zählte zu den edelſten Gliedern der Tiefenſee und ihr geſeiecter Name machte die Kutſche zu einem Familienſtück, das hoch in Ehren gehalten wurde. Ja, ja, dieſe Kutſche iſt ſchon lange da. Ich ſelber kenne ſie ſeit dreißig Jahren.“

„Sie ſoll keine zehn Tage mehr da ſein, dafür ſteh' ich,“ verſicherte Reichenau mißmuthig. „Wenn die Jungfer Luitgarde wieder einmal auf die Welt kommt und in Wien paradiren will, ſo mag ſie den Wallfiſchbauch bei einem Antiquitätenhändler ſuchen. Parole d'honneur! Das ganze Zeug paßt famos zum Hofſtaate eines alten, geizigen Hageſtolzen. Aus welchem Marſtalle ſtammen denn dieſe zwei ſtarknochigen, pechſchwingen Roſſe? Sie zöteln ja an der Deichſel herum wie Elephanten.“

„Aechte Holſteiner, gnädiger Herr, reine Race. Ein Paar Prachtthiere! O, die ziehen was Tüchtiges vom Fleck und am Pfluge gehen im ganzen Herrſchaftsgute keine Pferde ſicherer und beſſer.“

„Das mag ſein, aber für meine Equipage bitte ich mir andere Exemplare aus. Mordieu! Eine herrſchaftliche Kutſche und ſolche Rhinozeroſſe — das ſtünde mir an!“ — Der Erbe legte ſich ſtolz zurück und ſprach nichts weiter. Er ſah auch weder rechts noch links, weil er in den Augen und Mienen der Begegnenden nur hellen Spott zu ſehen glaubte. Sie fuhren ſo eine weite Strecke durch Felder und Auen, an Dörfern und Höfen vorbei, und der ſtille Paſſagier wollte gerade ſeine dritte Cigarre anzünden, als der Kutſcher ſich auf dem Bocke ſtreckte, die Peitſche links und rechts ſchwenkte und im Tempo dazu rief: „Herrſchaft, Herrſchaft! — Alles Herrſchaft, gnädiger Herr! — Herrſchaft hüben und drüben und weit, weit hinein bis ins Gebirg!“

Reichenau fuhr von ſeinem Sitze. Sein Auge ruhte wonnetrunken auf den ſaftigen Wieſen, den lachenden Fluren, dem Walde im Hintergrunde und ſuchte zwiſchen den Zweigen hindurch das Schloß.

Ulrich ſchien den Gedanken des jungen Herrn zu errathen und bedeutete, nach der Richtung zeigend: „Bei der nächſten Wendung ſehen wir das Schloß. Es tritt mit einem Schlage vor unſere Augen, wie in den Zaubermährchen.“

„Dieſe Wieſen prangen ja in einem Grün, ſo ſaftig und üppig, als hätteſte ein Berliner Fabrikant gewirkt! Gehören ſie alle zur Herrſchaft?“

„Alle zuſammen. Das Wieſenthal war der Augapfel des gnädigen Herrn. Die Weberei ſtammt von ihm und hat ein ſchönes Stück Geld gekoſtet.“

Reichenau lachte aus vollem Halſe. „Konnten denn Seine Gnaden Gras fabriziren?“

„Ja und nein! — Eines Tages kamen aber die Herren Techniker mit ihren Gehilfen daher und richteten ſo eine „Wieſendrängelei“ ein, oder wie ſie es nennen.“

„Drainage,“ belehrte Reichenau.

„Auch gut. Seitdem ſtehen die Wieſen ganz anders, tragen das Doppelte und unſere Pächter

fahren gut dabei. Mancher gewinnt seinen halben Pacht am Heu."

„Nun, man wird doch ihren Pachtzins, den Kosten entsprechend, erhöht haben?"

„Gott behüt'! Der Herr Baron hatte seine größte Freude, wenn Alles, Feld, Wiese und Wald recht schön stand und seine Pächter und Arbeiter so allgemach „grün" wurden, wie man zu sagen pflegt. Er mag sich manche Staffel in den Himmel gebaut haben. Jetzt da, gnädiger Herr, sehen Sie die Schwarzenau, ein großes, dunkles Wasser. Es zieht weit, weit hinüber bis an die Greßdorfer Markung."

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimniß des Staatsanwalts.

Eine Kriminalgeschichte nach dem Englischen von A. R

Zwei Herren, intime Freunde, saßen nach Tisch beisammen und schlürften ihren Wein. Der Eine war ein berühmter Arzt, der Andere ein ausgezeichneter Jurist. Beide hatten den soeben beendigten Verhandlungen eines wichtigen Kriminalfalls vor der Jury beigewohnt, der Eine als Sachverständiger, der Andere als Staatsanwalt. Die Geschworenen hatten nach nur zweistündiger Berathung das Nichtschuldig ausgesprochen, und von dem versammelten Publikum war dieser Wahrspruch mit lautem Beifall begrüßt worden.

„Ich hatte nicht erwartet," sagte der Doktor zu seinem Freund, „daß Du Dir so wenig aus diesem Ausgang der Verhandlungen machen würdest, ja es wollte mich fast bedünken, als ob Deine Züge eine gewisse Befriedigung verriethen, als das Nichtschuldig verkündet wurde."

„Du hast ganz richtig geurtheilt," war die Antwort, „und als Freund darf ich Dir sagen, daß mir dieser Wahrspruch eine wahre Erleichterung war. Thatsachen waren im Laufe der Untersuchung zu meiner Kenntniß gekommen, die mich glauben ließen, daß der Angeklagte unschuldig sei. Ja, ich war moralisch davon überzeugt, obschon die Beweise sehr stark gegen ihn waren, und ich schwebte in nicht geringer Besorgniß, daß die Geschworenen das Schuldig gegen ihn aussprechen möchten."

„Das also macht es mir jetzt erklärlich, warum Du bei der Durchführung und Aufrechthaltung der Anklage nicht jene Schärfe und jenen Geist entwickelt hast, den man sonst an Dir gewohnt ist. Ich selbst hatte bis zum letzten Augenblick keinen Zweifel an der Schuld des Mannes, aber ich konnte natürlich nichts von den Umständen wissen, die Deine Meinung geändert hatten."

„Auch Andere," erwiederte der Jurist, „die mich mit so großer Bitterkeit anklagen, daß ich in der Vertretung des Rechts nicht den gehörigen Eifer gezeigt, wissen nichts davon. In meiner Stellung ist es zuweilen sehr schwierig, das Gewissen mit dem Wunsche nach öffentlichem Beifall in Einklang zu bringen."

„Dasselbe kann man wohl auch von jedem anderen Berufe sagen," entgegnete der Arzt. „Um recht zu handeln, muß jeder Mann zuweilen seinen Ehrgeiz aufopfern. Doch erlaube mir die Frage, ob Du als Staatsanwalt nicht öfters in eine ähnliche Lage kommst? Oder ist der heutige Fall nur ein vereinzelter?"

„Nein, er ist es nicht, Doktor, und darin liegt eine der größten Schwierigkeiten unserer Stellung. Die Pflichten und Verbindlichkeiten derselben verlangen das Eine, Sinn für Recht und Gerechtigkeit gegen den Angeklagten das Andere. Es ist oft ein schwer zu lösender Knoten, wenn man sich nicht stets nur das strenge Recht selbst dann zur Richtschnur nimmt, wenn es mit den Interessen im Widerspruch stehen sollte. Doch ich will Dich nicht mit moralischen Bemerkungen über den Beruf eines Staatsanwalts langweilen, sondern Dir lieber einen Fall aus meiner Erfahrung erzählen, welcher ganz hierher paßt."

„Bravo!" rief der Doktor. „Schiebe mir die Flasche her und gib mir eine Cigarre. So, jetzt bin ich bereit."

„Ich weiß nicht," begann der Rechtsgelehrte, „ob Du Dich noch des Falls von Newton, welcher im Jahr 185* wegen Mords vor den Assisen stand, erinnerst. Ihr Aerzte kümmert Euch selten viel um dergleichen Dinge, ich will deßhalb den Thatbestand kurz wiederholen. — Ein Mann, Namens Murphy, der in einem Speisehaus in der S... straße wohnte, wurde eines Morgens in seinem Zimmer todt gefunden. An seinem Körper befanden sich mehrere Wunden, darunter zwei, die er sich nach der Lage derselben unmöglich mit eigener Hand zugefügt haben konnte. Deßohngeachtet hatte man im Anfang an einen Selbstmord geglaubt, da der Mann dem Trunke und Spiele ergeben und in Folge des Verlustes seiner Stellung und durch sonstiges Unglück sehr niedergedrückt war.

„Er war ein finsterer, mürrischer Mensch, der unter den übrigen Miethsbewohnern des Hauses, welche sämmtlich in moralischer Beziehung wie in der Lebensstellung über ihm standen, keinen Freund besaß. Doch hatte er bis zur Nacht, wo sein Tod

stattfand, mit Keinem im Hause Streit gehabt und wie es anfangs schien, auch keinem der Inwohner zur Begehung des Verbrechens einen Anlaß gegeben.

„Nichtsdestoweniger stellte es sich im Laufe der Untersuchung durch den Coroner heraus, daß Murphy bei einer oder zwei Gelegenheiten, wo er bedeutend betrunken war, gegen einen anderen Miethsbewohner, Namens Newton, dessen Zimmer neben dem seinigen lag, beleidigende Aeußerungen ausgestoßen hatte. Newton selbst hatte sich öfters über den Lärm, den Murphy bei seinem späten Nachhausekommen in der Nacht machte, beklagt und gedroht, auszuziehen, wenn der Unfug nicht abgestellt würde. Als der Hausherr, welcher ein Verwandter des Verstorbenen war, nicht auf diese Klagen achtete, vernahm man von Newton die Aeußerung, daß er schon selbst Mittel finden werde, seinen unangenehmen Nachbarn auf eine nachdrückliche Weise zur Ruhe zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „Brennesseln" antworten auf die Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" —

Da, wo des Schützen Büchse knallt,
Da, wo des Sängers Lied erschallt,
Wo Turner springen, Redner schrei'n:
Das, wack'rer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo man mit Festen ist zur Hand!
Man ißt und trinkt dabei nicht schlecht,
Und wahret so das deutsche Recht.
So soll es sein, ja, so soll's sein,
Ihr wackern Deutschen insgemein!

Bis ihr im Dusel nicht mehr wißt,
Wer Koch und wer der Kellner ist,
Bis euch der Bismark frisch gepackt
Und alle lustig eingesackt,
Selbst dann noch schreit ihr im Verein:
„So, wack'rer Deutscher, soll es sein!"

Zum Schreien rasch, zu Thaten faul —
O Gott, die Schwätzer schlag' auf's Maul!
Und gib uns Deutschen Mannesmuth!
Gib Thatenkraft und warmes Blut!
Und d'rauf die Hand!
Wir schaffen uns ein Vaterland.

Seit Beendigung des Krieges hat sich der amerikanische Erfindungsgeist auf die Darstellung künstlicher Glieder gerichtet. Die künstlichen Beine, welche New-Yorker Fabrikanten liefern, ersetzen nicht blos an Aussehen, sondern auch an Beweglichkeit und Gelenkigkeit die „natürlichen fast vollkommen und haben dabei den Vortheil, gegen Gicht und Leichdörner gesichert zu sein. In voriger Woche ward auf der New-Yorker landwirthschaftlichen und gewerblichen Ausstellung ein Wettlauf von Invaliden veranstaltet. Dabei legte ein Mann, dem beide Beine am Knie abgeschossen und durch künstliche ersetzt waren, ohne Stock eine halbe englische Meile in 9 Minuten (gleich 1 Stunde 24 Minuten für eine geographische Meile) zurück. Sein Aussehen, seine Haltung und seine Bewegungen waren so vollkommen die eines Mannes mit gesunden Gliedmaßen, daß er nach vollbrachtem Marsch sich die Beine abschnallen mußte, um das Publikum davon zu überzeugen, daß sie künstliche seien (?). Die Erfindung — denn so muß man die überaus sinnreiche Konstruktion künstlicher Gelenke wohl nennen — hat auch ihren volkswirthschaftlichen Werth, da sie die Arbeitskraft von Tausenden während des Krieges verkrüppelten Menschen verwendbar macht.

(Preis-Rebusse.) Unter den geistigen Exerzitien ist die Anlegung von Rebussen und deren Entzifferung wohl eine der angenehmsten und geistschärfendsten. Um dieses edle Vergnügen nun noch anregender zu machen, hat die Redaktion der Allgemeinen Illustrirten Zeitung in Leipzig Preis-Rebusse veranstaltet, und somit den Freunden dieses Sports gleichzeitig Gelegenheit geboten, für ihre Bemühungen auch einen materiellen Ersatz zu haben. Der Preis für eine richtige Lösung oder eine gute Antwort ist gewöhnlich 2 Louisdor.

Ein gerades ehrliches Heirathsgesuch bringt die „Wiener Presse" in ihrem Inseraten-Theil. Dasselbe lautet: Ein Soldat, 40 Jahre alt, gesund und kräftig, hat das Alleinsein satt und möchte heirathen. Er wünscht eine Frau unter 25 Jahren, gemüthlich, geistreich und fein gebildet. Da er nichts als seine Charge besitzt, ist Vermögen leider unumgänglich nöthig. Nachdem ihm aber das Courmachen ums Geld herzlich zuwider ist, greift er zu diesem Weg. Briefe übernimmt bis 20. Nov. d. Js. das Ankündigungs-Bureau der „Presse" unter der Adresse: „Soldat Nr. 7901".

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 142. Sonntag, 26. November 1865.

Ein Wort.

Es gibt ein Wort, das tönet
So traurig ernst, so bang,
Und wer ist, dem's im Leben
Nicht schon einmal erklang?

Nicht immer spricht's die Lippe;
Oft hat's nicht Ton, noch Schall,
Doch ahnest, siehst und fühlest
Dies Wort du überall.

Im Herbst, wenn Blätter fallen,
Verhaucht der Blumenduft,
Dann weht es durch die Fluren,
Es zittert durch die Luft.

Allabend, wenn die Sonne
Die Erde lassen muß,
Siehst du's in Flammenzügen
In ihrem Abschiedskuß.

Du hörst's vom Wandervogel,
Wenn er von hinnen zieht;
In leisen Klagetönen
Spricht's aus des Schwanes Lied.

Wenn in der Jugend Tagen
Ein schöner Traum dir schwand,
Ein Hoffen dich betrogen,
Zerrissen ward ein Band;

Dann sprach wohl deine Seele,
Wenn stumm der Mund auch blieb,
In schmerzlichem Entsagen
Das Wort, so ernst und trüb.

Oft sagt's die heiße Thräne,
Die still dem Aug' entfällt;
Oft liegt's im festern Drucke
Der Hand, die deine hält.

Wenn immer dich im Leben
Verläßt ein treues Herz,
Haucht in dem einen Worte
Du deinen ganzen Schmerz.

Und trägt Eins aus dem Leben
Der Todesengel fort,
Spricht sterbend noch die Lippe:
Lebwohl! — das bitt're Wort.

Ein Kavalier.

(Fortsetzung.)

Reichenau betrachtete entzückt den Spiegel des Sees, aus dem glänzende Fische schnalzten und mehr als zwanzig Schilfinseln ragten. Seevögel strichen mit lautem Warnungsrufe aus dem Röhricht, als sie vorüberfuhren. In seinem Geiste sah der glückliche Besitzer buntbeflaggte Gondeln, in den bei den Klängen einer sanften Musik elegante Herren und Damen heiter dahinschwammen.

„War auch einmal anders", plauderte der redselige Kutscher und schob seine Mütze in die Höhe, „ganz anders, noch vor zwei Jahren. Die Schwarzenau hat schöne Fische, es ist wahr, Prachtkarpfen, und manches Jahr werden bei dem Ablasse von den Stadtfischern vier bis fünfhundert Gulden gelöst. Als Ackerland dagegen trüge sie das Zehnfache. Ja, ganz gewiß!"

„Wie, man könnte diese ganze Fläche trocken legen?" forschte Reichenau, und betrachtete zweifelnd die Wassermenge.

„Sehen Sie, gnädiger Herr, dort drüben, weit drüben — eins, zwei, drei vier Ablässe! Jeder hat eine Mechanik und ein weites Rinnsal. Daraus nun werden im Sommer die Wiesen und Aecker ringsum gespeist. Vor etlichen Jahren wurde mit Hilfe dieser Ablässe die ganze Fläche trocken gelegt,

das Schilf gemäht, die Zuflüsse abgeleitet, und der schlammige Boden gab ein prächtiges Feld. Ach, da hätten Sie die armen Greßdörfer sehen sollen! Sie drangen in ganzen Schaaren in das Schloß, fielen dem alten Herrn zu Füßen und beschworen ihn bei allen Heiligen, die Schwarzenau, d. h. den See, wieder herzustellen. Ihre Felder lagen brodtrocken und brachten keine Viertelsernte. Der Herr Baron beruhigte die Leute und ließ den See wieder füllen. Das war ein Dank und ein Jubel! — Er konnte den geringen Nutzen leichter entbehren, als die Bauern ihr Brod."

„Sehr splendid gehandelt, das muß ich gestehen, aber auch sehr unverständig. Mich kümmern diese Greßdörfer mit ihren Feldern und Wiesen nichts. Ich kenne die Nation gar nicht. Ein See aber ist etwas Romantisches. Er gehört zu einem adeligen Sitze. Sobald ich in die Stadt komme, werden einige hübsche Gondeln bestellt."

„Es sind drei Nachen da", bemerkte der Kutscher, während sie an einigen Frauen vorüberfuhren, die schwere Holzbürden auf ihren Köpfen schleppten.

„Ist das Holz aus dem Herrschaftswalde?" fuhr Reichenau die Holzträgerinnen mit strengen Worten an, ohne auf den Einwurf des Alten zu achten.

Die Frauen nickten und lächelten, was wie ein stilles „Vergelt's Gott" für die Herrschaft herauskam.

„Und was treibt denn der Förster?" wandte sich Reichenau an Ulrich. „Diese Weiber schleppen ja in einem Jahre für tausend Gulden Holz aus dem Forste."

„Pah — lauter dürres Reisig! Auf solches Geniste achtet bei uns Niemand. Es würde im Walde verfaulen. Das sind ohnehin arme Taglöhnersleute. Hier wohnen sie in diesen Häuschen, da, da — da und da!" Er zeigte mit der Peitsche links und rechts am Wege hin.

„Diese Häuschen sehen aber nichts weniger als ärmlich aus", widerstritt Reichenau.

„Freilich nicht, weil sie der Herr Baron aus seiner Tasche hat herrichten lassen. Die Leute sollten gesund und behaglich wohnen. Ein Taglöhner hat so wie so nicht viele gute Stunden, und ein reicher Mann wird auch keiner. Es geht immer von der Hand zum Munde. Unsere Arbeiter sind noch am besten d'ran weitaus . . ."

„Ah!" unterbrach Reichenau den Kutscher überrascht, und lehnte sich weit aus dem Wagen. Sie waren um die letzte Biegung gefahren. Das Schloß stand gerade vor ihnen. Es lag auf einer kleinen Anhöhe und sah imposant aus mit seinen vier großen steinernen Thürmen und den weitbauchigen, schieferbelegten Kuppeln, welche wie die ehrwürdigen Häupter einer Moschee herabsahen. Im strengsten Kontraste mit diesen Thurmriesen stand der niedrige, nur zwei Stock hohe Mittelbau aus Sandstein, dem die kleinen Fenster und die zahllosen hellgrünen Läden einen ländlichen Anstrich gaben. Der Erbe beachtete diesen Mißton nicht. Ihm ging das Herz weit auf, weit, viel weiter, als die großen Thürme waren. Sie fuhren durch ein eisernes Gitterthor, von dessen hohem Bogen das Wappen der Tiefensee herniedersah. Reichenau warf heimlich eine Kußhand hinauf, und seine Brust hob sich in dem stolzen Vorgefühl, dieses Wappen bald sein eigen nennen zu dürfen.

„Der Park, gnädiger Herr!" erklärte der Kutscher, ringsum zeigend. „Lebende Zäune, Blumenanlagen, Gemüsgarten, Treibhäuser, Ziergewächse, Matten und herrliche Waldpartheien. Er faßt über zwei Stunden im Umkreise."

„Tolles Zeug! — In ein Park paßt doch kein Gemüsgarten."

„Es sollte das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden werden."

„Diese Statuen, diese Gruppen gefallen mir. Sie stehen am rechten Platze. Herrliche Gestalten!"

„Lauter penslonirte Götter und Ungeheuer aus alter Zeit", lachte der Kutscher. „Sie fechten mit der Luft, offeriren steinerne Früchte und Blumen, speien Wasser und was solche brodlose Künste mehr sind. Sehen Sie, gnädiger Herr, dort arbeitet unser Gärtner Klaus und seine Frau Eva. Ein fleißiger Kamerad, aber sein Gehör parirt nicht mehr." Er knallte wiederholt und rief laut: „Der gnädige Herr kommt!"

Eva stupfte ihren Ehegemahl zwischen die Rippen, daß er beinahe den Boden küßte, riß hastig einige Blumen ab, und beide sprangen herzu. Klaus schwenkte seinen Strohhut und lachte mit dem ganzen Gesichte, Eva streute ihre Blumen den Holsteinern unter die Hufe. Sie liefen die ganze Alle hinauf neben dem Wagen her. In der Nähe des Schloßthores, unter dem sich eine kleine runde Frau sonnte, eilten sie dem Gefährte vor und verkündeten mit doppelt freudigen Geberden: „Der gnädige Herr, Frau Verwalterin, der gnädige Herr kommt!"

Die würdige Matrone ließ schnell die Schnupftabaksdose, womit sie gespielt, in die Tasche gleiten, ordnete die weiße Spitzenhaube, zupfte das Halstuch zurecht und strich Schürze und Kleid glatt. Sobald der Wagen hielt, machte sie zierlich Knix um Knix und ließ jedem eine Verbeugung des Hauptes folgen.

„Also die Frau Verwalterin?“ fragte Reichenau, als er auf festem Boden stand, und grüßte herablassend. „Sehr schön von Ihnen!“

„Nehmen Sie es nur nicht ungnädig, Herr Baron! Mein Mann ist krank. Es schmerzt ihn unendlich. O diese Gichter! Er hat sich wieder erkältet, der Unvorsichtige.“

„Vielleicht ist der Dienst für ihn zu anstrengend?“

„Bei Leibe nicht! Er ist mit seinen sechzig Jahren rüstiger als mancher Rekrut, er könnte noch mehr versehen.“

„Nun, es wird sich wieder geben.“

„Mit Gottes Hilfe, gnädiger Herr. Wollen Sie ihn vielleicht ein wenig besuchen? Es würde ihm die größte Freude machen.“

„Nein, gute Frau, ich finde es für geziemender, der Diener sucht den Herrn auf. Ich möchte vor allen Dingen die Haupttheile des Schlosses besichtigen.“

„O Gott, wenn nur ein Mann da wäre! Ich muß in die Küche. Herr Ulrich, geleiten Sie den gnädigen Herrn! Die Pferde werden schon versorgt. Bitte, bitte!“

„Ich stehe parat.“

Die Verwalterin empfahl sich mit einem holdseligen Lächeln, und Beide traten in die gewölbte Durchfahrt, die Wappen an Wappen mit den Insignien verwandter Familien schmückte.

„Da thut eine Renovation Noth“, bemerkte Reichenau und überflog die staubigen, vom Zahn der Zeit zerfressenen Wappenschilde wie alte Bekannte.

„Das Alter macht sie ehrwürdig“, meinte Ulrich und führte seinen Begleiter in eine Säulenhalle, die ringsum lief und bei Wind und Wetter einen gedeckten Spaziergang bot. „Hier unten sind die Familienwohnungen der Dienstleute, Bedientenzimmer, Küche, Bäckerei, Wasch- und Brunnenstube, Vorrathskammern und Remisen. Die Herrschaft wohnte von jeher oben.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimniß des Staatsanwalts.

(Fortsetzung.)

„Allerdings waren diese Reden nichts weiter als die Aufwallungen eines gereizten Menschen, aber sie dienten doch dazu, das einzige Individuum in dem Hause, welches zu dem Ermordeten in unfreundlichen Beziehungen gestanden, hervorzuheben. Als es sich aber noch herausstellte, daß Murphy bei seinem späten Nachhausekommen in der Nacht des Mordes Newton durch heftiges Klopfen an seiner Thüre aus dem Schlafe geweckt, um Schwefelhölzchen zum Lichtmachen zu erhalten und daß auf die Verweigerung derselben ein heftiger Wortwechsel zwischen Beiden stattgefunden hatte, so richtete sich der Verdacht ganz entschieden gegen diesen Mann (Newton). Zur Gewißheit wurde er aber, als ein anderer Miethsbewohner die Aussage machte, daß Newton während des Streits lebensgefährliche Drohungen gegen Murphy ausgestoßen, daß er von seinem Bette aufgestanden und den Letzteren in sein (Murphy's) Zimmer geworfen, wo man ihn auf dem Boden niederfallen hörte. Ein anderer Miethsbewohner, welcher unter Murphy's Zimmer wohnte, hatte auch noch eine halbe oder ganze Stunde darnach ein Herumtrampeln in demselben vernommen. In dem Hause hatte man seiner Zeit alle diese Vorgänge als etwas ganz Gewöhnliches angesehen, gleichwohl aber dienten sie später dazu, den Verdacht auf Newton zu fixiren.

„Der Letztere gab zu, daß er Murphy, welcher sehr betrunken gewesen, in sein Zimmer gestoßen, wo er zusammengestürzt sei. Er selbst sei dann in sein eigenes Zimmer zurückgekehrt, habe sich zu Bett gelegt und sei sogleich wieder eingeschlafen. Nach Verlauf einer Stunde oder weniger sei er aber durch das Geräusch eines Kampfes in Murphy's Zimmer und durch einen halb unterdrückten Ausruf wieder aufgeweckt worden, er habe jedoch keinen Werth darauf gelegt, weil er geglaubt, daß das Geräusch lediglich daher rührte, daß Murphy sich von seiner Betäubung erholt habe und Anstalten treffe, zu Bette zu gehen. Gleich darauf sei es wieder still geworden und er selbst wieder eingeschlafen.

„Diese Aussage fand indeß keinen Glauben, weil sich nicht annehmen ließ, daß Jemand, der sich wie Newton so ganz in der Nähe befunden hatte, in diesen Tönen nichts Anderes entdecken konnte, als das planlose Herumtappen eines Trunkenen, der sein Bett sucht. Da die Untersuchung auch keinen Anhalt ergab, daß Jemand während der Nacht das Haus verlassen hatte, so fiel der Verdacht noch schwerer auf Newton. Er wurde demgemäß verhaftet und eine Untersuchung seines Zimmers und seiner Effekten vorgenommen. Man fand aber nichts Gravirendes als einige große Blutflecken an einem Mantel, den er, wie er zugestand, umgeworfen hatte, um Murphy von seiner Thüre zu entfernen. Bei fortgesetzter Nachforschung entdeckte man auch Blutspuren auf dem Gang zwischen seinem und Murphy's Zimmer und einen dergleichen Flecken auf der Schwelle seiner eigenen Thüre.

„Ueber diese verdächtigen Zeichen befragt, suchte sich Newton damit auszureden, daß er sich beim Ritzen mit dem Trunkenen leicht in einen Fingernagel gerissen. Bevor er sich niedergelegt, habe er dann ein altes Sacktuch herumgebunden, das er am andern Tage, weil es mit Blut getränkt gewesen, in den Ofen geworfen. Die Wunde an seinem Finger war allerdings noch sichtbar, aber sie war so geringfügig, daß seine Aussage keinen Glauben fand, und als am Tage nach seiner Verhaftung in einem Tische seines Schreibzimmers ein Dolch gefunden wurde, dessen Klinge genau in Murphy's Wunden paßte, so gab es nur wenige Personen, die den Muth hatten, der öffentlichen Meinung entgegenzutreten und den Angeklagten für unschuldig zu erklären.

„Um die Erzählung so viel als möglich abzukürzen, übergehe ich alle weiteren Prozeduren, bis zur Zeit, wo die große Jury den Ausspruch that, daß Newton wegen Mords vor Gericht gestellt werden sollte. Die Anklage gegen ihn stützte sich allerdings nur auf Indizienbeweise, aber ich selbst war vollkommen überzeugt, daß er schuldig sei, und ohne den geringsten Zweifel traf ich meine Vorbereitungen für die Rolle, die ich bei seiner Aburtheilung übernehmen sollte. Ich war überhaupt in diesem Falle meiner Sache so sicher, daß ich die gerichtlichen Verhandlungen nur als eine nothwendige Formalität betrachtete, damit dem Gesetze Genüge geschehen könne.

„Aber am Abende vor der Gerichtssitzung, in welcher der Fall zur Aburtheilung kommen sollte, trat ein Umstand ein, welcher, so weit es mich betraf, die ganze Ansicht der Sache veränderte. Ich saß allein in meinem Zimmer und machte meine letzten Vorbereitungen für den folgenden Tag, als ein Mann angemeldet wurde, welcher mich in dringenden Geschäften meines Berufs zu sprechen wünschte. Obschon mir diese Störung sehr unangenehm war, so gab ich doch Befehl, ihn einzulassen, und als ich einen Augenblick später aufblickte, sah ich im Umkreise des Lichts meiner Lampe einen großen blassen Mann stehen, dessen Augen, welche vor Aufregung glänzten, auf mein Gesicht gerichtet waren. Ich war über seinen leisen Eintritt ein wenig überrascht, faßte mich aber sogleich wieder und bat ihn, sich zu setzen. Zugleich fügte ich bei, daß ich sehr beschäftigt sei und daß er seine Mittheilungen so kurz als möglich machen möge.

„Wie ich vermuthe, sagte mein Besucher, sind Sie mit dem Newton'schen Falle beschäftigt. Ich bejahte und er fuhr dann fort: Gerade wegen derselben Sache bin ich hierher gekommen und wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß meine Mittheilung ein strenges Geheimniß zwischen uns Beiden bleiben wird, so werde ich vielleicht im Stande sein, einiges Licht auf diesen geheimnißvollen Fall zu werfen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Der dickste Mann Frankreichs und vielleicht auch Europa's, der vormalige Literat und Zeitungskorrespondent Elb-Levy, ist anfangs d. M. in Paris gestorben und zwar erst 51 Jahre alt. Nach mehrjähriger Krankheit und Abzehrung wog er immer noch 480 Zollpfund. Er konnte nicht durch jede Hausthür gehen, und er war der Schrecken der Pariser Fiaker, welche haftig Reißaus nahmen, wenn er sich auf sie zuwälzte. In dem Omnibus mußte er für drei Plätze zahlen. Vor zwei Jahren verließ er das undankbare Metier eines Zeitungs-Korrespondenten und wurde ein Agent und Handelsmann, welchem Berufe er mit großem Eifer und mit Vergessen aller Politik oblag.

(Einfache Sprache.) Ein Engländer wollte in China von einem chinesischen Kellner wissen, was für Braten ihm vorgesetzt werde. Er fragte: „Quack, quack?" Der Kellner antwortete: „Hau, hau, hauwau." Nun wußte der Engländer, daß ihm nicht eine gebratene Ente, sondern ein Stück Hundsbraten in die Nase stieg.

Literarisches.

Auf Ersuchen nehmen wir gern Veranlassung, der illustrirten Muster- und Modezeitung „Victoria" (Verlag von A. Haack in Berlin) einige empfehlende Worte zu widmen. Diese Zeitschrift steht bereits in ihrem 15. Jahrgang, sie erscheint monatlich 4mal und kostet vierteljährlich 20 Sgr. (ist also wohlfeiler wie der Bazar). Die Victoria bringt abwechselnd eine Unterhaltungs- und Arbeitsnummer; erstere ist überdies mit andere bessere belletristische Blätter gehalten (meist gute Novellen, kulturhistorische Skizzen, Reisebeschreibungen, Gedichte ꝛc. bilden den Inhalt, der durch treffliche Holzschnitte illustrirt wird); letztere bringt scharf gezeichnete, klare Muster zu weiblichen Arbeiten aller Art, Buntdruckbeider und kolorirte Modekupfer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 143. Dienstag, 28. November **1865.**

Ein Kavalier.

(Fortsetzung.)

Sie stiegen eine breite Steintreppe hinauf und gelangten in einen hellen Korridor. Ulrich schlug zwei Flügelthüren auf. Der Erbe trat in einen großen, länglichen Saal. Er kam sich im ersten Augenblicke vor, wie in einer ausgeraubten Burg. Drei mächtige, hohe Wandspiegel mit vergoldeten Rococcorahmen, zwei bis drei zierliche Nipptischchen an den Fensterpfeilern und die schmalen Ruhesitze von rothem, verschossenem Plüsch, die längs der Wände hinliefen, abgerechnet, stand der ganze Raum leer. Dagegen leuchtete der Plafond in den frischesten Farben herab, als hätte der Pinsel des Künstlers soeben die letzten Striche gethan.

„Magnifique!“ rief Reichenau und sah unverwandt hinauf. „Diese Reiter, diese Thiere!“

„Ja wohl, gnädiger Herr, das vielbewunderte Meisterwerk eines Italieners aus dem vorigen Jahrhundert. Es ist die ganze hohe und höchste Reitschule. Wenn Sie den zierlichen Verschlingungen der Arabesken folgen, so treten Ihnen Rosse von allen Racen, Rosselenker, Rossebändiger und Reiter aus allen Zeiten und in den Kostümen aller Nationen entgegen. Den Schlußpunkt bildet hier über dem Eingange der Vater Rhein, welcher sein erfrischendes Naß zur Kühlung für Menschen und Thiere über die Felsen sprudeln läßt.“

„Das mag für Thiere gut sein,“ meinte Reichenau munter, „uns muß der alte Silberbart blinkenden perlenden Wein spenden und uns überschütten mit der Lust des Lebens. Um seine Burgen mögen Andere kämpfen, wir wollen das feurige Blut seiner Reben in vollen Zügen leeren. Es ist nur schade, daß der schöne Plafond über diesem leeren, traurigen Saale hängt. Ich denke, man läßt den ganzen Kram hinausräumen und eine moderne Einrichtung von Paris bestellen. Der Hoftapezier Legrange ist in solchen Fragen tonangebend und steht mit Paris in direkter Verbindung.“

„Das Neue ist nicht immer schön,“ wandte der Alte bescheiden ein. „So viel ich weiß, werden solche Säle in den Schlössern gewöhnlich deßhalb frei gehalten, um sie für Bälle, Mahlzeiten und jede Festlichkeit eigens dekoriren zu können.“

„Nun, das wird mein Gewährsmann Legrange am besten verstehen. So darf es nicht bleiben,“ entschied Reichenau und trat mit festem Schritte in das nächste Gemach, den Empfangssalon. Er blieb überrascht stehen und zögerte, auf den großen, prachtvollen Teppich mit den unzähligen Figuren zu treten.

„Dieser Teppich stammt aus Japan,“ erzählte Ulrich, „und soll seinen Werth nach Tausenden zählen. Und hier auf den Kommoden und Tischen ist als Nachbarschaft das chinesische Reich mit den seltensten und werthvollsten Porzellanarbeiten repräsentirt, die je nach Deutschland kamen. Kenner stehen oft stundenlang davor, um sie zu bewundern.“

„Und diese sonderbaren Kommoden,“ sprach Reichenau näher tretend; „die großen, geschweiften Kästen, über und über mit Goldblumen besäet!“

„Und alle mit seinen Marmorplatten gedeckt,“ ergänzte der Kammerdiener. „Sehen Sie hier, gnädiger Herr: Schnecke an Schnecke, wie lebend, alle in Marmor versteinert. Diese Platten wurden schon mehr als hundertmal abgezeichnet.“

„Was ist eine solche Platte wohl werth?“ fragte der Erbe, mit der Hand darüber fahrend.

„Ich weiß es nicht. Der Herr Baron nannte nie eine Summe, denn das waren ihm unveräußerliche Heiligthümer. Bedenken Sie z. B. diese Sessel! Die feine Goldstickerei ist verblaßt, aber doch unschätzbar, weil sie von zarten fürstlichen und gräflichen Frauenhänden aus dem XV. Jahrhundert stammt. Im Archive des Schlosses liegen die Urkunden darüber. Diese sonderbare Uhr da, eigent-

lich ein Sternenkranz, in der Mitte ein ſchwebender Pfeil, der ſtatt des Zeigers ſich herumſchwingt und deſſen Spitze wieder für ſich eine kleine, koſtbare Uhr bildet und birgt, dieſe Uhr hat die letzten Seufzer Ludwig's XIV. vernommen. Sie ſtand an ſeinem Sterbebette. Dieſe herrlichen Jagdſtücke unter den im gleichen Style gearbeiteten, mit Milliarden Blättern verzierten Spiegeln ſtammen aus den Prunkgemächern Heinrich's VIII. von England. Es ſollen die vollendetſten Meiſterwerke der Holzſchneidekunſt ſein."

„Dieſe Jagden ſind alt, uralt, allerdings, aber einen eigentlichen Werth haben ſie nur für den Kunſtkenner. Da lobe ich mir dieſen Kaunitz. Sein Werth ſpringt in die Augen. Die ganze Höhe von den Sternen der Krone bis zu den geſchweiften Füßen iſt nur ein Goldſtrahl. Zwiſchen den Füßen prangt eine blitzende Sonne, als müſſe ſie ſich vor ſeiner Pracht verbergen. Auf dem Mittelfelde glänzt aus reinem, getriebenem Golde das Wappen, und oben noch einmal in dreifach vergrößerter Form in den prachtvollſten, reichſten Bogenverzierungen, die der menſchliche Geiſt erſinnen kann. Das nenne ich Kunſt und Werth im Bruderbunde. Doch, was iſt das für ein Wappen?" unterbrach ſich der Erbe ſelbſt.

„Das fürſtlich Leuchtenberg'ſche, wenn ich recht weiß."

„Wie kommt das hierher?"

„Durch Erbſchaft oder Kauf. Eine Gewißheit läßt ſich nicht ermitteln."

„Ah, da werde ich das Wappen der Tiefenſee, mein Wappen hineinſetzen laſſen."

„Dürfte nicht gut ausfallen," wandte der Alte bedenklich ein. „Unſere Meiſter verſtehen es nicht, mit ſolchen Arbeiten umzugehen."

„Um Geld bekommt man Alles. Das Wappen wird geändert." Mit dieſen abweiſenden Worten trat Reichenau durch die nächſte Thüre und ſtand im Wohn- und Speiſezimmer ſeines Onkels. Er lachte gerade hinaus und ſchlug luſtig mit ſeiner Reitpeitſche auf die unpolirten, ovalen Tiſche aus Tannenholz, daß der Staub davon fuhr. Drei ſolche Exemplare mit Kreuzbeinen und Fußbrettern waren im Kreiſe aufgeſtellt."

„Direkt aus Paris bezogen, nicht wahr?" rief der junge Mann höhniſch.

„Sie dienten dem Herrn Baron zum gewöhnlichen Gebrauche," antwortete Ulrich ruhig. „Es iſt, wie er zu ſagen pflegte, nichts daran zu verderben. Zudem bildete dieſes Zimmer, wie Sie ſehen, auch ſein Arbeitskabinet."

Erſt jetzt gewahrte der Spötter die Bücherſchränke an der Wand, zur Seite Malergeräthſchaften und die verſchiedenſten Figuren, und auf dem Boden, quer durch das Zimmer geſtellt, große alte Oelgemälde.

„Zu albern!" begann er wieder und hieb unmuthig in die Luft. „Seit wann ſtellt man denn Oelgemälde auf den Boden?"

„Sie haben da freilich keinen rechten Platz," entſchuldigte der Alte, „aber wenn der gnädige Herr an ſeiner Arbeit ſaß oder ſtudirte, blickte er manchmal darnach hin, lächelte ſtill und — ſie mußten ſtehen bleiben."

„Und ſie kommen weg, ſag' ich, ſie wandern, eh' acht Tage vergehen. In dieſem Schloſſe muß überhaupt eine gründliche Reviſion ſtattfinden. Ich bin kein Freund von nutzloſen Raritäten, ſondern einer nobleu, ſtandesgemäßen Einrichtung."

Ulrich nickte und trat zur zweiten Thüre des Wohnzimmers. „Hier nebenan kommt die Bibliothek . . ."

„Ich habe mir für heute genug angeſehen," unterbrach ihn Reichenau, warf ſeine Peitſche auf einen Tiſch und ging im Zimmer auf und ab. „Bringen Sie mir Etwas zu eſſen, einige Flaſchen Wein, Licht und dann — gute Nacht!"

„Wünſchen der gnädige Herr hier zu ſpeiſen?"

„Für heute — ja! Morgen in aller Frühe muß der Wagen bereit ſtehen. Ich fahre nach der Stadt zurück, um die nöthigen Einkäufe zu machen und Handwerksleute zu beſtellen. Die Verwalterin ſoll indeſſen die Fremdenzimmer in Stand ſetzen. Ich werde jedenfalls einige Damen mitbringen. Dieſe Langeweile iſt nicht nach meinem Geſchmacke. Es ſoll bald anders werden."

Der Kammerdiener brachte Wildpret und Salat und in beiden Armen ſtaubige Weinflaſchen, ſo viele er umfaſſen konnte. Bei dem Aufſtoßen der Thüre aber glitten ihm zwei zugleich aus und zerſchmetterten auf dem Boden. In ſeinem Schrecken ſchüttete er die Sauce nach und bewahrte den Braten nur mit knapper Noth vor dem gleichen Schickſal. „Bitte tauſendmal um Vergebung. Die Frau Verwalterin hat's aber geſagt: man ſoll nie zu viel auf einmal nehmen."

„Nein, man ſoll keinen Tölpel zum Aufwärter machen," ſchalt der Erbe. „Iſt denn ſonſt Niemand im Schloſſe da für die Beſorgung dieſer Geſchäfte?"

Der Alte verneinte.

„Weiß der Kukuk," fuhr Reichenau wild auf, „was in dieſem Hauſe unter den Dienſtleuten für ein Ton herrſcht? Nicht ein Einziger läßt ſich blicken. Wo ſteckt der Förſter, he? Warum ſtellt er ſich nicht vor und erzeigt mir die gebührende Ehre?"

„Der nimmersatte Waldläufer iſt des Abends todtmüde,“ begütigte Ulrich. „Das iſt ein gar drolliger Patron, ein ächtes Waldkind, der gnädige Herr werden noch oft über den tollen Cumpan lachen. Er geht für ſeine Herrſchaft durch's Feuer, aber eine Aufwartung, ein Kompliment machen, das ſind ihm ſpaniſche Dörfer.“

(Schluß folgt.)

Das Geheimniß des Staatsanwalts.

(Schluß.)

„Da ich in dem Wahne war, daß er mich nur deßhalb aufgeſucht habe, um mir neue Beweiſe über Newton's Schuld mitzutheilen, ſo gab ich mein Wort. Aber denke Dir mein Erſtaunen und meine Beſtürzung, als er mich verſicherte, daß er nicht allein von der gänzlichen Unſchuld Newton's überzeugt ſei, ſondern auch, daß er dem Streite zwiſchen Newton und Murphy, welcher eine Stunde vor dem Tode des Letzteren ſtattgefunden hatte, beigewohnt habe, indem er während dieſer Zeit in Murphy's Zimmer verborgen geweſen, um von ihm eine bedeutende Summe wieder zu erlangen, die er, der Zeuge, an jenem Abende im Spiel verloren hatte.

„Die Geſchichte, die mir dieſer Mann mittheilte, iſt in Kurzem folgende: Er hatte den Abend mit Murphy, den er ſehr genau kannte, in einem Spielhauſe zugebracht, und der Letztere hatte von ihm eine große Summe, ſein ganzes Hab und Gut, mit dem er am folgenden Tage nach Auſtralien abſegeln wollte, gewonnen. Beide verließen mit einander das Spielzimmer, trennten ſich aber auf der Straße. Mein Beſucher wandte ſich jedoch nach einer kleinen Weile aus einem Grunde, für den er ſich angeblich keine Rechenſchaft zu geben vermochte, wieder um und folgte Murphy. Er dachte damals nicht daran, ihn zu ermorden oder zu berauben, ſondern kümmerte ſich, durch ſeinen Verluſt faſt von Sinnen gebracht, nicht darum, wohin er ging.

„Murphy kehrte auf dem Wege in einem Wirthshauſe ein und ſtürzte am Schenktiſche mehrere Gläſer Rum hinunter, während ſein Opfer außen auf ihn wartete und ſich den bitterſten Gedanken darüber hingab, daß er nicht einmal die Mittel mehr hatte, einen Trunk oder ein Nachtquartier zu bezahlen. Hier war es, wo er den Entſchluß faßte, Murphy anzureden und ihn durch Schmeichelei oder Gewalt dazu zu bringen, etwas von dem Gelde herauszugeben. Als er ihn aber vollſtändig betrunken herauskommen ſah, glaubte er, daß er ſeinen Zweck beſſer erreichen könne, wenn er ſich erbiete, ihn nach Hauſe zu bringen. Murphy war ſehr erfreut, ihn zu ſehen, und lud ihn ein, die Nacht bei ihm zuzubringen. Hier war ihm alſo die gewünſchte Gelegenheit gegeben. Er konnte, während Murphy ſchlief, ihm das Geld abnehmen und dann am andern Morgen, noch ehe der Verdacht auf ihn fiel, mit dem Dampfboote abſegeln. Es war ein wahnſinniger Plan, aber der Teufel iſt ſtets bereit, Denjenigen, die ein Verbrechen begehen wollen, Gelegenheit dazu zu verſchaffen.

„Er ging mit Murphy in ſeine Wohnung hinauf und war in ſeinem Zimmer, während der Letztere an der Thüre ſeines Nachbars pochte und mit dieſem den Streit hatte. Als Murphy auf den Boden fiel, legte er ſich in aller Stille auf das Bett und wartete ſo lange, bis er glaubte, daß ſein Opfer feſt eingeſchlafen ſei, dann ſtand er auf, ſchlich ſich zu dem Betrunkenen hin und begann ſeine Taſchen zu durchſuchen. Er hatte gerade die Hand auf die Briefta ſche gelegt, welche das Geld enthielt, als Murphy erwachte, und dann begann der Kampf, den Newton gehört hatte.

„Der Gedanke des Mords kam ihm zuerſt, als er ſein heftig ringendes Opfer an der Kehle hielt. Murphy war ein ſtarker Mann und die Gefahr im höchſten Grade dringend. Im nächſten Augenblicke würde vielleicht ſein Hilferuf alle Leute im Hauſe aufwecken. Der Angreifer hatte in der Bruſttaſche ſeines Rocks einen ſcharfen Dolch ſtecken. Dieſen ergriff er und ſtieß ihn ſeinem Opfer in die Seite. Ein neuer Kampf und ein neuer Stoß erfolgte, und ſo noch mehrere nach einander, bis zuletzt der Gemordete ſtill und unbeweglich zurückſank. Während dieſer ganzen Zeit hatte der Mörder den Unglücklichen an der Kehle feſtgehalten und ſo jeden lauten Ruf deſſelben erſtickt.

„Leiſe und vorſichtig ſchlich er ſich aus dem Hauſe und eine Stunde ſpäter befand er ſich in ſeinem Hotel. Hier wechſelte er die Kleider, verbrannte ſein blutiges Hemd, entfernte aus den Oberkleidern ſorgfältig alle Blutflecken und ſchlief dann ruhig, faſt bis Mittag, ſo daß er beinahe den Abgang des Dampfboots verſäumt hätte.

„Aber dies war ſein letzter, ruhiger Schlaf, denn von nun an ließen ihm die Gewiſſensbiſſe keine Ruhe mehr. Auf dem Iſthmus, wo er lange Zeit krank lag, las er zufällig in einem Wochenblatte, daß Newton wegen des Verbrechens, das er ſelbſt begangen, vor Gericht geſtellt werden ſolle, und er beſchloß, ſofort zurückzukehren und ihn wo möglich zu retten.

„Wir hatten eine lange Unterredung mit einander und ich blieb die ganze Nacht auf, um die Sache zu überlegen. Am nächsten Tage erschien ich im Gerichtshofe und setzte das Publikum, wie ich nachher erfuhr, durch die Sonderbarkeit der Anklageakte in Erstaunen. Niemand kann sich einen Begriff davon machen, mit welcher ängstlichen Spannung ich den Fortgang der Verhandlungen verfolgte. Ich hatte Alles, was in meiner Macht stand, angewendet, um ihnen eine günstige Wendung zu geben, und es fiel mir eine Last vom Herzen, als es der Vertheidigung gelang, mehrere Zeugen vorzuführen, deren Aussagen geeignet waren, die Anklage abzuschwächen.

„Nach viertägigen Verhandlungen, die für mich, den Mörder, welcher denselben beiwohnte und mich mit seinem bleichen Gesichte und brennenden Augen unablässig verfolgte, für den Angeklagten und seine Freunde wahre Tage der Angst waren, wurde der Fall der Jury vorgelegt. Vierundzwanzig Stunden dauerte es, bis sie sich über den Wahrspruch einigte, und ihr „Nichtschuldig" war gewiß dem armen Newton nicht weniger willkommen als mir. Er wurde freigesprochen und entlassen. Meine Kollegen aber sprechen noch heute davon, daß ich durch die Art, wie ich die Anklage durchgeführt, die Zwecke der Rechtspflege vereitelt habe."

„Und was ist aus dem Mörder geworden?" fragte der Doktor.

„Als Alles vorüber war, ist er nach Kalifornien gegangen, und wie ich höre, hat er sich dort zu einer sehr angesehenen Stellung emporgeschwungen. Er ist seiner Moralität und seines Gemeinsinns wegen bekannt. Er gehörte zu dem berühmten Wachsamkeitskomite von 1856 und ist ein abgesagter Feind aller Spieler, Trunkenbolde und Uebelthäter. Ich aber möchte nicht um alle Reichthümer der kalifornischen Minen sein Gewissen mit mir herumtragen."

Mannigfaltiges.

(Zehn Sous für eine — Frau.) Das „Journal de Roanne" (Departement Loire) erzählt unter dem Titel „Erratum" folgende Anekdote: „Durch das Versehen eines unserer Mitarbeiter wurde verflossenen Sonntag in unserem Blatte eine Frau als verstorben in die Liste eingereiht, welche als Madame C .... sich noch wohlauf und am Leben befindet. Natürlich erhielten wir Montag Morgens den Besuch des Herrn Gemahls der Todtgesagten. „Mein Herr," begann er zu dem Sekretär, „Sie haben meine Frau getödtet." — „Mein Gott, was sagen Sie uns hier?" rief das Bureau wie aus Einem Munde. — „Ganz gewiß, Sie setzten in Ihr Journal, daß meine Frau gestorben sey, während sie sich ganz vortrefflich und lebendig befindet." — „Nun, da gratulire ich Ihnen bestens!" — „O, darum handelt es sich nicht — Sie haben mir Unrecht gethan; ich verlange eine Entschädigungs-Summe." — „Entschädigung, weil Ihre Frau nicht gestorben ist?" — „Sicherlich, denn es kann zu Unannehmlichkeiten für mich führen." — „So, das ist etwas Anderes, und wie viel verlangen Sie denn?" — „Nun, das ist wenigstens zehn Sous werth!" — Zehn Sous für eine nicht gestorbene Frau, fährt das Provinzblatt fort, scheint allerdings keine exorbitante Forderung, allein wir mußten sie dennoch zurückweisen, um keinen unbequemen Präzedenzfall zu schaffen.

Kürzlich wollte ein junger Berliner den Qualen, welche ihm die Eifersucht auferlegte, durch einen freiwilligen Tod in der Spree ein Ende machen. In Verzweiflung eilte er auf das kühle Element zu und bei ihm angelangt, warf er den Hut bei Seite, um kopfüber sich in die Fluth zu stürzen. Zufällig wurde der lebensmüde Jüngling vom jenseitigen Ufer aus durch den Förster beobachtet; dieser legte alsbald die Büchse an und schrie: Zurück, oder ich schieße! — Den Hut auf und Reißaus nehmen war bei dem Selbstmörder in spe eins. Er hatte sich wohl mit dem Gedanken, sich zu ertränken, vertraut gemacht — aber sich todt schießen zu lassen — das paßte ihm nicht, wie der echte Berliner zu sagen pflegt.

Gemeinnütziges.

Lampencylinder zu reinigen ist eine Aufgabe, die schon mancher Frauenhand zu schwer geworden: blank wurde das Ding wohl, aber der braungebrannte Rand (der Brenz) und die gelben Spritzel im Glase wanken und weichen nicht, selbst nicht vor der Lauge! Ein alter Praktikus empfiehlt nun folgendes einfache Mittelchen: Man nimmt ganz fein gepulverten Bimsstein, wie ihn z. B. die Drechsler zum Poliren brauchen, in diesen taucht man eine scharf angefeuchtete Bürste, die eben in den Cylinder eindringen kann, eine invalide Zahnbürste z. B., und mit ein Paar Strichen ist der braune Aerger beseitigt. Vom Bimsstein nimmt man nur ganz wenig.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 144. Freitag, 1. Dezember 1865.

Ein Kavalier.

(Schluß.)

„So! — Er möge sich hüten, daß ich ihm kein Kompliment sagen lasse. Auch die Krankheit des Verwalters scheint mir nicht so gefährlich. Ich glaube, der hohe Herr hätte recht gut aufstehen und seine Reverenz machen können. Von dem Gärtner will ich nichts sagen. Ein taubes Schafsgesicht, das beständig lacht, als verstünde es jedes Wort. Wie sind denn eigentlich diese Leute bezahlt?“

„Freie Station, gnädiger Herr, und 600 fl. Jeder von uns,“ erklärte Ulrich demüthig.

„Mon dieu! Wenn ich je wieder auf die Welt komme, trete ich auf diesem Gute in Dienst. Geduld, meine Herren, Geduld! — Das wird sich bedeutend ändern. Ich will zwar Niemand sofort entlassen, aber ich rathe Jedem, seine Schuldigkeit zu thun und mir die gebührende Achtung zu erzeigen, sonst — —“

Seine Lippen vollendeten die Drohung nicht, aber der herrische Ton, der finstere Blick und die gekräuselte Stirne sprachen deutlich genug.

Ulrich fragte in aller Unterwürfigkeit, ob der gnädige Herr noch Etwas befehle, machte auf die abweisende Handbewegung desselben ein steifes, tiefes Kompliment und zog sich zurück.

Als der Besitzer von Tiefensee am andern Morgen den Wagen bestieg, um in die Stadt zu fahren, verriethen die dröhnenden Schritte, die raschen Bewegungen und strengen Mienen den Unwillen, der in seinem Herzen gährte. Seine Ankunft mußte über Nacht bekannt geworden sein. Er hatte also bestimmt erwartet, im Korridor den Förster, Verwalter und Gärtner in Festkleidern, und zwar an der Spitze des ganzen Dienstpersonals zu treffen, um dem neuen Gebieter ihre Huldigung darzubringen. Es ließ sich aber Niemand sehen. Nur die Frau Verwalterin grüßte, als er durch den Säulengang schritt, in einer sehr anziehenden Morgentoilette zur Küche heraus. Nur Geduld! dachte er. Diese Leute kennen weder Zucht, noch Ordnung. Mit dem alten Sonderling trieb, wie es scheint, Jeder sein Spiel. Schon gut, ich werde meine Maßregeln darnach ergreifen.

Es war ein feuchter, unfreundlicher Morgen. Der Nebel hatte sich von dem waldigen Gebirge herabgezogen und in breiten Schichten über das Thal gelagert, daß man die einzelnen Gegenstände kaum auf drei Schritte unterscheiden konnte. Der Kutscher hieb unwirsch auf seine Rosse, daß sie verwundert die Köpfe schüttelten und zornig ausgriffen. Der Wagen sank bald in jähem Sturze in die Wasserlöcher, bald sausten die Räder im Fluge über Steinhaufen. Reichenau tanzte auf dem Sitze hin und her wie ein Spielball. Endlich wurde ihm das Stoßen zu arg und er herrschte den Alten zornig an: „So wollt Ihr doch Acht geben! Ein tüchtiger Kutscher darf nicht so ungeschickt fahren, selbst wenn er die Straße niemals gesehen hat. Einer solchen Führung soll ich mich bei finsterer Nacht anvertrauen? — Danke schön für die Ehre!“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, so riß der Zugstrang des Handpferdes. Das Thier sprang scheu zur Seite und der Kutscher mußte alle Kraft aufbieten, einen Umsturz des Wagens zu verhindern. Fluchend kletterte er vom hohen Bocke herab, suchte brummend in allen Taschen nach einem Stückchen Kordel und knüpfte den Strang wieder nothdürftig zusammen. Es währte eine halbe Stunde, ehe sie vom Platze kamen.

Reichenau lehnte sich in die Ecke, drückte die Augen halb zu und sprach kein Wort. Sein Entschluß war gefaßt.

Endlich liegt die Station in geringer Entfernung vor ihnen. „Um die Stadt fahren!“ gebietet der junge Herr, aus Furcht, abermals mit seinem alt-

modischen Fuhrwerke verlacht zu werden. Der Kutscher schwingt die Geißel, die Holsteiner greifen mächtig aus, das Gefährte saust den letzten Abhang hinab. Ein scharfes Krachen, ein gewaltiger, erschütternder Stoß, ein Schrei — — und Reichenau findet sich in dem nassen, schmutzigen Chausséegraben wieder, in dem er der Länge nach gebettet ist. Zu seinen Füßen liegt ein Rad. Es ist, vom Wagen losgetrennt, für sich die Bahn gerollt, welche der Passagier durch die Luft machte. Den dreirädrigen Kasten zerren die unbändigen Pferde auf der Straße herum. Der Kutscher hängt am Leitseil, zerrt und zieht aus Leibeskraft, um sie zum Stehen zu bringen.

Reichenau arbeitet sich vom Boden auf. Er betastet seinen Kopf, seine Glieder — er kann stehen, er kann gehen — der Fall hat ihm kein Leid gethan. Sein Auge fällt auf den über und über beschmutzten, aus allen Nähten gesprengten Anzug. Jetzt erst steigt ihm die Gereiztheit wie ein Gewitter zu Kopf. Sein Gesicht wird roth, die Lippen klemmen sich zwischen die Zähne, die Stirnadern laufen an, jeder Nerv sprüht vor Zorn. So schreitet er in weiten Sätzen nach dem Wagen. „Unverschämter Schlingel!“ fährt er den Alten wild an und hält ihm drohend die Faust unter die Augen. „Ich werde den Bahnhof finden. Mach', daß Du mit Deinem Kasten heimkommst und — Dein Bündel rechtzeitig schnürst! Laß Dich bei meiner Rückkehr nicht mehr im Schlosse treffen! Ich rathe Dir's als guter Freund. Und dem Verwalter, dem Förster und der ganzen Sippe kannst Du sagen, daß ihnen gekündigt ist, von dieser Stunde an gekündigt. Ich werde mein ganzes Dienstpersonal mitbringen.“

Ulrich wich bestürzt zurück und fuhr sich mit dem Rockärmel über die Augen. Ob aus Schmerz über den Unfall oder die Entlassung, dürfte nicht schwer zu errathen sein.

Der junge Herr wandte sich kurz und trotzig ab und schritt dem Bahnhofe zu, ohne sich weiter um den zerbrochenen Wagen und den Alten zu kümmern.

Als sich Reichenau gegen 5 Uhr Abends mit etwas schwerem Kopfe von der Table d'hôte im europäischen Hofe erhob und in das Baltonzimmer Nr. 1 hinaufstieg, empfing er ein Telegramm. Neugierig trat er zum Fenster, riß das Couvert entzwei und las folgende Zeilen:

„Ich habe das Zeitliche nicht gesegnet, wie Sie glaubten, sondern meine geistige Thätigkeit eingestellt, um in stiller Zurückgezogenheit die letzten Tage meines Lebens zu verbringen. Ihr Onkel war es, der Sie in der Person des alten Ulrich abholte, bediente und zurückführte. Ich will nicht, daß meine treuen Dienstleute wie Sklaven behandelt oder fortgejagt und meine Güter mit fremdem Gesindel verprasst werden. Mein Testament ist von diesem Augenblick an vernichtet. Mein ganzes Vermögen fällt für wohlthätige Zwecke dem von mir gegründeten Hochstifte zu B. anheim, welches meine Dienstleute in ihrer seitherigen Eigenschaft und mit ihren Bezügen übernehmen, und auch Ihnen eine Freistätte bieten wird, wenn Sie einst hilflos werden. — Ich hoffe, daß Sie sich aus diesem Vorfalle, wie der arme Knabe im Bahnhofe zu Lingstadt, eine Lehre für das Leben ziehen werden. Harold Freiherr von und auf Tiefensee.“ —

Reichenau sank vernichtet auf das Sopha und preßte das Gesicht in beide Hände. Eine halbe Stunde später fuhr er nach dem Bahnhof. Seitdem hat ihn Niemand mehr in der Stadt gesehen. Erst nach Jahr und Tag empfing der nunmehrige Redakteur und Eigenthümer des „Reichsherolde“, Hr. Dr. Columbus Falk, einen Brief aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Es enthielt nichts als eine Geschäftskarte mit folgender Empfehlung: „Alfred Reichenau, Kommissions-, Geld-, Land-, Wechsel- und Passagegeschäft, 40 Old Street N . . . . — Wechsel auf alle Haupthandelsstädte in Europa zu den billigsten Coursen; Einziehung von Erbschaften in allen Theilen Deutschlands.“

Brautkranz und Lorbeerkrone.

Von Obstgärten und winkenden Saatfeldern eingeschlossen, die in einer sanften Anhöhe nach dem See auslaufen, liegt das kleine Schachenbad, das man eher für die Besitzung eines wohlhabenden Landmannes als für einen Badeort halten würde. Ein dichter Laubengang, der ein kleines nettes Blumengärtchen von einem Rasenplatze trennt, dient den Gästen bei schlechter Witterung als Kursaal und führt bis zum Landungsplatz, unweit dessen eine duftende Laube, von Rosenhecken umgeben, den Fremd der Einsamkeit verbirgt. Hier übersieht man die bläulichen Fluthen des Sees; auf der einen Seite ebnet sich die Gegend und bietet die liebliche Aussicht dar auf das auf einer Insel erbaute und im See gleichsam schwimmende Städtchen Lindau, welches, nur eine halbe Stunde weit entfernt, dem Badeort eine angenehme Geselligkeit verleiht.

Des milden Sommerabends erquickende Luft hat einige der Kurgäste, welche Besuch aus der Stadt erwarten, in dem Laubengange versammelt. Herr

v. Lindenberg, ein stattlicher Offizier in mittleren Jahren, erwartet seine Schwester Sophie und ihre Freundin, deren Zuneigung er mit Gewißheit gewonnen zu haben hofft; allein seine Wahl schwankt noch und er bemüht sich, mit seiner lieblichen, schönen Nachbarin Emilie Lichtenau ein vertrauliches Gespräch anzuknüpfen. Diese beantwortet jede seiner Fragen kurz und abweisend; eine Zeichenmappe mit einer angefangenen Skizze liegt vor ihr, ihr großes seelenvolles Auge schaut hinüber nach dem in lichtblauen Fluthen schwimmenden Städtchen mit einem Gedanken, den sie kaum wagt sich einzugestehen. In ihrer Seele ruht das Vorgefühl einer sich selbst noch nicht bewußten Liebe, die ihren kindlichen Gesichtszügen einen Ausdruck von Schwermuth verleiht, durch den sie noch anmuthiger und reizender erscheint. Jetzt überfliegt eine plötzliche Röthe ihre Wangen, denn es landet ein Nachen und bringt Sophie v. Lindenberg, den Pastor Hochwill mit seiner Frau, seinem Sohne Arthur und seiner Tochter Johanna.

Herr v. Lindenberg eilte den Kommenden entgegen und half den Damen mit verbindlicher Begrüßung aus dem Nachen steigen. Johanna machte ihm freundschaftliche Vorwürfe über seine seltenen Besuche in der Stadt, worauf der junge Mann nur mit einer stummen Kopfverbeugung antwortet, denn seine Artigkeiten waren stets abgemessen und berechnet. Gewohnt, bei der Damenwelt sein Glück zu machen, hatte er das weibliche Herz wohl studirt: er wußte, daß die Liebe stets etwas Hoffen und erstreben will, daß Frauen oft denjenigen Männern, deren Liebe sie stets in Gefahr sind zu verlieren, die größten Opfer bringen, wogegen ein ruhiger Besitz die Eitelkeit allmälig einschlummern läßt. Kurz und gut, Johanna's Verehrer war heute einsilbig und langweilig. Daher war sie um so zuvorkommender gegen ihre Freundin Sophie v. Lindenberg und zog sie zuletzt unter vielen Liebkosungen mit sich fort in die einsame Laube.

Sophie gehörte zu Denjenigen, die gleichsam ihre Rechnung mit der Welt abgeschlossen hatten; der Lenz ihres Lebens war entflohen und den einzigen Ersatz dafür bot ihr eine strenge Pflichterfüllung. Sie war ihren Schülerinnen eine gewissenhafte Lehrerin, ihrem Bruder eine aufopfernde, liebende Schwester. Wir überlassen indeß die beiden Freundinnen ihren Vertraulichkeiten und kehren zur Gesellschaft zurück.

Arthur Hochwill, ein junger Maler, fragte Emilie sogleich nach ihren letzten Arbeiten, worauf sie ihm einige neu entworfene Skizzen des Bades zeigte, über deren kühne, bestimmte Züge Hochwill unverhohlen seine Freude äußerte.

„Halten Sie inne mit Ihrem Lobe, denn zu viel Selbstvertrauen erschlafft den Fleiß," sagte Emiliens Mutter, worauf des Malers Gegenrede nur noch die Besorgniß in ihr erhöhte, der junge Maler möchte am Ende eine ernstere Neigung für ihre Tochter gefaßt haben. Arthur Hochwill erzählte von seinen Reisen und von den neuesten Erzeugnissen der Kunst und sein Vater flocht auch treffende Bemerkungen darüber ein, wie gediegene Urtheile über neu erschienene Bücher, — ein Gespräch, das allgemeines Interesse fand.

Arthur's Ausbildung zum vollendeten Künstler hatte seinen Eltern nicht geringe Opfer gekostet. Von seinen Reisen zurückgekehrt, hielt er sich gegenwärtig in der Heimath auf, um deren schöne Umgegenden in seine Mappe aufzunehmen und dann sein Glück als Künstler in Deutschland zu versuchen. Sein noch unentwickelter jugendlicher Charakter ließ ihn mit Schnelligkeit von einer entgegengesetzten Stimmung zur andern übergehen, von witzigen Einfällen zu Schwermuth und Trübsinn, von treffender Karrikaturenzeichnung zu sinniger Landschaftsmalerei. Kein Wunder, daß bei einem so excentrischen Gemüthe in einer unabhängigen Lage und im Besitz mancher Mußestunden, bald eine Neigung in ihm erwachte, die ihn mit unwiderstehlicher Gewalt dazu antrieb, jeden Abend in dem stillen, ländlichen Schachenbade zuzubringen.

Die schöne gemüthliche Zeit des Badelebens war Lindau's Bewohnern schnell entschwunden. Es hatten sich während derselben so manche zarte Bande angeknüpft, ohne daß erprobt wurde, ob sie auf die Dauer bestehen könnten, ohne an die Trennung zu denken, die Freude und Frohsinn bald in herben Schmerz verwandeln konnte; es waren in mancher Seele Hoffnungen und Wünsche aufgekeimt, die dahinwelken mußten wie das fallende Laub der Bäume, das rauschend auf dem Wege tanzte. So erging es dem armen Arthur Hochwill, wenn er an die nahbevorstehende Abreise der Familie Lichtenau dachte und nun von Emilien vielleicht auf Lebenszeit getrennt blieb. Ein rastloses Schwanken und Kämpfen peinigte sein Gemüth bei der Ueberzeugung von ihrer Liebe, während das Benehmen von ihrer Mutter stets zurückweisend blieb. Madame Lichtenau war kalt und höflich gegen ihn und hatte ihm schon durch vielfache Andeutungen zu verstehen gegeben, daß sie in ihrer Tochter durch eine brillante Parthie den mit ihr erlöschenden Adel gleichsam wieder ins Leben zurückrufen wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Pfiffige Stammgäste.) In einem der besuchtesten Gasthäuser Lerchenfels bei Wien machte eine aus 12 Personen bestehende Tischgesellschaft den Antrag, die Zeche erst dann zu bezahlen, wenn die Gesellschaft so viele Abende gespeist habe, als sie täglich in einer andern Ordnung zu Tische sitzen würde. Der Wirth ging ohne viel nachzudenken in den Vorschlag ein und erst nach einigen Tagen wurde er aufmerksam, daß keiner den Zahlungstermin erleben könne. Denn um alle Verwechslungen durchzumachen, sind 479,001,600 Mahlzeiten erforderlich, worüber eine Zeit von 1,311,434 Jahren, 10 Monaten und 13 Tagen verstreichen würde. Die Gesellschaft besteht jetzt auf ihrem erlangten Rechte und der Wirth wird sich jedenfalls bemühen müssen, um die ewigen Gäste los zu werden.

General N., welcher viele Jahre in Ostindien zubrachte, hatte einen Koch, einen Schwarzen, welcher in der Zubereitung der Speisen eine ungemeine Geschicklichkeit besaß, ganz besonders aber, was die Füllung der welschen Hähne anbetraf, von keinem seiner Kunstgenossen erreicht werden konnte. Eines Tages gab der General ein großes Mittagsmahl, und wie gewöhnlich prangte auch ein welscher Hahn auf der Tafel. „Trefflich, trefflich!“ sprach einer der Feinschmecker unter den Gästen, „ist mir aber eine Bemerkung erlaubt, so finde ich heute die Füllung nicht ganz so delikat als sonst.“ „Ich will Ihnen die Ursache sagen,“ lächelte der Wirth, „mein vormaliger berühmter Koch ist gestorben. Der jetzige hat kein so gutes Gebiß, und Sie müssen wissen, meine Herren, daß die farce früher so delikat schmeckte, weil der Koch sie zwor mit den Zähnen zermalmte.“

(Heu als Heilmittel.) Zu der Wasserheilkunst ist nun auch in neuester Zeit die Anwendung des Heues zur Herstellung der Gesundheit versucht worden. In der Nähe von Bozen nämlich ist eine Heilanstalt errichtet, in der das Heu allein eine Rolle spielt. Die doch beobachtete Methode ist nichts Anderes als ein Heubad. Die Kranken werden, je nach dem Bedürfniß mehr oder weniger, meistens bis an den Hals in das frisch eingeschneurte Heu eingegraben, wenn es stark zu dampfen angefangen hat, müssen sie mehrere Stunden lang darin liegen bleiben. Die Wirkung des aromatischen Heudunstes ist sehr heftig und wohl nur kräftigeren Naturen zu empfehlen. Die Kur soll besonders gegen Arthritis, Rheumatismen und chronische Nervenleiden ersprießliche Dienste leisten.

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen die Zerstörung der Holzschnitzereien durch Insekten.) Das Insekt, welches am meisten die Bücher, Möbel und Holzschnitzereien durchbohrt, gehört in das Genus Anobium und kann den Geruch des Benzins nicht vertragen, ja sobald die Bücher davon durchdrungen sind, sterben die Insekten, deren Larven und Eier, und diese Bücher werden nie wieder von ihnen angegriffen. In Möbel und Holzschnitzereien stellt man Schalen mit Benzin und füllt sie auf, wenn dieses verdampft ist. Die Tödtung dauert einige Wochen bis Monate und man kann durch die sehr geringe Mühe kostbares Hausgeräth erhalten. Statt Benzin wurde auch Kreosot, Karbolsäure und Chloroform versucht, aber mit nicht so gutem Erfolge.

* Miß — Verstehen.

Einst glaubt' ich ein Mädchen zu lieben,
Der Gegenlieb' drinah' gewiß;
Doch gar zu bald war'n wir geschieden,
Denn ach! wir verstanden uns miß!

Ich drückt' auf ihr rosiges Mündchen
Wohl einige Küsse gar süß,
Doch wenige folgten den ersten,
Denn ach, wir verstanden uns miß!

Als ich meine Lieb' ihr erklärte,
Da lächelt' sie selig und süß,
Als sei sie nun vollständig glücklich,
Doch ach! wir verstanden uns miß!

Als ich sie umarmen nun wollte,
Sie gleich mir die Studenthür wies,
Mir sagend, daß gleich ich mich packe,
Denn ach, wir verstanden uns miß!

Drum bin ich geheilet für immer,
Das könnet ihr glauben gewiß,
Ich fürchte, liebt' ich eine Zweite,
Auch sie verstände mich miß!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 145. Sonntag, 3. Dezember 1865.

Der Hausarzt.

I.

Im Frühlinge des Jahres 18 . . war die Firma „Franz Walburg“ eine der bedeutendsten und geachtetsten der Handelsstadt B. Man wußte, daß dieses Haus große Exportgeschäfte machte und Kommanditen in London und New-York hatte. An der Börse schätzte man das Vermögen Walburg's auf eine Million. Der Handelsherr war noch jung, kaum dreißig Jahre alt und im Besitze einer schönen, liebenswürdigen Frau, die ihm vor sechs Monaten einen Sohn geschenkt hatte. Die Welt beneidete ihn, und dennoch war er nicht glücklich. Seit einiger Zeit hatte sich seiner eine düstere Gemüthsstimmung bemächtigt, er war bleich geworden und arbeitete in seinem Kabinete so anstrengend, als ob er dadurch einen heftigen Seelenschmerz lindern wollte. Die letzte Hälfte des Winters hatte er einsam verbracht; er war selbst an der Börse nur selten gesehen worden. Dies gab zu mancherlei Muthmaßungen Anlaß: Einige hielten ihn für einen nimmersatten Spekulanten, Andere wollten von schlechten Geschäften und großen Verlusten wissen, und wieder Andere sprachen von einer unglücklichen Ehe.

Vielleicht hatten die Letztern Recht.

Eines Abends spät verließ Franz Walburg sein Kabinet. Erschöpft von der Arbeit, betrat er sein Wohnzimmer, das im ersten Stock des weitläufig und glänzend eingerichteten Hauses lag. Christian, der alte Diener, der schon seit zwanzig Jahren im Hause lebte, brachte Licht.

„Lieber Herr,“ fragte er theilnehmend, „wollen Sie nicht mit Madame Walburg zu Nacht speisen?“

Der Kaufherr machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, ließ sich den Schlafrock reichen und sank wie ein Kranker auf das Sopha nieder.

„Was soll ich Madame antworten?“ fragte der Greis.

„Sage ihr, alter Freund, daß ich noch wichtige Briefe zu schreiben hätte. Nun störe mich nicht länger.“

Kopfschüttelnd verließ der alte Mann das Zimmer.

„Er ist gemüthskrank!“ murmelte er vor sich hin. „Du lieber Gott, was soll daraus werden? Wie heiter war mein guter Herr noch vor wenigen Monaten, wie blühend und gesund — jetzt ist er nur noch ein Schatten.“

Kaum sah sich Franz Walburg allein, als er aufstand, einen kleinen Schlüssel hervorholte, den er unter der Weste an einer schwarzen Schnur trug, und den Mahagonisekretär öffnete, ein altes, gediegenes Möbel. Dann drückte er an einer verborgenen Feder und nahm mit zitternder Hand ein Papier aus dem geheimen Fache, das sich auf den Druck geöffnet hatte. Das Papier war vergilbt und in Form eines Briefes zusammengelegt. Franz öffnete es und las. Seine Lippen zuckten, seine Augen starrten regungslos auf die Zeilen.

„Entsetzlich! Entsetzlich!“ rief er in einem unbeschreiblichen Tone. „Die Worte ändern sich nicht, sie bleiben dieselben, sie drücken klar und deutlich denselben furchtbaren Sinn aus — sie bleiben, was sie sind: mein Todesurtheil! „Lieber Gott im Himmel,“ flüsterte er leiser und indem er die Hände faltete, „was habe ich denn verbrochen, daß Du ein so furchtbares Strafgericht über mich verhängst? Unglücklicher und elender kann kein Mensch auf dieser Erde sein, als ich es bin — und doch habe ich mir keinen Vorwurf zu machen, mein Gewissen ist rein — ich kann mit freier Stirne zu Dir emporblicken und furchtlos zu Dir beten.“

Seinen Augen entströmten Thränen, die auf das Papier fielen. Uebermannt von dem heftigen Schmerze, sank er auf die Kniee nieder und stützte

das fieberheiße Haupt auf die Lehne des zunächststehenden Sessels. Den Brief hielt er krampfhaft in der Hand. In dieser Stellung hatte ihn schon mancher Abend gesehen, so hatte er schon manche Thräne vergossen, so hatte er schon oft gebetet und geklagt.

Plötzlich fuhr er auf. Seine glühenden Blicke hafteten auf der Thür.

„Was ist das? Was ist das?“

Er lauschte mit angehaltenem Athem. In dem Vorzimmer ließ sich das Rauschen eines Frauenkleides vernehmen — Franz hörte es wohl, so leise das Geräusch auch war. Er sprang auf — zitternd am ganzen Körper suchte er das geheime Fach — und legte den Brief hinein. In der entsetzlichen Aufregung konnte er die Bewegungen nur langsam ausführen — als er das Fach schloß, trat seine Gattin ein. —

„Doris!“ stammelte er.

Dann warf er die Thür des Sekretärs in das Schloß und verbarg den Schlüssel mit einer Angst, als ob er ein Verbrechen begangen hätte.

Jeder Andere wäre von dem Anblicke der jungen Frau entzückt gewesen — Franz bebte zurück; trotz einer übermenschlichen Anstrengung war es ihm unmöglich, auch nur scheinbar die Fassung zu bewahren, die er seiner Gattin gegenüber so gern gezeigt hätte. Es lag ihm daran, ihr den Zustand seiner Seele zu verbergen.

Doris mochte fünfundzwanzig Jahre zählen. Da stand sie im weißen Nachtgewande, den zarten Knaben auf einem weißen Kissen tragend! Welch' einen rührenden Anblick boten die junge, reizend schöne Mutter und ihr Kind, das ruhig schlafend in dem Kissen lag, Doris, die ihrem Gatten eine Freude bereiten wollte, indem sie ihm das Kind brachte, an dem er vor kurzer Zeit noch mit so großer Liebe gehangen, das er so oft seinen lieben Engel genannt, Doris selbst war jetzt in tiefster Seele erschüttert.

„Franz,“ flüsterte sie. mit bebender Stimme, „willst Du unsern Karl nicht küssen?“

Er zuckte heftig zusammen, indem er zurücktrat.

„Dein kleiner Engel schläft so süß,“ fügte sie hinzu und ihre Thränen flossen. „Nimm ihn, betrachte seine Züge und stärke Dich an dem Glücke, das uns der Himmel beschieden hat. Dein heißester Wunsch ist ja in Erfüllung gegangen; wir besitzen nach einer vierjährigen Ehe endlich ein holdes Kind, einen Knaben, der uns beerbt und Dein Geschäft fortführt. Ist das nicht ein Glück?“

„Ja, es ist ein Glück!“ preßte er mühsam hervor.

„Und doch wirst Du desselben nicht theilhaftig, mein armer Freund! Was ist Dir? Warum verschließest Du Dein Herz den süßesten Freuden? Bist Du krank, Franz?“

„Ich bin nicht krank,“ murmelte er, wie in sich selbst verloren; „aber elend, maßlos elend!“

Doris trat ihm näher. Das krankhafte Aussehen des Gatten beunruhigte sie. Schmeichelnd und unter Thränen lächelnd, bat sie mit sanfter Stimme:

„Franz, küsse Deinen kleinen Engel! Küsse ihn und küsse Deine Frau, die Dich herzlich liebt, dann wird die trübe Wolke der Schwermuth verschwinden, die sich um Deine sonst so heitere Stirne gelagert.“

Sie wollte sich ihm anschmiegen.

Franz zuckte zusammen, als ob ihn plötzlich ein Krampf befallen hätte. Er streckte abwehrend die Hand aus und rief mit gellender Stimme:

„Berühre mich nicht, Doris!“

„Franz! Franz!“

„Entferne den Knaben, ich kann, ich will ihn nicht sehen! Entferne ihn, wenn Du nicht willst, daß mich meine Pein tödtet!“

„Deine Pein? Franz, was ist das?“

Die arme Frau erstarrte zur Bildsäule; sie war bleich wie der Tod geworden. Regungslos stand sie einige Augenblicke vor dem Gatten, der sich erschüttert abgewendet und die Worte vor sich hingehaucht hatte:

„Ich kann nicht anders!“

Das Kind regte sich und begann zu weinen. Die Stimme des zarten Säuglings durchschnitt dem Vater das Herz; er sank, von Schmerz überwältigt, auf einen Sessel. Doris öffnete rasch die Thür, übergab das Kind der im Vorzimmer harrenden Amme und trat in das Gemach zurück, dessen Thür sie schloß, Franz mochte der Meinung sein, die Gattin habe sich entfernt — er erhob sein Haupt — als er die reizende Frau sah, stieß er einen Schrei aus, welcher Schmerz und Angst verrieth.

„Bist Du noch da?“ fragte er mit Anstrengung.

„Ich kann und will mich mit der Ungewißheit nicht entfernen, in der ich bis zu diesem Augenblicke über Dein Benehmen gegen mich gelebt habe. Gib mir Aufklärung, Franz, ich, Deine Frau, Deine Lebensgefährtin, habe das Recht, sie zu fordern. Mehr noch: nach Deinen Worten, die einen furchtbaren Verdacht in sich schließen, erachte ich es für Pflicht, eine Verständigung herbeizuführen. Du willst Dein Kind nicht sehen, Du weisest mich zurück und wendest Dich von mir ab — bin ich

eine Verbrecherin? Habe ich Deine Liebe, Deine Achtung verscherzt? Sprich die Klagen aus, Franz, die Du über mich zu führen hast, nenne mir die Gründe Deines mich kränkenden Benehmens und ich werde mich rechtfertigen."

Sie hatte diese Worte nicht mit der Erregung des Stolzes oder unschuldig erlittener Beleidigung gesprochen, sondern in einem weichen, schmerzlichen Tone, der die tiefe Bekümmerniß über das gestörte Glück der Ehe und den innigen Wunsch nach einer friedlichen Ausgleichung bekundete.

„Sieh'," fuhr sie fort, als Franz vor tiefem Weh nicht sprechen konnte, „ich habe still die namenlose Pein erduldet, die das Erkalten Deiner Liebe zu mir erzeugen mußte; ich habe geschwiegen, weil ich glaubte, Du würdest endlich Deine Verirrung einsehen und Dich aus eigenem Antriebe Deiner Familie wieder zuwenden — jetzt darf ich nicht länger schweigen, denn Du könntest mich für theilnahmlos, selbst für schuldig halten, könntest in dem Wahne bestärkt werden, ich fürchte eine Aufklärung der Dinge, die Dich betrüben."

(Fortsetzung folgt.)

Brautkranz und Lorbeerkrone.

(Fortsetzung.)

Madame Lichtenau war die einzige Tochter des reichen Baron S. und heirathete den Adoptivsohn ihres Vaters, der von diesem in einem Alter von 10 Jahren ins Haus genommen und wie ein eigenes Kind erzogen wurde.

Theodor Lichtenau sollte nach dem Willen seines Pflegevaters studiren; allein der junge Mann hatte seine eigenen Gedanken hierüber und nahm eine ihm angebotene Beamtenstelle in einem Landstädtchen an, weil er es vorzog, sich auf eigenem Herde eine Wassersuppe kochen zu lassen, anstatt behaglich an der reich besetzten Tafel seines Wohlthäters zu sitzen. Lichtenau war ein vortrefflicher Geschäftsmann, er hing an seinen Gewohnheiten, und ein Tag verfloß wie der andere in Fleiß und regelmäßiger Thätigkeit. Da ward er auf einmal nach dreijähriger pünktlicher Amtsverwaltung durch ein in seinem Leben Epoche machendes Ereigniß aus dem alten Gleise herausgerissen. Der Baron S. war gestorben und da nun seine einzige Tochter Eugenie in Vermögensangelegenheiten eines männlichen Rathes bedurfte, wurde Herr Lichtenau öfter wie früher aufgefordert, sie zu besuchen. Nach und nach entstand ein immer vertrauteres Verhältniß zwischen ihnen und Eugenie fand in einem Zeitpunkt wie der gegenwärtige viel Stoff zu Gesprächen über die mit ihm verlebten Kinderjahre, woran sich dann auch manche Reflexionen über Gegenwart und Zukunft knüpften. Ueber ihre Jugendfrische hatte schon ein frostiger Nordwind zerstörend geweht, allein demungeachtet war ihre Gestalt voll Ebenmaß und Fülle, ihre schwarzen Augen voll Geist und Leben. Sie konnte es nicht verläugnen, daß ihre Mutter eine Französin war, denn sie gehörte zu denjenigen Weltdamen, welche durch Geistesgewandtheit, Liebenswürdigkeit und scherzende Laune herrschen und doch wiederum von ihrer eigenen Laune beherrscht werden. In diesem Bewußtsein ihrer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit kam sie auch auf den Gedanken, ihrem Jugendfreunde Hand und Herz anzubieten, der zwar im ersten Augenblicke vor Ueberraschung keine Worte finden konnte, aber das ihm angebotene Glück doch nicht zurückwies.

In ihren Ansichten waren Lichtenau und seine Frau sehr verschieden, und daher ereignete sich auch der ungewöhnliche Fall, daß Arthur's Bewerbung um Emilie von dem Vater angenommen, von der Mutter aber abgewiesen wurde. Sein Zartgefühl untersagte ihm, fernerhin das Schachenbad zu besuchen, und er faßte den Entschluß, sich so lange zurückzuziehen, bis er als gefeierter Künstler den Stolz der Mutter befriedigt zu haben und seiner Braut würdig zu sein glaubte. Selten nur traf man ihn seit diesem Augenblicke in dem elterlichen Hause, denn dort war die Verlobung seiner munteren Schwester Johanna mit dem Herrn v. Lindenberg gefeiert worden und seine Gemüthsstimmung paßte wenig dazu, Heiterkeit und Frohsinn zu theilen. Als er eines Tages Berg und Thal der Umgegend durchschwärmt hatte und des Abends müde nach Hause kam, fand er seinen Vater allein im Arbeitszimmer, welcher ihn mit der Nachricht empfing, daß die Familie Lichtenau morgen abreisen wolle.

„Du wirst uns wohl nach dem Schachenbade begleiten, um von Lichtenau's doch wenigstens freundlich Abschied zu nehmen?" fragte der Vater; „ohnehin muß Dein Benehmen in letzter Zeit Jedermann seltsam erscheinen."

„Morgen schon wollen sie abreisen?" rief Arthur wie aus einem Traume erwachend.

Arthur wurde blaß, er vermochte seinem Vater nichts zu erwiedern und verließ schnell das Zimmer unter irgend einem vorgeblichen Grunde. Er nahm nicht Abschied von Emilie, denn das Geheimniß seiner Liebe ruhte wie Zentnerlast auf seinem Herzen und sein früherer Frohsinn, seine heiteren Scherze waren auf einmal in düstere Schwermuth und Menschenscheu verwandelt.

Drei freudlose Monate waren ihm verflossen, als wieder eine Trennungsstunde schlug. Der Reisewagen stand vor der Thüre, bereit, die Neuvermählten mit Sophie v. Lindenberg nach der Stadt B. zu bringen. Mit Thränen der Rührung fiel Johanna ihren Eltern und ihrem Bruder in die Arme, und es waren theils Thränen der Freude, theils Thränen des Schmerzes über den Abschied vom elterlichen Hause. Als Arthur das junge Ehepaar in den Reisewagen steigen sah, war es ihm zu Muthe, wie Einem, der zum Tode verurtheilt ist und aus dem engen Kerkerfenster einen prunkenden Festzug vorübergehen sieht: da draußen ist überall Sonnenschein, da zwitschern die Vögel, da jubelt und lacht das fröhliche Volk, da rollen die Equipagen der Reichen vorüber — und bei ihm im Kerker ist Alles düstere Nacht, ohne einen milden Hoffnungsstern, dies Auge sieht noch und wird sich doch bald schließen, ohne im Scheiden einem liebenden Blick zu begegnen.

„Arme Schwester!“ seufzte Arthur, „wie lange wird Dein Glück wohl dauern? Umschwärmst Du es vielleicht nur wie die Motte die Flamme, in der sie ihren Untergang findet?“

Als Johanna mit ihrem Manne und ihrer Schwägerin in B. ankam, wurde sie Lindenberg's Freunden und Bekannten vorgestellt, und überall, wo sie sich zeigte, feierte und bewunderte man die hübsche junge Frau an dem Arme des stattlichen Offiziers. Sie freute sich über neue Bänder, Kleider und Hauben wie ein Kind am Christbaum; im Augenblick vom Glück berauscht, dachte sie nicht mehr an die Heimath und an ihre Eltern. Mit der jungen Frau war im Lindenbergischen Hause Glanz, Prunk und Aufwand eingekehrt, welche ihren Fortgang hatten trotz Sophiens Warnungen, welche sie darauf aufmerksam machte, daß die Lebensweise nothwendig zu einem traurigen Resultat führen müsse, da Johanna's Mitgift ihnen nur eine sorgenfreie Zukunft sichere, aber bei solchem Luxus keineswegs unerschöpflich sei.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Für die Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 werden Projekte von solcher Ausdehnung gemacht, daß man am Gelingen zweifeln muß. So bringt der Ausschuß für die 93. Klasse der großen Ausstellung im „Moniteur“ einen Gedanken in Anregung, der allerseits beherzigt und unterstützt zu werden verdiente. Er macht nämlich bekannt, daß in dem großen, das Ausstellungsgebäude umgebenden Parke ein entsprechender Flächenraum für die Errichtung von städtischen und ländlichen Arbeiterwohnungen vorbehalten werden wird. Es sollen aber diese Gebäulichkeiten wo möglich in ihrer natürlichen Größe aufgebaut werden. Da, wo die Verhältnisse zu bedeutend sind, genügt auch ein einzelner Theil, der eine genügende Vorstellung von dem Ganzen gibt. Außerdem sollen sie in wirklichem Baustoffe und nicht zum äußeren Scheine ausgeführt, und mit allen Vorrichtungen für Lüftung, Heizung und Wasserleitung, wie sie bereits an verschiedenen Orten vorhanden sind, versehen werden. Die Kommission spricht sogar den lebhaften Wunsch aus, daß aus den Gegenden, in denen sich bereits solche Arbeiterwohnungen befinden und als zweckmäßig bewährt haben, je eine Familie herangezogen werden soll, welche während der Dauer der Ausstellung das betreffende Mustergebäude bewohnt. Auch sollen der Kauf- oder der Miethpreis solcher Wohnungen, sowie die Abzahlungsbedingungen jedesmal angegeben werden. Auf diese Weise hofft man, dem europäischen Publikum einen Stoff, wie er vollständiger noch nicht auf einem Punkte vereinigt war, für die fernere Behandlung dieser wichtigen Tagesfrage bieten zu können. Der Ausschuß wird nach den ihm vorzulegenden Plänen diejenigen Musterwohnungen auszuchen, welche in dem Ausstellungs-Park aufgeführt werden können. Gleichzeitig wird man sich zur Einrichtung dieser Häuser an die Aussteller wohlfeiler Hausgeräthe und Heizvorrichtungen wenden, so daß auch diesen die beste Gelegenheit geboten wird, das Publikum von dem praktischen Werthe ihrer Fabrikate zu überzeugen. Sowohl für die Häuser, als für die Hauseinrichtungen wird eine Anzahl Belohnungen ausgesetzt werden. Selbstverständlich sind einfache Modelle und Zeichnungen derartiger Wohnungen hierdurch von der Ausstellung nicht ausgeschlossen.

Räthsel.

Ich bin in jedem Elemente,
Doch sichtbar in der Luft allein.
Der Forscher, der mich in andern fände,
Der müßte geschickt — auf Ehre! — sein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 146. Dienstag, 5. Dezember 1865.

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

„Nein, nein," rief Franz heftig, „ich hege keinen Verdacht, der Dich kränken könnte! Bei dem großen Gotte, der über uns wacht, schwöre ich Dir, daß ich nie an Deiner Ehre gezweifelt habe. Ich kenne Dich ja, Doris, ich kenne Dein Gemüth und Deine Grundsätze — Du bist rein und schuldlos wie das Kind — das arme Kind! Frage nicht, Doris, ich kann Dir jetzt nicht antworten — ach, Du bist so schön, so gut und so jung, hast gerechte Anwartschaft auf die Freuden und das Glück des Lebens — ich, Doris, habe Dir Alles zertrümmert! Ich stehe als ein Verbrecher vor Dir, als ein elender, armer Mann, denn es gibt kein Mittel, meine Schuld zu sühnen und Dir das geraubte Glück zurückzugeben. Und das bekümmert mich, das nagt an meinem Herzen wie ein zerstörendes Gift. Die Blicke Deiner sanften Augen durchbohren meine Seele und jedes Deiner Liebesworte sagt mir, daß ich an Dir gefrevelt habe, an Dir und unserem Kinde!"

Sie ergriff sanft seine brennende Hand.

„Franz, ich habe mich nicht über Dich zu beklagen, Du bist mir ja der zärtlichste, beste Gatte gewesen. Liebst Du mich nicht mehr?" fragte sie leise.

Er blickte sie mit seinen großen, schwermuthsvollen Augen lange an. Dann rief er: „Du warst mein Alles auf dieser Welt! Dir danke ich ein namenloses Glück — jetzt liegt es zertrümmert zu meinen Füßen. Doris, habe Mitleid mit mir — wende Dich ab, vermehre durch Deine Liebe den Jammer nicht, der mein Herz zerfleischt — laß mich den Weg ziehen, den das Schicksal mir vorgeschrieben und sorge Du allein für unser Kind — sei ihm Mutter und Vater. Du verstehst mich nicht, Doris, und das ist wohl natürlich — aber Du darfst, Du sollst mich auch nicht verstehen. Wehe uns Beiden, wenn Dir je klar würde, was mich betrübt. Geh', geh', armes Weib — ich, der Stärkere, will allein die Last tragen, die ein hartes Schicksal mir aufgebürdet hat. Sage nicht, daß mir das Vertrauen zu Dir fehle, daß ich Dich ausschließe von den Leiden, die Du mit mir gemeinschaftlich zu tragen verpflichtet bist — geh', Doris, geh' zu Deinem Kinde!"

Sie erhob ihr schönes, in Thränen gebadetes Gesicht und sah den bleichen Mann an, der tief erschüttert vor ihr stand.

Sein Geist ist krank! dachte sie. Ich darf nicht zögern, ärztliche Hilfe zu holen. „Franz," sagte sie laut nach einer Pause, „Du birgst ein trauriges Geheimniß vor mir."

„Wie, ein Geheimniß?" fuhr er wie aus tiefen Gedanken empor.

„Als ich eintrat, standest Du vor jenem Sekretär, den mein Vater bis zum letzten Augenblicke seines Lebens benutzt hast ... Du warst so erregt ..."

„Doris! Doris!" stammelte er in sichtlicher Angst.

„Verbargst mit zitternden Händen ein Papier ..."

„Es ist nichts, nichts, glaube mir."

„Und dennoch drängt sich mir die Vermuthung auf, daß jenes Papier ..."

„Dort bewahre ich mein Geheimbuch — ich befolge genau die Geschäftsgrundsätze Deines seligen Vaters."

„Franz, verweigere mir Dein Vertrauen nicht. Auch mein Vater berieth in schwierigen Fällen mit seiner Gattin —"

„Es liegt kein schwieriger Fall vor."

„Zeige mir das Papier!" bat sie schluchzend.

„Gute Nacht, Doris!"

Sie wollte ihn küssen. Als sie ihre lilienweißen Arme ausstreckte, wich er so erschreckt zurück, als ob sich ihm ein Gespenst nahete. Dasselbe heftige Zittern befiel ihn, das sich seiner bei dem Anblicke

des Kindes bemächtigt hatte. Doris blieb stehen, indem sie beide Hände auf ihren erregten Busen preßte. Mühsam sammelte sie ihre Fassung, um noch einen letzten Versuch zu wagen, dem armen Manne ein Bekenntniß abzulocken.

„Franz," begann sie ernst und ruhig, „Du kennst meine Liebe für Dich, Du weißt, daß mein ganzes Herz an Dir hängt und daß ich nicht blos dem Willen meines Vaters folgte, als ich Dir die Hand am Altare reichte, sondern einer innigen Neigung, welche die Vorzüge Deiner Person in mir erweckt hatten. Diese Neigung ist nicht nur dieselbe geblieben, nein, sie hat sich in der Zeit unserer Ehe zur Leidenschaft für Dich gesteigert. Und so ward mir die Erde durch Deine Liebe zum Himmel. Mein Glück war ohne Grenzen, als uns unser Karl geboren ward. Franz, bei dem Andenken an meinen Vater, der Dein Glück begründet hat, gib mir Aufschluß über Deine seltsame Stimmung, erkläre mir das Geheimniß Deines seltsamen Betragens. Kannst Du es über Dich gewinnen, mich in den tiefsten Abgrund des Elends zu schleudern, nachdem Du mich auf den Gipfel irdischen Glücks erhoben? Dann, Franz, hast Du mich nie geliebt, dann zwingst Du mich, den Argwohn auszusprechen, daß Dich mein Vermögen mehr gereizt hat als meine Person. O, verzeihe der Mutter Deines Kindes, die so harte Worte zu Dir spricht. Ich fordere ja nichts, als Dein Weib zu sein, das Dir mit Leib und Seele angehört. Schließe mich nicht aus von Deinem Vertrauen, Deine Leiden sind die meinigen, wie Deine Freuden die meinigen sind."

Sie schwieg, von Schmerz überwältigt, und verhüllte das Gesicht mit dem Batisttuch, das von ihren Thränen feucht war. Als sie nach einigen Augenblicken wieder aufsah, saß Franz in sich gekehrt da, den prachtvollen Teppich zu seinen Füßen anstarrend. Er hatte in diesem entscheidenden Augenblicke kein Wort des Trostes, keinen Blick der Liebe und Ermuthigung für seine leidende Gattin, die sich von ihm angebetet wähnte und nun zu der Erkenntniß gelangt war, daß sie sich einer leeren Illusion hingegeben. Sie betrachtete den bleichen Mann, der unwillkürlich vor sich hinflüsterte:

„Ich muß stark sein und wenn mein Herz darüber bricht!" Dann strich er mit der flachen Hand über seine feuchte Stirne, erhob sich wie ein Sinnverwirrter und sagte mit tonloser Stimme: „Ich verzeihe Dir den soeben ausgesprochenen Argwohn — er ist, dem Anscheine nach, gerechtfertigt, und nun gute Nacht, Doris! Kannst Du es, so schweige über das eingetretene Verhältniß, es ist nicht gut, daß die Welt darum weiß. Nimm die Versicherung, Doris, daß ich leide, daß ich entsetzlich leide!" Schwankend ging er in das Schlafgemach.

Doris eilte zu dem Sekretär; er war fest verschlossen. Dann trat sie in das Vorzimmer hinaus, wo Christian auf einem Stuhle saß. Der treue Diener erhob sich und sah seine Herrin fragend an.

„Christian," flüsterte sie, „Dir übergebe ich meinen Mann."

„Was ist es denn?" fragte betrübt der Greis.

„Beklage mit mir Deinen armen Herrn!" sagte die junge Frau schluchzend.

„Er ist also krank, wie ich es gefürchtet habe."

„Sein Geist leidet, nicht der Körper."

„Das kommt von dem angestrengten Arbeiten. Ich habe es immer gesagt, Madame. Herr Walburg arbeitet mehr als drei unserer tüchtigsten Commis. Und das kann kein gutes Ende nehmen, das muß den Geist zerstören."

„Christian, fühlst Du Dich stark genug, diese Nacht zu wachen?"

„O gewiß, Madame!" versicherte der Alte. „Ich werde einem Andern den Dienst nicht anvertrauen, der mir am Herzen liegt. Ich wache und werde Ihnen morgen früh berichten, was während der Nacht vorgegangen ist."

„Mein Mann verbirgt ein Papier in seinem Sekretär . . ."

„Ich weiß es; gestern Abend habe ich ihn überrascht, als er den Brief, der schon sehr alt zu sein scheint, las. Da hat er geweint, unser armer Herr, und laut geschluchzt. Ich schäme mich nicht, Ihnen zu sagen, daß ich mit ihm geweint habe."

„Beobachte, beobachte, Christian. Jener Brief enthält die Lösung des traurigen Räthsels."

Doris betrat ihr Boudoir, wo sie weinend auf einen Sessel sank. Mitternacht war vorüber, als sie ihr Bett aufsuchte, um schlummerlos die lange Nacht zu verbringen.

II.

Am nächsten Morgen berichtete Christian, daß Herr Walburg früh sein Zimmer verlassen habe und in das Comptoir hinabgegangen sei, um zu arbeiten. „Die Nacht," fügte der Greis hinzu, „ist ruhig verflossen, ich glaube sogar, daß mein armer Herr ein wenig geschlafen hat."

Doris befahl, den Hausarzt, Doktor Martini, zu rufen. Dann ließ sie die Kammerfrau kommen und begann ihre Toilette. Meta war eine alte Jungfrau von fünfzig Jahren; sie hatte schon der Mutter der jungen Frau gedient und war, wie Christian, als ein Erbstück auf die gegenwärtige Generation übergegangen. Doris schätzte die alte Dienerin, und diese hing in unerschütterlicher Treue

an ihrer Herrin. Die Bekümmerniß derselben ging ihr tief zu Herzen; sie hätte gern große Opfer gebracht, um das trauernde Gemüth der jungen Dame zu erheitern. Wenn Doris früher sich in kritischen Fällen bei der ernsten und klugen Meta Raths erholt, so beobachtete sie jetzt eine unerklärliche Zurückhaltung; sie suchte selbst durch eine erkünstelte Unbefangenheit die alte Dienerin zu täuschen, die jedoch längst die Spannung bemerkt hatte, welche zwischen den beiden Gatten eingetreten war. Und wie konnte ihr dieser Umstand auch entgangen sein, da sie seit vier Jahren Zeugin des ungetrübten Glückes gewesen, das die beiden Gatten in ihrer Ehe gefunden. Die kluge Alte glaubte zwar auch an eine Krankheit Walburg's; als sie aber von Christian gehört hatte, daß ein altes Papier den Kaufherrn in Angst und Schrecken setzte, schüttelte sie bedenklich den grauen Kopf und widersprach der Ansicht, daß Herr Simons, der verstorbene Vater der jungen Frau, doch wohl nicht so reich gewesen sei, als man allgemein annahm. Ich weiß besser, daß Herr Simons eine Million hinterlassen, hatte sie geantwortet; und Herr Walburg hat mit dem Vermögen seiner Frau gut gewirthschaftet, denn er ist ein ebenso tüchtiger Kaufmann, als es sein Schwiegervater gewesen. Das Papier muß ihm von anderen unangenehmen Dingen Nachricht gegeben haben.

(Fortsetzung folgt.)

Brautkranz und Lorbeerkrone.

(Fortsetzung.)

Die langen Schatten der benachbarten Berge verbreiteten beim Verglühen der Abendsonne nächtliches Dunkel über einen an der Landstraße liegenden Kirchhof, in dem jetzt an einem mit Blumen reich geschmückten Garten eine große schlanke Frauengestalt weilte. In ihren Augen perlten Thränen, das lange blonde Lockenhaar bedeckte ihr bleiches gesenktes Antlitz, das den Ausdruck eines tiefen Kummers trug.

Dies war Sophie von Lindenberg, die am Grabe ihrer Mutter der Vergangenheit Weihestunde widmete, denn sie hatte sie mit schwärmerischer Zärtlichkeit geliebt, und rief sich jedesmal an ihrem Grabe die letzten Wünsche und Lehren ihrer Mutter ins Gedächtniß zurück.

In früher Jugend der väterlichen Stütze beraubt, war Sophie daran gewöhnt worden, sich selbst ihren Unterhalt zu verdienen; allein wie ein und dieselbe Erziehungsweise bei zwei verschiedenen Charakteren, nicht dasselbe Resultat hervorbringt, zeigte sich an ihrem Bruder Theobald, der durch den Einfluß seichter Gesellschaft, alle Vorurtheile seines Standes nährend, vornehmen Müßiggang rechtschaffener Arbeitsamkeit vorzog. Sophie hatte, des Willens ihrer sterbenden Mutter eingedenk, ihre Liebe für diese, so viel es in ihren Kräften stand, auf den Bruder übertragen und unterstützte ihn mit dem Ertrage des Musikunterrichtes, den sie gab und wodurch sie auch in den Stand gesetzt wurde, ihn in ihrer Wohnung und an den Tisch aufzunehmen.

Sie war der Verheirathung ihres Bruders weder förderlich noch hinderlich gewesen, doch zitterte sie vor dem Loos der armen Johanna, und ihre Befürchtungen sah sie bereits gerechtfertigt.

Lange saß Sophie versunken in dumpfem Hinbrüten und in Betrachtung ihres Kummers, daß unvermerkt die Nacht darüber eingebrochen war. Ueber die ganze Gegend ergoß sich das schimmernde Mondlicht und friedliche Stille, nur hin und wieder rauschte der Wind durch das Laub der Bäume und zog frostig über die weiß leuchtenden Gräber dahin. Da klopfte es Sophien leise auf die Schulter und Theobald stand hinter ihr. „Wie lange schwärmst Du hier, wo wir Dich zu Hause sehnlich erwarten?" sagte er.

„Ich dachte soeben daran," erwiederte Sophie, „wie Deine blauen Augen, Deine Stirne, Dein rundes Kinn, ja sogar Deine Stimme oft unverkennbare Aehnlichkeit haben mit der theueren Verstorbenen. Ach, Theobald, wenn Du doch ihrem Beispiel und ihren Lehren nacheifern und das Leben von einer ernsteren Seite ansehen wolltest."

„Wieder einmal die Sittenpredigerin," lachte er. „Uns beide Mohren wirst Du nicht weiß waschen."

„Wen meinst Du damit? Stelle Johanna nicht Dir selbst gleich, denn sie ist ein gutes lenksames Kind, entbehrt gern, was sein muß, nimmt aber auch die dargebotenen Freuden dankbar an. Strafbar ist es aber von Dir, daß Du sie in geselligen Kreisen einführst, die unsern Verhältnissen so wenig angemessen sind, in denen Edelmuth und Ritterlichkeit dieselbe Bedeutung haben, als bei uns Rechtschaffenheit und Pflichttreue."

„Du sprichst für mich in Räthseln, auf wen beziehst Du das Gesagte?"

„Zum Beispiel auf die Gräfin Nordstern, deren zehnjährigem Töchterlein ich zwar Unterricht gebe, mich aber im Uebrigen so viel als möglich zurückziehe. In ihren glänzenden Umgebungen, wo Ansichten und Meinungen sich in weiten, freien Räumen

bewegen, schreitet die Frau zur Wahl eines andern Mannes mit der Leichtigkeit, wie man ein Kleid wechselt, wird das zehnjährige Mädchen in die Künste der Koketterie eingeweiht und ihr die goldene Kindheit vergiftet. Ach, Theobald! meide den Umgang dieser leichtsinnigen Menschen aus Liebe zu mir und im Sinne unserer guten Mutter, die hier unter diesem kühlen Erdhügel schlummert."

„Changons de discours," versetzte Theobald, „bei dem Worte Ritterlichkeit fallen mir auch ritterliche Uebungen ein, und so muß ich Dir erzählen, was ich neulich mit dem Sohne der Gräfin Nordstern für einen vortheilhaften Handel abgeschlossen habe. Dem jungen Grafen kam es in den Sinn, zum Zeitvertreibe einen Zweikampf zu veranstalten zwischen seinem und meinem Hunde. Ich wollte anfänglich den meinigen nicht dazu hergeben, aber der Graf bot eine bedeutende Summe Geldes, und überdies theilte ich ja auch das Vergnügen, dem Zweikampf beizuwohnen. Die Hunde zeigten anfänglich keine Lust zum Kampfe und mußten so lange mit den Nasen zusammengestoßen werden, bis sie, durch den Schmerz dieser Wunden gereizt, wüthend auf einander losfuhren. Als meinem Hunde das linke Auge dabei ausgerissen wurde, gab ihm der Graf mit seinem Hirschfänger den Gnadenstoß. Denke Dir, Sophie! — wenn ich noch von dem Grafen die versprochene Summe erhalten sollte, so kann ich damit einen bedeutenden Theil meiner Schulden bezahlen."

„Scheint Dir ein so grausames Spiel eine ritterliche Uebung zu sein?" fragte Sophie. „Arme Johanna, ich bedauere sie um Deinetwillen."

„Ich bin der Beklagenswerthe, nicht sie, denn der Graf macht ihr den Hof, und Scherz bei Seite, nach mir spielt er in der Damenwelt die erste Rolle."

„Auch diese herzlose Beschuldigung stößt Du mit lachendem Munde aus?"

„Da kommt uns Johanna schon entgegen," unterbrach sie Theobald; „ihr weißes Gewand leuchtet wie eine weiße Lilie auf dem Felde. Sie hat den Tisch zum Abendessen unter der Linde im Garten gedeckt. Ei wie romantisch, im Duft der Lindenblüthen, im Silberschein des Mondes mit einer treuen Schwester, mit einer zärtlich liebenden Gattin zu Abend zu essen! Wollte Gott, daß das, was ich ihr zu sagen habe, ebenso romantisch wäre!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine rührende Scene.) Vicomte Walsh, als Schriftsteller rühmlich bekannt, erzählt Folgendes in dem Berichte über einen seiner Ausflüge in der Bretagne: „In dem kleinen Dorfe Vernes mit meinem Führer angekommen, wollten wir den dortigen hochbetagten Pfarrer besuchen. Es wurde uns aber bedeutet, daß sich derselbe in der Kirche mit einer Kranken befinde. Wir begaben uns deßhalb in die Kirche, sahen aber nur zwei Weibspersonen allda, nämlich ein ganz weiß gekleidetes Mädchen von etwa 16 bis 18 Jahren, welches todtblaß auf einem Stuhle saß; und neben dem Stuhl eine inbrünstig betende Frau. Wir hörten aber die Orgel spielen. Es war der Pfarrer, der eine Melodie von Händel, ein ungemein trauriges und melancholisches Stück, spielte. Ich richtete meine Augen auf das Mädchen, welches wie eine weiße Marmorstatue war. Ihr Leiden bestand darin, daß sie nicht weinen konnte. Sie hatte eine innigst geliebte Zwillingsschwester verloren, und eben, weil sie nicht weinen konnte, war sie nahe daran, unter der drückenden Last der Traurigkeit zu erliegen. Der alte, erfahrungsreiche Pfarrer kam daher auf den Gedanken, ein Lied, welches die beiden Schwestern oft und gerne mit einander sangen, auf der Orgel vorzutragen, hoffend, hierdurch der armen Leidenden Thränen zu entlocken, und somit ihr Herz zu erleichtern. Der Text des von Chateaubriand verfaßten Liedes ist folgender:

Denkest du daran, wie unsre Mutter
In der stillen Vaterhütte
Uns an's freudige Herz drückte, meine Liebe?
Und wir küßten ihre weißen Haare, wir Beide.

Es dauerte nicht lange und das bisher unbewegliche Mädchen reichte mit einer Hand an die Stirne; dann fing ihr Busen an, sich zu erheben; es erfolgten Herzstöße, die drohten, das arme Kind zu ersticken. Endlich brachen Thränen aus den bisher starren Augen; das Mädchen erhob sich, umschlang die Mutter und sprach: „Es ist mir jetzt leichter, liebe Mutter, es ist mir besser, ich kann wieder athmen." Und die freuden- und hoffnungsvolle Mutter umarmte ihrerseits das Mädchen und so brachten beide ihren Dank im Heiligthume dar. Das Mädchen war gerettet.

* Auflösung des Räthsels in № 145:
Der Buchstabe L.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 147. Freitag, 8. Dezember 1865.

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

Als Meta die Toilette ihrer Herrin vollendet hatte, ward der Doktor angemeldet. Nicht um ihre Neugierde zu befriedigen, sondern um nöthigenfalls ihre treue Anhänglichkeit zu beweisen, beschloß sie, nach allen Seiten hin zu beobachten und die Gegenwart mit der Vergangenheit in Verbindung zu bringen. Da sie wußte, daß man dem alten, würdigen Arzte vertrauliche Eröffnungen machen würde, schlüpfte sie ungesehen in das Schlafgemach ihrer Herrin und lauschte hinter dem grünseidenen Vorhang.

Der greise Arzt trat ein.

Doris warf sich ihm weinend an die Brust.

„Wie steht es mit Walburg?“ fragte er bewegt.

„Ich muß an eine Geisteszerrüttung glauben.“

„Das wolle Gott verhüten.“

„Und doch ist es so.“

„Ruhig, ruhig, mein liebes Kind!“ ermahnte der Doktor. „Die Uebel sind in der Regel nicht so schlimm, als sie auf den ersten Blick erscheinen. Mag immerhin Walburg's Verstimmung einen moralischen Grund haben — wir besitzen ja, so glaube ich fest, der wirksamen Mittel genug, um die Harmonie in seinem Gemüthe wieder herzustellen. Er liebt Sie, er ist glücklich über das Geschenk des Himmels, den holden Knaben.“

„Und dennoch, dennoch!“ rief weinend die arme Frau. „Er hat das Kind von sich gestoßen und mich will er nicht mehr sehen, er schließt mich aus von seinem Vertrauen. In seinem Benehmen liegt Etwas, das meine Ehre verletzt.“

„Das ist nicht möglich!“

„Dann spricht er wieder von zertrümmertem Glücke und klagt sich als einen Verbrecher an. Doktor, Ihnen gegenüber will ich offen sein — helfen Sie mir, retten Sie meinen armen Mann!“

„Das ist mein inniger Wunsch und wird mein redliches Bestreben sein. Theilen Sie mir mit, was geschehen ist, und ich werde Ihnen als Arzt und Freund zur Seite stehen.“

Doris erzählte nun, was am verflossenen Abend in dem Zimmer Walburg's geschehen. Der Arzt hatte aufmerksam zugehört, ohne durch irgend ein Zeichen die Ansicht zu verrathen, die er von den Dingen hegte.

„Sie haben also das Papier gesehen?“ fragte er.

„Ja.“

„Und er sucht es Ihnen zu verbergen?“

„Mit der Aengstlichkeit des Diebes, den man ertappt.“

„So müßte man zunächst sich dieses Papiers bemächtigen, sei es durch Gewalt oder durch List.“

„Verfahren Sie, Doktor, wie es Ihnen nöthig erscheint, ich werde mich Allem willig fügen.“

Der Arzt ließ den alten Christian eintreten.

„Wo ist jetzt Ihr Herr, Christian?“

„Er arbeitet schon seit sechs Uhr in seinem Kabinet.“

„Wie benahm er sich, als Sie ihm diesen Morgen den Dienst leisteten?“

„Herr Doktor...“

„Verschweigen Sie mir nichts!“

„Und auch ich will Alles wissen!“ sagte Doris heftig. „Was ist geschehen! Bekennen Sie, Christian, wenn ich nicht an Ihrer Dienertreue zweifeln soll.“

Der Greis trocknete die Thränen, die seinen trüben Augen entquollen.

„Mein Herr muß sehr krank sein!“ stammelte er. „Ach, Verzeihung, Madame, wenn ich Ihnen nicht Alles gesagt habe, aber es ist traurig. Das Herz möchte mir brechen, wenn ich daran denke.“

„Reden Sie endlich!“ befahl ernst der Arzt.

„Sie wissen, daß ich diese Nacht im Vorzimmer verbracht habe, ohne daß es mein Herr ahnte. Ich hatte die Thüre offen gelassen, um genau beobachten

zu können. Mein Stuhl ſtand dicht neben der Thüre. Da ward ich plötzlich durch ein Geräuſch aus meinem Halbſchlafe geweckt — ich hörte, daß Herr Walburg den Sekretär ſchloß und dann auf- und abging. Von den Worten, die er mit ſich ſelbſt ſprach, verſtand ich keines; aber mehr als einmal ſtieß er die gräßlichſten Verwünſchungen gegen den verſtorbenen Herrn Simons aus, er nannte ihn einen Seelenverkäufer, einen ſchlechten und herzloſen Vater und einen Verbrecher, der nicht werth geweſen, daß er eines ruhigen Todes geſtorben ſei. Dann wieder verfluchte er ſein Schickſal und ſprach von Selbſtmord. Plötzlich hörte ich einen Fall — da mußte ich natürlich zu Hilfe eilen. Als ich in das Zimmer trat, lag Herr Walburg wie leblos auf dem Teppich. Er kam wieder zu ſich, als ich ihn emporgerichtet und auf das Sopha geſetzt hatte. Ach, Herr Doktor, Sie hätten nur die Blicke ſehen ſollen, mit denen er mich anſtarrte. Mir wurde angſt und bang vor ihm."

„Wer hat Dich gerufen?" fragte er barſch.

„Niemand, mein lieber Herr."

„Menſch, Du lügſt!" ſchrie er mich mit erſtickter Stimme an, und ſeine ſtarken Hände erfaßten den Kragen meines Rockes, daß mir faſt der Athem verging.

„Warum ſollte ich denn lügen, mein lieber Herr!"

„Chriſtian, bekenne, daß Dich meine Frau gedungen hat, mich zu überwachen, bekenne, daß Du mir mein Geheimniß entreißen und mich verrathen willſt."

Ich betheuerte ihm, daß mich nur die Sorge um ſeine Geſundheit hergetrieben habe. Als ich ihm auf Befragen geſagt, daß Madame längſt zu Bett gegangen und außer mir im Hauſe Niemand mehr wach ſei, ward er wieder ruhiger.

„Chriſtian," ſagte er, „ich bin wirklich krank, ich habe gräßliche Fieberträume, die mich zu Tode martern. Wenn Du gehört haſt, was ich geſagt habe, ſo achte nicht darauf, es war tolles Zeug, das mir der Traum vorgaukelte. Ja, wahrhaftig, das tolle Zeug von der Welt!"

Und dabei lachte er ſo ſeltſam, daß es mir durch Mark und Bein ging. Dann mußte ich ihm verſprechen, das, was ich gehört und geſehen, zu verſchweigen. Aber ich ſehe wohl ein, daß ich nicht ſchweigen darf, daß es meine Pflicht iſt, zu reden."

„Ja, mein alter Freund, es iſt Ihre Pflicht," ſagte der Arzt, „denn wenn ich nicht die Aeußerungen der Krankheit Ihres Herrn kenne, iſt es mir unmöglich, die richtigen Mittel zu ergreifen."

„Das ſehe ich wohl ein, Herr Doktor."

„Was geſchah ſpäter?"

„Herr Walburg warf ſich auf das Bett und befahl mir, ihn um ſechs Uhr zu wecken. Als ich kam, war er ſchon angekleidet. Er trank eine Taſſe Kaffee und ging in das Comptoir, nachdem er mich noch einmal an mein Verſprechen erinnert hatte."

Man entließ den Diener.

„Was beginne ich?" fragte weinend die junge Frau.

„Sie verhalten ſich ruhig, pflegen Ihr Kind und überlaſſen mir die Sorge für Ihren Mann. Einen ähnlichen Verſuch, wie der von geſtern Abend, ihn zum Geſtändniſſe zu bringen, halte ich nicht für rathſam; Sie verurſachen ſich und Walburg eine nachtheilige Aufregung. Laſſen Sie ſich aufſuchen — Walburg wird ſchon kommen, denn er liebt ſeine Gattin und ſein Kind. Ich weiß, daß ich viel von Ihnen fordere, denn es muß Ihnen ſchwer werden, Gleichgiltigkeit bei dem Leiden des Gatten zu erkünſteln; aber folgen Sie mir, wir werden bald zum Ziele gelangen. Dies iſt für den Augenblick die Verordnung, die ich Ihnen zu geben habe. Von nun an ſehen Sie mich täglich ein- auch zweimal in Ihrem Hauſe. Jetzt werde ich Walburg bei der Arbeit aufſuchen."

Der Arzt verließ das Zimmer und ſtieg die Treppe hinab. Er trat in die Comptoirs, die ſich in dem Erdgeſchoſſe befanden. Die Commis, der Buchhalter und der Kaſſier waren in voller Thätigkeit. Wohin das Auge ſah, entdeckte es eine muſterhafte Ordnung. Nichts verrieth, daß die Seele dieſes wohlorganiſirten kaufmänniſchen Körpers leide oder in Ausübung ihrer Funktionen ermattet ſei. Durch ein Glasfenſter ſah man in das Kabinet des Chefs. Walburg ſtand an ſeinem Pulte und arbeitete.

„Wie geht es Ihnen, mein wackerer Urban?" fragte der Arzt einen alten Commis, der die Korreſpondenzen beſorgte.

„Gut, Herr Doktor. Es gibt viel zu thun."

„Gerade jetzt?"

„Herr Walburg läßt uns nicht zu Athem kommen. Ein großes Geſchäft treibt das andere. Ich beklage mich nicht, denn ich bin an Thätigkeit gewöhnt — aber ich möchte Ihnen eine Bitte an's Herz legen, Herr Doktor."

„Sprechen Sie, Freund Urban."

„Herr Walburg überarbeitet ſich," flüſterte er ihm zu. „Sehen Sie ihn an, er muß krank ſein. Gerne nehme ich einen Theil ſeiner Geſchäfte auf mich; aber ich wage es nicht, ihn zu erinnern, denn er iſt ſehr reizbar. Wenn wir kommen, ſteht er an ſeinem Pulte, und wenn wir gehen, ſteht er noch da. Er muß auch des Nachts arbeiten. Rathen

Sie ihm ab, Herr Doktor, es geht sonst nicht gut."

„Das wird geschehen. Und nun antworten Sie mir, Urban."

Der Arzt fragte flüsternd: „Begeht Walburg bei der großen Abspannung nicht geschäftliche Versehen?"

„Im Gegentheil; ich bewundere die Akkuratesse, mit der er arbeitet. Seine Briefe sind kurz und bündig und die Aufträge, die er ertheilt, so präzis, daß ein Irrthum nicht möglich ist. Auch in der Wahl der zu machenden Unternehmungen vergreift er sich nicht; er nimmt die herrschenden Konjunkturen mit einem wunderbaren Scharfblick wahr. Diesen Mittag will er selbst, nach langer Zeit wieder einmal, die Börse besuchen."

(Fortsetzung folgt.)

Brautkranz und Lorbeerkrone.

(Fortsetzung.)

Nach dem Abendessen sagte Theobald seiner Frau, sie möchte ihm doch einmal ihr Schmuckkästchen, was sie an ihrem Hochzeitstage zum ersten Mal brauchte, herunterholen und, nachdem sie seinem Wunsch gehorcht, steckte er das Kästchen mit gleichgiltiger Miene in die Tasche, indem er sprach: „Dieses Kästchen gehört Dir, Du gehörst mir; über mein Eigenthum kann ich nach Willkür verfügen, also auch über Dich und Alles was Dir gehört. Dein Schmuckkästchen werde ich verkaufen, um eine Spielschuld damit zu bezahlen."

Diesem rohen trivialen Scherz, dem aber Ernst zum Grunde lag, folgte ein häuslicher Zwist, worauf sich Theobald entfernte und seinen gewöhnlichen Vergnügungen und Schwelgereien nachging.

In der kurzen Zeit ihres Ehestandes war für Johanna der goldene Schleier jugendlicher Täuschungen zerrissen, und vor ihr stand schreff und kahl die dunkele Schreckensgestalt einer Zukunft, in der sie als Sklavin, ihr Gatte als Tyrann erschien; doch bis zu dieser Stunde war noch nie eine Klage über ihre Lippen gekommen, noch nie in Gegenwart Anderer eine Thräne über ihre Wange gerollt, denn das weibliche Herz lernt aus Pflichttreue lieben und bitteres Leiden sanft ertragen.

„Meine gute, liebe Johanna," sagte Sophie und drückte einen Kuß auf ihre Stirn, „vergib mir, wenn ich diesmal eine Frage an Dich richte, die vielleicht Deine Betrübniß noch vermehren wird. Du warst stets ein heiteres, fröhliches Kind, und wenn Du fehlst, ist es gewiß nicht aus bösem Herzen, sondern aus Unbesonnenheit."

„Seit einem halben Jahr bin ich nicht mehr fröhlich, doch sage mir, was Du meinst," erwiederte Johanna.

„Hast Du Deinem Manne Grund zu gerechter Eifersucht gegeben.

„In Bezug auf wen?"

„Auf den Grafen Nordstern."

„Wer hat mich so verleumdet?

„Theobald selbst klagte Dich bei mir an."

„Großer Gott, wie ungerecht ist diese Beschuldigung! Damals, als ich noch auf Bällen mit ihm tanzte, verbot er mir streng, dem Grafen einen Tanz abzuschlagen, und nur aus Rücksicht für ihn ertrug ich geduldig die lästige Zudringlichkeit dieses Menschen."

„Spricht Dein Gewissen Dich auch frei von jeder andern Schuld? Hast Du Grund, Deine Verbindung mit Theobald zu bereuen, weil Du damals, als Du noch im elterlichen Hause warst, Dein Inneres und die Wichtigkeit Deines Schrittes nicht genugsam prüftest? Kannst Du ihm mehr sein als eine pflichttreue Gattin? Kannst Du ihn achten und lieben aus tiefstem Grunde des Herzens?"

Johanna antwortete nur mit einem schweren, tiefen Seufzer, sie dachte an ihre Heimath, an die Eltern, den Bruder. — Dort wollte sie Trost suchen in ihrem Kummer, und reiste nach einigen Wochen ab, um einen Besuch in ihrer Vaterstadt zu machen.

Wir kehren indeß zu der Familie Lichtenau zurück, die in einem kurzen Zeitraume reich an traurigen Erfahrungen und schweren Prüfungen geworden war. Seit der Trennung von Arthur welkte Emilie dahin wie eine im Aufbrechen geknickte Knospe. Madame Lichtenau machte mit Verschwendung und Prachtliebe ein glänzendes Haus, in dem sich eine Schaar von Bewerbern um die Hand ihrer Tochter einfand, welche aber eben so bald ihre Hoffnungen aufgeben mußten und sich nach und nach immer seltener blicken ließen.

Den letzten Herbst war Herr Lichtenau gestorben und mit seinem Tode folgte für die beiden zurückbleibenden Frauen ein Winter der Sorge und der bittersten Noth. Madame Lichtenau sah sich bald von Gläubigern so bedrängt, daß sie diese durch Kündigung ihres Kapitals befriedigen mußte. Wo waren nun die früheren Freunde, die sich bei ihrer reich besetzten Tafel gern und fast täglich einfanden? Sie kamen höchst selten oder fast gar nicht mehr. Die Wege des Gartens blieben verschneit und unbetreten. — Emilie und ihre Mutter verlebten einen traurigen Winter.

„Wozu habe ich so viel an Deine Erziehung gewendet, wozu hast Du Dich von der Geselligkeit zurückgezogen, um der Kunst und Deinen Lieblingsplänen obzuliegen?“ sagte einst die Mutter zu ihrer Tochter. „Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo Du Deine kränkliche Mutter ernähren sollst.“

„Du hast Recht,“ antwortete Emilie, „ich werde thun, was ich kann, obgleich es wohl manchen harten Kampf kosten wird.“

Sie holte ihre Mappe mit den Landschaften, wählte die besten daraus und schickte sie an eine Kunsthandlung zum Verkauf. Dies Heiligthum ihres Herzens der Welt preisgebend, harrte sie lange in banger Erwartung einer Antwort, bis ihr endlich der niederschmetternde Bescheid ward, gegen die Gemälde an und für sich sei nichts einzuwenden, aber es sei unvortheilhaft, sich auf den Ankauf von den Werken eines unbekannten jungen Mädchens einzulassen.

Nach diesem fruchtlosen Versuch schrieb Emilie einige Novellen, die sie bald darauf in Zeitschriften gedruckt fand, allein, als sie nach dem Honorar fragte, erhielt sie zur Antwort, dabei könne bei diesen Versuchen nicht die Rede sein. Sie beschäftigte sich hierauf mit Porzellanmalerei, welche ihr eine Zeitlang gut bezahlt wurde, bis die Handlung, für die sie arbeitete, diesen Artikel aufgab und daher ihrer Arbeiten nicht mehr bedurfte — und dies traf zu einer Zeit, wo sie von allem Gelde entblößt, beinahe den Qualen des Hungers preisgegeben waren. Ihr einziger Trost war, daß doch wenigstens der halbe Winter überstanden sei.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein neuer Weg, um die Hand eines jungen schönen Mädchens zu erlangen.) Ein Korrespondent schreibt dem „Guelph Advertiser“ aus Garafaxa in Canada:

Die jungen Männer in einer der benachbarten Städte ärgerten sich kürzlich sehr, als sie erfuhren, daß ein alter, grauhaariger Wittwer sich mit dem schönsten jungen Mädchen in der Gegend verheirathet habe. Da diese Thatsache sehr sonderbar erschien, so fühlten einige Personen sich veranlaßt, Erkundigungen einzuziehen, in welcher Art es ihm gelungen sei, seine Bewerbungen mit einem solchen Erfolge gekrönt zu sehen, und wenn ihr Bericht sich auf Wahrheit gründet, so sind ihre Bemühungen, das zu erforschen, sehr gut bezahlt worden. Sie sagen, der erste Schritt des alten Liebhabers sei gewesen, eine Zigeunerin aufzusuchen, welche der jungen Dame wahrsagen sollte, zu welchem Zweck er ihr die folgenden Worte diktirt habe: „Meine theure junge Dame, Ihr Stern wird bald auf eine kurze Zeit durch eine sehr dunkle Wolke verdeckt werden, doch wenn er wieder erscheint, wird er mit ununterbrochenem Glanze bis an das Ende Ihrer Tage fortscheinen. Ehe eine Woche um ist, wird ein reicher alter Wittwer, der schwarz gekleidet ist und einen Castorhut trägt, Ihnen einen Besuch machen und Sie um Ihre Hand bitten. Sie werden sein Anerbieten annehmen, seine Gattin werden, und sich vor Ende dieses Jahres als seine Wittwe in dem Besitz seines ganzen Reichthums sehen. Ihr zweiter Gatte wird der junge Mann sein, an den Sie jetzt am fleißigsten denken.“ Drei Tage später fand sich der alte Herr, ganz so angekleidet, wie die Zigeunerin gesagt, bei der jungen Dame ein, erhielt ihr Jawort, worauf kurz nachher die Trauung folgte, und so wurde er der Gatte einer der schönsten Frauen in Canada.

Hast du verloren deinen Freund.

(Aus dem Engl.)

Hast du verloren deinen Freund
Durch ein zu rasch gesproch'nes Wort,
Geh' — ruf' ihn an dein Herz zurück
Und beuge deinen Stolz sofort.

Mahn' ihn an eine schönre Zeit,
Zu schön, um dauernd zu besteh'n.
Frag' ihn, ob durch das eine Wort
Soll alte Treue untergeh'n?

O sag' ihm, daß der Freude Licht
Seitdem aus deiner Brust entfloh'n,
Daß drin das Herz so schweigend ruht,
Als wäre es gestorben schon;

Daß jeder Pfad in Flur und Wald
Dich vorwurfsvoll zu fragen scheint:
„Warum irrst du allein umher?
Wo hast du deinen alten Freund?“

Hast du verloren deinen Freund
Durch ein zu rasch gesproch'nes Wort,
Geh' — ruf' ihn an dein Herz zurück
Und beuge deinen Stolz sofort

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 148. Sonntag, 10. Dezember 1865.

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

Der Doktor Martini drückte dem Korrespondenten die Hand und ging grüßend durch die Reihe der Commis. Als der Freund und Arzt vom Hause trat er ohne Umstände in das Kabinet. Walburg empfing ihn ernst, fast verdrießlich; er sah ihn fragend an, ohne die Feder aus der Hand zu legen. Der Arzt schien dies nicht zu bemerken, er stellte Hut und Stock in einen Winkel, rieb sich die Hände und sagte heiter:

„Freund Walburg, ich komme diesen Morgen in einer Geschäftsangelegenheit zu Ihnen. Darum suche ich Sie in Ihrem Kabinete auf. Aber wie — sind Sie krank?"

„Nein, durchaus nicht," antwortete ein wenig verlegen der Kaufherr.

„Sie sehen bleich aus."

„Ich habe in den letzten Nächten viel gearbeitet."

„Also mehren sich die Geschäfte?"

„Massenhaft, massenhaft!" rief Walburg. „Ich muß meine ganze Energie aufwenden, um nicht in Rückstand zu gerathen. Doch bald wird es überstanden sein, dann werde ich mir Ruhe gönnen. Ich beabsichtige diesen Sommer eine Reise nach der Schweiz und Italien zu machen."

„Vortrefflich! Dazu kann ich als Arzt nur rathen. Verändertes Klima, die Zerstreuungen der Reise werden Ihnen wohlthun. Doch bleiben wir bei der Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt."

„Was ist es?" fragte Walburg gespannt.

„Ich kenne seit einem Jahre eine alte Dame aus New-York, die in unserer Stadt still und zurückgezogen von einer bescheidenen Pension lebt. Sie ist eine Deutsche und war in der neuen Welt verheirathet. Fast den ganzen Winter lag sie krank und ich habe sie behandelt. Madame Siebold ist eine brave, achtungswerthe Wittwe ..."

„Ich erlasse Ihnen die Empfehlung, lieber Doktor," unterbrach ihn Walburg, indem er sein Arbeitspult erschloß. „Sie wollen der armen Frau eine Unterstützung vermitteln — hier ist Geld ..."

„Nein, lieber Walburg. Hören Sie mich an. Sie können ein gutes Werk verrichten, ohne die Hand nach der Kasse auszustrecken. Die Krankheit der Wittwe bestand in der Sehnsucht nach ihrem einzigen Sohne, der Commis in einem Hause zu New-York ist. Die Hälfte seines Gehalts hat er regelmäßig seiner Mutter zufließen lassen. Es ist dies wohl ein Beweis von der Herzensgüte des jungen Mannes, der sich nicht verkennen läßt."

„Ohne Frage!" rief Walburg.

„Im vorigen Herbste fallirte der Chef Ludwig Siebold's."

„Die Firma?"

„Nortsen und Kompagnie."

„Ganz recht. Herr Nortsen hat einen ächt amerikanischen Bankerott gemacht, bei dem auch ich um eine kleine Summe gekommen bin."

„Sie kennen die Firma — desto besser. Der Commis, der nichts erspart hatte, weil er seine Mutter unterstützt, konnte nicht sofort einen passenden Platz finden und gerieth in Noth. Auf meine Veranlassung brachte ihn ein hiesiger Schiffskapitän nach Europa, denn ich wollte die Quelle der Krankheit verstopfen, an der die arme Wittwe leidet. Der Commis ist angekommen; ich habe ihn kennen gelernt und muß gestehen, daß er auf mich den vortheilhaftesten Eindruck gemacht hat. Er spricht und schreibt vollkommen Englisch und Französisch und besitzt ein gewinnendes Aeußere. Sie wissen, daß es in unserer Stadt der jungen Kaufleute mehr gibt, als Stellen vorhanden sind, und da es nun gewissermaßen meine Pflicht ist, den auf meine Veranlassung angekommenen Commis unterzubringen, so wende ich mich an Sie. Der Arbeit ist glücklicherweise so viel vorhanden, daß Sie meinen Pro-

tegs täglich placiren können. Ich bitte Sie darum als Freund und als Arzt — Letzterer befiehlt es sogar, damit Sie sich nicht völlig aufreiben. Für die Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit des jungen Siebold verbürge ich mich. Das ist mein Geschäft. Nun antworten Sie."

Walburg reichte mit einem schmerzlichen Lächeln dem Arzte die Hand. „Doktor," sagte er, „Sie kann und darf ich nicht abweisen. Ihr Protegé ist von diesem Augenblicke an mein Commis."

„Sie haben ihn ja noch nicht gesehen."

„Dessen bedarf es nicht. Ihre Empfehlung genügt und damit ist das Geschäft abgemacht, über das Salair werde ich mich mit Siebold einigen."

„Diesen Nachmittag führe ich Ihnen den neuen Commis zu."

„Ich erwarte Sie, Doktor, hier in meinem Kabinete. Haben Sie meine Frau gesehen?" fragte Walburg so unbefangen, als es ihm möglich war.

„Ihre Frau und Ihren Sohn."

„Nun?"

„Beide bedürfen des Arztes nicht. Doris ist eine reizend junge Mutter und Ihr Karl ist ein Engel. Sie sind zu beneiden, Walburg — aber warum arbeiten Sie, als ob Ihnen das liebe Brod fehlte? Erhalten Sie sich dem Glücke, das Ihnen der Himmel in Gattin und Kind beschieden hat. Aber was ist das? Warum zittern Sie?"

„Nichts, nichts!" murmelte Walburg, indem er mit der Hand über seine feuchte Stirne fuhr. „Ich bin ein wenig erschöpft. Es wird vorübergehen. —"

Dann stützte er sein bleiches Haupt auf die Hand und starrte auf das vor ihm liegende Papier.

Der Arzt prüfte ihn mit forschenden Blicken. Er konnte sich nicht verhehlen, daß Walburg sich seit kurzer Zeit merklich verändert hatte. Sein Gesicht war ungewöhnlich bleich und mager geworden und seine Augen schwammen in einem matten Glanze. Aus der soeben stattgehabten Unterredung ließ sich auf eine Geistesstörung nicht schließen, er hatte zusammenhängend und mit jenem Wohlwollen gesprochen, das dem braven Manne eigen war. Geschäftlicher Natur konnten seine Sorgen auch nicht sein, warum zitterte er, als seines ehelichen Glückes Erwähnung geschah?

„Es ist vorüber, Doktor!" rief Walburg aufstehend. „Ein leichter Schwindel erfaßte mich. Sollte er wiederkehren, so nehme ich Ihre Hilfe in Anspruch. Bringen Sie mir den neuen Commis."

Der Doktor entfernte sich, ohne weiter in Walburg zu dringen. Es lag dies in seiner Absicht, obgleich er sich ernster Befürchtungen nicht erwehren konnte. Walburg besuchte heute die Börse. Um 3 Uhr nahm er, ernst und schweigend, das Mittagessen mit seiner Gattin ein und gegen 4 Uhr empfing er den Doktor, der ihm Ludwig Siebold, einen wohlgebildeten jungen Mann von 28 Jahren zuführte. Das Engagement war abgeschlossen und schon am nächsten Morgen stand der neue Commis an seinem Arbeitspulte. Die ersten Aufträge, deren sich Ludwig entledigte, bewiesen, daß dem Comptoir eine thätige Arbeitskraft gewonnen war.

III.

Gegen Abend des zweiten Tages hielt der Wagen des Doktors Martini in einer engen, schmutzigen Gasse vor einem jener Häuser, die zum Zwecke der Spekulation erbaut sind. Solche Häuser enthalten viele Wohnungen, haben wenig frische Luft und riechen nach Armuth.

Der Arzt stieg drei dunkle Treppen hinan, auf deren Stufen sich große Erhabenheiten sichtbar machten, die sich durch den verhärteten Schmutz, den die Passanten dort zurückgelassen, gebildet hatten. Die Füße des vielbeschäftigten und menschenfreundlichen Arztes waren an solche Wege gewöhnt. Auf dem schmalen Vorplatze blieb er erschöpft stehen und sah um sich. In der Tiefe zeigte sich ein Fenster. Er tappte dorthin. Auf dem Fenster, das sich zwischen zwei verpesteten Dachrinnen befand, stand ein mit Erde gefüllter Holzkasten, in dem junge Levkojen und einige Monatsrosen dufteten. Hier zeigte sich das ganze Leben im Kleinen — aber auch das ganze Elend des Lebens. Den frischfarbigen und wohlriechenden Blumen gegenüber erschien ein matter Sonnenstrahl, den der Himmel aus Barmherzigkeit durch die enge Schlucht der hohen Häuser sandte, Staub, Schmutz und jene unbeschreibliche Farbe, die den kleinen Wohnungen des alten Stadttheils eigen sind. Man erkennt die feuchten Wände, das wurmstichige Treppengeländer, die auseinander klaffenden Fensterrahmen und die altersschwachen, einst braun oder roth gewesenen Thüren.

An einer dieser Thüren zog der Doktor den verbogenen Draht einer Klingel. Gleich darauf öffnete ein junges Mädchen die Thüre.

„Wohnt hier Jungfer Rosa Beifuß?"

„Ja, mein Herr!" antwortete das freundliche Mädchen.

„Ich möchte sie sprechen."

Der Arzt trat auf den Vorplatz, der zugleich die Küche bildete. Das junge Mädchen öffnete eine Thüre, die zu dem freundlichen Wohnstübchen führte. Niemand hätte einen so reinlichen, netten Raum in dem alten, finsteren Gebäude gesucht. Die dicht an einander grenzenden Fenster waren mit weißen

Gardinen und einem mannigfaltigen Blumenflor geschmückt. Die wenigen Möbel glänzten und waren mit Decken belegt. In dem Lehnstuhle am Fenster saß eine alte Frau, reinlich und anständig gekleidet. Das schneeweiße Haupt bedeckte eine saubere Haube, und sauber wie die Kopfbedeckung war das graue Kleid und die weiße Schürze. Diese alte Matrone, die mindestens 65 Jahre zählen mußte, war Jungfer Rosa Beisuß, die Bewohnerin des Stübchens. Bei dem Eintreten des Doktors sah sie neugierig über ihre große Hornbrille hinweg und legte eine Näharbeit bei Seite.

Der Arzt nannte seinen Namen.

„Ida, einen Stuhl für den Herrn Doktor!“ rief die Alte eifrig, die großen Respekt vor dem renommirten Arzt hatte.

Sie kannte ihn aus den großen Familien, für die sie arbeitete.

(Fortsetzung folgt.)

Brautkranz und Lorbeerkrone.

(Fortsetzung.)

Es war einst in früher Morgenstunde und die aufgehende Sonne begrüßte mit ihren ersten Strahlen kaum die Landschaft, als Emilie in den Garten eilte, um für ihre Lieblinge, die Blumen, zu sorgen; erquickt durch die reine frische Luft, begrüßte sie den jungen Tag und beobachtete in den belaubten Blüthenzweigen der Bäume die jungen Vögel, die zwitschernd die Köpfe aus dem sichern Neste erhoben und um die ersehnte Nahrung baten, worauf die Alten auf den wohlbekannten Ruf herbeiflatterten. Als ob sie mit ihnen sprechen wollte, bog sich Emilie zu jeder ihrer Pflanzen herab, welche unter ihrer sorgfältigen Pflege grünten und blühten. Sie gab ihnen reichlich Wasser, das gleich schimmernden Thautropfen aus ihrer grünen Kanne perlte. „Schon heute erblicke ich dich in der herrlichsten Blüthenfülle, obgleich ich dich erst vor wenigen Tagen pflanzte,“ sagte sie zu einem Rosenbäumchen, das eine duftige weiße Krone trug, „reichlich lohnst du mir meine Mühe und Arbeit durch dein kräftiges Gedeihen; wollte Gott, daß unser Fleiß stets in demselben Maße reiche Früchte trüge; auch im strengen Winter werde ich deiner nicht vergessen, wenn du deiner Zierde beraubt sein wirst, ich werde dich mit wärmendem Stroh umhüllen, damit du wieder zu neuem Leben erwachen kannst.“ Nachdem Emilie diese ihre Lieblingsbeschäftigung vollendet hatte, sah sie herab auf die erwachende Natur; der Tag hatte noch nicht seinen Kampf mit der Nacht vollendet, denn noch schwebte die blasse Sichel des Mondes an dem reinen Himmelszelt, während Berg und Flur vom Morgenroth umglänzt war; es ertönte der seltsam zwitschernde Gesang der Schwalben, der so oft ein Vorgänger des Sonnenaufganges ist, und bald erhob sich die Lerche fröhlich schmetternd aus dem Saatfeld. Immer lebhafter wurde es unten im Thale, die Essen der Häuser dampften, die Hämmer klopften in der Schmiede, durch die Straßen rollten Wagen, der Taglöhner ging singend an die Arbeit. Da dachte Emilie, jetzt wird es auch Zeit sein, der Mutter einen Gutenmorgen zu sagen, und ging ins Haus zurück.

Madame Lichtenau las die Zeitungen, als ihre Tochter eintrat, sie nahm die Brille ab und sagte mit nachdenklicher Miene: „Jetzt weiß ich einen ganz passenden Platz für Dich, liebes Kind. Ich lese soeben in den Zeitungen, die Gräfin Nordstern suche eine Gouvernante für ihr zehnjähriges Töchterlein und dazu mußt Du Dich bei Zeiten melden.“

„Mutter, verlange nicht zu viel von mir! Auch von dem Letzten, was mir theuer ist, von der Heimath, soll ich mich losreißen? Was meinst Du mit dieser seltsamen Rede? Habe ich nicht um Deinetwillen ihm entsagt, den ich aus aller Fülle meiner Seele liebte? In die verwarbte Wunde meines Herzens ist die Liebe zur Heimath so tief hineingewurzelt und verwachsen, daß bei einer so schmerzlichen Trennung mein Herz brechen müßte.“

„Thörin, weißt Du nicht, daß die Gläubiger uns nur noch aus Mitleid hier dulden, ist ein freiwilliges Entsagen einem erzwungenen nicht vorzuziehen?“

Emilie stand auf, ihr Antlitz wurde bleich, ihr Auge strahlend. „Ich bin ja längst ausgesöhnt mit meinem Schicksal,“ sagte sie, „ein Band muß sich nach dem andern lösen, das mich an dies freundliche Dasein fesselt. Und wenn das Laub wird fallen wie damals, als man den guten Vater hinaustrug nach dem Kirchhof, dann wird auch mein Leiden von den Winden verweht werden wie das fallende Laub, und dann hebe mir ein Ruheplätzchen auf neben dem guten Vater. Auf meinem Grabe soll das Rosenbäumchen stehen mit den schönen weißen Rosen und auch der Myrthenbaum, den vor drei Jahren der gute Vater im Garten pflanzte. Da werden die Engel auf mein Grab herniedersteigen und mir den Brautkranz winden von weißen Rosen und Myrthen.“ Sie ging hinaus, schrieb um die Gouvernantenstelle bei der Gräfin Nordstern und

erhielt bald darauf zur Antwort, daß ihr der Platz offen stehe.

Als Emilie im Reisekleide ohne irgend eine Begleitung das Haus der Gräfin betrat, hatte diese Freunde und Bekannte zu einer Landpartie eingeladen und vor der Thüre standen die Equipagen zum Empfange der Gäste bereit. Man führte Emilie in ein Zimmer des oberen Stockwerkes, wo sie sich ankleiden und dann im Salon die Gräfin erwarten sollte. Die zahlreiche Dienerschaft, die weitläufigen Gemächer waren ihr unheimlich und beängstigend, und ein banges Vorgefühl sagte ihr, daß ihre Einfachheit, ihre Wahrheitsliebe hier verkannt werden würden, daß sie sich der Sitten und Gebräuche dieses Hauses schwerlich werde fügen können. Mit einbrechender Dämmerung kam die Gräfin nach Hause und Emilie ging ihr mit wankendem Schritte entgegen, ihre Stimme zitterte, als sie deren Begrüßung erwiederte.

„Sie sehen ja so elend und bleich aus, Sie haben wohl geweint?“ sagte die kleine Ulrike, Emiliens neuer Zögling.

„Nun, das wäre ein schöner Anfang,“ versetzte die Gräfin.

Emilie war betroffen über diese Anrede und schweigsamer wie gewöhnlich, wenn sie natürlich und unbefangen sich zeigen konnte.

„Heute ist mein Geburtstag,“ nahm die Gräfin nach einer Weile das Wort, „auf den Abend zum Empfang meiner Gäste machen Sie mir zu Ehren eine recht schöne auserwählte Toilette, ich liebe den Glanz, und zu meinem Geburtstage muß ein Jedes festlich geschmückt sein.“

Emilie zog ein Kleid an von seinem Wollenstoff, das letzte Geschenk ihres Vaters, ordnete ihr Haar auf das Sorgfältigste und hoffte nun, nach Befehl ihrer Herrin, hübsch und geschmackvoll gekleidet zu sein. Nach langem vergeblichem Warten rauschte die Gräfin endlich mit geschäftigem Schritte durch den Salon in einem weißen Atlaskleide mit gelber Krepp darüber, Hals und Arme weit entblößt, in ihren Haaren einen schwarzen Aufsatz, dessen goldene Flitter in die hohlen Backen und gelblichen Schläfe so herabfielen, als hätten sie von ohngefähr diese Lage eingenommen. Plötzlich hielt die Gräfin in ihrem geschäftigen Schnellschritt mit den Worten inne: „Aber, mein Gott, verstehen Sie nicht so viel von der Toilette, daß man zu einer Soirée keine robe montante von dichten Stoffen anzieht. Ziehen Sie schnell ein durchsichtiges Kleid an, etwas décolté und einen leichten Schleier darüber geworfen.“

Dergleichen Dinge waren der armen Gouvernante so fremd und neu, denn im Hause ihrer Eltern waren früher nur Gesellschaften gewesen nach bürgerlicher Art und Weise, gemüthlich ohne Etiketten- oder Toilettenzwang. Sie veränderte daher ihre Kleidung auch nur in so weit es ihrem gewöhnten Sittlichkeitsgefühl nicht entgegen war, überlegte aber, womit sie die Gesellschaft wohl am besten unterhalten würde.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Vergiftung durch Kirschwasser.) Zahlreiche Untersuchungen haben nur sehr wenige kupferfreie Kirschwasserſorten nachgewiesen; doch ist das Kupfer immer nur in so geringer Menge darin vorhanden, daß es auch bei übermäßigem Genuß keinen Schaden bringen kann. Wenn man daher von Vergiftungen liest, welche durch den Genuß von Kirschwasser bewirkt worden sein sollen, so kann nicht das Kupfer, wohl aber die Blausäure in Verdacht gezogen werden, welche durch das Zerquetschen der Kirschkerne bei der Gährung oft in allzugroßer Menge in das Kirschwasser gelangt. Immerhin sollten die Brenner durch größere Reinlichkeit und Anwendung verzinnter Kühlröhren die Bildung von Grünspan verhüten, und kupferhaltiges Kirschwasser sollte durch Einlegen von blanken Eisenstücken oder durch Zusatz einer der Quantität des vorhandenen Kupfers entsprechenden geringen Menge gebrannten Kalks von Kupfer befreit werden.

(Eine Eidesleistung.) Eine erheiternde Gerichtsscene trug sich letzthin vor dem Berliner Stadtgericht zu. Ein hübsches Dienstmädchen vom Lande wurde in einer Prozeßsache als Zeugin vernommen. Nachdem sie ihre Aussage zu Protokoll erklärt, forderte sie der Assessor auf, der Eidesleistung wegen den Handschuh von der Rechten zu ziehen und die linke Hand auf die Brust zu legen. Während sich nun der Assessor mit den Parteien beschäftigte, trat ihm die Zeugin unbemerkt näher und steckte ihre rechte Hand in des Assessors offene Weste. Ein Gelächter entstand nunmehr, wie es wohl kaum je im Stadtgericht gehört worden, und bedurfte es längere Zeit, ehe die verblüffte Zeugin vereidigt werden konnte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 149. Dienstag, 12. Dezember 1865.

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

Der Doktor saß ihr gegenüber. Ida wollte die Arbeit wieder ergreifen; aber Rosa gab ihr einen Auftrag für die Küche, um sie zu entfernen.

„Ich danke Ihnen, Mademoiselle!“ sagte freundlich der Arzt. „Es ist mir lieb, wenn ich mit Ihnen unter vier Augen reden kann.“

„Was führt Sie zu mir, geehrter Herr Doktor?“

„Die Absicht, Sie um einen Dienst zu bitten.“

„Befehlen Sie und ich thue, was in meinen Kräften steht.“

Das Benehmen Rosa's verrieth Gewandtheit im Umgange und einen für ihren Stand seltenen Takt.

„Ich komme, Mademoiselle, in einer sehr wichtigen und ernsten Angelegenheit. Ehe ich jedoch die Sache selbst berühre, bitte ich Sie um das Versprechen, meinen Besuch als ein Geheimniß zu bewahren — gleichviel ob Sie mir die gewünschte Auskunft ertheilen können oder nicht.“

„Ihnen, Herr Doktor, leiste ich jedes Versprechen!“ antwortete, ohne zu überlegen, die Näherin. „Ich bin stolz darauf, daß Sie mich Ihres Vertrauens würdigen.“

Der Arzt reichte ihr die Hand und begann halb leise: „Sie haben früher im Dienste des Herrn Simons gestanden?“

„Ja. Ich war Kammermädchen der ersten Gattin des braven Herrn.“

„Und wie bekannt, besaßen Sie das Vertrauen Ihrer Herrin?“

„Bis zu einem gewissen Grade — ja. Madame Simons hatte ihre Eigenheiten — sie war stets kränklich und daher überaus reizbar. Es gab da manches Familiengeheimniß, das ich theils errathen, theils durch Zufall kennen gelernt habe. Ich bin unter traurigen Verhältnissen aus dem Hause geschieden — aber trotzdem habe ich wie das Grab geschwiegen. O, mir ahnt schon, wo hinaus Sie wollen, Herr Doktor. Sie sind der Hausarzt des Herrn Walburg ...“

„Und Walburg ist sehr krank.“

Rosa wiegte ihr graues Haupt. „Auch Madame Walburg?“ fragte sie.

„Die junge Frau grämt sich über den Zustand ihres Mannes, der ihr wie mir unerklärlich ist. Ich suche nach Mitteln ...“

„Und diese Mittel glauben Sie bei mir zu finden?“

„Ja. Erzählen Sie mir, was Ihnen aus jener Zeit bekannt ist. Niemand weiß, daß ich mich an Sie wende.“

„Ich werde mich kurz fassen, Herr Doktor.“

„Wir sprechen also von der ersten Ehe Herrn Simons.“

„Ganz recht. Anna Boto war die Tochter eines Börsenagenten, der gute Geschäfte und ein anständiges Haus machte. Ich war der jungen, eben nicht schönen Dame als Kammermädchen zugetheilt und bediente sie schon, als Simons ihr den Hof machte. Dieser hatte sein Geschäft mit wenig Mitteln gegründet und suchte und fand in Anna Boto eine vermögende Frau. Ich zog mit in das Haus des Ehegemahls. So glücklich der Kaufmann in seinen Unternehmungen war, so unglücklich sollte er in der Ehe werden. Das erste Kind, das Anna ihm schenkte, starb und die junge Frau ward krank. Es ist wahr, die kranke Frau peinigte ihren Mann durch eine maßlose Eifersucht, aber mir war es doch vorgekommen, als ob diese Eifersucht gegründet sei. Ich will es jedoch dahin gestellt sein lassen. Madame Simons mußte jeden Sommer das Bad Ems besuchen und ich begleitete sie. Die Abwesenheit seiner Frau mag der lebenslustige Simons wohl benutzt haben. Die Schwiegereltern des Kaufmanns starben, ohne eben viel Vermögen zu hinterlassen. Dafür ward er indeß hinreichend entschädigt. Aus

Guadeloupe lief die Nachricht ein, daß ein Onkel der Madame Simons dort gestorben sei und seinen Bruder, den Börsenagenten Boto, zum Universalerben eingesetzt habe. Herr Boto war ebenfalls todt und die Erbschaftsansprüche gingen auf die Tochter, Madame Simons, über. Es schien, als ob der Himmel das Unglück wieder gut machen wollte, das er durch den Tod des Kindes angerichtet hatte.

„Die Erbschaft bestand größtentheils aus Ländereien, Fabriken und Sklaven, und da Herr Simons nicht Lust hatte, diese zu verwalten oder verwalten zu lassen, entschloß er sich, Alles zu Geld zu machen und die Kapitalien in seine Handlung zu stecken. Zu diesem Zwecke unternahm er eine Reise nach Guadeloupe und der nunmehr verstorbene Advokat S. mußte ihn begleiten. Nach 14 Monaten kehrte Herr Simons mit einem eigenen Schiffe zurück, das mit Geld und indischen Waaren beladen war. Um nicht kinderlos zu bleiben, wie er fürchtete, hatte er von seiner Reise nicht nur Geld und Gut, sondern auch einen allerliebsten Knaben von 4 Jahren mitgebracht, den er als Sohn adoptiren und erziehen lassen wollte. Dies war der kleine Franz, der jetzige Herr Walburg. Aber die kranke Frau wollte von dem Knaben nichts wissen, es kam zu sehr heftigen Scenen und man mußte das Kind außer dem Hause verpflegen lassen. Denselben Winter starb die Frau, und ich wage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß die Eifersucht ihren Tod beschleunigt hat. Kaum war sie begraben, so kam der kleine Franz, zu dem Herr Simons eine außerordentliche Vorliebe hegte, wieder in das Haus. Man vermuthete Mancherlei und ich selbst hatte so meine Vermuthungen. Schon nach einem Jahre verheirathete sich der reiche Kaufmann wieder, und zwar mit der jüngeren Schwester seiner ersten Frau, deren Vermögen Herr Simons verwaltete. Die Ehe ließ sich ganz gut an. Als aber Hedwig — so hieß die junge Frau — ihrem Manne eine Tochter geschenkt hatte, die reizende Doris, da entstanden auf's Neue Zwistigkeiten wegen des Knaben. Der Gatte wollte den Herrn spielen und leistete hartnäckig Widerstand; aber die Gattin setzte ihren Kopf auf und ließ kein Mittel unversucht, um zum Ziele zu gelangen. Eine Partei mußte ich ergreifen und so schlug ich mich auf die Seite der Frau. Meta, die Haushälterin, ein hübsches, aber naseweises Geschöpf, hielt es mit dem Manne und suchte die Entfernung des Knaben zu hintertreiben, der prächtig heranwuchs. Nun bestand Madame auf der Entlassung der Haushälterin; vergebens — der Herr wollte nicht. Wochenlang sahen sich die beiden Gatten nicht und dann wurde korrespondirt. Ich trug die Briefe der Madame, Meta brachte die Briefe des Herrn, der seinerseits wieder darauf bestand, daß ich entlassen würde. Ach, Herr Doktor, so reich die Leute auch waren, so unglücklich lebten sie, und mehr als einmal hatte ich meine Sachen schon gepackt, um abzuziehen, aber die gute Frau hielt mich stets zurück, denn sie meinte, sie sei ganz verlassen, wenn ich ginge.

„Eines Tages mußte ich dem Herrn einen Brief überbringen.

„Wie befindet sich meine Frau? fragte er ruhig.

„Sie ist leidend, Herr Simons.

„Thorheit! murmelte er.

„Lieber Herr, bat ich, Sie sollten doch Nachsicht haben.

„Nicht übel. Und daran erinnern Sie mich.

„Weil ich Madame liebe.

„Wenn Sie Ihrer Herrin wirklich zugethan sind, so sollten Sie, anstatt die Flamme zu schüren, sie zu löschen suchen. Man weiß schon, wie Sie verfahren.

„Lieber Herr, Meta hat mich bei Ihnen verleumdet; ich habe stets die Dinge zum Besten zu kehren gesucht.

„Warten Sie!

„Er las den Brief. Ich sah, daß er gerührt ward.

„Was soll ich Madame antworten? fragte ich.

„Daß ich selbst kommen werde.

„Dann schloß er den Brief in den Sekretär, während er die anderen, die ich gebracht, zerrissen und in den Ofen geworfen hatte.

„Verzeihung, wenn ich Sie unterbreche," sagte der Arzt, der mit Spannung zugehört hatte. „Dieser letzte Brief also rührte Herrn Simons?"

„Ja."

„Kennen Sie den Inhalt desselben?"

„Nein."

„Ist bei Madame Simons nichts vorgegangen, das Sie zu Vermuthungen berechtigt ..."

„Ich wüßte nicht, Herr Doktor. Nur dessen erinnere ich mich, daß Hedwig acht Tage sehr niedergeschlagen war und oft still vor sich hin weinte und daß meine Tröstungen vergebens waren."

„Und den Brief schloß Simons in den Sekretär?"

„Als ob ihm viel daran läge."

„Erinnern Sie sich des Sekretärs?"

„O," sagte lächelnd Jungfer Beifuß, „ich habe ihn oft gesehen. Es war ein schweres Mahagoni-Möbel mit vergoldeten Schlössern und Ringen. Christian sagte immer, es sei ein Meisterwerk, denn es enthalte eine Menge Küsten und Fächer, die

nicht Jeder ſehen, geſchweige denn öffnen könne. Auch meinte er, lägen in dieſem Sekretär die Werthpapiere und Geheimbücher der Handlung."

„Ich bitte, fahren Sie fort."

„Eine Viertelſtunde ſpäter ging Herr Simons zu ſeiner Frau. Beide hatten eine lange Unterredung, von der ich kein Wort gehört habe, da ich mich entfernen mußte. Denſelben Abend ſpeiſten die beiden Gatten wieder an einem Tiſche und am folgenden Morgen ward Franz, der damals 7 Jahre zählte, nach Hamburg in ein Penſionat gebracht. Somit war nun der eheliche Frieden hergeſtellt und Doris war der Liebling der glücklichen Eltern. Meta und auch ich blieben im Hauſe.

(Fortſetzung folgt.)

Brautkranz und Lorbeerkrone.

(Schluß.)

Wie groß war Emiliens Ueberraſchung, als man ihrer Unterhaltung gar nicht bedurfte. Die Gäſte rauſchten im Saale paarweis auf und ab, ſprachen leiſe mit einander, ſetzten ſich, ſtanden wieder auf, durchblätterten ein Notenbuch, ſahen die Gemälde im Zimmer an, ohne daß irgend eine gemeinſchaftliche Unterhaltung zu Stande kam. Emilie ſtand verlegen und unbeachtet bald in dieſem, bald in jenem Winkel des Saales. Seltſames Vergnügen, dachte ſie bei ſich ſelbſt, iſt das wohl der Mühe werth, ſo viele Kerzen anzuzünden und ſo ſchöne Kleider anzuziehen?

Auf einmal gingen die Flügelthüren auf, die Lakaien ſetzten die Stühle wie auf einer Schaubühne in Ordnung und die Gäſte nahmen Platz in Erwartung der Tableaux, die jetzt dargeſtellt werden ſollten. Den Darſtellungen wurde im Allgemeinen mit vornehmem Kopfnicken Beifall gezollt, allein Emilie ſprach in kindlicher Einfalt ihr Mißfallen aus über die Koſtüme, die ihr Schicklichkeitsgefühl verletzten. Ueber die Stuhllehne der Gräfin gebeugt, flüſterte ſie ihr leiſe ins Ohr: „Meine gnädige Gräfin, ich kann Ulriken ferner nie mehr geſtatten, an ſolchen Darſtellungen Theil zu nehmen, denn meiner Anſicht nach darf in einem Mädchen nie die ihr von Natur inwohnende Schüchternheit und Schamhaftigkeit unterdrückt werden."

„Ach, ſtören Sie mich nicht, Sie ſind eine Prüde."

Einige Tage ſpäter klagte einmal Emilie über den Mangel an Fleiß und Aufmerkſamkeit bei Ulrike in den Lehrſtunden, worauf die Gräfin erwiederte: „Meiner Ulrike fehlt es gewiß nicht an natürlichem Verſtand und ſchneller Faſſungsgabe, allein man muß verſtehen, meinem Kinde das Lernen amüſant zu machen und dazu iſt Ihre Pedanterie freilich nicht geeignet."

Emilie ſeufzte und bat um die Erlaubniß, ihre Freundin Sophie v. Lindenberg beſuchen zu dürfen, welche ihr vielleicht, wie ſie meinte, nützliche Rathſchläge geben könnte.

Sie fand die Lindenberg beſchäftigt, ein Mädchen von fünf bis ſechs Jahren zu unterrichten, die zutraulich zu ihren Füßen ſitzend nach der Lehrerin aufblickte.

„Wer iſt das hübſche Kind?" fragte Emilie.

„Erkennſt Du ſie nicht an der Aehnlichkeit? Es iſt das einzige Kind unſerer armen Johanna."

„Und wo iſt Johanna?"

„Suche die Unglückliche dort oben auf dem friedlichen flimmernden Himmelszelt. Sie ertrug lange in ſtiller Ergebung und Sanftmuth die Rohheit und Treuloſigkeit ihres Mannes, bis ſie ſich zuletzt von ihm die Erlaubniß erbat, ihre Eltern beſuchen zu dürfen. In ihrem letzten Briefe an mich nahm ſie wehmüthig Abſchied von ihrem Gatten, ihrem Kinde und von mir. Und ich konnte mir gar nicht erklären, was dieſer Brief zu bedeuten hätte. Vierzehn Tage ſpäter erhielt ich wieder einen Brief aus Lindau von Johannens Vater mit der Botſchaft, ſeine Tochter ſei eines Abends ganz allein und weiß gekleidet ausgegangen und ſo lange ausgeblieben, daß man ſie Tage lang ſuchte, bis ſie endlich als Leiche gefunden wurde, von den Wellen an das Ufer des Sees angetrieben. Hier liegt zwiſchen zwei mooſigen Felſen, von einer Trauerweide beſchattet, ein weißer Leichenſtein mit der goldenen Aufſchrift: „Es ruht ein müdes Frauenherz." — Als Theobald die Nachricht von dem Tode ſeiner Frau erhielt, war er wie von Sinnen — er ſchämte ſich vor der ganzen Welt, die ihn ſchon früher verachtet, und wanderte nach Amerika aus."

„Johanna hat ihr freudloſes Daſein überſtanden, mir ſchenkt die Vorſehung noch Kraft, das meinige zu tragen," ſagte Emilie, indem Thränen in ihren Augen zitterten.

Sophie, welche wohl erkannt hatte, daß ſich ihre Freundin in einer gedrückten, unglücklichen Lage befand, ſchlug ihr vor, eine Mädchenanſtalt mit ihr zu gründen, welcher Vorſchlag bereitwillig angenommen wurde.

Erſt in ihrem neuen Beruf feſten Fuß faſſend, gelangte Emilie wieder zu der ermuthigenden Ueberzeugung, daß nach unermüdetem Kampf doch endlich der Sieg folgt.

Eines Abends, als ſie in ihrem Zimmer allein arbeitete, ging die Thüre ſchnell auf und Arthur

Hochwild trat ein. Sie war sprachlos vor Freude und Ueberraschung.

„Emilie,“ rief er aus, „ich weiß, daß Du mich noch immer liebst und ich Dich meine Braut nennen darf. Lange folgte ich in ehrfurchtsvoller Ferne Deinen Schritten — bis jetzt, wo ich mich durch meine Stellung in der Welt Deiner würdig glaube.“

„Was kann ich Dir aber sein und darbieten? — Ja damals, als ich auf den Schweizer Bergen mit Dir schwärmte, war ich noch hübsch und jung; jetzt haben Kummer und Sorgen meine Stirne gefurcht und meine Wangen gebleicht.“

„Ist nicht Dein Antlitz noch unverändert der Abglanz einer schönen Seele? Ist diese Schönheit vergänglich wie eitler Flitterstaat? Und ziert nicht jetzt eine Krone von Verdiensten Dein edles Haupt? O, laß uns wieder jung und glücklich werden in der Erinnerung, laß uns die hoffnungsvolle Vergangenheit zur Gegenwart werden und unsere Vermählung dort feiern, wo ich Dich zum ersten Male gesehen!“

Mannigfaltiges.

Die Tochter eines Prager Kaufmannes wurde vor mehreren Monaten von einem Halsleiden befallen, das so arge Dimensionen annahm, daß das junge Mädchen die Sprache verlor. Mann kann sich den Jammer der tiefbetrübten Eltern vorstellen, nachdem die Consultationen der berühmtesten Aerzte nur zu dem Resultate führten, daß die Lähmung der Zunge als unheilbar erklärt wurde. Zum Troste beschenkte man das Kind mit einem kleinen Schooßhunde, den es ungemein lieb gewann. Dieser Tage ging nun das junge Mädchen mit dem Hunde auf die Straße, dort wollte man das kleine Thier abfangen. In ihrer Herzensangst schrie das Mädchen auf — und siehe da, der Schreck hatte die Fesseln, die ihre Zunge lähmten, gelöst und mit flehender Stimme bat die rasch Geheilte, man möge ihrem Hunde nichts zu Leide thun. Die Freude der Eltern über diese glückliche Genesung läßt sich wohl leicht vorstellen.

Die bekannte Bibelstelle Math. 19, 24: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß“ u. s. w., wird von Vielen immer noch so verstanden, als ob Christus bildlich ein Nadelöhr gemeint habe; dem ist aber nicht so. Bereits ältere Reisende haben nachgewiesen, daß unter Nadelöhr die kleine Thüre eines Hauses im Morgenlande verstanden werde, eben groß genug, um nur eine Person nach der anderen hereinzulassen, während an der anderen Seite das große Thor befindlich, wo die Thiere und namentlich die Kameele durchpassiren können. In der allerneuesten Zeit hat Lord Nugent auf seinen Reisen gefunden, daß jener Sprachgebrauch sich bis jetzt daselbst erhalten und in dem alten Judäa die gedachte kleine Thüre immer noch Nadelöhr genannt wird.

Wie ein Korrespondent der Times diesem Blatte berichtet, beabsichtigt ein Liebespaar in New-York, um der üblichen Hochzeits-Ceremonie einen neuen Reiz zu verleihen, falls das Wetter dem Unternehmen günstig sein sollte, in einem Luftballon aufzusteigen und die Hochzeit in den Wolken zu feiern. Mit dem Geistlichen und den Zeugen wird die Gesellschaft neun Mitglieder zählen.

In dem Dorfe B. bei Bystritz reichte man dieser Tage bei einer Hochzeit einem dreijährigen Mädchen, welches an Kolik zu leiden klagte, so viel Branntwein, daß der Schmerz richtig, aber auch das Mädchen zu leben aufhörte, indem es einschlief, um nicht mehr zu erwachen.

Gemeinnütziges.

(Stärken der Wäsche nach amerikanischer Art.) Die Wäscherinnen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika stärken die Wäsche auf folgende Weise. Sie tauchen in die frisch bereitete heiße Stärke von gehöriger Dünne ein Stück reiner Spermaceti- oder Stearin-Kerze von guter Beschaffenheit, welche keinen Talgzusatz enthält, und rühren damit die Stärke so lange um, bis das Kerzenstück sich auflöst und mit der Stärke vermischt. Die Uebung lehrt bald, wie groß das Kerzenstück sein muß. Die auf solche Weise gestärkte Wäsche erhält, mit einem reinen, glatten Eisen gebügelt, einen Glanz und eine Glätte, auf welcher Staub und Schmutz weniger haften; natürlich hat sie weit weniger Rauhigkeit und Härte, ohne weniger steif zu sein, als die mit gewöhnlicher Stärke behandelte Wäsche.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 150. Freitag, 15. Dezember 1865.

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

„Es mußte dies wohl eine der Bedingungen des Friedens-Kontraktes sein. Man sprach nicht mehr von Franz und Alles ging einige Jahre gut, wenn auch Madame ihre frühere Heiterkeit nicht wieder gewann. Da ward meine gute Herrin plötzlich krank. Ich bleibe dabei, daß ein geheimer Kummer an ihrem Herzen genagt hat. Sie wurden zu Hilfe gerufen, und ich sehe noch, wie Sie mit ernsten Mienen an dem Krankenbette standen. Der arme Mann war tief bekümmert, ich habe auch gehört, wie er geweint und gebetet hat. Eines Abends bat er die Gattin um Verzeihung wegen der Kränkungen, die er ihr zugefügt. Ich stand hinter dem Bettvorhange verborgen und mußte mit ihm weinen.

„Karl, flüsterte sie mit schwacher Stimme, meine letzte Stunde ist nicht fern.

„Hedwig! Hedwig! rief schluchzend der gebeugte Mann. Der Arzt hat die Hoffnung nicht aufgegeben.

„Ich fühle, wie es in mir steht!

„Du wirst genesen, die Krankheit ist langwierig.

„Wie es auch kommen möge, ich fordere ein Versprechen von Dir.

„Alles gewähre ich, mein liebes Kind — fordere, fordere!

„Denke an Franz!

„Ich habe Dir früher eine Antwort gegeben, jetzt bekräftige ich es durch einen Schwur.

„Dank, Dank, mein lieber Mann! stammelte gerührt die Kranke.

„Nun, beruhige Dich, ich handle ganz nach Deinem Willen, der mir heilig ist.

„Madame Simons schlummerte ein und der Gatte zog sich auf sein Zimmer zurück, nachdem er mir die größte Sorgfalt empfohlen hatte. Meta, die mich in dem Nachtwachen ablösen wollte, durfte das Gemach nicht betreten, die Kranke wollte die Wirthschafterin nicht sehen. Bei dem verschlichen Charakter, den die gute Frau besaß, begriff ich diese fortgesetzte Abneigung nicht, und sie ist mir bis heute ein Räthsel geblieben.

„In derselben Nacht erwachte Madame Simons plötzlich, als ob sie von einer unsichtbaren Hand geweckt würde. Sie fuhr empor und blieb aufrecht sitzen. Ich mußte mich über die Kraft wundern, die sie noch besaß. Sie rief meinen Namen. Als ich neben dem Bette kniete, wie ich es pflegte, wenn ich mit ihr sprach, sprach sie mit unverkennbarer Aengstlichkeit und Hast:

„Rosa, wo ist mein Mann?

„Er befindet sich in seinem Zimmer.

„Gut, recht gut!

„Soll ich ihn rufen?

„Nein, ich habe mit Dir zu reden, mit Dir allein. Schließe die Thüre, damit man uns nicht belauscht.

„Ich schloß die Thüre und kehrte an meinen Platz zurück. Die Kranke sah entsetzlich bleich aus und das große Auge in dem abgezehrten Gesicht glühte fieberhaft. Ich ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. Draußen auf der Straße rief der Wächter 1 Uhr. Ich werde jene traurige Nacht nie vergessen. Doch, mein Herr," unterbrach sich Rosa, indem sie die mageren Hände faltete, „ich müßte Ihnen jetzt die Worte einer Sterbenden mittheilen, die ich als Geheimniß zu bewahren gelobt habe, wollte ich nicht eine Lücke in meiner Erzählung lassen."

„Mademoiselle," sagte ernst der Arzt, „Sie unterstützen mich in der Erfüllung meiner Berufspflicht, wenn Sie mir die Mittheilungen nicht versagen, die ein verhängnißvolles Dunkel aufzuhellen vermögen. Sie leisten nicht nur mir, Sie leisten der Tochter Ihrer Herrin einen Dienst, den man Ihnen kaum wird vergelten können. Die Veranlassung, daß ich Sie darum bitte, ist die traurigste

von der Welt. Das Gelübde, das Sie einer Sterbenden abgelegt, kann Sie nicht hindern, das Glück Lebender zu befördern. Es iſt Ihnen Chriſtenpflicht, mir, dem verſchwiegenen Arzte, Alles zu eröffnen; Sie haben mein Wort, daß ich von Ihrem Geheimniſſe nur den Gebrauch mache, der ſich mit meiner Ehre und meiner Pflicht vereinbaren läßt."

„Nun, ſo will ich dann ſprechen: Roſa, flüſterte haſtig die Kranke, Du haſt mein Leiden geſehen, Du weißt, wie ich geduldet habe, antworte jetzt, damit ich ruhig ſterben kann.

„Was wollen Sie denn wiſſen, liebe Madame?

„Bekenne offen: iſt Franz der Sohn eines Schiffskapitäns, der im Meere umgekommen?

„Ich weiß nichts, Madame.

„Was vermuthe ſt Du? Kann ich meinem Manne glauben?

„O glauben Sie ihm nur!

„Aber der Brief von einer gewiſſen Familie — erinnere Dich — er kam durch Zufall in meine Hände — ſie forderte Geld zur Erziehung ihres Sohnes — ſie erinnerte meinen Mann an ſeine Vaterpflichten — die Verirrung während ſeiner erſten Ehe — ich habe ſie zu ſpät erfahren — o, mein Gott, ich will das Unglück meines Mannes nicht — er ſoll nicht wiſſen, daß ich an gebrochenem Herzen ſterbe — in meiner Chatouille liegt der Brief — nimm ihn, daß er nicht entdeckt werde — was geſchehen, läßt ſich nicht ändern — fort den Brief! — Jetzt trat das Delirium ein, die Kranke ſprach unzuſammenhängend und ſank in die Kiſſen zurück.

„Ich eilte zu der mir wohlbekannten Chatouille und fand den Brief, den ich in meinem Kleide verbarg. Dieſer Brief war auf folgende Weiſe in unſere Hände gerathen. Eine Frau traf Chriſtian auf der Hausflur und verlangte, daß er ſie zu Herrn Simons führe. Als ihr geſagt ward, daß der Herr verreiſt ſei, bat ſie den Bedienten, er möge den Brief, den ſie ihm gab, ſeinem Herrn einhändigen, ſobald er zurückkehre. Chriſtian, ein argloſer Menſch, legte den Brief auf den Schreibtiſch, wo ihn Madame Simons fand. Die von einer Frauenhand geſchriebene Adreſſe erregte die Eiferſucht und die Eiferſucht veranlaßte Madame, den Brief zu ſich zu nehmen und zu erbrechen. Halb ohnmächtig ſank ſie in meine Arme, als ſie die Zeilen geleſen hatte. Von da an begann der häusliche Krieg, den ich Ihnen geſchildert habe und der mit der Entfernung des Knaben endigte. So viele Mühe wir uns auch gaben, jene Frau zu ermitteln, wir konnten keine Spur finden. Chriſtian hat an das Papier, das er für einen Bettelbrief gehalten, nicht wieder gedacht. Zu welchem Zwecke übrigens Madame den Brief aufbewahrte, iſt mir ein Räthſel geblieben."

„Und wohin iſt er gekommen?" fragte der Arzt.

„Ich habe ihn als eine Reliquie meiner unglücklichen Herrin heilig gehalten, da ſich einige Zeilen von ihrer Hand darunter befinden. Hier iſt er."

Roſa ſtand auf, erſchloß ein Käſtchen, das ſie aus ihrer Kommode holte, und überreichte dem Doktor einen beſchmutzten Brief. Dieſer las ihn, anſcheinend ruhig, aber der Inhalt berührte ihn ſchmerzlich.

„Vertrauen Sie mir den Brief, der Aufſchlüſſe gewähren kann, für kurze Zeit an," bat er; „Sie werden ihn aus meiner Hand zurückerhalten."

Jungfer Beifuß willigte ein und erzählte weiter:

„Die Kranke kam nach einiger Zeit wieder zur Beſinnung und ich mußte ihr feierlich geloben, Alles, was wir gethan und geſprochen, geheim zu halten, was auch geſchehen möge; ſie wollte nicht, daß ihr Mann vor den Augen der Welt kompromittirt werde. Gegen Morgen verlangte ſie einen Prieſter; ſie empfing das letzte Sakrament und ſtarb ruhig in den Armen ihres Mannes, der vor Schmerz faſt vergehen wollte. Sie wiſſen es ja, Sie waren Zeuge jener erſchütternden Scene geweſen. Die Todte ward mit einem Pomp begraben, wie ihn die Stadt wohl nie geſehen hatte. Ungefähr vier Wochen nach dem Begräbniß ließ mich Herr Simons in ſein Zimmer kommen. Mit der ihm eigenen Ruhe und Feſtigkeit kündigte er mir an, daß Doris einer Erziehungsanſtalt übergeben werden ſolle und daß er meiner Dienſte entbehren könne. Dann händigte er mir fünfhundert Thaler ein und ich zog ab. Das Geld verwandte ich zu meiner häuslichen Einrichtung, ſuchte und fand Arbeit, und lebe ſeitdem in ſtiller Abgeſchiedenheit von der Welt. Als ich ſpäter hörte, daß Franz Walburg die Tochter ſeines Prinzipals geheirathet habe, machte ich mir Vorwürfe, geſchwiegen zu haben; aber das Verſprechen, das ich der Sterbenden gegeben, mag mich entſchuldigen."

Der Doktor Martini hatte einige Augenblicke ſtumm den Brief betrachtet. „Die Heirath der beiden jungen Leute, die ſich leidenſchaftlich lieben, hat der verſtorbene Simons ſelbſt betrieben!" murmelte er vor ſich hin. „Bei der Ehrlichkeit des Mannes läßt ſich kaum annehmen, daß er, um Franz Walburg zu begünſtigen, ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht, das ſeine einzige, rechtmäßige Tochter ins tiefſte Elend ſtürzt. Er hat oft von dem Heirathsprojekt mit einer Vorliebe geſprochen, die jeden Zweifel verſcheuchen muß. Noch auf dem

Sterbebette hat er die kaum getrauten Gatten gesegnet und den jungen Mann ermahnt, sich für die ihm bewiesenen Wohlthaten dadurch dankbar zu bezeigen, daß er über Doris' Glück wache."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Luftschifffahrt.

Mitgetheilt von A. R.

Vor einer Anzahl Jahren, als die Luftschifffahrt noch nicht so verbreitet war als jetzt, erhielt ich von dem bekannten Aeronauten Professor M. eine Einladung zu einer Auffahrt, an der außer ihm noch zwei Herren und zwei Damen theilnehmen wollten. Der Ballon sollte Abends um fünf Uhr in einem bekannten Garten der Londoner Vorstädte noch an demselben Tage aufsteigen, wozu bei dem günstigen Wetter bereits alle Vorbereitungen getroffen waren.

Der Professor war schon dreimal in Begleitung von Passagieren aufgestiegen, und da dies in der gegenwärtigen Saison seine letzte Fahrt sein sollte und ich schon lange den Wunsch hegte, an einer solchen theilzunehmen, so verlor ich keine Zeit, mir einen Platz in der Gondel des Luftschiffs zu sichern.

Der Tag versprach Alles, was man nur wünschen konnte. Er war hell, ohne heiß zu sein, und es herrschte eine fast vollkommene Windstille.

Schon um drei Uhr war ich in dem Garten und sah der Füllung des Ballons zu. Wie ein Mann, der eine ungewisse gefährliche Seereise unternehmen will, das Fahrzeug untersucht, auf dem er sich einschiffen soll, so besichtigte ich mit kritischen Augen mein Luftschiff.

So viel ich beurtheilen konnte, war Alles in Ordnung. Der Ballon, ein wahres Ungeheuer an Größe, welcher zur Füllung 40,000 Kubikfuß Gas bedurfte, war aus dem stärksten Seidenzeug verfertigt und mit biegsamem Kautschukfirniß überzogen. Ein dichtes Netzwerk von Stricken aus italienischem Hanf umgab denselben. Das eigentliche Fahrzeug oder die Gondel, welche aus starkem Weidengeflechte bestand und Raum für zwölf Personen hatte, war durch acht dicke Seile am Ballon befestigt. Obschon sich an der ganzen Einrichtung nirgends ein Fehler entdecken ließ, so konnte ich mich doch bei dem Gedanken, was aus uns werden würde, wenn an diesem verhältnißmäßig doch nur gebrechlichen Machwerk auf unserer Fahrt in den Wolken etwas reißen oder springen sollte, eines Schauders nicht erwehren.

Um fünf Uhr kündigte der Professor an, daß Alles zur Abfahrt bereit sei. Wir, die Passagiere, nahmen deßhalb Abschied von unsern Freunden und bestiegen die Gondel. Es fehlte dabei nicht an traurigen und scherzhaften Scenen. Von den Angehörigen der Passagiere weinten manche und suchten noch im letzten Augenblicke die Ihrigen zu bewegen, von der Fahrt abzustehen. Auf der andern Seite riefen uns die Zuschauer allerlei Späße nach, wie: „Grüßt mir den Mann im Mond!" „Löscht keinen Stern aus!" „Bringt uns ein Stück Blitz mit!" „Nehmt euch in Acht, daß ihr, wenn ihr wieder herunterkommt, kein Loch durch die Erde schlagt!" u. s. w.

Zwanzig Minuten nach fünf Uhr wurden die Seile, die den Riesenballon hielten, losgelassen, und unter dem Beifallsgeschrei der versammelten Menge schwebten wir langsam empor. Uns kam es aber gar nicht so vor, als ob wir uns bewegten, sondern die Erde schien von uns zurückzuweichen. Ich selbst wurde von Schwindel und Uebligkeiten befallen, welche mir Anfangs alles Vergnügen verdarben. Die beiden Damen aber warfen sich fast ohnmächtig auf den Boden der Gondel nieder und hielten sich an Allem, was sie erfassen konnten, krampfhaft fest.

Glücklicher Weise dauerten diese Empfindungen nicht lange an, und nach wenigen Minuten waren wir Alle auf den Füßen und betrachteten mit Entzücken das herrliche Panorama, das sich unter uns ausbreitete. London sah jetzt wie ein dichter Haufen von kleinen Puppenhäuschen aus, die Themse war ein bloßes silbernes Band, die Brücken über dieselbe glichen Stöckchen, die Schiffe halben Nußschalen, die Kathedrale von St. Paul hatte das Aussehen einer kleinen Schnupftabaksdose, und Meilen Landes hielt man für ebenso viele Morgen. Von den Menschen konnte ich mit bloßen Augen gar nichts wahrnehmen und mit dem Fernglase erschienen sie mir wie Ameisen der kleinsten Gattung.

Aufwärts, immer aufwärts ging es, bis London selbst nicht mehr mit dem bloßen Auge zu unterscheiden war. Die Luft wurde nunmehr so kalt, daß wir uns in unsere Mäntel und Ueberzieher einhüllten, und so dünn, daß uns das Athmen Beschwerde verursachte. Wir fühlten Schmerz in den Schläfen, Druck in den Augen und ein rollendes knatterndes Geräusch in den Ohren. Zugleich strömte das Gas mit großer Gewalt unten aus dem Ballon, gerade auf uns nieder und drohte uns zu ersticken. Als ich in die Höhe schaute, erfaßte mich ein heftiger Schrecken, denn ich glaubte, der Ballon stehe in Flammen. Das Gas, das

unten im Garten eine schöne bläulich-rothe Farbe hatte, sah jetzt wie ein dicker schwarzer Rauch aus. Der Professor, welcher meine Unruhe bemerkte, gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß Alles in Ordnung sei. Er zog darauf die Klappe auf, welche sich oben auf dem Ballon zur Entweichung des Gases befindet, worauf unser Luftschiff so weit herabstieg, bis wir uns in einer Region befanden, wo wir mit Leichtigkeit athmen und beim Sprechen einander verstehen konnten.

Wir wurden nun von einer starken Luftströmung erfaßt und mit reißender Schnelligkeit nach Westen getrieben. Wenige Minuten darauf bemerkte ich eine Wolke, welche wie ein ungeheueres graues Felsriff aussah und so schnell auf uns zukam, daß ich mich der Furcht nicht entschlagen konnte, wir würden daran in Stücke zerschellen. Als wir dann in dieselbe eindrangen, fanden wir uns von einem kalten Nebel umgeben, der so dicht war, daß wir keine drei Schritte weit sehen konnten. Hier war kein Lüftchen bemerkbar und unser Ballon bewegte sich entweder gar nicht oder nur mit der Wolke. Ich konnte mir nicht denken, was aus dem Wind geworden war, der uns mit solcher Schnelligkeit fortgetrieben hatte. Der Professor aber gab uns die Erklärung, daß wir uns jetzt außerhalb des Luftstroms befänden.

„Eine halbe Meile von uns," sagte er, „sind wahrscheinlich in diesem Augenblicke zwei starke Luftströmungen, welche aus entgegengesetzten Richtungen kommen, während hier, wie Sie bemerken, Alles ruhig ist. Wenn man einmal diese Dinge besser kennt, wenn sie wissenschaftlich festgestellt sind, so wird man wahrscheinlich die Luft eben so gut beschiffen können wie das Wasser. Nun, meine Damen, wünschen Sie, daß wir über oder unter diese Wolke gehen sollen?"

„Wir möchten sie gerne von oben herab sehen," war die Antwort. „Aber, Professor, wie können Sie denn bestimmen, welche Richtung wir jetzt nehmen?"

„Sie sollen es sogleich sehen," antwortete er, ein bischen Papier zu einem Küchelchen von der Größe einer Erbse zusammendrehend und es über den Rand der Gondel werfend, wo es langsam unter uns verschwand. „Sie sehen, wir gehen abwärts, doch nicht so schnell, als das Papierkügelchen. Stünde der Ballon still oder ginge er aufwärts, so würde es uns viel schneller verlassen, während es, wenn er schnell fiele, lange an unserer Seite bleiben würde."

Der Professor erleichterte darauf die Gondel etwas, indem er einen kleinen Sack mit Sand ausleerte, und sogleich stiegen wir über die Wolke hinaus und sahen, wie sie von der Sonne beschienen wurde. Der Anblick war prachtvoll. Von oben gesehen, erschien die Wolke wie ein ungeheuerer Ballen schneeweißer Baumwolle.

Im Einklang mit der Bemerkung des Professors wurden wir nun von einem andern Luftstrom erfaßt, der uns so schnell in der entgegengesetzten Richtung, d. h. nach Osten hintrieb, daß wir die Wolke sehr bald aus dem Gesichte verloren. Ungemein interessant war es, von dieser obern Region aus zu beobachten, wie auf der Welt unten die Sonne unterging. Während sie noch hell und freundlich auf uns niederschien, konnten wir sehen, wie sich über das Angesicht der Erde Schatten um Schatten legte, und wie sie immer dunkler und dunkler wurde, bis zuletzt alle Form und Gestalt verschwand und das Auge nur auf einem schwarzen Fleck haftete.

Eine Stunde später war es auch da, wo wir uns befanden, vollständig dunkel geworden. Im Osten zog sich ein Gewitter zusammen, das uns, da wir rasch darauf zugetrieben wurden, nicht wenig beunruhigte.

„Würden wir nicht besser daran thun, sogleich hinabzusteigen, noch ehe das Gewitter losbricht?" lautete die besorgte Frage an den Professor.

„Sehr gerne, wenn Sie es wünschen," war die höfliche Antwort.

Wir wünschten es Alle, und er ergriff sogleich die Schnur, mit der man von unten die Klappe zum Auslassen des Gases oben auf dem Ballon aufziehen konnte. Aus irgend einem Grunde blieb sie aber vollkommen unbeweglich. Ich bemerkte dies Anfangs nicht, als ich aber sah, daß er mehrere Minuten lang an der Schnur zog und ängstlich wurde, fragte ich ihn, ob etwas nicht in Ordnung sei.

„Ich fürchte, daß dies der Fall ist," antwortete er in einem Ton, der einen guten Theil Besorgniß verrieth. „Die Klappe läßt sich nicht öffnen."

„O, mein Gott, was wird aus uns werden?" riefen die Damen mit zitternder Stimme.

„Fürchten Sie nichts," sagte der Professor, „ich werde bald den Fehler wieder verbessert haben."

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 151. Sonntag, 17. Dezember 1865.

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

„Seltsam bleibt die Sache immer!“ meinte Rosa.

„Sie werden also schweigen?“

„Nur Sie, Herr Doktor, können mich zum Reden bewegen.“

„Sollte Walburg, was kaum anzunehmen ist, sich an Sie wenden ...“

„Fürchten Sie nichts, Herr Doktor, ich werde zu handeln wissen. Das Glück der Tochter meiner verstorbenen Herrin liegt mir nicht minder am Herzen als Ihnen. Aber Eins rathe ich Ihnen ...“

„Nun?“

„Halten Sie die alte Meta im Auge. Das ist eine boshafte Person. Scheinbar hängt sie mit großer Liebe an Doris; aber ich wette, daß sie noch eine Rache an der todten Madame Simous verübt, von der sie nicht wohl gelitten war. Wenn Herr Walburg, wie ich aus Ihren Worten schließen muß, Verdacht hegt, so hat ihn nur diese Meta angefacht, von der ich einmal Drohungen gegen Madame ausstoßen hörte. Ich möchte selbst behaupten, daß sie dem armen Manne den Brief in die Hände gespielt hat. Vergessen Sie nur nicht, daß Meta die Vertraute des Herrn war, daß sie sich leicht des Briefes bemächtigen konnte, den, wenn er so wichtige Aufschlüsse enthält, Simons vor seinem Tode wohl vernichtet haben würde. Glauben Sie mir, Herr Doktor,“ fügte Rosa eifrig hinzu, „dieses Weib ist zu Allem fähig. Den Christian hatte sie schon damals dergestalt unter dem Pantoffel, daß der gutmüthige Mensch vor ihr zitterte. Bald standen Beide hier, bald dort und flüsterten heimlich mit einander — o, ich habe sie oft überrascht. Was Christian wußte, erfuhr Meta, und was Meta wollte, that Christian. Der einfältige Mensch fürchtete den Einfluß der Wirthschafterin, denn sein bequemer Posten war ihm lieb. Achten Sie auf die Meta. Je länger ich daran denke, je größer wird mein Argwohn gegen diese Person. Nun, sie braucht ja Herrn Walburg nicht mehr, sie besitzt ein hübsches Vermögen und kann ohne den Lohn einer Dienstherrschaft leben. Bedenken Sie nur, lieber Herr, mich hat man fortgeschickt, als Madame die Augen geschlossen, und jene Person, die so oft die Kranke geärgert, dieses Weib ist geblieben. Nun, bei meiner armen Seele, da muß ja ein Blinder sehen, wer im Hause regiert hat.“

Rosa Beifuß, die bisher so sanft gewesen, war plötzlich in große Aufregung gerathen. Sie legte die Hornbrille ab, griff zur Dose und versorgte ihre spitze Nase mit einer duftenden Prise. Der Arzt versicherte, ihre Winke beachten zu wollen, ermahnte noch einmal zur Verschwiegenheit und entfernte sich. Ida gab ihm das Geleit bis zur Hausthüre.

„Mein Gott,“ rief Rosa, als sie allein war, „habe ich es mir doch gedacht! Auf dem Hause ruht ein Fluch, es soll nun einmal eine glückliche Ehe nicht darin stattfinden. Wehe den armen Menschen, wenn es der verruchten Hand gelingt, den Schleier zu heben, der mitleidig eine schreckliche Vergangenheit bedeckt. Ich wasche meine Hände in Unschuld und bin zufrieden, daß man mich damals fortgeschickt hat.“

Als Ida eintrat, saß Rosa sinnend in ihrem Lehnstuhle.

„Tante,“ sagte das hübsche Kind von 19 Jahren, „nun werde ich heute doch nicht fertig mit der Arbeit.“

„Gräme Dich nicht darüber, auf einen Tag kommt es ja nicht an. Ich bedauere, daß Du Dein junges Leben nicht besser genießen kannst. Es ist ein trauriges Loos, vom Morgen früh bis in die tiefe Nacht am Nähtische zu sitzen. Dein Vater hätte wohl besser für Dich sorgen können.“

„Wie kommen Sie auf diese Gedanken? Ich beklage mich ja nicht ...“

„Das ist es eben, was mich schmerzt. Geh', mein Kind, besorge jetzt die nöthigen Einkäufe, ich werde indeß das Abendessen bereiten."

Ida setzte ihren leichten Strohhut auf das braune Haupt, warf die einfache Mantille um die runden Schultern, küßte der alten Tante die Wange und hüpfte mit der Behendigkeit der Gazelle die Treppe hinab, die jetzt völlig dunkel war. Von dem nahen Kirchthurme herab erklang die siebente Stunde, als sie in die dämmernde Straße trat. An der nächsten Ecke ward sie von einem jungen Manne gegrüßt, der rasch in die schmale Gasse biegen wollte. Erschreckt blieb sie stehen.

„Guten Abend, Herr Siebold," flüsterte sie.

Ihre Hand zitterte, als Herr Siebold sie ergriff und sie an seine Lippen drückte. „Sie kommen so früh schon?" fragte sie dann. „Ich muß die Stunde der Freiheit benutzen, um 8 Uhr habe ich wieder Dienst."

„Dienst?"

„Freuen Sie sich mit mir, Fräulein Ida, ich habe ein vortreffliches Engagement gefunden."

„Nehmen Sie meinen herzlichen Glückwunsch."

„Danke."

„Wo sind Sie angestellt?"

„In einem der ersten Comptoirs der Stadt — ist Ihnen die Firma Franz Walburg bekannt?"

„Das will ich meinen!"

„Walburg ist mein Chef und ich bin sein Commis mit einem Gehalte von 800 Thalern."

„800 Thaler jährlich?" fragte Ida erstaunt.

„Natürlich. Und dazu kommt noch ein Weihnachtsgeschenk von mindestens 20 Louisd'ors. Herr Walburg ist ein nobler Prinzipal, wie allgemein bekannt."

Herr Siebold hatte sich Ida's Arm bemächtigt und zog sie von der Straßenecke fort, um dem Strome der Vorübergehenden zu entkommen. Sie ließ sich diese Vertraulichkeit gern gefallen, bezeichnete ihm aber den Weg, den sie zu nehmen hatte.

„Morgen ist Sonntag," begann der junge Mann; „der Nachmittag und der Abend gehören mir. Darf ich hoffen, daß wir uns um 3 Uhr an demselben Orte treffen, wo ich das Glück hatte, Sie zum ersten Male zu sehen?"

„Ich glaube, meine Tante wird den schönen Frühlingstag benutzen, und wenn sie ausgeht, wählt sie stets den Garten, in dem Sie uns so freundlich einen Dienst geleistet haben."

Sie gingen weiter.

Ida sah von Zeit zu Zeit zu dem blühenden, kräftigen jungen Manne empor, der einen Jahresgehalt von 800 Thalern bezog. Das Wort Gehalt wirkt magisch auf eine heirathsfähige Jungfrau, denn in ihm liegt größtentheils die Verwirklichung des heißesten aller Wünsche. Ida, die arme Näherin ohne Vermögen und ohne Eltern, die seit lange schon von der Mildthätigkeit ihrer alten Tante gelebt, hielt den Commis für einen Krösus. 800 Thaler jährlich waren in ihren Augen eine enorme Summe. Ihr war, als ob Herr Siebold nur die Hand auszustrecken brauchte, um die Tochter aus einer wohlhabenden Familie zu erlangen.

„Sie werden also kommen?" fragte er schmeichelnd.

„Ach, Herr Siebold, Sie sind jetzt so reich und ich bin ein armes Mädchen — Ihnen kann wahrhaftig nichts daran liegen — es wäre doch wohl besser, wenn Sie die Absicht aufgäben, bei meiner Tante eingeführt zu sein."

Ida hatte, wie man zu sagen pflegt, auf den Busch geklopft, die soeben gesprochenen Worte waren nicht im Ernste gemeint. Aengstlich harrte sie der Antwort, die einige Augenblicke auf sich warten ließ. Siebold hatte nämlich zur Seite gesehen und bei dieser Gelegenheit die brennende Purpurröthe auf den zarten Wangen des jungen Mädchens bemerkt trotz der Abenddämmerung. Er hätte diese reizende Wange gleich küssen mögen. Aufgeregt durch sein Glück und die Nähe der Geliebten, beschloß er, diese passende Gelegenheit zu einer Erklärung nicht vorübergehen zu lassen.

„Wäre ich reich wie Herr Walburg, ich würde mich nur dann glücklich preisen, wenn ich mit Ihnen den Reichthum theilen dürfte."

„Herr Siebold!" stammelte sie freudig bestürzt.

„Ich habe bereits mit meiner Mutter gesprochen; sie freut sich, Sie und Ihre Tante morgen kennen zu lernen. Die Woche ist mir recht lange geworden — wollen Sie nun, da ich so nahe am Ziele bin, mich zurückweisen?"

„Nein!" flüsterte sie ganz leise. „Wenn Sie es wirklich ehrlich mit mir meinen, werden wir kommen."

„Deß ist Gott mein Zeuge! Ach, Ida, nun hat meine Stellung erst den rechten Werth für mich, nun werde ich mit doppeltem Eifer arbeiten. Aber könnte auch ich fragen, ist es von Ihrer Seite ernstlich gemeint, wenn Sie mir die Annäherung gestatten? Ida, ich fordere einen Beweis dafür."

„Du lieber Himmel, was kann ich thun? Genügt Ihnen mein Wort nicht?"

„Nein. Ich bin der ungläubige Thomas!" rief Siebold mit Laune. „Sie hatten in dem Garten eine Brosche verloren, und ich war so glücklich, Ihnen den Schmuck, wenn auch zertreten, zurückzubringen."

„Die Brosche iſt nicht ächt.“

„Deſto beſſer.“

„Mir lag nur daran, weil ſie ein Geſchenk meiner Tante iſt — ich kann ſie nicht wieder tragen.“

„Vortrefflich! Nun dürfen Sie die Annahme dieſes Schmuckes noch weniger verweigern. O nehmen Sie, Ida! Er mag uns ſtets daran erinnern, daß eine Brosche unſere erſte Bekanntſchaft vermittelt hat. Weiſen Sie dieſes kleine Zeichen meiner Aufmerkſamkeit zurück, ſo liefern Sie mir den Beweis nicht, den ich mir vorhin zu fordern erlaubte.“

Bei den letzten Worten glitt ein Etui in die zitternde Hand Ida's. Sie ſah ihn ſprachlos an. Wie oft hatte ſie den unächten Schmuck bedauert, den ein harter Fuß ihr zertreten — jetzt beſaß ſie einen neuen und wahrſcheinlich auch einen ächten. Statt zu danken, drückte ſie zärtlich die Hand des großmüthigen Gebers und verſprach, der Einladung für morgen zu folgen. Noch eine Viertelſtunde ward unter zärtlichem Koſen der Spaziergang fortgeſetzt, und wir können verſichern, daß die Brosche über das Schickſal Beider entſchied. Als ſie ſich trennten, durfte Siebold die Wange, deren Purpurröthe ihn entzückt hatte, küſſen. Glücklicher hat wohl nie ein Commis in ſpäter Abendſtunde ſein Comptoir betreten als Ludwig Siebold. Ida erwirkte denſelben Abend noch von der Tante das Verſprechen, Sonntags den Lieblingsſpaziergang nach dem Garten zu unternehmen und dort bei einer Taſſe Kaffee den Nachmittag zu verplaudern! Roſa Beifuß hatte ein weiches Herz und freute ſich des Vergnügens, das ſie ihrer fleißigen Nichte gewähren konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Luftſchifffahrt.

(Schluß.)

Dem Profeſſor gelang es nicht. Er mochte thun, was er wollte, die Klappe blieb geſchloſſen und wir konnten nicht hinunterſteigen. Ja, es zeigte ſich bald, daß wir langſam emporſtiegen. Das Schlimmſte aber war, daß wir uns mit reißender Schnelligkeit der ſchwarzen Gewitterwolke näherten, welche Blitz und Donner aus ihrem Schooße entſendete.

Fünf Minuten vergingen, fünf Minuten der tödtlichſten Angſt, während welcher der Profeſſor vergebens an der Klappenſchnur zog, dann hüllte uns die ſchwarze Wolke ein, jeden Lichtſtrahl ausſchließend, ſo daß wir unſere Hände vor den Augen nicht ſehen konnten.

Unſere Lage war jetzt ſchrecklich, und mit athemloſer Stille ſahen wir den kommenden Ereigniſſen entgegen. Plötzlich wurden wir von einem ſchlängelnden Feuer, das um uns und zwiſchen uns ſpielte, von allen Seiten umgeben, dann folgte ein ſo fürchterlicher Donnerſchlag, daß wir uns in Folge der Erſchütterung kaum auf unſeren Sitzen zu halten vermochten. Nicht nur die Damen, ſondern auch die Männer ſtießen Schreckensrufe aus.

Wir hatten einen großen fünfhackigen Anker in der Gondel, welcher dazu beſtimmt war, beim Niederſteigen ſich in Bäumen, Hecken und Zäunen einzuhacken und den Ballon zu halten. Unſere Hauptfurcht war jetzt, daß das Metall den Blitz anziehen möchte. Wir konnten nicht ohne Schauder an die Folgen denken, wenn unſer ſchwaches Fahrzeug auch nur eine kleine Beſchädigung erleiden ſollte.

Wieder erſchreckte und blendete uns dieſes furchtbar ſchlängelnde Feuer, das Alles in Flammen zu ſetzen ſchien, und wieder folgte das betäubende Rollen des Donners. In der verhältnißmäßigen Stille, die dann eintrat, konnten wir das wilde Brauſen des Windes unter uns vernehmen, während ſich um uns kein Lüftchen regte.

Wir waren jeden Augenblick unſerer letzten Stunde gewärtig, als wir in eine lichtere Region, wo wir die Sterne über und die Wolken unter uns hatten, emportauchten. Der Ballon ſtieg jetzt mit ziemlicher Schnelle in die Höhe. Wir hatten demnach nur eine Gefahr mit der andern vertauſcht. Die Klappe war unbeweglich und es fehlte uns jedes Mittel, uns herunter zu laſſen. Bereits ſtrömte das Gas von unten aus und die unangenehmen Empfindungen in der Bruſt und im Kopfe ſtellten ſich wieder ein.

Immer höher gingen wir und wir mußten bald auf dem Punkt anlangen, wo der Ballon berſten würde. Wenn nicht ſchnell Etwas geſchah, ſo mußte unſere Reiſe in der Ewigkeit enden. Der Profeſſor ſelbſt war in der größten Unruhe. Er zog und riß an der Klappenſchnur, bis er ſich überzeugt hatte, daß alle ſeine Bemühung vergebens ſei. Dann ſtand er einige Minuten, die Hände gegen die Stirne gedrückt, gedankenvoll da.

Kein Weinen, keine Klagen wurden unter uns laut. Wir Alle kannten unſere Gefahr und Jeder bereitete ſich durch Reue und Gebet auf den letzten Augenblick vor.

Plötzlich fuhr der Profeſſor empor und zog mit der größten Eile ſeinen Rock und ſeine Stiefel aus. Im nächſten Augenblicke darauf kletterte er, ohne ein Wort zu ſprechen, an den Seilen, welche die Gondel hielten, zum Netzwerk des Ballons empor,

ohne einen andern Halt, der ihn vor dem endlosen Fall bewahren konnte, als seine schwachen Hände.

Wir begriffen seine Absicht und sahen ihm mit klopfendem Herzen nach, bis er unseren Blicken entschwunden war. Dann faßten wir einander bei der Hand und sandten ein inbrünstiges Gebet für das Gelingen seines Unternehmens zum Himmel empor.

Fünf Minuten, welche uns wie eine Ewigkeit vorkamen, waren verflossen, und dann hörten wir das eigenthümliche Geräusch des entweichenden Gases. Der edle Mann — Gott segne ihn! — hatte uns gerettet.

Gleich darauf erblickten wir bei dem schwachen Lichte der Sterne seine Gestalt wieder, wie er im Herabsteigen begriffen war, und wir beteten für ihn, denn wir konnten ihm nicht helfen. Langsam und vorsichtig stieg er herab, bis seine Füße die Gondel berührt, und dann fingen wir ihn in unseren Armen auf und vermischten unsere Thränen mit den seinigen.

Wir wurden nun von einem Luftstrome erfaßt, der uns von dem Gewitter wegführte, und dann stiegen wir so sanft wie ein Vogel auf seinen Schwingen langsam zur Erde nieder und bewerkstelligten ohne weiteren Unfall zwei Meilen von einer Eisenbahn und hundert Meilen von London unsere Landung.

Mannigfaltiges.

(Nordamerikanische Ehescheidung.) Während man im Territorium Washington vor nicht langer Zeit ein Kapital zusammengeschossen hat, um einige Schiffsladungen junger Damen von Boston aus in Kalifornien zu importiren, damit der heirathslustigen Männerwelt Gelegenheit werde, einen eigenen Herd zu gründen, haben einige Winkeladvokaten in San Francisco und andern Theilen der Republik es sich zum Geschäft gemacht, Ehen zu trennen. So kam kürzlich der Fall vor, daß nach einem vergeblichen Versuch, Ehescheidung zu erlangen, die Dokumente nach Utah gesandt wurden, von wo das Scheidungs-Dekret zurückkam, ohne daß der verklagte Theil Gelegenheit gehabt hätte, sich zu vertheidigen; von New-York aus soll man auf ähnliche Weise nach Illinois appellirt haben, mit gleich günstigem Resultat. Folgende in verschiedenen Zeitungen erschienene Annonce liefert hiezu den Schlüssel: „Es werden Ehescheidungen gesetzlich verschafft für Personen irgend eines Staates, ohne vor die Oeffentlichkeit zu treten und ohne daß man seinen Wohnort zu verlassen brauche. Unverträglichkeit, Verlassen des häuslichen Herdes sind hinreichende Gründe. Alle Fälle werden garantirt. Rath wird gratis ertheilt und kein Vertrauen mißbraucht." Die Advokaten, welche sich dieser noblen Prozeßart widmen, erklären sich bereit, für 2—300 Dollars alle Kosten zu decken, inklusive der Herbeischaffung falscher Zeugen und dgl. Als Kuriosum füge ich noch an, daß in einem solchen Ehescheidungsprozeß zu New-Orleans „kalte Füße" ein hinreichender Grund zur Scheidung waren.

(Chinesische Gerechtigkeit.) Die Chinesen halten durchaus nicht für nöthig, daß die Strafe den wirklichen Verbrecher treffe, sondern sind der Ansicht, daß durch Stellvertretung der Gerechtigkeit vollkommen Genüge geschehe. So erzählt Baron Gros folgenden Fall: Als die französische Gesandtschaft den Peiho hinauffuhr, wurde ein französischer Matrose von einem Chinesen ermordet. Der Mörder wurde arretirt und zum Tode verurtheilt. Eine Deputation aus dem Heimathsdorfe des Chinesen kam zum Gesandten und stellte ihm einen alten Mann vor, von dem sie wünschten, daß er an Stelle des Schuldigen gehängt werden möchte. Der Verurtheilte sei ein junger Mann, der eine Mutter durch Arbeit ernähre. Seiner Excellenz werde es gleich sein, ob er einen alten oder einen jungen Mann an den Galgen brächte. Man sagte ihnen, daß die europäische Justiz sich an den Schuldigen halte, und daß man also von ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen könne. — Am nächsten Tage kam sie wieder, Seiner Excellenz „einen bessern Handel" anzubieten. Sie brachten diesmal zwei alte Männer, anstatt einen. Zwei Chinesen würden doch wahrhaftig einen Fremden aufwiegen. — Diese Mission hatte natürlich keinen besseren Erfolg, als die erste. Die Abgesandten gingen sehr traurig weg und wunderten sich ausnehmend über die sonderbaren Begriffe, welche die „rothhaarigen Barbaren" von Recht und Unrecht hatten.

Charade.

Die Erste weht und wird von Thoren oft gemacht.
Die Zweite hat gar Manchen schon an Bettelstab gebracht.
Das schlanke Ganze Haus und Hof bewacht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 152. Dienstag, 19. Dezember 1865.

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

IV.

Der Sonntag, der Tag des Herrn war gekommen. Eine reine, milde Frühlingssonne schien auf die Erde herab, die im strahlenden Blüthenschmucke ihren Schöpfer feierte. Die Glocken riefen feierlich zur Andacht in die Kirchen. Auch Doris verließ, einfach geschmückt, das Haus, bestieg den Wagen und fuhr zur Kirche. Sie wollte im Gebete Trost für ihr leidendes Herz suchen. Wehmüthig sah sie auf den leeren Platz an ihrer Seite, wo sonst Franz gesessen, — der arme Mann stand heute in seinem Comptoir und arbeitete bei verschlossenen Thüren. Für ihn gab es keine Kirche, keine Gattin, kein Kind mehr. Die unglückliche Frau konnte sich der Thränen nicht erwehren; sie weinte über den nach ihrer Meinung geistig zerrütteten Gatten. Traurig gestimmt durch den Anblick so vieler glücklicher Menschen kehrte sie nach zwei Stunden zurück. Als sie die weite Hausflur betrat, öffnete sich die Thüre, die zu den Comptoirs führte, und Franz, bleich wie ein Schatten, trat langsam heraus. Sein matter Blick fiel auf Doris, die, einen Blumenstrauß und das Gebetbuch in der Hand tragend, tief erschüttert stehen geblieben war.

„Doris!“ hauchte er mit bebenden Lippen.

Sie trat ihm näher und reichte ihm mitleidig die Hand. Ein Thränenstrom rann über ihre bleichen Wangen, sie konnte vor Schmerz über das traurige Geschick ihres geliebten Gatten kaum das Wort „Franz“ stammeln.

„Mein Gott! Mein Heiland!“ rief der Unglückliche.

Er wollte fliehen, aber ein mächtiges Gefühl hielt ihn zurück. Dem Kampfe erliegend, sank er zu ihren Füßen nieder und drückte die Spitzen ihres Shawls an seine bleichen Lippen.

Doris umklammerte seinen Hals und drückte heiße Küsse auf sein braunes Haar. „Franz, liebst Du mich wieder?“ fragte sie in rührenden Tönen. „Hast Du Dein Herz mir wieder zugewendet? Franz, ich bin ja stets eine treue, liebende Gattin gewesen — Franz, habe Erbarmen mit meiner Seelenpein! Gedenke Deines Kindes...“

Er hob die Hände zum Himmel empor. „Reiner Engel,“ rief er, „ich habe Dein Leben vergiftet, ich bin der Verräther Deines Glückes. Verzeihe mir, ich bin unschuldig!“ Dann riß er sich los und schwankte wie ein kranker Mensch die Treppe hinan.

„Unbegreiflich!“ flüsterte die arme Frau. „Sein Geist muß krank, recht krank sein.“

„Folgen Sie ihm nicht!“ rief eine Stimme.

Als Doris sich wandte, erblickte sie den Doktor Martini, der Zeuge der Scene gewesen war. Schweigend reichte er der weinenden Frau den Arm und führte sie in ihr Zimmer.

„Meine liebe Freundin,“ begann er mild, „Sie haben Recht, wenn Sie Walburg für krank halten. Aber seine Krankheit ist nicht unheilbar, ich glaube, daß sie bald gehoben sein wird. Helfen Sie seinem Arzte, indem Sie ferner vermeiden, ihn heftig zu erregen und, was ich als eine Hauptsache bezeichne, schonen Sie sich selbst und fügen Sie sich nur kurze Zeit dem Unvermeidlichen, damit Sie nicht erkranken, wenn Ihr Mann genesen ist, und vertrauen Sie Ihrem alten Doktor, der schon Rath schaffen wird. Kehren Sie sich nicht an die Aeußerungen eines verirrten Geistes, wundern Sie sich aber auch nicht über die Mittel, die ich ergreifen werde. Demnach bleiben Sie ruhig in Ihrem Zimmer und denken Sie, Franz sei verreist. Er wird wieder kommen, ich bringe ihn zurück. Dann schließt er Sie und sein Kind in seine Arme und die traurige Vergangenheit wird vergessen sein. Sie wissen, daß ich eine strenge Befolgung meiner Vorschriften fordere. — Adieu,

Doris, ich gehe zu unserem Kranken." Der Greis ging über den Korridor und trat in ein Vorgemach, wo er den alten Christian antraf. Dieser berichtete, daß Walburg soeben gekommen und das Zimmer verschlossen habe. Sein guter Herr, fügte er hinzu, befinde sich in einem traurigen Zustande, denn er sei so angegriffen gewesen, daß er kaum die Schwelle habe überschreiten können. Der Doktor veranlaßte den Diener, draußen auf dem Korridor zu warten und Jedem, wer auch kommen möge, den Zutritt zu versagen. Kaum befand er sich allein, so klopfte er an die Thüre.

„Walburg, öffnen Sie!"

Es erfolgte keine Antwort. Der Doktor wiederholte sein Klopfen und sein Rufen — umsonst — in dem Zimmer regte sich kein Laut.

„Ihr Arzt fordert Einlaß!" rief der Greis, dem für den armen Kaufherrn zu bangen begann. „Wenn Sie nicht öffnen, lasse ich die Thüre sprengen!"

Jetzt ließen sich rasche und heftige Schritte vernehmen und gleich darauf ward die Thüre aufgerissen. Walburg stand an der Schwelle.

„Sie, Doktor," fragte er vorwurfsvoll, „wollen Sie meinen Hausfrieden stören?"

„Wie es meine Pflicht ist," rief zornig der alte Herr. „Noch bin ich Ihr Hausarzt und wie mir als solchem Pflichten obliegen, habe ich auch Rechte. Ich weiß aus Erfahrung, daß die eingebildeten Kranken die gefährlichsten sind, und Sie, mein Freund, sind ein Kranker dieser gefährlichen Art. Soll ich es ruhig mit ansehen, daß Sie ein ausgemachter Hypochonder werden? O nein, Verehrter, mein Ruf als Arzt ist mir zu lieb, und ehe ich mir diesen untergraben lasse, gebe ich lieber meine Praxis in Ihrem Hause auf. Um Ihnen dieses zu sagen, hätte ich wahrlich die Thüre zertrümmern lassen, wenn Sie nicht geöffnet hätten."

Der Arzt war eingetreten und hatte die hohe Flügelthüre hinter sich geschlossen.

„So, jetzt sind wir allein. Nun bestimmen Sie, ob ich Ihr Hausarzt bleiben soll oder nicht. Im ersten Falle werde ich ein scharfes Examen mit Ihnen abhalten, im zweiten entferne ich mich auf der Stelle und Sie sehen mich in Ihrem Hause nie wieder."

„Doktor, so sprechen Sie mit mir?" fragte Walburg schmerzlich.

„Weil ich muß, weil Sie mich dazu zwingen. Es ist Arznei, bittere Arznei, die ich Ihnen reiche."

„Bleiben Sie, mein Freund!"

Walburg streckte beide Hände aus.

„Das wird auf Sie ankommen. Beginnen wir das Examen. Wenn ich heilen soll, muß ich den Sitz des Uebels kennen. Mann, wie sehen Sie aus! Und dennoch verbergen Sie mir Ihr Leiden, dennoch behaupten Sie gesund zu sein und schließen mir die Thüre vor der Nase zu. Element, benimmt sich so ein junger Mann gegen seinen väterlichen Freund? Da verfuhr Ihr seliger Schwiegervater anders: Doktor, es mochte nun im Körper oder im Hause nicht richtig sein, Doktor, rathen Sie, was fange ich an? Und so fragte er mich auch, als es sich um Ihre Person handelte. Ohne mich hätten Sie weder die liebenswürdige Doris, noch die schöne Firma erhalten. Ohne den alten Doktor, vor dem Sie die Thüre verschließen, wären Sie in das Waisenhaus gewandert, statt auf die Handelsschule nach Hamburg. Antworten Sie: verdiene ich nun Ihr Vertrauen oder nicht? Bin ich Ihr Freund gewesen oder Ihr Feind?"

„Doktor, Doktor!" rief Franz erschüttert und warf sich an die Brust des Greises. Nach einigen Augenblicken riß er sich los, öffnete mit fester Hand den Sekretär, holte den Brief aus dem geheimen Fache und reichte ihn dem Greise, indem er sagte: „Hier ist die Quelle meines Leidens. Prüfen und handeln Sie, aber schonen Sie Doris, die arme, arme Frau."

Walburg lehnte sich mit verschränkten Armen an den Sekretär. Der Arzt las still folgende Zeilen:

„Karl!

„Ich vermag es nicht, Dir mündlich den schon oft ausgesprochenen Wunsch noch einmal an das Herz zu legen, darum ergreife ich die Feder. Willst Du das Glück, das uns der Himmel in unserer Doris geschenkt, mir vollständig erhalten, so schaffe den Knaben aus dem Hause, bei dessen Anblick, so oft er mir wird, ich erzittere. Es ist Deine Pflicht, für das unschuldige Kind zu sorgen, aber Du hast auch Pflichten gegen die Mutter Deiner Tochter zu erfüllen, und diese sind, ich behaupte es als Deine Dir von Gott angetraute Gattin, heiliger, als jene gegen ein leichtsinniges Geschöpf. Laß den Knaben fern von hier erziehen, opfere große Summen, um ihn zu einem tüchtigen Geschäftsmanne zu machen: aber erinnere mich nicht zu lebhaft an Deinen Fehltritt. Ich habe das Recht, diese Rücksicht von Dir zu fordern. Erfülle meine Bitte, Karl, und Du erleichterst mir die Verzeihung, die Dir mein Herz längst zugedacht hat. Bleiben diese Zeilen ohne Erfolg, so muß ich annehmen, daß Du mich absichtlich kränken willst und daß Dir die Ehre Deiner Gattin nichts mehr gilt. Ich fordere keine Worte, keine Versicherungen mehr, wohl aber die That.

Im Juni 18..

Hedwig."

Der Greis verbarg seine Bestürzung, er suchte unbefangen zu scheinen. „Dieser Brief,“ sagte er, „ist jetzt erst in Ihre Hände gekommen?“

„Ich fand ihn dort, als ich nach einem Geheimbuche suchte. Durch Zufall berührte ich die verborgene Feder, die das mir unbekannte Fach öffnete.“

„Der Brief ist falsch; man hat eine Intrigue ersonnen, um Ihr Glück zu stören. Wer kann die Aechtheit verbürgen?“

„Ich kenne aus anderen Dokumenten die Handschriften meiner Schwiegermutter genau — wollen Sie vergleichen?“

(Fortsetzung folgt.)

Ueberlistet!

Erzählung eines amerikanischen Entdeckungsbeamten.

Als ich vor einigen Jahren von New-York nach Boston reiste, traf ich im Eisenbahnwagen ganz unerwartet einen alten Bekannten aus Deutschland. Derselbe war früher Praktikant in A. gewesen und da er bei dem Mangel an Konnexionen wenig Aussicht hatte, vor dem vierzigsten Jahre eine Anstellung zu erlangen, nach Amerika ausgewandert. Hier hatte er sich unter wechselnden Schicksalen in verschiedenen Lebenskreisen bewegt, bis es ihm endlich gelang, eine Stelle bei der New-Yorker Polizei zu erhalten. Als er mir nach dieser Mittheilung seinen hier angenommenen amerikanisirten Namen nannte, erinnerte ich mich sogleich, daß ich einen der scharfsinnigsten, gewandtesten und muthigsten Entdeckungsbeamten, von dem die Zeitungen in der letzten Zeit merkwürdige Stücke erzählt hatten, vor mir habe. Die Erneuerung dieser Bekanntschaft wurde mir jetzt doppelt angenehm, weil ich hoffen durfte, dadurch einen näheren Einblick in das amerikanische Gesellschafts- und Verbrecherleben zu erlangen. In dieser Erwartung hatte ich mich auch nicht getäuscht, denn mein Gefährte theilte mir im Laufe des Gesprächs aus seiner Erfahrung eine Menge der interessantesten Daten und Anekdoten mit, welche mir die amerikanischen Zustände in vieler Beziehung in einem ganz neuen Lichte erscheinen ließen. Aus den zahlreichen Abenteuern, die er mit Verbrechern aller Art zu bestehen gehabt, will ich hier nur das folgende und zwar mit seinen eigenen Worten wiedergeben.

Eine der schwierigsten und gefahrvollsten Verhaftungen war die eines Mannes Namens Dexter Price, eines Diebes von Profession, der für einen der gewandtesten und verwegensten Spitzbuben galt. Derselbe war erst vor einem Jahre von London, wo ihm das Pflaster zu heiß wurde, in Amerika angekommen und hatte seitdem in Boston sein Geschäft ausgeübt, ohne daß man seiner habhaft werden konnte. Endlich kam er auch nach New-York, aber noch ehe wir etwas von seiner Ankunft erfuhren, wurden wir durch einen ebenso frechen als großartigen Diebstahl, mit welchem ein Mord verknüpft war, in Allarm versetzt.

In einem Juwelenladen war eingebrochen und ein Werth von mehr als 5000 Dollars geraubt worden. Ein junger Mann, der in dem Laden schlief, hatte dabei mehrere so schwere Wunden erhalten, daß man an seinem Aufkommen verzweifelte.

Die Einzelheiten des ganzen Vorgangs wurden mir sogleich mit der Weisung vorgelegt, die Schuldigen auszumitteln. Ohne Verzug begab ich mich nach dem Schauplatze der That und untersuchte auf das Sorgfältigste dessen Räumlichkeiten. Alles was ich hier sah, überzeugte mich sofort, daß das Verbrechen von einem ebenso erfahrenen als kecken Spitzbuben begangen worden sei. Als ich diese Untersuchung beendet hatte, begab ich mich nach der Wohnung des jungen Mannes, welcher verwundet worden war. Ich wollte seinen eigenen Bericht vernehmen und versuchen, ob ich von ihm nicht eine Beschreibung der Diebe erhalten könnte, wodurch meine Nachforschungen erleichtert würden. Meine Hoffnung war aber vergebens, denn der junge Mann hatte bereits eine Stunde vor meiner Ankunft seinen Geist aufgegeben.

So wußte ich nichts weiter, als daß der Diebstahl von Einem oder Mehreren, die mit dem Geschäfte vertraut, vollführt worden sei. Ueber die Person der Thäter hatte ich nicht den geringsten Aufschluß, sondern nur Vermuthungen. Nachdem ich aber die Sache sorgfältig überlegt hatte, machte ich mir einen Plan und ging sogleich an's Werk. Es ist wahr, die Spitzbuben hatten ihr Unternehmen mit großer Vorsicht ausgeführt, allein ich hatte auch nicht umsonst mehrere Jahre lang ihre Schliche verfolgt.

Sorgfältig verkleidet besuchte ich der Reihe nach alle diejenigen Läden, wo, wie uns bekannt, gestohlenes Gut gewöhnlich versetzt oder verkauft wird. Ich fragte einfach nach ähnlichen Gegenständen wie die, welche gestohlen worden waren, indem ich vorgab, daß ich dergleichen zu kaufen wünschte, wenn ich sie um annehmbaren Preis erhalten könnte. Natürlich vermied ich dabei jede Anspielung auf den jüngsten Diebstahl. Ich fand aber nicht, was ich suchte und schloß daraus, daß das gestohlene

Gut noch nicht veräußert sei. Meine Nachforschungen hatten beinahe zwei volle Tage in Anspruch genommen, und als ich am Abend des zweiten meine Schritte heimwärts lenkte, war ich müde, ärgerlich und, um die Wahrheit zu sagen, ein wenig entmuthigt.

Mittlerweile hatte nicht das Geringste verlautet, was über die Persönlichkeit der Diebe ein Licht verbreitet hätte. Die ganze Sache blieb in das tiefste Dunkel gehüllt und die mir zur Verfügung gestellten Beamten hatten ebenso wenig erfahren als ich selbst.

Man darf nicht vergessen, daß die Anwesenheit von Price in der Stadt bisher der Polizei noch gänzlich unbekannt war, sonst würde ich gewiß dem Thäter früher auf die Spur gekommen sein. Der Platz, der beraubt wurde, der Betrag des gestohlenen Guts und die Verwegenheit der Verbrecher, wenn deren mehrere waren, — Alles deutete auf die Art und Weise hin, wie der Engländer zu Werk zu gehen pflegte, und hätte ich gewußt, daß er irgendwo in der Nähe sei, so würde ich unbedenklich gesagt haben: Er ist der Mann und kein anderer. Diebe gab es zwar damals genug in der Stadt, aber sie gehörten meistens zu einer Klasse, welche mehr im Kleinen arbeitet. Während wir demnach recht wohl wußten, daß eine neue und kühnere Hand unter uns aufgetaucht war, fehlte uns jeder Aufschluß über die Persönlichkeit dieses geschickten Herrn.

Noch an demselben Abend, nachdem ich mich erfrischt und ausgeruht hatte, machte ich mich mit dem entschiedenen Entschluß auf den Weg, in der einen oder anderen Weise meinen Ruf wiederherzustellen. Gekleidet wie Diejenigen, unter die ich mich mischen wollte und bis zur Unkenntlichkeit verstellt, — denn ich war allen Dieben der Stadt wohlbekannt — lenkte ich meine Schritte durch die dunklen Straßen nach einer Kellerschenke, wo sich der Hauptsammelplatz solcher Individuen befand.

Die ganze Nacht setzte ich meine Nachforschungen fort, wobei ich meine Rolle so gut spielte, daß ich mich, ohne erkannt zu werden, ungenirt unter Diebe und Vagabunden mischen konnte. Ueber den Diebstahl und Mord vermochte ich aber nichts herauszubringen. Ich hörte wohl darüber reden, aber keiner der Anwesenden schien darüber mehr zu wissen, als ich selbst, und da ich Ursache hatte anzunehmen, daß man nichts von meiner Verkleidung ahnte, so blieb mir nichts Anderes übrig, als zu glauben, was ich hörte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Darmstadt.) Einem hiesigen Bürger verschwand Anfang Septembers aus seinem Schreibsekretär ein Fünfzigguldenschein. Da kein Fremder das Zimmer betreten hatte, so fiel der Verdacht auf das Dienstmädchen, den Schein entwendet zu haben. Da man aber keinen Beweis für ihre Schuld aufzubringen vermochte, so entließ man sie nur unter schweren Vorwürfen ihres Dienstes. Vor einigen Tagen spielte der fünfjährige Sohn des Bürgers in Gegenwart seiner Eltern mit seinem Bilderbuche, als plötzlich die vermißte und lange gesuchte Fünfzigguldennote herausfiel. Das Kind hatte sie für ein schönes Bild angesehen, sie von dem Sekretär hinweggenommen und in sein Buch gelegt. Dadurch, daß das Kind längere Zeit das Buch nicht gebraucht hatte, geschah die Entdeckung so spät. — Der Bürger hatte das Herz auf dem rechten Flecke und beeilte sich, das dem Dienstmädchen geschehene Unrecht wieder gut zu machen. Er ging selbst auf das nahe gelegene Dorf, wo sich das Mädchen bei seinen Eltern aufhielt, erzählte den Vorgang und bat, indem er der Unschuldigen den Fünfzigguldenschein als Entschädigung für das erlittene Unbill überreichte, um ihren Wiedereintritt in seinen Dienst. Man kann sich die Freude des Mädchens, das heute wieder bei seinem ehemaligen Dienstherrn dahier eintraf, denken.

Eine der kuriosesten Theater-Vorstellungen fand am 16. November in Manchester statt. Es kamen nämlich drei Akte aus Heinrich IV. von Shakespeare zur Aufführung, welche man den geistigen Fähigkeiten und der Zeichensprache Taubstummer angepaßt hatte. Die Mienen und Bewegungen der Schauspieler waren in hohem Grade ausdrucksvoll, so daß, obgleich nicht ein Wort auf der Bühne gesprochen wurde, die Zuschauer, mit Hilfe einiger, in einem ziemlich umfangreichen Programm abgedruckten Andeutungen, mit Leichtigkeit und vollem Verständnisse der Darstellung der stummen Mienen folgen konnten.

Auflösung der Charade in № 151:

Windspiel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 153. Freitag, 22. Dezember 1865.

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

Franz wollte von Neuem den Sekretär öffnen. „Unnütz, mein Freund. Die Züge sind allerdings täuschend nachgeahmt, aber ..."

„Auch das Datum trifft zu: im Juli hat man mich nach Hamburg gebracht, Simons hat nicht gezögert, der Forderung seiner Gattin nachzukommen. Wollte ich nun auch die Aechtheit des Briefes bezweifeln und an eine nichtswürdige Intrigue glauben, so drängt sich mir die Frage auf: Wer kennt jenes geheime Fach und wem kann daran liegen, mein höchstes Lebensglück zu zerstören? Auf diese Frage finde ich keine Antwort, wohl aber muß ich schließen, daß Simons, der den Brief empfangen, ihn aus irgend einem Grunde aufbewahrt hat. Doktor, ich habe gezweifelt, habe lange mit mir selbst gekämpft; jetzt kann ich es nicht mehr. Wenn ich die Liebe des alten Mannes zu mir bedenke, der mir das Handelshaus und das Vermögen erhalten wollte, das Doris zusteht, weil es von der Familie ihrer Mutter kommt ..."

„Halt, mein Freund!" rief der Arzt. „Da sind wir bei einem wohl zu beachtenden Punkte angekommen. Hängen die Dinge zusammen, wie Ihr Argwohn sie kalkulirt hat, so würde der vorsichtige Simons wahrlich diesen Brief vernichtet haben, der früher oder später Licht über seinen dunklen Plan verbreiten mußte. Niemand hat den Verstorbenen besser gekannt als ich — und dennoch behaupte ich, daß er unfähig war, das Glück seines Sohnes auf eine von der Kirche und dem Staate verdammte Weise zu befördern. Ich gehe noch weiter und behaupte: Ist dieser Brief wirklich ächt, so hat Hedwig ihren braven Mann mit ungegründeter Eifersucht verfolgt. Franz, mißtrauen Sie Ihrem Wohlthäter nicht, Sie begehen eine Sünde an ihm, an Ihrer liebenswürdigen Gattin und an sich selbst — des unschuldigen Kindes will ich nicht einmal gedenken. Dieser Brief bleibt in meiner Tasche und bald, verlassen Sie sich darauf, werde ich Ihnen den Beweis liefern, daß Sie ein großer Hypochonder sind."

„Alles, Alles will ich sein, nur nicht ..."

„Genug, Doris mag vorderhand an Ihre Krankheit glauben; sie soll nie das Gespenst kennen lernen, das seit Wochen die Ruhe ihres Mannes verscheucht hat. Diesen Mittag bin ich Ihr Gast — wir speisen mit Doris und entwerfen den Plan zu der Sommerreise, die jedenfalls stattfinden wird. Franz, seien Sie ein Mann! Adieu, um drei Uhr sehen wir uns wieder."

Der Arzt ging und bestieg seinen Wagen. Hätte Walburg die sorgliche Miene des braven Alten sehen können, er würde sich nicht der Hoffnung mit der Freude eines Bräutigams hingegeben haben, der nach unsäglichen Schwierigkeiten endlich die geliebte Braut heimführen kann. Zur großen Verwunderung des alten Christian ließ er sein Pferd satteln und machte einen Spazierritt nach dem Landhause, das er in kurzer Entfernung von der Stadt besaß. Er fühlte sich wirklich krank und hoffte Stärkung von der frischen Frühlingsluft. Um drei Uhr erschien der Gast und nahm mit den beiden Gatten das Mittagsmahl ein. Das Glück, das Doris empfand, als der Arzt Arm in Arm mit Walburg in das Zimmer trat, läßt sich nicht beschreiben. Taktvoll bewahrte sie indeß die Zurückhaltung, die der Greis ihr zur Pflicht gemacht hatte, um das leidende Gemüth Walburg's nicht heftig zu erregen. Als der Doktor schied, flüsterte er der jungen Frau zu:

„Lassen Sie ihn gewähren; Sie sehen, daß meine Medizin zu wirken beginnt. Zerstören Sie durch voreilige Zärtlichkeiten meine Kur nicht, die bald vollendet sein wird."

V.

Der Doktor Martini hatte eine unruhige Nacht gehabt, denn die Angelegenheit Walburg's machte ihm schwere Sorgen. Nachdem er reiflich die Verhältnisse erwogen und sie durch Erinnerungen aus seinem Umgange mit Simons ergänzt, konnte er sich des Argwohns nicht erwehren, daß der Verstorbene auf Unkosten der Moral eine kaufmännische Spekulation ausgeführt hatte. Das enorme Vermögen war auf Walburg übergegangen, und Doris, die schon früh eine zärtliche Neigung zu dem armen, aber stattlichen und intelligenten jungen Manne gehegt, der als erster Commis in dem Comptoir ihres Vaters arbeitete, sah ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt: sie war die Gattin Walburg's, den sie mit Leidenschaft liebte. Der Vater hatte also das Glück seiner Kinder gemacht. So dachte und schloß mit Entsetzen der würdige Arzt. Was konnte er unternehmen, um Walburg's gegründete Zweifel zu zerstreuen, Zweifel, die er mit ihm theilen mußte, und die arme Doris vor schrecklichen Aufklärungen zu bewahren, die bei dem beklagenswerthen Gemüthsleiden ihres Gatten nicht ausbleiben würden? Und welchen Eklat mußte der Jammer der beneideten Familie in der Stadt hervorbringen? Die traurigen Konsequenzen ließen sich kaum ermessen. Die einzige Abhilfe, die beschafft werden konnte, bestand darin, daß Walburg, und wenn auch durch falsche Dokumente, zu seiner früheren Gemüthsruhe zurückgeführt würde. Es mußte der Mantel der Vergessenheit über die furchtbaren Familienwirren gebreitet werden.

Der Greis hatte mit kummervollem Herzen diesen Entschluß gefaßt, als Ludwig Siebold angemeldet ward.

„Ich habe nicht viel Zeit!" rief der eilfertige Arzt dem Eintretenden entgegen. „Was bringen Sie?"

„Es ist meiner Mutter nicht vergönnt gewesen," antwortete der junge Mann, „Ihnen mündlich den Dank für Ihre menschenfreundliche Sorge auszudrücken — sie sendet dem Herrn Doktor diesen Brief."

„Emilie Siebold!" murmelte er.

Hastig trat er zu seinem Schreibtische und holte ein Papier hervor, dessen Zeilen er mit denen des soeben empfangenen Briefes verglich. Nachdem er beide Papiere aus den zitternden Händen gelegt, trat er dem jungen Manne näher und sah ihn mit forschenden Blicken an.

„Wie alt sind Sie?" fragte er.

„Achtundzwanzig Jahre."

„Wo sind Sie geboren?"

„B. ist meine Vaterstadt."

„Gut. Gehen Sie in Ihr Comptoir; ich werde Ihre Mutter besuchen. Arbeiten Sie fleißig und machen Sie meiner Empfehlung Ehre."

Der erstaunte Ludwig, der den Arzt nie so gesehen, verbeugte sich und ging. Der Doktor verglich noch einmal die beiden Briefe und legte sie in sein Taschenbuch, das er zu sich steckte. Es schien ihm ein Hoffnungsstrahl aufgegangen zu sein, denn in froher Erregung fragte er sich mit lauter Stimme:

„Greift hier die Vorsehung ein oder der Zufall? Wenn es Zufall ist, gibt es keine Vorsehung. Verklärter Simons, bitte um Segen für die Bemühungen Deines Hausarztes und verzeihe ihm, wenn er Dich für einen mehr als leichtsinnigen Patronen gehalten hat. Alter Sünder, muß ich Dich jetzt noch ertappen?"

Er bestieg lächelnd seinen Wagen und ließ sich nach der Wohnung der Madame Siebold fahren. Die Wittwe empfing ihren Arzt mit ungeheuchelter Freude. Jetzt, da die Krankheit ihrem Gesichte den Stempel nicht mehr aufdrückte, ließ sich erkennen, daß die alte Dame vor Zeiten einmal sehr schön gewesen war; sie besaß feine Manieren, sprach gut und zeigte bei passenden Gelegenheiten ihre wohlerhaltenen weißen Zähne. Das ergraute Haar trug sie in zierlichen Löckchen unter einer saubern Haube mit gelben Bändern. Ihre Hand, wenn auch mit einigen Runzeln bedeckt, fesselte die Aufmerksamkeit durch Weiße und Zierlichkeit.

Der Arzt, der neben ihr auf dem Kanapee Platz genommen, kam ihren Dankesergießungen dadurch zuvor, daß er den Brief, den er von Rosa Beifuß erhalten, aus dem Taschenbuch nahm und ihn mit der Frage überreichte:

„Ist das Ihre Unterschrift, Madame?"

Frau Siebold hatte noch gute Augen; sie las ohne Brille die Zeilen und rief überrascht aus:

„Du lieber Himmel, das war eine schreckliche Zeit."

„Ist das Ihre Unterschrift?" wiederholte der Arzt.

„Ich will es nicht leugnen, Herr Doktor. Mein Ludwig ist . . ."

Sie verhüllte ihr Gesicht mit dem Tuche und begann zu weinen. Es blieb unentschieden, ob sie vor Zorn oder Rührung Thränen vergoß. Als sie den Tribut gezollt, den die Erinnerung gebieterisch gefordert, legte sie ein offenes Geständniß ab und schloß mit den Worten:

„Simons hat es verschmäht, diesen Brief zu beantworten, obgleich er eine treue Schilderung

meiner Lage enthält. Nun, ich verzeihe ihm, da sein Schwiegersohn die Hartherzigkeit wieder ausgleicht."

„Nennen Sie den Verstorbenen nicht hartherzig."

„Kann ich anders? Dadurch, daß er seine Hand von mir und seinem Sohne abzog, war ich gezwungen, den Schiffskapitän Siebold zu heirathen, der mich mit seinen Bewerbungen verfolgte. Aus Verzweiflung reichte ich dem Manne die Hand und ging mit ihm nach New-York, um nur der Stadt zu entkommen, in welcher der Hartherzige lebte, der sich zum zweiten Male verheirathet hatte, ohne auf mich Rücksicht zu nehmen.

„Erlauben Sie mir, daß ich meinen Freund rechtfertige. Simons hat diesen Brief nicht erhalten, er ist seiner argwöhnenden Gattin in die Hände gefallen und diese hat ihn verborgen. Er hätte wahrscheinlich seine Emilie nicht verlassen, wenn . . ."

„Dahinter steckt ein Verrath; diese Meta, der ich den Brief zur Besorgung übergeben, hat eine Bosheit verübt. Wahrlich, ich habe später, als ich den übereilten Schritt gethan, oft daran gedacht!" rief Emilie Siebold.

„Ist Ihr Sohn stets bei Ihnen gewesen?"

„Ja, Herr Doktor. Ich nahm ihn mit mir nach New-York und ließ ihn da zum Kaufmann heranbilden. Als später mein Mann mit seinem Schiffe verunglückte, erhielt ich eine kleine Wittwenpension. Diese ist das einzige Gute, das mir von meinem Manne geworden. Die Sehnsucht trieb mich nach Europa zurück — das Uebrige wissen Sie."

„Verzeihung, Madame — ist Ludwig ihr einziges Kind?"

„Ja."

Der Doktor wußte genug. Er verließ seinen Platz. Emilie bat um Verschwiegenheit, damit die Stellung ihres Sohnes nicht gefährdet werde, der keine Ahnung davon habe, daß Madame Walburg seine Stiefschwester sei. Martini gab seinem Kutscher Befehl, nach dem Hause Walburgs zu fahren.

Das Kind, das Madame Simons im Hause nicht dulden wollte, war Franz nicht, so viel stand fest. Wer aber war nun Franz? Hatte Simons ihn wirklich von der Reise mitgebracht? Vielleicht konnte Meta Auskunft geben?

Martini, der das ganze Haus des Kaufmannes kannte, suchte die Zimmer der Domestiken auf, die sich in dem freundlichen Souterrain befanden. Das Stübchen Meta's wußte er genau, hatte er die Alte doch erst im verflossenen Winter, als sie krank lag, täglich besucht. Er betrat eine Art Vorgemach, das sein Licht durch ein Fenster in der Thüre erhielt. Das Fenster war nur angelehnt, und darum ließen sich die Worte Meta's verstehen, die mit einer zweiten Person in Wortwechsel gerathen zu sein schien. Der Doktor lauschte durch das Fenster. Die Haushälterin stand mit geballten Fäusten vor dem langen Christian und zischte wie eine Schlange die Worte:

„Unglücklicher, verrathst Du eine Silbe, so läugne ich die ganze Geschichte!"

„Siehst Du denn nicht, daß Franz krank ist?" fragte der Bediente in weinerlichem Tone.

„Ich sehe Alles!"

„Meta, aber Du kennst den Grund der Krankheit nicht."

„Kennst Du ihn etwa?"

„Weil ich ihn kenne, muß ich sprechen."

„Das begreife ich nicht. Du hast, wie ich, Herrn Simons auf dem Sterbebette feierlich das Versprechen gegeben, das Geheimniß mit in das Grab zu nehmen. Nur unter dieser Bedingung hat er unseren Franz zu dem gemacht, was er ist. Glaubst Du, der reiche Kaufmann und Schiffsrheder der Stadt wird Dich, seinen Bedienten, als Vater anerkennen? Genügt es Dir nicht, im Stillen Deine Freude zu haben?"

(Schluß folgt.)

Ueberlistet!

(Fortsetzung.)

Gegen Morgen kehrte ich nach Hause zurück und legte mich zur Ruhe. Es war schon spät am Vormittag, als ich wieder auf der Straße erschien. Ich eilte sogleich ins Hauptquartier, aber nicht das Geringste hatte während meiner Abwesenheit verlautet. Die Verüber des doppelten Verbrechens spotteten noch immer der Entdeckung. Den Rest des Tags brachte ich wieder mit Nachforschungen zu, aber ohne allen Erfolg.

Als es dunkel wurde, ging ich nach Hause zum Essen, und während ich damit beschäftigt war, wurde ich in das Besuchzimmer gerufen, um einen Herrn zu sehen, der nach mir gefragt hatte. Als ich ins Zimmer trat, traf ich einen großen, stark gebauten Mann, welcher vom Kopf bis zu den Füßen in einen schwarzen Mantel gehüllt war. Ich verrieth indeß kein Erstaunen, sondern fragte ihn blos, was sein Begehren sei.

„Ich werde es Ihnen sogleich sagen," antwortete der Fremde, während er sich erhob, auf die Thüre

zuschritt und sie, ehe ich es verhindern konnte, verschloß.

„Das ist ein sehr sonderbares Verfahren," sagte ich in festem gleichmüthigen Tone.

„Ja wohl, — ohne Zweifel," war die Antwort des Mannes, indem er den Zimmerschlüssel in die Tasche steckte und auf mich zuschritt, „aber nicht halb so sonderbar als das, was jetzt kommt."

„Wirklich?" sagte ich mit einem unwillkürlichen Lächeln.

„Ja, wirklich!" erwiederte der Mann, während er bedächtig einen Revolver unter seinem Mantel hervorzog und mir die kalte Mündung an die Stirne setzte.

Mein Herz schlug rascher, aber ich stand fest wie ein Fels. „Wenn Sie nicht augenblicklich das Pistol entfernen," sagte ich im kältesten, ruhigsten Tone, den ich annehmen konnte, „so muß ich um Hilfe rufen."

„Thun Sie es auf Ihre Gefahr hin. Ein Wort über Ihren gewöhnlichen Ton, ein Versuch, Lärm zu machen, und bei" (ein schrecklicher Fluch traf hier mein Ohr) „ich werde Ihnen das Gehirn zerschmettern."

Ich sah sogleich, daß ich es mit einem tollkühnen und verwegenen Burschen zu thun habe und machte keinen Versuch, meine Drohung auszuführen. „Wohlan denn," sagte ich, „wollen Sie mir erklären, weßhalb Sie hierher gekommen sind?"

„Ja, das will ich," erwiederte der Mann, indem er den Mantel zurückschob und ein ganz mit gebranntem Kork geschwärztes Gesicht enthüllte. „Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, wer den Juwelenladen in der ** Straße beraubt hat und Sie, der sich für einen so geschickten Spürhund hält, auszulachen. Nichts Anderes brachte mich hierher als die Absicht, Ihnen das zu sagen, Sie zu verhöhnen und Ihnen Trotz zu bieten."

Ich war sogleich ganz Aufmerksamkeit.

„Sie sind in den letzten Tagen ungemein thätig gewesen und Sie gelten für ziemlich geschickt im Diebsfangen," fuhr der Bursche in unverschämtem Tone fort, „aber Sie haben sehr wenig herausgebracht, nicht wahr? Sie sind vollständig überlistet worden, und ich bin gekommen, um Ihnen ins Gesicht zu lachen."

Ich wußte wohl, daß der wirkliche Dieb, wer er auch sein mochte, vor mir stand, aber in meiner Lage hatte ich für jetzt keine Aussicht, ihn festzuhalten.

„Ha, ha, ha," lachte der Bursche, „ich will mich hängen lassen, wenn dies nicht ein köstlicher Spaß ist. Hier stehen Sie, ein prahlerischer Polizeischerge, der mehrere Tage lang in Verkleidung umsonst nach dem Räuber des Juwelenladens in der ** Straße herumgespürt hat, und jetzt, da derselbe keinen Fuß weit entfernt vor Ihnen steht, wagen Sie nicht einmal, die Hand auszustrecken, um ihn zu verhaften. Und noch dazu unter Ihrem eigenen Dache! Ist das nicht ärgerlich, alter Junge?"

„Und warum sollte ich es nicht wagen, Sie zu verhaften?" fragte ich, die Zähne über einander beißend, um meinen wachsenden Zorn zu unterdrücken.

„Weil ich Ihnen bei dem ersten Versuch das Hirn zerschmettern würde. Sie sehen, ich fürchte Sie nicht, und wenn ich Ihnen sage, daß mein Name Dexter Price ist, so können Sie daraus schließen, daß ich mein Wort halten werde."

Einige Augenblicke sah ich den berüchtigten Dieb mit der größten Aufmerksamkeit an und während dieser kurzen Zeit prüfte ich sorgfältig alle seine Züge. Zwei besondere Merkmale fielen mir dabei sogleich auf, nämlich, daß er auf der Biegung der Nase einen eigenthümlichen Höcker und auf der Stirne zwischen den Augen eine Schramme hatte, welche selbst durch die Schwärze nicht ganz gedeckt wurde.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Stuhl, den man im Gehen mit sich trägt.) Ein Gärtner oder ein anderer Arbeiter, der meist mit gekrümmtem Rücken und kauernd seine Arbeit verrichten muß und dabei, wie beim Pflanzenstecken, immer wieder den Platz wechselt, strengt sich sehr an und würde seine Arbeit sehr erleichtert finden, wenn er sich dabei setzen könnte. Um dieses zu ermöglichen, hat ein Americaner eine zweckmäßige Vorrichtung erfunden. An einer eisernen Sandale, die sich etwa wie ein Schleifschuh an dem rechten Fuß anschnallen läßt, ist hinten eine Stütze von etwa $^3/_4$ Schuh Höhe angebracht, die oben ein Sitzbrettchen trägt. Wie sich nun der Arbeiter mit dieser Vorrichtung kauert, ist das Sitzbrettchen in einer solchen Lage, daß er sich darauf setzen kann und so nimmt der Arbeiter bei jedem Schritt seinen kleinen Sessel mit sich fort.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 154. Sonntag, 24. Dezember **1865.**

Der Hausarzt.

(Schluß.)

„Meta, Du bist so aufgeregt — höre mich doch nur an," sagte der alte Christian.

„Ich will nichts wissen und nun schweige! Dein Bekenntniß wird die Krankheit nicht vertreiben, es wird sie noch ärger machen."

„Element," rief Christian weinend, „jetzt laß mich auch einmal zu Worte kommen. Ich habe gestern Morgen, weil mich die Angst fast tödtete, das Gespräch zwischen Franz und dem Doktor belauscht."

„So! Und was hast Du denn aus diesem Gespräche erfahren?"

„Daß Franz sich einbildet, er sei der Sohn des verstorbenen Herrn Simons. Ja, sieh' mich nur an, es ist so! Ich habe deutlich jedes Wort des Gespräches verstanden, das Franz mit dem Doktor geführt. Aber hier kann kein Doktor, hier müssen wir helfen und das bald."

Meta konnte vor Schrecken kaum noch reden, es schien, als ob ihre so geläufige Zunge gelähmt sei. Sie trocknete sich mit der Schürze die Augen und reichte dem weinenden Christian die Hand. „Wenn es so ist," stammelte sie, „da dürfen wir nicht schweigen; aber Mann, meine Seele, wir müssen vorsichtig verfahren, damit die gute Doris nicht hinter das Geheimniß kommt und ebensowenig der Doktor."

„Ich kann nicht mit ihm reden," meinte Christian. „Mir ist, als ob er mir ins Gesicht lachen müßte ..."

„So ist es mir auch, Alter. Bedenke doch nur, der reichste und angesehenste Mann in der Stadt ist —"

„Ruhig, Meta! Er hat den verwünschten Brief gefunden, der ihm die Seelenruhe geraubt; er mag nun auch den Kontrakt finden, der ihn wieder zum glücklichen Menschen macht. Dann brauchen wir kein Wort zu reden, dann kann er selbst seine Schlüsse ziehen. Das Uebrige findet sich."

„Ich verstehe Dich, Christian. Jetzt habe ich Dienst bei der Madame — gib mir den Schlüssel zu dem Zimmer; nach einer halben Stunde wird der Kontrakt in dem Kasten liegen — wir bedürfen seiner nicht mehr. Gehe in die Stadt und besorge ruhig Deine Geschäfte."

„Aber vor elf Uhr, Meta; um diese Zeit pflegt er eine Stunde zu ruhen und den Sekretär zu durchsuchen."

Die Haushälterin breitete die Arme aus, Christian die seinigen — Beide hielten sich einige Augenblicke umschlungen. Der Doktor merkte, daß es Zeit sei, sich zu entfernen; er eilte auf die Hausflur zurück, ging durch die Comptoirs und betrat das Kabinet des jungen Handelsherrn, der mit gewohntem Eifer sich der Arbeit hingab. Unter dem Vorwande einer Unterredung bewog er ihn, mit ihm das Wohnzimmer aufzusuchen. Es geschah. Der Arzt verschloß die Thüre und zog den Schlüssel aus dem Schlosse.

„Wozu das?" fragte Walburg.

„Ihr Hausarzt beginnt die Operation, die zu Ihrer Heilung nöthig ist. Oeffnen Sie den Sekretär."

Walburg kam mechanisch der Aufforderung nach. Der Arzt behielt die Uhr in der Hand. Unter gleichgiltigen Gesprächen verfloß eine Viertelstunde. Dann öffnete der Arzt das Schlafkabinet, ließ seinen Patienten eintreten und zog die Thüre an. Beide nahmen auf Stühlen so Platz, daß sie durch den grünseidenen Vorhang der Glasthüre das Wohnzimmer übersehen konnten.

„Doktor, ich beschwöre Sie," bat der erstaunte Franz, „sagen Sie mir, was hier vorgehen wird — kommt Doris?"

„Nein!"

„Eine fremde Person?“

„Beobachten Sie den Sekretär; aber was auch vorgehen möge — rühren Sie sich nicht und sprechen Sie weder ein lautes noch ein leises Wort.“

„Der Sekretär enthält Gelder und wichtige Papiere . . .“

„Ich übernehme jede Verantwortung. Ruhig, mein Freund, die Krisis naht; ich hoffe, daß sie zu Ihrem Vortheile vorübergehen wird.“

Walburg schüttelte ungläubig den Kopf über den Alten; aber er fügte sich und wartete in Geduld der Dinge, die da kommen sollten. Seine Geduld sollte nicht lange auf die Probe gestellt werden. Ein Geräusch zeigte an, daß in das Schloß der Thüre des Wohnzimmers ein Schlüssel gebracht wurde. Die Thüre öffnete sich und Meta trat ein. Sie schlich zum Sekretär — verwundert sah sie, daß er offen stand. Sie verbarg einen kleinen Schlüssel in der Tasche ihrer Schürze. Dann ließ sie die Feder spielen und das geheime Fach ward sichtbar. Rasch nahm sie den Brief und las. Walburg wollte aufspringen; der Arzt hielt ihn zurück, indem er flüsterte: „Wollen Sie den Plan zerstören, der Ihnen Aufklärung gibt? Ein Laut, eine Bewegung und Alles ist verloren. Ich erkläre Ihnen die Vorgänge, sobald die Alte sich dort entfernt hat.“

„Dachte ich es doch, daß es dieser verwünschte Brief sei!“ rief unwillkürlich die Haushälterin. „Herr Simons hat vergessen, ihn zu vernichten, und ich habe ebenfalls nicht wieder daran gedacht. Herr Walburg, lesen Sie diesen Kontrakt und dann machen Sie, was Sie wollen. Wir bedürfen des Dokuments nicht mehr. Es muß übrigens noch ein zweiter Kontrakt vorhanden sein — du lieber Gott, wer weiß denn alle Schlupfwinkel dieses verwünschten Möbels, das der selige Simons von meinem Bruder, dem Tischler gekauft — es ist sein Meisterwerk.“

Die Pendule schlug 11. Meta warf erschreckt ein Papier in das geheime Fach, drückte die Feder an, schloß den Sekretär, schlüpfte aus dem Zimmer und drehte den Schlüssel im Schlosse. Alles war wieder still.

„Nun ist es Zeit!“ sagte der Arzt, indem er in das Zimmer trat.

Schon in dem nächsten Augenblicke hatte sich Walburg des Papiers bemächtigt. Die beiden Männer lasen es gemeinschaftlich. Es war ein vollständiger, von einem Notar verfaßter und von dem Gerichte beglaubigter Kontrakt, wonach Christian und Meta ihren Sohn Franz dem Kaufmann Simons überlassen und sich verpflichten, ein ewiges Stillschweigen zu bewahren, Simons dagegen verpflichtet sich, den Knaben, im Falle er ihn nicht adoptirt, anständig erziehen zu lassen und ihm die kaufmännische Carrière zu eröffnen, überhaupt nach besten Kräften für sein Glück zu sorgen. Den beiden Domestiken ward der Dienst im Hause bis an ihr Lebensende zugesichert. Der Kontrakt trug das Gerichtssiegel und die Unterschrift, die wohlbekannte, des Kaufmannes. Einen Zweifel ließ das Dokument nicht zu. Das freudige Erstaunen Walburg's zu beschreiben, ist keiner Feder möglich. „Doktor,“ rief er aus, „nun erkläre ich mir Alles! Simons hat seiner Gattin das Versprechen gegeben, mich nie zu adoptiren; er hat Wort gehalten, aber er hat mich zu seinem Schwiegersohne und Nachfolger gemacht. Aber wer ist jene Emilie, deren in diesem schrecklichen Briefe Erwähnung geschieht?“

Der Arzt erzählte nun, was der Leser bereits weiß. Walburg war plötzlich wie umgewandelt. Er erbrach sämmtliche Fächer des Sekretärs und zog unter lautem Jubel das zweite Exemplar des Kontrakts hervor. Auf der Rückseite des Kontrakts standen, von des Verstorbenen eigener Hand geschrieben: „Ich habe diesen Kontrakt redlich erfüllt; sollte er Dir, mein lieber Franz, nach meinem Tode in die Hände fallen, so entnimm aus beiliegendem Briefe meiner Frau, daß ich Dir Doris zur Frau geben, aber Dich nicht adoptiren konnte. Ehre Deine Eltern, und sollte Dir einmal Ludwig, der Sohn Emilie Westers, die den Kapitän Siebold geheirathet, unter die Augen kommen, so nimm Dich seiner als Bruder an. Karl Simons.“

Die beiden Männer blieben noch eine Stunde beisammen. Der Arzt erzählte und erklärte; Franz war beruhigt und glücklich, denn er konnte mit ganzer Liebe seiner Gattin wieder anhängen, die ein Mißverständniß ihm geraubt hatte. Aber welche Haltung sollte er den verschiedenen Personen gegenüber beobachten? Der Arzt rieth, Doris in die Verhältnisse einzuweihen, die jetzt eine so glückliche Lösung gefunden, denn es sei nicht gut, daß zwischen Ehegatten irgend ein Geheimniß obwalte. Mit Meta und Christian war bereits durch den Kontrakt eine Verständigung angebahnt. Man ließ die alten Leute kommen. Zitternd traten sie ein. Als Franz seine Mutter umarmte, rief diese unter Thränen: „Das habe ich wohl verdient, denn ich habe meinen Sohn stets gesehen und durfte mich ihm nicht nennen. Aber was thut man nicht, um das Glück seines Kindes zu machen. Ich würde mit meinem Geheimnisse gestorben sein, wenn es mir die Krankheit nicht entrissen hätte.“ Der treuherzige Christian hatte eine zu große Ehrfurcht vor Walburg, den er als seinen Herrn zu betrachten gewohnt war, als daß er sich der Vaterfreude ganz rückhaltslos hingeben

konnte; er begnügte ſich damit, dem jungen Mann die Hand zu küſſen.

Nun führte der Arzt ſeinen geheilten Patienten zu Doris. Walburg drückte ſie in ſtürmiſcher Haſt an ſich und holte ſeinen Knaben herbei, den er jubelnd durch das Zimmer trug. Der Doktor Martini erzählte nun zum zweiten Male die ſeltſame Verwirrung und die an's Wunderbare grenzende Aufklärung der Verhältniſſe.

„Hätteſt Du mich früher eingeweiht," ſagte Doris bewegt, „ſo würde ich Dir entgegnet haben, daß mein Vater einer ſolchen Verirrung nicht fähig geweſen und daß ich im Vertrauen auf ſeine Redlichkeit und Moralität mich meines Glückes ſtets erfreut hätte. Doch, Du haſt mir jetzt einen Beweis Deiner innigen Liebe gegeben — könnte ich Dir zürnen, ſo wäre es nur deßhalb, daß Du mich von Deinem Leiden ausgeſchloſſen haſt!"

Ehe Franz mit Frau und Kind die Reiſe nach Italien antrat, auf der Meta als Wärterin ihres Enkels das glückliche Paar begleitete, übergab er dem Doktor ein Geſchenk für Roſa Beifuß und eine namhafte Summe für die Wittwe Siebold. Im Herbſte führte Ludwig, der zum Buchhalter avancirt war, ſeine Ida heim. Der Buchhalter wunderte ſich zwar über die Bevorzugung, die ihm von ſeinem Chef ward, aber er hat nie nach dem Grunde derſelben gefragt. Vielleicht hatte es ihm Emilie verboten.

„Und wie ſteht es mit uns?" fragte Walburg den Doktor, als die Hochzeit Ludwig's gefeiert war.

„Ich bleibe Ihr Hausarzt!" antwortete lächelnd der Greis. „Meine Praxis lege ich nieder, denn ich werde nun zu alt."

Der Doktor Martini hatte nur noch eine Familie, die er beſuchte, und dieſe war die ſeines Freundes Walburg.

Ueberliſtet!

(Schluß.)

„Wohlan, glauben Sie, daß Sie mich wieder erkennen werden?" fragte Price nach einer kurzen Pauſe.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht," war meine ausweichende und gleichgiltige Antwort.

„Gut, ich meinerſeits bin aber überzeugt, daß Sie mich nicht wieder erkennen werden, obſchon Sie ſich unſtreitig ſehr viel auf Ihren Scharfſinn zu gut thun. Und nun, da ich Ihnen gezeigt habe, aus welchem Stoff ich gemacht bin, will ich Sie Ihren Gedanken überlaſſen. Bevor ich aber gehe, muß ich Ihnen eine Warnung geben. Sie befinden ſich jetzt in meiner Gewalt, wie Sie es, ohne Ihr Wiſſen, in der letzten Zeit ſchon mehrmals waren; nun merken Sie auf: Wenn Sie den Verſuch machen ſollten, mich zu verfolgen, ſo werde ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf jagen, ſo gewiß mein Name Dexter Price iſt."

„Ich werde Ihnen jetzt nicht folgen," erwiederte ich in demſelben gleichgiltigen Tone.

„Das iſt das Beſte, was Sie thun können," entgegnete Price, während er auf die Thüre zuſchritt.

Ohne ſeine ſcharfen Augen von mir abzuwenden, ſchloß der Räuber die Thüre auf und ſchritt hinaus. Im nächſten Augenblicke hörte ich ihn die Thüre von Außen verſperren und gleich darauf vernahm ich ſeine Tritte auf der Stiege. Dann hörte ich die Hausthüre gehen und wußte, daß der Spitzbube glücklich auf die Straße gelangt war.

Ich folgte ihm nicht, aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht einſehen konnte, was es mir nützen ſollte. Sobald er aber das Haus verlaſſen hatte, ſchlug ich heftig an die Thüre, und als mir geöffnet worden war, begab ich mich eiligſt in das Hauptquartier. In weniger als einer Stunde waren mehr als hundert Mann von der Polizei auf den Beinen, um alle Ausgänge der Stadt und alle Bahnhöfe zu beſetzen, denn ich dachte mir, daß Price auf dem Sprunge ſtand, die Stadt zu verlaſſen, ſonſt würde er mir den prahleriſchen Beſuch nicht gemacht haben.

Glücklicher Weiſe nahm ich meinen Poſten an einem der nördlichen Bahnhöfe. Gehörig verkleidet ging ich überall herum und betrachtete beſonders genau alle Perſonen, die in die Wagen ſtiegen; aber umſonſt ſpähte ich nach der höckerigen Naſe und der ſchrammigen Stirne. Der Zug füllte ſich ſchnell an und die Zeit der Abfahrt war vor der Thüre. Als das letzte Zeichen gegeben wurde, gab ich den Gedanken auf, Price auf dieſem Punkte ausfindig zu machen. Ich überlegte bereits, was ich ferner beginnen wollte, als ein Einſpänner, der in raſchem Trabe angefahren kam, ſogleich meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ein junges, forſch ausſehendes Frauenzimmer ſtieg zuerſt aus und gleich darauf folgte ein weißhaariger, gebeugt gehender alter Mann. Der Kutſcher und das Mädchen ſtanden ihm beim Ausſteigen bei und gaben ihm den Arm, um ihn zum Eiſenbahnwagen zu führen. Ich ließ mich indeß ſo leicht nicht irre führen, ſondern poſtirte mich unter eine Gaslaterne, an der ſie vorbeikommen mußten. Als ſie an mir vorübergingen, beugte der alte Mann den Kopf nieder, aber obſchon ich nur einen Blick von ſeinem Geſichte

erhaschen konnte, so hatte mich mein gutes Auge doch nicht im Stiche gelassen. Ich hatte nach der höckerigen Nase und der Narbe über derselben mich umgesehen und dieselben wirklich entdeckt, da sie sich nicht leicht verbergen ließen.

Ich gab sogleich zwei anderen Polizeibeamten, welche in meiner Nähe standen, einen Wink; sobald sie an meine Seite gekommen waren, was gerade geschah, als Price in den Eisenbahnwagen steigen wollte, legte ich meine Hand auf die Schulter des Räubers und rief laut: „Price, die Reihe ist jetzt an mir. Ihr seht, ich kenne Euch, obschon Ihr einen recht anständigen alten Mann vorstellt."

Diese unerwartete Aeußerung brachte den Schurken so außer Fassung, daß er ganz seine gewöhnliche Vorsicht vergaß. Sich in seiner vollen Länge aufrichtend, redete er mich mit seiner natürlichen Stimme an: „Und wer zum Teufel sind denn Sie?"

Ich nannte meinen Namen. Der Räuber stieß einen Fluch aus, zog plötzlich ein Pistol hervor und richtete es gegen meinen Kopf. Ich war aber darauf vorbereitet, und bevor er losdrücken konnte, schlug ich es ihm aus der Hand und packte ihn an der Kehle. Meine Gefährten kamen mir zur Hilfe, und obwohl die Begleiterin des Verbrechers wie eine Tigerin kämpfte, so hatten wir uns doch sehr bald seiner versichert und seine Person unter Schloß und Riegel unschädlich gemacht. Wenige Wochen darauf wurde er vor Gericht gestellt, überführt und zum Galgen verurtheilt. Ganz so, wie er gelebt hatte, starb er auch, gleichgiltig, trotzig und selbst auf der Leiter noch Flüche ausstoßend.

Mannigfaltiges.

Die neueste Nummer der österreichischen militärischen Zeitschrift „Kamerad" erwähnt folgende Eigenthümlichkeiten des alten Militärreglements: Im Jahre 1805 rückte eine Grenadierdivision um 6 Uhr Morgens zur Kirchenparade aus, denn um 8 Uhr ist der General angesagt, der seit einem Jahre zum ersten Male die Kaserne betritt. Die Leute haben sich nicht niederlegen dürfen, um die schon den Abend vorher hergestellte Frisur nicht zu verderben. Sie wurden durch die Korporäle und Feldwebel schon einzeln beschlgt und das Beanstandete in Ordnung gesetzt, so daß die Lieutenants und der Hauptmann nichts mehr auszustellen fanden, und doch wurde der Hauptmann, in jeder Beziehung seiner Charge gewachsen, nach der Parade auf drei Tage zum Profoßen gesetzt, weil der General, der um halb 9 Uhr mit dem Zollstab in der Hand eingetroffen war, den Zopf eines Mannes um ganze drei Linien kürzer fand, als die Vorschrift angab. Im Jahre 1835 wurde nach einer Kirchenparade zu Pferde ein Bereitschafts-Korporal 24 Stunden krummgeschlossen, der Zugs-Kommandant erhielt drei Tage Zimmerarrest, der Rittmeister aber einen derben Verweis, weil bei einem Manne die Enden des gerollten Mantels etwas über die Pistolenhalfter hervorragten und keine gleichförmigen Schnecken bildeten, ein Mann nicht ganz nach Vorschrift den Kopf nach dem rechten Flügel gedreht hatte, woran er durch den steifen, engen Rockkragen, der ihn zu erwürgen drohte, gehindert war; ein dritter endlich den Säbelknopf zu weit vorhielt, bei seiner engen, weißen Hose zum Ueberflusse eine Falte und ein Fleck bemerkt wurde, der offenbar vom Pferdeschaume herrührte. Da muß man denn doch den ungeheuren Fortschritt neuerer Zeit dankbar anerkennen.

(Seltenheit und Kostbarkeit der Leinwand in alter Zeit.) Als die Gräfin Anna von Würtemberg den Grafen Philipp von Katzenelnbogen heirathete, bekam sie zur Aussteuer nebst vielem Anderen nur 6 Taschentücher, 12 Handtücher und 3 Paar größere Leilache. In Frankreich war die Gemahlin des Königs Karl VI., Isabella, die erste und einzige Person, welche zwei leinene Hemden hatte. Selbst angesehene Herren und Frauen schränkten sich auf ein Hemd ein und mußten so lange im Bett liegen bleiben, bis das Hemd gewaschen und getrocknet war.

Charade.

Zart gebauet, zart gepfleget,
In den Gärten gern geheget,
Auch in Wiesen nicht so rar
Ist mein erstes Silbenpaar.
Die Dritte ist ein deutscher Name,
Die Freude mancher jungen Dame,
Ein altdeutsch Wort, das dies bedeutet,
In dem nur Faust und Schwert entscheidet.
Das Ganze sich sehr bald gestaltet,
Wenn man der Ersten viel erhaltet.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 155. Freitag, 29. Dezember 1865.

Weihnachts-Lobgesänge.

I. Der Hauptsteueramts-Kontroleur Adam Lurendreier in E. saß nach des Tages Last und Mühen still im Kreise seiner Familie bei einem Glase Hausgetränke und rauchte seine Pfeife, die einzige Dezense, wenn man's so nennen darf, welche sich Adam gestattete. Blaue Tabakswolken umkreisten ihn, zum Zeichen, daß er tief in Gedanken versunken war; und er hatte Ursache dazu, denn er hatte heute den Rest seiner Besoldung für Winterbedürfnisse, welche in diesem Jahre so theuer wie noch nie waren, hergeben müssen. Es war im Monate Dezember, und nahe vor Weihnachten; Adam sah mit Betrübniß diesem Feste entgegen; der Gedanke: diesmal den Seinigen auch die kleinste Gabe versagen zu müssen, war ihm unerträglich und beängstigte ihn. Als sie nun emsig um ihn herum arbeiteten und mitunter des frohen Festes erwähnten, wurde er immer trüber gestimmt. Adam Lurendreier war ein treuer Beamter, guter Christ, braver Patriot und sorgsamer Familienvater, nur Geld durfte es nicht kosten, das raubte ihm immer den Humor. Seine Ehe war glücklich und wurde nur dann getrübt, wenn es sich um Geldausgaben handelte, oft wurde es ihm verdacht, wenn er böse wurde, und doch hatte er nur eine Einnahme von 600 Thalern und seit Jahren vergeblich auf Zulage gehofft. Was half ihm all' seine persönliche Einschränkung, die Bedürfnisse seiner Familie wurden jährlich größer. Die Familie des Kontroleurs hatte sich längst schweigend zurückgezogen, während er immer noch vor sich hinbrütete und auf Mittel sann, der Sorge ledig zu werden; zuletzt ließ er im Geiste die ganze Schaar seiner reichen Verwandten der Reihe nach an sich vorübergehen und hielt plötzlich ein, als er den reichsten unter ihnen, den korpulenten, pommer'schen Gutsbesitzer Menghaber vor sich sah. „Der muß mein Retter werden!" rief Adam hoffnungsvoll aus und blies eine blaue Wolke in die Luft. „Zu ihm habe ich das meiste Vertrauen, denn er führte mir Mathilden entgegen und sagte bei unserer Abreise, daß ich bei ihm niemals vergessen sein sollte; ich will an ihn schreiben, er hat's, er kann's und er thut's!"

II. Früher als sonst ging am nächsten Morgen der Kontroleur auf's Hauptsteueramt, schrieb einen langen, rührenden Brief an seinen Onkel, wie er ihn wegen der Verwandtschaft mit seiner Frau nannte, und brachte sein Klagelied selbst auf die Post. Gutsbesitzer Menghaber war seit Jahren Wittwer, wohnte auf einem stattlichen Gute in der Nähe eines Landstädtchens an der Stettin-Cösliner Eisenbahn, war ein närrischer Kauz und großer Renomist, reich, aber übertrieben geizig.

Unter andern Eigenthümlichkeiten hatte er die Gewohnheit, so oft er mit Jemand sprach, den Kopf auf die Seite zu legen, weßhalb er von seinen Bekannten auch „Krähenkönig" genannt wurde. Als dieser acht Tage vor Weihnachten den Brief des Steuer-Kontroleurs empfing, murmelte er verdrießlich vor sich hin: „Da könnte ein Jeder kommen, ja wenn der Gustav nicht wäre!" Und Gustav war vor einigen Tagen zum Besuche gekommen und hatte eine Menge Rechnungen mitgebracht, welche der Alte bezahlen sollte, daher die liebloſe Aeußerung des geizigen Menghaber. Gustav, sein einziger Sohn, machte dem alten Krähenkönig große Sorge, studirte seit Jahren in Berlin Medizin und kostete viel Geld. Als am nächsten Morgen der Krähenkönig den Brief des Kontroleurs nochmals in Ruhe durchgelesen hatte, zuckte er mit den Schultern und dachte: „Nun, eine Antwort verdient der lange Brief wohl, wenngleich sie nicht nach Wunsch ausfallen kann," wobei ihm wieder die Rechnungen seines Sohnes einfielen, und setzte sich an den Schreibtisch. In der Literatur, besonders im Schreiben

war der Gutsbesitzer wenig bewandert, und so waren bereits zwei Stunden vergangen, als er mühsam eine Seite heruntergekritzelt hatte; dann versiegelte er den Brief und blickte nach der über dem Schreibpulte befindlichen Stutzuhr. „Ei der Teufel!“ rief er bestürzt aus, — „schon elf, und ich habe um diese Zeit einen Termin auf dem Justizamte!“ „Gustav,“ wandte er sich an diesen, der gemüthlich auf dem Sopha lag und sein Verdauungssystem praktisch studirte, „Du bist wohl so gut und schreibst die Adresse auf den Brief und das Blanket und signirst die Kiste in der Wildkammer; hier auf diesem Bogen findest Du die Angaben, ich habe Brief und Blanket darüber gelegt, Beides muß bald nach der Stadt, der Brief auf die Post und die Kiste auf die Eisenbahn!“ darauf verließ er eilig das Zimmer. Gustav lag noch immer behaglich auf dem Sopha und hörte nicht früher mit Lesen auf, bis ihm die Pfeife ausging. Jetzt erst erinnerte sich der Student des erhaltenen Auftrages, und um den Alten nicht von Neuem zu erzürnen, entledigte er sich desselben, adressirte schnell das Blanket nebst der Kiste an den Hauptsteueramts-Kontroleur Lurendreier in E. und den Brief an den Geflügelhändler Trapp in Stettin, und weil er dringende Privatgeschäfte in der Stadt hatte, so beförderte er die Gegenstände selbst dahin.

III. Zwei Tage vor Weihnachten hielt vor der Wohnung des Steuer-Kontroleurs der Factage-Wagen der Eisenbahn, auf welchem eine Kiste stand. Sämmtliche Hausbewohner sahen neugierig aus ihren Fenstern. „Für Herrn Hauptsteueramts-Kontroleur Adam Lurendreier, eine Kiste!“ hieß es von unten, zum Verdrusse sämmtlicher getäuschter Mitbewohner und Adam's höchster Freude, welche zwar durch die Forderung von 27 Silbergroschen Fracht und 2 Silbergroschen Rollgebühren ein wenig gemindert wurde, indeß er zahlte mit leichtem Herzen und ließ die Kiste in die Küche stellen. Das war ein seltenes Ereigniß in der stillen Familie des Kontroleurs, welcher jetzt in freudiger Aufregung das Hackmesser vom Nagel langte und im Schweiße seines Angesichts mühsam den Deckel der Kiste hob; man denke sich das Erstaunen der Umstehenden, 22 junge Kapphähne, sauber und fett, jeder in einen Bogen der Stettiner Zeitung gewickelt, 6 fette Bratgänse, so appetitlich, daß man sie roh hätte essen mögen, kamen zum Vorschein; zuletzt 2 Fässer der feinsten Tafelbutter, so süß wie ein Nußkern, jedes zu 20 Pfund à 12 Silbergroschen, wie der Deckel mit dem angemerkten Preise besagte; von den Gänsen kostete jede $1^2/_3$ Thaler und von den zarten jungen Hähnen jeder 15 Silbergroschen, wie auf einem beigefügten langen Papierstreifen zu lesen war. Lurendreier's Freude kannte keine Grenzen, zum ersten Male in seinem Beamtenleben versäumte er die Dienststunden, ließ sich sofort zur Stärkung seiner aufgeregten Nerven eine Maß Bayerisch aus der nächsten Schenke holen und dampfte vor Entzücken seine Pfeife dazu. „Aber, warum hat er keinen Brief beigefügt?“ fragte die zartfühlende Hausfrau. — „Das ist so seine Weise, er liebt den Etat! Erinnert Du Dich noch an das kostbare Hochzeitsgeschenk, das er uns versprach, und welches, gut taxirt, nur 3 Thaler werth war? worüber ich ihm später in der zartesten Weise Vorwürfe machte, vielleicht hat er es jetzt ausgleichen wollen.“ — Am nächsten Tage sah man 2 Frauen vom Fleischmarkte mit schweren Körben und einem Fäßchen aus der Hausthüre des Kontroleurs treten, oben aber, im dritten Stocke, jubelte Lurendreier, indem er den Erlös in sein altes Portemonnaie schloß, und notirte freudig sämmtliche Geschenke, welche sich seine Familie gewünscht und womit er sie zu überraschen gedachte.

IV. „Weihnachtsabend ist da!“ tönte es aus dem Munde der Chorsänger, indem sie in das nächste Haus traten und den Gesang: „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich!“ anstimmten, als Lurendreier vom Hauptsteueramte um die Ecke bog und nach Hause zurückkehrte; er verdoppelte seine Schritte, um ja rechtzeitig den Christbaum anzuzünden, der diesmal, Dank der Freigebigkeit des Onkels Menghaber, glänzender als sonst ausgestattet war. Der Kontroleur hatte sich losgelassen und den Erlös für die als entbehrlich erachteten 5 Bratgänse und 16 Kapphähne und ein Fäßchen Butter zu praktischen Geschenken verwendet. Als nun der Christbaum mit seinen vielen Lichtern das große Eckzimmer hell erleuchtete, die Hausfrau sich nochmals freundlich für den Wintermantel bedankte und aus ihrem Ersparten heißen Punsch und gut gerathene Festkuchen zum Besten gab, herrschte lauter Jubel umher.

(Schluß folgt.)

Ueber Trichinen.

Lange hielt man das Vorhandensein der Trichinen im Schweinefleisch nur für eine Sache der Einbildung, und besonders waren es die Metzger, welche aus nahe liegenden Gründen nicht daran glauben wollten; allein die Vorfälle in Hedersleben (in Nro. 149 des Wochenblattes mitgetheilt) belehren

uns eines Besseren, und es möchte daher am Platze sein, etwas Näheres über diesen Feind der menschlichen Gesundheit mitzutheilen.

Wir entnehmen das Nachfolgende einem Vortrage über die Parasiten des Menschen, welchen der kgl. Rektor Rohe vor 2 Jahren im naturhistorischen Vereine dahier hielt.

„Ein höchst gefährlicher Feind des Menschen ist ein ganz kleiner, zur Familie der Rundwürmer gehörender Wurm, die Trichina spiralis (schraubiger Haarkopf oder Peitschen-Wurm). Owen entdeckte diesen nur mikroskopisch zu erkennenden Wurm im Jahre 1835.

Nähere Kenntniß von ihm und die Gewißheit, daß er den Tod des Menschen herbeiführen kann, erlangte man aber erst im Jahre 1860. In diesem Jahre wurde nämlich ein 20jähriges, bis dahin gesundes Dienstmädchen in das Leipziger Stadtkrankenhaus aufgenommen. Um Weihnachten fing sie an zu kränkeln, mußte von Neujahr an das Bett hüten und wurde am 20. Januar, über heftige Schmerzen in den Gliedern klagend, und unter Fiebererscheinungen in das Krankenhaus gebracht. Mattigkeit, Schlaflosigkeit, Mangel an Appetit, sparsame Stuhlentleerung, Hitze und Durst gaben den Beweis von einer bedeutenden Erkrankung des ganzen Organismus, dabei war ihr Leib aufgetrieben und in hohem Grade schmerzhaft; die Glieder vermochte sie nicht auszustrecken, sondern sie lag Tag und Nacht hilflos jammernd im Bette. Wenige Tage später trat Wassersucht der Füße, begleitet von Lungenentzündung, hinzu, welche die Arme am 7. Tage nach ihrem Eintritt ins Krankenhaus durch den Tod erlöste.

Wegen der auffallenden, mit irgend einer bekannten Krankheit nicht im Einklange stehenden Erscheinungen erfolgte eine Section, bei der man außer der durch die Krankheit bedingten anatomischen Veränderung eine Menge kleiner Thiere im Innern des Darmes und innerhalb der Muskeln der Arme und der Beine bemerkte. Es waren Trichinen. Beim Nachforschen, wodurch die Ansteckung erfolgt sein könnte, brachte man in Erfahrung, daß bei der Dienstherrschaft der Todten vor ihrer Erkrankung ein Schwein geschlachtet worden war, und dieses ergab sich nach der Untersuchung der Schinken und Würste von Trichinen durch und durch erfüllt. Das als Näscherin bekannte Mädchen hatte von dem gehackten Wurstfleisch genossen, wodurch sie die Trichinen in ihren Körper brachte. Auch der Metzger, welcher das Wurstgehäck verfuchte, war im Januar 3 Wochen lang an ähnlichen Leiden darnieder gelegen, kam aber mit dem Leben davon. Dies das erste Beispiel, daß durch den Genuß von trichinigem Schweinefleisch auch der Mensch angesteckt werden könne. Neuerdings haben ähnliche Erfahrungen in viel größerem Maßstabe allen Grund gegeben, beim Genuß des Schweinefleisches vorsichtig zu sein; sie haben gezeigt, daß dieser unscheinbare, mikroskopisch kleine Wurm zu den furchtbarsten Feinden des Menschen gehört. Doch kann es uns zur Beruhigung dienen, daß bis jetzt nur in den mit der böhmischen und polnischen Race verwandten Schweinen Trichinen entdeckt wurden, nicht in den bei uns heimischen, und daß, wie Küchenmeister durch viele Versuche nachgewiesen hat, die Trichinen durch anhaltendes Kochen oder tüchtiges Braten des Schweinefleisches, durch längeres Einsalzen und tüchtiges heißes Räuchern getödtet werden, nicht aber durch eine Hitze, der gewöhnlich das zu Würsten dienende Wellfleisch ausgesetzt wird, auch nicht durch kaltes Räuchern nach kurzem Liegen im Salze. Die Angst vor diesem gefährlichen Parasiten hat bereits in vielen preußischen Städten zu der sanitätspolizeilichen Verordnung geführt, daß das Fleisch der geschlachteten Schweine mikroskopisch untersucht werden muß. Ueber das Wesen und die Entwicklung dieses Parasiten ist zur Zeit Folgendes bekannt: Professor Leuckart von Gießen hat im Jahre 1860 seine ausgezeichneten Untersuchungen über die Trichinen veröffentlicht. Er fütterte viele Thiere (Kaninchen) mit Trichinen, um nach deren Tödtung von Tag zu Tag die Umwandlung der Trichinen im Innern zu erkennen. Wir erfahren durch ihn, daß die Trichine ein kleiner Rundwurm ist, welcher im Darme und dem Muskelfleisch vieler Säugethiere und des Menschen lebt. Schon am 2. Tage nach ihrer Einführung in den Darm erlangt sie ihre völlige Reife; es entwickeln sich männliche und weibliche Thiere, und das Weibchen ist mit Eiern erfüllt. Am dünnen Körperende hat das Thier seinen Kopf, von da zieht sich, wie bei allen Rundwürmern, eine anfangs perlförmig eingeschnürte, dann immer dünner werdende Darmröhre bis an das Körperende, wo sie sich nach Außen öffnet. Neben dieser Oeffnung liegen die Eier, die sich in der Richtung gegen die Darmröhre mehr und mehr entwickeln, so daß schon ausgebildete Jungen den mütterlichen Körper verlassen, um im Darme des Wirthes ihr unheilvolles Treiben zu beginnen. Am 6. Tage nach der Ansteckung haben die Jungen Kraft genug, den Darm zu durchbohren und in die Muskeln einzudringen. Nach 14 Tagen hat sich die Trichine in demselben zu einem vollständigen, aber geschlechtslosen Thiere entwickelt. Das Muskelbündel, worin sich solche Parasiten befinden, verändert sich bald;

das quergestreifte Ansehen desselben verliert sich; sein Inhalt verschwindet; es gestaltet sich zu einer Wurmröhre, in der sich der Eindringling kräftig entwickelt. Später schrumpft die das Bündel umgebende Haut an beiden Enden zusammen, und endlich findet man darin die Trichinen, wie in einem Ei eingekapselt, spiralig gewunden und des für sie günstigen Zufalls wartend, bis sie wieder in den Magen und Darm eines anderen Wirthes eingeführt werden, wo sich diese Geschlechtslosen zur geschlechtlichen Reife entwickeln können.

Die Kapseln, in denen sie eingeschlossen sind, haben nur einen Durchmesser von $^1/_4$‴ und finden sich zuweilen in solcher Menge in den Muskeln der willkürlichen Bewegung, daß diese wie mit Grieskörnchen durchsät erscheinen; und nicht blos in den Muskeln der Glieder, sondern auch in denen der Zunge, des Kehlkopfes, der Speiseröhre ꝛc. sind sie anzutreffen."

Referent ist der Ansicht, daß die Trichinen von unseren Schweinen fern gehalten werden können, wenn sie naturgemäß gefüttert werden (also mit gesunder Pflanzen-Nahrung, nicht mit halb oder ganz verfaulten Stoffen, nicht mit dem Fleische gefallener Thiere ꝛc.); wenn man die Reinigung der Ställe nicht vernachlässigt und den Thieren die Bewegung, die frische Luft und während des Sommers die Abkühlung im Wasser nicht entzieht.

Sobald aber Fälle von Erkrankungen an Trichinen in der Nähe vorkommen sollten, so läge es im Interesse der hiesigen Metzger, das Fleisch der geschlachteten Schweine mikroskopisch untersuchen zu lassen, und Aufgabe der Sanitätspolizei wäre es, dann nur untersuchtes Fleisch verkaufen zu lassen.

Wer beim Schlachten für den Hausgebrauch diese Vorsicht unterlassen will, der trägt selbst die Schuld, wenn er seine Sorglosigkeit mit dem Leben bezahlen muß.

Mannigfaltiges.

(Ein lebendiges Konterfei.) Die „Br. Mgztg." schreibt: Eine Berühmtheit, die jetzt Breslau in seinem Weichbilde birgt, gehört der bescheidenen Sphäre eines „Dienstmanns-Instituts" an und verdankt die allgemeine Aufmerksamkeit, die ihr namentlich in den studentischen Kreisen reichlich entgegengetragen wird, der auffälligen Aehnlichkeit mit unserem Minister-Präsidenten Grafen Bismarck. Breslau hat noch nicht das hohe Glück gehabt, den Leiter unserer auswärtigen Angelegenheiten in seinen Mauern zu begrüßen, wir kennen ihn blos nach Photographieen und dem xylographischen Stereotyp des Kladderadatsch. Wenn aber die Sonne nicht lügt und Wilhelm Scholz nicht täuscht, so besitzen wir in der That ein lebendes Konterfei von ihm in der Person jenes betriebsamen Packträgers, das kaum ähnlicher gedacht werden kann. Diese Eigenschaft ist des Mannes Glück. Manche Menschen kommen vorwärts durch Geist und Geld, manche ringen dem widrigen Geschick ihre bescheidene Existenz durch ein sorgenvolles Mühen und eine aufreibende Thätigkeit ab; unser Packträger hält sich über dem Wasser einer unablässig tosenden Konkurrenz durch die längliche Bildung seines Kopfes, durch sein napoleonisch ermüdetes Auge, durch den vornehmen Schnurrbart und die hohe Stirne, auf deren einsamer Fläche die drei historischen Haare die Vergänglichkeit alles Irdischen predigen. Wenn sich seine Kollegen thatenlos in der Sonne blähen, vermittelt er zärtliche Noten zwischen Liebespärchen oder Geldgeschäfte für abgebrannte Studiosen. Hauptsächlich aber excellirt er als Ganymed bei Commersen, wo er mit unnachahmlicher Grazie den schäumenden Gerstensaft tredenzt, dabei freilich auch sich nicht vergessend, denn Fama sagt von ihm, er huldige dem Grundsatz, Bier zu trinken, wo er es findet.

(Hundeverstand.) In dem hübschen Buche von Perty „Ueber das Seelenleben der Thiere" findet sich ein seltenes Beispiel von scharfsinniger Kombinationsgabe bei einem Hunde: Ein Hund auf einem schottischen Dorfe hatte vorzüglich die Hühner des Pachthofes zu bewachen, welche er muthig gegen Füchse, Wiesel u. s. w. vertheidigte. Jeden Abend steckte er den Kopf in das Loch des Hühnerstalles und zählte die Häupter seiner Lieben, ob keins fehle. Eines Tages aber verkaufte der Pächter 3 Hühner an einen fremden Händler, während der Hund gerade nicht da war. Am Abend steckte nun dieser wie gewöhnlich den Kopf durch das Loch und fand seine Schützlinge zu seinem großen Verdruß nicht vollzählig. Wie ein Blitz rennt er darum fort aus dem Dorf, trifft eine englische Meile davon den Händler, wirft ihn über den Haufen, ergreift auf seinem Karren den Korb mit den 3 Hühnern und jagt damit triumphirend zurück. Der Pächter, der ihn erstaunt mit den Hühnern zurückkommen sah, nahm sich vor, künftig keine Hühner mehr zu verkaufen, ohne seinen Hund zuvor in Kenntniß zu setzen.

Auflösung der Charade in № 154:
Blumenstrauß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 156. Sonntag, 31. Dezember 1865.

Der Tod vom alten Jahr.
(Nach Tennyson.)

Zwar liegt kein Winterschnee da draus,
Doch Winterſturm ſauſt wunderbar;
Zieht leis die Glock' im Gotteshaus,
Geht ſacht und läßt das Lärmen aus:
Am Tod liegt's alte Jahr!
Du alt Jahr, ſtirb uns nicht!
Du kamſt ſo gern zu uns heran,
Du haſt ſo treu an uns gethan:
Stirb, altes Jahr, uns nicht!

Still liegt es da und ohne Laut,
Den Morgen nicht erlebt es hier;
Kein zweites Leben je ihm graut —
Mir ſchenkt' es den Freund und das Liebchen traut,
Und Neujahr raubt ſie mir!
O bleibe, altes Jahr!
Du haſt ſo lang mit uns gelebt,
Mit Wonnen unſ're Bruſt durchbebt:
O bleibe, altes Jahr!

Es ſchenkt' uns Becher weidlich voll,
Ein luſt'ger Jahr, traun! kehrt uns nicht.
Wenn jetzt ſein Aug' gleich brechen ſoll,
Wenn Mancher gleich ihm heget Groll —
Als Freund verläugn' ich's nicht!
Stirb nicht, du altes Jahr!
Wir lachten, weinten ja mit dir,
Faſt mit dir ſterben möchten wir,
Wenn du ſtirbſt, altes Jahr!

Es war an Scherz und Luſt ſo reich,
Nun hat ſein Witz ein Ende doch!
Sein Sohn und Erbe naht ſogleich
Mit Haſt und Eil', dem Winde gleich —
Doch vorher ſtirbt es noch!
Faßt Jedem denn, was ſein!
Das Neujahr friſch und ſchnell, mein Freund,
Will nehmen nun, was ſein!

Schwer athmet noch das alte Jahr —
Da hör' ich helles Hahnengeſchrei'n;
Die Schatten flittern wunderbar,
Das Heimchen zirpt, das Licht iſt gar:
Bald zwölfe wird es ſein!
Noch einen Druck der Hand!
Alt Jahr, thuſt leid von Herzen mir,
Kann ich noch etwas nützen dir?
Sprich, eh' dein Leben ſchwand!

Dünn iſt und ſpitz ſein Angeſicht,
Weh, es verſtrich des Freundes Sein,
Drückt zu ſein Aug' — dann zaudert nicht,
Geht von der Leich' und nehmt das Licht:
's ſteht Einer draus allein!
Er wartet an dem Thor!
Ein Neuer tritt hervor, mein Freund,
Ein neu Geſicht am Thor, mein Freund,
Ein neu Geſicht am Thor!

Weihnachts-Lobgesänge.
(Schluß.)

Lurendreier's ſeltene Freude ſollte an dieſem Abend noch erhöht werden, als der Amtsdiener mit einem Schreiben ſeines humanen Chefs ins Zimmer trat, welches die Nachricht enthielt, daß ihm eine Gratifikation von 50 Thalern bewilligt worden ſei. Man muß in ähnlicher Lage geweſen ſein, um das unerwartete Glück des noch vor wenigen Tagen ſo hart bedrängten Steuerbeamten würdigen zu können; ſichtbar gerührt durch die Wege der Vorſehung, ließ er ſeine ganze Familie um den Chriſtbaum treten und ſtimmte einen Lobgeſang an, welchen er auf dem Klavier begleitete, ſo feierlich und erhebend,

worden ist. — „Weihnachten ist da!“ rief Adam vergnügt am nächsten Morgen seiner Familie aus dem Bette entgegen, zog seine besten Kleider an und begab sich mit sämmtlichen Kindern in die Kirche, während die Hausfrau daheim blieb, um ihre Geschäfte zu verrichten und das Mittagsmahl selbst zu bereiten. Alles stand parat und duftete so einladend, als Adam zurückkehrte, er hatte nur noch 2 Flaschen guten Hochheimer auf den Tisch zu stellen, um dem Ganzen einen entsprechenden Glanz zu verleihen. Als darauf das jüngste seiner 4 Kinder das übliche Tischgebet verrichtet und Mathilde die kräftige Suppe herumgegeben hatte, erwachte der alte Humor des Steuer-Kontroleurs; lächelnd blickte er nach der braun gebratenen, wohl zubereiteten Gans auf der großen Schüssel und sagte: „Liegt sie nicht da, als wollte sie vor Entzücken mit den Flügeln an den Magen schlagen, der mit köstlichen Borsdorfer-Aepfeln gefüllt ist, weil sie uns so trefflich schmecken soll? Dank dem braven Geber, unserem Onkel Menghaber, das erste Glas sei ihm geweiht; wie hier die Gläser klingen, möge er fern unsere Freude empfinden! Gewiß wird er sich unserer heute erinnern!“ — Ja, das that der alte, geizige Furchenkricker doch nicht in Freude und Liebe, sondern in Zorn und Zwietracht. Er zürnte sich selbst und Zwietracht hatte er mit seinem Sohne. „O, Du grenzenloser Dummkopf!“ sagte er zu diesem und legte den Kopf auf die Seite, „was hast Du angerichtet!“ indem er einen Brief des Geflügelhändlers mit dem darin liegenden Schreiben an Lurendreier auf den Tisch warf. „Lasse ich Dich deßhalb studiren? Sechs fette Gänse, zweiundzwanzig junge Kapphähne und vierzig Pfund Butter dazu sind zum Teufel, heißt siebenunddreißig baare Thaler ins Wasser geworfen, durch Deine Einfalt, und ich habe meinen besten Kunden auf immer verloren.“ Der Krähenkönig wurde noch zornigter, als Gustav sich entschuldigen und die Kiste zurückfordern wollte. „Alter Simpel!“ schimpfte Menghaber, „das wäre ein thörichtes Beginnen; was nur je in die Hände eines Steuerbeamten gerathen ist, ist auf immer konfiszirt. Alle Hagel und Donnerwetter, das hat er nimmer erwartet, ich erinnere mich noch, welch einen derben Brief er mir schrieb wegen des Hochzeitsgeschenkes, weil es ihm nicht kostbar genug war, und doch hatte ich es für 16 Thaler in Versatz genommen; fort mit solchen Gedanken, er wird mich für verrückt halten! Gänse, Hähne und Butter sind verputzt, das ist das Resultat Deiner Dummheit!“ So lautete der Weihnachtslobgesang des reichen Gutsbesitzers, im Gegensatze zu dem seines armen Verwandten, welchem er hätte Dank wissen sollen, weil er ihn der Verpflichtung, eine arme Nichte erhalten zu müssen, durch Heirath überhoben hatte.

V. „So Etwas paßirt mir nicht wieder, auch noch Reisekosten dazu,“ brummte am zweiten Weihnachtstage Menghaber in einem Coupé auf der Berlin-Stettiner Eisenbahn, wo er den Hauptsteueramts-Kontroleur Lurendreier mit einem Besuche zu überraschen dachte. Der geizige Gutsbesitzer hatte die Kiste mit dem werthvollen Inhalte nicht vergessen können und wollte von dem Verluste retten, was noch zu retten sei, denn er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß in so kurzer Zeit noch nicht Alles „verputzt“ sei. Im Städtchen E... dunkelte es bereits, als Menghaber aus der Hauptstraße in eine Seitengasse einbog, wo ihm Lurendreier's Wohnung bezeichnet war. Hier und dort wurden die Christbäume von Neuem angezündet und ihr heller Schimmer erleuchtete die Straße; der alte Menghaber stand oft verwundert still und blickte durch die kleinen Fensterscheiben in die erleuchteten Wohnungen, es wurde ihm so sonderbar zu Muthe, er gedachte seiner Jugend und je weiter er ging, desto heller wurde es in seinem Innern, desto empfänglicher wurde er für den schönen Anblick, der sich ihm darbot. Wie gemüthlich mochte es wohl, im Gegensatz zu der draußen herrschenden Kälte, in diesen kleinen freundlichen Zimmern sein, aus welchen der Jubel der Kinder von beiden Seiten zu ihm herschallte. Langsam schritt er weiter, da stand er plötzlich vor einem großen Hause still; aus allen drei Stockwerken war der helle Glanz von angezündeten Christbäumen bemerkbar, unwillkürlich mußte Menghaber nach dem dritten Stocke hinaufblicken, denn von oben herab tönte es so feierlich, klang es so heimathlich schön. Menghaber kannte die Melodie, er hatte sie oft mit seiner Schwester gesungen, als er noch in die Schule ging. Vieles hatte er seitdem vergessen, doch das von oben herniederr tönende: „O, du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit ꝛc.“ war in seinem Gedächtnisse zurückgeblieben; und er sang die bekannte feierliche Weise leise mit, und als das Lied oben beendigt war, beschlich ihn eine nie gekannte Wehmuth, er erinnerte sich seiner Jugendfreuden, ach, hätte er sie noch einmal genießen können! Er trat dem Hause näher, ja es war das bezeichnete, oben wohnte der Kontroleur, sein Vetter, der Gatte seiner Schwester Tochter, den er eben besuchen wollte, um dessen Weihnachtsfreude zu stören. Menghaber's Herz begann zu pochen, wie hätte er solches jetzt noch thun können, nachdem sich seiner die Jugenderinnerung bemächtigt; immer mehr erregte sie ihn und je höher er die Treppen hinaufstieg, desto mehr

vergaß er den Zweck seiner Reise. Gefühl von der Dienerin trat er leise in Lurendreier's Eckzimmer, wo laute Freude herrschte und die ganze Familie noch einmal den durch sein unfreiwilliges Geschenk so glänzend ausgestatteten Christbaum bewunderte. Fast geblendet von den vielen Lichtern stand Menghaber eine Weile regungslos und unbemerkt in seinem Reisepelze da, bis Mathilde ihn zuerst gewahrte und zweifelnd in die Worte ausbrach: „Onkel, lieber Onkel, bist Du es wirklich? willst Du uns abermals überraschen? Ach, unser Glück wird in diesen herrlichen Festtagen immer größer," fuhr sie freudig fort, umarmte und küßte ihn. „Der Onkel ist da, der alte gute Onkel Menghaber!" rief Lurendreier seinen Kindern zu, welche jetzt näher traten und ihn freundlich begrüßten. „Sagte ich's nicht, er liebt den Ekkat, darum hat er nicht geschrieben," jubelte der Kontroleur und drückte den feisten Menghaber an's Herz. Als dieser nun gemüthlich am warmen Kachelofen saß und einen von seinen fetten Kapphähnen zerlegte, war aller Schnee geschmolzen und Alles vergessen. Und als Lurendreier verstohlen seinem angehenden Forsteleven einen Wink ertheilte, in Folge dessen bald drei Flaschen vom besten Rheinweine auf dem Tische standen, da wurde der zweite Weihnachtsabend noch froher als der erste gefeiert. Der alte Menghaber wurde bei jedem Glase heiterer. „Weihnachten ist da!" rief er vergnügt aus, hob sein Glas in die Höhe und stimmte das schöne Lied an: „O, du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit!" welches darauf unter Lurendreier's Begleitung auf dem Klavier vielstimmig gesungen wurde und wobei der tiefe Baß des Gutsbesitzers durchdröhnte. Als nun am Schlusse des frohen Abends der gleichfalls heiter gestimmte Hauptsteueramts-Kontroleur der inhaltschweren Kiste erwähnte, legte Menghaber nach alter Gewohnheit den Kopf auf die Seite und brach, allen Dank ablehnend, in die Worte aus: „Aber, lieber Adam, sprich nicht davon, das verdirbt mir sonst allen Humor, hattest Du denn gar nicht daran gedacht, was ich Dir bei unserem Abschiede sagte: daß Du bei mir nimmer vergessen sei'st?" — Drei schöne, unvergeßliche Tage verlebte Menghaber im Kreise seiner Verwandten, und als er am vierten nach Hause zurückkehrte, reichte er seinem Sohne vergnügt die Hand und sagte: „Alles vergeben, mein guter Junge, aber erinnere mich doch daran, daß ich unserem braven Vetter Lurendreier zum nächsten heiligen Weihnachtsfeste wieder eine Kiste übersende!"

Wie Marschall Magnan seiner Zeit die Cholera vertrieb.

Daß Zerstreuung und Fröhlichkeit des Gemüths ein treffliches Schutzmittel gegen Cholera sind, davon lieferte der unlängst verstorbene französische Marschall Magnan vor Jahren, als die Cholera unter den von ihm kommandirten Truppen in Algier furchtbar wüthete, einen klaren Beweis.

Magnan war damals Oberst, befehligte aber als stellvertretender Brigadegeneral mehrere Regimenter. Die Cholera brach unter den Truppen aus und raffte täglich mehrere hundert Soldaten weg. Die Aerzte waren in Verzweiflung, ihre Mittel halfen nichts, schienen im Gegentheil verderblich zu wirken. Die strengste Diät wurde verordnet, Exzesse jeder Art wurden auf das strengste verpönt. Das Lager glich einem Kloster, die Soldaten waren schweigsam, traurig und in sich versunken, die Offiziere schrieben Abschiedsbriefe an ihre Angehörigen, weil Jeder auf seinen nahen Tod vorbereitet war.

Magnan schüttelte den Kopf zu diesem Treiben. „Bei dieser Wirthschaft wird kein Einziger von uns übrig bleiben, um die Nachricht von dem Tode der Anderen nach Hause zu bringen," meinte er. „Es muß anders werden. Herr Adjutant, rufen Sie mir noch einmal den Oberarzt."

Dieser erschien mit einer entsetzlich sorgenvollen Miene, die so düster wie das Todesbullelin aussah, das er täglich im Hauptquartier einreichte.

„Wie steht es heute, Herr Doktor?" redete ihn Magnan an.

„Nicht besser, mein Oberst!" antwortete der Arzt. „Weder in der Zahl noch in Heftigkeit der Anfälle läßt sich die geringste Besserung verspüren. Ich bin in Verzweiflung, denn meine Kunst ist hier ohnmächtig!"

„Das habe ich lange gemerkt, und es freut mich, daß Sie selbst zu der Ueberzeugung gekommen sind. Ich vermuthe sogar, daß Ihre Rathschläge der Krankheit Vorschub leisten und bin daher entschlossen, eine ganz andere Behandlung vorzuschreiben!"

Der Arzt sah den Oberst erstaunt an und fragte ihn gereizt, was er denn für ein Mittel besäße? Seiner Meinung nach sei noch keins gegen die Cholera entdeckt.

„Sie sollen es gleich hören!" Nach diesen Worten diktirte er seinem Sekretär folgenden

Tagesbefehl an die Armee:

„Im Interesse der Gesundheit und namentlich als ein unfehlbares Vorbeugungsmittel gegen die

Cholera befiehlt der kommandirende General, daß regelmäßig jeden Abend bei Einbruch der Dunkelheit große Feuer angezündet werden, je eins für jede Kompagnie, und daß die Soldaten derselben sich wenigstens zwei Stunden lang in heiterem Tanze unter Musik amüsiren sollen. Nur die ausgelassenste Heiterkeit wird den Zweck erfüllen, den der General bei diesem Befehl im Auge hat. Vor Beginn des Tanzes soll eine doppelte Ration Branntwein an jeden Tänzer verabreicht werden."

„Was meinen Sie dazu, Herr Doktor?" fragte Magnan.

„Ich meine, daß die Ausführung des Tagesbefehls die ganze Armee unter die Erde bringen wird," entgegnete der in seinem Stolz beleidigte Mediziner.

Der General ließ sich aber nicht irre machen. Es war ein kühner Streich, der aber vollkommen reuissirte. Am nächsten Tage zählte man statt 150 Todesfällen kaum 60, am zweiten Tage sank die Zahl derselben auf 25, am dritten auf 5 und am vierten war kein einziger neuer Fall vorgekommen!

Diese Geschichte soll vollkommen authentisch sein. Ob das Rezept in allen Fällen anwendbar ist, scheint bis jetzt nicht erprobt zu sein.

Mannigfaltiges.

Wie das Modejournal „La Vie Parisienne" verkündet, ist jetzt der Charakter der Damentoiletten für den Winter „endgiltig" festgesetzt. Er ist durch und durch antik. Die Mode verneigt sich huldigend vor dem kaiserlichen Biographen Cäsar's. Man wird in dieser Saison nur Roben sehen, welche mit geschnittenen Steinen, Cameen, Gemmen und Hieroglyphen geschmückt sind, weite antike Roben mit ganz kurzer Taille. In den Museen wühlt man nach Mustern aus den entferntesten Zeitaltern der Geschichte — römisch muß es sein, karthaginiensisch kann es sein, mythisch-egyptisch aber hat den Vorrang. Antike Gegenstände in Miniaturen und Email werden sehr gesucht, und die Edelsteine müssen à jour gefaßt in durchbrochenem Goldschmuck funkeln. Im Haar wird man viel Binden, Glöckchen, Tropfen, Kleeblätter und Goldschmuck tragen, die Locken, versteht sich falsche, werden in gesuchter Unordnung auf dem blanken Nacken tanzen, auf den Hüten aber trägt man den prächtigsten Federschmuck, der mit einer Camee oder einer mit Edelsteinen besetzten goldenen Filigrannadel befestigt wird. Wie man sieht, bezeichnet diese Mode wieder eine Steigerung in der luxuriösen Kostbarkeit des Damenputzes.

(Heilung der Krätze durch Petroleum.) Nach Berichten aus fremden und einheimischen Militärlazarethen ist das Petroleum vollständig geeignet, die Krätzmilben zu tödten, d. h. die Krätze zu heilen, und zwar genügt eine Behandlung durch 2—3 Tage. Bei Behandlung der Krätze durch Petroleum wird die Haut nur wenig angegriffen, und läßt sich das Petroleum in Form von Ueberschlägen selbst bei ausgedehnter Entzündung und ausgedehntem Wundsein in Anwendung bringen. Nach Beendigung der Kur kann sogleich die Arbeit wieder aufgenommen werden.

An meine Geliebte.

Endlich hab' ich sie gefunden,
Die sich einzig für mich schickt
Und in allen trüben Stunden
Treu verharrend mich beglückt.

Oft getäuscht von Freund und Mädchen
Und durch Trennung oft betrübt,
Halt' ich jetzt am seid'nen Fädchen
Sie, die meine Seele liebt.

Die für mich alleine brennet,
Die mir niemals widerspricht,
Eifersucht und Stolz nicht kennet,
Nicht aus Laune mit mir bricht.

Die mir Trost in langer Weile,
Rath gibt in Verlegenheit,
Und wenn ich mich übereile,
Mir Bedächtigkeit verleiht.

Die nicht ob der Streifereien
In das Land der Freude zankt,
Nicht erzwung'ne Schmeicheleien
Für ein gut Gesicht verlangt.

Nein, sie kennt nicht falsche Tücke,
Nicht die Sucht nach Putz und Tand,
Und wenn ich was an sie rücke,
Ist es nur ein grünes Band.

Fest hängt sie an meinem Munde,
Ach! in deinen Fesseln frei
Bleib' ich bis zur letzten Stunde,
Liebe Pfeife, dir getreu.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.